This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

P Germ 147.7

Bound
JUN 23 1902

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL,

(Class of 1815).

This fund is $20,000, and of its income three quarters shall be spent for books and one quarter be added to the principal.

Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Herausgegeben von

JULIUS LOHMEYER

Band I

Oktober 1901 bis März 1902

BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1902

97c-15
P Germ 147.7
Lowell Fund

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Seite

Adolph Wilbrandt, Große Zeiten 1, 161, 321
Wilhelm Jensen, Der Tag von Stralsund, ein Bild aus der Hansezeit . . . 481, 641
Hermann Heiberg, Die beiden Hakes 801
Julius Stinde, Schwester Kain 819

Dichtungen.

Carl Busse, Es schlägt ein Ruf 22
Felix Dahn, Der Wunsch — Hort der Germanen 54
Dichtergaben aus dem Raabe-Album 98
Reinhold Fuchs, Das deutsche Meer 126
Adolf Bartels, An Wilhelm Raabe 133
Ernst von Wildenbruch, An Wilhelm Raabe 133
Carmen Sylva, Die Göttin 191
Carl Weitbrecht, Wenn ein Volk aufwacht 192
Karl Ernst Knodt, Abendstimmung im Herbst 207
Julius Lohmeyer, Herbstklang 216
Fritz Lienhard, Gruß an das Meer 227
Frida Schanz, Gedichte. Aus der Sammlung „Intermezzo" 247
Julius Lohmeyer, Deutsche Sprüche 258
Karl Ernst Knodt, Der Heimruf 280
Julius Lohmeyer, Herbstwald 292
Reinhold Fuchs, Auf dem Grenzkamm 300
Reinhold Fuchs, Herbstestrost 307
Fritz Lienhard, Göttliche Fahrt 348
Julius Lohmeyer, Deutsche Sprüche 357
Fritz Lienhard, Marsch der Seekadetten 374
Karl Dove, Auf südlichem Meere 380
Martin Greif, Weihnachten 391
Paul Friedrich, Die Großstadt schläft 403
Karl Vanselow, Selig sind 410
Heinrich Vierordt, Die Tauben der Venus 423
Victor Blüthgen, Herbststimmung 434
Victor Blüthgen, Kinderlos 440
Carl Busse, Es raucht ein Herd 451
Carl Dove, Totensonntag am Meere 535
Albert Klein, Kaisers Geburtstag auf See 548
Johannes Trojan, Weihnachtserinnerung 553

Seite

G. Legerlotz, Epigramme 625
Emil Prinz von Schönaich-Carolath, Ueber die Moore 685
Johannes Trojan, Ein Gruß an unsere Söhne auf der See 715
Hans Freiherr von Wolzogen, In medio veritas 746
Julius Lohmeyer, Den Deutschen in Nordamerika 830
Felix Dahn, Drei Weihnachten 862
Carmen Sylva, Westminster Abbey 861
Johannes Trojan, Distichen 888
Johannes Trojan, Lachende Armut 894

Litteratur.

Carl Busse, Ueber die neuere deutsche Dichtung 138
Adolf Bartels, Goethe und Eckermann 392
Carl Busse, Litterarische Monatsberichte 441, 618, 778, 935
Carl Busse, Von deutscher Kritik und vom deutschen Roman 301
Adolf Stern, Ibsens Weltanschauung 850
Ludwig Schemann, Franz Xaver Kraus 864
H. von Blomberg, Wilhelm Bode, Goethe's Lebenskunst 895

Biographisches.

Anton von Werner, Fürst Bismarck und die Kunst 67
Adolf Stern, Wilhelm Raabe 86
Freiherr O. von Zedlitz und Neukirch, Erinnerungen an Miquel 207
Erich Marcks, Neues aus Bismarcks Werkstatt 738, 844

Musik und Kunst.

Max Martersteig, Vom deutschen Theater 146, 453, 626, 786
Leopold Schmidt, Musikalische Rundschau 308, 634, 792, 949
Fritz Lienhard, Vom deutschen Theater 944
Hermann Muthesius, Die moderne Umbildung unserer ästhetischen Anschauungen . 686
Cornelius Gurlitt, Zur Heidelberger Schloßfrage 743

Staats- und Völkerleben.

Theodor Schiemann, Deutschland und die großen europäischen Mächte . . . 109, 276
Theodor Lindner, Die Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins 344
Alexander von Peez, Der englische Zwischenhandel als Deutschenfeind 375
Friedrich Hirth, China im Zeichen des Fortschritts 511
Karl Peters, Die Weltstellung Englands 569
Wilhelm von Massow, Deutsches Land und polnische Flut 576
Theodor Schiemann, Die auswärtige Politik im Jahre 1901 591
Otto Hintze, Weltgeschichte und Weltpolitik 672
Rudolph Sohm, Das größere Deutschland und die innere Politik 723
Rudolph Sohm, Ein Wort der Abwehr 955
Wilhelm von Kardorff-Wabnitz, Ein Gespräch mit einem Nordamerikaner . . 731
Theodor Schiemann, Monatsschau über die auswärtige Politik 411, 750, 900
Wilhelm von Massow, Monatsschau über innere deutsche Politik 127, 418, 599, 757, 908
Paul Dehn, Weltwirtschaftliche Umschau 115, 281, 424, 604, 763, 914

Seite

Geographie und Reisen.

Friedrich Ratzel, Der Geist, der über den Wassern schwebt 42
Graf Joachim von Pfeil, Betrachtungen über Marokko 55
Alfred Kirchhoff, Das Meer im Leben der Völker und in der Machtstellung der Staaten 217
M. Wilhelm Mayer, Die gemeinsamen Züge im Weltenbau 362, 536

Ethik und Erziehung.

R. Eucken, Die weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Geistes 23
Frhr. von Stengel, Die Friedensbewegung und die nationale Gesinnung 193
Johannes Reinke, Der Mensch lebt nicht vom Brot allein 181
Fritz Lienhard, Die Gemütsmacht der deutschen Frau 242, 358
Fritz Lienhard, Persönlichkeit und Kultur 549
Wilhelm von Polenz, Aphorismen 590
Hans Schliepmann, Unser Lesesammer 716
Wilhelm Münch, Nationale Erziehung 832
Hans Schliepmann, Geschmack und Mode 889

Deutschtum im Auslande.

Paul Dehn, Deutschtum im Ausland 134, 293, 435, 613, 773, 927
Karl Tanera, Der junge deutsche Kaufmann in Ostasien 101
Karl Tanera, Wie müssen wir mit den Chinesen verkehren? 881

Koloniales.

Hermann von Wißmann, Meine Kämpfe in Ostafrika.
I. Das Gefecht bei Sunda 34
II. Bestrafung der Wawemba-Sklavenräuber 259
III. Das Gefecht am Kilima-Ndscharo 583
Karl Dove, Die künftige wirtschaftliche Bedeutung Südwest-Afrikas für Deutschland . 381

Heer und Flotte.

Marius, Die moderne Entwickelung der Kriegsflotten 703

Volkswirtschaft und Sozialreform.

Adolf Wagner, Bankbrüche und Bankkontrolle 74, 248
Wilhelm von Massow, Zur Zolltarifbewegung 274
J. Norden, Aus dem Leben der Hauptstadt 404
Freiherr O. von Zedlitz und Neukirch, Zolltarif und Reichssteuerreform . . . 554
Peter Jessen, Die Knabenhandarbeit und die volkswirtschaftlichen und sozialen Aufgaben unserer Zeit 747

Industrie und Landwirtschaft. Technik und Verkehr.

Max Sering, Die deutsche Bauernschaft und die Handelspolitik 228
Paul Heyck, Ueber die künftige Entwickelung der Eisenbahnen 152
Paul Heyck, Uebersicht über den augenblicklichen Stand der Elektrotechnik 459
Heinrich Dade, Die Probleme der deutschen Wirtschaftspolitik für Landwirtschaft und Industrie 871
Paul Heyck, Der elektrische Schnellbahnwagen 798

Litterarische Rundschau.

	Seite
Albers, Paul, Am Wartburghof	480
Bachmann, Hermann, Deutsche Arbeit in Böhmen	319
Bartels, Adolf, Eckermann, Gespräche mit Goethe	464
Bartels, Adolf, Geschichte der deutschen Litteratur	320
Bartels, Adolf, Der junge Luther	640
Bellermann, Ludwig, Schiller	957
Berner, Ernst, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern	159
Bettelheim, Dr. Anton, Briefe von Ludwig Anzengruber	640
Beutner, Renata, Für frohe Mädchenherzen	480
Boelsche, Wilhelm, Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur	800
Bormann, Edwin, Die Kunst des Pseudonyms	469
Bosse, Dr. R., Eine Dienstreise nach dem Orient	478
Brandes, Wilhelm, Balladen	476
Brausewetter, E., Finnländische Rundschau	466
Breda, Franz, Aus den Papieren eines modernen Theologen	159
Busse, Carl, Vagabunden	468
Chamberlain, Houston Stewart, Richard Wagner	800
Dahn, Felix, Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Band XIII.	468
Dähnhardt, Oskar, Heimatklänge aus deutschen Gauen	475
Denzinger, Molly, Aus Tantens Plauderstübchen	480
Dix, Arthur, Deutschland auf den Hochstraßen des Weltwirtschaftsverkehrs	158
Ebner-Eschenbach, Marie von, Aus Spätherbsttagen	467
Ehrhard, August, Franz Grillparzer	640
Eigenbrodt, Wolrad, Aus der schönen weiten Welt	800
Eschelbach, Hans, Der Niedergang des Volksgesanges	800
Eucken, Rudolf, Der Wahrheitsgehalt der Religion	462
Falckenberg, Richard, Rud. Euckens Kampf gegen den Naturalismus	800
Falckenberg, Richard, Geschichte der neueren Philosophie	957
Felsing, Otto, Gert Janssens China-Fahrten	478
Fliedner, Fritz, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen	640
Focke, Dr. Rudolf, Chodowiecki und Lichtenberg	480
Franke, Dr. phil. Hermann, Christentum und Darwinismus	159
Frömmel, Dr. Otto, Das Frommelgedenkwerk. Frommels Lebensbild	469
Gäbertz, Karl Theodor, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen	478
Grotthuss, Jeannot Emil Frhr. von, Türmer-Jahrbuch 1902	640
Haake und Kuhnert, Das Tierleben der Erde	640
Häckel, Ernst, Kunstformen der Natur	640
Halle, von, Prof. Dr. E., Volks- und Seewirtschaft. Reden und Aufsätze	959
Hamel, Richard, Zauber der Ehe	159
Harnack, A., Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte	640
Harnack, Otto, Goethe in der Epoche seiner Vollendung	318
Hausrath, Ad., Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke	800
Heiberg, Hermann, Am Marktplatz	314
Helmolt, Hans F., Weltgeschichte	464
Hofmann, Else, Elli	480
Jahrbuch des deutschen Flottenvereins	475
Kaisenberg, Moritz von, L'aigle et l'aiglon. Napoleon I. und sein Sohn	480
Kalthof, A., Die religiösen Probleme in Goethes Faust. Ernste Antworten auf ernste Fragen	640
Katzenhofer, Gustav, Positive Ethik. Die Verwirklichung des Sittlich-Seinsollenden	800
Kerschensteiner, Dr. Georg, Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmäßigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?	317
Klee, Dr. Gotthold, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte	316
Kobelts, Dr. W., Die Verbreitung der Tierwelt	640
König, Karl, Im Kampf um Gott und um das eigne Ich	800
Kurland, Gotthard, Alltagsgeschichten	960
Lamprecht, Karl, Deutsche Geschichte	958
Lechner, Cornelia, Goldene Reime	480
Leixner, Otto von, Aesthetische Studien für die Frauenwelt. — Plauderbriefe an eine junge Frau. — Ueberflüssige Herzensergießungen eines Ungläubigen. — Ausgewählte poetische Werke	640
Lienhard, Fritz, Gesammelte Gedichte. — Wasgaufahrten	472
Lienhard, Fritz, Grüne Hefte für Kunst und Volkstum	157
Lienhard, Fritz, Neue Ideale	157
Linz-Godin, A., Dora Reval	478
Lohmeyer, Julius, Auf weiter Fahrt	480
Lohmeyer, Julius, Humoresken	158
Lohmeyer, Julius, Unter dem Dreizack	479
Lohmeyer, Julius, Wir leben noch und anderes	158
Lülmann, Lic. Dr. C., Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten	800
Mach, Franz, Das Religions- und Weltproblem	474
Malet, Edward, Diplomatenleben	465
Marcks, Erich, Wilhelm I	800
Matthias, Dr. Adolf, Aus Schule, Unterricht und Erziehung	315
Meyers Historisch-geographischer Kalender	474
Mohl, Robert von, Lebenserinnerungen	640
Moulin-Eckart, Prof. Dr. Graf Du, Englands Politik und die Mächte	480
Muff, Chr., Idealismus	640

Seite

Muellenbach, Ernst, Maria 814
Mummenhoff, Ernst. Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Bd. 8. Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit . . . 470

Naudé, W., Die Getreidehandelspolitik und Kriegsmagazin-Verwaltung Brandenburg-Preußens bis 1740 800
Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, 2901 817

Ompteda, Georg Freiherr von, Cäcilie von Sarryn 640

Pannwitz, Max, Große Kriegshelden 490
Petersen, Hans, Deutschlands Ruhmestage zur See 320
Pfordten, Otto von der, Werden und Wesen des historischen Dramas 800
Prahl, K. H., Hoffmann von Fallersleben. Unsere volkstümlichen Lieder 476

Ratzel, Friedrich, Die Erde und das Leben . 640
Renner, Gustav, Ahasver 477

Schaible, C., Geistige Waffen. Ein Aphorismenlexikon 800
Schanz, Frida, Feuerlilie 480
Schanz, Frida, Intermezzo 473
Schäuffelin, Hans, Leiden, Sterben und Auferstehung unseres Heilandes Jesu Christi 800
Schmid, Christoph von, Goldenes Märchenbuch (Ostereier) 480
Steiff, Dr. Karl, Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs 471
Steinhausen, Dr. Georg, Monographien zur Deutschen Kulturgeschichte 156

Seite

Stern, Adolf, Ausgewählte Novellen 800
Stern, Adolf, Margarete Stern 472
Stern, Adolf, Vier Novellen 800
Stiller, Richard, Adolf Stern 800
Straßburger, Egon Hugo, Lieder für Kinderherzen 480
Strasburg, Gottfried von, Tristan und Isolde 472
Sybel, Heinrich von, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. 468

Banselow, Karl, Von Weib und Welt . . . 476
Bierordt, Heinrich, Gemmen und Pasten . 476

Wachler, Ernst, Schlesische Brautfahrt . . . 478
Wachs, Otto, Malta, seine kriegshistorische Vergangenheit und seine heutige strategische Bedeutung 157
Wachs, Otto, Schlaglichter auf Ostasien und den Pacific 472
Weichardt, C., Das Schloß des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri 640
Weißenfels, Oskar, Die Bildungswirren der Gegenwart 318
Weitbrecht, Carl, Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts 156
Weitbrecht, Carl, Schiller und die deutsche Gegenwart 315
Weyer, B., Taschenbuch der deutschen und der fremden Kriegsflotten 475
Windelband, Wilhelm, Platon 464
Wirth, Albrecht, Volkstum und Weltmacht in der Geschichte 470
Wittich, M., Bineta 640
Wolzogen, Hans von, Raabenweisheit . . . 471

P. Germ
FEB 19 1902

Deutsche Monatsschrift
für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

I. Jahrgang. Oktober 1901. Heft I.

HAMBURG-AMERIKA LINIE

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst.

Hamburg-Newyork	Hamburg-Boston	Hamburg-Mexiko	Stettin-Newyork
Hamburg-Frankreich	Hamburg-Philadelphia	Hamburg-Canada	Newyork-Mittelmeer
Hamburg-Belgien	Hamburg-Galveston	Hamburg-Ostasien	Newyork-Ostasien
Hamburg-England	Hamburg-New-Orleans	Hamburg-Brasilien	Newyork-Westindien
Hamburg-Portland	Hamburg-Venezuela	Hamburg-La Plata	Orientfahrten
Hamburg-Baltimore	Hamburg-Westindien	Genua-La Plata	Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der Deutschen Ost-Afrika-Linie: **Hamburg-Ostafrika.**

Hamburg - Newyork via Southampton und Cherbourg

Schnelldampferdienst.

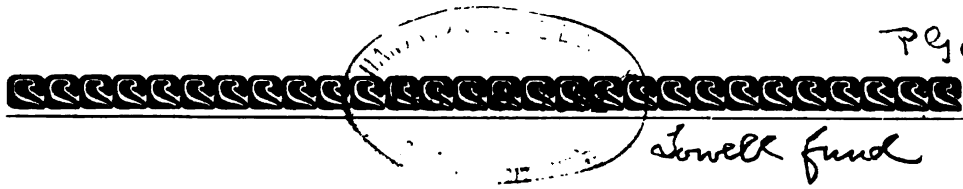
Nähere Auskunft erteilt die

HAMBURG - AMERIKA LINIE, Abteilung Personenverkehr

Hamburg, Dovenfleth 18—21

sowie deren Vertreter.

PGerm 147.7



Es ist doch der höchste Genuß auf Erden, deutsch zu verstehen, zumal wenn man unter dem Pfingstgeläut das große Buch von Wahrheit und Dichtung, das große deutsche Buch menschlicher Erfahrung und Weisheit in Herz und Hirn trägt.

Wilhelm Raabe.

Große Zeiten.

Erzählung von

Adolf Wilbrandt.

Der Krieg ist ein Uebel, ein schreckliches! Ich bestreit' es nicht. Wer kann es bestreiten? — Daß er auch etwas wunderbar Herrliches sein kann, das hab' ich erlebt; das haben alle die Deutschen erlebt, die im Jahr 1870 reife Menschen waren. Mein Dasein ist nicht arm an schönen Tagen, noch an großen Stunden; aber am gewaltigsten fühlte ich doch wohl des Lebens Wert, als wie ein gottgesandt befreiendes Gewitter der große Krieg von 1870 heranzog, sich wölkte und sich entlud. Es mußte die jauchzende Seele ergreifen, in so vielen Tausenden die gleiche Erhöhung des Daseins zu sehn; zu sehn, wie alle die ungeheuren Kräfte, die während der Friedensjahre eines großen Volks gleichsam im Morgentraum daliegen, beim Kriegsgeschrei des gallischen Hahns sich reckten, sich bäumten, wie das aus Millionen Quellen und Quellchen zusammenrinnende Nationalgefühl sich wie ein stürzender Strom ergoß. Nicht allein die beleidigte Ehre, nicht nur die Empörung gegen den französischen Uebermut und der alte Haß auf den „bösen Nachbar" weckte die germanische, kriegsfreudige Tapferkeit; es war auch, wie wenn Alle in dem Kriegslärm von Westen her die eherne Glockenstimme der Geschichte hörten: jetzt vollendet sich das Deutsche Reich! Und es kam etwas über uns, das uns größer, jünger, besser machte; ich hab' es oft mit Staunen erlebt. Wie manchem Menschen, den ich vorher wohl geringgeschätzt, hab' ich in diesen Sommertagen heimlich abgebeten: er wuchs gleichsam aus sich heraus, es kamen Töne aus seiner Brust, die er vielleicht selber nie in sich gekannt oder längst verlernt hatte, in denen die große Glockenstimme wiederklang. Hohe Ehrgefühle, feuriger Gemeinsinn, fröhliche Opferlust verschönerten so manches verweltlichte Herz, so manches verkümmerte Leben. Wie viel Blut dann auch fließen mußte und wie viele Thränen, es war eine heilige Feierzeit.

Von einer merkwürdigen Wirkung dieser Zeit in zwei vom Schicksal verwirrten Menschen möcht' ich hier erzählen; ich hab' sie nicht selber miterlebt, aber

schon damals von ihr gehört. In München, wo ich seit Jahren wohnte, war Anfang 1867 eine junge Dame aufgetaucht, die durch ihre Schönheit und auch durch ihr Schicksal, ihre Eigenart einiges Aufsehen machte, obwohl sie nicht viel in der Welt erschien. Sie war von Würzburg gekommen, wohin sie als Kind aus Norddeutschland gezogen war und die ganze Werdezeit zugebracht hatte; zuerst mit den Eltern, dann, als junge Waise, bei Herrn von Reichthal, ihrem Vormund, einem gemüthlich heiteren Mainfranken und Würzburger Kind. Marie Stephan war nicht gewöhnlich begabt, zumal für die Musik; ihr warmblütiges, feuriges Temperament gewann ihr die Herzen. Ihr ganzes Kinderherz hatte sie an einen Menschen gehängt, eine Mitschülerin, Elise von Lengfurt, die um ein Jahr älter war. Mariens Liebessinn war so leidenschaftlich, daß sie auch in der Schrift mit Elise wie eins sein wollte, daß sie mit zwölf oder dreizehn Jahren noch umlernte und die damals noch neuen, kühnen, stark ausladenden Buchstaben ihrer Freundin annahm. Sie ruhte nicht, bis sie zum Verwechseln ähnlich schrieben; dann erst erfand sie sich einige Besonderheiten, damit man doch ihr Geschriebenes unterscheiden könnte.

Als sie neunzehn Jahre alt war, trat in dieses freudig frische Leben eine unheimliche, vielleicht ererbte Störung ein, die zu ihrem Schicksal ward. Es begann eine nervöse Ueberreizung, die langsam, aber unaufhaltsam wuchs; die noch eine Weile als geniale Steigerung ihres Geistes- und Seelenlebens erschien, sie zur Schwärmerin, zur Komponistin, zur Dichterin machte, auch ihr bis dahin sprödes Herz erweckte — bis sie sich in einer schweren Erkrankung entlarvte. Es ging dabei sonderbar zu, so ward wenigstens erzählt: sie machte mit einem jungen Freund des Hauses Musik, der, früher eine Art Wunderkind, fast alle Instrumente spielte und sich Marien mit auffallender Wärme angeschlossen hatte; am Klavier sitzend fiel sie plötzlich um, auf seine Hilferufe fand man sie ohnmächtig in seinen Armen. Es folgte bald Schüttelfrost, heftiges Fieber, eine Gehirnhautentzündung brach aus, die zwar mit Genesung endete, aber auf rätselhafte Weise — vielleicht damals rätselhafter als jetzt — zu einer vorübergehenden Geistesstörung führte. Als sich auch diese verlor, blieb eine Gedächtnisschwäche zurück, die sich nach und nach begrenzte; die früheren Erinnerungen wurden wieder klar und kräftig, aber die ganze nervöse Zeit vor dem Zusammenbruch, etwa ein halbes Jahr, war ihr wie ausgelöscht. Es tauchten bei aller Anstrengung nur unbestimmte, unsichere Gefühle auf, Traumgebilden ähnlich; es war, wie wenn sie dieses halbe Jahr verschlafen hätte.

Welche Marter es für ein so junges und so starkfühlendes Wesen war, sich gleichsam verstümmelt und vom Schicksal gezeichnet zu sehn, brauch' ich nicht zu sagen. Als sie sich an die Lücke in ihrem Leben leidlich gewöhnt hatte, war sie doch tief verändert; ihre jugendliche, oft kindliche Heiterkeit hatte sich mit nervöser Unruhe, mit Schärfe und Herbheit vermischt, sie grübelte und träumte viel, ver-

sank leicht in Schwermuth. Mißtrauen und Zurückhaltung, die sie früher nicht gekannt hatte, legten sich oft wie Mauern um sie. Es verschönerte sie andererseits ein tiefer Ernst, etwas eigen Geheimnisvolles, das noch allerlei Rätsel einzuschließen und eine höhere Entwicklung zu versprechen schien. Sie ergab sich auch ernsten Studien, wie um sich von dem unfruchtbaren Grübeln abzulenken. Dabei war ihre schlanke Gestalt so jung wie möglich; fast zu mager, aber von aristokratischem Ebenmaß. Ihre braunen Augen lagen tief und wirkten oft erstaunlich. Ihr Lächeln konnte bezaubernd sein.

So kam sie 1867 mit Reichthal nach München, noch nicht einundzwanzig Jahre alt. Sie fand dort ihre Freundin Elise wieder, die schon vor Mariens Erkrankung Würzburg verlassen hatte: mit dem Regierungsrath von Plauen vermählt, war sie ihrem Gatten nach München gefolgt. In Elisens Haus, das durch die lebenslustige und liebenswürdige Frau sehr bald zu geselliger Blüte kam, lernte Marie Herrn von Plauens besten Freund, den Professor der Jurisprudenz Helmuth von Dorn kennen; einen Mittelfranken aus der Nürnberger Gegend, wohl sechzehn Jahre älter als sie. Sein Charakterkopf war nicht schön zu nennen, ein tief eingeprägter Ernst machte ihn zuweilen übermäßig alt; große blaue Augen erleuchteten ihn aber und konnten zu guter Stunde mit unwiderstehlicher Freudigkeit und Klarheit glänzen. Den seit Jahren frauenscheuen, in Wissenschaft und Politik vergrabenen Mann fesselte Marie sofort. Ihr für solche Jugend ungewöhnlicher Ernst entsprach, wie er meinte, seinem Sinn und Wesen; ihr Geist, ihre Kenntnisse imponierten ihm. Die, dachte er, wird mein Ideal einer Frau erfüllen! — Nur zu willig half ihm die Hausfrau, Elise. Sie hatte ihn wie ihr Mann schätzen und lieben gelernt; sie war in ihrer Ehe glücklich; sie konnte das Kuppeln nicht lassen. Marie, von Helmuths blauen Augen umworben, von der Freundin laut und leise angefeuert, in sich lebensmatt, nach ihrem Gefühl um die Jugend betrogen, sich nach Frieden sehnend, nach einem Zweck, nach Vernunft, grübelte sich in die Ehe hinein, wie sie sich aus der verstümmelten Jugend herausgegrübelt hatte. Sie erwärmte sich für Helmuth, ohne ihn zu lieben, für diesen innerlichst vornehmen, tiefen, edlen, für alles Große begeisterten Mann. „Lieben?“ sagte sie eines Tages zu Elise, als diese wieder das Gespräch, wie der Wind die Wetterfahne, auf Helmuth gerichtet hatte. „Nein, ich lieb' ihn nicht. Ach, laß doch dieses dumme Wort! Ich hab's einmal versucht — mir ist wenigstens so — in der Zeit, von der ich eigentlich nichts mehr weiß — aber ich hab' offenbar zum Lieben kein Talent. Ich könnt' darum auch keinen nehmen, der in mich verliebt wär'; dann taugten wir gar nicht zusammen. Achtung, Hochschätzung! Seelenfreundschaft! Gute Kameradschaft! Wenn Dein Herr von Dorn es auch so meint — und damit zufrieden ist — und weiter nicht verliebt ist — dann könnt' ich in dies Wasser springen, weißt Du. Aber anders nicht!“

Helmuth, auf diesen Punkt gedrängt und von seinen wachsenden Gefühlen

fortgerissen, that, was wohl vor allem der Stolz ihm eingab: er entschloß sich, eben diese seine Gefühle vor ihr zu verbergen, ihr nicht zu zeigen, daß der reife Mann sie wie ein Jüngling liebte, nur achtungsvoll und ehrerbietig zu werben, um ihr noch kränkelndes Gemüt ja nicht zu erschrecken. Ist sie nur erst mein, dachte er, wenn ihm vor dieser „Vernunft" selber bange ward, so wird sich alles finden. Sie wird ganz gesunden, und ohne Verliebtheit wird die Liebe kommen; nur männlich ruhig warten! nur Geduld! — „Eine edle Ehe!" „Gute Kameradschaft guter Menschen!" wurde sein und ihr Losungswort. So traten sie in die Ehe, noch im Sommer desselben Jahres 1867.

Es war einer der Fälle, aus denen man lernen konnte, wie unvernünftig oft die Vernunft ist, wenn es sich um die tiefsten Bedürfnisse des Gemüthes handelt. Die lassen sich wohl eine Weile wegtäuschen, aber nicht ersticken; sie bleiben das Mächtigste. Von unterdrückter, aber heißer Sehnsucht nach Liebe waren auch diese beiden ernsten Menschen erfüllt; sie erlebten bald, daß ihre Resignation eine Lüge war. Sie fühlten mehr und mehr den Stachel im Herzen, nicht geliebt zu werden; sie warteten jeder stolz auf des andern Liebe. Nichts ist leichter — so wunderbar es klingt — als daß sich zwei Menschen verkennen, die alle Tage beisammen sind. Jede Stunde hilft der andern; ein zusammengeschmiedetes Paar kann sich gründlicher auseinanderleben als eines, das der Ozean trennt. Helmuth und Marie, scheinbar so vom Verstand regiert, erwiesen sich doch als ebenso unverständig wie alle, in denen die lebendig begrabene Liebessehnsucht ihre vulkanische Arbeit thut. Ihr, der noch so leicht Erregten und Gereizten, mißfiel fast von Tag zu Tage mehr, was sie vorher mit der „Vernunft" an Helmuth geschätzt hatte: seine ruhige Würde und Festigkeit, sein zuverlässiges Gleichmaß, das Ehrenfeste, Regelrechte, unverbrüchlich Pünktliche, das er sich in langer, strenger Selbsterziehung erkämpft hatte; es erschien ihr bald „spartanisch", langweilig, kalt. Ihn, den ein volles Liebesglück geschmolzen, verjüngt und geschmeidigt hätte, verhärtete diese kühle Eheluft; ihn verdroß nun Mariens nervöse Ruhe- und Regellosigkeit, ihre Geistessprünge, ihre Herbigkeiten, all das Zuckende, Haltlose, das ihm erst das Zusammenleben offenbarte, da es darin seine wuchernde Nahrung fand. Kurz, es begann ein Auseinanderleben, das die Freunde mit Schrecken sahen, das den ehemaligen Vormund Reichthal mit überfließender Erbitterung, die Freundin mit stiller, banger Reue erfüllte, und das bis zu fremdem und kaltem Nebeneinandergehen gediehen war, als die Sturmwolken des Sommers von 1870 sich zusammenzogen.

Wer jene Zeit erlebt hat, der erinnert sich, wie auf einmal in der ersten Juliwoche das Kriegsgespenst wegen Spanien heraufstieg. Der Entschluß des Marschalls Prim, dem Erbprinzen von Hohenzollern die spanische Krone anzubieten, und des Prinzen Zustimmung erregten sogleich das französische Blut, und in so auffallender Art, daß man sich fragen mußte: sucht denn Frankreich den

Krieg? Das Gewittergrollen von Paris her wuchs, das gallische Kriegsfieber stieg; dann kam noch eine Stille vor dem Sturm: der Erbprinz von Hohenzollern verzichtete um des europäischen Friedens willen auf den ihm angebotenen Thron. Helmuth von Dorn, ein eifriger Politiker und glühender Patriot, ward sofort von der Stimmung der Zeit ergriffen und von einer tiefen Ahnung des Kommenden erfüllt; er fühlte die große Wetterwolke, wie ein stark empfindlicher Körper ein heranziehendes Gewitter fühlt. In der Verdüsterung seines Gemüts, dem zu Haus nicht wohl war, sah er aber graue und schwarze Tage kommen; ein entsetzliches Völkerringen mit furchtbaren Schicksalswechseln schien bevorzustehen; siegen werde wohl die deutsche Kraft, aber nach wie viel Todesnot? Es wurmte ihn in seinem wunden Herzen, daß nicht auch die andern so dachten, daß nicht nur der leichtblütige Reichthal, die glücksfrohe Elise, sondern auch sein „Schicksal", Marie, wie aus Trotz und Entfremdung diesen schwarzen Gedanken aus dem Wege ging. In ihm ward's um so finsterer. Er sah nur Oberflächlichkeit, musikalisches Träumen, Unterhaltungswut um sich her, ohne Sinn für die Zeichen der Zeit. Ihm wurde fast zu Mut wie einem von langer Schwüle zerquälten Menschen, der begierig auf die schwarzen Wolken schaut: möchten sie nur herunterwettern und sich in blindem Wüten entladen!

In dieser Stimmung kam er am Abend des dreizehnten Juli — am Morgen war der Verzicht des Hohenzollernprinzen bekannt geworden — in das Plauensche Haus, das sich das junge, mit zwei Kindern gesegnete Paar nicht weit von den Propyläen erbaut hatte. Ein hübscher Garten umgab das Haus; in den trat er ein, da er aus dem Gartenzimmer, in dem eine kleine Gesellschaft versammelt war, eine Art von weicher Musik hörte, die er jetzt nicht hören mochte, und sich lieber noch eine Weile einsam mit seinen Gedanken erging. Er kam spät, und wie er hoffte, gegen das Ende des „Festes"; er wäre ganz fortgeblieben, wenn er nicht der Hausfrau auf ihr Verlangen sein Wort gegeben hätte, diesmal zu erscheinen. Als er nun aber auf den Kieswegen hin und herging und an einer halbgeschlossenen Laube vorbeikam, sah er Herrn von Reichthals große, behaglich wohlbeleibte Gestalt, in einem Sessel am Laubentisch schlafend und leise schnarchend. Ein Laut der Ueberraschung, den Helmuth ausstieß, weckte den Schläfer auf. Er rieb sich die Augen und wunderte sich.

„Wohl geruht, Reichthal?" fragte Helmuth mit dem finster satirischen Lächeln, das sich ihm jetzt so leicht auf die Lippen legte. „Wie kommen Sie hierher, statt bei der Gesellschaft und bei der Musik zu sein?"

„Ja, eben diese Musik!" antwortete Reichthal. „Ihre Frau spielt da drinnen, und gewiß sehr schön wie immer; und es ist eigentlich mein Lieblingsstück; aber wie es so geht mit den Lieblingsstücken, wenn man sie zehn, zwanzig Jahre lang hört! — Das ist nun grade zehn Jahre her, als Marie als meine kleine vierzehnjährige Mündel zu uns ins Haus kam und ich sie nach einigen Reden fragte:

Du sollst ja so schön Klavier spielen, ich hab Dich aber noch nie gehört; was hast Du denn besonders gern? Da ging sie still, ohne ein Wort, an den Flügel, und während ihre letzten Thränen so ganz allmählich ungestört wegtrockneten, spielte sie mir dieses Stück. Die kleine, ernsthafte Person spielte es überraschend schön! Ich war weg! — Kind, sagt' ich dann und gab ihr einen Kuß, Du bist ja ein Wunderkind. Das vergiß nicht wieder, ich hör's so gern, das spiel mir noch oft!" Reichthal lächelte: „Unvorsichtiger Vormund! Seitdem bekam ich dies Dessert zu jeder musikalischen Mahlzeit. Es hat Winterabende gegeben, wo ich dies mein Leibstück haßte!" Er lächelte wieder, und diesmal mit all seiner frohsinnigen Gutherzigkeit: „Ich hab's ihr aber nie gesagt!"

„Sie haben Sie nichtswürdig verzogen," erwiderte Helmuth freundlich; er unterdrückte, was er dabei dachte.

„Ja, man sagt mir das nach! — Warum verfiel denn auch ihre gute Mutter darauf, sie gerade mir zu vermachen; ich bin weder ein geborener Vormund, noch ein gelernter. War auch eigentlich noch zu jung: achtunddreißig Jahre. Und ein zu fideles Haus. Der Vormund hätt' ja fast noch selber einen Vormund gebraucht!"

Helmuth, der in seiner inneren Unruhe auf und abging, blieb stehen: „Na, den hatten Sie ja wohl an Ihrer Frau."

Reichthal antwortete ernsthaft, während Helmuth gelächelt hatte: „O ja — bis sie starb! — Da fing ich denn an, Marie zu erziehen — ganz auf meine Weise. — Nichtswürdig verzogen, sagen Sie. Ja, mein lieber Helmuth, Sie haben sie in diesen drei Jahren wohl auch nicht musterhafter, noch —"

„Glücklicher gemacht!" wollte er sagen; es lag ihm auf der Zunge, die ihm gar so locker saß. Er verstummte aber; wenn auch nicht mehr ganz zur rechten Zeit. Helmuth dachte den Satz von selber zu Ende. Seine scharfen Brauen gingen tief hinunter; er wandte sich ab, als horchte er nach dem Hause hin, wo die Musik eben endete und etwas Beifallklatschen folgte. Dann knirschte wieder der Kies unter seinen Schritten.

„Ja, und was ich sagen wollte," setzte Reichthal hinzu, um dem unbehaglichen Schweigen ein Ende zu machen: „gewissermaßen auf der Flucht vor diesem Leibstück, das nun aus ist, bin ich in die warme Nacht herausgeschlichen — und hier eingeschlafen."

Helmuth erwiderte nichts, er ging hin und her.

„Lieber Freund!" sagte Reichthal nach einer neuen Stille, reckte sich und stand auf. „Wir müssen wohl hineingehen, zu den Mitmenschen. Frau Elise schilt sonst."

Helmuth schüttelte den Kopf. „Zur Gesellschaft? — Ich nicht."

„Warum nicht? — Hören Sie, wie sie lachen; besonders diese Frau von Werth mit der hohen Stimme."

„Eben darum. Diese Lustigkeit — in so furchtbar ernsten, unberechenbar verhängnisvollen Stunden! In diesem Augenblick fliegt vielleicht die Kriegserklärung über den Rhein herüber, und die schwatzen da noch von Hinz und Kunz, von Anekdötchen und Toiletten!"

„Erlauben Sie!" entgegnete Reichthal. „Wir haben doch heut in allen Zeitungen gelesen, daß der Hohenzoller auf Spanien verzichtet hat. Die Sache ist zu Ende."

Helmuth lächelte; wie ein Novembertag! dachte Reichthal, der dieses Lächeln nicht mehr sehen konnte. „Glauben Sie? Dabei wird Frankreich sich beruhigen, meinen Sie? Frankreich will ja den Krieg!"

„Ja, das behaupten Sie alle Tage. Daß Sie das aber auch jetzt noch sagen, wo die Geschichte abgethan ist . . . Unverbesserlicher Pessimist, der Sie sind!"

„Unverbesserlicher Sanguiniker, der Sie waren und sein werden!" — Helmuths schlanke, fast hagere Gestalt trat hart vor Reichthal hin: „Wissen Sie, woher ich komme? Aus dem Ministerium des Aeußern; ich wollte hören, ob Freund Richard etwas Neues wüßte. Er war noch da; eben war eine Depesche aus Berlin gekommen, die noch niemand kannte als der Minister und er. Ein Extrablatt der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung von heut Abend meldet: der französische Botschafter hat in Ems vom König von Preußen verlangt, daß er — hören Sie! — daß er sich für alle Zukunft verpflichten solle, nie wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre spanische Kandidatur zurückkommen sollten. Auf diese unverschämte Forderung —"

„Zum Teufel hinein!" rief nun Reichthal aus. „Das hat der Franzos verlangt?"

„Wie ich Ihnen sage! — König Wilhelm hat darauf abgelehnt, den Herrn Benedetti nochmals zu empfangen, und hat ihm durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, Seine Majestät habe ihm nichts weiter mitzuteilen."

„Bravo! Das hat der Preuß' gut gemacht!" rief Reichthal der Baier aus. „So 'ne Frechheit! Pfui Teufel! Wie wenn der alte Herr ein Bub wär', der was Dummes gemacht hat und — — Aber alle Wetter, ja! Nun wird's ernst."

„Sehn Sie's endlich, Reichthal! Sie wollen in Paris den Krieg. Wie ich immer sagte und Sie nicht glaubten, und die Frauen auch nicht. In vierundzwanzig Stunden vielleicht haben wir den Krieg!"

„Wirklich? Meinen Sie?" Reichthals eben noch grimmiges Gesicht fing schon wieder an zu leuchten; seine grauen Augen lachten. Er nahm Helmuths Arm: Na, dann kommen Sie! Dann trinken wir ein Glas von Frau Elisens Erdbeerbowle auf den ersten Sieg!"

Helmuths Arm zuckte; er konnte sich nicht enthalten, zwischen den Zähnen zu murmeln: „Frevelhafter Uebermuth!" Etwas lauter und ruhiger sagte er dann: „Sie vergessen wohl, lieber Freund, daß Frankreich anfängt, also gewiß im

Stillen gerüstet hat — und der Norddeutsche Bund und wir Süddeutschen nicht. Und ob Bayern mitthut, wo es noch so viel schwarze und bajuvarische und süddeutsche Feindschaft gegen Preußen giebt —"

„Bah! Die werden wir schon niederbügeln, wenn's erst heißt: entweder mit Preußen oder mit Napoleon! Ihre Schwarzseheraugen sollen mich nicht anstecken. Wenn Sie nicht wollen, dann trink' ich allein zwei Gläser auf den ersten Sieg!"

Helmuth verzog das Gesicht. „Es wird wohl manche Siege geben, die wir beide nicht feiern!"

Reichthal, der schon ins Haus wollte, blieb stehn. Ihn reizte an Helmuth, den er sonst sehr lieb hatte, jedes Wort jetzt und jeder Ton. „Meinen Sie?" fuhr aus ihm heraus. „Mit einem ähnlichen Gesicht, mein Lieber, wie Sie heut in unsre Zukunft schauen, ja, grad' mit diesem Gesicht kamen Sie auch an Ihrem Hochzeitstag auf mich zu — wo jeder andere wie ein Maitag gelacht hätte. Ah was! Ich muß Ihnen doch einmal sagen —"

Er hielt nun doch inne.

„Nur zu!" sagte Helmuth mit einem erzwungenen, stolzen Lächeln. „Genieren Sie sich nicht!"

„Ich genier' mich auch nicht", erwiderte Reichthal; die angeborene Gemüthlichkeit erschien aber schon wieder auf seinem hübschen, frischen Gesicht. „Ich muß Ihnen sagen: Sie sind während eines Hagelschauers ausgedacht worden und an einem dunklen Novembermorgen ans Licht gekommen; und um Sie zu ärgern, trink' ich drei Gläser Erdbeerbowle auf den ersten Sieg!"

* * *

Elise von Plauen kam Arm in Arm mit Marie, beide sommerlich hell gekleidet, aus dem Gartenzimmer; die kleinere Elise schon etwas frauenhaft voll und rundlich, Marie noch schlank wie ein junges Mädchen. „Es scheint, der Krieg fängt schon 'an!" sagte Elise, als sie in den halbdunklen Garten trat; „aber der Bürgerkrieg!"

„Guten Abend, beste Elise", gab Helmuth nur zur Antwort, ging auf sie zu und gab ihr die Hand. Er begrüßte Marie mit einem Nicken; Marie erwiderte es.

„Die Hausfrau erwartet Dich schon lange", warf sie hin. Dann sah sie mit einem ihrer träumenden Blicke in die Luft.

„Ja," sagte Elise, „Sie fehlten mir heut sehr: ich hab' mich so nach dem widerwilligen, vorwurfsvollen Lächeln gesehnt, mit dem Sie meine schlechten Calembourgs zu akkompagnieren pflegen. Heut wären Sie in eine wahre Hölle von schnöden Wortspielen gekommen; statt dessen find' ich Sie jetzt hier in meinem Elisium. — Sehn Sie, da ist schon eins! — — Aber heut Abend lächeln Sie nicht."

Helmuth dachte an die Berliner Depesche; und doch mochte er vor dieser wortwitzelnden, lustigen Elise und vor der verträumten Marie nicht davon reden, es widerte ihm. „Verzeihen Sie," entgegnete er und blieb ernst. „Ich hol' es nach. Heut übers Jahr — wenn wir dann wieder Zeit haben, an nichts zu denken."

Elise zog sich scherzhaft zusammen: „O weh! Das ist vernichtend. — Ich hab's Ihnen schon angesehn! Wenn Ihre Stirn einmal so zum — ja, zum Acker geworden ist, Furche neben Furche — — Aber bitte, kommen Sie, meine Herren! Wir wollten Sie holen, ins Gartenzimmer."

„Ja, ja," murmelte Helmuth. „Nur ein Wort mit Marie. — Nicht wahr, dieser — verschleppte Brief, der ist nun besorgt?"

Marie fuhr aus ihren Gedanken auf. „Was für ein Brief? — Ja so. — Wieder vergessen. In den Tod vergessen!"

Helmuth biß sich auf die Unterlippe; so eine Antwort hatte er schon zu oft gehört. „Wirklich," sagte er mit halber Stimme, „diese Schwäche nimmt bei Dir überhand."

Sie wollte etwas erwidern, mit einem gereizt aufflammenden Blick; doch sie faßte sich. Den Kopf etwas senkend, halb abgewandt, warf sie erst nach einer Weile hin: „Ach ja, du hast Recht. Es wird eher schlimmer. Diese Gedächtnisschwäche ... Meinetwegen gründlich, ganz; aber so halb, das ist zu dumm! — Und als Kind, da hatt' ich das beste Gedächtnis von der Welt."

Reichthal, der pfeifend umherging, blieb stehn: „Bis Du's bei mir verlorst, in dieser niederträchtigen Krankheit ohne Ende!"

„Mit etwas mehr Selbsterziehung," murmelte Helmuth, „fand man's wohl auch wieder ... "

Marie wallte auf: „Du meinst?" — Sie gab sich alle Mühe, sich wieder zu bezwingen; durch ihr mattes Lächeln schien aber doch die innen nagende Bitterkeit hindurch. „O gewiß, gewiß," fuhr sie fort. „Die Schuld liegt an mir. Ich bin halt eine charakterlose Frauenseele, verzogen, undiscipliniert. Das Gegenteil eines Mustermenschen." Ihr Auge flog über Helmuth hin: „Der Anblick eines Mustermenschen drückt mich nieder, statt mich zu erheben! — Komm, Onkel Reichthal; — noch ein bischen Musik. Du bist kein normaler, kein vollkommener Mann — wenn Du auch mein Herr Vormund warst — neben Dir kann ich mich vor den Menschen sehen lassen. Komm, komm, machen wir Musik!"

Sie nahm Reichthals Arm und zog ihn ins Haus hinein, durch die offene Gartenthür. Elise sah ihr nach. Sie seufzte leise. Helmuth, der stumm mit den Achseln gezuckt hatte, nahm seinen Hut vom Tisch in der Laube, er hatte ihn dort abgelegt. Dann trat er auf Elise zu, wie zum Abschiedsgruß.

„Was wollen Sie?" fragte sie. „Wo wollen Sie hin?"

„Bitte, entschuldigen Sie mich," antwortete er, mit seiner noch sichtbaren Verstörtheit kämpfend. „Ich — passe heut wirklich nicht her. Sie hören, meine Frau interessiert sich leidenschaftlich für Musik — und ich ebenso leidenschaftlich für den bevorstehenden Krieg. Die Musik wird da drinnen gemacht, und der Krieg draußen; also — lassen Sie mich lieber gehn!"

Er wollte Elisens Hand nehmen; sie zog sie aber zurück. „Helmuth!" sagte sie mit so viel Schmerz und Vorwurf, daß es ihm durch die Seele ging. „Daß doch so oft die besten Menschen auch die ungerechtesten sind! und Unvollkommenheiten für strafbare Fehler oder Laster halten! — Warum reden Sie sich denn ein, Marie hab' kein Herz für Ihren Krieg, für die deutsche Sache?"

„Kein Herz?" fragte Helmuth zurück. „Wenn Herz haben so viel heißt, wie: immer bei was anderm sein, zerstreut sein, musizieren, träumen, lachen — — Aber ich vergesse, Sie lachen ja auch."

„Wenn es nun einmal so eingerichtet ist, daß jeder Tag vierundzwanzig Stunden und jede Stunde sechzig Minuten hat, so haben diese vielen Minuten doch auch verschiedene Bestimmungen; einige sind fürs Sorgen, andere fürs Lachen. Helmuth! Lieber Freund! Warum nehmen Sie seit einiger Zeit alles so schwer?"

„Seit einiger Zeit? Ich dächte, ich bin, wie ich war. Ein Mensch, dem das Große höher steht als das Kleine — die großen Ideen höher als die kleinen Menschen —"

Elise fiel ihm ins Wort: „Aber das Glück, 'ne Idee zu sein, haben so wenige; die meisten von uns kommen als Menschen auf die Welt! — Und auch Sie sind ein Mensch, wenn Sie mir gefälligst erlauben, das zu sagen. Und Sie waren ein so angenehmer, liebenswürdiger Mensch, eh Sie — —" Eh Sie heiratheten, dachte sie; sie sprang aber darüber weg. „Wenn Sie uns Ihre Musterbowle machten; oder wenn Sie uns vorlasen, mit Ihrem gescheiten, herzlichen Baß . . ."

Sie sah ein gutes Lächeln auf seinem finsteren, aber edlen Gesicht; plötzlich kam ihr ein Riesenmuth. Etwas Schweres, Lastendes wollte schon lange aus ihr heraus . . . „Helmuth! Ganz, ganz ernsthaft. Es bringt mich sonst um. Wollen Sie mir einreden, es sei jetzt bloß der Krieg, der Sie so verstört? Sie fühlen, daß Sie Marie nicht glücklich machen . . . So, nun hab' ich's von der Brust!"

„Elise!"

„Verzeihen Sie. Wir haben uns einmal das Wort gegeben — mein Mann war dabei, Sie wissen's noch — uns in jeder ernsten Lebenslage die volle Wahrheit zu sagen! Ich halt' heut mein Wort und sag' sie Ihnen. Helmuth, mein halbes Herz ist krank: denn Marie ist krank — und sie ist mein halbes Herz."

Helmuths große blaue Augen sahen sie fast feindlich an. „Geh'n Sie lieber zu Ihren Gästen zurück, und lassen Sie mich gehn!"

Elise schüttelte tapfer den Kopf: „Sie finden mich indiskret; das thut nichts. Was ich Ihnen gelobt hab', das hab' ich gelobt! — Ja, ich warne Sie, Helmuth, ich muß Sie warnen. Ich, das thörichte Weib, den weisen Mann! Ich weiß einen Menschen, der Marie kennt — ihre gefährliche Begabtheit, Ueberlegenheit, ihre leidenschaftliche, bedürftige, unausgefüllte Seele — dieser Mensch bin ich. Ich weiß Einen, der sie nicht kennt, dem sie ein Rätsel ist — und der sind Sie."

Helmuth suchte ironisch zu lächeln: „Und doch ist sie meine Frau!"

„Ach Gott, ich geb' meinem lieben Mann zuweilen auch noch ein Rätsel auf; das verlernt man nie! — Aber Ihr Fall steht in einem andern Buch. Sie haben eine kranke Frau und wissen nicht, was ihr fehlt. Sie haben — ich muß Ihnen einmal alles sagen, verzeihen Sie — da Mariens ewiges Musizieren Sie kränkt — Sie haben zu wenig Musik in der Seele — und die Frau zu viel. Sie sind ein Freund, wie man keinen besseren wünschen kann; aber was — was Liebe ist, das haben Sie wohl nie erlebt!"

„Meinen Sie?" stieß Helmuth zwischen den Zähnen hervor. Er lächelte einen Augenblick. Er sah so wenig wie Elise, daß Marie eben in die Gartenthür trat, wo sie, durch Elisens letzte Worte überrascht, unwillkürlich stehen blieb.

„Und ich sage Ihnen," sprach Elise weiter, „wenn Sie diese gefährliche Frau nicht behandeln lernen —"

Sie hielt einen Augenblick inne. Helmuth lachte kurz auf, innerlich erschüttert. „Und wie müßte man sie nach Ihrer Meinung behandeln?"

„Das will ich Ihnen sagen —"

Weiter kam Elise nicht. Neben der Gartenthür standen am Haus Stühle und ein kleiner Tisch, auf dem ein paar Bücher lagen; mit einer unwilligen, heftigen Bewegung, um diesem Gespräch ein Ende zu machen, stieß Marie eins der Bücher vom Tisch. Es fiel mit Geräusch auf die Erde. Helmuth wandte den Kopf herum, Elise auch.

„Marie! Du bist da!" rief Elise, überrascht und etwas verlegen. Hat sie gehorcht? dachte sie.

„Ja, ich," antwortete Marie so unbefangen wie möglich. „Ich kam, um Dich was zu fragen; und in meiner gewohnten Ungeschicklichkeit stieß ich an den Tisch."

„Was wollt'st Du mich fragen?"

„Ist es wahr, was sich die Damen erzählen, daß wir heut noch einen neuen Orpheus am Klavier bewundern sollten, den großen Reisenden, unsern Jugendfreund Franz?"

Elise nickte: „Ja, er wollte kommen. Er hatte sich brieflich für morgen angemeldet; auf der Durchreise, schreibt er. Da telegraphierte ich ihm nach Straßburg: kommen Sie doch gleich am Abend, nach Ihrer Ankunft, zu uns! ‚Mit Vergnügen' telegraphierte er zurück. Da er sich das Vergnügen noch nicht

macht, so hat sich vielleicht sein Zug verspätet. Na, dann kommt er noch — oder auch nicht!"

Marie lachte über diese Auskunft. „Und wenn er noch kommt, dann spielt er, meinst Du?"

„Wenn Du recht artig bist, spielt er Dir was vor!"

„Das wär' also für mich das Zeichen, mich zu empfehlen," sagte Helmuth mit gemachter Heiterkeit; „denn ich bin heut nicht sehr für Musik. Entschuldigen Sie mich, liebe Elise. Vielleicht giebt's auch noch wichtige Depeschen —"

„Ueber Deine Geschäfte?" fragte Marie zerstreut.

„Meine Geschäfte! Was sind meine Geschäfte! Jetzt, wo wir kleinen Atome nichts mehr bedeuten; wo wir alle nur noch wie Nervenfäden eines großen Organismus sind, die das empfinden, was er thut und leidet. Dieser Krieg — denn jetzt ist er uns gewiß, dieser neue Krieg um den Rhein —"

„Gewiß!" rief Elise. „Ich dachte, umgekehrt!"

„Nein, er ist gewiß. Und glauben Sie mir, er wird nicht bloß für uns, unsere Macht und Ehre, er wird für die Menschheit gekämpft!"

Marie schlug die schönen braunen Augen schmerzlich zum Himmel auf: „Arme Menschheit, die man durch Menschenopfer beglückt!"

„Ohne Opfer wird nun einmal nichts auf dieser Welt!" — Helmuth sah vor sich nieder; aber nicht ohne Beziehung auf Marie fuhr er fort: „Ich sinne auch diese Tage so oft, was ich thun könnte, um mein kleines Ich doch auch ein wenig zu opfern. Wenn's mit dem Soldatenrock für mich vorbei ist, so möcht ich doch sonst, auf irgend eine Weise — — ich weiß nicht, was. Immer so müßig dazusitzen, wenn man doch auch ein Mann ist — die Depeschen zu lesen oder auf die Landkarte zu starren . . ."

Er blickte auf und sah, daß er mit Marie allein war; Elise war leise ins Haus gegangen, während er sprach. Mit gepreßter Stimme setzte er hinzu: „Ich wollte, ich könnte fort."

„Wohin?" fragte Marie, der sich jetzt das Herz beklemmte.

„Ich weiß nicht."

„Du hast Deinen Beruf — Dein Haus."

Helmuth war eine Weile still. Einen Seufzer unterdrückend, erwiderte er dann: „Wohl uns, daß uns jetzt das Allgemeine fordert, aus unserm Einzeldasein herauszieht! Wenn die Erde um mich her bebt, so fühl' ich nicht mehr, daß der Zahn da weh thut. Wenn ein ganzes Volk um seine Zukunft ringt, so vergess' ich die meine."

Mit welchem heimlichen Kummer er das sagt! dachte Marie, von Mitweh ergriffen. Ach, warum können wir zwei uns nicht glücklich machen! — „Helmuth!" sagte sie, ohne ihn anzusehn, aber weich und gut.

„Was?" fragte er.

„Es war immer Deine Art — Deine vornehme, edle Art — aber doch ein Fehler, glaub' ich — daß Du zu wenig an Dich dachteſt und an — an Dein Haus." Sie bemühte ſich, zu lächeln: „Wenn man zufällig Deine Frau iſt, darf man das ja wohl ſagen."

„Hm!" gab er in tiefem Ernſt zurück. „Meine Frau . . . Es war halt mein Wunſch, dieſe meine Frau aus ihrer — kleinen weiblichen Welt etwas mehr ins Große, ins Allgemeine zu ziehn. Ihr Frauenſeelen ſeid wohl ſehr geſchickt, wie durchs Mikroſkop das Kleinſte, Nächſte, Zarteſte zu ſehn und zu faſſen; aber mit dem Fernrohr, das die Welt durchdringt, wißt Ihr nicht umzugehn. Meine Frau, dacht' ich, die kann's, die lernt's! Meine Frau, bildete ich mir ein, iſt darin größer als ihr Geſchlecht! Es wär' mein höchſter Stolz geweſen — da wir einmal ſo ernſthaft miteinander reden — Dich für meine Welt, für menſchenwürdigere Ideale zu gewinnen. Auf dieſe eine Karte ſetzte ich viel — zu viel . . . Es ſollte nicht ſein. Es — wollte oder konnte nicht. Laſſen wir's jetzt; und gute Nacht!"

Er wollte gehn; eine lebhafte Bewegung Mariens hielt ihn noch zurück. „Warum ſollt's auch ſein?" erwiderte ſie. „Wenn uns die Natur ſo geſchaffen hat, warum willſt Du's ändern? Wenn ſie uns dieſe mikroſkopiſchen Augen gegeben hat, daß wir alles Nächſte um uns her liebevoller, inniger auffaſſen als ihr, warum wollt ihr uns zwingen, zu eurem Fernrohr zu greifen? Wir ſollen ja Mann und Frau ſein, nicht Mann und Mann."

Helmuth zog die Brauen hoch: „Wenn Mann und Frau ſich nur darum zuſammenfinden, um ein jedes eigenſinnig zu bleiben, was es iſt, dann war's der Mühe nicht wert!"

„Aber wer bleibt denn eigenſinniger, was er iſt, Du oder ich? Wozu Deine ſonderbare Verachtung für unſre weibliche Welt?"

„Eure Welt!" Helmuth erregte ſich, ebenſo wie ſie. „Träumen wie 'ne Blume! In unbeſtimmten Gefühlen dahinleben, mit ſich ſelbſt beſchäftigt; unklare Anſprüche an ein unbekanntes Glück: Das iſt Eure Welt! Die Welt der ſenſitiven Frauen — "

„Wie ich eine bin!"

„Es iſt eine Krankheit in Euch: Ihr verlangt eine Welt von Glück für Euer Ich — nie wollt Ihr Euer Ich hingeben für das Glück der Welt. Und nur was Ihr mit Augen ſeht und mit Händen greift, geht Euch ans Herz; für unſichtbare Ziele, für ideale Zwecke der Menſchheit ſeid Ihr faſt ebenſo kalt wie die gefühlloſe Natur! — Von dieſer geiſtigen Armuth hoffte ich wenigſtens Dich, meine Frau, zu befreien — "

„Du verſtehſt uns nicht!" unterbrach ihn Marie, die noch gegen ihre Gereiztheit kämpfte. „Der Weg aus der Welt zu unſerm Ich geht nicht durch unſern Kopf, ſondern durch unſer Herz. Unſer Verſtand hat kein Herz für Eure

macht, so hat sich vielleicht sein Zug verspätet. Na, dann kommt er noch — oder auch nicht!"

Marie lachte über diese Auskunft. „Und wenn er noch kommt, dann spielt er, meinst Du?"

„Wenn Du recht artig bist, spielt er Dir was vor!"

„Das wär' also für mich das Zeichen, mich zu empfehlen," sagte Helmuth mit gemachter Heiterkeit; „denn ich bin heut nicht sehr für Musik. Entschuldigen Sie mich, liebe Elise. Vielleicht giebt's auch noch wichtige Depeschen —"

„Ueber Deine Geschäfte?" fragte Marie zerstreut.

„Meine Geschäfte! Was sind meine Geschäfte! Jetzt, wo wir kleinen Atome nichts mehr bedeuten; wo wir alle nur noch wie Nervenfäden eines großen Organismus sind, die das empfinden, was er thut und leidet. Dieser Krieg — denn jetzt ist er uns gewiß, dieser neue Krieg um den Rhein —"

„Gewiß!" rief Elise. „Ich dachte, umgekehrt!"

„Nein, er ist gewiß. Und glauben Sie mir, er wird nicht bloß für uns, unsere Macht und Ehre, er wird für die Menschheit gekämpft!"

Marie schlug die schönen braunen Augen schmerzlich zum Himmel auf: „Arme Menschheit, die man durch Menschenopfer beglückt!"

„Ohne Opfer wird nun einmal nichts auf dieser Welt!" — Helmuth sah vor sich nieder; aber nicht ohne Beziehung auf Marie fuhr er fort: „Ich sinne auch diese Tage so oft, was ich thun könnte, um mein kleines Ich doch auch ein wenig zu opfern. Wenn's mit dem Soldatenrock für mich vorbei ist, so möcht ich doch sonst, auf irgend eine Weise — — ich weiß nicht, was. Immer so müßig dazusitzen, wenn man doch auch ein Mann ist — die Depeschen zu lesen oder auf die Landkarte zu starren . . ."

Er blickte auf und sah, daß er mit Marie allein war; Elise war leise ins Haus gegangen, während er sprach. Mit gepreßter Stimme setzte er hinzu: „Ich wollte, ich könnte fort."

„Wohin?" fragte Marie, der sich jetzt das Herz beklemmte.

„Ich weiß nicht."

„Du hast Deinen Beruf — Dein Haus."

Helmuth war eine Weile still. Einen Seufzer unterdrückend, erwiderte er dann: „Wohl uns, daß uns jetzt das Allgemeine fordert, aus unserm Einzeldasein herauszieht! Wenn die Erde um mich her bebt, so fühl' ich nicht mehr, daß der Zahn da weh thut. Wenn ein ganzes Volk um seine Zukunft ringt, so vergess' ich die meine."

Mit welchem heimlichen Kummer er das sagt! dachte Marie, von Mitweh ergriffen. Ach, warum können wir zwei uns nicht glücklich machen! — „Helmuth!" sagte sie, ohne ihn anzusehn, aber weich und gut.

„Was?" fragte er.

„Es war immer Deine Art — Deine vornehme, edle Art — aber doch ein Fehler, glaub' ich — daß Du zu wenig an Dich dachtest und an — an Dein Haus." Sie bemühte sich, zu lächeln: „Wenn man zufällig Deine Frau ist, darf man das ja wohl sagen."

„Hm!" gab er in tiefem Ernst zurück. „Meine Frau . . . Es war halt mein Wunsch, diese meine Frau aus ihrer — kleinen weiblichen Welt etwas mehr ins Große, ins Allgemeine zu ziehn. Ihr Frauenseelen seid wohl sehr geschickt, wie durchs Mikroskop das Kleinste, Nächste, Zarteste zu sehn und zu fassen; aber mit dem Fernrohr, das die Welt durchdringt, wißt Ihr nicht umzugehn. Meine Frau, dacht' ich, die kann's, die lernt's! Meine Frau, bildete ich mir ein, ist darin größer als ihr Geschlecht! Es wär' mein höchster Stolz gewesen — da wir einmal so ernsthaft miteinander reden — Dich für meine Welt, für menschenwürdigere Ideale zu gewinnen. Auf diese eine Karte setzte ich viel — zu viel . . . Es sollte nicht sein. Es — wollte oder konnte nicht. Lassen wir's jetzt; und gute Nacht!"

Er wollte gehn; eine lebhafte Bewegung Mariens hielt ihn noch zurück. „Warum sollt's auch sein?" erwiderte sie. „Wenn uns die Natur so geschaffen hat, warum willst Du's ändern? Wenn sie uns diese mikroskopischen Augen gegeben hat, daß wir alles Nächste um uns her liebevoller, inniger auffassen als ihr, warum wollt ihr uns zwingen, zu eurem Fernrohr zu greifen? Wir sollen ja Mann und Frau sein, nicht Mann und Mann."

Helmuth zog die Brauen hoch: „Wenn Mann und Frau sich nur darum zusammenfinden, um ein jedes eigensinnig zu bleiben, was es ist, dann war's der Mühe nicht wert!"

„Aber wer bleibt denn eigensinniger, was er ist, Du oder ich? Wozu Deine sonderbare Verachtung für unsre weibliche Welt?"

„Eure Welt!" Helmuth erregte sich, ebenso wie sie. „Träumen wie 'ne Blume! In unbestimmten Gefühlen dahinleben, mit sich selbst beschäftigt; unklare Ansprüche an ein unbekanntes Glück: Das ist Eure Welt! Die Welt der sensitiven Frauen — "

„Wie ich eine bin!"

„Es ist eine Krankheit in Euch: Ihr verlangt eine Welt von Glück für Euer Ich — nie wollt Ihr Euer Ich hingeben für das Glück der Welt. Und nur was Ihr mit Augen seht und mit Händen greift, geht Euch ans Herz; für unsichtbare Ziele, für ideale Zwecke der Menschheit seid Ihr fast ebenso kalt wie die gefühllose Natur! — Von dieser geistigen Armuth hoffte ich wenigstens Dich, meine Frau, zu befreien — "

„Du verstehst uns nicht!" unterbrach ihn Marie, die noch gegen ihre Gereiztheit kämpfte. „Der Weg aus der Welt zu unserm Ich geht nicht durch unsern Kopf, sondern durch unser Herz. Unser Verstand hat kein Herz für Eure

Ideale; aber unser Herz hat Verstand! Wenn Ihr diesen Verstand zu wecken wißt — "

„Ich bin wohl ungeschickt. Ich hab' den Weg nicht gefunden."

„Suchet, so werdet Ihr finden!"

„Ich hab' den Muth nicht mehr," warf Helmuth mit gedämpfter Stimme hin, fast, als spräch' er mit sich. „Das Irregehn, das — kostet zu viel — Resignation! — Adieu!"

„Depeschen zu erwarten — "

„Ich lass' Dir ja Reichthal hier, der mit Dir Musik macht. Der glückliche Mensch! Der besitzt das Rezept, Dich zu unterhalten, Dir etwas zu sein. Während mich diese kriegsschwüle Zeit ungenießbar macht, ist er so liebenswürdig, sich in Dein Idyll mit Dir einzuspinnen . . . "

Er warf einen Blick nach dem Gartenzimmer, den Marie in ihrer Erregung falsch verstand. „Das alles soll doch nicht etwa sagen", versetzte sie hastig, „daß Du eifersüchtig bist?"

Helmuth fuhr stolz auf. „Wer sagt das?"

„Ich frage nur."

„Eifersucht? Dazu bin ich denn doch zu stolz. Steh' ich schon so tief in Deiner Schätzung?"

„Wie Du gleich aufbegehrst. Ich dachte nur — "

„Verdacht auf meine Frau? — Zu der Frau, die meinen Namen und meine Ehre trägt, hab' ich Vertrauen — oder ich hab' nichts. Wenn ich je argwöhnen lernte, dann wär' ja mein Leben aus: mein Glaube, mein Boden, der Grund, auf dem ich stehe, wär' hin!"

Helmuth wollte noch weiterreden, er sah Elise wieder in die Thür treten und brach ab. Er stieß ein nicht ganz freies Lachen aus: „Ja, da steh' ich noch! Liebe Freundin, Sie werden Ihre Witze machen über diesen eiligen Mann, der nicht vom Fleck kommt. Leben Sie wohl! — Gute Nacht!"

Er grüßte beide mit der Hand und ging mit seinem raschen, jugendlichen Gang der Straßenthür zu.

* * *

Marie sah ihm nach; als er verschwunden war, schloß sie die Augen. „Gute Nacht, gute Nacht," wiederholte sie, so leise, daß Elise es nicht verstand. „Und so noch tausendmal bis zum Tod: gute Nacht!"

„Was hast Du gesagt?" fragte Elise.

„Ach, nur so einen Monolog — über ihn; über meinen Mann. — Er ging so untadelhaft hinaus. Alles an ihm ist untadelhaft. Findest Du nicht auch? Gott gedachte einen Normalmenschen zu machen, und das Werk gelang!"

Elise kannte diese „Schnödigkeiten" an der seelisch kranken Marie; sie ge-

fielen ihr nicht, aber sie ertrug sie mit gesundem Phlegma. „Hast heut wieder Deine kritische Laune, mein Kind," erwiderte sie nur.

Marie erschrak vor sich selbst; sie schüttelte den Kopf. „Ich bin eine elende, nichtswürdige Person! Dieser Mann — so ehrenwert, so gut . . . O pfui!"

Sie starrte in die Luft, auf den Boden; sie war blaß geworden.

Elise berührte sie am Arm; sie fuhr zusammen. „Was ich Dich fragen wollte, Marie: hast Du vorhin gehorcht?"

„Ich? Ich horche nie. — Was für ein Buch hab' ich denn da vom Tisch geworfen?" Marie trat hin und hob es auf. „Ah, das Neueste aus Paris! — Dieses vielbesprochene Buch, das lies't Du auch? — Ich hab's schon gelesen. Es ist ein erbärmliches Buch!" Sie warf es auf den Tisch.

„Heut muß es wohl erbärmlich sein: weil Du erbarmungslos bist."

Marie starrte wieder vor sich hin. „Ach, was wissen diese Pariser — die uns also wirklich den Krieg machen wollen, diesen wahnsinnigen Krieg — was wissen sie von den Herzensleiden einer wirklichen Frau? Da beschreiben sie nun zum tausend und ersten Mal, was sie vom Unglück einer Ehe verstehn: der Herr Gemahl liebt die Abenteuer — oder die Pferde und Hunde — oder das Börsenspiel — oder sich selbst. Und die Frau? O Gott, diese Romanfrauen, die würden ganz dasselbe thun, wenn sie Männer wären: sie sind ja aus dem nämlichen Holz geschnitzt! Fabrikware, Zündhölzchen aus Tannenholz; wenn man sie da reibt, wo ihnen das Herz sitzt: im Kopf, so flammen sie einmal auf — grade lang' genug, um die dürre Phantasie des sogenannten Dichters dran zu erhitzen — und dann sind sie hin! — — Wenn ich schreiben könnte — "

Marie versank in sich und sprach nicht weiter.

„Na, was würd'st Du dann thun?" fragte Elise endlich.

Mit ihren tiefliegenden, tiefblickenden Augen schaute Marie sie lange an: „Ich — ich suchte mir ein Menschenpaar aus edlerem Holz! Ein paar Menschen, weißt Du, daß es ein — Jammer wär' um ihr verlorenes Glück; Menschen, um die es sich der Mühe verlohnte zu weinen . . . Ich meine natürlich einen erfundenen Mann und eine erfundene Frau. Zwei Menschen, beide zu edel, um sich zu mißachten, zu stolz, um zu sündigen; aber zu ungleich oder was, um sich zu lieben;" sie lächelte so, daß es Elise ergriff: „und ihr fehlt's an Vernunft! Sie achtet ihn; sie weiß seine Tugenden auswendig; wegen seiner Tugenden hat sie ihn genommen; aber halbe Nächte liegt sie da und sehnt sich nach einem Becher voll Glück. Glücklich machen, weißt Du — wahrhaft glücklich machen — und es dann selber sein! Sie hat eine unselige Phantasie: wie der Verhungernde von den leckersten, schönsten Speisen träumt, so träumt ihre verdurstende Seele von den zauberischesten Glücksgefühlen — kurz oder lang, das ist ihr gleich. Leben müssen! denkt sie. Mit allen Zähnen, wie ein Gefolterter in sein Taschentuch, beißt sie in diesen Gedanken hinein: leben müssen, und nur einmal leben, und

nicht glücklich sein! Abgefunden mit einem elenden Pflichttheil der Natur — so eine von tausend Blasen, die in der Schöpfung aufsteigen und zerplatzen — und so viel Talent zum Glück — ach mein Gott, so viel Talent!"

Elise ging unruhig zum Haus zurück. Sie wollte diesem trostlosen Gespräch ein Ende machen, sie wollte zu ihren Gästen gehn; und doch mochte sie auch Marie nicht in dieser Stimmung verlassen. „Du bist krank, Marie," sagte sie kummervoll.

„Krank? Ganz und gar nicht. Nur den Kopf ein bischen erfrischen . . ." Marie nahm ein winziges Fläschchen mit Kölnischem Wasser, das sie an der Brust trug — sie hatte sich's angewöhnt — und benetzte sich die Stirn. Dabei roch sie mit etwas krankhafter Gier: „O dieser göttliche Duft! — Wie ein Frühlingstraum. — Duft! Duft!" Sie nahm Elisen ihr Sträußchen aus roten und gelben Rosen von der Brust: „Laß mich daran riechen! Wie gut. Das ist Wein für meine Phantasie. Da wird mir zu Muth wie — wie der Frau in meinem Roman. Glück! Einen Becher voll Glück! Und thät man auch Schierling hinein, sie stürzt' ihn hinunter!"

„Hast Du Fieber, Marie?"

„Keine Spur. Fühl her: mein Puls ist so normal — so normal wie mein Mann. Ich betrink' mich nur ein wenig in dem Blumenduft; ich lass' mir von ihm Märchen erzählen; mir wird dabei wohl — ganz wohl. — Was ist denn da in Deinem Salon? Wer ist noch gekommen?"

Sie horchte. Elise warf einen Blick durch die Thür hinein. „Ja, da steht er! Franz, unser Würzburger. Doch noch Wort gehalten!"

„Wahrhaftig?" sagte Marie wie im Traum. „Der sogenannte Jugendfreund? Mit dem ich so viel Klavier gespielt haben soll, wie die Leute sagen? In dessen Armen sie mich gefunden haben, als ich mein bischen Verstand verlor? — Das ist doch ein komisches Wiedersehn . . ."

„Räsonnier' nicht mehr; komm, komm!"

„Wohin?"

„Wunderbare Frage. Hinein! ihn zu begrüßen! Wir schwatzen hier ohnehin schon 'ne Ewigkeit."

Marie hielt Elise am Arm: „Nein, nein! Bleib noch hier. Noch nicht zu den Menschen! Wir sehn uns den Franz von hier aus an, durch die Thür."

„Aber heut bist Du doch ganz verrückt! Ich, die Hausfrau —"

„Dein Mann macht ja die Honneurs. Schau hin. Hör doch, wie sie lachen! — Nein, nein, ich lass' Dich nicht fort. Bleib hier, oder ich zerrauf' Dir Deine Frisur!"

„Aber so ein Kind!"

Marie stellte sich hinter Elise, die kleinere, und legte ihr beide Arme um die vollen Schultern: „Ach, ach, ach! Guck ihn Dir an, diesen Jugendfreund, wie

er sich verneigt! Sein Rücken krümmt sich so eitel, so selbstbewußt; findest Du nicht auch?"

„Nicht einmal einen Jugendfreund zu verschonen!"

„Jugendfreund! Großer Gott, das ist also von meiner Jugend noch übrig. Ein eleganter, siegreich lächelnder Damenheld; schau, wie er sich jetzt um seine Achse dreht. Und als wir uns kannten — das heißt, so weit ich mitdenken kann — da war er ein bescheidener, schüchterner Mensch."

„Die Damen in der alten und neuen Welt haben ihn verwöhnt —"

Marie stieß ein fast zu lautes „Ah!" hervor. „Guck emal, sie nötigen ihn ans Klavier! Frau von Werth mit ihrem großartigen Lächeln — — Wahrhaftig, er geht an den Flügel, er läßt sich nicht lang' bitten. Rrr! Der erste Lauf über die Tasten. Wie groß seine Hände sind!"

„Aber ein edles, vornehmes Gesicht."

„Geh! Diese kalten Augen. Dieser dämonisch sein sollende Blick. Ach, wie ihm jetzt die kleinen Noten aus den Fingerspitzen tröpfeln. Wie er Musik säet, um Applaus zu ernten."

„Du Lästerzunge!" flüsterte Elise. „Er spielt mit Feuer. — Mein Lieblingsstück."

„Mein Gott, er nimmt ja jedes Tempo zu rasch! Er spielt ‚genial'; wie ein Riese, der einen Rohrstock balanciert. Gott sei Dank, daß ich nicht sein Klavier bin!"

„Ich wollt', daß ich es auch so betasten könnte . . ."

Elise spitzte mit drolligem Erschrecken ihre vollen Lippen: „Kalauer Numero fünfundvierzig! — Und ich kann noch schlechte Wortwitze machen, während der Mann so ergreifend spielt. Horch! Hör doch zu!"

Marie schüttelte den Kopf: „Ich hab' genug. Seine Virtuosität macht mich müde." Sie setzte sich auf einen der Stühle vor der Gartenthür.

„Du bist heut unerträglich, mein Herz. — Na, dann geh' ich allein!"

Elise trat leise ins Haus.

Unerträglich! dachte Marie, in das Dunkel unter den Bäumen starrend. O ja; vor allem mir selbst! — — Glücklich machen! Gott, gieb mir einen Menschen, den ich glücklich mache; sonst ist die Welt des Lebens nicht wert!

Das Klavierstück ging zu Ende; lebhaftes Klatschen folgte. Ah, die Ernte dachte sie und lächelte. Jetzt überbieten sie sich in Entzücken. — Gott, ich wollte das unbeachtetste Geschöpf unter dem Mond sein, wenn ich wüßte, was Zufriedenheit ist! — —

Die Luft in den Zimmern war schwül geworden, und ein zweites Stück wollte Franz nicht spielen; die Gesellschaft kam noch für ein Weilchen in den Garten hinaus. Elise ging mit Franz und Reichthal voran; zuletzt brachten

Diener und Mädchen die Bowle mit den Gläsern und stellten sie auf den Tisch vor der Thür. Marie war aufgestanden, als Franz erschien; sie sah jetzt, daß er etwas größer war, als vorhin ihr satirischer Blick ihn aufgenommen hatte. Sie wunderte sich widerwillig, mit welcher sicheren und vornehmen Anmut, ohne Eitelkeit oder Selbstbewußtsein, er nun näher trat. Ihre wilde, spöttische Laune verflog auf einmal. Sie sah den alten Bekannten wieder, das gute Würzburger Gesicht, nur reifer und wohl auch bedeutender geworden. Es zog sie, ihm entgegenzugehen; in plötzlicher Befangenheit stand sie aber still.

„Liebe, gute Marie!“ sagte seine weiche Tenorstimme, bei der sogleich allerlei Erinnerungen erwachten; er lächelte sie in sichtbarer Bewegung an. „Ich begrüß' alle Welt, nur nicht —“ Ihr allein verständlich fuhr er fort: „Nur nicht den einzigen Menschen, den ich wirklich suche. Seh' ich Sie endlich wieder, Marie!“

„Guten Abend, lieber Freund,“ erwiderte sie.

„Und Sie geben mir nicht die Hand?“

Sie hielt ihm die rechte Hand hin; er nahm sie und führte sie an seine Lippen; unwillkürlich zog sie sie zurück. Franz sah ihr verwundert ins Gesicht; er sagte aber nichts. Nachdem er eine Weile umhergeblickt, auch noch ein freundliches Lächeln mit Elise getauscht hatte, schritt er tiefer in den Garten hinein; sein sonderbarer, etwas schwermütiger Blick — den Marie vorhin „dämonisch sein sollend“ genannt hatte — zog sie mit fort, sie wußte nicht wie. Erst als sie hinter der Laube gingen, von den andern wirklich abgetrennt — nur noch ein Lichtschein fiel aus dem Haus auf den Weg —, trat ihm das Herz auf die Zunge: „Was haben Sie, liebe Marie? Ich eitler Mensch hatte auf einen wärmeren, herzlicheren Empfang gehofft. Wenn man die — Freundin seiner Jugend wiedersieht —“

„Was hilft uns das?“ sagte Marie herber, als sie wollte. „Die Jugend ist ja dahin.“

Franz lächelte, zugleich über den Ton verwundert. Seine Augen flogen über ihre schlanke und so vollkommen junge Gestalt. „Die Jugend ist dahin? Das sagen Sie?“

„Jedenfalls jene Jugend — von damals.“

„Die Märzveilchentage des Lebens, nun ja! Die ersten Gährungs- und Gewitterzeiten, wo man lacht und weint, ohne eigentlich zu wissen, warum. Diese süß verrückten — — Was ist Ihnen?“

Marie hatte eine abwehrende Bewegung mit dem linken Arm gemacht. Ihr war durch den Kopf gegangen: diese seligen Zeiten hatte sie entweder nie erlebt, oder vergessen, unwiederbringlich vergessen! — „Bitte, lassen wir die,“ murmelte sie.

„Wie Sie wollen. Was Sie wollen. — Nur weil Sie sie mir vorhin durch Ihren Anblick ins Gedächtnis riefen —“

„Ich?“

„Ja; als ich am Flügel saß und spielte, da entdeckte ich Sie auf einmal in der offenen Thür — "

„Sie haben mich gesehn?"

„Gewiß. Neben Elise. Oder hinter ihr. Sie standen so merkwürdig da — wie ein Geist aus der Jugendzeit — nein, nein, lächeln Sie nicht. Wie ein Geist — aber ernst, fast finster; überraschend finster — und darum so wehmütig ergreifend. Ich wär' beinah aufgestanden. Ich hätt' fast nicht zu Ende gespielt!"

Marie schämte sich, sie fühlte ihr Erröten. Wehmütig ergreifend, dachte sie; und da lästerte ich über ihn! — Sie wendete ihr Gesicht eine Weile ab; dann sah sie ihn aber, wie um abzubitten, recht herzlich an und gab ihm die Hand. „Sie sind ein guter Mensch," sagte sie, um etwas zu sagen.

„Sie irren sich; ich war einmal einer; das ist längst vorbei! Die Welt — und die Jahre! — — Wie aber auch Ihr Leben sich verwandelt hat. Ein Herr Gemahl — den ich noch nicht kenne — "

„Sie werden ihn also kennen lernen."

„Vielleicht auch ein Kind —"

Sie schüttelte den Kopf. „O nein!"

„Sie sagen das mit so verschleierter Traurigkeit, Marie — "

„Stehn Sie da, um meine Rätsel zu rathen?" fiel sie ihm ins Wort.

„Verzeihen Sie! — Da hör' ich wieder Ihre andere Stimme: das mißtrauische, stolze, herbe Mädchen von damals — das heißt, nach der großen Krankheit. Nach dieser gräulichen Krankheit, die ich tausendmal verflucht habe; die Sie bei einem Haar umgebracht hätte; die Sie dann so grüblerisch, so lebens- und menschenfeindlich, so — ablehnend machte. Ja, verflucht hab' ich sie — und über sie geweint! — Vorher waren Sie das alles nicht. Da waren Sie so weich und gut — so lieblich — "

„Was?" sagte Marie und suchte zu lächeln. „Das wär' ich einmal gewesen und wüßt' es nicht?"

„Ja, weiß man das, wenn man's ist? — Aber wenn Sie sich nur erinnern wollten — "

„Mich erinnern? Das kann ich nicht."

„O ja, wollen Sie nur; dann geht's! — Marie! An dem einen Abend, über dem Main — einer der letzten Abende, eh' die Krankheit ausbrach — "

„Was weiß ich davon?"

„Wir kamen vom Nikolausberg, wir beide, am „Käpelle" vorbei. Die rötlichen Wolken hingen so schwer über uns; der schwüle Atem der eben heranziehenden Nacht wehte über die Hügel; — Sie klagten auch einmal über Ihren Kopf. Aber dann sagten Sie wieder: ach, mir ist doch so gut, so gut! Und die Luft war so voll Musik. Es war, als wenn alles tönte vor meinen Ohren; und in mir nichts als Musik; und Sie so selig aufgelöst — so lieblich erregt . . ."

Er schaute sie an, als sähe er sie so wie damals. Dann verwirrte ihn aber ihr starrer Blick. Die großen, tiefen Augen gingen wie durch ihn hindurch; darauf in die Nacht hinaus. Es war, wie wenn sie mit Anstrengung, mit Qual das Verlorene suchten. Ihre Lippen öffneten sich. Endlich murmelte sie: „Selig aufgelöst . . .“

„Sie entsinnen Sich nicht?“

„Rötliche Wolken,“ sprach sie suchend und träumend weiter, „hingen über uns . . . Ach ja, es kann wohl sein. Wie ein blasser, blasser Schatten zog es eben vorüber . . . Aber nun ist's vorbei.“ Sie lächelte so traurig, daß das Herz ihm weh that: „Und was außer den Wolken noch war, davon weiß ich nichts!“

„Nichts, Marie? Nichts?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nichts! Ich kann's nicht glauben! Es ist ja unmöglich!“

„Es ist doch so.“

„Die Erinnerung an damals wär' also nie mehr aufgewacht? Und Sie wüßten noch immer nicht, was man für Sie fühlte — noch was Sie selber gefühlt haben?“

„Was ich — ? Was ich — ?“ — Sie stand, sah ihn an und schüttelte den Kopf.

„Mich erinnert alles — Ihre Rosen da — die schwülen Düfte aus dem Garten — alles erinnert mich an jenen duftschweren Würzburger Abend; und an die Nacht darauf. Ich hatte Sie nach Haus geführt, saß in meinem Zimmer allein. Die Fenster waren offen. Der Frühsommer, die Jugend, die — Gefühle flossen mir wie feuriger Wein im Blut. Ich warf mich auf die Erde, ich fing an zu singen, mich durch den eigenen Gesang zu Thränen zu rühren; Wonnethränen. Ich sang sinnlose Worte — ich hoffte auf — auf irgendwas. Auf ein unaussprechliches, unausdenkbares, unermeßliches Glück!“

Mariens Augen hingen an seinen Lippen, an seinen schwärmerischen, dunklen Augen. Vorhin hatte sie sie kalt genannt; jetzt weckten sie gleichsam das Leben in ihr. „O Jugendzeit!“ sagte sie mit einem träumerischen, warmen Lächeln. „Sprechen Sie weiter. Sie machen mich wieder jung.“

„Ich stand endlich auf, um mich als „Künstler“ zu fassen; denn Sie wissen ja, ich lebte in der Musik, wenn auch nur als Dilettant — “

„Als Künstler!“ unterbrach sie ihn.

Er lächelte: „Und ich war ein Sturmwind auf dem Klavier — “

Sie lächelte auch: „Ja, das weiß ich noch; ein Orkan!“

„Und so stürmt' ich denn auf den Tasten umher, suchte eine musikalische Form für meine feierliche Seligkeit . . . Haben Sie vorhin das Stück gehört, das ich spielte? den Schubert?“ Etwas verlegen nickte Marie.

„Aber meine Phantasie über das Hauptthema darin kennen Sie noch nicht. Die schrieb ich in jener Nacht. Wie ein Betrunkener, wie ein glückselig

Wahnsinniger saß ich da; — und seit dieser Nacht lieb' ich diesen Schubert wie ein Stück von meiner Jugend. Ich weiß, ich spiel' ihn schlecht: ich spiel' ihn noch heut wie ein Orkan!"

„Dann wünsch' ich von Herzen," erwiderte sie lächelnd, so anders war ihr jetzt zu Muth, „spielen Sie ihn bis an Ihr Ende so schlecht!"

Er erwiderte nichts. Er betrachtete sie nur. „Was machen Sie jetzt für ein ernstes, erstauntes Gesicht?" fragte sie.

„Ich wundere mich nur, wie mädchenhaft jung und — schön Sie sind. Ja, wie mädchenhaft! Wie an jenem Abend! Als wär' dann nicht die Krankheit gekommen — und die Veränderung. Die Entfremdung. Ja, ja, ja, Sie wurden dann so fremd, so kalt! Und ich war so heiß, so — — Sie haben mich ja in die Welt getrieben, Marie. Hier in Würzburg sterb' ich! dacht' ich. — Nun, dann ging mir's ja draußen gut, recht gut. Hab' gesehn, gelernt, hab' aus mir 'nen Mann gemacht — und 'nen Künstler auch — das kann ich wohl sagen. Und das Leben hat mir auch wieder gelacht ... Sie sehn, ich kokettier' nicht mit meinem Würzburger Elend. Aber wenn ich Sie nun so wiederseh' — so anders und so wunderbar unverändert —"

„Marie!" rief jetzt Reichthals gemütliche Stimme vom Hause her. „Herr Weltumsegler! Die Herrschaften wollen fort!"

Es war, als erwachte Marie. „Die Herrschaften wollen fort," wiederholte sie, noch wie im Traum. „Ja, dann geh' ich auch."

Sie warf noch einen Blick auf Franz, ging dann stumm zurück. Er folgte ihr. Er sah jede ihrer Bewegungen in dem halbdurchleuchteten Dunkel, den stolzen, elastischen Gang, den schönen Umriß der schlanken Gestalt. An der Gartenthür und drinnen standen die Gäste, die von Elise und dem Hausherrn Abschied nahmen. „Trinkt denn niemand mehr ein Glas von meiner guten Bowle?" fragte die Hausfrau.

„Sie haben zwei Wiegen oder Wagen," antwortete Reichthal, „Sie brauchen Ihr bischen Schlaf. Wir gehn!"

Philister! dachte Franz, dem es unsinnig hart erschien, sich so schnell von Marie zu trennen, der eine Art von Rausch im Herzen fühlte. „Gute Nacht," sagte er mit Widerstreben zu ihr, als an ihn die Reihe kam. „Morgen darf ich Sie sehn?"

„Schon zum Frühstück, wenn Sie wollen; jedenfalls kommen Sie nicht viel später!" erwiderte Marie mit sonniger Heiterkeit. „Ihre Phantasien, die orkanischen, die bringen Sie mit!"

Elise begleitete einen Teil ihrer Gäste durchs Haus; andere gingen durch den Garten fort, der Hausherr mit ihnen. Als Elise zurückkam, hörte sie Klavierspiel; zu ihrem Erstaunen sah sie dann Marie am Flügel sitzen. Sie spielte dasselbe Schubertsche Stück, das ihr unter Franz Liebenaus Händen so mißfallen hatte.

„Marie!“ rief Elise nach einer Weile. „Du noch hier?“

Marie spielte weiter; fast in demselben Tempo, wie vorhin der „geniale Riese“.

„Ich dachte, Du gingst mit Reichthal fort?“

„Meine Dore wartet ja,“ warf Marie hin; dann spielte sie zu Ende. Sie blieb aber sitzen, mit träumenden Augen.

„Willst Du über Nacht hier bleiben, Kind?“ fragte Elise scherzend und legte ihr eine Hand auf die Schulter. Marie stand auf.

„Nein, nein, nein. Ich gehe. Leb wohl!“

Sie ging aber nicht. Ihre Hände blieben auf den Tasten liegen, der Blick träumte weiter.

Elise kannte sie so; wenn ihr auch heut der Sonnenschein auffiel, der Mariens Gesicht verklärte. Sie lächelte übermütig: „Na, dann will ich Dich erleuchten, mein Kind, indem ich uns verdunkle!“ Sie blies die vier Kerzen auf dem Flügel aus. „Wirst Du nun gehn?“

„Ja, ja! — Ich gehe.“

„Aber davon merk' ich nichts. — Und siehe, das Licht erlosch und es ward Finsternis!“ Elise löschte auch die Lampen aus.

Jetzt kam Marie ganz zu sich. „Ja so! — Aha! — Du bist doch immer die Alte!“

„Ja, Gott sei Dank!“ — „Gute Nacht, Madame!“ — „Gute Nacht, Mylady!“

(Fortsetzung folgt.)

Es schlägt ein Ruf.

Es schlägt ein Ruf, ein klingend Wecken
Die Grenzen jedes deutschen Gaus,
O seht, zu neuen Zielen strecken
Im Flug sich unsre Wimpel aus!
Empor aus Säumnis und aus Sorgen,
Deutschland, erwach! Sei groß wie eh':
Die junge Flotte grüßt den Morgen
Und grüßt das Reich und grüßt die See!

Du, junger Kaiser, wirst uns führen,
Du bist der Zukunft Herr und Hirt,
O laß nicht ab, die Glut zu schüren,
Daß sie zur reinen Flamme wird!
Die Kaiserkrone hing am Griffe
Der Schwerter, die Dein Ahn gelenkt —
Nun sieh, ob nicht am Kiel der Schiffe
Noch leuchtend eine zweite hängt.

Volldampf voraus! Wie Adlerzungen
Wirft sich im Wind der Wimpelstand,
Fliegt zum Hurra der blauen Jungen
Das goldgestickte Mützenband.
Manch fremde Flagge sank schon nieder,
Seit ihr den Plan der Meere meßt,
Und längst verlor'ne deutsche Brüder
Hält neu die Macht des Reiches fest. —

Einst kommt ein Tag, ein Tag der Ehre,
Es jauchzt der Sturm um Luv und Lee,
Wir sind die Freunde aller Meere,
Wir sind die Könige der See!
Ob Woge sich auf Woge türme,
Laßt sie nur droh'n — wir sind dabei —
O Gott der Stille, Gott der Stürme,
Gieb uns das Meer und mach' uns frei!

Karl Busse.

Die weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Geistes.

Von

Rudolf Eucken.

Die nationale Hochflut unserer Zeit läßt die meisten Völker ihre Kraft aufbieten und ihr Dasein behaupten ohne viel Sorge darum, was ihre Eigentümlichkeit dem Ganzen der Menschheit und der Bewegung der Weltgeschichte bedeute; es ist die wilde Leidenschaft eines Naturtriebes, mit der sie sich ausdehnen und durchsetzen. Ein Kulturvolk, ein Volk, das bestimmend eingriff in die Weltgeschichte und dessen Wirken alle Gebiete des menschlichen Lebens umspannt, würde zu klein von sich denken, wollte es sich eine solche bloß instinktive Selbsterhaltung genügen lassen; ein solches Volk muß sich von seinem Wesen Rechenschaft geben und nach seiner Bedeutung für das Ganze der Menschheit fragen; es muß so fragen, um die innerste Seele für sein Werk zu gewinnen, fragen auch, um das Bewußtsein eines Wertes, ja einer Unentbehrlichkeit für jenes Ganze allen etwaigen Zweifeln entgegenhalten zu können. Solche Zweifel können heute den Deutschen bei allem Vordringen und Gelingen gar wohl beschleichen. Mehr und mehr hat der Verlauf des 19. Jahrhunderts den Schauplatz des Lebens und den Kampfplatz der Arbeit ausgedehnt. Nichts auf dem ganzen Erdball gilt jetzt als fern und fremd, überall muß zu Hause sein, überall am Wettbewerb der Waren nicht nur, sondern auch der Gedanken teilnehmen, wer in dem Ganzen mitzählen will; auch die Kraft seines Wollens scheint überall einsetzen zu müssen, wem nicht die dumpfe Enge eines abgesonderten provinziellen Daseins genügt. Ist nun das deutsche Volk stark genug, einen solchen Wettstreit aufzunehmen und in dem Ganzen einer Weltkultur seine besondere Art zur Geltung zu bringen? Aeußerlich angesehen ist dafür seine Lage höchst ungünstig; wie kann es hoffen, mit seinen engen Grenzen, seiner Umklammerung von fremden und feindlichen Völkern, seiner verspäteten Mitbewerbung um die Welt draußen eine Weltstellung gegenüber Völkern zu erringen, die sich über ganze Erdteile ausdehnen und denen Land über Land in den Schoß fällt? Den Kampf für das scheinbar Unmögliche kann es nur aufnehmen bei einem festen Glauben an die Größe seiner geistigen Art und an eine Unentbehrlichkeit dieser Art für das Ganze der Menschheit; die Kraft selbst wird wachsen, wenn diese Ueberzeugung ihre Entwicklung trägt und beseelt.

Worin also besteht das Eigentümliche und Auszeichnende der deutschen Art? Wir sind darüber heute unsicherer als man es vor hundert Jahren war. Damals erschienen die Deutschen den Anderen wie sich selbst als ein Volk der Dichter und Denker, als ein Volk, das, durch seine Natur wie durch seine Schicksale an einem thatkräftigen Wirken und Walten in der sichtbaren Welt behindert, sich durch geistige Arbeit, namentlich durch litterarische Produktion, eine neue Welt schaffe und in sie den Schwerpunkt seines Daseins verlege. Als Bürger dieser Welt glaubte man sich durch die Arbeit für die Güter der Wahrheit und Schönheit hoch über alle äußeren Angelegenheiten, hoch auch über das politische und nationale Leben hinausgehoben; es ist nicht die Meinung eines Einzelnen, es ist die Ueberzeugung eines großen Kreises, wenn Fr. Schlegel sagt: „Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung."

Den anderen Völkern konnte ein so williger Verzicht auf die sichtbare Welt nur willkommen sein; so wurde denn der Deutsche der damaligen Zeit von draußen her mit Lobsprüchen überhäuft. Bulwer widmete seinen „Ernest Maltravers" „dem großen deutschen Volke, einer Nation von Denkern und Kunstrichtern" (the great German people, a nation of thinkers and of critics).

Das 19. Jahrhundert hat dieses Bild vom Deutschen zerstört, zerstört durch das wirksamste Mittel der That. Die Deutschen haben gezeigt, daß sie auch innerhalb der Welt etwas zu leisten vermögen; die Triumphe ihrer Waffen, die Fortschritte ihrer Technik, die Erfolge ihres Handels und ihrer Industrie stehen viel zu deutlich vor Augen als daß sie nun noch ein weltfremdes Volk heißen und etwa, wie früher, als die „Inder Europas" gelten könnten.

Wie aber ist diese höchst auffallende Wendung von einem Reiche dichterischer Phantasie und philosophischer Gedankenarbeit zur sichtbaren Welt zu beurteilen? Ist sie ein schnöder Abfall des Deutschen von seiner echten Natur, haben ihn dieser überwältigende äußere Eindrücke entfremdet? Oder hat er umgekehrt mit jener etwas wieder aufgenommen, was in seinem eigenen Wesen steckt und was nur widrige Schicksale zeitweise zurückgedrängt hatten?

Ein Blick auf die Geschichte des deutschen Volkes zwingt das Letztere zu bejahen. Denn nicht als ein Volk der Litteratur, nicht als ein Volk des Dichtens und Grübelns haben die Deutschen ihren Namen zuerst in die Weltgeschichte eingetragen, sie haben es gethan als ein kräftiges, ein unwiderstehliches Volk der Waffen. Mächtig brauste ihr Zug durch die Welt, zunächst niederwerfend und zerstörend, dann aber erhaltend und weiterführend; im Mittelalter entwickelte sich die deutsche Arbeit zu höchster Tüchtigkeit; daß es zu aller Sorgsamkeit im Einzelnen nicht an organisatorischer Kraft fehlte, das zeigen die Leistungen der Hansa mit ihrer Herrschaft über die Meere und die des deutschen Ritterordens mit

seinem Aufbau eines höchst eigentümlichen Staatswesens im Nordosten; daß diese Arbeit auch geschickt genug war neue Wege zu ersinnen, das erweisen die zahlreichen technischen Erfindungen, in denen Deutschland namentlich um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit an der Spitze aller Völker stand. Denken wir nur an die Buchdruckerkunst, die Taschenuhr, das Spinnrad! So ist das Erfindungsvermögen der Deutschen auch zur Zeit ihres äußeren Niederganges von anderen Völkern, namentlich den Franzosen, bereitwillig anerkannt. Sowohl der große Kritiker Pierre Bayle (1647—1706) als die geistvolle Frau von Staël in ihrem berühmten Buche über Deutschland haben solcher Anerkennung lebhaften Ausdruck verliehen.

So gehört jenes Praktische, Technische, Weltgestaltende zweifellos zu unserem Wesen; im Bilde der älteren Deutschen ist es sogar der beherrschende Hauptzug. Erst seit der Reformation ist darin eine Wandlung eingetreten; zunächst wurden nun die religiösen Fragen zur Hauptsache, dann trat das Problem der künstlerischen und litterarischen Bildung in den Vordergrund, wie es die klassische Zeit unserer Dichtung beherrscht und unvergängliche Schöpfungen hervorgebracht hat. Was an Innerlichkeit durch solche religiöse und künstlerische Bethätigung entwickelt ist, das können wir nicht aufgeben, das würde uns festhalten, auch wenn wir es aufgeben wollten.

Aber wie sollen wir nun uns selbst verstehen? Unsere eigene Natur scheint gespalten, gespalten zwischen einem kräftigen Erfassen der sichtbaren Welt und der Entwicklung einer weltüberlegenen Innerlichkeit; treibt das nicht zu einer entgegengesetzten Schätzung der Güter, müssen wir nicht hier verwerfen, was wir dort verehren? Voraussichtlich würden wir bei solcher inneren Spaltung in zwei Hauptlager zerfallen; die Praktiker und die Intellektuellen (wenn diese Bezeichnung gestattet ist) würden nicht mit einander, sondern gegen einander arbeiten. Könnten wir bei solcher Gegensätzlichkeit hoffen eine Weltstellung zu behaupten?

Gefahren sind hier unbestreitbar vorhanden, das deutsche Wesen enthält in der That einen Antrieb nach entgegengesetzter Richtung. Aber das braucht uns nicht zu erschrecken. Es gab keine große Persönlichkeit, die nicht Gegensätze in sich trug; eben in ihrer Ueberwindung hat sie die eigene Höhe erklommen. Sollte es mit den Nationen ähnlich stehen? Sollte nicht jedes große Kulturvolk Gegensätze enthalten und in ihnen vornehmlich den Antrieb zur Umwandlung der ersten Lage, zur Vertiefung des eigenen Seins, zu bleibenden Schöpfungen für die Menschheit finden? Die verschiedenen Ströme dürften dann freilich nicht gleichgültig neben einander hergehen, sie müßten sich innerhalb eines gemeinsamen Lebensraumes begegnen und gegenseitig verstärken. Sehen wir, ob das bei den Deutschen zutrifft.

Nur dem flüchtigen Blick können der starke Zug zur sichtbaren Welt und das Streben nach weltüberlegener Innerlichkeit als unversöhnliche Gegner er-

scheinen; eine nähere Betrachtung erkennt bald, daß das eine auf das andere angewiesen ist, daß keins die eigne Aufgabe groß fassen kann ohne sich durch das andere zu ergänzen. Es giebt keine tüchtige und glückliche Arbeit an der Welt ohne eine Kraft des Geistes und eine Innerlichkeit der Seele, aber es giebt auch keinen Aufbau eines Reiches der Innerlichkeit ohne eine stete Beziehung auf die sichtbare Welt und ein männliches Ringen mit dieser Welt. Einen vollen Einklang erreicht freilich nicht der Durchschnitt des Alltages, denn hier wird immer die eine oder die andere Seite überwiegen; es handelt sich um ein Ideal, nicht um eine fertige Thatsache. Aber wenn sich zeigen sollte, daß jenes nicht nur an einzelnen Höhepunkten zu glänzender Entfaltung kam, sondern daß es von Haus aus in der Art des Volkes steckt und durch die Jahrtausende der Geschichte hindurch erziehend und erhöhend wirkte, so ist das selbst eine große Thatsache. Solches aber läßt sich in Wahrheit zeigen.

Die Deutschen waren von Alters her in der Arbeit tüchtig vor allem deswegen, weil ihnen die Arbeit nicht ein bloßes Mittel für den Erfolg oder Genuß war, sondern weil sie Freude an ihr hatten, sie als einen Selbstzweck behandelten, innerlich mit dem Gegenstande verwuchsen, den ihre Arbeit ergriff. Nur so konnten die Forderungen der Sache zu Antrieben für das eigne Streben werden, nur so konnte sich der Mensch so in die Arbeit versenken, mit ihr identifizieren, daß alle ihre Not und Mühe, ja ihre Schmerzen und Opfer vergessen wurden um des Gelingens der Sache willen. Solche Beseelung der Arbeit ist aber nur möglich, wo eine reiche seelische Innerlichkeit vorhanden ist, die an dem Gegenstande der Arbeit sich selbst erlebt, die in der Arbeit nicht eine einzelne Leistung sieht, sondern aus ihr einen Beruf des ganzen Menschen macht. Das aber begleitet überall die Entwicklung des deutschen Lebens. In den Künsten des Friedens wie im Werk des Krieges wurde die erwählte Arbeit den Deutschen zu einem festen Lebensberuf, dieser Beruf erzeugte einen eigentümlichen Daseinskreis, ja eine eigentümliche Gedankenwelt; der Betrieb der Arbeit umgab sich — denken wir nur an die Ordnungen der mittelalterlichen Zünfte — mit eigentümlichen Formeln und Sitten, die in aller wunderlichen Verschnörkelung ehrwürdig sind, weil in ihnen die Ehre und Würde der Arbeit, auch der äußerlich noch so geringen, zum Ausdruck kommt. Das Wort Luther's, daß die Magd, welche die Straße kehrt, wenn sie es im rechten Sinne thue, Gottesdienst übe, ist aus der tiefsten Seele des deutschen Volkes gesprochen. Wie verschieden ist das von der Schätzung der Arbeit im klassischen Altertum! Denn seinen großen Denkern schien nur in der aller äußeren Notwendigkeit enthobenen Bethätigung, der freien Muße, ein menschenwürdiges Dasein erreichbar; „wer ein Handwerkerleben führt, der kann nicht Werke der Tugend verrichten", so meinte der große Aristoteles. Nur weil das deutsche Volk anders über die Arbeit dachte, konnte es in ihr einen festen Halt im Leben und einen Trost in schweren Zeiten finden.

Auch ist mit jener Schätzung der Arbeit aufs Engste verbunden die Gewissenhaftigkeit der Arbeit, die viel gerühmte „Gründlichkeit". Nur wer das Kleine achtet, kann jene Eigenschaften entwickeln; das Kleine, scheinbar Verschwindende aber wird nur achten, wem die Arbeit selbst wertvoll, ja heilig ist. So bezeugt die Größe der deutschen Arbeit unmittelbar die Tiefe der deutschen Seele; daß aber die Arbeit ohne die Kraft des Geistes nicht hätte neue Bahnen einschlagen und ins Große wirken können, das ist ohne Erörterung einleuchtend.

Nicht so einleuchtend ist von vornherein, daß die Entwicklung eines Reichs der Innerlichkeit nur zusammen mit kräftiger Arbeit zur sichtbaren Welt gelingen kann. Und doch ist auch dieses zuversichtlich zu behaupten. Allerdings hat bei den Deutschen nicht selten das Streben zur Innerlichkeit geglaubt alle Beziehungen zur sichtbaren Welt lösen und völlig eigne Wege einschlagen zu können, aber es ist solches Unternehmen nicht nur auf wachsenden Widerspruch von außen gestoßen, es hat auch bei sich selbst nicht recht gelingen wollen. Ohne ein energisches Ringen mit der Außenwelt erlangt das Innenleben keine volle Kraft und Stärke, es bleibt zu sehr eine Sache bloßer Gefühle, Stimmungen, Begriffe, statt den ganzen Menschen an sich zu ziehen und die Tiefe seiner Gesinnung zu gewinnen; die erstrebte Innenwelt droht unwahr zu werden, wenn sie nicht immer von neuem dem sichtbaren Dasein abgerungen wird. Auch wird sich die Innerlichkeit zu einer zusammenhängenden Innenwelt nur entwickeln können bei unablässiger Beziehung, Prüfung, Darstellung in der sichtbaren Welt; ohne dies ist die Bewegung zur Innerlichkeit stets in Gefahr sich ins Phantastische und Formlose zu verlieren. Besser als lange Erörterungen zeigen Beispiele, wie wichtig die Wahrung des Zusammenhanges mit jener Welt auch für das innere Bauen und Schaffen ist. Wir verehren Kant als den größten Denker, Goethe als den größten Dichter der Deutschen. Nun wohl, hatten beide Männer eine weltfremde Art, war ihnen die Arbeit der Umgebung gleichgültig, war die anschauliche Welt ihrem Blick entschwunden? Sie standen beide nicht im Lärm und Getriebe der Geschäfte, sie bedurften einer Zurückgezogenheit und ruhigen Stille, um das große Werk ihres Lebens zu verrichten. Aber weil sie in solcher Stille schufen, waren sie durchaus keine bloßen Stubenmenschen, vielmehr waren ihnen die Eindrücke und die Erfahrungen der Weltumgebung mit lebhaftester Frische gegenwärtig, standen sie bei aller Erhebung über die Zeit zugleich mitten in der Zeit. Bei Goethe zweifeln wir daran keinen Augenblick. Aber auch der große Philosoph hatte zu seiner Zeit und seiner Umgebung weit engere Beziehungen als der erste Eindruck seiner Schriften verrät. Eben die neuesten Forschungen haben deutlich herausgestellt, mit welchem Ernst und Eifer er die schöne Litteratur seiner Zeit verfolgte; seine Sympathien für den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg wie für die Anfänge der französischen Revolution sind bekannt, ebenso seine Teilnahme für die Reformen des Unterrichtswesens; alle wissenschaftliche Arbeit entfremdete ihn nicht

dem gesellschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr, unter seinen Freunden aber standen obenan Männer der Praxis, Kaufleute, Bankdirektoren u. a.

Sollte solches persönliche Verhalten der großen Geister nicht auch einen notwendigen Zusammenhang der verschiedenen Lebensgebiete bezeugen, bestätigt es nicht die Behauptung, daß die Innerlichkeit selbst ihre volle Kraft und Klarheit nur findet bei lebendiger Vergegenwärtigung der Außenwelt und der ihr zugewandten Arbeit?

So verlaufen die beiden Bewegungen, welche das deutsche Leben umschließt, keineswegs gleichgültig neben einander, sie sind darauf angewiesen, sich gegenseitig zu suchen und einander zu ergänzen. Erst im Zusammenwirken beider erreicht das deutsche Streben seine volle Höhe. Nur indem innerhalb Eines umfassenden Lebenskreises das Aeußere durch das Innere beseelt, das Innere durch das Aeußere gekräftigt wird, erlangt das Thun eine volle Selbständigkeit, kann der Mensch den Kampf mit dem Ganzen der Welt aufnehmen, kann er seine eigne Stellung im Ganzen der Wirklichkeit aufzuklären suchen. Von beiden Seiten Kräfte sammelnd, kann er den unmittelbaren Eindrücken freier entgegentreten und sie energischer umwandeln, kann er die Mannigfaltigkeit stärker zur Einheit verbinden, kann er aus der Fülle der Erfahrungen und Leistungen bleibende und rein menschliche Güter herausarbeiten, kann er in allem Thun sein eignes Wesen bilden und fest auf diesem Wesen stehen.

Wie daraus eine durchaus eigentümliche Gestaltung des Lebens hervorgeht, zeigt sich deutlich bei einer Wendung zu den einzelnen Hauptgebieten. So im besondern beim Verhältniß des Deutschen zur Religion, das fremden Völkern oft kaum verständlich ist. Deutschland ist das Land der Reformation und die Heimat der kritischen Theologie, auf keine Art der Freiheit ist der Deutsche mehr bedacht als auf eine Freiheit in religiösen Dingen; auch der deutsche Katholik erscheint dem Fremden leicht als einer, der sich die religiöse Wahrheit zu selbständig und subjektiv zurechtlegt. Wegen solcher freieren Behandlung der Religion sind die Deutschen von draußen her oft getadelt und als ungläubig angegriffen. Aber es ist jene Freiheit nur die Folge jener Wendung der Religion ins Innere und Ganze des Menschen, wie sie der eben geschilderten allgemeinen Art entspricht. Und jene Begründung im Innern erklärt wieder den großen Ernst und den gewaltigen Eifer, mit dem der Deutsche diese Probleme behandelt. Frivolität erträgt er in diesen Dingen nicht. Selbst wo er sich zu einer Verneinung getrieben fühlt, pflegt er so viel Wärme der Gesinnung in sie hineinzulegen, daß der Unglaube selbst zu einer Art von Glauben wird. Wer nicht auf die äußere Erscheinung, sondern auf das Wesen der Sache sieht, der wird nicht leugnen, daß in Deutschland die Religion auch heute eine große Macht behauptet. Fremde pflegen dies stärker zu empfinden als die Deutschen selbst. Die grundverschiedene Stimmung beim Gottesdienst im Kölner Dom und in den Pariser Kirchen hat mir einmal ein dänischer Theolog

in lebhaften Farben geschildert. Und gerade eben lief durch die Zeitungen eine Aeußerung des Bischofs Bonomelli von Cremona über den Eindruck, den er gelegentlich einer Reise in Deutschland vom dortigen religiösen Leben empfing Es heißt dabei, „daß das religiöse Gefühl des deutschen Volkes tiefer und nachhaltiger ist als das, was man in Frankreich gewahrt, viel mächtiger aber, als wir es in Italien kennen." — Und dieses so in seiner Religiosität anerkannte Volk ist zugleich der Träger selbständigen Denkens, freiester Forschung auch in religiösen Dingen.

Das Streben nach geistiger Selbständigkeit und innerer Klärung macht auch die Philosophie zu einem Grundbestandteil des deutschen Lebens. Der Trieb zur Philosophie mag sich in den weltumspannenden Systemen der Denker am glänzendsten entfalten, er reicht weit darüber hinaus, er hindert den Deutschen durchgängig, den einzelnen Fall nach dem unmittelbaren Eindruck hinzunehmen und lediglich nach der individuellen Lage zu behandeln, er zwingt, überall Verkettungen zu suchen, das Handeln unter Ideen und Principien zu stellen, die Erfahrungen des besonderen Gebietes zu Welterfahrungen zu erweitern. Auch der deutsche Praktiker hat oft eine, wenn auch nicht technisch durchgebildete, so doch in charakteristischen Zügen entworfene Weltanschauung. Die frühere idealistische Philosophie wird jetzt oft abgelehnt, teils aus Mißverständnis, teils aber auch aus guten Gründen. Aber jene Philosophie war nur eine besondere Art der Philosophie; auch was in Deutschland an realistischen Bewegungen Macht gewann, strebte sich zu einer Philosophie zu erweitern. Die ursprünglich rein naturwissenschaftlich angelegte Entwicklungslehre ist in Deutschland alsbald zu einer Philosophie geworden, und auch der Sozialismus hat sich nirgends mehr als in Deutschland zu einer Welt- und Lebensanschauung gestaltet.

Eine philosophische Art hat weiterhin auch das litterarische und künstlerische Schaffen der Deutschen. Denn auch hier waltet die Neigung, das einzelne Werk aus einer Gesamtüberzeugung zu entwickeln, diese in ihm zu verkörpern, mit ihm für ihre Wahrheit zu kämpfen. So vor allem bei unseren klassischen Dichtern, so aber auch über sie hinaus bis in die Gegenwart hinein. Auch von unseren Dichtern her ließe sich eine Art Geschichte der Philosophie entwerfen. Und zeigt nicht ein Mann wie Richard Wagner, wie sich bei uns mit ursprünglichstem künstlerischen Schaffen eine hochentwickelte Gedankenarbeit zu verbinden vermag?

Nirgends vielleicht ist die eigentümlich deutsche Art mit ihrer Wechselwirkung von Arbeit und Seele ausgeprägter als auf dem Gebiet der Erziehung. Seit dem Beginn der Neuzeit standen hier die Deutschen voran. Denn mögen die anderen Völker noch so schätzbare Anregungen geboten haben, die volle Durcharbeitung und die Verbindung zu einem Ganzen erfolgte bei uns. Die Reform der Erziehung war es, zu der wir in den schwersten Zeiten als zur wirksamsten Hülfe flüchteten, solche Arbeit haben wir inmitten der Stürme des 30jährigen

Krieges mutig fortgeführt, auf sie hat Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation seine zuversichtliche Hoffnung begründet.

Die Fragen der Erziehung und des Unterrichts haben neben denen der Religion bis zur Gegenwart am meisten unser Gemüt bewegt. Solche Schätzung konnte die Erziehung nur erlangen bei einer tiefinnerlichen Fassung ihrer Aufgabe, bei einer Fassung, wie sie ein Pestalozzi zu mustergültigem Ausdruck bringt. Erziehen ist hier kein bloßes Bereiten für Zwecke des äußeren Lebens, es ist ein inneres Erwecken und Stärken des Menschen, eine „Handbietung" (Pestalozzi) für die aufstrebende Natur, ein Entwickeln aller Kräfte für den Zweck, ein ganzer Mensch zu sein. Gewiß hat das deutsche Unterrichtswesen bei Verfolgung solcher Ziele oft zu sehr die unmittelbaren Bedürfnisse des praktischen Lebens aus dem Auge verloren, im Großen und Ganzen aber war jene innere Bildung zugleich die beste Vorbereitung für das praktische Leben, das ganz andere Forderungen an den Menschen zu stellen pflegt, als auch die klügste Berechnung voraussieht.

So aufs Innere und Reinmenschliche hätte sich die Erziehung nicht richten können, ohne die genaue Beachtung und liebevolle Schätzung des Kindes, welche die Deutschen auszeichnet. Nicht nur ihre pädagogische Theorie, nicht nur die Kindergärten eines Fröbel bezeugen eine solche, könnten die Deutschen das Kinderspielzeug allen Völkern darbieten, wenn ihnen nicht die Kindesseele besonders nahe stünde? Wo hat die Märchenwelt und die Kinderpoesie so hervorragende Geister beschäftigt (denken wir nur an die Gebrüder Grimm), wo haben bedeutende Zeitschriften, wie die „Deutsche Jugend", so sehr die besten Kräfte für die Aufgaben der Jugendlitteratur zu sammeln gesucht? Alle solche Bestrebungen bekunden die Thatsache, daß die deutsche Arbeit im Menschen vor allem den Menschen sucht und sieht; so greift sie tiefer zurück in die Anfänge und will sie die Bildung schon im Werden erfassen, so wird ihr vieles wertvoll, was sonst als klein verachtet wird.

Eine gleiche Gesinnung zeigt auch die Ausbreitung der Arbeit nach außen. Bayle, jener geistreiche Freund der Deutschen, meinte, es fehle ihnen un certain talent pour la bagatelle. Darin hat er sicherlich recht, es gelingt uns nicht immer, das wirklich Kleine von dem zu unterscheiden, was nur klein scheint, die Gefahr der Umständlichkeit, Schwerfälligkeit, Pedanterie liegt uns besonders nahe. Aber dieser Fehler ist schließlich nur die Kehrseite jenes für alle tüchtige Leistung unentbehrlichen Ernstes, der die Schätzung, welche dem Ganzen der Sache zukommt, über ihre ganze Breite ausdehnt und daher an jeder Stelle die ganze Ueberzeugung, die ganze Persönlichkeit einsetzt.

In allen solchen Entfaltungen erweist und bestätigt sich eine charakteristische Gesamtart der Deutschen; worin ihre Eigentümlichkeit und zugleich ihre weltgeschichtliche Aufgabe besteht, darüber kann nun kein Zweifel mehr sein. Das

deutsche Volk ist vor allem berufen, für eine Vertiefung und Beseelung der Kultur zu wirken, ein Ganzes und Inneres des Menschen zu entwickeln und in aller Bethätigung nach außen gegenwärtig zu halten, die Arbeit an der Welt intensiv zu gestalten, in sie die Seele hineinzulegen und durch sie die Seele zu stärken. In diesem weiteren Sinne sind und bleiben die Deutschen die Vertreter der Innerlichkeit, auch wo ihr Wirken scheinbar nur nach außen geht.

Wie die Deutschen seit ihrem Eintritt in die Weltgeschichte sich in dieser Weise bethätigt haben, so ist auch heute die Sache nicht auf den bloßen Augenblick gestellt; die Vergangenheit übermittelt uns ein reiches Erbe und erleichtert damit die Arbeit des Tages. Wir denken dabei nicht nur an die erziehende Arbeit der Dichter und Denker und an den Nachhall großer Thaten, wir denken auch an das stille Werk der Schule und Sitte, an die Macht eingewurzelter Ueberzeugungen und Wertschätzungen, wir denken im besonderen an die reiche Gedankenwelt, mit der uns unsere durch mannigfache Schicksale hindurch zu einem wunderbar gefügigen Werkzeug tiefster Gedanken und innerlichster Gefühle gestaltete Sprache umfängt. Sie vollzieht an uns unablässig ein Werk innerer Bildung; mit ihrem Reichtum und ihrer Innerlichkeit ist sie ein Hauptmittel, die geistige Arbeit über alle Interessen des bloßen Tages und alle gemeine Nützlichkeit hinauszuheben. Für die unmittelbare Wirkung im Zusammentreffen der Völker ist die englische Sprache mit ihrer Kürze, Faßlichkeit, Klarheit entschieden im Vorteil. Aber bei aller Wendung zu einer inneren Bildung erfolgt eine Umkehrung zu Gunsten der deutschen Sprache. Sie stellt uns für die inneren Erlebnisse des Menschen und für den Aufbau einer selbständigen Gedankenwelt so viel mehr Ausdrücke und Nüancen zur Verfügung, sie unterscheidet das Ganze der geistigen Arbeit so viel deutlicher vom bloßen Alltagsleben, daß sie eine stete Aufforderung zu einer Verinnerlichung und Vergeistigung unseres Daseins enthält. Daß die deutsche Sprache ein Stück der Weltkultur werde und bleibe, das ist nicht blos eine Angelegenheit der Deutschen, das ist eine Angelegenheit der ganzen Menschheit, der damit ein unentbehrlicher Schatz innerer Kultur zuströmt. Oft genug haben hervorragende Engländer und Amerikaner bekannt, wie viel innere Erweiterung und Befreiung ihnen das Vertrautwerden mit der deutschen Sprache, die Möglichkeit eines Denkens in deutscher Sprache brachte.

In dem allen ist das deutsche Wesen sich selbst ein Ideal, es muß immer von neuem errungen werden, auch empfängt es im Lauf der Zeit immer neue Aufgaben. So steht es namentlich in der Gegenwart vor neuen Problemen, welche die ganze Menschheit angehen, kein Volk aber mehr treffen als das unsere. Das 19. Jahrhundert hat uns nicht nur das Bild der Außenwelt viel eindringlicher, es hat uns auch das Wirken zur Außenwelt weit bedeutender gemacht; immer mehr hat die Arbeit sich ins Technische gestaltet und sich zugleich zu immer größeren Komplexen zusammengeschlossen, sie umfängt durch ihre

Maschinenbetriebe das Individuum mit überwältigender Macht, sie droht den Menschen zu einem bloßen Mittel und Werkzeug eines rastlos forteilenden Kulturprozesses herabzudrücken. So wird die Selbständigkeit des Innenlebens bedroht, die Persönlichkeit geschwächt, die Seele gefährdet. Aber die Seele mit ihrem Verlangen nach Befriedigung und Glück ist da und läßt sich nicht einfach ausschalten; auch wirken jahrtausendlange Erfahrungen und Entwickelungen in ihr fort und lassen sie jener Zurückdrängung hartnäckig widerstehen. So gerät das Ganze unserer geistigen Lage ins Unsichere; indem alte Ideale erschüttert, neue noch nicht genügend befestigt sind, erscheinen Probleme über Problemen, es fehlen gemeinsame Ziele und Wertschätzungen, an allen Hauptpunkten empfinden wir peinlich eine große Unfertigkeit. Dem ungeheuren Lebensdrange mit seinem Egoismus der Individuen wie auch der Nationen fehlt das Gegengewicht läuternder und veredelnder ethischer Mächte; alle emsige Arbeit der Wissenschaft kann nicht eine wachsende Unsicherheit über unser Grundverhältnis zur Wirklichkeit verdecken; dem litterarischen Schaffen fehlt eine ins Große und Wesenhafte hebende Lebensanschauung; wie viel Probleme aber heute die Religion enthält und wie es sie mit zwingender Gewalt über die jetzige Verworrenheit hinaustreibt, das habe ich soeben in einem größeren Werke „Der Wahrheitsgehalt der Religion" (Veit & Comp.) näher dargelegt.

Alle diese Fragen sind viel zu dringlich, als daß sie sich ohne schwersten Nachteil noch länger zurückschieben ließen, sie müssen aufgenommen werden, sie werden sicherlich bald in den Vordergrund des Lebens treten. Nun sind sie keineswegs Sache eines einzelnen Volkes, sie gehören dem Ganzen der Menschheit und wollen von diesem Ganzen betrieben sein. So sehen wir in Wahrheit in den verschiedensten Ländern bedeutende Persönlichkeiten in jener Richtung thätig. Aber es bleibt zugleich überaus wichtig, wenn sich in einer besonderen Volksart ein Grundstock entgegenkommender Ueberzeugungen und Wertschätzungen gebildet hat, wenn hier durch eine reiche Geschichte eine entsprechende geistige Atmosphäre geschaffen und ein gemeinsamer Boden bereitet ist, auf dem sich die Bestrebungen nach jener Richtung zusammenfinden und zur Wirkung vereinen können.

In diesem allen kann die deutsche Art eben jetzt der Menschheit besonders viel sein, weil das dringendste Problem der Gegenwart, der Kampf um eine Seele des Lebens, ihr von Alters her innewohnt und für sie ein Hauptstück ihrer Selbsterhaltung bildet. Für uns ist eine zwingende Notwendigkeit, was den meisten Anderen eine Beschäftigung neben anderen bedeutet.

Aber vergessen wir nie, daß wir die Höhe unserer eigenen Art immer erst wieder in energischer Anstrengung zu finden haben, und daß wir unser Eigentümliches nur siegreich behaupten können, wenn wir uns untereinander zusammenfinden, wenn im besonderen die beiden Hauptrichtungen unseres Lebens: die Bewegung zur sichtbaren Welt und die Entwicklung eines Reiches der Innerlichkeit,

nicht gegen einander, sondern zu einander streben. Auch der Praktiker wirkt für die Macht des deutschen Geistes, auch der Forscher und Künstler für die Weltstellung des deutschen Volkes; schließlich bedarf jeder des anderen; suchen wir also uns immer mehr gegenseitig zu verstehen, von einander zu lernen und durcheinander zu wachsen. Hoffen wir, daß das neue litterarische Unternehmen dieser Zeitschrift, indem es die verschiedenen Kräfte einander näher bringt, der wichtigen, ja notwendigen Zusammenfassung deutschen Lebens wertvolle Dienste leiste.

Ein leuchtendes Vorbild für solches Streben nach innerer Solidarität kann uns unser größter Dichter sein. Niemand hat mehr als Goethe für die innere Kultur der Deutschen gethan, und zugleich hat er die schon beginnende Wendung zu einem mehr praktischen und technischen Leben mit inniger Freude begrüßt. In den Gesprächen mit Eckermann, diesem Vermächtnis an die Menschheit wie an sein Volk, wünscht er den Deutschen „weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis", wobei ihm bei Philosophie und Theorie die ältere, enge Fassung der bloßen Spekulation vorschwebt. Wie hoch muß er von der Anregungskraft des Meeres denken, wenn er „alle Insulaner und Meeranwohner des gemäßigten Klimas bei weitem für produktiver und thatkräftiger hielt als die Völker im Innern großer Kontinente". Nichts ist aber bezeichnender für die Berührung der beiden Welten in seiner Persönlichkeit, als daß der Abschluß seines größten Lebenswerkes, des Faust, in direkter Beziehung zu dem Bremerhavener Hafenbau steht, jener genialen Schöpfung des Bürgermeisters Smidt, dessen Persönlichkeit selbst die Vereinbarkeit einer idealen Denkweise mit höchster praktischer Tüchtigkeit in glänzender Weise darthut. Denn wie Eckermann im Februar 1829 Goethe „von Karten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafenbau umringt fand, für welches großartige Unternehmen er ein besonderes Interesse zeigte", so kann kein Zweifel darüber sein, daß auf diese Anregung hin das Bild der produktiven Arbeit entworfen ist, bei der Faust nach allen Stürmen und Wandlungen des Lebens seine Befriedigung findet. Reichen sich hier nicht das alte und das neue Deutschland die Hand zum Bunde? Und bildet diese abschließende Ueberzeugung unseres größten Dichters nicht ein gutes Vorzeichen für das Streben, Altes und Neues mit einander festzuhalten, die Gegensätze in unserer Natur zu gegenseitiger Förderung zu verbinden und so der Weltaufgabe des deutschen Geistes mit vereinter Kraft zu dienen?

Meine Kämpfe in Ostafrika.

Von

Hermann von Wissmann.

I.

Das Gefecht am Kilima-Ndscharo.

Nach dem Gebiet des Kilima-Ndscharo hatte ich, nachdem ich den nördlichen Teil der Küste unterworfen hatte, einen Mann geschickt, der nicht als Soldat, sondern als politischer Agent die Freundschaft der Deutschen mit dem uns seit Jahren befreundeten Häuptling Mandara wieder anknüpfen und mir über die Verhältnisse dort oben unausgesetzt Bericht erstatten sollte.

Bevor ich das Kommissariat an den ersten Civilgouverneur abgab, war ich gezwungen, noch einen Zug nach dem Gebiet des Kilima-Ndscharo zu unternehmen, da mir mein Agent von der Unbotmäßigkeit besonders eines Häuptlings, mit Namen Sinna, der über die Wakiboscho herrscht, und der auch häufig den uns befreundeten Mandara, dem er an Macht weit überlegen war, bedrohte, Bericht sandte.

Ich ging mit drei Kompagnieen und einem Trupp ausgesuchter Träger von Pangani ab. Beim Ausschiffen der Truppe in Pangani vor der Barre des Flusses kenterte leider ein Boot und es ertrank ein Unteroffizier und fünf meiner alten Sudanesen. Auch ich war dicht daran, an dieser Stelle umzuschlagen, die außerordentlich gefährlich ist, weil der hier den größten Teil des Jahres stehende Schwell der Monsume sich auf der flachen Barre bricht und eine furchtbare Brandung bildet. Fast 100 m weit laufen die weißen Wände einer jeden brandenden Woge und oft in der Höhe von 2 m, sodaß sie ein Boot erreichend, das nicht mit dem scharfen Bug in sie hineingewendet das brandende Wasser teilt, vollschlagen und zum Sinken bringen.

Nach einer kurzen, aber nachhaltigen Belehrung der wilden Sogonoi-Massai, die jedoch im Kampfe gegen eine Truppe mit Hinterladern kaum Feinde genannt werden können, da sie keine Fernwaffen führen, sondern ihren Gegnern mit den hellebardenartigen, schweren Speeren zu Leibe gehen müssen, eine Aufgabe, die einer gut bewaffneten Truppe gegenüber fast ein Ding der Unmöglichkeit ist, gelangten wir auf die weiten Vorebenen des Kilima-Ndscharo.

Prachtvolle Jagdtage verkürzten uns die Zeit; so kehrten wir besonders am Tage der Geburtstagsfeier unseres Kaisers — natürlich einem Ruhetage — alle

gegen Mittag mit reicher Jagdbeute beladen und nun selbstverständlich in einer wahren Feststimmung zurück.

Die Station, die mein Agent in Moschi, dicht bei dem Hauptdorf Mandara's gebaut hatte, mußte von militärischen Gesichtspunkten aus, da ich sie von nun besetzen wollte, durchaus umgebaut werden. Aber vorher mußte ich mit dem Häuptling Sinna Rechnung halten. Er pochte so auf seine Macht, und war so allgemein gefürchtet, hielt sich für so sicher in seinen labyrinthischen Befestigungen, daß er unserer spottete und uns auf unsere Forderungen nur höhnende Antworten sendete.

Mit drei Kompagnieen und einigen hundert Kriegern, die mir Mandara zu stellen hatte, Wadschaga-Kriegern in ihrem schönen Aufputz, der auf Bildern meist nur den Massai zugeschrieben wird, zog ich aus. Trotzdem Sinna wußte, daß ich ihn zwingen wollte, sich zu unterwerfen und Buße zu zahlen für seine Uebergriffe, traf ich mit meiner Spitze in der Landschaft Kiboscho für ihn ganz überraschend ein, wovon mich das Schreien, die weit gellenden Warnungsrufe und Schüsse von allen Seiten her belehrten.

Die Hänge des mächtigen, alten, über 20 000 Fuß hohen Vulkans, des Kilima-Ndscharo, sind immer nur stückweise bevölkert, dann aber äußerst dicht. Die Eingeborenen lassen dort, wo sie sich niederlassen, keinen Streifen Bodens unbenutzt. Sie legen außerordentlich künstliche Bewässerungskanäle an und bauen Terrassen, die den meist aus vulkanischem Tuff bestehenden, guten Boden abhalten, weggeschwemmt zu werden. Auch ist bei allen diesen Stämmen eine ausgedehnte Viehzucht vorhanden, und, so wunderbar es klingen mag, dort weit im Innern Afrikas fast ausschließlich Stallfütterung. Die Hauptnahrungspflanze der Bewohner des Gebirges ist die Banane. Jeder Bananenbaum trägt nur eine Frucht, dann wird er weggeschlagen und der nächste Baum, aus Schößlingen, die am Fuße des vorigen entspringen, giebt im nächsten Jahre eine neue Frucht. Der saftige, grüne Bananenstamm aber wird, in schmale Scheiben geschnitten, verfüttert und giebt den größten Teil des offenbar ausgezeichneten Viehfutters, denn alles Rindvieh, das ich dort oben sah, war glatt und fett und gab vortreffliche Milch, wenn auch nicht viel. Diese Eigenschaft ist erst ein Erzeugnis langjähriger Zucht.

So hat denn jeder dieser Stämme des Dschagga-Volkes im Verhältnis zu seiner Kopfzahl nur einen kleinen Bereich inne, hält sich aber, wie häufig unsere Vorfahren, ehe sie unter fränkischem Scepter kultiviert wurden, eine Grenzwildnis um sein Gebiet, die kein Fremder betreten darf. Ihre Dörfer, ihre Gärten, ihre Bananenkulturen und Felder sind durch lebendige Hecken, durch Pallisadendickichte u. s. w. mit einem schier undurchdringlichen Ringe eingefaßt, und nur wenige Pallisadenthore, die häufig im Zickzack führend so eng sind, daß höchstens nur ein Mann hinter dem andern sich hindurchdrängen kann, und die durch

Schießscharten von allen Seiten noch besonders gesichert sind, führen in das eigentliche Gebiet des Stammes, also gewöhnlich in ein Gelände, in dessen Mitte ein Komplex von großen Dörfern liegt, um die herum die vorbeschriebenen Pflanzungen sich hinziehen.

Wenn auch nicht unbeobachtet, so waren wir doch unaufgehalten durch diese Pforten, die ich natürlich durch Axt und Spaten für uns erweitern ließ, hineingedrungen in den eingehegten Gau der Wakiboscho. Die Eingeborenen eilten, von allen Seiten flüchtend, schreiend, johlend, Vieh vor sich hertreibend nach der Mitte des Gebietes, wo, wie wir wußten, das Hauptdorf, das Dorf Sinna's, des Häuptlings des Stammes, lag.

Bevor ich weiter erzähle, will ich versuchen, dieses Dorf zu schildern. Es lag, von tiefen Schluchten umgeben, die das von dem Schneehaupt des Gebirges herabrauschende Wasser gerissen hatte, auf einer am Ende flachen Bergzunge. Auf dem Kamme derselben kam, von oben her, sorgfältig eingedämmt, ein Kanal herunter, der sich durch das Dorf verteilte und in Gräben von großer Tiefe an verschiedenen Stellen aufgefangen wurde. Das Dorf war durch Gräben in viele Teile geteilt, die den ganzen Platz in einem labyrinthischen Gewirr durchzogen. Die Spannung der Grabenränder betrug durchschnittlich 10 m, die Tiefe der Gräben — man denke sich, welche ungeheure Arbeit zur Anlegung dieser Gräben bei ihrer großen Ausdehnung und Zahl gehörte — 7 bis 10 m. Auf der schmalen Sohle der Gräben lief gewöhnlich, wenn nicht Wasser darin stand, ein Fußpfad. Beide Ränder dieser Gräben, die sie zum täglichen Verkehr mit langen Planken überdeckten, waren an Stellen, an denen die Ränder sich bis auf 6 m näherten, mit dreimannshohen undurchdringlichen, ja undurchsehbaren Hecken eingefaßt, die so dicht gewachsen waren, daß ein Durchdringen mit Axt und Buschmesser lange Zeit in Anspruch nahm. In diesem Gewirr von Hecken und Gräben waren nun wieder kleinere Abteilungen von Dörfern gelegen, von doppelten und dreifachen Reihen von Palliſaden eingefaßt, und diese sehr häufig von niedrig gehaltenem Dornengebüsch umgeben, das sich an die Palliſaden anlehnte und bis 2 m vor dem Fuße derselben sich ausdehnte.

Die Eingänge zu diesen kleinen Bomas inmitten des unentwirrbaren Irrgartens waren ganz niedrige, enge Palliſadenthore, die gerade hoch und breit genug waren, um das kleine Vieh der Eingeborenen durchzulassen, die aber der Mann nur gebückt passiren konnte. Diese Thore waren zu tunnelartigen Gängen ins Innere verlängert, so daß man mindestens 10 m zwischen ca. 50 cm auseinander stehenden Palliſaden durchgehen mußte, bis man in den inneren Raum gelangte. Zu beiden Seiten dieses engen Ganges waren Schießscharten oder Scharten für die Speere der Verteidiger frei gelassen.

Das merkwürdigste aber an diesem ganzen wunderbaren Verteidigungssystem waren die Höhlen und unterirdischen Gänge in Kiboscho, von denen wir schon

lange hatten erzählen hören und die, wie wir bald erkannten, wirklich Hunderte von Metern unterirdisch fortführen mußten. Ich will vorgreifend erzählen, daß, als wir die Eingeborenen am ersten Tage des Gefechtes — denn zwei Tage waren nötig, um dieses Gewirr zu nehmen — aus den meisten Befestigungen vertrieben und rings herum das Gelände inne hatten, ungefähr 800 m oberhalb des Dorfes ein großer Haufen Krieger erschien, deren Aufstieg wir nicht gesehen hatten. Wir sahen aber auf die Sohle der tiefen Gräben mündende Oeffnungen von Höhlengängen, durch die sie sich uns unbemerkt genähert hatten. Mehrfach hörten wir, wenn wir an dem Rand des Grabens standen, aus solchen Oeffnungen Geschrei von Weibern und Kindern, von Ziegen und Schafen zu uns heraufschallen.

Der Feind verschwand in diesen Höhlen oft wie vom Boden verschlungen und kehrte auch ebenso schnell zurück, sobald wir den Rücken wandten.

Zu alledem kam der Umstand, daß bis auf ganz kleine Plätze vor den Häusern und einem einzigen größeren Platz, den ich am ersten Tage zum Sammeln meiner ganz verstreuten Truppe benutzte und der sonst zu öffentlichen Versammlungen diente, alles dicht mit Bananenbäumen bestanden war, so daß das Ganze wie ein hellgrünes Bananendickicht aussah, in dem die dunkeln Hecken sich in langen Reihen abzeichneten. —

Wir marschierten zunächst, noch nirgends angegriffen, von einem Manne geführt, der hier vertraut war, bis auf einen Bergrücken, der von dem eigentlichen Dorfe durch eine Schlucht getrennt war. Hier hatten die Wakiboscho einen neuen Kanal angelegt, der von oben herab der Rückenlinie des Höhenzuges folgte, aber oben offenbar noch nicht fertig war, denn er war leer und trocken und schien mir zu einem festen Lager, dicht am Dorf des Feindes gelegen, zu einem Stützpunkt, von dem aus ich operieren konnte, sehr geeignet.

Ich machte hier Halt, ließ meine ganze Truppe in den Graben treten, Sicherung nach allen Seiten ausstellen und die Wadschagga-Krieger hinter dem Halbbogen, den der Graben bildete, in einer Senkung lagern.

In der ganzen Masse vorzugehen, wäre unmöglich gewesen, denn das sahen wir schon, hier konnte nur im Gänsemarsch marschiert und selbst gefochten werden; wurden doch später im Dorfe mehrfach Leute durch Speerstiche aus den Hecken heraus, welche die engen Wege begrenzten, verwundet, ohne auch nur den Feind zu Gesicht zu bekommen.

In mehreren Abteilungen dirigierte ich meine Truppe so, daß wir das Centrum, welches uns bezeichnet wurde, das Gehöft des Sinna, wo auch eine rote Flagge wehte, zunächst in der Mitte behielten, um dann, wenn die Truppen ungefähr die ihnen angegebene Stellung erreicht hatten, strahlenförmig nach der Mitte vorzudringen.

In dichten Bananenpflanzungen, die das Dorf umgaben, stießen wir zuerst auf den Feind und erwiderten sein Feuer, so gut es eben ging. Wir trieben

überall die einzeln und zerstreut fechtenden Leute vor uns her und kamen, fortwährend einzeln, nach vorwärts, rechts oder links feuernd, in den Irrgarten hinein.

Häufig entstand ein langer Halt, denn die Planken, die über die Gräben geführt hatten, waren hinabgeworfen worden oder ganz verschwunden, und es mußten neue Mittel gefunden werden, um hinüber zu kommen. Hier und da kamen wir bis in die Gehöfte hinein und brannten diese, um den Aufenthalt dort schwieriger zu machen, nieder. Oft mußten wir, und zwar meistens nach der dicht vor uns liegenden Deckung, aus der wir Feuer erhielten, Salven abgeben, ohne auch nur den Feind zu sehen, doch waren diese Salven von größerer Wirkung, als wir geglaubt hatten, denn der weiche Bananenstamm ist natürlich durchaus kein Hindernis für ein Geschoß.

So zogen wir denn durchaus planlos — denn nur im allgemeinen konnten wir die Himmelsrichtung verfolgen — kreuz und quer durch dieses Gewirr, bis ich endlich mit der Abteilung, die ich führte, jenen einen freien Platz erreichte. An allen Stellen, die wir passiert hatten, war der Feind wieder erschienen; mehrfach hatten wir noch auf ihn feuern können, wenn wir ihn auf der Sohle der Gräben entlang laufend eben in einem Höhlenwege verschwinden sahen. Einige Male mußte ich die Zulu, die ich bei mir hatte, abhalten, ja bestrafen, weil sie auf sich rettende Weiber und Kinder, die sich unten in den Gräben drängten, schossen. Bei einem Zulu kam ich leider zu spät; er schoß auf einen Mann, der, sein Kind im Arm, flüchtete, und erschoß das Kind. Ich schlug den Zulu zu Boden, in der Erregung des Augenblicks nicht bedenkend, daß diese erst seit so kurzer Zeit gezogenen Wildlinge in der Aufregung des Gefechtes noch nicht mit Ueberlegung handelten.

Auf dem freien Platze angekommen, gab ich so lange Signale, bis sich der größte Teil der Truppe herangefunden hatte. Wir fanden jetzt den Eingang zu dem Centralpunkt des Platzes, zu dem Gehöft Sinna's, aber dieser war noch viel künstlicher befestigt, als alles, was ich vorher beschrieben habe.

Zwei Unteroffiziere wurden angeschossen und auch mehrere Leute, ehe es mir gelang, in die Verlängerung der Eingangsthüre das Geschütz zu bringen. Aber die Granaten zeigten sich den mächtigen Planken und Stämmen gegenüber durchaus wirkungslos.

Der Abend kam herbei. Ueberall, wo wir durchgezogen waren, war der Feind wieder wie aus dem Erdboden heraus erschienen und vor allem hatten sich auch die Leute Mandara's, meine Wadschagga, deren ich als Führer und Landeskundige hier sehr bedurfte, allmählich verkrümelt und waren ganz verschwunden. Sie hatten sich unterdessen wieder bei den Leuten, die ich zum Schutze des Lagers zurückgelassen hatte, eingefunden. Ich konnte in der Nacht hier nicht bleiben, denn von allen Seiten mußte ich aus nächster Nähe Feuer erwarten.

Ich beschloß deshalb, für diesen Tag nach dem Lagerplatz zurückzugehen, um am nächsten Morgen das Gefecht von neuem aufzunehmen.

Jubel, Hohngeschrei und Angriffe auf die letzten Leute bei dem Gänsemarsch meines Abzuges folgte auf dem Rückzug. Wir wurden, als wir die Hänge hinab- und den von uns besetzten Berg hinaufklommen, von allen Seiten aus den Bananendickungen beschossen. Im Lager angekommen, bemerkten wir, daß einer meiner Offiziere, mein Vetter, mit nur 15 Mann noch fehlte. Nach circa einer halben Stunde hörten wir ein sich näherndes Feuer und bemerkten, wie an dem mit Bananen dicht bedeckten gegenseitigen Hügel sich etwas herabzog. Es war mein Vetter mit seiner Truppe, der sich dem ihm dicht folgenden Feinde stets erwehren mußte. Jetzt lagen wir Europäer alle am Rand des Grabens im Anschlag, um seinen Rückzug zu decken, und dieses Einzelfeuer belehrte die Verfolger so nachdrücklich, daß die Entfernung für unsere Waffen nur gering sei, daß sie von der allerbedrohendsten Verfolgung in der Schlucht abstehen mußten. Eine große Anzahl der Verfolger blieb, von unsern Geschossen getroffen, liegen.

Jetzt war es dunkel geworden; wir lagen im Graben und versuchten, so gut es ging, hier die Nacht zuzubringen. Die Nacht war schön, klar und warm. Bei völliger Dunkelheit versuchten in der rechten und in der linken Flanke noch Trupps einiger besonders unternehmender Wakiboscho uns anzugreifen, wurden aber von den kleinen Feldwachen, die ich nach überall hin verteilt hatte, abgewiesen.

Da meine Posten ringsum keine Deckung hatten, mußten sie zu zweien mit Abständen von 15 bis 20 m liegend ihre Zeit verbringen, denn nur so wurden sie dem Feinde weniger sichtbar.

Während der Nacht hörte ich mehrfach, besonders an einer Stelle, wahrscheinlich einem Hauptpunkt der boma, den wir niedergerissen hatten, Axtschläge; der Feind arbeitete also an der Wiederherstellung seiner Hindernisse. Ich richtete nach dem Gehör das maxim gun, gab ihm einen gewissen Streuungskegel und feuerte dorthin. Einige laute Aufschreie und das Verstummen des Arbeitsgeräusches zeigten, daß das Feuern nicht wirkungslos gewesen war. Noch dreimal in der Nacht machte ich so Gebrauch von dem maxim gun, welches sich für solche Zwecke und auch zum Abstreuen dicht besetzten, uneinsehbaren Buschterrains außerordentlich eignet.

Am nächsten Morgen ging der Tanz von neuem los. Jetzt aber ging ich vorsichtiger vor. Ich mußte mir vor allem in dem Dickicht eine Umsicht verschaffen. In einer langen Reihe klomm die Schützenkette den Berg hinauf, ein Mann stets fertig mit dem Gewehr zum Feuern, wenn sich etwas zeigte, der andere mit dem Seitengewehr in der Hand, jeden Bananenbaum abschneidend, um so eine weite freie Oeffnung hinter uns zu lassen, die ein etwaiges Verfolgen, wie gestern, später unmöglich machte.

So schossen und arbeiteten sich meine Truppen langsam vorwärts und kamen durch vorbereitetes, besseres Ueberbrücken der Gräben, Durchschlagen der Hecken auf große Breite, Niederrennen der Palliſaden unter dem Feuer anderer Abteilungen, bis an die boma Sinna's heran. Jetzt war auch Raum geschaffen für das Geschütz, und an einer anderen Stelle, die sich zum Einbruch besser eignete, wurde abwechselnd mit Granaten und mit Rammen gearbeitet, um die Hindernisse niederzulegen.

Ich selbst war mit einer Abteilung im Lager geblieben, um irgendwo, wo es not that, besonders eingreifen, den Rücken der drei Trupps, die jetzt vorgegangen waren, decken zu können und sie eventuell aufzunehmen.

Nach heftigem Gefecht drang die Truppe in die Mitte ein und fand natürlich das Gehöft des Sinna ganz verlassen. Einige Elefantenzähne, Waffen und große Trommeln wurden herausgebracht. Schnell war das Haus Sinna's angesteckt. Unser Führer kam zum Glück noch zur rechten Zeit an diesen Punkt, um alle Leute aus dem Gehöft herauszurufen, — der Letzte, der heraustrat, war der Führer dieser Abteilung, der Dr. Bumiller, — gerade als mitten zwischen den innersten Häusern, mit mächtigem, dumpfen Knall, ein großer Teil der Hütten in die Luft flog, eine mächtige Feuersäule hoch emporschoß und eine tiefschwarze Wolke aufstieg. Bumiller wurde von dem Luftdruck eine ganze Strecke zurückgeworfen, jedoch nicht verletzt. Nur ein Mann, den wir vermißten, ist wahrscheinlich bei dieser Explosion der Pulvervorräte Sinna's umgekommen.

Diese Geschehnis war das Signal zum Aufgeben weiteren Kampfes für den Feind; jetzt wurde er überall flüchtig und jetzt hatten auch die mich begleitenden Wadschagga, die Krieger Mandara's, wieder Mut bekommen, kamen aus allen ihren Verstecken hervor und stürmten mit ihrem Kriegsgeheul in das Labyrinth.

Da einmal der Feind verschwunden war, dann aber auch die weitere Verfolgung und das Eintreiben der Beute die Wadschagga besser übernehmen konnten, so blies ich zum Sammeln und sah bald die Truppe, die wieder lange Stunden schwerer Arbeit und guten Fechtens hinter sich hatte, von allen Seiten zurückkommen. Die Abteilung Bumiller's hatte das Kerngehöft genommen und den Ausschlag gegeben zu schnellerer Entscheidung und zur Ueberwindung des zähen Feindes.

Unglaublich war die Menge des Viehs, welches die Gehöfte beherbergten. Ich zog jetzt, um meine eigenen Wadschagga-Krieger zu überwachen und zu kontrollieren, daß sie die Beute nicht nach andern Stellen brachten, was bereits vielfach geschehen war, in das Dorf. Leider war sehr viel Vieh von unsern Geschossen getroffen, verwundet und verendet, aber immerhin blieben uns noch 4000 Stück Rindvieh, 5000 Schafe und Ziegen, einiges Elfenbein, Waffen, Trommeln und dergleichen an Beute.

Mit dieser für Afrika großen Beute zogen wir zurück und wurden natürlich

mit großem Jubel von dem Volk Mandara's empfangen. Auch er bekam einen Teil der Beute, 1500 Stück Rindvieh und 2000 Stück Kleinvieh, das übrige erhielt, nachdem für mehrere Tage die Truppe und die Krieger mit Fleisch versorgt worden waren, zum größten Teil meine Station.

Leider verfiel nur wenige Wochen nach dem Gefecht alles Vieh der Seuche, welche die ganze Kilima-Ndscharo-Gegend, mit ihren Hunderttausenden von Stücken Vieh, verheerte.

Ich hatte während der zwei Tage des Gefechtes in der Truppe nur drei Tote und siebenzehn Verwundete gehabt. Von den Wadschagga waren eine ganze Reihe verwundet und einige verschwunden, von denen ich bis zu meinem Abmarsch nicht feststellen konnte, ob sie gefallen waren. Die Verwundeten ließen sich jedoch nicht von unserm Arzte behandeln, sondern machten ihre eigenen Kuren.

Die Wakiboscho hatten gegen 200 Tote. —

Erwähnen muß ich schließlich noch einen für afrikanische Verhältnisse seltenen und erfreulichen Ausnahmefall. Zwei Tage nach dem Gefecht — ich hatte zu Sinna hingesandt und ihm Sicherheit zugesagt, wenn er sich unterwerfen wolle — erschien der Häuptling Sinna in der Station mit vier Unterhäuptlingen. Frei und furchtlos schritt er auf mich zu, der ich mit meinen Offizieren zu seinem Empfang vor dem Hause saß. Die Leute rannten ihre mächtigen Speere in den Boden, machten ihren Salam und ließen mir sagen, ich sei der Stärkere, sie unterwürfen sich. Sie brachten zum Zeichen dessen als Geschenk Elfenbein, das ihnen nachgetragen wurde, und so viel Speere, daß jeder Europäer einen der schönen Häuptlingsspeere zum Andenken an das Gefecht erhalten konnte. Mir selbst überreichte Sinna seinen wundervollen Speer, der gleichzeitig das Zeichen seiner Herrschaft, sein Scepter war.

Seit jener Zeit hat Sinna stets auf unserer Seite gestanden und gefochten. Selbst als der Sohn Mandara's von uns abfiel, den Angriff unserer Schutztruppe blutig abschlug — es fielen sogar zwei Offiziere bei dem Gefecht — war Sinna unentwegt unser treuer Bundesgenosse und ist es bis heute geblieben.

Der Geist, der über den Wassern schwebt.

Von

Friedrich Ratzel.

Mein kleines Buch „Das Meer als Quelle der Völkergröße“ hatte ich (1900) mit dem Gefühl abgeschlossen, daß das Tiefste und Größte, was vom Meere zu sagen wäre und was man von ihm sagen müßte, ganz unausgesprochen geblieben war. Es war damals freilich darauf angekommen, die politische Seite zu zeigen, und diese verträgt bekanntlich nicht die Vermengung mit der allgemein menschlichen. Das Erfordernis der Stunde war die Betonung, scharf wie ein Weckruf, der Notwendigkeit, daß unsere Nation einen größeren Anteil an der Beherrschung des Meeres gewinnen müsse. Sie sollte aus der kontinentalen Enge eines kleinen, geschichtlich alten Erdteiles mit allen Kräften dorthin hinausstreben, wo die Völker, wie die Einzelnen, mit dem ersten Atemzug in reiner Brandungsluft Blick und Herz sich erweitern fühlen. Oder, um dasselbe Bedürfnis tiefer zu fassen: nicht auf die Dauer darf und kann der Zufall des kontinentalen Wohnplatzes über die Stellung unseres Volkes in der Welt entscheiden. Ist nicht gerade das Meer, das keine Grenzen kennt und das keiner Macht zu eigen sein kann, dazu geschaffen, einem Volke seine wahre Heimat, die ganze Erde, zu zeigen und zu erschließen? Diesen politischen und wirtschaftlichen Nutzen des Meeres klar hinzustellen, erforderten also damals die Zeitverhältnisse.

Ich wartete darauf, daß von irgend einer Seite dann auch die Bedeutung des Meeres für die Seele eines Volkes gezeigt werde. Vielleicht war es schon geschehen. Wie groß, aber auch wie verlockend ist doch die Aufgabe, einmal alle Beziehungen einer großen Naturerscheinung zur Menschheit, die nicht dem Nutzen angehören, treu darzustellen! Man sollte meinen, in einer großen Litteratur, wie der deutschen, müßten dafür Schätze zu heben sein. Der liederkundige Herausgeber dieser Zeitschrift ließ damals ein Bändchen Gedichte „Zur See, mein Volk!“ erscheinen, wo man die größten Namen und außerordentlich viel Schönes findet. Als er die Güte hatte, mir es zu schenken, schrieb ich ihm mein Erstaunen über die Armut an Aeußerungen über die seelischen Wirkungen des Meeres. Wir stimmten beide darin überein, daß, wo soviel über den praktischen Nutzen des Meeres gesprochen worden, der ideale Gewinn, den es ausstrahlt, schlecht weggekommen war. Was wäre aber kurzsichtiger, als das Meer wie ein Kohlenbergwerk zu behandeln, aus dessen Tiefen man marktbare Ware

in beliebiger Menge heraufholt, und sonst nichts? So mag dem Meere gegenüber der Fischer verfahren, für den ja die Meerestiefen auch nur ergiebige Schächte sind. Aber die Beherrschung des Meeres muß geistige Mächte in Bewegung setzen und an das, was am Meere geistverwandt ist, muß sie daher auch anknüpfen können. Die starken Herzen, die das Meer fordert, müssen ihre Kraft vom Meere schöpfen; und ebenso die starken Geister. Venedigs Seeherrschaft war eine Zeit lang die vollkommenste, die es gegeben hat, und sie beruhte nicht bloß auf der Zahl der Galeeren; Venedigs Gelehrte haben die Karte des Meeres verbessert, Venedigs Künstler haben das Meer und die Luft, die darüber schimmert, sehen und malen gelehrt. In der Vermählung des Dogen mit der Adria liegt das Symbol dieser tieferen Beziehungen zwischen dem Meer und seinem Volk. In noch viel größerem Maße ruht Englands Seebeherrschung nicht allein auf wirtschaftlichen und politischen Leistungen. Die Erforschung des Meeres und die künstlerische Darstellung desselben, des Wassers überhaupt, durch englische Entdecker, Forscher, Kartographen und Künstler sind nicht die schwächsten Quadern in den Grundmauern britischer Seeherrschaft.

Aber das Alles hängt doch irgendwie noch mit dem „Nutzenziehen" zusammen. Woran ich aber in diesem Augenblick denke, das hat gar nichts mit irgend einem greifbaren oder sichtbaren Gewinn zu thun, der dem Meere abgerungen würde, und auch sogar nichts mit dem Verhältnis eines großen Dichter- oder Künstlergeistes zum Meere. Es betrifft vielmehr eine ganz zurückliegende, unscheinbare Sache, die im Grund mächtig, aber doch so wenig auffallend wie die Wiesenblumen oder wie eine hingehauchte Wolke ist.

Ich meine die Beziehungen des Flüssigen unserer Erde und besonders des Meeres zu jenen unverdrossenen Versuchen, das Ewige zu erfassen, die die Menschen zu allen Zeiten gewagt haben und wagen werden: im Ringen um Gott. Man könnte auch hier von einem Nutzen sprechen, aber es handelt sich dabei doch um viel mehr, als was wir mit diesen Worten zu bezeichnen pflegen. Worte höherer Art, nicht entweiht durch alltäglichen Gebrauch, sind am Platz, wo man von einer Naturerscheinung spricht, der von allen irdischen die stärkste Kraft innewohnt, uns mit jener Bewunderung und Ehrfurcht zu erfüllen, die Kant beim Aufblick zum gestirnten Himmel empfand. Von der Natur dieser Kraft möchte ich sprechen und nicht bloß ihre mögliche Leistung darlegen, die weit über die Kräfte sämtlicher Wellen und Wasserfälle der Erde hinausreicht, sondern auch versuchen, zu zeigen, daß die göttliche Seite, die jedes Naturding hat, sich kaum in einem so klar bekundet, wie in dem mächtigen, klaren, beweglichen, tausendgestaltigen Wasser.

Hier liegt die Natur frei vor mir ausgebreitet. Ich muß nicht durch eine Schale oder Rinde von vielgestaltigen Geschöpfen durchdringen, wie auf der Wiese oder im Wald, um zum Kern zu kommen. Die Pflanzen sind schön und

ganz geeignet, uns zu fesseln, aber ich möchte sie den Blasen vergleichen, die der Strom wirft. Der Strom selbst sind sie nicht. Wenn ich die Größe der Natur ganz erfassen und das, was darüber sein muß, voll empfinden will, dann sind unter allen Erscheinungen der Natur die des Wassers mir die nächsten und nützlichsten. Die Schönheit im Einzelnen und den mannigfaltigen Reichtum zeigt allerdings die organische Welt besser.' Aber die Vorstellung von einem Hohen hat eine breite Grundlage nötig, auf der sie sicher ruhen kann. Auch sollte diese Grundlage einfach sein. So ist das Meer, das uns nichts zeigt als Wasser, ebenes Wasser und Wasser zu Wellen erhoben, und die Wellen wieder in Wasser zerrinnend, so daß, mit demselben Stoff und immer in denselben Formen sich beschäftigend, unser Geist von keiner fremden Erscheinung abgezogen wird, die ein Recht für sich will, sondern ungestört die einfache Größe der Natur in sich aufnehmen kann.

Ich höre sagen: Im Vergleich mit der Sternenwelt bleibt die Welt des Wassers immer eine enge und begrenzte. Die wahre Schule des Erhabenen liegt doch in der Betrachtung „der Verknüpfung ins unendlich Große, einer Verknüpfung mit Sternen über Sternen, mit Welten über Welten, Systemen über Systemen" (Kant). Das mag so scheinen, wiewohl nicht alle Denker davon durchdrungen sind, und Kant selbst am Schluß der angeführten Stelle sagt: „Das Vorstellen erliegt diesem Fortgehen ins Unermeßlich-Ferne, wo die fernste Welt immer noch eine fernere hat, die so weit zurückgeführte Vergangenheit immer noch eine weitere hinter sich; die noch so weit hinausgeführte Zukunft immer noch eine weitere vor sich; der Gedanke erliegt dieser Vorstellung des Unermeßlichen, wie ein Traum, daß einer einen langen Gang immer weiter und unabsehbar weiter fortgehe, ohne ein Ende abzusehen, mit Fallen oder mit Schwindel endet." Kant will doch damit sagen, daß das Ende dieser Gedankengänge, die aus einer unmöglichen Vorstellung von der Unendlichkeit das Gefühl des Erhabenen gewinnen wollten, nichts als das Gefühl der Ohnmacht sei. Ein anderer großer Denker, Hegel, hat das „schale Erstaunen" jener Astronomen gegeißelt, die das Erhabene ihrer Wissenschaft im Unermeßlichen der Zeiten und Räume sehen, statt im Maß und im Gesetz. Und im Grunde hatte schon vor Beiden Albrecht von Haller in seiner einst vielgerühmten, von Kant sogenannten schauderhaften Beschreibung der Ewigkeit das Richtigste gesagt, wenn er nach jenen großen Worten „ich häufte ungeheure Zahlen, Gebürge Millionen auf, ich setze Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zu Hauf" mit dem Bekenntnis endigt, daß alle diese Mühe für nichts war, denn es ist ja „alle Macht der Zahl, vermehrt zu tausendmalen noch nicht ein Teil von Dir: ich zieh sie ab, und Du liegst ganz vor mir." Kommt man damit nicht auf die freilich durchaus nicht neue Erfahrung zurück, daß die äußere Größe an sich gar nicht Gegenstand unserer Bewunderung sein könne? Das unendlich Kleine ist ebenso bewundernswert wie das unendlich Große, und es ist es nicht minder das, was zwischen beiden liegt. Hegel hat recht: das Er-

habene liegt in den Gesetzen der Natur; und so wie diese allwaltend sind, ist die Natur überall erhaben.

Aber so groß ist allerdings unsere menschliche Schwäche, daß wir doch wenigstens die Anregungen unserer Sinne für das Erhabene im Weiten und Großen zu gewinnen streben. Vor der Tiefe der Ewigkeit gesehen ist ein Tautropfen ein Meer, aber am Meere stehen wir unmittelbar vor einer unabsehbaren Größe, während den Tautropfen wir erst durch große Ueberlegungen denkend in ein Meer vergrößern müssen. Das alltägliche Leben drückt uns immer wieder die kleinen Maßstäbe in die Hand und gewöhnt unsere Augen an die kurzen Perspektiven von einer Straßenecke zur anderen. Wir mögen uns wohl beim Drehen einer Luftblase auf der Oberfläche des wirbelnden Baches sagen: so sind die Wirbel, die eines Tages die Planeten in die Sonne stürzen; es kommt endlich doch immer wieder bei unseren beengten und beschränkten Sinnen auf die Umstände an, unter denen wir an die Natur herankommen. Wenn wir sie frei und frisch empfinden sollen, soll kein Tele- noch Mikroskop unser Werkzeug sein müssen, und wenn wir immer wieder zu ihr zurückkehren sollen, möge ihre Erhabenheit nicht Einförmigkeit sein. Würden wir uns ethisch gehoben fühlen, wo wir ästhetisch nicht angezogen oder nicht gefesselt werden? Unser Sinn für das Naturschöne ist ja freilich durch eine Menge von Nebenvorstellungen bedingt, die mit der reinen Schönheit nichts zu thun haben. Aber welche Poesie schied jemals die erfrischende Kühle einer Quelle mit ihren wohlthuenden Erinnerungen aus der bewundernden Betrachtung ihrer Klarheit aus? Das Wasser wird immer eine raschwirkende Arzenei der Seele sein, weil es im Großen und Kleinen dasselbe, sich immer gleiche ist. Und wie von der Quelle der Bach zum Strom und zum Meere hinwächst, wachsen auch unsere Gedanken vom Tautropfen zum Meere, und bleiben dabei stromgleich doch in derselben Bahn.

* * *

„Und der Geist schwebte über den Wassern." Mögen sich die Sprachkenner ihre Köpfe zerbrechen, ob es im hebräischen Urtext der Genesis heißt: „schwebte" oder „brütete", und mögen sie das Brüten deuten auf einen Geist, dessen Fittiche die Erde überschatten, oder sich an das Weltenei erinnern, daß das Hervorgehen eines neuen Lebens aus zerbrechenden Schalen versinnlichen will. Es bleibt der Geist und das Wasser, und der Geist über den Wassern. Und da dies nicht das erste Mal ist, daß uns das Wasser in den Gedanken der Völker über die Schöpfung der Welt begegnet, so dürfen wir wohl fragen: Warum schwebt der schaffende Geist über dem Wasser? Und warum wird auch in anderen Weltschöpfungsgeschichten das Wasser an den Anfang gestellt? In den Einzelheiten der Schöpfungssagen liegt die Uebereinstimmung nicht, sie liegt im Hervorsteigen der Erde aus dem Wasser. Ob nun ein Maorifischer sie im Netz heraufzieht, oder

nordamerikanischen Indianern ein Biber oder eine Moschusratte den Erdenkloß im Munde bringt, oder ob das auf dem Meere schwimmende Weltenei sich öffnet und die ersten, schon mit dem Kahn versehenen Polynesier entläßt: das Wasser und der schaffende Geist sind zuerst. Und wo eine Neuschöpfung der Erde nötig wird, weil die erste durch die sündigen Menschen oder die boshaften Götter verdorben ist, da kehren auch gleich die reinigenden Wasserfluten wieder.

Der babylonische Sintflutbericht und seine Nachkommen, zu denen der biblische gehört, sind erfüllt von der menschenfeindlichen Macht des großen Wassers, das entsteht, wenn „die Himmel Verderben regnen", der Pestgott die Wirbelwinde entfesselt, der Gott Adar die Kanäle überströmen läßt, die Götter des unterirdischen Wassers gewaltige Fluten heraufbringen, so daß die Erde erzittert, des Sturmgotts Wogenschwall bis zum Himmel steigt, und alles Licht in Finsternis verwandelt wird.*) Ob nun, wie Sueß mit vielem Scharfsinn nachzuweisen versucht, eine Verbindung von Erdbebenfluten mit Wirbelstürmen die Verwüstungen bewirkte, die hier in sagenhafter Gestalt erscheinen, wissen wir nicht. Einzelne Züge der Erzählung mögen wohl einen derartigen Ursprung haben. Das Wesentliche ist aber die Ueberflutung der Erde, die auch der Kern zahlreicher anderer Ueberlieferungen von offenbar sehr hohem Alter ist, die wir bei vielen anderen Völkern in allen Teilen der Erde finden, am reichsten ausgebildet und am weitesten verbreitet in Ozeanien und Amerika, weniger in Afrika. Wiederum, wie bei der ersten Schöpfung aus dem Wasser, ist die Uebereinstimmung äußerer Züge überraschend. In der deukalionischen Flut der Griechen finden wir das rettende Fahrzeug, das Deukalion und Pyrrha auf den Parnaß trägt, wo es strandet, auch die Edda kennt ein rettendes Boot, und in manchen anderen Formen kehrt die Arche Noäh wieder. Die Mandanen im oberen Missourigebiet hatten sogar noch zur Zeit des Prinzen von Wied in jedem ihrer Dörfer ein faßähnliches Gebäude aus Holz aufgestellt zur Erinnerung an die Rettung ihrer Ahnen in einem ähnlichen Bau, den sie vor der nahen Flut auf einem Berge errichtet hatten. Andere weltweit verbreitete Bestandteile der Flutsagen ist der Vogel, der das nahe Ebben verkündet. Die Taube mit dem Oelzweig wird bei den Krih-Indianern zu einem großen Vogel, an dessen Fuß sich haltend die Ahnin des Stammes auf die Spitze eines hohen Berges getragen wird, in einer australischen Sage ist sie der Pelikan, der die Menschen vor dem Ertrinken rettet, und der auch auf den Andamanen den armen ersten Menschen Feuer bringt. Der den Feuerbrand vom Himmel bringende Eisvogel kehrt in dem Raben Jälch der Nordwestamerikaner wieder, der überhaupt die Schöpfung vollendete, indem er

*) Ich halte mich an die Haupt'sche Uebersetzung des 1872 von G. Smith entdeckten, in das zweite vorchristliche Jahrtausend zurückreichenden chaldäischen Berichts, der viel älter als der biblische ist.

die von einem boshaften Geiste in einen dunkeln Kasten gesperrte Sonne den Menschen brachte oder, nach einer anderen Version, Feuer von einer Insel im Westen holte. In ähnlicher Weise ist auch der Oelzweig, den Noahs Vogel im Schnabel trägt, nur ein Zweig von einem weltweit bekannten Baum, der bald in Birma ein Mangobaum ist, auf den sich der auf der Flut umhertreibende Vater der Menschen rettet, bald ein hundert Ellen hoher Tannenbaum, der dieselbe Aufgabe bei den Odschibwäh Nordamerikas hat, bald auf Palau der Baum, an dem das rettende Floß befestigt wird.

Zum dritten Mal leuchtet das Meer in die Gedankenwelt einfacher Völker herein, wo die große Frage Wohin? der Seelen der Abgeschiedenen sich regt. Da steigen am goldenen Abendhimmel die sagenreichen Toteninseln auf, wohin die Seelen der Sonne folgen. Die Vorstellung, daß die Sonne, die in das Meer hinabsinkt, sich in ein anderes Land begebe, ist bei Küsten- und Inselvölkern, die ein weiter Horizont umfaßt, verbreitet. Man findet sie selten im Binnenland und dort mag sie wohl von seewärts gelegenen Orten hingetragen worden sein. Entweder liegt nun „das Land der Sonne", wie die Palau-Insulaner ihr mythisches Land nennen, ganz fern im Westen, wo die Sonne hinabsteigt, und wird dann als eine Insel von großem Umfang gedacht, oder es soll gerade unter der Erde gelegen sein. Der Sonne muß man folgen, um dahin zu gelangen, denn wo sie ins Meer taucht, dort ist der Eingang. Darum zeigt man auf manchen der Inseln Ozeaniens weit in das Meer vorspringende Klippen, Landspitzen, Felsvorsprünge, die der untergehenden Sonne zu gelegen sind: von ihnen thaten die Seelen den Sprung ins Meer, um ins Jenseits zu gelangen. Im Tonga-Archipel hatte jede einzelne Insel einen solchen Sprungstein. Auf den Samoa-Inseln ließ man mit jener sonderbaren Spitzfindigkeit, die manchmal in der polynesischen Mythologie hervortritt, die Seele alle Inseln bis zur westlichsten Klippe durchwandern. Anderswo war die Mündung eines Baches ins Meer der Sammelplatz der Seelen, die auf einem abschüssigen Korallenfels daneben ihre neuen, für die Reise bestimmten Gewänder bleichten.

An einigen Orten denkt man sich den Eingang in das Jenseits ganz nahe, so daß die Seelen einfach hinabsteigen, an andern haben sie eine ermüdende Reise schwimmend zurückzulegen, wieder an andern erwartet sie Kahn und Seelenferge. Daher der Kahn als Sarg oder Grabdenkmal. Auf den Philippinen waren die Geister der Sklaven, die beim Begräbnis getötet wurden, dazu bestimmt, den Seelenkahn ins Jenseits zu rudern. Verwandte Vorstellungen hegten einst auch europäische Völker: in der Bretagne zeigt man neben Kap Raz eine „Seelenbucht", von der aus die Toten ihre Reise antreten. Für diese Kelten des Kontinents war schon Britannien die Toteninsel. Prokop erzählt von ihnen: sie seien zwar den Franken unterworfen, bezahlten aber, soweit sie der britannischen Küste gegenüber wohnen, keinen Tribut, da sie seit alter Zeit

die Pflicht hatten, die Seelen der Toten über zu fahren. Für die Kelten Irlands ist Flath Innis, eine westliche Wiederholung des grünen Erin, Totenland. Brauche ich an die Inseln der Seligen zu erinnern, wohin die Seelen der Griechen gingen, ehe die Vorstellung vom Hades sich ausgebildet hatte? Ich möchte nur an zwei Züge der griechischen Sage erinnern: an die dicht an den Grenzen des Dunkels wohnenden Hesperiden, die die köstlichen Aepfel behüten, und an die westliche Insel Erytheia mit ihren Rinderscharen. Der Garten der Hesperiden entspricht so manchem andern Fruchtbaum mit goldenen Früchten am goldumwölkten Eingang zum Lande der Seligen, und auch die rötlichen Rinderscharen sind nicht neu: sie versinnlichen das Rot des Westhimmels bei Sonnenuntergang. In West- und Südeuropa hat die weltweit verbreitete Sage von der Toteninsel sich in so mannigfaltigen Formen und Lagen entwickelt, daß man auch darin eine Wirkung des reichen Wechsels von Land, Inseln und Meer zu erblicken meint.

Die Aehnlichkeit des Horizontes einer weiten Ebene mit dem des Meeres veranlaßte ähnliche Gedanken über die Sonne, die jenseits der Ebene zu anderen Ebenen im Westen hinabsteigt, wie sie jenseits des Meeres zu westlichen Inseln geht. Wo dann Gebirge den Hintergrund der Ebene bilden, sind sie willkommen, um das Seelenland zu verbergen, das hinter ihnen liegt: so in Zentralasien und Indien. Doch selbst die Chinesen kennen Inseln der Seligen. Aber um zum Meere zurückzukehren: die Sonne versinkt nicht im Meere, um dort zu bleiben, sie kehrt jeden Tag verjüngt wieder: auf den Abend folgt der Morgen. So wird nun das Meer zur Lebensquelle. Die Lage dieser Quelle ist naturgemäß in manchen Fällen dieselbe wie die des Seelenlandes. Die Sage der Mohammedaner versetzt sie an den Eingang zum Paradies. Aber andere Formen des Wassers bieten sich hier dar, besonders die erfrischende Quelle, die geheimnisvoll aus einer Höhle austritt, oder der See auf einem Berge; und nun liegt die Verbindung mit den Flüssen nicht fern, die in diesem See oder in jener Quelle entspringen, und wir kommen zu den Strömen des Paradieses, die Fruchtbarkeit weit hinaustragen, und an deren Ufern hinab die ersten Menschen, die Haustiere, die Kulturpflanzen ihren Weg in die tieferliegende Welt gemacht haben.

* * *

Aus diesen Stimmen der Vorzeit, die wie abgebrochene und verhallende Laute aus den Wäldern und von den Inseln der „geschichtslosen" Völker herübertönen, spricht uns, so seltsam im einzelnen ihr Sinn und ihre Einkleidung berühren mag, eine Grundverwandtschaft des Naturgefühles wie etwas Altbekanntes, Altbefreundetes an. Ist es nicht wunderbar, daß bei so weit entlegenen Völkern und in den verschiedensten mythischen Formen das Hervorgegangensein der Erde aus dem Wasser der Grundgedanke ihrer Schöpfungsgeschichte ist? Das ist wie

eine wissenschaftliche Wahrheit, auf die mit einer gewissen Notwendigkeit die Geister aller Denker, die sich damit beschäftigen, geführt werden. In bestimmten Völkerkreisen mag es auf Uebertragung zurückführen, im ganzen stehen wir hier doch vor einem jener elementaren Zusammenhänge, die unter den verschiedensten Bedingungen wiederkehren. Das Wasser unserer Erde muß Eigenschaften haben, die immer mit denselben Lauten zum Menschen sprechen. Allwirksam ist in diesem Sinn die Einfachheit und Größe des flüssigen Elementes. Zu deren Erfassung brauchte es keine Weltumsegelungen und wissenschaftliche Ausrechnungen der Größe der Wasserfläche. Für das gebildete Europa hatte erst Bode 1783, nach Cooks Reisen, die den Stillen Ozean endlich als den wahren Großen Ozean sicher nachgewiesen hatten, das Verhältnis des Wassers zum Land auf der Erde durch das Zahlenverhältnis 1:3 festgestellt. Für die Völker der Küsten und Inseln, an deren Horizont immer und überall das Flimmern des Meeres stand, war das Uebergewicht des Wassers längst festgestellt.

Was lange vor aller Wissenschaft Denker und Dichter der Naturvölker, beide noch unzertrennlich Eins, sahen, überdachten und überlieferten, das ist: das Wasser ist überall und immer dasselbe. Das Land ist mannigfaltig und trägt noch Mannigfaltigeres. Das Einfache aber ist vor dem Mannigfaltigen da und so denken die Priester der Welträtsel: Aus dem Wasser ist das Land emporgestiegen. Die Allgegenwart des Wassers machte einen mächtigen Eindruck auf diese Geister. Es fällt vor der großen Flut vom Himmel „in wigwamgroßen Tropfen", es braust aus dem Innern zerklüfteter Berge oder zerspaltenen Landes, schmelzender Schnee überflutet bis zu den Spitzen der Tannen. Und nicht genug mit dem Wasser, die ihm verwandten Flüssigkeiten haben dieselbe Gabe, die Erde zu ertränken, vor allem das Blut von Riesen, aus deren Wunden es stromhaft quillt, oder von Schlangen, die ja ohnehin als „Regenschlangen" so oft die regenbringenden Wolken versinnbildlichen. Auch die Schildkröte, die triefend aus dem Wasser steigt, oder deren braunes Schild gerade über den Wasserspiegel, wie eine kleine Insel, hervorragt, gehört in den Kreis von Vorstellungen und Dichtungen, die sich zu einer wahren mythologischen Philosophie des Flüssigen erweitert haben. Es giebt aber überhaupt nichts, was in diesen Erzeugnissen einer bald tief ahnenden und bald an der Oberfläche hinspielenden Dichtungen nicht mit dem Wasser im Zusammenhang stünde.

Gerade das ist eine wunderbare Eigenschaft der Schöpfungs- und Flutsagen und selbst auch der Vorstellungen von Toteninseln der verschiedensten Völker, daß sie sich mit allen Elementen der übrigen Schöpfung in Verbindung setzen. Die Erde, die Sterne, die Welt unter der Erde, Inseln, Flüsse, Quellen, Tiere jeder Art, besonders Schlangen und Fische, die verschiedensten Pflanzen, besonders große Bäume, hängen mit der Wasserflut ursächlich zusammen. Darin liegt die Ahnung der innigen Verknüpfung alles Festen, alles Lebens mit dem

Flüssigen, die selbst in dem einfachen Naturmenschen durch die allenthalben sich wiederholende Berührung mit dem Flüssigen aufdämmerte.

In allen ruhenden Formen des Wassers sehen wir die Klarheit eines Krystalls. Auch in manchen bewegten kommt sie überraschend zum Vorschein. Im Meer, im See, im Fluß, und selbst in der leise aufwallenden Quelle liegt ein Krystall vor uns, in dessen Tiefe unser Blick hinabtaucht, und dessen glatte, glänzende Fläche ihre Ueber- und Umwelt wiederspiegelt. Auch stark bewegtes Wasser wirkt so, so lange es ein Ganzes bleibt: eine mächtige Dünung, die langsam den Strand hinanschwillt, wobei sie immer dünner und durchsichtiger wird, eine Wassermasse, die sich über ein Felsriff hinabbiegt, ohne zu zerreißen, wirken wie geschmolzenes Glas. In der starken Spiegelung und dem ruhigen Glanz einer gebogenen Wassermasse liegt das Geheimnis der schönen Wirkung der Nappes d'eau in der französischen Gartenkunst, in deren architektonische Grundlinien die Wasserlinien und -flächen sich so schön einfügen. Es ist aber etwas Tieferes. Wordsworth, auf dessen Dichtungen die Reflexe der Seen und stillen Flüsse des nordwestlichen Englands liegen, hat die Wirkungen dieser Eigenschaften des Wassers am besten bezeichnet, als er in seinem fast vergessenen „Führer durch das Seengebiet" Nordenglands sagte: „Wenn wir die unbewegte Wasserfläche betrachten, wird unsere Seele in Tiefen der Empfindung versenkt, die uns sonst unzugänglich sind. Was anders ist der Grund, als daß hier nicht bloß der Himmel in die Erde herabkommt, sondern daß wir die Erde hauptsächlich durch das Medium eines reinen Elementes betrachten?" Man könnte diesen Wert des flüssigen Krystalls in einer Kraft der Anschauung sehen, wie sie aus der Berührung unseres Blickes mit der Oberfläche der Dinge nicht hervorgehen kann. Gewiß zieht uns der Blick in ein Thal nach sich, auch selbst ein dunkler Waldweg scheint in endlose Fernen zu führen. Aber dem Allem ist einmal ein Ziel gesetzt. Anders das Wasser. Der Volksglaube giebt jedem See unergründliche Tiefe und läßt jede Quelle aus entlegenem Erdspalt herrinnen. Daher ließ er hervorbrechende Wassermassen die ganze Erde überfluten; denn der Wasservorrat des Erdinnern mußte ja unerschöpflich sein. Der Wert der Krystallklarheit steigert noch ihre Beständigkeit. Mag der Sturm das Meer zerreißen, er treibt doch nur mit der Oberfläche sein Spiel. „Die Windsbraut hat den Ozean entwurzelt" ist ein Bild ohne Wahrheit, eines von den gewaltsamen, erzwungenen, die nur auf Geister ohne Anschauung wirken. Unter dem Sturm ruht das Meer in alter, sicherer Klarheit. Auch die leichte Brise läßt einen matten Ton, wie von oxydiertem Silber, über das glänzende Metall des Spiegels wandern, hier matte Inseln, dort Streifen, die sich sondern und wieder ineinander fließen. Am äußersten Horizont bleibt ein leuchtender Streif unberührt, das ist die Summe der Spiegelungen der Wellen. Sobald die Brise einnickt, ist der Wasserspiegel in alter Klarheit hergestellt.

Die Stille des ruhenden Wassers gehört nicht zu jenen tiefsten Stillen der Natur, die die Erwartung auf etwas Furchtbares spannen, welches kommen soll. Man kann sie nicht mit den „loca nocte late tacentia“ vergleichen, mit deren leeren Behausungen und hohlen Reichen Virgil seine Unterwelt ausstattet, um uns in ein Grausen darüber zu versetzen. Unwillkürlich tönt uns vielmehr Goethes „Meeresstille und glückliche Fahrt“ ins Ohr, indem wir von den stillen Wassern sprechen. Wer in einsamen Gegenden gewandert ist, für den werden gerade die Laute des Wassers zu den frohen Erinnerungen gehören. In jedem hohen Gebirge giebt es eine Stufe, die nur stilles, d. h. festes Wasser als Schnee, Firn und Eis hat, und darunter eine Stufe der Quellen und Bäche, die rauschen und reden. Welche Wohlthat, nach tagelangem Wandern in jener das erste Rauschen wieder zu hören. Aber was rede ich hier von Tönen des Wassers. Ein Seespiegel mag glatt wie eine Metallplatte sein, es spricht seine Klarheit und es sprechen aus seiner Tiefe die Spiegelbilder zu uns. Das mögen uns die Maler zeigen, die in unserer Zeit der Poesie des Wassers viel näher gekommen sind als die Dichter. Auf dunkelm Wasserspiegel ein vorübergehendes Leuchten, die Spiegelung eines fernen Sternes, den wir nicht sehen, eines darüber hin huschenden verirrten oder aufzuckenden Sonnenstrahles: wirkt es nicht wie ein verklingender Ruf aus der Ferne oder der Tiefe? Es giebt tiefempfundene Waldbilder, in deren Dunkel das Spiel eines Lichtstrahls auf einer kaum sichtbaren Wasserfläche die einzige helle Stelle ist. Im Haag ist eine kleine Scene von Hobbema, wo alles ruht und schläft, nur eine scheinbar zufällige Spiegelung in einem Tümpel belebt sie in traumhafter Art. Allerdings verstand Hobbema vielleicht von allen Malern (und Dichtern) des 17. Jahrhunderts die Poesie des Wassers am besten, die damals noch sehr jung war. Es wäre schön, wenn ein Sachverständiger uns die Entwickelung der Kunst, das Wasser zu malen, mit vielen Beispielen vor Augen führte. Ich erinnere mich nicht, lebendig bewegtes, leuchtendes Wasser vor dem Ende des 15. Jahrhunderts gemalt gesehen zu haben; es ist gewiß kein Zufall, daß erst in derselben Zeit die Wolken, die bis dahin in zahmen Streifen lagen, anfangen sich zu ballen oder zu zerfließen.

* * *

Wir nehmen es nicht mehr so ernst mit der Natur wie die Schöpfer der Flutmythen und Toteninseln. Kennen wir denn nicht die meisten von ihren Geheimnissen? Die Wissenschaft hat uns Macht über die Natur gegeben. So weit unser Auge reicht, meinen wir sie zu durchschauen. Einige übrig gebliebene Probleme werden schon noch gelöst werden. Das Bangen vor einem Unberechenbaren, das in jenen Mythen sich ausspricht, ja selbst die Auffassung der Natur als einer Macht, der wir uns unterordnen, hat der „Gebildete“ völlig überwunden. Wir leugnen nicht ihre Größe, ihren Reichtum und ihre Schönheit, denn gerade das wäre

ja ein Verstoß gegen die naturwissenschaftliche Bildung dieses Zeitalters; aber wir schauen auf sie herab. Wir kennen sie und beherrschen sie, wie sollten wir nicht über ihr stehen? Es wäre indessen wiederum ein schlechtes Zeugnis für unsere Bildung, wenn wir sie nur stofflich ausnutzen wollten. Wir sind vielmehr stolz darauf, mehr als vorangegangene Geschlechter ihre seelische Heilkraft zu würdigen. Halten wir auch sonst wenig von Gefühlen, für das Naturgefühl ist uns eine gewisse Schwäche geblieben, und dem „Naturgenuß" geben wir uns mit vollem Bewußtsein hin. Naturgenuß! Dieses Wort ist so recht bezeichnend für die Naturauffassung, die ich eben schildere, die die Natur für die Menschen da sein läßt. Wenn ich die Macht hätte, Wörter zu verbieten und zu gebieten, so würde ich „Naturgenuß" ausmerzen und durch „Naturfreude", ja lieber noch durch „Naturverehrung" ersetzen. Ich glaube übrigens, man wird ganz von selbst eines Tages Naturgenuß als ein veraltetes Wort empfinden. Genuß, d. h. passives Hinnehmen und Aufnehmen, bezeichnet gar nicht die Art, wie wir der Natur gegenüberstehen, noch viel weniger ist das genüßlich auswählende Heraussuchen des Angenehmen, Anmutigen, Gefälligen unserer Stellung in der Natur gemäß. Immer ist die Natur älter, größer als wir selbst, die wir nur ein Stäubchen, verglichen mit ihrer Größe, und nur Wesen des Augenblicks, verglichen mit ihrer Dauer sind.

Plato dachte nicht gerade an das Verhältnis einer schönheitsdurstigen Seele zur Natur, als er aus dem, was er das Schöne nannte, alles entfernt haben wollte, was dem Reize und Genuß dient, bloß anmutig und gefällig ist, bis zuletzt das Schöne und das Wahre eins sind. Wohl ist ihm der Bau des Weltalls mit seiner unwandelbaren Ordnung und Bewegung der Gestirne das Bild der Harmonie in der sichtbaren Welt, und er ahnte hinter allen Naturerscheinungen dasselbe Ebenmaß, die gleiche Ordnung. Im einzelnen hat er es nicht ausgesprochen. Doch war ihm sicherlich zwischen dem Weltgebäude und dem von Menschenhand geschaffenen Kunstwerk die unendlich reichere Natur nicht jener schönen Ordnung bar, deren höchsten Ausdruck er in der Harmonie des Lebens, Handelns und der Bildung der Menschen sah. Nur strebte er sicherlich auch in ihrer Betrachtung über alle bloße Sinnlichkeit hinaus dem Erhabenen zu.

Das Erhabene schließt nun eigentlich den Genuß aus. Denn die Empfindung unserer Kleinheit und Abhängigkeit, die jedes Erhabene in uns hervorruft, kann unmöglich genußreich sein. Und auf der anderen Seite ist das Gefühl der geistigen Erhebung und Unabhängigkeit, in dem wir das Erhabene erfassen, für einen Genuß zu groß. Scheint es da nicht, als ob gerade ein ernstes und tiefes Naturgefühl sich wieder jener Ehrfurcht nähern müsse, die den Geist über den Wassern schweben sah? Eines Tages wird die alte Naturverehrung, die in diesem modernen Naturgenuß steckt, wie ein Keim in der Schale ihre Hülle sprengen, und wenn diese in Stücken vor uns liegt, werden wir staunen, daß sie

uns so lange abhalten konnte, die wahre Natur dessen zu erkennen, was sie umschloß. Es ist ja das alte Fragen nach unserem Woher? und Warum?, das vor der Wissenschaft war und nach der Wissenschaft sein wird. Denn die Wissenschaft hat zeitliche und räumliche Grenzen. Dagegen wird, solange es Menschen giebt, die Ahnung einer tiefen Verwandtschaft uns zur Natur hinziehen, mit der uns das Rätsel der Schöpfung verbindet; denn wir sind mit ihr und in sie hineingeschaffen und in gewissem Sinn zugleich aus ihr herausgebildet. Als das Werk desselben Geistes, dem ich entsprungen bin, ist das Blümchen und der Stein am Weg mir viel mehr als merkwürdig, sie erwecken meine Teilnahme. Wenn solche Versenkung in die Natur uns die ungeheure Beschränktheit unseres Wissens auf Schritt und Tritt fühlen läßt, werden wir zwar gegen die Illusion geschützt sein, einen „Neuen Glauben" auf gemeinverständlich gemachte Naturwissenschaft zu gründen; wohl aber werden wir unserer Stelle in der Welt besser inne werden, indem wir uns eins mit allem fühlen. Daß die Natur nicht mehr im stande ist, das Ganze unserer Wirklichkeit zu sein, darüber läßt die enttäuschende Bilanz der naturwissenschaftlichen Aufklärung keinen Zweifel übrig. Aber dieses negative Ergebnis schließt unsere engste Verbindung mit ihr um so weniger aus, wenn ich mir sagen muß, daß wir beide, sie und ich, keine zufällige Zusammenwürfelung, sondern Werk einer sinn- und zweckvollen Schöpfung sein müssen. So wäre also auch der Geist über den Wassern nicht vollständig in Bücher und Karten hinüberdestilliert?

Ich versetze mich an das Ufer eines mittleren Landsees, über dessen leuchtender Wasserlinie ferne Berge sich aufbauen, die den Himmel tragen. Herbstmorgen, tiefe Stille. Leichte Nebenwölkchen schweben zur Seite, das Wasser liegt ruhig wie ein Spiegel, und in seiner Tiefe wiederholt sich die ganze Landschaft samt dem Firmament darüber. Das Auge wird zu unbestimmten Zielen hinaus- und hinübergezogen und die Gedanken, die folgen, lassen ihren Halt an tausend einzelnen Dingen fahren. Unwillkürlich taucht in mir ein Satz A. v. Humboldts empor. „Die duftige Ferne, die den Eindruck des Sinnlich-Unendlichen hervorruft." Welch wohlthätige Verarmung! Ich tausche tausend Eindrücke gegen den einen weiten umfassenden Blick, der mir den See zum Meer macht. Der Horizont scheint hinabzusinken. Es ist wie eine steigende Flut, die alles wieder in sich aufnimmt was einst aus ihr hervorgegangen war. Auch mich selbst, über den ein Gefühl wie von geheiltem Heimweh kommt. Wo steht der Weltbaum, der am Thore zum Jenseits blüht? Hörst Du nicht das Rauschen des Sonnenvogels, der das Licht zur Erde bringt? Das ist zum Beispiel eine Stunde, die mir heilig ist; ich fühle es, der alte Geist schwebt immer noch über den Wassern.

Der Wunſch-Hort der Germanen.

Es ruht, verſenkt an ſtillem Ort, tief unter Urwald-Eichen,
Ein teurer, berg-entrückter Hort, ein Wunſch-Hort ſondergleichen.
Da liegt Gott Wotans Runen-Speer, dabei Frau Frigga's Spule,
Dort blinkt der Becher, goldesſchwer, des Königs Ring von Thule.
Der Amalungen weißer Schild, das Schwert Herrn Karls, das ſcharfe:
Leis tönet, wie verträumt ſo mild, des Vogelweiders Harfe,
Der Schöppenſpruch auf Pergament, der Schapel holder Maide,
Manch Lied, deſs Sänger niemand kennt, und ſtein-beſpangt Geſchmeide,
Des Rotbart flatternd Kreuzpanier, des Bethausdaches Giebel,
Der Hanſa ſtolze Flaggenzier und Doktor Luthers Bibel!
Darüber hin ein Hauch, ein Duft kernfirnen Rheinweins brütet: — —
O dringet kühn in dieſe Gruft, die quillend Leben hütet!
Auf auf, Genoſſen! Unverwandt laßt nach dem Schatz uns ſchürfen:
Nur reines Herz und treue Hand wird ihn erheben dürfen!
Er iſt nicht tot, er wächſt, er blüht, er ſteigt uns ſelbſt entgegen:
Er will in Geiſt und in Gemüt uns ſeinen Segen legen:
Den Segen deutſcher Herrlichkeit, die Heldenſchaft der Ahnen, —
Laßt uns den heben allezeit, den Wunſch-Hort der Germanen!
An ſolcher Hebung woll'n wir hier mit treuer Arbeit ſchaffen,
Dem deutſchen Volk nicht nur zur Zier, nein, auch zu Wehr und Waffen.
Ja, Deutſchland und das Ausland ſoll'n an dieſen unſern Werken,
Daß wir hier ſchöpfen aus dem Voll'n des deutſchen Geiſtes, merken.
Dem Deutſchen in dem Fremdland auch ſoll wohl damit geſchehen:
Ihm ſoll ein warmer Heimat-Hauch aus dieſen Blättern wehen!

Felix Dahn.

Betrachtungen über Marokko.

Von

J. Graf von Pfeil.

Die Deutschen bleiben das Volk der Parteipolitiker. Zu jetziger Zeit, wo unsere Weltmachtstellung nach außen hin sich mit fast noch nie dagewesenem Glanze präsentiert, uns fast nötigend, sollte man meinen, in Weltmachtsfragen ein entscheidendes Wort zu sprechen, sehen wir, wie uns in erster Linie Dinge interessieren, welchen nur deshalb eine besondere Bedeutung zuerkannt wird, weil sie mit dem Erfolge dieser oder jener Partei unmittelbar zusammenhängen.

Die Spalten unserer Tageszeitungen liefern den untrüglichen Beweis hierfür. Noch immer giebt es leider keinen Punkt, auf welchem sich die Anhänger aller Parteien in Einigkeit scharen wollen, und um eine Sache zum Siege zu führen, muß man sie zum Parteiprogramm erheben. Weder die Entwicklung des Deutschtums im Osten, der Bau eines Binnenlandkanals, die wichtigen Handelsverträge konnten eine Auffassung erfahren, nach welcher sie im Lichte ihres nationalen Wertes geschätzt und behandelt wurden, die Flammen des Parteihaders werfen ihre flackernden Lichter auf jede Verhandlung über die betreffenden Gegenstände. Ja selbst der Gedanke an eine große Flotte bedurfte einer Popularisierung, die fast schon als Reklame bezeichnet werden kann, ehe er mit seinen Wurzeln die Mehrheit des Volkes durchdringen und sie zu einem zusammenhängenden Ganzen verknüpfen konnte. Auf dem Gebiet der Kolonialpolitik ist bis jetzt noch keine einheitliche Anschauung erwachsen. Sie wird gepriesen oder verworfen je nach dem Parteistandpunkt des Beurteilers. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, so betrüblich es sein mag, daß die öffentliche Meinung einer so wichtigen Frage wie der marokkanischen mit fast vollkommener Indifferenz gegenüber steht. Nur selten bringt ein oder das andere Blatt einen kurzen Artikel über Marokko, der sich dann meist in allgemeinen Betrachtungen ergeht, ohne jedoch die Wege zu weisen, welche uns gesunden Fußes zu dem uns gebührenden Fleckchen in der marokkanischen Sonne führen können. Wenn man beobachtet, wie Frankreich langsam aber unwiderstehlich von Algerien nach dem Atlas vordringt, wie es allmählich sich in den Besitz des ihm bequem gelegenen, geographisch zu Algerien gehörigen Muluja-Thales setzt, so steht man beschämt vor der Wahrnehmung, daß dieses seit 1870 von seiner Führerrolle in Europa

verdrängte Volk es besser als wir versteht, auf afrikanischem Gebiet seine Macht und sein Ansehen aufzurichten und zu befestigen, indem es geschickt die Momente benutzt, in denen konkurrenzfähige Völker hypnotisierten Auges beharrlich auf einen Punkt starren, ohne wahrzunehmen, was in ihrer Umgebung sich abspielt.

Wenn aber auch England zur Zeit nicht in der Lage ist, Frankreich gegenüber ein Veto zu sprechen, warum tritt nicht Deutschland in die Arena, um wie Frankreich ein Kleinod des zersplitternden Sherifen Rüstzeuges sich aufzulesen. Demütig genug wäre das Verfahren ja immer noch.

Die Zeiten einer nur auf den eigenen Vorteil gerichteten, daher unter Umständen auch etwas rücksichtslosen Politik sind für Deutschland noch nicht gekommen, daher ist ein Handeln in der marokkanischen Frage auf alleiniger Basis des deutschnationalen placet noch nicht angebracht. Nur der chauvinistische Heißsporn kann fordern, daß Deutschland zur Zeit seine geharnischte Hand nach marokkanischem Gebiete ausstrecke, dadurch eine Reihe von internationalen Machtfragen aufrührend, deren Beilegung die Reichsmacht in unnötiger Weise anspannen dürfte. Seltsam aber berührt es den großdeutsch denkenden Reichsbürger, daß keine Anstrengungen gemacht, oder anscheinend wenigstens nicht sichtbar werden, um bei dem Wettlauf der interessierten Nationen nach den leuchtenden Gipfeln des Atlas wenigstens Schulter an Schulter mit dem leichtfüßigen gallischen Nachbar sich zu halten.

Marokko als Staatengebilde geht unaufhaltsam seinem Verfall entgegen. Zwei Mittel nur verleihen ihm zeitweilig noch eine wenn auch ungebührlich verlängerte Scheinexistenz staatlichen Daseins. Zunächst die Eifersucht der nach seiner Hinterlassenschaft erbgierigen Nationen, deren keine wagt, an dem morschen Gebäude zu rütteln aus Besorgnis, die wertvollen Trümmer könnten in das Gebiet des Nachbarn fallen, dann der wunderbare Dauerkitt muselmännischen Bekenntnisses. Letzteres enthält die wertvollen Ingredienzien der Anerkennung einer unbestreitbaren Autorität des Staatsoberhauptes, das Gefühl unbedingter Zusammengehörigkeit und daraus resultierendes Empfinden völkischer Ueberlegenheit über alle Fremden. Zufriedenheit mit der bestehenden Graduierung der verschiedenen Volksschichten und der damit zusammenhängenden Unterschiedlichkeit der materiellen Lage des Einzelindividuums. Letztes Moment darf als wirksamstes Antiseptikum gegen volkszersetzende Gährungserreger betrachtet werden.

Ohne das unglaublich zähe Band dieses Bekenntnisses und der darin anbefohlenen Unterthänigkeit müßte die staatliche Mißwirtschaft der Sherifen Regierung schon längst einen vernichtenden Sturm des Volksunwillens hervorgerufen haben. Als erster Anlaß dazu und als vornehmster Erreger staatlicher Fäulnis muß der Mangel jeglicher Moral in unserem Sinne bei den staatsleitenden Persönlichkeiten bezeichnet werden; das kann nicht überraschen, besteht doch kein System, nach welchem bei Anstellung der Beamten verfahren wird. Diese haben weder irgend einen

Befähigungsnachweis zu erbringen, noch irgend welche Spezialkenntnis zu erwerben, sie kaufen ihre Stellen und, wer am meisten bietet, erhält sie. Der angestellte Beamte bezieht keinerlei Gehalt, er muß, wie in alter Zeit bei uns auch, Sporteln erheben. Da ihm von seiner Regierung keinerlei politische oder Verwaltungsaufgaben gestellt werden, seine gesamte Thätigkeit vielmehr fast ausschließlich in der Einziehung von Steuern besteht, so läßt sich denken, daß er, um seine Stellenkaufgelder, Sporteln, Staatssteuern wiederzuerhalten, alsbald ein Erpressungssystem einschlägt, welches die nachteiligste Wirkung auf die Bevölkerung haben muß. Gewissermaßen läßt sich sein Verfahren auch wieder entschuldigen. Er weiß selbst nie, wie lange er auf seiner Stelle bleiben wird. Kommt es zur Kenntnis des Sultans, daß es ihm mit der Zeit gelungen ist, aus seinen Bezirkseingesessenen ein einigermaßen ansehnliches Vermögen zu erpressen, so kann es ihm passieren, daß er plötzlich schwerer Verbrechen gegen die Wohlfahrt des Staates oder des Sultans angeklagt wird. Das hat natürlich seine Amtsentsetzung und Einziehung seines Vermögens zur Folge, welch letzteres in die Kassen des Sultans, resp. zum Teil in die derjenigen Feinde des Beamten fließt, welche es vermochten, ihn aus seiner Stelle zu verdrängen, um selbst hineinzukommen und später denselben Weg wie ihr Vorgänger zu wandern. Ein weiterer Verderb des Beamtentums ist die Sitte oder vielmehr Unsitte der Geschenkedarbringung. Wird ein Beamter an den Hof befohlen, so darf er nicht mit leeren Händen erscheinen, sondern muß ein seinem Range angemessenes Geschenk mitbringen, welches indessen nicht gegen die abzuliefernde Steuerquote verrechnet werden darf. Diese Geschenke belaufen sich oft auf gewaltige Summen, dreißig bis vierzigtausend Dollars werden von den Kaids großer wohlhabender Distrikte erwartet. Man kann diese Gewohnheit nicht anders als eine Prämie auf die Erpressung bezeichnen. Da, wie schon gesagt, den Beamten keinerlei Verwaltungs- oder politische Aufgaben obliegen, da ferner alle Kontrolle ihrer amtlichen Thätigkeit fehlt, so wird jede ihrer Amtshandlungen zum Gelderpressungsgeschäft, und der geringste Anlaß wird zum Vorwand der Amtshandlung genommen. Ein Beispiel möge das Verwaltungssystem der Kaids illustrieren. Der Marokkaner hat die Gewohnheit, sein Geld zu verbergen, statt es nutzbringend anzulegen. Oft stirbt er, ohne von dem Aufbewahrungsort seiner mitunter beträchtlichen Schätze Kunde hinterlassen zu haben. Es ist daher nichts Ungewöhnliches in Marokko, beim Einreißen alter Häuser beträchtliche Summen in Gold im Gemäuer oder anderswo versteckt zu finden. In einem bekannten derartigen Falle gedachte der erfreute Finder gemächlich sein Glück zu genießen, nachdem er vorschriftsmäßig einen für die Regierung bestimmten Teil seines Fundes an den Kaid des Distriktes abgeliefert hatte. Da erschien letzterer mit der in freundlichstem Tone vorgetragenen Behauptung, der Finder habe doch sicherlich den der Regierung zustehenden Teil weit zu gering angegeben, diese kleine Hinterziehung solle indessen unbeachtet bleiben, wenn der Finder den zurückbehaltenen

Betrag in aller Stille mit ihm, dem Kaid, teilen wolle. Gegenteiligen Falles müsse er, wie er wohl wisse, ins Gefängnis wandern. Der geängstigte Mann erkannte sein Schicksal, und lieber als im Gefängnis zu verschmachten, trennte er sich von seinem mühelos gewonnenen Reichtum und gab dem Kaid die von diesem geforderte Summe, welche so viel betrug als der zurückbehaltene Teil des Fundes. Diesen nahm der Kaid an sich, verlangte indessen unmittelbar nachher von dem Finder ganz erhebliche Leistungen für Rechnung der Regierung mit der Motivierung, daß letzterer durch den Fund in der Lage sei, dem Staatswohl ein geringes Opfer zu bringen. Die Forderungen brachten den Mann an den Rand des Ruins; da er sich schließlich weigerte, mehr zu leisten, wurde er von dem Kaid ins Gefängnis geworfen und sein Vermögen konfisziert. Derartige Beispiele könnten in beliebiger Anzahl angeführt werden. Die daraus sprechende Korruption findet sich in allen Zweigen der Behörden. Von weittragendster Wirkung und darum am schlimmsten ist die bekannte Unredlichkeit der Adulen, d. i. der Rechtsgelehrten und Advokaten. Um dokumentarische Kraft zu haben, muß ein Schriftstück von zwei Adulen unterzeichnet sein. Nun läßt sich indessen durch hinreichende, bei größerer Konkurrenz oft nur recht geringe Zahlung die Auffassung des Adulen so beeinflussen, daß er ganz merkwürdige Vorgänge als der Wahrheit entsprechend bescheinigt. Nehmen wir an, es handele sich um die Feststellung, daß die Summe von 100 Doll. bezahlt worden sei. Das Geschäft vollzieht sich dann folgendermaßen. Die eine Partei zahlt der anderen 10 Doll. auf den Tisch, dann entfernen sich beide mit dem Gelde, um sogleich zurückzukehren und die Handlung mit denselben 10 Doll. zu wiederholen. Das Spiel geht so weiter, bis die betreffende Summe erlegt ist. Der Adul bescheinigt nun der Wahrheit gemäß, daß die Summe bezahlt ist, und erhält für seine Bemühung vielleicht fünf Doll., während ihm das reelle Geschäft möglicherweise nur zwei eingebracht hätte. In den bei der Angelegenheit erzielten Gewinn teilen sich die beiden Parteien. Man könnte sagen, daß eine solche Auffassung von Beamtenehre und Pflicht uns ja nichts anginge, allein gerade der Unfug mit den Adulen ist von weittragender Bedeutung. Auch Europäer bedürfen der von solchen angefertigten, aller Zuverlässigkeit entbehrenden Dokumente, und wo es sich darum handelt, Zeugnis gegen Christen aufzubringen, sind Leute derartig weiter Gewissen von unschätzbarem Wert. Thatsächlich geschieht es nur zu oft, daß Klagen von zuverlässigen Europäern unberücksichtigt bleiben müssen, da die Sherife Regierung amtliche Zeugnisse erbringt, daß dieser oder jener Sachverhalt sich in ganz entgegengesetztem Sinne abgespielt habe, als vom Christen berichtet worden ist. In solchen Fällen, die sie wohl zu erkennen vermögen, sind auch unsere Behörden machtlos, weil sie bei den Beamten des als Staat anerkannten Volksgebildes dieselbe Wahrhaftigkeit voraussetzen müssen, mit der sie selbst zu arbeiten gewohnt sind.

Eine Regierung, in welcher alle Stellen, die niedrigsten wie die höchsten, mit

derartigem Beamtenmaterial besetzt sind, könnte, selbst unter der Leitung eines kräftigen Oberhauptes, nicht den Bedürfnissen des Landes Rechnung tragen, ja nicht einmal sie erkennen. Von innerpolitischen Bedürfnissen kann kaum die Rede sein, da das Volk hinlänglich befriedigt wäre, wenn der den Volkswohlstand aufs ärgste schädigende Steuerdruck nur ein wenig nachließe. Es läßt sich nicht sagen, ob bei größerer Steuerfreiheit das Volk nicht seine Aufmerksamkeit anderen Dingen zuwenden und einen Willen zu erkennen geben würde; allein einen solchen zu leiten, besäße diese Regierung ebensowenig die Fähigkeit, wie einen Volkswillen da zu schaffen, wo sie vielleicht wünschen sollte, von ihm getragen zu werden. Ganz abgesehen von der politischen Seite der Frage, ist die Sherife Regierung nicht einmal im stande, das materielle Wohl des Landes zu fördern, weil sie selbst in den klarsten Fällen unterläßt, es zu beobachten. Das A und O Sherifer Regierungsweisheit ist die Kunst, die großmöglichste Steuerquote zu erhalten. Man sollte demgemäß annehmen, daß sie auch Sorge tragen würde, die Steuerkraft des Landes entsprechend zu heben. Nirgends indessen kann der Beobachter dahin zielende Maßregeln in der Verwaltung wahrnehmen. Die höchsten Steuerbeträge werden erreicht durch Konfiskation, die außerdem den Vorzug größter Bequemlichkeit beim Verfahren hat. Es ist begreiflich, daß wirklicher Wohlstand infolge dessen nur selten ist, dann aber ängstlich verheimlicht wird. Zur Erleichterung des Inlandverkehrs geschieht nichts, Flüsse werden nur da überbrückt, wo der Hof sie auf seinen seltenen Reisen zu passieren hat. Nach Vollendung der Reise fällt das Bauwerk dem Ruin anheim. Zwar existieren im Lande einige schöne Brücken aus alter Zeit, von so cyklopenhaftem Bau, daß selbst der Zahn der Zeit sich daran stumpf genagt zu haben scheint, allein für deren Unterhaltung wird nichts gethan, sollten sie einfallen, nun so watet man durchs Wasser. Oeffentliche Wege giebt es nicht, oder vielmehr, jeder Weg ist öffentlich, nur hat niemand die Verpflichtung, für dessen Beschaffenheit Sorge zu tragen. In der trockenen Jahreszeit hat das nichts zu bedeuten, in der nassen Periode dagegen sind die sogenannten Wege unergründlich und Lasttiere wie Menschen bleiben buchstäblich oft alle fünf Meter stecken. Kurze und sichere Verbindungen zwischen bedeutenden Orten herzustellen, wagt die Regierung selbst nicht. So ist z. B. noch heute der von Marakesch nach Fez reisende Händler gezwungen, statt in grader Richtung zu reisen, den Weg über die Küstenstadt Rabat zu nehmen. Sogar der Sultan mit seiner ganzen Armee muß sich dieses Umweges bedienen, weil die das Zwischengebiet bewohnenden Beni Zemur die Oberhoheit des Sultans nicht anerkennen und mächtig genug sind, die Anerkennung einer auf so schwachen Füßen stehenden Autorität zu verweigern. Daß unter solchen Verhältnissen der Inlandverkehr sich nur wenig zu entwickeln vermag, liegt auf der Hand. Aber auch den Verkehr mit dem Auslande unterbindet die Kurzsichtigkeit der unfähigen Regierung. Daß Ausfuhr der Landesprodukte ein Land niemals schädigen, seinen

Finanzen nur nützen kann, ist ein Grad ökonomischer Weisheit, zu dem sich die Machthaber der Sherifen Regierung noch nicht haben aufschwingen können. Es geschieht daher auch nicht das geringste, den Handel zu beleben. Zwar ist neuerdings der Export von Weizen und Gerste für den Zeitraum von zwei Jahren freigegeben,*) allein hierin läßt sich kein Funken plötzlicher ökonomischer Erleuchtung erblicken, höchstens erhärtet die Maßregel die Wahrheit der bekannten Thatsache der tiefsten Ebbe in der Sherifen Staatskasse, so daß man sich sogar dazu herbeilassen muß, Getreide an die ewig hungernden Christenhunde, möge Allah sie verdammen, zu verkaufen. Gründe schwächlicher Gefühlspolitik nicht gesunde Staatsraison bilden die Unterlage für fast alle wirtschaftlichen Maßnahmen. Nicht um die an und für sich minderwertige Rasse ihrer Pferde ausschließlich dem Lande zu erhalten, ist der Export von Pferden verboten, man will vielmehr den Europäern nicht auch noch das kostbarste Kriegsmaterial in die Hände liefern. Wenn Allah wollte, daß an den der Schiffahrt gefährlichen Stellen Leuchttürme stünden, so hätte er sie wohl selbst dahingesetzt. Allerhand widerwärtige Chikanen beim Ausladen europäischer Schiffe werden als ungemein gute Witze auf Kosten der Ausländer betrachtet; Eisenbahnen sind scheußliche Erfindungen der Fremden, die an sich keinem guten Zwecke dienen, aber noch den Nachteil haben, daß sie, will man sie einführen, den Frieden der vielen im Lande zerstreuten Heiligendenkmäler stören. Der Telegraph ist eine höchst verdammungswürdige geheimnisvolle Einrichtung, mit der ein guter Muselmann nichts zu schaffen haben darf. Derartige kindliche Anschauungen, welche man selbst aus dem Munde besserer Araber oft hören kann, beweisen nur, wie wenig noch die führenden Klassen das Bedürfnis der Zeiten erfaßt haben, wie wenig sie sich eine Vorstellung von staatlicher Entwickelung zu machen im stande sind. Natürlich gehen mit diesen Anschauungen eine außerordentliche Selbstüberhebung und eine tiefe, selten indessen öffentlich zum Ausdruck gebrachte Verachtung des Europäers Hand in Hand. Daß letzterer dem Muhamedaner in irgend einer Richtung überlegen sein könnte, gesteht sich kein Muselmann ein, und diese Geringschätzung zum Teil ist es, welche bislang die richtige Erfüllung des Vertrages von Madrid illusorisch macht, nach welchem der Europäer berechtigt sein soll, im Lande Grundbesitz zu erwerben. Damit paart sich wieder eine nicht geringe Furcht vor dem Ausländer: weil dieser kommen und sie in Besitz nehmen könne, ist der Betrieb von edelmetallführenden Minen im Lande streng untersagt.

Es fehlt somit, teils aus bewußten, teils aus unbewußten Gründen, jegliche staatliche Organisation, welche, das marokkanische Volk verkörpernd, das Land nach innen hebend, es nach außen verteidigend, marokkanische Politik zu treiben vermöchte. Die logische Folge dieser Thatsache ist die oft beachtete Erscheinung

*) Soeben auch Kartoffeln und einiges andere.

der Unwahrheit bei politischen Verhandlungen. Wie soll eine Regierung auch konsequent bleiben, wenn sie keine festen Ziele hat und nur von den Eingebungen des Momentes geleitet wird? Richtschnur für das Verhalten ist stets nur die Laune dieses oder jenes Beamten, oder richtiger, seine Erwägung, wie er den vorliegenden Fall zu behandeln habe, um ihn mit materiellem Vorteil für sich selbst zu verwerten. Die endlosen Verzögerungen im Geschäftsgange, unter welchen unsere Kaufleute schwer zu leiden haben, sind zum großen Teil auf derartige Ursachen zurückzuführen. Es ist klar, daß es für das Ausland unmöglich ist, durch das Mittel einer so beschaffenen Regierung seine Stellungnahme zu Marokko dem Lande selbst zur Kenntnis zu bringen. Wie das Land niemals von einem Siege marokkanischer Diplomatie Mitteilung erhalten würde, so erfährt es auch niemals eine erlittene Niederlage. Sogenannte Reklamationen verfehlen daher auch gänzlich, irgend welchen Eindruck auf das Volk zu machen; es erfährt nicht den Zusammenhang, und da die Reklamation mit Sicherheit in der Forderung einer Geldsumme ausläuft, so leidet direkt nur der Säckel des Sultans, der die geforderte Summe zu zahlen hat, das Volk leidet erst in zweiter Reihe, indem nach Begleichung der Forderung die Steuerschraube wieder ein wenig schärfer angezogen wird.

Dieser Mangel aller staatlichen Organisation, dieses Fehlen aller Fühlung mit dem In- und Auslande hatte wenig zu bedeuten in den Jahrhunderten, wo das ganze Volk zusammengehalten und geführt wurde von zwar despotischen, aber kraftvollen, zielbewußten Herrschern. Unter solchen erlebte Marokko eine Zeit hoher Blüte des Inlandes, von der noch heute viele Bauwerke Zeugnis ablegen, deren Ueberbleibsel der Rest der vorhandenen marokkanischen Industrie ist. Wie sehr die Kraft solcher Herrscher nach außen sich zeigte, erhellt aus der Geschichte der in marokkanischer Sklaverei gehaltenen Christen, mit der wir uns hier nicht befassen können. Heute, im Zeitalter des raschen Verkehrs, wären derartige Despoten auch in Marokko nicht mehr möglich. Die europäischen Staaten können nicht mehr als Quantités négligeables betrachtet werden, ihre Machtstellung und Machtmittel bedeuten eine wesentliche Beschränkung auch des despotischsten Sultanswillens. Nun aber ein solcher nicht einmal vorhanden ist, bedingen die fehlende Moral der Regierung sowohl nach innen wie nach außen, die Unfähigkeit die Forderungen der Zeit zu begreifen, die mangelnde Organisation zu Ausführung etwa erfaßter Ideen den zunächst wahrnehmbaren Grund des politischen Verfalles, des wirtschaftlichen Ruins von Marokko.

Ueber diesen Verfall vermag uns auch die Nachäffung staatlichen Gebahrens seitens der Regierung nicht hinwegzutäuschen. Es verfängt nicht, daß Marokko prahlerische Gesandtschaften nach Europa schickt, Generale mit juwelenbesetzten Ehrensäbeln beschenkt, seine Gesandten anweist, sich für Theater, Bauten, Wohlfahrtseinrichtungen zu interessieren. Dem Kenner imponiert es nicht, daß der-

artige Gesandte mit hochklingenden Titeln bezeichnet, mit allerhand Orden geschmückt, nach den verschiedensten Methoden beweihräuchert werden, wenn auch unter marokkanischen Beamten hier und da gewiß tüchtige, ehrbare Männer getroffen werden, und der Verfasser hat selbst solche kennen gelernt, so verhüllt doch selbst die große Schlauheit, das gewandte Auftreten eines vornehmen Marokkaners nicht den trinkgeldhungrigen Käufling, dessen klebrige Handflächen den Stempel der Unzuverlässigkeit und darum politischer Unfähigkeit tragen. Unter der Leitung solcher Männer kann ein Land sich nicht auf dem Wege gedeihlicher Fortentwickelung bewegen, es muß den Krebsgang des Verfalles antreten.

Bei dem raschen Verkehr der heutigen Zeit, der allen Kulturmächten das zwingende Gesetz der Expansion auferlegt, ihnen bei Schädigung der eigenen Bedeutung verbietend es zu verletzen, ist ohne der ersteren Einmischung staatlicher Verfall irgend eines Landes kaum mehr denkbar. So wird auch Marokko sein zerschlissenes Staatskleid kaum aufzutragen vermögen, ohne daß von verschiedenen Seiten Hände sich ausstrecken werden, um ein möglichst großes Stück des immer noch äußerst wertvollen Stoffes abzureißen. Allen voraus hat Frankreich einen Zipfel erfaßt, und trotz feierlicher Gesandtschaften, Versicherung ewiger Freundschaft und Gleichheit der Interessen wird dieses in kolonialen Erwerbungen ungemein gewandte Volk die von ihm beanspruchte Interessensphäre sehr bald zum Länderbesitz ausgestaltet haben. Da das in Rede stehende Gebiet geographisch zu Algerien gehört, dessen natürliche Westgrenze der Atlas bildet, so darf man das Vorgehen der Franzosen nicht unbillig schelten nach dem alten Grundsatz: „That those shall take who have the power and they shall keep who can.“

Die natürliche Atlasgrenze setzt aber auch Frankreichs Bestrebungen ein Ziel, dessen Ueberschreitung eine Verletzung der Billigkeit gegenüber anderen Interessenten und der Verteilung des politischen Gleichgewichtes bedeuten würde. Zu den Anwärtern auf einen Teil der marokkanischen Erbschaft gehören vor allen anderen wir Deutsche. Mittelst der Statistik, dem Handelsnachweis und den Annalen der Geographie ließe sich der hier überflüssige Beweis dafür leicht erbringen. Auf der atlantischen Seite des Atlas liegt nach obigen Ausführungen die Zone, in welcher unsere Ansprüche ihre dereinstige Verwirklichung finden müssen. Diese nach dem Beispiel Frankreichs im Wege langsamer militärischer Operationen anzubahnen, die Hand auf uns besonders zusagende Teile marokkanischen Gebietes jetzt schon zu legen, würde sich mit der von uns dargestellten politischen Lage nicht vereinigen lassen. Zu einer uns am besten anstehenden kräftigen Annexionspolitik fehlt uns annoch die erforderliche Marine. Wir sind viel mehr als unser transatlasischer Konkurrent dem Widerspruch anderer Mächte ausgesetzt, haben nicht den trefflichen Vorwand einer fehlerhaft regulierten Grenze, wir würden mit mehr Eile als Frankreich der Ländergier beschuldigt werden und mit mehr Recht beschuldigt werden können. Ohne Frage dürfte der

Augenblick unseres Zulangens auch das Signal für eine ganze Anzahl anderer Hände sein, sich zum lecker bereiteten Male zu erheben. Dabei könnten sich die vielen Finger in so unbequemer Weise mit einander verwickeln, daß die Herbeiführung der Lösung die Kräfte des Reiches in unnötiger Weise in Anspruch nehmen dürfte. Bei der uns damit erwachsenden Aufgabe würde sich abermals das Fehlen einer unserer Landmacht entsprechenden Marine schmerzlich bemerkbar machen. Wäre es somit gewagt, unseren sausenden Hammer bis zur Atlaswand hinüberzuschleudern, so dürfen wir doch in unserem eigenen Interesse nicht unterlassen, den Augenblick zu Vorbereitungen zu benutzen, in welchem unser zur See mächtigster Mitbewerber gezwungen ist, seine Flotte anderweitig zu verwenden, uns liegt die Pflicht ob, Interessen zu schaffen zur dereinstigen Begründung weiterer Ansprüche. Die Erfahrung zeigt uns, daß unser Vetter von jenseits des Kanals seine Ansprüche meist nicht nach Maßgabe der jeweiligen politischen Lage, sondern nach seinen nachgewiesenen oder auch nur behaupteten materiellen Interessen bemißt.

Leider läßt bei uns sich nicht wahrnehmen, daß unsererseits irgend etwas geschähe, diejenigen Interessen zu vertiefen, welche von Privaten im Laufe der Zeiten unter großen Opfern geschaffen worden sind. Hier aber ist der Punkt, wo wir einsetzen sollten, denn im Augenblicke des Zulangens wird derjenige die fettesten Bissen erwischen, der am besten Bescheid weiß, wo sie zu suchen sind. Ist es nach wie vor die Aufgabe unserer Kaufleute, die guten Bissen aufzusuchen, so fallen die zu deren dereinstiger Sicherung erforderlichen Maßnahmen unbedingt unserer Regierung zu. Das ist kein unbilliges Verlangen, man sehe nur, wie andere Nationen für ihre Zukunft Sorge tragen und für ihre Interessen überall offizielle und private Vertreter haben. Nur Deutschland, das mächtige Militärreich, hat erst ganz vor kurzem sich aufgeschwungen, in Fez einen Vertreter zu bestallen, und in der Residenz des Sultans, wo England, Frankreich und andere, kaum interessierte Länder in wirksamster Weise vertreten sind, an den Orten, wo allein man über die politischen Vorgänge im Land etwas sieht und hört, sucht man vergeblich nach einem Repräsentanten des augenblicklich vielfach ausschlaggebenden Kulturstaates. Beschämend wirkt der Eindruck, den der deutsche Besucher der marokkanischen Hafenorte erhält, wenn er sieht, daß die Konsulate aller anderen Nationen in eigenen Häusern residieren, daß nur das deutsche Konsulat stets in irgend einem winkligen arabischen Gebäude zur Miete untergebracht ist. Es ist hart, zugestehen zu müssen, daß stets die Konsuln anderer Nationen die politische und gesellschaftliche Führung in der Hand haben, zu welcher die durchaus tüchtigen deutschen Kaufleute weit eher befähigt wären. In der Vernachlässigung dieser Aeußerlichkeiten liegt eine nicht zu unterschätzende Unterlassungssünde, durch welche nicht allein unser nationales Ansehen schwer geschädigt wird, sondern durch welche wir direkt uns die Möglichkeit verscherzen, späteren Ansprüchen denselben Nach-

druck wie andere zu verleihen. Wir betonen noch einmal, Unterlage für alle zukünftigen Ansprüche sind unsere materiellen Interessen. Deren Erweiterung mit allen Kräften anzustreben, muß in Marokko unsere ständige Sorge sein. In welcher Richtung sich unsere diesbezüglichen Bemühungen erstrecken, welche besonderen Unternehmen wir jeweilig fördern müssen, werden wir leicht von unseren Kaufleuten erfahren. Es liegen eine Reihe von sorgfältig ausgearbeiteten Plänen vor, deren Durchführung unseren Handel mit einem Schlage fast auf die Höhe des englischen bringen könnten, allein ihre Ausführung ist nur mit der moralischen Unterstützung der Regierung denkbar. Es kann natürlich hier nicht unsere Aufgabe sein, in die Details kaufmännischer Unternehmungen einzutreten, allein einige Punkte seien doch erwähnt, in denen die ohne die geringste Schwierigkeit zu leistende Mitwirkung der Regierung von unendlichem Vorteil für den deutschen Handel sein würde.

Wiewohl in den bestehenden Handelsverträgen Art und Höhe der in Marokko zu erhebenden Ein- und Ausfuhrzölle auf europäische und einheimische Waren genau festgelegt ist, befleißigen sich die Zollbeamten einer erschreckenden Willkür in der Berechnung der Zölle und der Art ihrer Erhebung. Eine Unsumme von Kraft und Intelligenz muß allein darauf verwandt werden, die Chikanen der Beamten der Zollbehörde zu überwinden. So werden, um ein Beispiel zu erwähnen, die ausgeführten Teppiche in Rabat nach dem Wert, in Casa Blanca nach dem Gewicht verzollt. Wie muß der Handel unter solcher Willkür leiden. Warum müssen sich die Kaufleute gefallen lassen, daß die Entladung von Dampferfracht vollständig dem Belieben der Hafenbehörden anheim gegeben ist. Paßt es diesen gerade nicht, Leichterboote hinauszusenden, so kann sich der Dampfer draußen auf der Reede heiser pfeifen, er muß mit seiner ungelöschten Fracht weiter fahren und die Kaufleute am Ort mögen sehen, mit welcher Gelegenheit sie ihre Waren erhalten. Der Verfasser hat zu wiederholten Malen den Vorgang miterlebt und kann bezeugen, welcher Verlust durch diese Art der Chikane dem deutschen Handel erwachsen muß. Warum sind trotz des Madrider Vertrages noch heute die Kaufleute gezwungen, in bestimmten Vierteln der Hafenstädte zu wohnen, warum ist es ihnen bis heute noch unmöglich, eigene Häuser zu errichten. Welch schwere pekuniäre Last letzterer Umstand dem Handel auferlegt, erkennt man daraus, daß die Eigentümer der Häuser, in denen jetzt die Kaufleute wohnen müssen, ihre Mieter jährlich in einer Weise steigern, von der sich selbst ein Berliner Hausbesitzer kaum eine Vorstellung machen kann. Es ist ja klar, daß am Ende der Maure selbst die auf diese Weise erpreßten Gelder wieder bezahlen muß, allein es tritt selbstredend eine starke Verzögerung des Umsatzes ein, unter der der Kaufmann schwer zu leiden hat. Eine größere Sicherstellung des Eigentums ist ebenfalls noch für das Gedeihen unserer Entwicklung in Marokko erforderlich. Wenn unsere Kaufleute ihre Handelsbeziehungen pflegen wollen, kommen sie fortwährend in die

Lage, den Mauren Vorschüsse gewähren zu müssen. Die Darlehne wieder zu erhalten, gehört zu den schwierigsten Aufgaben unserer Handelsbeflissenen in Marokko. Nicht, daß ein Maure die Schuld leugnete, das widerspricht seinen religiösen Gewohnheiten, aber die Behörden verhindern auf tausendfache Weise den Europäer, sich gegenüber dem säumigen Schuldner der zulässigen Rechtsmittel zu bedienen. Am Ende ist der Europäer froh, wenn er sein Kapital ohne Verkürzung zurückerhält. Für solche Fälle müßten den europäischen Behörden bedeutend weiter gehende Befugnisse zugestanden, vor allen Dingen die Mitwirkung der marokkanischen Gerichtsbarkeit gänzlich ausgeschlossen, die der Polizei weit kräftiger in Anspruch genommen werden. Soweit haben wir uns begnügt, auf einige bestehende Uebelstände hinzuweisen; deren Abänderung resp. Abstellung zu fordern, sollte der Handel wohl die Berechtigung, unsere Regierung die Macht besitzen. Allein die Unterdrückung der gegen ihn gerichteten Chikanen reicht nicht aus, dem deutschen Handel die ihm gebührende Stellung im Lande zu schaffen.

Soll er sich entwickeln, so muß ihm der Weg in das Innere des Landes eröffnet werden. Hierzu ist in erster Linie die Innehaltung des Vertrages von Madrid erforderlich, nach welchem Europäern gestattet sein soll, sich im Lande anzusiedeln. Die Durchführung der diesbezüglichen Bestimmung in dem Sinne, wie sie gedacht wurde, setzte den Kaufmann sofort in stand, an verschiedenen Stellen des Inlandes seine Niederlagen zu eröffnen und in ganz anderer Weise als jetzt, wo er nur in versteckter Form sich mit Kulturen beschäftigen darf, unbebaut liegende, aber wertvolle Ländereien dem Anbau oder der Viehzucht zu erschließen. Unter denselben Passus des Vertrages gehört die Bewirtschaftung von Gärten innerhalb der Stadtmauern. Nur mit den größten Schwierigkeiten ist es einigen Kaufleuten heute möglich, sich diesen kleinen Luxus zu gönnen. Die meisten müssen auf diese Annehmlichkeit verzichten. Von großer Wichtigkeit für die Entwicklung des Handels wäre die Erleichterung des Geldverkehrs. Wir können diese Frage hier nur andeuten, sie zu erörtern müßte den nicht eingeweihten Leser ermüden. Der Frachtverkehr mit dem Mutterlande bedarf dringend der Revision, um ihn mit dem des Auslandes konkurrenzfähiger zu machen. Die natürlichen Produkte des Landes, Wälder und küstennahe Erzlagerstätten, müßten behufs ihrer Verwertung dem Kaufmann zugänglich gemacht werden statt ihn davon abzusperren, und die Ausfuhr jedes Landeserzeugnisses sollte erlaubt sein. Das Land müßte veranlaßt werden, seine Küste mit Leuchtfeuern, seine zahlreichen Küstenstädte mit telegraphischer Verbindung zu versehen. Wir haben uns mit Aufzählung der allereinfachsten Bedürfnisse begnügt, und mancher sachverständige Leser wird erstaunt sein, daß dergleichen selbstverständliche Dinge überhaupt der Gegenstand von Forderungen sein können. Zaghafte Gemüter werden alsbald von übertriebenen Anforderungen reden und gegen diese die Meistbegünstigungsklausel ins Feld führen. Allein die Geschichte lehrt, daß auch

solche Klauseln immer nur so lange in Wirksamkeit bleiben, bis jemand es durchsetzt, irgend einen Vorteil sich zu sichern und ihn energisch zu behaupten. Möchten wir ein Weniges dieser Kunst von unsern englischen Vettern erlernen. Ging doch kürzlich eine Notiz durch die Zeitungen, sie haben den Vertrag für den Bau einer Eisenbahn fertig in der Tasche. Ein solcher Vertrag wäre allerdings eine augenfällige Verletzung der Meistbegünstigungsklausel, allein das würde unsere Vettern wenig anfechten und niemand würde thatsächlich in der Lage sein, ihnen den Besitz des erworbenen Rechtes streitig zu machen, man würde Widerspruch einfach mit der einwandsfreien Formel begegnen, warum habt Ihr Euch denn den Vertrag nicht geholt? Versucht doch etwas Gleichwertiges zu erhalten. Eine derartige Antwort enthält unseres Erachtens den Schwerpunkt aller marokkanischen Politik. Zugreifen im rechten Augenblick und nach den rechten Dingen. Die letzteren lassen sich leicht namhaft machen, wer Marokko einigermaßen kennt, sieht bald, was wir dort haben sollten und haben könnten. Auch der rechte Augenblick, wenigstens der unter Zugrundelegung allein marokkanischer Verhältnisse richtige Augenblick, ließe sich wohl bestimmen, allein das Zufassen ist nur im Ausnahmefalle Sache des Privatmannes, es ist das Privileg und die Pflicht der Regierung. Wie im alten Rom den Leitern des Staates warnend zugerufen wurde, sie mögen Sorge tragen, daß nicht irgend etwas Uebles dem Staatswesen begegne, so möchten wir vor den unseren die Stimme erheben, damit sie nicht einen uns gebührenden und erreichbaren Zuwachs an Macht und Vermögen sich entgehen lassen. Also, videant consules!

Fürst Bismarck und die Kunst.

Erinnerungen von

Anton von Werner.

Die Deutschen sind glücklich, den Baumeister des Deutschen Reiches, den Gewaltigen, feiern zu können, ohne daß sie seinem Andenken zu schmeicheln brauchen, und sie beleuchteten seine hehre, ihnen so teure Gestalt auch in diesen Tagen der Festesfreude bei Aufrichtung seines Denkmals in der Reichshauptstadt von allen Seiten, um noch hier und da zwischen altbekannten markigen Zügen etwas Neues, Bewundernswertes zu entdecken.

„Die Kunst hat sich so vielfach mit Fürst Bismarck beschäftigt", sagt man mir, „wie stand Fürst Bismarck zur Kunst? Sie müssen ja etwas davon wissen."

Gewiß, meine künstlerische Thätigkeit hat mich seit 1870 vielfach mit dem eisernen Kanzler zusammengeführt, und die Stunden, die ich mit ihm im Gespräch zubringen durfte, gehören zu den köstlichsten Erinnerungen meines Lebens. Nur erinnere ich mich nicht, jemals mit dem Fürsten eigentlich über Kunst gesprochen zu haben. Aber er muß eine künstlerische Ader stark realistischer Natur in sich gehabt haben, das fiel mir auf, als ich die Ehre hatte, ihm zum ersten Male vorgestellt zu werden und seinem Gespräch lauschen zu dürfen.

Das war eines Abends im Oktober oder November 1870 im Hauptquartier des Kronprinzen zu Versailles beim Diner. Nach Tisch hatte Graf Bismarck behaglich auf einem Sopha Platz genommen, eine Corona aufmerksamer Zuhörer hatte sich um ihn gebildet und er erzählte u. A. von seinem ersten Zusammentreffen mit Jules Favre in Ferrières. Er malte ihn von Kopf bis zu Fuß ab und äußerte u. A.: „Er war mir gleich sympathisch, denn er hatte so große Hände und Füße, daß er eigentlich hätte ein Deutscher sein müssen, weil das für einen Franzosen nicht charakteristisch ist." Ich wunderte mich im Stillen ehrfurchtsvoll darüber, daß man bei weltgeschichtlichen Ereignissen Zeit und Stimmung haben kann, solche Beobachtungen zu machen.

Meine ersten größeren künstlerischen Arbeiten in den siebziger Jahren in Berlin, der Fries um die Siegessäule und die „Proklamierung des deutschen Kaiserreichs", zwangen mich zu eingehenderer Beschäftigung mit dem Fürsten Bismarck, der aber leider mit viel besseren und nötigeren Dingen zu thun hatte, als mit meiner Malerei. Ich eröffnete trotzdem die Laufgräben und Approchen gegen

ihn, um ihn zu einer Sitzung für mein Bild zu gewinnen. Ich hatte ihn allerdings ja am 18. Januar 1871, als er die Proklamations-Urkunde des neuen Deutschen Reiches im Spiegelsaale des Versailler Schlosses vorlas, flüchtig skizziert, auch beobachtet, wie er bei Seite stand und, während Kaiser Wilhelm von der Estrade herunterschritt, vom bayerischen General von Hartmann und dem General von Blumenthal beglückwünscht wurde.

Das genügte doch aber nicht für mein Bild. Für Porträtsitzungen hatte der Kanzler natürlich keine Zeit, aber er hatte die Freundlichkeit, mich mehrfach zur Tafel oder zum Abend einzuladen und weiteres in Aussicht zu stellen. Bei einem dieser Essen, am 15. Januar 1877, hatte ich dem Reichskanzler im Auftrage meines Freundes J. V. von Scheffel die zweite Auflage des von mir illustrierten „Gaudeamus" überreicht. Er interessierte sich für Scheffels Persönlichkeit, den er erst etwas später in Kissingen kennen lernte, und bedauerte, daß er ihn nicht seinen Lauenburgern als Reichstagskandidaten empfohlen habe. Er las nach Tisch, nachdem ihm Geheimrat Obernitz seine lange Pfeife gebracht und angezündet hatte, mit sichtlichem Vergnügen die Gedichte vom „Guano", vom „schwarzen Walfisch zu Askalon" und andere laut vor, und ich zeichnete ihn indessen mehrfach. Damit war aber für mein Bild immer noch nicht viel zu machen. Der Ablieferungstermin — 22. März 1877, zum 80. Geburtstag Kaiser Wilhelms — rückte immer näher und ich wurde immer dringender. Die Frau Fürstin versprach ihr möglichstes zu thun. Endlich — drei oder vier Tage vor dem letzten Termin — wird mir die Fürstin Bismarck gemeldet, ich stürze aus dem Atelier hinunter und sehe, wie sich aus dem vor der Thür haltenden Wagen der Arm der Frau Fürstin herausstreckt — die beiden mächtigen Kürassierstiefel ihres hohen Gemahls mir entgegenreichend. Das war alles . . . . .

Das Jahr 1878 führte mich in einer ernsthafteren, die Kunst näher berührenden Angelegenheit mit dem Reichskanzler zusammen. Das Deutsche Reich hatte abgelehnt, sich an der 1878er Pariser Weltausstellung zu beteiligen. Der Umschwung in unseren Beziehungen zu Frankreich indessen, als das liberale Ministerium Dufaure-Waddington die Regierung übernahm und Graf St. Vallier als Botschafter nach Berlin kam, veranlaßte den Reichskanzler, der französischen Republik ein sichtbares Zeichen freundlicher Gesinnung dadurch zu geben, daß das Deutsche Reich sich noch in letzter Stunde an der Weltausstellung in Paris in irgend einer Form beteiligte. Er ließ mich am 21. Februar 1878 um 11 Uhr Abends zu sich rufen und legte mir die Frage vor, ob ich bis zum 1. Mai noch eine deutsche Kunstabteilung für Paris veranstalten könnte. Von Kommissionen und dergl., die ich ihm vorschlug, wollte er nichts wissen, „damit habe ich mich in meinem Leben genug zu ärgern gehabt," meinte er, „machen Sie es oder es unterbleibt." Ich versprach ihm darauf, in acht Tagen Bescheid zu bringen. Pünktlich an dem bestimmten Tage gegen Mitternacht legte ich ihm mein Pro-

gramm vor, in dem in zehn Punkten meine Vorschläge formuliert waren. Ich war erstaunt über den geschäftlichen Blick, mit dem der Kanzler diese zum Teil rein technischen Punkte beachtete und mit mir durchsprach. Er blieb am Kostenpunkt haften. Ich sagte ihm: „Wenn ich Ew. Durchlaucht recht verstehe, so handelt es sich hier nicht um eine Frage der Kunst, sondern um einen coup de politique; wir sollen in Paris unsere Visitenkarte abgeben, so vornehm und anständig wie möglich, und das wird Geld kosten!" „Das ist richtig," meinte er, „aber denken Sie daran: ultra posse nemo obligatur." Er wiederholte diesen Spruch später, nachdem ich in Paris gewesen war und die Situation studiert hatte und mit dem Kostenpunkt vorrückte, noch öfters, besonders an einem parlamentarischen Abend, als gerade der eben neu ernannte Finanzminister Dr. Hobrecht mit ihm am Kamin stand. Der Minister von Bülow sagte indessen zu mir: „Sind wir ins Wasser gesprungen, so müssen wir auch schwimmen!" und ich erhielt die umfassendsten Vollmachten.

Die Ausstellung erledigte sich übrigens in zufriedenstellendster Weise; einige der ausstellenden Nationen schlossen ihre Kunstabteilungen — wenn ich nicht irre, sogar die Franzosen selbst —, um ihrer Einrichtung soweit als möglich nachzuhelfen, nachdem sie die unsrige, von Gedon-München mit vollendetem Geschmack ausgestattete, gesehen hatten. Die französische Regierung verweigerte überdies allen auf den Krieg von 1870/71 bezüglichen Kunstwerken die Aufnahme in die französische Kunstabteilung, weil auch unsererseits jede Erinnerung an 1870/71, selbst die Aufstellung einer Büste des Kaisers oder des Fürsten Bismarck, vermieden worden war. Die „Visitenkarte" war also so höflich und korrekt als möglich abgegeben worden und auch das „ultra posse" korrekt erledigt, denn ich konnte von den mir zur Verfügung gestellten Mitteln noch 30 000 M. als unverbraucht zurückgeben.

Inzwischen war am 12. Juni in Berlin der europäische Kongreß zusammengetreten, und die mir von der Stadt Berlin gestellte Aufgabe, die Mitglieder desselben in einem größeren Porträt-Gruppenbilde darzustellen, führte mich aufs neue in einer künstlerischen Angelegenheit mit dem Fürsten Bismarck zusammen. Der Reichskanzler hatte mir gestattet, zum Studium der delegierten Diplomaten vor Beginn der Sitzungen anwesend zu sein. Graf St. Vallier meinte dazu, ich studierte die Herren Diplomaten jetzt „comme les bêtes fauves au jardin zoologique." In den Morgenstunden machte ich Porträtstudien der Herren. Fürst Gortschakow erzählte mir bei einer Porträtsitzung, daß er übermorgen 80 Jahre alt würde. Als er dann einige Tage später meinen Studienkopf besichtigte, sagte er mir: „Mais, mon ami, Sie haben mich zehn Jahre älter gemacht." Das wäre also als 90jähriger; ich glaube nicht, daß ich diese Aufgabe, wenn sie als Preisaufgabe gestellt worden wäre, hätte lösen können. Fürst Hohenlohe, der spätere Reichskanzler, sagte mir eines Tages: „Andrassy erzählte mir, Sie hätten

eine so gute Karrikatur von ihm gemacht." Da ich, außer in frühester Künstlerjugend, nie Karrikaturen gemacht habe, war ich einigermaßen erstaunt über diese Mitteilung. Lord Beaconsfield, der unter allen beim Kongreß anwesenden hohen Herren von der Natur wohl am wenigsten mit körperlicher Schönheit bedacht war, zeigte sich am meisten zufriedengestellt von meiner Porträtstudie und wiederholte öfters: „Mais c'est très bien, c'est magnifique." Er saß, stark an der Gicht leidend, aber guten Humors, halb liegend auf der Chaiselongue, während ich ihn zeichnete und malte, und meinte, auf sein Bein zeigend, lachend: „c'est la goutte, mon cher!" „Mais oui," antwortete ich ihm, „la maladie historique de Downing-Street."

Mit Fürst Bismarck hatte ich mich ins Vernehmen zu setzen über die äußere Gestaltung der Schlußsitzung, der Unterzeichnung der Verträge, die ich in einem Bilde vereinigen sollte. Herr von Radowitz und Graf Herbert Bismarck waren — als Sekretäre des Kongresses — die Vermittler. Ich hatte meine kleinen Wünsche. Erstens sollten die Herren in Uniform erscheinen, da das Zivilkostüm, wie ich mich überzeugt hatte, zu charakterlos für ein solches Bild war. Zweitens sollten die Verträge nicht an dem hufeisenförmigen Sitzungstisch, sondern an dem kleineren Kartentisch unterzeichnet werden. Drittens wäre es mir erwünscht gewesen, wenn bei der Unterzeichnung aus dem dicht neben dem Sitzungssaale liegenden Buffetzimmer Sekt präsentirt worden wäre; die türkischen Bevollmächtigten, die auf dem Bilde rechts von der betreffenden Thür zunächst sich befanden, wären damit zuerst bedacht worden. Sie sollen ja nach dem Koran wohl eigentlich keinen Wein trinken, aber es war mir wohlbekannt, daß die Herren, vor allem unser Landsmann, Marschall Mehemed Ali Pascha (geb. Detroit aus Magdeburg) einen guten Trank nicht verschmähten. Endlich hätte ich gern auch den Reichshund Tyras mit verewigt. Punkt eins und zwei bewilligte der Kaiser, Punkt drei erschien ihm bedenklich wegen der bulgarischen Greuel, und gegen Punkt vier war des Umstandes zu gedenken, daß das Reichstier gelegentlich unbeabsichtigt dem Fürsten Gortschakow zwischen die Beine gefahren war und den alten Herrn fast zu Falle gebracht hatte. Punkt drei und vier wurden also fallen gelassen.

Bei der Schlußsitzung fiel es mir auf, mit welcher Sorgfalt Fürst Bismarck, welcher frei sprach, die Worte wählte und sich öfters korrigierte, z. B. statt des Wortes „observations", den Satz wiederholend, das Wort „objections" gebrauchte. Graf Andrassy las seine kurze Dankesbemerkung an den präsidierenden Reichskanzler von einem Quartblatte ab.

Erst zwei Jahre später, im Juli 1880, konnte ich Porträtstudien des Fürsten in Friedrichsruh machen, wohin er mich für einige Tage freundlichst eingeladen hatte. Ich hatte mehrere Studienköpfe untermalt, da ich ahnte, daß der Fürst für die Sitzungen nicht gerade zu viel Zeit übrig haben würde und daß ich mich mit einigen Farbenflecken und Andeutungen begnügen müßte. Dem war auch so.

Schon nach fünf oder zehn Minuten sprang der Fürst auf und erklärte, daß ihm das Sitzen gräßlich sei, seitdem ihn die Bildhauerin Elisabeth Ney im Jahre 1866 unverantwortlich damit gequält hätte. Auch noch ein kleiner Nebenumstand machte die erste Sitzung nicht gerade behaglich für mich. Ich bin gewohnt, mit dem Malstock zu arbeiten. Als der Fürst, gefolgt von dem Reichshunde, eintrat und den Stock in meiner Hand bemerkte, rief er mir zu: „Um Gottes willen, legen Sie den Stock weg, Tyras springt Ihnen sonst an die Kehle!“ Recht angenehm für einen harmlosen Porträtmaler! Ich konnte den Fürsten übrigens jeweils nach der Tafel genügend von allen Seiten zeichnen und seine Bewegungen skizzieren, ohne mit Tyras in Fehde zu geraten. Der Fürst sah damals so rot und braun verbrannt aus, daß er dem zu 1878 passenden Teint durchaus nicht entsprach.

Als ich mit den Wandgemälden für den Rathaussaal in Saarbrücken, die 1880 fertig wurden, beschäftigt war, hatte ich den Fürsten Bismarck um eine Devise für sein dazu gehöriges Porträt gebeten. Er gab mir als solche die Worte: „Ohne Kaiser kein Reich.“ Ich erinnere mich nicht, daß dieser Ausspruch schon früher in Anwendung war.

Daß Fürst Bismarck der liebenswürdigste und unermüdlichste Wirt und der geistvollste Plauderer bei Tisch war, bleibt wohl jedem, der das Glück gehabt hat, unter seinem Dache zu weilen, in unvergeßlicher Erinnerung. In jenen Tagen war gerade der damalige Oberpräsident von Schleswig-Holstein, Herr von Bötticher, auch Gast in Friedrichsruh, und täglich waren zu Tisch noch einige andere Herren anwesend. Die Gespräche, deren Kosten der Fürst unermüdet fast allein bestritt, drehten sich um Forst- und Landwirtschaft, die Verstaatlichung der Eisenbahnen und die in Angriff genommene sozialpolitische Gesetzgebung. Als ich eine bewundernde Bemerkung über des Fürsten eingehende Kenntnis der kleinsten Details der Landwirtschaft machte, antwortete er: „Das ist leicht erklärlich, ich bin ja eigentlich von Fach Landwirt und nur aus Versehen Minister geworden. Deshalb bin ich auch am liebsten hier oder in Varzin und sehr ungern in Berlin, besonders im Reichstage, um Reden zu halten; meine Kanzlergeschäfte kann ich ganz gut auch von hier aus erledigen, und ich begreife nicht, warum die Zeitungen mich immer durchaus in Berlin und im Reichstage haben wollen.“ Ich konnte sogar eines guten Abends mit dem Fürsten Erinnerungen an die Tage in Versailles 1870/71 austauschen, die höchst interessante politische Aeußerungen des Fürsten mit sich brachten.

Als das Sedan-Panorama fertig gestellt ward, und ich die beiden ersten Dioramen dazu: „General Reille überbringt dem König Napoleons Brief“ und „Bismarcks und Napoleons Zusammentreffen auf der Chaussee von Donchery“ vollendet hatte, war Fürst Bismarck von der Panorama-Direktion zur Besichtigung eingeladen worden, und ich sah ihn dort am 18. November 1884 wieder. Er war inzwischen in Schweninger'sche Behandlung getreten und sah sehr wohl und ver-

gnügt aus. Er gestand, ein Panorama noch nie gesehen zu haben, und war von dem ersten Eindruck sichtlich überrascht; er erzählte viele kleine Episoden des Schlachttages und erinnerte sich genau einiger charakteristischen Einzelheiten, so z. B. daß er bei der Uebergabe des Napoleon'schen Briefes etwas weiter rechts vom Könige gestanden hätte, als ich es dargestellt habe. Auch bedauerte er, daß ich den Grafen Hatzfeld nicht mit angebracht hätte, „den einzigen Zivilisten, der dabei war."

Sein Zusammentreffen mit Napoleon schilderte er etwas anders und weniger drastisch, als ich es 1877 von ihm gehört hatte. Damals erzählte der Kanzler, daß er bei seiner Kurzsichtigkeit erst, als er dem Wagen schon ganz nahe war, Napoleon erkannt habe, mit drei Offizieren am Wagen stehend. „Ich parierte mein Pferd, um abzusteigen; dabei war mir der Revolver zwischen die Beine gerutscht und genierte beim Absteigen. Ich griff darnach und bei dieser Bewegung wurde der . . . . (Napoleon) weiß, wie eine Kalkwand." Ich kalkulierte daraus, daß Bismarck dem Kaiser ganz nahe gewesen sein müßte, um bei seiner Kurzsichtigkeit dies zu bemerken und wählte deshalb für mein Bild nicht die Darstellung, welche Bismarck in seinem offiziellen Bericht über sein Zusammentreffen mit Napoleon gemacht hat. Unbewußt gab mir indessen der Kanzler Recht, indem er fragte: „Haben Sie den Kaiser gekannt? Gerade so, wie Sie ihn hier gemalt haben, stand Napoleon vor mir. Ich war in Wirklichkeit aber wohl etwas höflicher, als ich hier aussehe." Er erinnerte sich nicht, ob er an dem Morgen in der Eile, mit welcher er abgeritten sei, die Schärpe angelegt hätte, und meinte, es sei inkorrekt, wenn ich ihm nicht auch die Kartusche dazu gäbe. „Ich werde auf die Nachwelt als inkorrekter Soldat übergehen, und wenn der Kaiser dies sieht, so wird er es gewiß monieren. Die gute Rosa (des Kanzlers Pferd) ist gut getroffen, es war ein starkknochiges Tier, aber eine Stute, — hier ist ihr Kopf etwas männlich — sie ist erst im vorigen Jahre gestorben."

Wenige Tage nachher, am 21. November, traf ich den Fürsten zu meiner größten Ueberraschung in einer Soiree bei den kronprinzlichen Herrschaften zur Feier des Geburtstages der Frau Kronprinzessin; er war seit mehreren Jahren nicht mehr in Gesellschaft gegangen. Er wiederholte mir, als ich ihn begrüßte, in verbindlichster Weise, welchen Eindruck ihm das Sedan-Panorama gemacht habe und daß er „immer noch unter diesem Eindruck stehe."

Zum 70. Geburtsfeste des Reichskanzlers hatte ich das Ehrengeschenk Kaiser Wilhelms und der königlichen Familie anzufertigen, eine Wiederholung der Kaiserproklamation in kleinerem Format, wie ich sie als Wandbild im Zeughause gemalt hatte. Der Kaiser hatte mehrfache Abänderungen mit Rücksicht auf den vorliegenden Zweck gewünscht. Am 1. April 1885 wurde das Bild dem Fürsten vom Kaiser unter Assistenz des Kronprinzen persönlich überreicht. Ich war leider bei diesem Akte nicht zugegen, kam aber Mittags nach ein Uhr zum Kanzler und

fand ihn umringt von Hunderten von Gratulanten aller Stände, Abgeordneten, Diplomaten, Studenten, unseren Kunstakademikern, die den Festzug vom Abend vorher arrangiert hatten, Abordnungen und Herren und Damen aus allen Ständen. Bismarck war die Freude und Liebenswürdigkeit selbst, plauderte mit allen und trank überall hin zu, allerdings scharf beobachtet von Dr. Schweninger, der ihm nicht von der Seite wich. Er sagte mir viel Freundliches über mein Bild, das ihm besser gefiel als das große im Schlosse befindliche. Seit dieser Zeit bin ich mit dem Fürsten nicht mehr in persönliche Berührung gekommen. Ich habe ihn nur noch gesehen, als er im Jahre 1890 als verabschiedeter Kanzler von seiner letzten amtlichen Audienz vom Schlosse die Linden entlang zurückkehrte, eine gelbe Rose in der Hand und vom Publikum stürmisch begrüßt. Und das letzte Mal, als er am 26. Januar 1894 zur Beglückwünschung des Kaisers hierher kam, mit fürstlichen Ehrenbezeugungen empfangen und begleitet von Prinz Heinrich, in einem Hofgalawagen, von Garde-Kürassieren eskortiert, die Linden zum Schlosse hinfuhr.

Für seine Gestalt auf dem 1893 vollendeten Reichstagsbilde habe ich mich mit den Skizzen behelfen müssen, die ich bei der Festlichkeit selbst, am 24. Juni 1888, von ihm gemacht hatte.

Die festumrissene Heldengestalt des eisernen Kanzlers wird, wie aus der deutschen Geschichte, so auch aus der deutschen Kunst nie verschwinden, dafür hat er selbst gesorgt, denn „eine Zeile Geschichte ist mehr als tausend Gedichte," wie ihm mein Freund J. V. von Scheffel einst schrieb.

Bankbrüche und Bankkontrollen.

Von

Adolph Wagner.

I.

Zur Diagnose und Kritik.

Die vollständigen oder partiellen Zusammenbrüche, Zahlungseinstellungen, Zahlungsstockungen einer ganzen Anzahl größerer deutscher Banken seit vorigem Winter haben weit über die Kreise derer, welche davon zunächst schwer betroffen und zum Teil ruiniert worden sind, berechtigtermaßen das peinlichste Aufsehen erregt, im bisher so vertrauensseligen Inlande wie im bisher neidischen, jetzt schadenfrohen Auslande. Zuerst die Enthüllungen über die Hypothekenbanken der „Spielhagengruppe" — voran über die Preußische Hypotheken-Aktienbank mit ihren Tochtergesellschaften, die Deutsche Grundschuldbank, dann über die Pommersche Hypotheken-Aktienbank, die Mecklenburg-Strelitz'sche Hypothekenbank —, später die noch überraschenderen Enthüllungen über die Verhältnisse in der Gruppe moderner sog. Effektenbanken — bei der Dresdener Kreditanstalt für Industrie und Handel, der Leipziger Bank, der Rheinischen Bank in Mülheim an der Ruhr, um nur die wichtigsten Fälle zu nennen. Diese Enthüllungen haben eine Summe von geschäftlicher Unordnung, Mißwirtschaft und Ungeschicklichkeit, von Leichtsinn, Gewissenlosigkeit, Unredlichkeit, von Verstößen gegen die Grundregeln ordentlichen Bankbetriebs, von schamloser Verletzung von Treu und Glauben und gesetzlicher und statutarischer Normen offenbart, wie es wenigstens in der neueren Bankgeschichte anderer Kulturländer, Großbritanniens, Frankreichs, Nordamerikas kaum ähnlich vorgekommen ist. Man muß auf die schlimmsten Zeiten der britischen und nordamerikanischen älteren Bankgeschichte zurückgehen, um wirklich Aehnliches, aber auch da kaum von solcher Ausdehnung und in solchem bedenklichen Maße zu finden, und auch die französische Bankgeschichte meldet doch immer nur von einzelnen derartigen Fällen, nicht gleich von einer ganzen Epidemie von Bankbrüchen.

In Wechselwirkung mit diesen Vorgängen im großen Bankwesen stehen ähnliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Industrie, namentlich bei Industrie-Aktiengesellschaften. Auch hier gleiche oder fast noch ärgere Mißwirtschaft, Ueber-

spannung der Geschäfte und des Kredits, bedenklichste und unlauterste Verquickungen der Unternehmungen untereinander, von Mutter- und Tochtergesellschaften, mitunter ein wahrer Rattenkönig von Geschäften, unordentliche oder selbst gefälschte Buchführung, Ungeschicklichkeit, Unredlichkeit, direkter Betrug. Die Banken leichtsinnig im Kreditgeben an solche industrielle Unternehmungen bis zur Blindheit, dann nicht mehr in der Lage, zurück zu können, immer weiter gezogen, bis zum eigenen unabwendbaren Ruin, wie die Leipziger Bank in ihrer Verbindung mit der Kasseler Trebertrocknungs-Gesellschaft und deren Tochter-Knäuel, wie die Dresdner Creditanstalt in der Verbindung mit den in einer Hinsicht ja tüchtigen, aber geschäftlich ebenfalls unverantwortlich geleiteten Kummerschen Elektrizitätswerken. Die Industriegesellschaften, wie die oben genannten, den willfährig gegebenen Bankkredit übermäßig ausbeutend, die so erlangten Kapitalien in ihren Anlagen festlegend, bestenfalls unerhört leichtsinnig geleitet, mehrfach direkt unehrlich und betrügerisch, bis zu dem wahrhaft skandalösen Fall der G. Terlindenschen Aktiengesellschaft mit Fälschungen und Betrug aller Art im größten Maßstabe.

Meist durch jene genannten — aber freilich auch noch durch andere — Hypothekenbanken begünstigt eine „wilde und wüste Terrainspekulation", wie es selbst die Börsenpresse jetzt nennt, in den großen Städten und deren Vororten, voran in Berlin, ein wahrhafter „Bodenwucher", der die Grundstückspreise emporschnellte, das Bebauen maßlos verteuerte, das Baugeschäft in unsolide Bahnen drängte, die dabei Beteiligten, eigentlich erst die Werte schaffenden Elemente, die wirklichen Bauhandwerker, ausbeutete. Millionen und aber Millionen „Pfandbriefe" dieser Hypothekenbanken werden als „solidestes Anlagepapier" auf den Markt gebracht, in die Hände des kleineren und mittleren Kapitalistenpublikums lanziert, ein Publikum, das für seine oft mühsamen Ersparnisse nur eine sichere Anlage, fern von aller Spekulationstendenz und Gewinngier sucht, sich mit einer mäßigen Rente begnügt; ein Publikum, das durch Reklame mit unverdienten Hofprädikaten, wie die Pommersche Hypotheken-Aktienbank als „Hofbank der deutschen Kaiserin" und mit dem Hinweis auf die Stellung der Bank unter „staatlicher Aufsicht", noch mehr künstlich herangelockt wird, — um elend betrogen und um einen guten Teil seines ehrlich erworbenen Vermögens gebracht zu werden!

Es ist ein in jeder Hinsicht trostloses Bild, das sich hier bietet. Die endgültigen Vermögensverluste, welche das Privatpublikum an den Aktien der Banken und Industrieunternehmungen, an den Pfandbriefen und Obligationen, den Depositen und sonstigen Forderungen erleiden wird, lassen sich noch nicht ganz übersehen. Vieles wird von dem Ausfall der „Sanierungen", Abwicklungen, Liquidationen, Konkurse abhängen, aber in einzelnen Fällen, wie z. B. bei der Leipziger Bank, wird für die Aktionäre wohl alles, für die Gläubiger ein sehr erheblicher Teil ihrer Forderungen, man spricht von 50 Prozent (!), unwiederbringlich verloren sein. Bei den Hypothekenbanken werden die eingeleiteten Sanie-

Bankbrüche und Bankkontrollen.

Von

Adolph Wagner.

I.

Zur Diagnose und Kritik.

Die vollständigen oder partiellen Zusammenbrüche, Zahlungseinstellungen, Zahlungsstockungen einer ganzen Anzahl größerer deutscher Banken seit vorigem Winter haben weit über die Kreise derer, welche davon zunächst schwer betroffen und zum Teil ruiniert worden sind, berechtigtermaßen das peinlichste Aufsehen erregt, im bisher so vertrauensseligen Inlande wie im bisher neidischen, jetzt schadenfrohen Auslande. Zuerst die Enthüllungen über die Hypothekenbanken der „Spielhagengruppe" — voran über die Preußische Hypotheken-Aktienbank mit ihren Tochtergesellschaften, die Deutsche Grundschuldbank, dann über die Pommersche Hypotheken-Aktienbank, die Mecklenburg-Strelitz'sche Hypothekenbank —, später die noch überraschenderen Enthüllungen über die Verhältnisse in der Gruppe moderner sog. Effektenbanken — bei der Dresdener Kreditanstalt für Industrie und Handel, der Leipziger Bank, der Rheinischen Bank in Mülheim an der Ruhr, um nur die wichtigsten Fälle zu nennen. Diese Enthüllungen haben eine Summe von geschäftlicher Unordnung, Mißwirtschaft und Ungeschicklichkeit, von Leichtsinn, Gewissenlosigkeit, Unredlichkeit, von Verstößen gegen die Grundregeln ordentlichen Bankbetriebs, von schamloser Verletzung von Treu und Glauben und gesetzlicher und statutarischer Normen offenbart, wie es wenigstens in der neueren Bankgeschichte anderer Kulturländer, Großbritanniens, Frankreichs, Nordamerikas kaum ähnlich vorgekommen ist. Man muß auf die schlimmsten Zeiten der britischen und nordamerikanischen älteren Bankgeschichte zurückgehen, um wirklich Aehnliches, aber auch da kaum von solcher Ausdehnung und in solchem bedenklichen Maße zu finden, und auch die französische Bankgeschichte meldet doch immer nur von einzelnen derartigen Fällen, nicht gleich von einer ganzen Epidemie von Bankbrüchen.

In Wechselwirkung mit diesen Vorgängen im großen Bankwesen stehen ähnliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Industrie, namentlich bei Industrie-Aktiengesellschaften. Auch hier gleiche oder fast noch ärgere Mißwirtschaft, Ueber-

spannung der Geschäfte und des Kredits, bedenklichste und unlauterste Verquickungen der Unternehmungen untereinander, von Mutter- und Tochtergesellschaften, mitunter ein wahrer Rattenkönig von Geschäften, unordentliche oder selbst gefälschte Buchführung, Ungeschicklichkeit, Unredlichkeit, direkter Betrug. Die Banken leichtsinnig im Kreditgeben an solche industrielle Unternehmungen bis zur Blindheit, dann nicht mehr in der Lage, zurück zu können, immer weiter gezogen, bis zum eigenen unabwendbaren Ruin, wie die Leipziger Bank in ihrer Verbindung mit der Kasseler Trebertrocknungs-Gesellschaft und deren Tochter-Knäuel, wie die Dresdner Creditanstalt in der Verbindung mit den in einer Hinsicht ja tüchtigen, aber geschäftlich ebenfalls unverantwortlich geleiteten Kummerschen Elektrizitätswerken. Die Industriegesellschaften, wie die oben genannten, den willfährig gegebenen Bankkredit übermäßig ausbeutend, die so erlangten Kapitalien in ihren Anlagen festlegend, bestenfalls unerhört leichtsinnig geleitet, mehrfach direkt unehrlich und betrügerisch, bis zu dem wahrhaft skandalösen Fall der G. Terlindenschen Aktiengesellschaft mit Fälschungen und Betrug aller Art im größten Maßstabe.

Meist durch jene genannten — aber freilich auch noch durch andere — Hypothekenbanken begünstigt eine „wilde und wüste Terrainspekulation", wie es selbst die Börsenpresse jetzt nennt, in den großen Städten und deren Vororten, voran in Berlin, ein wahrhafter „Bodenwucher", der die Grundstückspreise emporschnellte, das Bebauen maßlos verteuerte, das Baugeschäft in unsolide Bahnen drängte, die dabei Beteiligten, eigentlich erst die Werte schaffenden Elemente, die wirklichen Bauhandwerker, ausbeutete. Millionen und aber Millionen „Pfandbriefe" dieser Hypothekenbanken werden als „solidestes Anlagepapier" auf den Markt gebracht, in die Hände des kleineren und mittleren Kapitalistenpublikums lanziert, ein Publikum, das für seine oft mühsamen Ersparnisse nur eine sichere Anlage, fern von aller Spekulationstendenz und Gewinngier sucht, sich mit einer mäßigen Rente begnügt; ein Publikum, das durch Reklame mit unverdienten Hofprädikaten, wie die Pommersche Hypotheken-Aktienbank als „Hofbank der deutschen Kaiserin" und mit dem Hinweis auf die Stellung der Bank unter „staatlicher Aufsicht", noch mehr künstlich herangelockt wird, — um elend betrogen und um einen guten Teil seines ehrlich erworbenen Vermögens gebracht zu werden!

Es ist ein in jeder Hinsicht trostloses Bild, das sich hier bietet. Die endgültigen Vermögensverluste, welche das Privatpublikum an den Aktien der Banken und Industrieunternehmungen, an den Pfandbriefen und Obligationen, den Depositen und sonstigen Forderungen erleiden wird, lassen sich noch nicht ganz übersehen. Vieles wird von dem Ausfall der „Sanierungen", Abwicklungen, Liquidationen, Konkurse abhängen, aber in einzelnen Fällen, wie z. B. bei der Leipziger Bank, wird für die Aktionäre wohl alles, für die Gläubiger ein sehr erheblicher Teil ihrer Forderungen, man spricht von 50 Prozent (!), unwiederbringlich verloren sein. Bei den Hypothekenbanken werden die eingeleiteten Sanie-

rungsmaßregeln wenigstens für die Pfandbriefbesitzer die Verluste glücklicherweise einschränken, — wenn alles gut geht; in welchem Maße, hängt immer noch von mancherlei veränderlichen Faktoren ab. Ohne Verluste, mindestens für eine Zeit lang an Zinsen, wird es für die Pfandbriefbesitzer kaum abgehen. Die Unsicherheit aller Wertschätzungen bei den hypothekarisch als Deckung der Pfandbriefe dienenden Grundstücken hat sich schon bisher gezeigt, wie zu erwarten war, so in den verschiedenen Ergebnissen, welche die Revisionen, darunter auch solche von staatlichen Aufsichtsorganen, in dieser Hinsicht geliefert haben. Ein Beleg für die Unsicherheit des ganzen Geschäfts der Hypothekenbanken. Dauert die absteigende Konjunktur im allgemeinen Wirtschaftsleben, in die wir seit Mitte 1900 unzweifelhaft eingetreten sind, länger an und greift sie tiefer, was beides zwar nicht gewiß, aber, auch verbleibende politische Ruhe vorausgesetzt, nicht unwahrscheinlich ist, so werden vermutlich noch manche Enttäuschungen bei den Werten großstädtischer Grundstücke, vollends der Bauterrains — aber auch bei den im Wert selbst im „Feuerkassenanschlag" überschätzten Häusern erlebt werden. Jedoch auch unter günstigeren oder günstiger werdenden allgemeinen Wirtschaftsverhältnissen sind erhebliche Verluste, in verschiedenem Grade freilich bei den einzelnen Banken und Industrieunternehmungen, schwerlich ausgeschlossen.

Nur nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge (Anfang August 1901) veranschlagt, ergeben sich für einige der wichtigsten Fälle des Zusammenbruchs folgende Schätzungen des Verlusts, auf Grund der Materialien in den Salingschen Börsenjahrbüchern und nach den Kurszetteln. Die Zahlen liefern wenigstens ein ungefähres Bild der Verwüstungen in Vermögen der betroffenen Aktionäre und Gläubiger. Es sind dabei die Verluste nach dem ungefähren Kursstand in neuerer Zeit (1898—1900) vor der Katastrophe verglichen mit dem gegenwärtigen Kursstand (Anfang August 1901) in abgerundeten Summen berechnet.

	Verlust in Millionen Mark am			
	Aktienkapital		Pfandbriefkapital	
	am Nennwert	am Kurswert	am Nennwert	am Kurswert
Preußische Hypotheken-Aktienbank	19,5	26,5	75	66
Deutsche Grundschuldbank	9,7	12,7	57,6	56,2
Pommersche Hypotheken-Aktienbank	11,5	17,5	38,9	37,4
Mecklenburg-Strelitzsche Hypotheken-Bank .	10	14	12,6	12
Sa. d. 4 Hypoth.-Bank.	50,7	70,7	184,1	171,6
Dresdener Kreditanstalt	17,5	25,5	—	—
Leipziger Bank	45,5	69,5	—	—
Summe d. 6 Banken .	113,7	165,7	—	—

So ergäbe sich nur bei diesen sechs Banken für die Aktionäre ein Verlust am Nennwert der Aktien von rund 114, am früheren Kurswert von 166 Mill. M.; für die Pfandbriefbesitzer ein Verlust von ca. 170—180 Mill. M.; für beide zusammen also von 334—344 Mill. M. im Verlauf von noch nicht einem Jahre. Dieser Verlust ist ja nicht durchaus ein reeller, er kann sich bei Wiedergesundung einzelner der Anstalten, besonders der Hypothekenbanken, wozu erfolgreiche Schritte geschehen sind, ermäßigen, der Kurs der Pfandbriefe und selbst der der Aktien kann wieder steigen. Aber der Verlust kann möglicherweise auch noch größer werden. Jedenfalls ist er für denjenigen Besitzer ein reeller, welcher zu den jetzigen oder zeitweise vordem selbst noch schlechteren Kursen verkaufte, sei es aus Notwendigkeit und Geldbedarf, sei es aus Aengstlichkeit und um sich den spekulativen Kursschwankungen zu entziehen — und sogar in Pfandbriefen der notleidenden Banken hat sich alsbald ein Differenzgeschäft an der Börse angeknüpft. Zu dem berechneten Verlust kommt aber ein ebenfalls noch nach Millionen zählender schon bei den Gläubigern der Leipziger Bank allein, der übrigen kleineren in Verfall geratenen Banken nicht zu gedenken. Die Leipziger Bank hat mit ca. 92 Mill. M. Verbindlichkeiten gegen Dritte, denen keine realisierbaren und großenteils nur wertlose Forderungen gegenüber standen, ihre Zahlungen eingestellt.

Aber selbst die Kurse der Aktien und der Pfandbriefe anderer deutscher Banken, so ziemlich aller, auch der solidesten, haben wenigstens zeitweise unter dem Eindruck gelitten, welchen die Enthüllungen bei den besprochenen Banken hervorriefen, weil man fürchtete, daß Aehnliches auch bei noch feststehenden Banken vorgekommen sei oder vorkommen könne, wenn es auch noch nicht bekannt geworden sei, und daß wenigstens auch diese Banken von den Verlusten an den zusammengebrochenen Banken und vollends den industriellen Unternehmungen mit betroffen werden könnten. Abgesehen von dem namentlich für Aktien überhaupt ungünstigen Einflusse der nach maßlosen Spekulationsexzessen, wie stets, stark herabgehenden wirtschaftlichen Konjunktur sind durch die Ereignisse bei den erwähnten Banken daher allgemeine Kursverluste bei anderen Banken eingetreten, die wieder in die Millionen gehen, in Summa mit den oben berechneten zusammen sicher in die vielfachen Hunderte von Millionen Mark.

Freilich sind das ja nun zunächst nur *private* Vermögensverluste und Renteneinbußen. Ob und wieweit *wirklich volkswirtschaftliche Verluste*, d. h. solche am *eigentlichen Nationalvermögen*, steht noch dahin, da hierfür die Kursstellung der Wertpapiere nicht das Bestimmende ist. Der eigentlich volkswirtschaftliche Verlust an werkthätigem Nationalkapital, das im Wert vermindert wird, sich zurückzieht und brach liegt, der Verlust am Nationaleinkommen, weil Arbeitskräfte infolge dieser Vorgänge nicht beschäftigt werden, ergiebt sich erst aus der Weiterwirkung solcher Ereignisse, wie den bei den Banken vorge-

kommenen. Die von diesen bisher direkt und indirekt mit Kapital unterstützten Unternehmungen gehen jetzt ebenfalls zu Grunde, weil ihre bisherige Kreditquelle versiegt, oder müssen ihre Geschäfte deswegen einschränken. Eine ganze Anzahl Konkurse von Industrieunternehmungen war bereits die Folge der Ereignisse bei der Dresdner Kreditanstalt und der Leipziger Bank. Hilfsaktionen, wie sie von den großen Berliner Banken durch Gründung von Filialen u. s. w. eingeleitet worden sind, z. B. in Sachsen, sind daher auch gewiß richtig und wertvoll, um die Weiterwirkungen solcher Bankkrisen zu hemmen. Wieweit mit Erfolg, muß sich freilich erst zeigen.

Auch die privaten Vermögens- und Einkommensverluste, wie bei notwendig werdenden Zinsfußreduktionen der Pfandbriefe und Dividendenkürzungen der Aktien, haben indessen eine das allgemeine Interesse berührende Seite. Am schlimmsten in dieser Hinsicht und überhaupt sind hier die Vorfälle bei den Hypothekenbanken, soweit sie die Pfandbriefe betrafen, und, wenn auch schon nicht in gleichem Maße, bei den Effektenbanken — hinsichtlich der privaten, aus nicht-geschäftlichen Kreisen stammenden Depositengelder u. dgl. anzusehen. Zugleich tritt hier der Bruch von Treu und Glauben in seiner gemeinschädlichen Wirkung besonders scharf hervor. Denn die hier betroffenen Kreise sind, zumal bei den Pfandbriefanlagen, großenteils diejenigen mittlerer und kleinerer Kapitalisten, denen es gar nicht auf Gewinne aus Kursdifferenzen, sondern lediglich nur auf sichere, meistens dauernde Anlagen ihrer Ersparnisse zu mäßigem Zinsfuße ankommt. Es ist auch ein volkswirtschaftliches Interesse, daß diesen Kreisen Gelegenheit gegeben wird, ihr so sich bildendes kleines Vermögen sicher anzulegen und es so der soliden nationalen Produktionsthätigkeit durch Vermittelung der Banken zuzuführen, außerhalb der unsoliden Spekulationen des Börsengetriebes und vielen Aktienwesens. Deutsche Staatspapiere sind für derartige Anlagen bei der relativen Kleinheit der deutschen Staatsschulden nicht ausreichend, unterliegen in der heute verbreitetsten Form der Rentenschuld keiner regelmäßigen Tilgung al pari und damit keiner davon mit bedingten Sicherung des Kurses, haben in den letzten 2—3 Jahren bekanntlich auch erhebliche Kurseinbußen infolge der allgemeinen Bewegung des Zinsfußes erlitten, von denen sie sich erst in neuester Zeit wieder erholen. Von landschaftlichen Pfandbriefen gilt z. T. Gleiches, namentlich, daß auch sie nicht für das Anlagebedürfnis jener Kapitalistenkreise ausreichen. Die nach den Kursen, auch bei ruhigem Geldmarkt und in der Zeit hoher Kurse bis 1898, eine Kleinigkeit höhere Verzinsung der Bankpfandbriefe gegenüber Staatspapieren und meistens etwas auch gegenüber landschaftlichen Pfandbriefen fällt bei kleineren und mittleren Kapitalisten namentlich seit der allgemeinen starken Ermäßigung des Zinsfußes in den letzten Jahrzehnten mit ins Gewicht. Die Zinsreduktionen der Staatspapiere und aller Pfandbriefe, welche gerade auch die deutschen

Hypothekenbanken unter Anwendung ihrer Machtstellung gegenüber den Pfandbriefbesitzern noch fast bis in die Tage des Beginns der sinkenden Kurse (1897) hinein rücksichtslos forciert haben, sind für diese Kapitalistenkreise ohnehin schon oft besonders empfindlich für Einkommen und Lebenslage gewesen. Individualhypotheken sind in kleineren Posten, gerade mit unter der Konkurrenz der Hypothenbanken, Versicherungsanstalten, Sparkassen für ihre hypothekarischen Beleihungen, in genügender Menge und erforderlicher Güte dem Privatmann immer schwerer erlangbar geworden, vollends in großen Städten, wo hierfür auch die erforderliche Personalkenntnis zu erwerben schwierig ist. So war der Bank-Pfandbrief für die Kapitalanlagen der genannten Kreise in den letzten Jahren immer mehr ein wahres Bedürfnis geworden. Das zeigt sich auch in der riesigen Ausdehnung dieser Pfandbrief-Emission, deren Betrag vom „Deutschen Oekonomist" für Ende 1900 auf 6504 Mill. Mk. gegen bloß 3721 Mill. Mk. Ende 1892 berechnet wird. Sind es, wie die neuesten Enthüllungen gezeigt haben, auch mancherlei unlautere Mittel gewesen, mit denen manche Banken den Vertrieb ihrer Pfandbriefe in die Wege geleitet haben, so liegt doch der Entwicklung sicher ein reelles Bedürfnis des Kapitals zu Grunde und ist sie auch volkswirtschaftlich vielfach als eine erwünschte anzusehen. Soweit die Banken nämlich solide Ausleihungen machten, wirkliche Bauhypotheken gaben oder auf bestehende, ertragsfähige Häuser liehen und so andere Kapitalien öfters für andere produktive Zwecke flüssig machten, zu ländlichen Meliorationen Geld lieferten, kann die Funktion der Hypothekenbanken auch als eine volkswirtschaftlich günstige gelten. Diese Funktion wurde den Banken aber erst durch die Pfandbrief-Ausgabe ermöglicht. Wo freilich direkt und indirekt, durch Vermittlung von Zwischeninstanzen, durch Schiebungen unter geschäftsverbundenen anderen Banken, wie in dem Falle der Spielhagengruppe, der Pommerschen und Mecklenburg-Strelitzschen Bank, wesentlich Terrainspekulationen selbst getrieben oder für andere vermittelt wurden, hat eine schlimme Mißleitung des in den Pfandbriefen herangezogenen Privatkapitals stattgefunden, wie sich leider nunmehr vielfach gezeigt hat.

Diese mittleren und kleineren Kapitalistenkreise sind nun durch die Vorgänge bei den Hypothekenbanken auf das schmählichste getäuscht worden. Sie haben auch nicht, wie doch wenigstens die Aktienbesitzer, in jahrelangen hohen Rentenbezügen wenigstens einen Ausgleich für die jetzigen Verluste gehabt.

Hier macht sich denn auch eine starke Erschütterung des Vertrauens in die ganze Institution des Aktien-Hypothekenbankwesens mit seiner kolossalen Pfandbrief-Emission geltend. Die Ausweise, die Bilanzen, haben sich z. T. als falsch erwiesen, die hypothekarischen Beleihungen bestenfalls als vielfach leichtsinnig, viel zu hoch. Die Befürchtungen in letzterer Hinsicht, welche noch vor 2—3 Jahren Dr. Paul Voigt auf Grund seiner Untersuchungen der Berliner bezüglichen

Verhältnisse geäußert, Befürchtungen, gegen die damals die sämtlichen Hypothekenbanken Protest erhoben hatten, die man auch amtlich als unbegründet bezeichnet hatte — sie sind wenigstens im ganzen offenbar nicht übertrieben gewesen. Die Staatsaufsicht, auf welche Banken zu Reklamezwecken hingewiesen haben, hat die nunmehr notorisch gewordenen Schäden und Verfehlungen nicht verhütet, nicht einmal selbst rechtzeitig aufgedeckt. Auch über den Kreis der notleidend gewordenen Hypothekenbanken hinaus sind Praktiken bekannt geworden, von denen wenigstens weitere Kreise, zumal die der gewöhnlichen privaten Pfandbrieferwerber, nichts wußten. Z. B. die Praktik, daß die Banken selbst durch Interventionskäufe und Aufnahme ihrer Pfandbriefe, wenn sich gerade keine anderen Käufer fanden, die Kurse ihrer Papiere hielten, diese Kurse daher zum Teil nur künstliche waren, öfters wohl zu hohe. Diese Kurse wurden nun aber von den Banken wieder dazu benutzt, um immer neue Massen Pfandbriefe ins Publikum zu solchem Kurse zu bringen, um vermittelnden Banquiers überhohe Provisionen zu gewähren, um Zinsreduktionen mit durchzusetzen. Ob hier eine von allen Banken geübte Praxis bestanden hat und wieweit sie ausgeübt worden ist, mag noch fraglich sein, aber daß nicht nur die „verkrachten" Banken so operierten, scheint festzustehen. So hat sich hier ein Krebsschaden offenbart. Und wie fühlten sich diese Banken doch alle gekränkt, wie emphatisch traten ihre Preßklientel und sonstigen Soldschreiber für sie in die Schranken, als ihren Pfandbriefen von der preußischen Gesetzgebung die Eigenschaft der Mündelsicherheit versagt blieb (bis auf ihre sogen. Kommunalobligationen), eine Eigenschaft, welche landschaftliche Pfandbriefe und in einigen deutschen Ländern auch Bank-Pfandbriefe besitzen. Welche Triumphe hätte der arme Dr. P. Voigt jetzt gefeiert, der damals von dieser Presse und von den Banken und ihren Broschürenschreibern verunglimpft wurde! Wie sehr wurden in denselben Kreisen manche Bestimmungen des neuen Reichs-Hypothekenbankgesetzes (vom 13. Juli 1899) angegriffen, noch strengere, aber durchaus notwendige, zu hintertreiben gesucht, weil sie ein „ungerechtfertigtes Mißtrauen" gegen die Hypothekenbanken verrieten, „das Geschäft zu sehr hemmten"; z. B. die Bestimmung über die nur beschränkte Zulassung von Hypotheken auf Bauplätze und noch nicht fertige und noch nicht ertragsfähige Neubauten zur Pfandbriefdeckung, im genannten Gesetz § 11, Abs. 3, eine Vorschrift, die selbst ein so eminenter, mit Recht hochangesehener Fachmann, Theoretiker wie Praktiker, wie der Direktor der Rheinischen Hypothekenbank in Mannheim, Dr. Hecht, eine „allzuängstliche, der Entwicklung des deutschen Städtewesens nachteilige" nennt, während man wohl einwenden kann, sie kommt gerade durch Beschränkung der Baustellenspekulation auch dieser Entwicklung zu gute. Bei der Pommerschen und Mecklenburg-Strelitzschen Hypothekenbank hat sich jetzt gezeigt, wie es mit dem Wert solcher Hypotheken steht. Welche mehrfach gehässige und sachlich unrichtige Polemik haben einzelne

Organe der Börsenpresse und „Spezialisten" darin gegen die Landschaften und zu gunsten der Hypothekenbanken geführt. Da wurde die Sicherheit der landschaftlichen Pfandbriefe verdächtigt, die Wertlosigkeit des genossenschaftlichen Haftbarkeitsprinzips dabei proklamiert, der Vorzug der kulanten Geschäftsführung der Hypothekenbanken, die bessere Sicherheit der Pfandbriefe derselben wegen der Mithaftung von Aktienkapital und Reservefonds neben den Hypotheken prahlerisch gerühmt! Jetzt sind in mehreren der erwähnten Fälle solche Kapitalien und Fonds durch Mißwirtschaft dahin geschwunden und die hypothekarischen Deckungen haben sich selbst, wenigstens teilweise, als faul oder unzureichend erwiesen. Beim Vergleich zwischen dem genossenschaftlichen Pfandbriefwesen der Landschaften, wo reelle Kreditbedürfnisse befriedigt, aber nicht immer erst künstlich, um Gewinne aus Provisionen und sonst bei den Darlehnsgewährungen und Pfandbriefausgaben zu erzielen, erweckt werden, mit dem sogenannten Pfandbriefwesen der Hypothekenbanken wird man nach den neuesten Vorgängen wohl wieder zu dem gleichen Ergebnis wie auf dem Versicherungsgebiet kommen: die genossenschaftliche Organisationsform ist in beiden Fällen die solidere, gesundere, privat- und volkswirtschaftlich verdient sie den Vorzug vor dem Aktiengesellschaftswesen. Es fallen bei jener nicht die unmäßigen und unlauteren Gewinne für Direktoren, Aufsichtsräte und Preßtrabanten ab wie bei diesen. Davon ließe sich nach manchem, was nunmehr bekannt geworden ist, ein Lied singen. Ich wenigstens sehe meine dem Aktien-Bank- und Versicherungswesen seit lange vielfach nicht eben günstige Auffassung durch die neuesten Vorfälle nur zu sehr bestätigt, wobei ich gewiß wichtige Ausnahmefälle anerkenne und nicht völlig generalisieren will. Wie oft aber bin ich wegen dieser Stellungnahme in der Frage angegriffen, förmlich verunglimpft worden. Der „Doktrinär", der „Stubengelehrte", der „graue Theoretiker" hat doch gegenüber dem „Realisten" und „grünen Praktiker" wieder einmal recht behalten.

Leider! Denn der Vertrauensbruch, der auf dem Gebiete des deutschen Hypothekenbankwesens in den oben erwähnten Fällen kund geworden ist, hat zahllose ehrenwerte Elemente schuldlos ruiniert oder schwer geschädigt und die ganze Institution des Hypothekenbankwesens diskreditiert. Darüber kann leider kein Zweifel sein. Diese Vorfälle bei diesen Banken sind wirtschaftlich und moralisch daher auch besonders schlimm zu beurteilen, sie sollten auch strafrechtlich am schwersten getroffen werden.

Aber was wird in letzterer Beziehung viel mehr heraus kommen, als höchstens ein paar Jahre Gefängnis für die Schuldigen, was auch neben der eigenen Vermögensschädigung dieser Personen keine genügende Sühne, zumal für Leute höheren sozialen und Bildungsstandes ist. Wie mancher arme Teufel, der durch schlechte Erziehung von Jugend auf, böses Beispiel u. s. w. auf Abwege

geraten, büßt im Grunde leichtere und nicht so gemeinschädliche Verfehlungen mit weit strengeren Strafen, Zuchthaus u. s. w.

Auch die Verluste, welche Privatpersonen, darunter hier vornehmlich die nicht-geschäftlichen verstanden, an Depositengeldern u. dgl., an Guthaben im Contocorrentverkehr bei Banken, erleiden, wie vermutlich bei der Leipziger Bank, haben doch ebenfalls eine das allgemeine volkswirtschaftliche Interesse berührende Seite. Daß sich wenigstens das wohlhabendere Privatpublikum auch bei uns mehr an die Benutzung von Banken zur Kassenführung und Zahlungsvermittelung gewöhne, ist wegen der Rückwirkung davon auf ordentliche Buchführung im Privathaushalt, wegen der wünschenswerten Konzentration und der geschäftlichen Verwendung von sonst brachliegenden Kassenbeständen durch Banken erwünscht. Die englische Sitte hat hier viel für sich. Benutzung von Checks zu Zahlungen von seiten der Privaten kann sich daran anschließen. Erhebliche Geldbeträge werden so dem Verkehr, der Produktion durch Vermittelung der Banken zugeführt. Verzinsung, wenn auch nur eine mäßige, braucht aber dabei und sollte für die Depositen- und Contocorrentgelder nicht fehlen. Gelegenheit zu derartigen Einlagen zu geben, ist also ein allgemeines, auch volkswirtschaftliches Desiderat. Auch, wiederum nach dem großen britischen Musterbeispiel, müßig liegende Geldsummen öffentlicher Kassen bei Banken in ähnlicher Weise anzulegen, ist zweckmäßig. Aber eine unbedingte Voraussetzung ist dabei freilich immer: Sicherheit der Anlage in der Bank und die Voraussetzung dieser Sicherheit ist wieder: entsprechende Geschäftsführung der Bank.

Die wissenschaftliche Banktheorie hat mit Recht ein zuerst von der britischen Bankpraxis aufgestelltes Hauptgesetz für den ökonomisch-technisch richtigen Bankbetrieb so formuliert: „eine Bank (im modernen Sinne der Worts, also eine Kreditbank) darf im wesentlichen nur ähnlichen Kredit — „nur gleichen" zu sagen, geht zu weit — geben, wie sie nimmt." Dagegen haben z. B. die Leipziger Bank, die Dresdner Kreditanstalt in gröbster Weise verstoßen. Auch eine andere praktische Regel hat die Theorie übernommen: „eine Bank muß ihre Ausleihungen verteilen, nicht zu viel bei Einer Person, Einem Unternehmer anlegen." Auch dagegen haben jene Banken verstoßen. Diese Verstöße verursachten jetzt, wie stets früher, den Ruin, und dagegen muß der private Deponent zumal gesichert sein.

Die Reichsbank ist trotz ihres großartigen Filialensystems nicht ausreichend, die betreffende Funktion einer allgemeinen Depositenbank zu erfüllen, ihr Betrieb auch wohl dafür etwas zu schwerfällig und sie giebt, wie die anderen großen europäischen Centralbanken, keine Zinsen auf stets fälliges Geld. Ob nicht eine Entwicklung dieses Geschäftszweiges mit verzinslichen Depositen, stets fälligen wie an kurze Kündigungstermine gebundenen, für die Reichsbank selbst

zweckmäßig wäre und ihre zu beschränkten Mittel passend vermehren würde, aber zugleich dem angedeuteten allgemeinen Bedürfnis und Interesse entspräche, wäre wohl einmal genauer zu erwägen. Ich bin geneigt, die Frage zu bejahen.

Das gewöhnliche *private Banquiergeschäft* bietet die Gelegenheit zu Depositeneinlagen für das private Publikum allerdings auch und hat diesen Zweig seit lange gepflegt. Aber gerade im Punkte der Sicherheit und vollen Vertrauenswürdigkeit entstehen doch Zweifel, ob hier alles den zu stellenden Anforderungen entspricht, zumal, im Gegensatz zu England, unser Banquiertum auch zu viel auf eigene Rechnung spekuliert, dem Börsentreiben zu nahe steht und — in verhängnisvoller Weise seine Kunden in dies Treiben hineinzieht.

Große solide Aktienbanken mit öffentlicher Rechnungslegung und Bilanzpublikation wären für die Entwicklung dieses „privaten" Depositengeschäfts im engsten Sinne an sich besonders geeignet. Aber leider haben wir keine solche Banken, welche, nach dem britischen Vorbild, sich auf dieses Geschäft und auf die ihm allein entsprechenden Aktivgeschäfte, die solide Wechseldiskontierung und Lombardierung, *beschränken*. Es sind fast nur unsere großen und kleineren *Effektenbanken*, welche diese Privatdepositen annehmen und — zum Teil wenigstens — mit in ihren mannigfachen Anlagegeschäften, ihren Kommissions-, Gründungs-, Effekten-, „diverse Debitoren"-Geschäften anlegen. Gewiß verfahren die besten dieser Institute hier mit der notwendigen Vorsicht, halten entsprechende Barbestände und wirklich rasch und sicher und leicht realisierbare, liquide Aktiva, um allen Anforderungen ihrer Gläubiger, ihrer Deponenten u. s. w. stets gerecht werden zu können. Aber es liegt in der Natur dieser Effektenbanken, mit ihrer großartigen Thätigkeit auf dem Gründungs- und Emissionsgebiete, im In- und Auslande, bei jeder fehlenden gesetzlichen Bestimmung über die Deckung der Passiva und über die betreffenden Aktivgeschäfte, bei der fehlenden Trennung der verschiedenen Kategorieen der Passiva und Aktiva, der einfachen Mitanlegung des eingezahlten Stammkapitals und des oder der Reservefonds in den allgemeinen Geschäften, daher der Gesamtsumme der Aktiva — daß eben eine *genügende Sicherheit* für die aus Depositen u. s. w. bestehenden Passiva nicht immer vorhanden ist, weder für die, den vertragsmäßigen Bedingungen entsprechende oder an kurze Kündigungstermine gebundene Rückzahlung, noch selbst für die Verhütung von definitiven Verlusten. Das zeigt auch das Leipziger Beispiel. Namentlich die Abhängigkeit der Effektenbanken von der allgemeinen Lage des Geldmarktes, des Kredits, der Konjunkturen, die regelmäßige intensive, aber auch fast immer für sie selbst überspannte und die Volkswirtschaft überspannende Thätigkeit dieser Banken in Emissionen und Gründungen in der Zeit der Hochkonjunktur, die Festlegung eines großen Teils des eigenen Kapitals und beträchtlicher Beträge des ihnen in verschiedenen Formen geliehenen fremden Kapitals in mehr oder

weniger unrealisierbaren oder nur sehr allmählich realisierbaren Anlagen, von schlechten Anlagen gar nicht zu reden, die Rückwirkungen dann der sinkenden und der schlechten Konjunktur — alles das sind Verhältnisse, welche die banktechnisch und wirtschaftlich wirklich befriedigende Funktion der Effektenbanken überhaupt, so vollends als Depositenbanken beeinträchtigen. Das hat man seit lange bei uns erkannt, aber es ist weder legislativ noch spontan etwas zur Reform geschehen. Bedenken, wie sie jüngst wieder in einer Broschüre Dr. Lindenberg hervorgehoben hat, sind daher ganz begründet (Die Gefahren im deutschen Bankwesen, 1901).

Ich habe das ebenfalls seit lange so angesehen und mich demgemäß geäußert, wie ich denn überhaupt der wirtschaftlichen Thätigkeit der Effektenbanken etwas skeptisch gegenüber stehe, bei aller Anerkennung ihrer in gewissem Maße zuzugebenden Unentbehrlichkeit in unserem heutigen Wirtschaftsorganismus, wie er namentlich in Deutschland besteht, und bei gern von mir eingeräumter Achtung vor den Leistungen einiger unserer größten und tüchtigsten dieser Institute. Aber die Hypertrophie des „Industriestaats", die Ueberspannung der Hochkonjunktur, „die Beteiligung an den verschiedenartigsten Spekulationsgeschäften, darunter an den bedenklichsten, wie solche an heimischen Grundstücksspekulationen, exotischen Emissionen, seiner Zeit an Spekulationen in russischer Valuta, findet sich gerade bei den deutschen Effektenbanken. Die großen verhängnisvollen Schwankungen im Erwerbsleben befördern sie durch Begünstigung der Ueberspekulation in der Zeit der aufsteigenden Konjunktur, durch Unterstützung der Börsengeschäfte, durch neue Gründungen und Umwandlungen, durch Kapitalerhöhungen, worauf dann der Rückschlag um so stärker werden muß." Diese von mir im Jahre 1896 geschriebenen Sätze aus meinem Vorwort zur Schrift meines — wie P. Voigt in den Alpen verunglückten — Schülers P. Model „die großen Berliner Effektenbanken" (1896), haben sie durch die Ereignisse in der letzten Hausseperiode und in der gegenwärtigen Periode des Rückschlags nicht ihre volle Bestätigung gefunden? Im allgemeinen und noch in ganz besonderem Maße durch die Vorgänge bei der Dresdner Creditanstalt und vollends bei der Leipziger Bank, wodurch zugleich das gesamte Depositengeschäft dieser ganzen Kategorie der Effektenbanken in der öffentlichen Meinung einen starken Stoß erhalten hat? Das ist auch wieder eine volkswirtschaftlich üble Wirkung dieser Vorgänge.

Die Leipziger Bank ist ein altes, schon 1839 als Notenbank errichtetes Institut, das früher durchaus solide und fast etwas pedantisch ängstlich geleitet war. Die Bank hat schon 1875 nach dem Erlaß des Reichsbankgesetzes das ihr danach noch verbliebene Notenrecht aufgegeben, um sich nicht den strengeren neuen Bestimmungen für die Geschäftsführung der Notenbanken unterstellen zu müssen. Sie ist dann mehr und mehr und vollends in ihrer neuesten Entwicklung,

unter ihrem Direktor Exner, eine Effektenbank mit dem üblichen weiten Geschäftskreis einer solchen geworden. Ihr Aktienkapital von 48 Mill. M. war noch 1898 um die Hälfte erhöht worden, wobei 16 Mill. M. neue Aktien mit einem Agio von 55 % begeben worden sind. Die Bank hatte außerdem einen Reservefonds von mehr als einem Viertel ihres Kapitals, 14,07 Mill. M. und einem Spezialreservefonds von 1 Mill. M., sie hatte in den letzten Jahren 10, noch für 1900 9 % Dividende vertheilt, der Aktienkurs, früher 180—190 und höher, war noch Ende 1900 163 und noch im Juni 1901 über 140. Diese Bank stellt, völlig unerwartet, am 25. Juni 1901 ihre Zahlungen ein und gerät bald darauf in Konkurs, namentlich weil sie einen viel zu großen Teil ihrer eigenen und erborgten Mittel, noch 17 Mill. M. über ihr ganzes Stammkapital und ihre Reservefonds hinaus, in dem Kasseler Trebertrocknungsunternehmen, einem völlig schwindelhaften Betriebe, festgelegt hatte, in Widerspruch mit jenem oben hervorgehobenen Grundsatz für den Bankbetrieb. Ihr Aktienkurs sank gleich nach Bekanntwerden der Zahlungseinstellung auf $^1/_7$ des bisherigen und steht jetzt (August) — unter 5, wenig über halb so hoch als noch die letztjährige Dividende. Außer Privaten haben zahlreiche Geschäftsleute, auch öffentliche Kassen (Sachsen, Weimar), Städte (Leipzig), Stiftungen ihre Guthaben im Contocorrentverkehr der Bank und auch in Aktien der Bank, die als „bestes Anlagepapier" galten, ihr Vermögen mit angelegt gehabt, was nun alles oder zum großen Teil verloren ist. Müssen solche Erfahrungen nicht das allgemeine Vertrauen in diese Art Banken erschüttern, wenn auch bei der Leipziger Bank ganz unerhörte, in dieser Art glücklicherweise kaum noch wieder vorkommende Verhältnisse bestanden haben?

Aus der vorausgehenden Diagnose und Kritik lassen sich einige allgemeine Ergebnisse ableiten und einige Reformanforderungen, besonders betreffs der Verbesserung der Bankkontrollen, aus den neuen Erfahrungen abermals begründen. Darüber soll sich ein zweiter Artikel verbreiten.

Artikel II im nächsten Heft.

Wilhelm Raabe.*)

Von

Adolf Stern.

Der weise Seneca, nicht der römische Philosoph Lucius Annäus Seneca, neronischen Angedenkens, sondern der ehemalige Göttinger Korpsstudent und derzeitige regierende Bürgermeister von Wanza an der Wipper, Herr Ludwig Dorsten, eine der schier unzähligen prächtigen und lebensvollen Gestalten, die Wilhelm Raabe geschaffen hat, erklärt es für den Gipfel der Weisheit, seinen Stoikermantel mit dem fröhlichen Purpur des Vergnügens an der Welt zu färben. Mit diesem Maßstab gemessen, als einer der seltenen Menschen betrachtet, die, mit bewußtem und unbewußtem Verzicht auf alle Nichtigkeiten, nach denen Millionen hasten und meist bis zum letzten Atemzug vergeblich lechzen, sich dennoch die Lust an des Lebens echter Herrlichkeit nie verkümmern ließen, hat der Dichter Wilhelm Raabe nicht bloß in gutem Augenblick einen Gipfel der Weisheit erklommen, sondern er ist ein halbes Jahrhundert lang auf und über allen Gipfeln gewandelt, die man so benennen mag. Auch gewann es angesichts des heutigen Festtags gar sehr den Anschein, als ob der Denker, der Philosoph, der liebevolle, scharfsichtige Beobachter alles Menschenwesens, zumal alles deutschen Wesens, der Kulturhistoriker des Halbjahrhunderts zwischen 1820 und 1870, vor dem Dichter und kräftiger als der Dichter gepriesen werden sollte. Der unauslöschliche Durst der Gegenwart über alles Gewachsene, Natürliche, Lebendige hinaus, phantastische Zukunftsbilder nicht etwa zu erträumen, sondern mit Prophetensicherheit zu offenbaren, verführt selbst kluge Leute dazu, das gewisse Gut mit Geringschätzung, das erhoffte aus der Lotterie einer neuen Welt mit schwindlerischer Uebertreibung in Rechnung zu stellen. Als ob es nicht genug wäre, an einem Dichter, dessen große und reiche Weltanschauung des Lebens Abgründe so gut erkannt hat, wie seine lichten Höhen, dessen schaffende Phantasie ihn weit über seine unmittelbaren Umgebungen hinwegträgt, dessen Liebe zum deutschen Volke ihn gleichwohl fest im Heimatboden wurzeln, ja seine Wurzelfasern in der Tiefe fortspinnen läßt, soweit ein Stück deutschen Bodens reicht — als ob irgendwer das ganze Verdienst solcher Natur und solcher Lebensarbeit schon ergründet hätte, möchte man mit überflüssiger

*) Festrede zur Feier von Wilhelm Raabe's siebzigstem Geburtstage.

Vorsorge den gedanken- und sinnvollen Erzähler zu einem geistigen Etwas stempeln, das Bestand und Geltung haben kann, wenn eine künftige deutsche Welt keiner Dichter mehr bedürfen und keinen mehr ehren wird. Wahrlich unter den Gestalten letzter Hand, die auf Raabes humoristische Meisterdarstellung noch harren, sollte der kritische Fernschauer nicht fehlen, der die schattenden Bäume umhackt und keine Lauben mehr um sich duldet, weil ja doch unfehlbar, man weiß nur nicht genau wann, dermaleinst die Eiszeit hereinbrechen wird. So sehr hat dies Geschlecht sich dem Resoluten, einfach Schönen entwöhnt, daß ihm der Gedanke, die Dinge beherzt und einfach zu erfassen und schön auf sich wirken zu lassen, viel ferner liegt, als die seltsamste Grübelei.

Heute und an dieser Stelle jedoch sind wir hoffentlich dieser Gefahr entrückt. Da die Feier des siebzigsten Geburtstages Wilhelm Raabes aus wärmerer Anteilnahme der Herzen und stärkerer Kraft der Wahrheit strömt, als die zur bloßen Gewohnheit gewordene festliche Hervorhebung des biblischen Lebensalters eines Mannes und unendlich mehr bedeutet, als eine Anweisung auf das „Konversations-Lexikon", so kann ihr tieferer Sinn doch eben nur sein, die ganze Erscheinung des Gefeierten in all' ihrer Ursprünglichkeit und Eigenart freudig zu erkennen, dankbar zu ehren, nicht aber ein Element seines Wesens ausschließlich hervorzukehren, eine Seite seines Verdienstes als die allein wertvolle zu preisen und im besten Falle die ganze Gestalt in das Licht einer Augenblicksstimmung, eines modischen Zeitbedürfnisses zu rücken. Nein, mit dem Dichter selbst sagen wir: „Des Menschen Dasein auf Erden baut sich immer von neuem auf, doch nicht von dem äußersten Umkreis her, sondern stets aus der Mitte. In unserem deutschen Volke weiß man das im Grunde gar nicht anders." Und wir jauchzen mit ihm: „Es ist doch der höchste Genuß auf Erden, deutsch zu verstehen. — — Es ist in der That sehr tröstlich deutsch zu verstehen, zumal wenn man unter dem Pfingstgeläut das große Buch von Wahrheit und Dichtung, das große deutsche Buch menschlicher Erfahrung und Weisheit in Herz und Hirn trägt!"

Suchen wir nach einer Formel für die Summe aller Phantasie und Lebensfülle, aller Gestaltungskraft aus der Mitte, das heißt aus dem Herzen heraus, für all' den Einklang mit dem innersten und besten Wesen unseres Volkes, die wir bei Raabe finden, so lautet sie doch wohl: die unvergänglichste Liebe zum Wirklichen und der hellste untrüglichste Blick für die ewigen Gestirne des Menschenlebens, die dem Wirklichen erst Wert und Weihe geben, sind diesem Dichter zu eigen. Im Licht jener Gestirne findet er den Mut, die ganze Weltweite und Weltbreite mit den tausenden ihrer Erscheinungen, mit ihren Abgründen und Widersprüchen fest ins Auge zu fassen, ein Erzähler, der vor der verwirrenden Mannigfaltigkeit großen und kleinen Lebens nicht erschrickt, ein Menschendarsteller, der hunderte von lebendigen, charakteristischen, ureigentümlichen Gestalten von den sonnigsten Höhen, wie aus den dunkelsten Tiefen des Daseins erfaßt,

ergründet und vor unsere staunenden Augen gestellt hat, ein Humorist, dem es bewußt blieb, daß gerade die, „die mit heiterem Lächeln den uralten bitteren Kampf führen, in der rechten Stunde ernst genug sein können und vor allen anderen Erdenbürgern am wenigsten wagen, des Lebens räthselhafte Tiefen, durch leichtsinnigen Scherz zu überbrücken", ein Herzenskünder und Lebensdeuter, der sein tiefsinniges Wort „Schuld haben sie beide nicht, weder der Mensch, noch das Schicksal, sie passen nur immer ganz genau auf einander" in unerschöpflicher Erfindungskraft und Fabulierlust wie oft und wie überzeugend verkörpert hat. Es ist das mindeste, das er, der Dichter an solchem Ehrentage wie heute — und soll der Tag einen wahrhaften Sinn haben, in aller Zukunft — von seinen Verehrern fordern darf, daß sie sich der Ganzheit seines Wesens bewußt sind, bevor sie den Fragen über etwaige ästhetische Schranken seiner Künstlernatur und über etwaige Mängel seines Stils nachgehen.

Wenn es aber die unerläßliche Vorbedingung zur freudigen und bleibenden Würdigung des Dichters ist, den Umfang, den Reichtum seines Lebensgefühls und seines Schaffens zu überschauen und weder blos das eine und das andere dem Einzelnen besonders nahetretende Bild, noch eine Folge glücklicher Einfälle und Aussprüche aus seinen Büchern in der Erinnerung zu tragen, so sind das Gefühl für die Ursprünglichkeit seines Talents und die Ueberzeugung von der bleibenden, in alle Zukunft hinausreichenden Wirkungskraft seiner Gebilde und Gestalten nicht minder unentbehrliche Voraussetzungen eines tiefer reichenden Verständnisses. Wilhelm Raabe ist kein Modeschriftsteller, ist nie einer gewesen, wird nie einer werden. So ist er auch nie ein Nachahmer, ein geistiger Wiederkäuer der gerade auf die Raufe geschütteten, in allgemeiner Geltung stehenden Vorstellungsreihen und Wortreihen gewesen, hat, mit eigenen klaren so scharfen, als liebevollen Augen Welt und Leben in sich aufnehmend, nie der Gläser aus anderer Werkstatt bedurft, hat die überströmende Fülle, die ihm zu eigen ist, mit eigner Hand aus den Tiefen geschöpft und ein volles Recht darauf im Ganzen nur mit sich selbst verglichen und aus dem Kern seines persönlichen Wesens heraus gedeutet zu werden. Wohl müßte blind sein, wer die Fäden nicht sehen wollte, die Raabes Weltanschauung und Darstellung hier mit Jean Pauls lebendigem Gefühl für die Armen, die Mühsalbeladenen, die Stiefkinder des Glücks, die den großen Schicksalsschiffbrüchen mit knapper Not entronnen sind, dort mit Charles Dickens humoristischer, fast schwelgender Freude an seltsamen Gesichtern, an wunderlichen Käuzen, an krausen und bunten Lebenseindrücken verbinden. Auch die Freude im kleinen Geäder einzelner Raabescher Gestalten da und dort einen absonderlich gefärbten fremden Blutstropfen zu unterscheiden, wollen wir keinem verkümmern. Nur bedeutet solche Erkenntnis der Zusammenhänge des Schriftstellers mit anderen germanischen Humoristen, bedeutet das noch so feine Erlauschen der Melodie anderer in Raabes Kompositionen, sehr wenig gegenüber seiner

eigensten Weise, deren bald stärkere, bald leisere Klänge immer vom Leben selbst, von fremder Dichtung aber nur insoweit geweckt wurden, als diese Dichtung Leben war und aus vollem Leben strömte.

Die dritte Vorbedingung für ein ganzes Verständnis und eine reine Würdigung des Dichters Wilhelm Raabe: die Ueberzeugung von der fortdauernden Wirkungskraft seiner Gebilde und Gestalten, ist die bedeutsamste, gewichtigste, sie schließt den stärksten Ruhmesanspruch des Dichters und, mitten in der Gegenwart, ein sichres Vorgefühl für die Zukunft nicht nur unserer litterarischen Entwicklung, sondern des deutschen Volkes selbst ein, sie stellt die Frage an uns, ob wir an ewige Gewalten des Lebens, an unwandelbare Elemente der Menschennatur wie der Volksseele glauben. Sie bildet die Grenzscheide zwischen allen, die vom lebendigen Quell Raabescher Poesie wirklich getrunken, und zwischen den Tausenden, die von ihm nur genippt oder ihn gar nur prüfend betrachtet haben. Nicht leicht wird jemand dem Dichter seinen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte streitig machen. Als ein Glied in ihrer Entwicklung lassen auch Gegner die Erfindungen Raabes gelten und ihren kulturhistorischen Reichtum preisen just die, die in dem Humoristen ausschließlich den Schilderer alter Nester, den glücklichen Bildnißmaler deutscher Menschen aus den Zeiten des seligen Bundestages, den Lobredner einer Vergangenheit sehen, die zwar erst ein paar Jahrzehnte hinter uns liegt, von der wir aber nach der Versicherung gar vieler Weltweisen und Zukunftsdeuter durch tiefere Abgründe getrennt sind, als von der Diadochen- und selbst von der Pharaonenzeit. Die Motive zu Raabes Hauptwerken, die Zustände, Bildungen und Schicksale einer langen Reihe seiner vorzüglichsten Gestalten wurzeln allerdings in den Jahrzehnten unserer Großväter und Väter, die Ideale und Irrthümer, die Träume und Stimmungen, wie die vielfach seltsamen Lebensläufe der in den zwanziger bis vierziger Jahren Geborenen haben in dem Humoristen einen getreuen Beobachter und Zeichner erhalten, der selbst, wo er karrikiert, noch mit Liebe jeden menschlich gewinnenden, jeden versöhnenden Zug auffaßt und hervorkehrt. Kein Wunder, daß Raabe vielen, die das Bleibende im Vergänglichen nicht zu fassen vermögen, die an Aeußerlichkeiten haften, durchaus als der Darsteller einer vergangenen und überwundenen Kultur erscheint. Wem die ewige Odyssee nichts ist, als ein Lügenmärchen von griechischen Schifferabenteuern, Goethes Werther nichts als der Abglanz einer Periode überschwänglicher Gefühlsseligkeit und krankhafter Sehnsucht nach dem idyllisch Beschränkten, der ist für das Beste in Raabes Gebilden von vornherein unempfänglich. Wer vollends träumt, es könnten jemals ein Weltalter und eine Kultur aufgehen, in denen das Schicksal der Einzelnen keine Bedeutung mehr hätte, irgend welche politisch-soziale Verbesserungen und Zustände ein völliges Gleichmaß der Charaktereigenschaften, der Bildungen, des Lebensgefühls und Lebensglückes sicher verbürgten oder wer umgekehrt einen Tag hofft, an dem

Kunst und Dichtung es nur mit den einsamen Bevorzugten zu thun haben würden, die als Götter über den Häuptern einer versklavten, tierisch stumpfen Masse dahinwandeln, dem muß Raabes Maßstab für das deutsche Leben, sein herzenswarmer Anteil an den Schicksalen der Kleinen, Unscheinbaren, der äußerlich Gescheiterten, innerlich Siegreichen schon heute als vollkommen antiquirt gelten. Für Leser und Beurteiler dieses Schlages ist ja ausgemacht, daß Charakteranlagen, Menschenherzen und Menschensinne, Wallungen des Blutes und tiefste Bedürfnisse der Seele genau so veralten, wie Trachten und Frisuren, wie der Biedermeierkragen, der Mendelssohnmantel und die Schmachtlocken verflossener Tage und höchstens in einem thörichten Fasching wieder auftauchen können. Nach ihnen geht uns die gewaltige Mannigfaltigkeit von Shakespeares Menschengestalten schon heute nicht mehr an, als uns die sinnvolle und innerliche Mannigfaltigkeit von Raabes Welt über ein Kleines angehen wird.

Zu gutem Glück — zum Glück auch für den Dichter, vor allem aber doch für uns! — verhält es sich gerade umgekehrt. Wer je schaffend in das Innerste eines Herzens, den Kern eines Lebens hinabgedrungen ist, wer die Wahrheit erfahren und schöpferisch gestaltet hat: „Die Jungen haben eine Sonne und die Alten haben eine und es bleibt doch ein und dieselbe. Die Reichen haben ein Leben und die Armen haben ein Leben und es ist doch ein und dasselbe," dessen beste Lebensarbeit kann überhaupt nicht veralten. Eben darum darf der Dichter ohne akademisch ängstliches Tasten nach einem allgültigen Durchschnitt der Lebenswahrheit und einer allwirkenden Allgemeinheit des Ausdrucks, ins Reale mit all seiner Beschränktheit verliebt sein, sich ganz an die Erscheinung, die ihn reizt und fesselt, hingeben. Er ist, wenn er sie warm und voll erfaßt, sicher genug, daß sie neben dem vergänglichen das dauernde probehaltige Element in sich schließt. Eben darum dankt es die Welt von heute Wilhelm Raabe, daß er mit liebevoller Hingebung die deutschen Zustände des Halbjahrhunderts, das der Gründung des neuen Reichs voranging, durchlebt und bleibend verkörpert hat. Eben darum weiß sie, daß alles, was an trotziger Lebenskraft, an tiefem Gemüt, an leuchtender und unscheinbarer Opferfähigkeit, an demütiger Erkenntnis, Wert und Glück jeden Lebens liege in der Liebe, die der Einzelne zu fühlen, zu finden, zu erwecken vermag, die Gestalten der Großväterzeit und die Mauern von Raabes alten Nestern erfüllt, lebendige Kraft genug hat, um auch die Kommenden in künftiger Zeit zu ergreifen. Denn was auch die geschichtliche Entwicklung unseres Volkes oder der Welt bringen mag, hier sind die Grenzen der Menschheit und des Menschenschicksals gegeben: die werktätige, verjüngende, erlösende Liebe, die der Einzelne dem Einzelnen giebt und von ihm hofft, können in keiner Form und Gestalt des Lebens entbehrt werden oder ihre tiefe und reine, Nachgefühl und Sehnsucht erweckende Wirkung auf warme Herzen und offene Sinne verlieren. Raabe hat ja unendlich mehr Welt- und Menschenschicksal geschaut und gespiegelt,

als der Rahmen der denkwürdigen Uebergangszeit von der Schlacht bei Waterloo bis zur Schlacht bei Königgrätz zu fassen vermochte. Doch hätte er wirklich nur dies Stück Leben erfaßt und so dargestellt, wie er es in den „Leuten vom Walde" und im „Hungerpastor", in der „Heimkehr vom Mondgebirge", im „Horacker" und im „Horn von Wanza" gethan, es würde ausreichen, ihn unter die Dichter zu reihen, deren starkes, unmittelbares Lebensgefühl die Dauer seiner Wirkung verbürgt. Ja, wenn der Dichter selbst uns in einem Satz des Phantasiestücks „Pfisters Mühle" die Verflechtung seines Schaffens mit den Eindrücken der vierziger, fünfziger, sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts mit den Worten enthüllt: „wenn sie geahnt hätten, die Leute vor hundert Jahren, wo ihre Nachkommen das „alte romantische Land" zu suchen haben würden. Wahrlich nicht mehr in Bagdad. Nicht mehr am Hofe des Sultans von Babylon. Wer dort nicht selber gewesen ist, der kennt das doch wohl zu genau aus Photographien, Holzschnitten, Konsularberichten, aus den Telegrammen der „Kölnischen Zeitung", um es dort noch zu suchen. „Der Vorwelt Wunder", zehn Schritt weit von unserer Thür liegen sie, zehn, zwanzig, dreißig Jahre ab — als die Eisenbahn noch keine Haltestelle am nächsten Dorfe hatte, als der Eichenkamp auf dem Grafenblecke noch nicht der Separation wegen niedergelegt war, als man die Gänseweide noch nicht unter die Bauernschaft verteilt und zu schlechtem Roggenacker gemacht hatte, als die Weiden den Bach entlang noch standen" so müssen wir ihn gegen seine eigene Begrenzung in Schutz nehmen. Dichter wie er wissen das alte romantische Land und der Vorwelt Wunder auch dann noch zu finden, wenn der Wald und die Heide von den Eisenschienen durchquert sind, wenn der schrille Laut des Automobils die Luft widerwärtig durchschneidet. Mit einem Worte, wir fühlen innerhalb der Schranken der von Raabe's Phantasie bevorzugten Welt das Ewige und den zeitlich bestimmten Gestalten des Dichters gegenüber den menschlich poetischen Gehalt, der so wenig veralten, als vergehen kann, der immer neu auflebt, selbst wenn er unter der Ungunst einer Zeit oder den Launen einer Mode vorübergehend vergessen werden sollte.

Daß Wilhelm Raabe's erzählende Werke im Augenblicke der letztern Gefahr weit entrückt sind, vielmehr im Lichte ihrer Gesamtwirkung ihr zweites Leben beginnen, dessen wesentlichster Erfolg die Ueberraschung ist, hier liege ein unerschöpflicher Schatz, von dessen Vorhandensein Unzählige seither nichts geahnt haben und den sie nun mit dankbarer Beglückung hinnehmen, soll hierbei nicht besonders in Betracht kommen. Die höhere Gewißheit, daß diese Werke, in welchem Umfang immer, den dauernd lebendigen Schöpfungen deutscher Dichtung, den unvergänglichen Besitzthümern der deutschen Litteratur angereiht sind, erfüllt uns und hebt die Feier dieses Dichtergeburtstages über alles Gemachte und Künstliche, über jede Aeußerlichkeit und tagesübliche Festlust, wie über alle bloße Dankbarkeit und Pietät erquicklich hinaus.

Alles Schönste, wie alles Bleibende Wilhelm Raabe's erwächst aus dem tiefen Innenleben des Dichters, aus seiner unverwüstlichen Freude an der selbstlosen Herzenskraft, der Opferwilligkeit der höheren menschlichen Natur, die neben dem Irrsal der Ichsucht, neben der Härte, dem Weh, dem Leid des menschlichen Lebens in der Welt vorhanden sind, überall vorhanden sind, aber in unserem deutschen Wesen ein besonderes Gepräge tragen, das kaum ein zweiter so bestimmt, so klar, so unablässig ausgeprägt hat, als eben er. Lange, lange bevor modische Tendenzdichter daraus Kapital schlugen, hat Wilhelm Raabe gewußt und entschlossen dargestellt, daß die höhere Menschennatur in jeder äußeren Lage, im Elend eines dörflichen Armenhauses, in der Verkümmerung einer äußerlich gescheiterten Existenz ebensowohl erwachsen und sich bethätigen kann, als im Glück und Gedeihen und der vollen Thatkraft bevorzugter Menschen. So reich, so mannigfaltig ist die Wiedergabe des Besten alles Lebens bei unserem Erzähler, daß — auch wenn wir uns auf deutschen Boden beschränken — es unmöglich erscheint ihre vortrefflichen Einzelheiten hier nur aufzuzählen. Sein Dichterrecht auf den gesamten deutschen Boden in Vergangenheit und Gegenwart hat Wilhelm Raabe ebenso siegreich gegen einen allzuweit in die Ferne schweifenden Kosmopolitismus, wie gegen die Verengung einer ganz provinziellen naturalistischen Kunst vertheidigt. Die deutschen Stammeseigentümlichkeiten waren und sind ihm alle zugänglich, sprechen insgesamt zu seiner Phantasie und seinem Gemüt. Er zeichnet Frau Fortunata Madlenerin, die brave Wirtin zur Traube in Alberschwend im Bregenzer Wald, nicht weniger gut und lebensvoll als den Müller Christian Bodenhagen an der Innerste im Hannöverschen. Wohl ist unser Dichter nach Blut, Seelenleben, Bildungsrichtung und Einfluß der Ueberlieferung ein Norddeutscher, aber die Fähigkeit, das besondere Wesen der südlicher wohnenden Volksgenossen zu erfassen und zu verstehen, hat er längst vor seinem mehrjährigen Leben unter den Schwaben besessen. Eine lange Reihe seiner größeren Romane, wie seiner kleineren Erzählungen spielt auf dem Boden zwischen Elbe und Weser, nord- und südwärts vom Harz — hier ist der Dichter vorzugsweise daheim, aber er beschränkt sich so wenig auf dies Gebiet, als sein inneres Erleben sich im Bann der ersten beiden Drittel des neunzehnten Jahrhunderts halten läßt.

Wilhelm Raabe steht überall, in seinen größten, wie in seinen kleinsten Gebilden, ja selbst im scheinbar phantastischen Capriccio der Natur nahe, er erlauscht zu Zeiten ihren geheimsten Herzschlag und die Schauer, die von ihr aus in die Menschenseele übergehen und Schicksal werden. Dabei kennt er den künstlichen Gegensatz nicht, in den volksthümliche Erzähler und gewisse Aesthetiker die frische Unmittelbarkeit des Lebens zu jeder Erhebung über kleinbürgerliche oder bäuerliche Lebenskreise setzen. Keiner weiß besser wie er, daß „alle hohen Männer, welche uns durch die Zeiten voranschreiten, aus Nippenburg kommen und sich ihres Herkommens nicht schämen, daß im Lande zwischen Vogesen und Weichsel

ein ewiger Werkeltag herrscht, daß es immerfort wie frischgepflügter Acker dampft und jeder Blitz, der aus dem fruchtbaren Schwaden aufwärts fährt einen Erdgeruch an sich trägt," aber auf den Pflüger und den Handwerker schränkt er seine Menschen nicht ein. Ein eifervoller Pfarrer, ein emeritierter Schulmonarch, ein Universitätsprofessor oder Magister kann ihm eben so rund und natürlich zum Helden werden, wie ein Bauer, Müller oder Jäger, ein Offizier so gut wie ein Gefreiter oder Gemeiner. Bei entschiedener Neigung zum Idyll ist ihm der Zug zur Größe so wenig fremd, wie der neuerdings mit Acht und Aberacht belegte Zug zur Bildung. Die Breite und Mannigfaltigkeit der Welt überwältigt ihn nie, aber sie schreckt ihn auch nicht ab, sie gehört gelegentlich eben auch zur Welt, wie er sie erfaßt. Raabe tritt jeder Lebenserscheinung und Lebensanschauung, sofern sie nicht der eitlen Selbstbespiegelung, dem Erhabenheitsdünkel und der brutalen Ichsucht entstammt, die er ohne Pathos immer satirisch überwindet, mit dem gleichen warmen Antheil und lebendigen Verständnis gegenüber. Es ist einfach nicht wahr, daß sich sein Blick und seine Herzensvorliebe auf eine schöne Philisterei beschränke. Doch er fühlt und weiß, daß gar vieles Philisterei heißt, was keine ist, er unterscheidet scharf zwischen der Fügung in das Alltägliche und zwischen dem Einklang mit dem Niedrigen. Das gewaltige Wort: „das ist das Schrecknis in der Welt, schlimmer als der Tod, daß die Canaille Herr ist und Herr bleibt" ist bei ihm keine blitzartig vorübergehende Sentenz. Doch er fühlt auch, daß die Dichtung gar keine größere Gefahr laufen kann, als die, ihre Blicke ausschließlich nach den Sonnenhöhen zu richten. Wer daran zweifelt, daß Wilhelm Raabe des höchsten Pathos der tiefsten Lebensmächte fähig sei, kann die Erschütterung nicht empfunden haben, die uns überkommt, wenn sich in „Des Reiches Krone" die schöne Mechthild in die Arme des unheilbar kranken verlorenen Geliebten stürzt und sich mit ihm in die grauenhafte Weltabgeschiedenheit der Sondersiechen, der Aussätzigen, verbannt, „die Erde ist für uns Beide untergegangen, aber wir beide, du und ich, sind doch gerettet," er erfaßt die Tragik wie den Trost nicht, die den Kandidaten Hans Unwirsch aus dem „Hungerpastor" am Sterbebett seiner Mutter erfüllen. Es ist ebenso falsch, zu meinen, daß die Vorliebe des Dichters ihn allzufest im Kreise der verkümmerten Existenzen, der ausgeglühten Lebenskünstler halte. Im Gegenteil, sonniger, überquellender, herzgewinnender haben wenige unter den Neueren Lebenshoffnung, Thatlust und Frohgefühl der ungebrochenen Jugend dargestellt, als Wilhelm Raabe. Nie ist seine Teilnahme voller, wärmer, von seligerem Schimmer umhaucht, als wenn, wider Weltlauf und Gewohnheit, die jubelnde Fahrt ins Weite einmal rasch zu glücklichem Ziel gelangt. Aber damit kann es nicht abgethan sein, und die Summe der Enttäuschung und der unentbehrlichen Resignation ist eben viel größer als sich die Neigung für das Heroische träumen läßt. Es ist weder so willkürlich, wie es Einigen scheint, noch so subjectiv hartnäckig, daß die Zahl der in sich gefaßten, der still-

gewordenen Menschen in Raabe's Dichtungen so groß ist: die Dichtung muß eben gar Vielen in der Wirklichkeit Lebenden die Augen für die Wirklichkeit erst öffnen.

Das Ineinanderspiel von Lebensdrang und Verzicht, von Scherz und Schmerz in Raabe's Weltschilderung ist so lebendig und tausendfältig, als das Spiel der Lichter über unseres Dichters Schöpfungen. Wechselnd fließen diese Lichter aus dem Humor wie aus der tragischen Kraft des Erzählers und erhellen die Wald- und Stadtwinkel, die die Schauplätze seiner Erfindungen sind. Hier findet sich die schier unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Haide und Holz, von Feld und Wiesen, von einsamen Gütern, stillen Mühlen an kleinen Flüssen, von alten Patrizier- und Bürgerhäusern in kleinen deutschen Städten, von stillen Höfen, von Erkern und Giebelzimmern mit altem Gerät. Die tiefe Wahrhaftigkeit des Dichters schließt alles Kulissenhafte und Lebloſe auch in der Scenerie seiner Erfindungen aus und bewährt das feinste Gefühl für die geheimen und unerklärlichen Einflüsse einer stimmungsvollen Außenumgebung auf die tiefere Phantasie und die Gemütskräfte.

Dabei vergißt Raabe keinen Augenblick, daß seine Weltanschauung, wie alles, was er tiefer erfaßt und bleibend gestaltet hat, niemals zur großen Natur, zur Welt der Wirklichkeit, aber sehr oft zu dem, wie sich die Neigung des Tages die Welt zu malen liebt, im Gegensatz steht. Er schwimmt nicht gegen den Strom, aber er ringt gegen künstlich erzeugte Wirbel und Strudel, die den natürlichen Lauf zu hemmen scheinen, er setzt alle Kraft gegen die Verschlämmungen schlimmer Stellen ein, immer in der vollen Gewißheit, daß jenseits ihrer der natürliche urewige Stromlauf des gesunden, sich erneuernden Lebens ihn und seinesgleichen alsbald wieder tragen wird.

Die heitere, überlegene Ironie, mit der in der Prachterzählung „Horacker" der vortreffliche, gescheidte Konrektor Eckerbusch dem dünkelvollen, geistreichelnden Streber Oberlehrer Neubauer gegenübertritt, scheint mir symbolisch für das ganze Verhältnis des Dichters zur Unnatur und verlogenen Aufgeblasenheit der schlechten „Moderne". Er läßt sich lächelnd einen „alten Herrn" schelten und fühlt sich dabei mit Recht jünger als die Jungen, deren Gebahren alle Züge der Greisenhaftigkeit trägt. In diesem Roman, wie in einer Reihe anderer Meistererzählungen ist gleichsam alles dreimal erlebt: in dem scharfen Blick für die Wirklichkeit mit ihren tausend Wunderlichkeiten, in der verklärenden Erinnerung, in der schöpferischen Stimmung, die dem humoristischen Dichter offenbart, wozu die krausen Wirrsale und Widersprüche des Daseins gut sind. Und wenn nach einem guten Raabe'schen Wort „auf dieser lärmvollen Erde den Menschen am Ende doch nichts so sehr imponirt, als einer von ihnen, der gar keinen Spektakel zu verursachen wünscht und doch seinen Willen effektvoll durchsetzt" so gilt dies nicht bloß vom Konrektor Eckerbusch gegenüber den Gansewinkler Bauern, sondern auch von hundert anderen Gestalten des Dichters gegenüber ihren Umgebungen und zuerst

und zuletzt vom Dichter selbst gegenüber der lärmvollen Reklamelitteratur seiner Tage.

Doch wahrlich nicht an diese Litteratur wollen wir heute und hier denken. Vielmehr festhalten wollen wir alle Erinnerungs- und Vorstellungskraft im weiten, reich ausgefüllten Darstellungskreise, den Raabe's Meisterhand gezogen hat. Der Unmöglichkeit gegenüber im knappen Raum der Stunde auch nur die eindringlichsten Bilder, die besten Gestalten heraufzubeschwören, die dem Griffel eines humoristischen Erzählers von so vollem und überwältigenden Lebensernst entstammen, möchte man wohl auf ein rasch zu durchblätterndes Bilderbuch hinweisen können, in dem von der „Chronik der Sperlingsgasse" bis zu „Hastenbeck" die lange Folge unvergeßlicher Situationen und charakteristischer Gestalten rasch wechselnd vor unseren Blick träte. Da würden wir alles haben und schauen: die phantasievollen Arabesken, zwischen denen schon lebendige Gesichter hervorblicken aus der „Chronik" und der Sammlung „Halb Mär, halb Mehr"; den jungen Grafen Philipp von Spiegelberg und die dämonische Fausta la Maga sowie den wackern Reiter Claus Eckenbrecher mit seinem Pfarrerstöchterlein Monika Fichtner aus dem „Heiligen Born"; die trotzigen Glaubensstreiter aus „Unseres Herrgotts Kanzlei"; die wunderliche Sippschaft in der Musikantengasse 12 aus den „Leuten aus dem Walde"; den Knaben Hans Unwirsch samt seinem Oheim Grünebaum und seiner Base Schlotterbeck, den Trödelladen des Samuel Freudenstein, das Haus des Geheimrats Götz, die Gesellschaft der Neuntöter, den grimmen Oberst Bullau, das Herrenhaus und die Hungerpfarre von Grunzenow an der Ostsee aus dem „Hungerpastor"; die Verzweiflung, in der Leonhard Hagebucher als Sklave zu Abu Telfan im Tumurkielande die Arme in den Sand und den Kopf zwischen die Arme bohrt und jene andere tiefere, die ihn überkommt, als er in Deutschland, in Bumsdorf und Nippenburg wiederum daheim ist und Bescheid weiß; die bittere und doch so menschliche Jane Warwolf im Armenhaus aus dem „Schüdderump." Den Hausgarten des Konrektors Eckerbusch, die Waldblöße, auf der der Schulmann mit dem Kollegen Windwebel Ferienvesper hält, den Pfarrgarten von Gansewinkel aus „Horacker" würden die prächtigen Gestalten des letzten gelehrten Mohikaners und seiner noch prächtigeren Proceleusmatika, des Pfarrherrn Christian Winkler und seiner Villa, des Gemeindevorstehers Neddermeyer und des Oberlehrers Dr. Neubauer beleben, des Räubers Horacker und seines Lottchen Achterhang nicht zu vergessen. Da träte uns das wunderreiche Haus Weiland am Schloßberg der Mittelstadt, das Häuschen am Unterthor und das zum Dorfwirtshaus herabgekommene Jagdhaus zum Riedhorn mit den Figuren des phantastischen cynischen Sammelnarren des Regierungsrats Wunnigel und des neunzigjährigen Rottmeisters Wenzel Brüggemann vor Augen; die Rittmeisterin Sophie Grünhage und der städtische Nachtwächter Martin Marten aus dem „Horn von Wanza"; der Vetter Just Everstein aus

den „Alten Nestern", der Lar und der Träumling mit allen zu ihnen gehörigen Gestalten, bis auf den entflohenen erblichen Scharfrichter und nachmaligen südamerikanischen Oberst in der Apotheke „Zum wilden Mann." Und doch, wenn alle genannten Schauplätze und alle genannten Menschengestalten im Bilde vor uns stünden, sie würden nur ein paar Dutzend von mehr als hundert Lebenshintergründen, kaum ein halbes Hundert von vielen hundert Menschenfiguren, die Raabe lebendig geschaut und lebendig geschaffen hat, bedeuten. Und weil auch eine ganze Folge von Bildern an den inneren Reichtum des Erzählers nur da und dort, gleichsam pfadzeigend, mahnen könnte, so mag wohl auch die flüchtige Andeutung durch das trockene Wort genügen, lebendiges Verlangen nach dem Ueberfluß Raabe'scher Phantasie, der Fülle Raabe'schem Humors, der nie versiegenden Wärme Raabe'schen Herzenslebens neu anzuregen. Zuerst und zuletzt wird ein Dichter im stillen Genuß seiner Schöpfungen, im lebendigen Anteil an allem gefeiert, was ihm Natur und Leben war und ist. Der Hauch des mitlebenden, nachschaffenden Anteils, der vor dieser Stunde wirksam war, der sie überdauern soll, giebt auch ihr die beste Weihe. Und wenn es den Sprecher, der Raabe's Geschichten und Gestalten, jetzt in schier endloser Reihe an sich vorüberziehen sieht, wohl lockte, noch vieles Einzelnen zu gedenken, so gebietet ihm gerade heute und in diesem Kreise die stille Frage: wozu? und der Augenzuruf: „wir kennen sie alle, wie lieben sie alle!" rechtzeitig Einhalt.

Die gesammelte Erinnerung an alles, was der Dichter uns fast durch ein halbes Jahrhundert und bis zu diesem Tage gegeben hat, der Eindruck, daß ein wundersamer Hauch unverwüstlicher Jugend die ältesten wie die spätesten Erfindungen Raabe's durchdringt, verführt leicht dazu, die große und eigentümliche innere Entwicklung zu übersehen, die in Wilhelm Raabe's Schaffen stattgefunden hat. Freilich ziemt es hier nicht die einzelnen Phasen dieser Entwicklung, die auf- und absteigenden Linien der Anschauungen und Eindrücke, der Gedanken über Welt, Zeit und Ewigkeit, die wechselnde Färbung der Stimmungen in Raabe's einzelnen Dichtungen, die Gemeinsamkeit und das Gegensätzliche in periodischen Gruppen prüfend und nachspürend zu sondern. Eine kritische Aufgabe, wie solche Untersuchung und Prüfung, würde nicht nur weit über die Spanne Zeit hinausführen, die uns hier gegönnt ist, sondern für den Augenblick das Gesamtbild des Dichters, das wir heute voll schauen sollen, entrücken. In unserem Bewußtsein aber muß es stehen, daß dieser Dichter nicht im Winkel geträumt, sondern voll, wenn auch anders als Tausende, mit seiner Zeit und seinem Volke gelebt hat, daß er die alten wie die neuesten Geschicke und Wandlungen deutschen Lebens mit warmer Treue, mit hohem Stolz, oft genug freilich auch mit dunkler herzpressender Sorge geteilt hat. Die innere Entwicklung, die hinter ihm liegt, stellt Wilhelm Raabe zu den Naturen, die, sich immer erneuernd, niemals stillstanden, obschon sie den Anschein des Stillstandes nicht scheuten. Eines unver-

lierbaren Kerns in seinem Wesen gewiß, hat sich der Dichter dem Zug seiner Phantasie und seines Humors in köstlicher Freiheit überlassen. Die Zeit wird kommen, da Raabe's gesammelte Werke die reifste Erkenntnis der Entwicklung zeitigen, das Verhältnis der einzelnen Dichtungen zu einander und mitten im freien Spiel des poetischen Laubwerks einen starken festen Zug des inneren starken Wachstums, einen Zug nach aufwärts, gewahren und würdigen lassen werden. Doch auch dann, wenn diese eingehendere, breitere Würdigung aller Verdienste und Eigenschaften des Humoristen und Erzählers, im vollen Gang, wenn sie in sich beschlossen sein wird, kann die Nachwelt Wilhelm Raabe kein höheres Lob spenden, als das, was heute aus vollem Herzen erklingt: daß er seinem deutschen Volke nicht nur ein großer Schriftsteller, ein reicher Poet, der Tausenden lieb und erquicklich für den ganzen Lauf ihres Lebens geworden und Hunderttausenden tausend gute Stunden geschenkt hat, sondern daß er auch allezeit ein getreuer Eckart, der vor Irrwegen und gleißenden Phantomen gewarnt hat, daß er einer der Schaffenden gewesen ist, die ihrem Volke nur Gutes gewirkt, ihm das Bewußtsein seiner innersten, höchsten Güter lebendig erhalten haben.

Aus der Meistererzählung „Alte Nester" leuchtet uns mit unvergänglichem Licht ein Wort entgegen, in dem Alles beschlossen ist, was Mitwelt und Nachwelt von ihm rühmen mag. „Eine Blume, die sich erschließt" heißt es da, „macht keinen Lärm dabei, auch das, was man von der Aloe in dieser Beziehung behauptet, halte ich für eine Fabel. Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das rechte Heldentum. Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird in dieser wechselnden, lärmvollen Welt voll falschen Heldentums, falschen Glückes und unechter Schönheit." Wer zweifelt, daß dieses Wortes tiefste Wahrheit vor allem auf den Mann angewendet werden muß, dem wir heute huldigen. In jener Stille, von der er spricht, haben sich seine lautere Natur, sein reiches Schaffen entfaltet und die Dauer, die er wahrem Heldentum, wahrem Glück und echter Schönheit verheißt, wird sein Teil sein!

Dichtergaben aus dem Raabe-Album.*)

Zum 70. Geburtstage des Meisters.

Uns alle doch, die Deinen Mondbergwegen
Gefolgt im Schauen, laß aus Herzensgrunde
Uns frohen Dank gleich bunten Kränzen legen
Um Deinen Herd zur Feierabendstunde.

Du nahmst mit tiefem, glänzendem Humor
Vom Haupt uns fort des Alltags Not und Trauer,
Du zeigtest uns der Sehnsucht Strahlenthor,
Den Weg zur Kraft, zur starken Lebensdauer.

Ein Volk, das Dichter Deines Stammes treibt,
Ragt durch die Zeit; es blüht, es reift, und bleibt.

Emil Schönaich-Carolath.

♡

Man wird Dir, Teurer, in diesen Tagen
Vielhundertstimmig singen und sagen,
Was alles Du uns warst und bist,
Als: Deutschlands größter Humorist,
Ein Herzenskündiger, tief und heiter,
Ein Weltverklärer und so weiter,
Bis Dirs nach Deiner schlichten Art
Schier allzuviel des Guten ward.
In diesem hochgestimmten Chor
Käm' ich fürwahr mir thöricht vor,
Versucht' ichs auch, zu Deinen Ehren
Dich vor Dir selber zu erklären,
Aesthetisch zu vivisecieren,
Dich und Dein Werk zu registrieren.
Laß lieber schlecht und recht mich sagen,
Daß ich im Herzen Dich lang getragen,
Eh noch um Dich verehrungsvoll
Ein Hymnus der Kritik erscholl.
Und so nach alter Melodie
Sing ich: Wie schön, daß wir Dich haben,
Dem so viel Geistes- und Seelengaben
Der Muse reiche Gunst verlieh,
Und der im Marktgewühl der Welt
Hinschritt mit unbeirrtem Fuß
Nur lauschend seinem Genius,
Von ernstem Mut die Brust geschwellt!
Nimm denn zu all der lauten Ehrung
Auch diese stille Liebeserklärung.

München. Paul Heyse.

♡

Schloß Ober-Cunewalde, August 1901.

Der Virtuos mag den Beifall der Menge finden, Liebe wird nur durch Liebe gewonnen. Es ist tiefe tröstliche Gerechtigkeit darin, daß, wer treu geliebt hat, wie Du, endlich von seinem Volke den Dank empfängt, um den er nie geworben hat. Wilhelm von Polenz.

♡

Die beste Kunst beim Sagen und Singen:
Zwei Menschenherzen zusammen zu bringen.

Ernst Wichert.

*) Gesammelt von Julius Bohmeyer und Emil Sarnow.

Publikus steht und kraut sich das Haar:
Wieder ein Dichter wird 70 Jahr?
Ja wohl, mein Lieber, und was für einer!
Ein großer Dichter, ob just nicht Deiner:
Der baute nicht Villchen, noch Mietskasernen,
Wußt' auch von der Mode nichts zu lernen,
Macht' kein Verlegerschnippchen flott —
Hat solche Meinung wohl manchmal verspürt —
Heut wird sie Dir festlich präsentiert;
Und das thut wohl bei 70 Jahren:
Mag einer getrost von hinnen fahren!

Freienwalde a. O. Victor Blüthgen.

♡

„Alte Kirchen — dunkle Gläser',
Sagt ein Spruch mit trübem Klange.
Doch mit Farbengluten bricht
Durch ehrwürd'ger Scheiben Licht
Deines Wesens gold'ne Sonne.
Und es lauscht in sel'ger Wonne
Die Gemeinde Deinem Sange.

Charlottenburg, den 21. August 1901. Otto March.

♡

Drei große Dinge hast Du Deinem Volke gelehrt: den Glauben an das Gute, die Liebe zu den Menschen, die Treue zur Heimat.

Krieglach, im September 1901. Peter Rosegger.

♡

Daß wahre Schönheit nichts als schöne Wahrheit,
Du hast's gezeigt in herzerfreu'nder Klarheit.

Wildbad Gastein, zum 8. September 1901. Felix Dahn.

♡

Ein Priester, der dem Höchsten zugewandt,
Fernab vom Schwarm andächtelnder Gesichter,
Um Gunst und Ehre unbesorgt, in schlichter,
Einsamer Andacht schauend, schaffend stand. —

So wirst Du endlich, der Du warst, erkannt:
Sie preisen Dich den deutschesten der Dichter,
Sie bringen Deinem Alter ihre Lichter,
Und, wie Du sprichst, geht Amen! durch das Land.

Uns aber, da zum Fest wir uns bereiten,
Uns schlägt das Herz, daß wir gewürdigt waren,
Den Lebensweg zu gehen Dir zu Seiten.

Und wie mit Dir wir Leid und Lust erfahren,
Den eignen Sinn zu weihen und zu weiten
Im Aufblick zu dem Guten, Schönen, Wahren!

Wolfenbüttel. Wilhelm Brandes.

♡

Mit den dunklen Mächten ringen,
Die das Leben stumm begleiten,
Tief im Herzen sie bezwingen,
Tapfer vor und höher schreiten;
Trüber Tage graue Weiten
Mit des Lächelns Licht durchdringen,
Lachend sich in lichten Zeiten
Zu des Jubels Höhen schwingen —
Wem dies Wunder mag gelingen,
Wird sich selbst zum Frieden leiten,
Tausenden Erlösung bringen.

Wernigerode. Hans Hoffmann.

Aus meinem Erden-Sein könnte ich mir eine Fülle des Erschauten und Erfahrenen, könnte ich mir das Miterleben von tausend Kunst- und Staatsereignissen, die der Welt für unermeßlich wichtig gelten, könnte ich mir Persönlichkeiten der verschiedensten Art ausgemerzt und ausgeschlossen denken, ohne daß ich einen Wesensverlust verspüren würde. Jede Stunde aber, die ich mit Raabes Gestalten, mit seinem Geist in seinem Frieden zugebracht, ist mir ein Liebes- und Ewigkeitsbesitz; in jeder habe ich in echter und reiner Menschlichkeit gewonnen, in jeder das Wehen des Allgeistes beseligend verspürt, von jeder ist mir ein Nachempfinden geblieben, wie von etwas unendlich Feinem, Lichten und Köstlichen, von jener Weltweisenheit, die da höher ist, denn alle Vernunft ....

Charlottenburg. Heinrich Hart.

Herz, mein altes Herz, ich muß Dich lieben,
Immer findest Du Dein Lachen wieder,
Singst die lieben Kindheitsmorgenlieder
Mit dem alten, hellen, tapfren Ton,
Wie vor Jahren schon.
Und so preis ich Dich ob Deiner Tugend,
Deiner immer unverdross'nen Jugend.

Hamburg. Gustav Falke.

Sonntagskinder giebt's in unsern Landen,
Denen Mondlicht ist wie Sonnenklarheit,
Die des Märchens blaue Blume fanden
Und sie flechten in den Kranz der Wahrheit;
Denen ihres Volkes Seel' auf Wiesen,
Halden, alten Nestern ist begegnet.
Du, erkannt, geliebt als eins von diesen,
Sei von Gott und Deinem Volk gesegnet!

Adolf Wilbrandt.

Gassenlärm und Sternenfrieden,
Deutscher Meister, singst Du ein.
Ist mein Herz gedrückt, beklommen
Oft in Deine Welt gekommen,
Sieh, und stets wenn es geschieden,
War es ruhig, war es rein!

Berlin. Carl Busse.

Farbenglitzernde Paradiesvögel, buntgefiederter Papageien lustiges Lachen vernahm ich in der Südsee und Indiens Palmenkronen, hoch von australischen Gummibäumen rief mich des schopfigen Kakadu schallende Stimme, in Afrikas dunklem Busch lauschte ich dem leisen Gesange der „Jncwinowi", hörte die stille Lippe erklingen vom Schlage des „Sakabula". Ueber alles wohllautend aber ertönte mir in fernen Landen der heimatliche Klang Deines Liedes, — Du deutscher Raabe!

Schloß Friedersdorf. Joachim Graf v. Pfeil und Klein Ellguth.

In dem herumreisenden Sammelbuche eines Autographenjägers fand ich ungefähr Folgendes:

„Wir schreiben nicht nur für die Autographensammlungen und Leihbibliotheken, sondern auch für den Bücherschrank. Wilhelm Raabe."

Da noch ein Plätzchen daneben frei war, setzte ich dazu:

Freund Raabe hat wie immer recht.
Er kennt seine guten Deutschen nicht schlecht,
Die denken, sie sind Mäcene gewesen,
Wenn sie geborgte Bücher lesen!"

Doch noch ist es nicht zu spät, und so wünsche ich denn dem verehrten Meister für seine goldene Saat eine hundertfältige Ernte!

Gr. Lichterfelde. Heinrich Seidel.

Ob nun die „Kunst" von können abzuleiten,
So viel steht fest: aufs Können kommt es an.
Laß andere um Theorie'n sich streiten:
Du kannst es! So bist Du der rechte Mann.

Berlin. Friedrich Spielhagen.

Der junge deutsche Kaufmann in Ostasien.

Von

Karl Canera.

Zwölfmal habe ich den Osten, d. h. Nordostafrika und insbesondere Asien gesehen und dabei vielfach Gelegenheit gehabt, unsere dort lebenden Landsleute kennen zu lernen. Das Ergebnis meiner Beobachtungen ist ein durchaus günstiges gewesen. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir auf die in Asien lebenden Deutschen stolz zu sein alle Ursache haben; sie vertreten uns würdig, und in mancher Beziehung können wir uns an ihnen sogar ein Beispiel nehmen. Letzteres vor allem in politischer und religiöser Beziehung. Im großen Weltgetriebe schleifen sich Einseitigkeiten ab, man verliert die Empfindung für eine spießbürgerliche Schollenpolitik, für kleinlichen Partikularismus, für engherzige Standesvorurteile. Schon der Umstand, daß Jeder „draußen" auf seine eigene Kraft angewiesen ist, sich selbst durchkämpfen muß, will er gelten und nicht verkommen, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. „Draußen" gilt nicht der Name, nicht der Stand des Vaters, „draußen" kann kein fauler Müßiggänger, gedeckt durch Adel oder Vermögen, eine Rolle spielen, denn er findet keinen gleichgesinnten Umgang, es giebt dort keine vornehmen Bummler, Schlemmer, Spieler und Lüstlinge, jeder muß seinen Platz ausfüllen, seinen Mann stellen, sonst ist er nichts und genießt keine Achtung, sonst kann er sich nicht halten, muß fort, muß wieder heim. Es sind Männer des Verdienstes, der geistigen und körperlichen Arbeit, welche unter den schwierigen Verhältnissen des Welt-Wettbetriebes in fernen Landen ihre Stelle behaupten und mühevoll aber stetig vorwärts kommen. Solche Männer haben für kurzsichtige kleinliche Fraktions- und Kirchturm-Politik der Heimat kein Verständnis mehr. Sie haben stets das ganze große Vaterland, dessen Nutzen und Vorteil im Auge, sie denken einfach nur deutsch.

Wie habe ich mich gefreut, Ansichten solcher Art in deutschen Familienkreisen und in Klubs von Rangoon, Madras, Singapore, Hongkong, Schanghai, Kobe, Yokohama und an anderen Orten, in denen ich verkehrte, zu hören! Nie vernahm ich das bei uns so unvermeidliche Nörgeln und Kritisieren jeder, auch der nebensächlichsten Handlung unseres Kaisers und unserer Regierung. Ueberall klang es

durch, daß man gerade im Osten erkannt hat, wie viel wir dem zielbewußten, klaren Auftreten des Kaisers in allen weltpolitischen Fragen verdanken, wie er unser Ansehen vor allem auch durch seine Fürsorge für die Flotte ungemein gehoben hat, wie er damit dem deutschen Handel und unserer Industrie freie Bahn schaffte, um immer weitere Absatzgebiete sich zu eröffnen, kurz, wie er der Welt im Osten erst gezeigt hat, wie die andern Staaten mit der deutschen Weltmacht jetzt und in Zukunft zu rechnen haben.

Wo ich von unserm Kaiser reden hörte, oder wo ich absichtlich das Gespräch auf ihn lenkte, vernahm ich nur begeisterte und anerkennende Worte, ohne jeden nörgelnden Beisatz. Solche Zustimmung ist um so höher anzuschlagen, als jene Landsleute nicht durch Beruf und Stellung Anhänger der Krone und ihres Trägers, sondern meist Kaufleute, Industrielle, Ingenieure, Seeleute oder sonst vom Staate völlig unabhängige Männer sind.

In gleicher Weise hörte ich überall nur absprechende Urteile über das kleinliche Wesen unserer Reichstags-Fraktionsmänner, über den heimatlichen Partikularismus, über das Ausarten der heimischen Presse.

In Bezug auf religiöses Leben fand ich überall in den deutschen Kolonien des Ostens Ruhe und Frieden. Dort findet man keine konfessionellen Streitereien und Gehässigkeiten, keine konfessionellen Familienverhetzungen und Feindschaften. Auch von den Priestern werden die konfessionellen Unterschiede nicht stets von neuem betont und jede Toleranz verurteilt. „Draußen" ist man in Beziehung auf das konfessionelle Leben sehr tolerant und läßt jeden nach seiner Façon selig werden. Die Missionare kommen im Ganzen zu wenig in Betracht, da sie durch ihren Beruf dem gesellschaftlichen Umgang mit den Landsleuten fast ganz entzogen werden.

Da also weder landsmännisch-partikularistische, noch politische oder konfessionell störende Meinungsunterschiede dort größere Bedeutung haben, dafür aber die Vertretung des Deutschtums gegenüber den Angehörigen anderer Völker und Rassen hohe Geltung erlangt, so bilden sich unsere Landsleute im Osten allmählich zu immer besseren Deutschen heraus, und mit ihrem Zusammenhalt gewinnt auch unser engeres Vaterland dort stets höheres Ansehen. Das erfüllt mit hoher Freude, besonders wenn man mit diesen die Verhältnisse in Nordamerika vergleicht, wo der Deutsche vielfach Heimat, Sprache und Sitte verleugnet, um ein Vollblut-Yankee zu werden. Freilich darf man nicht vergessen, daß diese Renegaten vielfach auch solche Deutsche sind, welchen der heimatliche Boden zu heiß wurde, während der wackere Deutsche auch in Amerika seinen vaterländischen Anschauungen, Wesen und Bräuchen getreu bleibt. Daß dies — Gott sei Dank! — noch in reichem Maße der Fall ist, habe ich unter anderem bei dem großen deutschen Sängerfest in Brooklyn in den ersten Julitagen von 1900 zu erkennen reiche Gelegenheit gefunden.

Wie mich die Beobachtungen in Bezug auf die politische Auffassung unserer Landsleute im Osten mit wahrer Freude erfüllte, so machte es mich stolz sehen zu können, welche günstige materielle und gesellschaftliche Stellung sich der Deutsche, besonders der deutsche Kaufmann, in den letzten zehn Jahren dort erworben hat. Ich habe gefunden, daß gerade der deutsche Kaufmann es verstanden hat, sich in ganz Süd- und Ost-Asien eine erste Stellung zu erobern, daß er den bis dahin angesehensten Kaufmann, den Engländer, in Beziehung auf persönliche Leistung überall, aber auch in finanzieller Beziehung mehr und mehr aus dem Sattel gehoben hat, und dadurch die ostasiatische Welt lehrt, daß nicht nur Deutschlands Soldaten und Gelehrte, sondern auch Deutschlands Kaufleute die aller andern Völker, selbst die englischen, an Thatkraft vielfach überragen.

In der ersten Zeit imponierte es mir sehr, daß die größten und geachtetsten Firmen in Asien nicht, wie ich bisher geglaubt habe, englische, sondern eben deutsche sind. Schon auf Ceylon sagte mir jedermann, daß die mächtigsten und angesehensten Kaufleute die Deutschen Freudenberg und Hagenbeck seien. Die gleiche Beobachtung machte ich in Birma, Singapore, Hongkong, Schanghai, in Tonkin, Japan und auf Honolulu ꝛc.

In meiner Jugend galt es geradezu als eine Art von Axiom, daß auf den Meeren sowohl als Kriegsleute, wie auch als Kauffarteifahrer unstreitig die Engländer die bedeutendsten, die besten, die ersten seien. Damals hatte man aber auch noch Respekt vor der englischen Landarmee, weil man nur mit den Erfahrungen von Belle-Alliance und dem Krimkrieg rechnete, weil man damals noch nichts von der Unfähigkeit der englischen Armee wußte, die bei dem Kriege gegen die Buren und dem Verhalten englischer Söldner bei der Seymourschen Expedition in China u. s. w. sich gezeigt hat. Wie die englische Kriegsmarine sich in einem Kriege bewähren wird, muß abgewartet werden. Daß aber als Handelsseefahrer nicht mehr der Engländer, sondern der Deutsche im Osten das größte Ansehen genießt, obwohl die deutsche Handelsflotte der Zahl nach noch lange nicht die englische erreicht, erkennt jeder, der mit offenen Augen Ostasien wiederholt bereist hat. Keine englische Schiffahrtsgesellschaft, überhaupt keine auf der Erde, kann hier gegen den „Norddeutschen Lloyd" aufkommen, und als am 11. Mai 1900 die „Hamburg" der „Hamburg-Amerika-Linie" in Yokohama einlief, sah man an den bestürzten Gesichtern der Engländer, wie sie es berührte, daß nun noch eine zweite deutsche Gesellschaft mit solchen Riesendampfern in Asien auftritt. Deutsche Firmen haben in den letzten drei Jahren ganze englische Flotten aufgekauft, z. B. die voll ständige Scotch-Oriental-Line, die Holt-Line und andere. 27 Dampfer, welche noch vor drei Jahren englische Flagge, Kapitäne, Offiziere und Mannschaft führten, sind jetzt ganz deutsch, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen, und führen die schwarz-weiß-rote Flagge. Damit ist der Handel, den diese Linien vermittelten, von englischen in deutsche Hände übergegangen. Wir haben jetzt den ganzen

Handel und Lokalverkehr zwischen Honkong und Singapore, den nach Siam und großenteils den nach Sumatra in der Hand. Dadurch wurde nicht nur Zahl und Macht der Handelsflotten sehr verschoben, sondern auch dem englischen Ansehen ein unwiedereinbringbarer Schlag zugefügt.

Ein Hauptgrund für die Bevorzugung der Schiffe der deutschen Schiffahrts-Gesellschaften durch die Reisenden, auch englische Reisende, ist nicht nur in der Zuverlässigkeit der Schiffe, ihrer größeren Reinlichkeit und besseren Verpflegung, sondern vor allem in dem Vertrauen zu suchen, das sich die deutschen Kapitäne, Offiziere und Mannschaften durch Pflichttreue und Disziplin und durch ihr aufopferndes Verhalten bei den verschiedensten Schiffskatastrophen erworben haben.

Den Schiffen der großen deutschen Gesellschaften vertraut sich der Reisende ohne weiteres und mit Vorliebe an. So wurde uns die Thatsache erklärt, daß die deutschen Schiffe meist überfüllt, während die englischen oft halbleer von ostasiatischen Stationen abgehen.

Diese Beispiele und andere Beobachtungen riefen in mir die Ansicht hervor, daß wir zu weiteren Erfolgen am sichersten dann gelangen werden, wenn wir auch andere Unternehmungen von Anfang an mehr im Großen betrieben.

Nach meinen Informationen in verschiedenen deutschen Kaufmannskreisen scheint mir Asien nicht mehr der Boden zu sein, auf dem ein junger Mann wie früher ohne Mittel auf gut Glück versuchen kann, sich empor zu arbeiten, selbst wenn er sehr tüchtig ist. Ein unbemittelter junger Kaufmann möge lieber nach Amerika gehen, wenn er zu Hause sein Brod durchaus nicht finden kann. In Asien muß man mit einer sehr sicheren geldlichen Grundlage arbeiten, um durch diese Geldmacht, verbunden mit der zähen deutschen Arbeitskraft, die Konkurrenz zu besiegen.

Die Eingeborenen arbeiten im allgemeinen, besonders was die Chinesen betrifft, ebenso zuverlässig wie wir, und alle viel billiger. Darum kann ein junger Deutscher in China nicht allein durch seine tüchtige Arbeitsleistung, auch nicht in höheren kaufmännischen Stellen, z. B. als Kassierer, mit dem Chinesen wetteifern.

Ich habe im ganzen Osten keine Bank, kein größeres Geschäft gesehen, von der deutsch-asiatischen Bank angefangen, in der nicht Chinesen mit den wichtigsten Vertrauensstellungen betraut gewesen wären. Ebenso fand ich es in Indien, wo Hindu und Parsen jene Stellungen inne haben. Deutsche Bankbeamte gestanden mir ein: „Wir können ohne chinesische Kassierer in China gar nicht arbeiten, schon wegen der nötigen Sprachkenntnisse und den lokalen Erfahrungen, sowie wegen der fabelhaften Geschicklichkeit der Chinesen in der Behandlung der verschiedenen Geldsorten."

Aehnlich wäre es in allen offenen Geschäften, selbst europäischer Waaren beim Detailverkauf. Es bleibt also außer der Buchführung für einen jungen Mann

wenig übrig, wenn er nichts mitbringt als nur Arbeitskraft und guten Willen. Ganz genau so steht es in Indien, auf Java und in Japan. Daher sollte ein junger Kaufmann nur nach Asien gehen, wenn er in einem großen deutschen Hause fest angestellt ist, also nicht ins Unsichere zieht. Ich habe junge, tüchtige Leute kennen gelernt, die diese Vorsicht versäumten, darum mit bestem Willen nicht in die Höhe kommen konnten und die mir darum in innerster Seele leid thaten.

Wie in der Arbeit der Eingeborene, vor allem der Chinese, so ist bei der Gründung von neuen Geschäften der Engländer mit seinem vielfach noch sehr gespickten Geldbeutel der Konkurrent unserer deutschen Kaufleute im Osten. Mit seiner angeborenen Rücksichtslosigkeit macht nun der Brite jeden geldschwächeren Nebenkaufmann so schnell als möglich tot. Daher wird im allgemeinen ein Kaufmann mit kleinen Mitteln im Osten wenig Aussicht haben, auf einen grünen Zweig zu kommen. Ich möchte jedem raten, dort nicht klein anzufangen, wo englische Konkurrenz zu bekämpfen ist.

Wir haben in China nur Tsingtau, wo Aehnliches nicht erwartet werden muß. Hier, in Tapautan oder längs der Bahn nach Kiautschou, könnten nach meiner Ansicht auch noch der deutsche Kleinkaufmann und das Kleingewerbe Verdienst finden. Auch mittelgroße und große Unternehmungen dürften dort noch am Platze sein. Es fehlt eine Bierbrauerei, es könnten Feinbäcker, Schneider, Tischler u. s. w. Arbeit finden. Ich glaube auch, daß Zwischenhändler zwischen dem chinesischen Hinterland und den europäischen Bewohnern unseres Gebietes lohnende Beschäftigung erhalten würden. Die zu gründenden Bergwerke werden ebenfalls gut bezahlte Stellen eröffnen. Das Alles gilt aber, wie gesagt, nur für Deutsch-China.

Früher hatte ich die landläufige Phrase „der Engländer ist der erste Kaufmann der Welt" auch als bare Münze hingenommen und glaubte, dieses Urteil beziehe sich auch auf die englische persönliche Leistungsfähigkeit. Man hat mir aber in dieser Beziehung gründlich die Augen geöffnet und mir bewiesen, daß selbst in größeren englischen Geschäften Deutsche die eigentliche Arbeitskraft und nur Name und Geld englisch sind. Ich kenne eine englische Brauerei in Yokohama, in der die sechs europäischen Angestellten Deutsche sind. Die dadurch erreichte tüchtige Leitung bewirkte, daß alle anderen Brauereien überflügelt wurden.

Gleiche Fälle kenne ich in Rangoon. Große Reismühlen dort gehören Engländern oder sogenannten Deutschengländern, aber die Leiter sind Deutsche. Die größte Holzsägemühle gehört Engländern, der Leiter ist ein Deutscher, kurz englisches Kapital wird durch deutsche Arbeitskraft nutzbar gemacht. Nicht nur durch diese praktische Ausnützung, sondern auch theoretisch erkennen jetzt die Engländer immer mehr die ihnen überlegene geistige, und ich möchte sagen, auch physische weil ausdauerndere Leistungsfähigkeit des deutschen Kaufmannes an. Darum fürchten sie ihn sehr und vernichten mit ihrer Geldmacht jeden, der den Kampf

nicht bestehen kann. Ein deutscher Kaufmann mit geringer Geldkraft sollte also den Kampf in Asien gar nicht erst beginnen.

Mit stolzer Genugthuung aber muß uns die Erfahrung erfüllen, daß, wenn ausreichendes deutsches Kapital sich mit deutscher Leistungsfähigkeit vereint, weder der reiche Engländer, noch der fleißige Eingeborene mit unseren Kaufleuten konkurrieren können, daß dieser glücklichen Vereinigung das überraschende Aufblühen unseres Handels auch im Osten zu danken ist, und daß wir auf diesem Wege alle anderen Nationen auch in Zukunft aus dem Felde schlagen werden.

Ich muß aber auch von Erfahrungen berichten, die keineswegs so erfreulicher Natur sind. Sie betreffen jedoch mehr die deutschen Vergnügungs-, Erholungs- oder Studien-Reisenden. Leider giebt es bei uns immer noch genug Deutsche, welche dadurch im Ansehen zu gewinnen suchen, daß sie in fremden Ländern fremde Sitte und fremde Aeußerlichkeiten nachmachen, über deutsche Art mißgünstig urteilen, auch da, wo sie keinerlei Berechtigung dazu haben, die überall mit Sprachkenntnissen kokettieren, selbst da, wo sie es gar nicht nötig haben, kurz, die ihr Deutschtum verleugnen und sich wohl gar freuen, wenn man sie für einen Fremden hält. Am widerwärtigsten sind wohl jene, welche englische Art in möglichst läppischer Weise nachzuahmen suchen und damit nicht nur sich selbst, sondern alle ihre Stammgenossen in unglaublicher Weise herabsetzen. Ich lernte mehrere solche Wichte kennen, einen jungen Grafen, der, wie es den Anschein hatte, gar nicht mehr deutsch sprechen konnte, der lieber mit jeder untergeordneten englischen Dame statt mit einer deutschen Frau sprach, ich hörte von hochgestellten deutschen Herren sprechen, die fast ausschließlich in englischen Klubs verkehren, während in der gleichen Stadt ein sehr vornehmer deutscher Klub besteht, die in geradezu verletzender Art den englischen Gesellschaftskreis bevorzugen, während die deutschen Großkaufleute und ihre Angehörigen keine Mühe und keine Kosten scheuten, ihnen in ihren Vereinigungen Angenehmes zu erweisen. Ich traf mit jungen, reichen Hamburgern zusammen, die im Aeußern, im Umgang, in Anschauungen, kurz, in allem so vollkommen die Engländer markierten, daß sie z. B. ihrer Begeisterung für die englischen Truppen im Burenkrieg und für die dort vertretene englische Politik lautesten Ausdruck gaben; ja einem deutschen Reisenden begegnete ich, der, freilich in englischem Dienst, sich überhaupt als Engländer ausgab, obwohl er bei der Garde als Einjähriger gedient hatte. Man erzählte mir in Japan von einem jungen adeligen Offizier, der mit dem Hut auf dem Kopf in ein deutsches Berufskonsulat (nicht kaufmännisches) eintrat, in englischer Sprache brüsk sein Verlangen äußerte und sich dort erst belehren lassen mußte, daß man als Europäer beim Besuche eines deutschen Konsuls den Hut abzunehmen und als Deutscher daselbst deutsch zu sprechen habe.

Ich könnte noch eine Reihe solcher traurigen Beispiele von Vaterlandslosigkeit anführen. Im Gegensatze freut man sich, wenn man sieht, wie sich deutsches

Selbstgefühl bei wirklich deutschen Männern durch nichts herabdrücken läßt und dann auch Achtung und Anerkennung findet. In dieser Beziehung möchte ich in erster Linie den deutschen Klub in Rangoon erwähnen. Alle Achtung davor, wie diese Herren — auch wenn sie im englischen Dienst stehen — gut deutsch aufzutreten wissen, und wie sie sich durch solches Verhalten ein ganz besonderes Ansehen bei allen Nichtdeutschen erwarben. An wenigen Plätzen steht ein deutscher Klub so hoch im Ansehen wie hier. Aehnlich verhält es sich in Schanghai, Kobe, Yokohama, Madras und selbst in Calcutta.

In Yokohama beklagte ich, daß man die deutschen Damen — und ich fand deren dort besonders viele reizende — von deutschen Klubs ausschließt. Man zwingt die deutschen Frauen durch solche Ausschließung zu fremdem Umgang. Für manchen Herrn wäre es gewiß viel erfreulicher mit anderen Damen zu verkehren, als nur mit japanischem Spielzeug.

Noch einer schlechten deutschen Sitte möchte ich erwähnen, die uns im Ausland, wo man so viel nach dem äußern Schein urteilt und zu urteilen gezwungen ist, entschieden schadet. Viele unserer Landsleute meinen nämlich, sobald sie den Bekanntenkreisen der Heimatstadt für einige Zeit Lebewohl gesagt, dürften sie sich in ihrem äußeren Auftreten vernachlässigen. Manche fragen sich während der Reise nur: „Wie kann ich auf die billigste Weise möglichst weit gelangen?“ Man sieht und erlebt in dieser Beziehung geradezu tolle Dinge. Ich traf in Sicilien einen aktiven deutschen Generalleutnant, den Chef einer unserer höchsten Behörden, mit seiner Familie in völlig unwürdiger Bekleidung. Diese Familie lebte stets in den mäßigsten Gasthäusern, ihr Auftreten war das einfacher Kleinbürger oder besserer Handwerker. Unangenehm stachen von solchem Auftreten dann die Adressen der eintreffenden Briefe ab: An Seine Excellenz ꝛc.

Auf einer Reise um die Erde traf ich wiederholt auf den Schiffen, in 1. Klasse, mit einem Deutschen, adeliger Herkunft, einem ehemaligen Landrat aus einer der größten deutschen Städte, Johanniterritter u. s. w. zusammen, der stets in gewöhnlichem, meist unreinem Jägerhemd, ohne Vorhemd, sich zu den Diners einfand. In den Tropen trug er nicht einmal eine Weste. Ich konnte es Engländern, die stets in feinster Gesellschaftstoilette beim Diner erscheinen, wahrlich nicht verargen, daß sie sich von dem Tische wegsetzten, an dem der Herr sich niedergelassen. Auch die übrigen Deutschen hielten sich über solche Nachlässigkeit auf. Für derartige Ausartungen wüßte ich leider noch viele Beispiele anzuführen.

Solches Sichgehenlassen schadet uns ganz ungemein, da die meisten Angehörigen anderer Nationen gerade auf Reisen besondere Sorgfalt auf ihr äußeres Erscheinen legen. Ich will gewiß mit dieser Ausstellung nicht jener übertriebenen englischen Mode das Wort reden, in den vornehmeren Hotels oder in den Speisesälen 1. Klasse der Dampfer stets in Balltoilette zu den Diners zu erscheinen.

Man sollte aber wenigstens stets bei größeren Reisen im Auslande äußerlich würdig auftreten. Ich gehe von der Ansicht aus, daß man in gesellschaftlicher Beziehung sich nach den Sitten des Landes zu richten habe, dessen Gast man ist. Man sollte daher z. B. auf englischen Schiffen beim Diner in schwarzem, in den Tropen in weißem Gesellschaftsanzug erscheinen. Solche Sitte verstößt gegen unser Deutschtum gewiß nicht.

Wenn meine vieljährigen Reiseerfahrungen mich immer mehr mit Hochachtung vor unsern deutschen Landsleuten, die ständig oder längere Zeit im Osten leben, erfüllt haben, so bleiben mir doch manche Wünsche noch übrig in Beziehung auf viele unserer lieben Landsleute, die nur vorübergehend die asiatischen Länder bereisen. Aber auch in dieser Beziehung ist schon ein Wandel zum Besseren zu beobachten, was zur Hebung unseres deutschen Ansehens nur dienlich sein kann. Man betrachtet uns als eines der tüchtigsten, der arbeitsamsten und verlässigsten Völker, man beginnt, uns als Industrie- und Handelsvolk zu fürchten, man achtet unsere Landarmee als die erste der Welt, man gewinnt immer mehr Respekt vor unserer Seemacht, aber man hält uns im allgemeinen für gesellschaftlich noch nicht so gebildet wie die meisten andern europäischen Völker. Wir wissen, wie wenig Berechtigung man für solche Meinung hat, übertrifft doch der Deutsche in wissenschaftlicher Bildung meist die Angehörigen anderer Nationen. In Bezug auf die Beachtung der äußeren Formen aber erscheint der uns gemachte Vorwurf allerdings noch berechtigt, wenigstens trifft er viele unter jenen Deutschen mit Recht, welche als Vergnügungs-, Studien- oder Erholungsreisende sich im Auslande aufhalten.

Deutschland und die grosen europäischen Mächte.

Von

Theodor Schiemann.

I.

Um in politischen Fragen einen fruchtbaren regelmäßigen Verkehr aufrecht zu erhalten, wie ihn die politische Monatsübersicht dieser Zeitschrift ihren Lesern gegenüber erstrebt, ist es notwendig, sich vorher über eine Reihe von Grundfragen verständigt zu haben. Welche Stellung nimmt unser Deutsches Reich im Kreise der großen Mächte ein, was hat es zu behaupten, was abzuwehren und was zu erringen? Sobald wir uns über diese Hauptsache verständigt haben, wird es leicht sein, in gutem Einvernehmen von Monat zu Monat den Gang der Ereignisse zu verfolgen.

Wir schicken voraus, daß die großen Ziele der Politik eines Staates einfach und jedermann einleuchtende sein müssen. Nur das Detail der Ausführung entzieht sich meist der Einsicht der Zeitgenossen und muß naturgemäß Geheimnis derjenigen bleiben, welche die Verantwortung zu tragen berufen sind. Das ungeheure komplizierte Räderwerk der Diplomatie ist dem Laien ebensowenig zugänglich wie der Mechanismus der Kraftmaschinen, deren Wirkung wir erkennen, ohne, wo die Erläuterung fehlt, die besondere Aufgabe jedes Rades oder jeder Schraube zu verstehen.

Von der Stellung Deutschlands in der Reihe der großen Mächte denken wir sehr hoch. Im Lauf eines Menschenalters hat Deutschland sich von einer zwar beachteten, aber an keinem Punkte entscheidenden Stellung aufgeschwungen zu einer Position, die es ausschließt, daß irgend eines der großen Probleme, welches der Völkerverkehr und die Kulturbewegung der Zeit bedingte, ohne sein Zuthun gelöst werden kann. Wir bilden einen Staat, dessen Kraft sich zu einer Spitze konzentriert, ohne doch das Fortwirken historisch gewordener lebendiger kleinerer Zentren auszuschließen. Kein Reich der Erde hat es wagen dürfen, wie wir es gethan haben, neben einem Kaiser Könige und Fürsten mit großer Machtvollkommenheit, mit einer stolzen Geschichte und mit eigenen Landesvertretungen bestehen zu lassen. Wo etwas Aehnliches bestand, ist es unbarmherzig zerstört worden, wie das Beispiel Rußlands, Italiens, im gewissen Sinne auch Frankreichs, Englands und Spaniens zeigt. Nirgend in aller Welt giebt es neben der Hauptstadt so viele Städte, die sich mit gutem Recht gleichfalls Hauptstädte nennen, nirgend mehr Mannigfaltigkeit in der Einheit. Nicht Uniformität und Eintönigkeit, nicht die Unterdrückung des Besonderen war das Ziel der großen Bauherren des Deutschen Reiches. Es kam ihnen darauf an, unter Wahrung aller lebenskräftigen und gesunden Sonderheiten, die stärkste Zusammenfassung der nationalen Kraft zu finden, auf daß der deutsche Name wieder in Ehren genannt werde.

Was unserem Volksbewußtsein den Engländer unliebenswürdig erscheinen läßt, ist, abgesehen von seiner geschäftlichen Rücksichtslosigkeit, der ungeheure Hochmut der englischen Politik. Davon kann Deutschland allerdings ein Lied singen, und es wäre leicht ein langes Schuldkonto aufzustellen, wenn es überhaupt, politisch betrachtet, einen vernünftigen Sinn hätte, die Sünden der Väter an den Kindern heimzusuchen. Die Engländer ihrerseits glauben, daß sowohl der Prinz Konsort wie die Königin Viktoria sehr deutschfreundlich gewesen seien, und mit gewissen Einschränkungen ist das auch richtig. Die Zukunft wird es an der Hand der Korrespondenz, welche von den Mitgliedern des preußischen Königshauses nach England hin geführt worden ist, wahrscheinlich in merkwürdigster Weise bestätigen. Aber dieses Wohlwollen hatte seine Grenzen und nahm nach 1871 stetig ab. Mit dem Moment, da Deutschland den Weg der Kolonialpolitik beschritt und so überraschend schnell, dank der Initiative und der zähen Beständigkeit Kaiser Wilhelms, seine Seemacht auszubilden begann, wurde England so sehr unser Gegner, daß es mehrfach Situationen gegeben hat, die einen Krieg zwischen uns und ihm nicht unwahrscheinlich machten. Daß er vermieden wurde, ist ohne allen Zweifel ein großes Glück für beide Teile gewesen. Die Stichworte: Delagoa, Samoa, Philippinen bezeichnen den Höhepunkt dieser Krisis. Es ist aber ein Irrtum, wenn man annimmt, daß der englische Imperialismus seine Spitze gegen Deutschland richtet. Der Uebergang Englands zur imperialistischen Politik war eine unabweisbare Notwendigkeit, die sich aus dem Verhältnis des Mutterlandes zu seinen Kolonieen ergab. Es mußte ein Band gefunden werden, das den Zusammenhang aufrecht erhielt, wenn nicht Canada und Australien zu politischen Selbständigkeiten auswachsen sollten, die ähnliche Wege einschlugen, wie sie die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegangen sind. Das Opfer dieser Politik sind die beiden südafrikanischen Republiken geworden, deren Vernichtung die große afrikanische Rückzugslinie Englands sichern sollte, wenn einmal die englische Herrschaft in Indien ins Wanken geriet. Es war eine weit ausschauende Politik, die mit schlechten Mitteln zu einem unsicheren Ausgang geführt worden ist, die aber der übrigen Welt die Möglichkeit bot, einigermaßen den ungeheuren Vorsprung nachzuholen, den England zur See voraus hatte. Das England, mit dem wir heute zu rechnen haben, ist merklich bescheidener geworden, als es vor 1899 erschien, sodaß eine Verständigung zwischen unseren Interessen und den englischen heute leichter zu erreichen scheint, als vor wenigen Jahren möglich war. Schon der Samoa-Vertrag ist unter diesen Auspizien geschlossen worden, das deutsch-englische Abkommen in betreff des Jangtse-Thales ist eine zweite Etappe auf diesem Wege, und es kann nur erfreulich sein, wenn eine dritte sich bald anschließt. Denn sobald beiderseits die bestehende politische Lage scharf und in nüchterner Erwägung ins Auge gefaßt wird, werden sich vitale Interessengegensätze nicht nachweisen lassen. Gegen die egyptische Stellung Englands kann Deutschland nichts einzuwenden haben. Man mag über die Politik, die zur Okkupation Egyptens durch die Engländer führte, denken wie man will — und alle Welt denkt darüber anders als die Engländer — bestreiten läßt sich nicht, daß England auf diesem Boden eine großartige Kulturarbeit durchführt, die bei weitem in den Schatten stellt, was Frankreich in den 70 Jahren geleistet hat, die es nunmehr auf algerischem Boden gebietet. Daß an dem Aufblühen Egyptens interessierte europäische Kapital, an welchem Deutschland mit rund 34 Millionen Mark beteiligt ist, ruht unter der englischen Vorherrschaft

sicherer, als bei jeder anderen Kombination wahrscheinlich ist, auch am Suezkanal sehen wir die englische Nachbarschaft lieber als die beliebiger anderer Mächte, ganz wie für Deutsch-Südwestafrika England der noch verhältnismäßig beste Nachbar ist. Das mag paradox klingen, ist aber gewiß richtig — so lange wir stark bleiben.

Im europäischen Orient und in Vorder-Asien, an denen wir weit mehr ein wirtschaftliches als ein direkt politisches Interesse nehmen, ist England unser Gegner nicht, und ebenso haben, seit wir in Kiautschou sicheren Fuß gefaßt und im übrigen China unsere Gleichberechtigung zur Anerkennung gebracht haben, die englischen Bestrebungen dort für uns nichts Bedrohliches. Immer unter der Voraussetzung, daß wir stark bleiben. Es kann von diesem Gesichtspunkte aus gar nicht hoch genug angeschlagen werden, daß Deutschland während des letzten chinesischen Krieges den Beweis erbracht hat, daß es eine Kolonialarmee in kürzester Frist improvisieren und auf eigenen Schiffen transportieren kann, zumal niemand in aller Welt behaupten wird, daß wir damit auch nur annähernd an die Grenze unserer Leistungsfähigkeit gelangt seien. Der chinesische Krieg ist vorübergezogen, ohne daß das Reich und der einzelne eine merkliche Last getragen hätten, und der schließliche Ausgang zugleich ein glänzendes Zeugnis für die maßvolle Haltung unserer Diplomatie im Felde sowohl wie in der Wilhelmstraße.

Ergiebt sich aus alle dem, daß heute ein weiter Gegensatz der Interessen zwischen Deutschland und England nicht besteht, so läßt sich andererseits nicht verkennen, daß der Burenkrieg unser Volk dem englischen abgewandt hat. Ungerecht in seinen Anfängen, ruchlos in den Mitteln der Kriegführung, die einen ungeheueren Rückschritt in der Praxis des Völkerrechts bedeuten, ist dieser südafrikanische Krieg allerdings dazu angethan, das sittliche Empfinden zu beleidigen. Und doch ist kein anderes Volk den Engländern in den Arm gefallen: weder Rußland, noch Frankreich, noch die Vereinigten Staaten, die doch ihrem Ursprung nach meist berufen schienen einzugreifen! Ihre Neutralität stand fest, noch ehe Deutschland gesprochen hatte. Wären wir nur in unserer Politik der aura popularis nachgegangen, so hätten wir durch ein Machtwort unsererseits den Krieg von Südafrika auf uns abgelenkt und das wäre, wie ich zu behaupten wage, sowohl ein Frevel wie ein politischer Wahnsinn gewesen. Kriege, in welchen die eigene Existenz aufs Spiel gesetzt wird, darf ein Volk nur um seiner eigenen Existenz willen auf sich nehmen. Das ist ein Axiom politischer Sittlichkeit, das noch niemals ungestraft verletzt worden ist. Unsere öffentliche Meinung war 1899 und ist heute ebenso auf dem falschen Wege, wie 1848 und 1863, als sie sich für die Wiederherstellung Polens begeisterte, oder 1886, als sie um Alexanders von Bulgarien willen einen russischen Krieg auf sich nehmen wollte. Daß damals die öffentliche Meinung irrte, bestreitet heute niemand mehr, nach wenigen Jahren wird das Urteil in diesen südafrikanischen Dingen sich ganz ebenso zurechtstellen. Die politische Sittenpolizei, wie die heilige Allianz sie ausüben wollte und gewaltsam genug ausgeübt hat, gehört keinem Volke dem anderen gegenüber. Wo die „ungeschriebenen Gesetze" des ewigen Rechts verletzt werden, folgt die Nemesis aus der inneren Kraft der Thatsachen, früher oder später. Es ist niemandes Aufgabe, ihr vorzugreifen.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. In dem südafrikanischen Kriege stehen alle meine Sympathieen auf seiten der tapferen Buren. Sie haben der Welt ein Beispiel bewunderungswürdiger Freiheits- und Vaterlandsliebe gegeben, und die Früchte der

Standhaftigkeit, die sie aufrecht erhielt, werden weder ihnen noch der Welt verloren gehen. Nur der Ausgang kann nicht mehr der sein, den die öffentliche Meinung Europas vor der Niederlage Cronjes und vor der Einnahme von Prätoria erwartete und wünschte. Unterlag in jenem entscheidenden Augenblick nicht der Burengeneral, sondern Lord Roberts, so war Südafrika für England verloren. Die Kapitulation Cronjes, die, wie heute kaum bestritten wird, sich sehr wohl hätte vermeiden lassen, brachte eine Entscheidung, die nicht mehr rückgängig zu machen ist, wenn nicht durch einen Abfall des Kaplandes Südafrika sich selbst befreit. Die Engländer bleiben die Herren in Südafrika. Daß der Krieg noch fortdauert, kann daran nichts ändern, das ist eine heroische Thorheit, welche man bewundern, über die man aber im Interesse der Buren selbst sich nicht freuen kann. Sie werden langsam aber sicher aufgerieben, ohne daß die erwartete Intervention ihnen Rettung bringt. Früher oder später, vielleicht erst im Stadium äußerster Erschöpfung, aber infolge einer unerbittlichen Notwendigkeit, wird die Anerkennung der englischen Oberhoheit durch die Buren erfolgen. Die Konsequenzen, die sich daraus ergeben, führen aber nicht zum Vorteil der Engländer, sondern zu dem der Buren, oder sagen wir richtiger der sogenannten Afrikander niederdeutschen Blutes, und schließen, was als entscheidende Thatsache hervorgehoben werden muß, die Anglisierung der Bevölkerung aus. Damit aber gehört die Zukunft diesen faktisch unterlegenen Elementen, die in der südafrikanischen Republik der Zukunft ohne allen Zweifel die führende Rolle spielen werden. Und damit müssen auch wir uns zufrieden geben, wer von der Gegenwart Unmögliches verlangt, dem ist nicht zu helfen.

Aber verkennen läßt sich nicht, daß das historisch begründete Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit der englischen Politik, kombiniert mit den aus der englischen Verfassung entspringenden weiteren Schwierigkeiten, durch die bei uns vorherrschende Strömung verstärkt, eine weitere Annäherung, als sie heute zwischen uns und England besteht, außerordentlich unwahrscheinlich macht. Sollte sie trotzdem sich anbahnen, so hätte die Initiative von England auszugehen, und Garantieen gegen einen plötzlichen Wechsel wären unerläßlich. Auch hat im Bewußtsein dieser Realitäten die englische Publizistik sich lebhaft um Kombinationen bemüht, die England mit Rußland und Frankreich gegen uns in Verbindung zu setzen bestimmt waren. Alle diese Versuche lassen sich heute als gescheitert bezeichnen. England steht in Europa isoliert; auch der vielumworbene amerikanische Vetter ist, trotz der zum Teil sehr entgegenkommenden Haltung seiner Presse, in der Praxis seiner Politik eher als ein Gegner, denn als ein Freund Englands zu bezeichnen, sodaß schließlich nur jenes greater Britain übrig bleibt, von dem wir bei unserer Beobachtung ausgingen: Australien, Canada, die Kronkolonieen, das heute noch mehr hemmende als fördernde Kapland. Immerhin eine gewaltige Macht, die ihre volle Energie und Leistungsfähigkeit zu entfalten noch niemals Gelegenheit gehabt hat. Sie hat erst jetzt begonnen, als ein Faktor der großen Politik mitzuspielen. Die Zukunftsfrage aber ist, ob England die Politik der Kolonieen, oder — in keineswegs undenkbarer Umkehrung des imperialistischen Gedankens — die Kolonieen die Politik des Mutterlandes in ihre Bahnen leiten werden.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

Zur weltwirtschaftlichen Entwicklung. — Die moderne Schutzzollpolitik. — Deutsche Handelspolitik und der neue Zolltarifentwurf. — Wertvoll zuerst ein Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Ausfuhrzölle auch auf nordamerikanische Baumwolle? — Die Bagdadbahn, ihre politische Anfeindung und ihre wirtschaftliche Ueberschätzung. — Der verkehrspolitische Wert anderer Ueberlandbahnen.

Die Weltwirtschaft entstand aus der allmählichen Einbeziehung aller Länder in den internationalen Güteraustausch, sie ist noch im Werden und sie entwickelt sich, je mehr durch den internationalen Güteraustausch die verschiedenen Länder von einander in Abhängigkeit geraten. Die Weltwirtschaft ist eine Art natürlicher Organisation, die in allen Ländern auf Erzeugung und Verbrauch nachhaltig und auf die Preise maßgebend einwirkt. Vor hundert Jahren konnte man von solcher Weltwirtschaft noch nicht sprechen, weil der Güteraustausch unter den verschiedenen Völkern mehr oder minder gelegentlich, zufällig und entbehrlich, weil er vielfach überhaupt noch gar nicht vorhanden war. Gegenwärtig müssen alle Völker gewisse Erzeugnisse einführen, die einen Rohstoffe, die anderen Nahrungsmittel, wieder andere Industrieerzeugnisse, und um diese Einfuhr zu bezahlen, müssen sie ausführen, was sie besonders preiswürdig erzeugen, was auf dem Weltmarkt seinen Anwert findet. Bis zu einem gewissen Grade sind alle Völker von einander abhängig, weil sie einführen und zugleich ausführen müssen, und zwar sind sie abhängig von dem Mittelpunkt der Weltwirtschaft, von dem Weltmarkt, von seinen Konjunkturen und vor allem von seinen Preisen, die maßgebend geworden sind, auch wenn sie mit den heimischen Erzeugungsbedingungen nicht immer in Einklang stehen.

* * *

Wie in der Weltpolitik, so findet auch in der Weltwirtschaft ein beständiges Ringen statt. Inmitten der weltwirtschaftlichen Entwicklung sucht jedes Volk und jeder Staat seine nationalen Kräfte zu entfalten, um einen möglichst großen und lohnenden Anteil an der Weltwirtschaft zu erlangen. Es ist daher in absehbarer Zeit eine Regelung der Weltwirtschaft auf streng freihändlerischer Grundlage ebenso wenig denkbar wie etwa eine Regelung der Weltpolitik durch die Einführung des ewigen Völkerfriedens. Als England

nach Erstarkung seiner Industrie seine hohen Schutzzölle abschaffte und zum Freihandel überging, rief es die anderen Völker zur Nachahmung auf nicht aus idealen Gründen, sondern um mit Hilfe des Freihandels ein industrielles Monopol auf dem Weltmarkt zu erlangen und sich eine industrielle Vorherrschaft zu sichern. Darüber ist man sich längst allerwärts klar. Alle Staaten haben sich vom Freihandel abgewendet, in neuester Zeit in gewissem Maße selbst England, und sind bestrebt, durch mehr oder minder hohe Zollschranken die nationale Arbeit nach allen Richtungen hin gegen die Konkurrenz des Auslandes zu schützen, ohne sich dabei von den internationalen Beziehungen, die sie nicht entbehren können, abzuschließen. Im großen und ganzen hat die moderne Schutzzollpolitik anscheinend überall günstige Wirkungen, zum Teil sogar, wie in der nordamerikanischen Republik, glänzende Erfolge erzielt, so daß eine Rückkehr zum Freihandel vor der Hand nirgends in Aussicht steht. Vielmehr ist anzunehmen, daß verschiedene Staaten ihre Schutzzollpolitik noch verschärfen werden.

* * *

Zu diesen Staaten gehört in erster Reihe das Deutsche Reich. Im Jahre 1879 vollzog Bismarck den Umschwung der deutschen Wirtschaftspolitik und leitete sie in schutzzöllnerische Bahnen. Als Ende der achtziger Jahre der Ablauf der Handelsverträge herannahte, gedachte Bismarck einen Doppeltarif aufzustellen, einen Mindesttarif für diejenigen Staaten, die bereit waren, neue Verträge abzuschließen, und einen Höchsttarif für die anderen Staaten. Bismarck wurde entlassen. Sein Nachfolger aber beeilte sich, neue Handelsverträge zustande zu bringen in der Besorgnis, es könne bei Eintreten einer allgemeinen Vertragslosigkeit das Deutsche Reich, obwohl wirtschaftlich der stärkste Staat auf dem europäischen Festlande, kritischen Zeiten entgegengehen. Diese Handelsverträge erregten bei den Landwirten große Unzufriedenheit und bei den Industriellen keine Befriedigung. Ende 1902 können sie aufgekündigt werden, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Aufkündigung erfolgen wird. Kündigt auch nur ein Staat, so müssen die übrigen folgen. Oesterreich-Ungarn ist im Begriff, sich einen neuen höheren Zolltarif zu schaffen. Der neue deutsche Zolltarif ist im Entwurf fertiggestellt. Auch die Schweiz bereitet Zollerhöhungen vor. Rumänien will die alten Tarifverträge nicht verlängern. Man wird also unter allen Umständen am 1. Januar 1904 in den zollpolitischen Grundlagen des internationalen Güteraustausches erhebliche Veränderungen zu erwarten haben.

Wie im Jahre 1879, so wird auch jetzt wieder unter Hinweis auf den neuen deutschen Tarifentwurf das Deutsche Reich als das Karnickel hingestellt, das mit der Schutzzollpolitik oder gar mit der Hochschutzzollpolitik angefangen haben soll. Dieser Vorwurf läßt sich heute so wenig wie damals begründen. Damals waren andere Staaten auf den Bahnen des Schutzzolles vorangegangen und Deutschland folgte ihnen erst. Heute nimmt Deutschland unter den schutzzöllnerischen Staaten eine mittlere Stellung ein und würde noch bei weitem nicht den Hochschutzzollstaaten zuzurechnen sein, selbst wenn der neue Tarifentwurf, was so gut wie ausgeschlossen ist, ohne jede Aenderung in Kraft treten sollte. Das ließe sich ziffernmäßig genau feststellen, wenn der sonderbare Vorschlag der Petersburger „Nowosti“ auf Einberufung einer internationalen Konferenz

zur Verständigung über die Grundsätze der europäischen Zollpolitik verwirklicht werden sollte.

Im großen und ganzen ist zutreffend, was der „Industrielle Klub", der älteste Verein österreichischer Großindustrieller, durch A. G. Raunig in seinem Organ über den deutschen Zolltarif hat ausführen lassen, daß die Logik der Thatsachen das Deutsche Reich zu diesem Entwurf führen mußte und daß die leitenden deutschen Staatsmänner sich sicherlich über die Bedürfnisse von Landwirtschaft und Industrie sowie über die handelspolitischen Absichten ihrer Mitbewerber auf das Gründlichste unterrichten ließen, bevor sie dem Tarifentwurf ihre Zustimmung gaben.

Der Zolltarif soll die nationale Arbeit schützen, zunächst soweit sie den heimischen Bedarf deckt, weil die am inländischen Markt interessierten Gruppen weitaus die größeren sind. In zweiter Reihe steht die Wahrnehmung der Interessen der deutschen Ausfuhrindustrie, die ja verhältnismäßig bedeutend ist und angemessene Berücksichtigung mit Recht erheischt. Darüber wird aber erst in den bevorstehenden Handelsvertragsverhandlungen entschieden werden. Bis dahin wird mit seinem Urteil zurückhalten, wer nicht zu gunsten einer bestimmten Interessentengruppe agitatorisch wirken will. Die neuen Zölle werden erst dann in bestimmten Sätzen vorliegen.

Lauten Widerspruch hat die geplante Erhöhung der deutschen Agrarzölle hervorgerufen. Im freihändlerischen Lager verschließt man sich die Augen vor der unleugbaren Notlage sehr großer Teile der deutschen Landwirtschaft und verlangt in Uebereinstimmung mit den Sozialdemokraten die ungehinderte Weiterentwicklung Deutschlands zum „Industriestaat". Im Falle einer Erhöhung der Agrarzölle würden alle Lebensmittel verteuert, die Lebensführung der Arbeiter verschlechtert, die Arbeitslöhne gesteigert, die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt erschwert und der Abschluß von Handelsverträgen unmöglich gemacht werden. Manche von diesen Gründen verdienen immerhin Beachtung bei der endgültigen Festsetzung der neuen Agrarzölle. Aber es wird doch weit über das Ziel hinausgeschossen, wenn man behauptet, daß die deutschen Agrarzollerhöhungen den Abschluß neuer Handelsverträge unmöglich machen, ja das Deutsche Reich in eine ganze Kette von Zollkriegen verwickeln würden.

* * *

Von europäischer Seite ist die nordamerikanische Republik immer mit besonderer Rücksicht behandelt worden. Europa hat in ihr den Kunden gesehen, dem es liebenswürdig entgegenzukommen bereit ist, und sich selbst als den Kaufmann und Reeder betrachtet. Nun hat zwar die nordamerikanische Republik diese Liebenswürdigkeit mit großer Rücksichtslosigkeit, ja mit einer geradezu europafeindlichen Handelspolitik vergolten, allein hier entscheiden nicht Gefühle, sondern Interessen. Und da ist zu sagen, daß Deutschland bemüht sein sollte, Zollkriege überhaupt zu vermeiden, ganz besonders aber trotz alledem und alledem einen Zollkrieg mit Nordamerika. Nordamerika bezog im Jahre 1900 immerhin für 440 Millionen Mark deutsche Erzeugnisse. Es wäre sehr vorteilhaft, wenn Deutschland diese Ausfuhr nicht nur aufrecht erhalten, sondern vielleicht noch vermehren könnte und zwar durch Abschluß eines neuen Handelsvertrages auf Grundlage des neuen deutschen Tarifentwurfs. Nach Berichten aus New-York soll in

Washington dazu Geneigtheit bestehen. Die Nordamerikaner sind Geschäftsmenschen und nehmen es durchaus nicht übel, wenn man sich von ihnen nicht übers Ohr hauen läßt.

Ausschlaggebend dafür, daß Deutschland zunächst mit Nordamerika verhandelt und abschließt, ist folgende Erwägung. Vereinbart Deutschland zuerst mit den europäischen Staaten Handelsverträge und räumt es ihnen seinen Mindesttarif ein, dann ist eine sehr unerquickliche Entwicklung des handelspolitischen Verhältnisses mit Nordamerika zu befürchten. Unter gar keinen Umständen werden es sich die Nordamerikaner gefallen lassen, von Deutschland differentiell ungünstig behandelt zu werden. Wohl werden sie sich bereit zeigen, die deutsche Meistbegünstigung durch Gegenzugeständnisse zu erkaufen, aber vermutlich werden sie diese Gegenzugeständnisse sehr gering bemessen in der Annahme, daß Deutschland ein dringendes Interesse hat, einen Zollkrieg mit Nordamerika zu vermeiden. Um nicht in diese Zwangslage zu geraten, empfiehlt es sich für das Deutsche Reich, zuerst mit Nordamerika einen Handelsvertrag zu vereinbaren, auf dessen Grundlage die beiden Reiche ihre Handelsbeziehungen dann auch zu anderen Staaten regeln würden.

Ein Zollkrieg mit Nordamerika würde auch Deutschland empfindlich schädigen und ihm gerade in jetziger Zeit höchst unerwünscht sein, während ein neuer Handelsvertrag mit Nordamerika dem Deutschen Reiche eine sehr willkommene Rückendeckung bieten könnte gegenüber den Zollkriegsandrohungen, die wegen des deutschen Zolltarifentwurfs aus verschiedenen Staaten, wenn auch zumeist von unberufener Seite, ausgesprochen worden sind.

* * *

Aus der Rüstkammer des alten Merkantilismus haben die Engländer den Ausfuhrzoll hervorgeholt und sind offenbar der Meinung, hiermit einen außerordentlich glücklichen Griff gemacht zu haben. Wie sie behaupten, wird der Kohlenausfuhrzoll einmal sehr einträglich sein und sodann die nationalen Kohlenlager schützen. Darin liegt nun freilich ein Widerspruch, denn wenn der Zoll sehr hohe Einnahmen ergiebt, kann er nicht die nationalen Kohlenlager schützen, und wenn er die nationalen Kohlenlager schützt, so kann er keine hohen Einnahmen bringen. Aber mit Logik haben die Engländer niemals praktische Politik getrieben. Vom Kohlenzoll nehmen sie an, daß er in der einen oder der anderen Weise wirken wird, und rühmen ihm als besonderen Vorzug nach, daß er unter allen Umständen vom Auslande getragen werden wird.

Es fragt sich nun, ob nicht mit der Zeit Englands Vorgehen, da es so große Erfolge zu verheißen scheint, anderweit Nachahmung findet, vielleicht gar eine Nachahmung, die den englischen Interessen außerordentlich abträglich werden könnte.

An Rohstoffen ist im allgemeinen während der letzten Jahre kein Mangel hervorgetreten. Aber die Nachfrage ist vielfach stärker gestiegen als das Angebot, man besorgt eine Erschöpfung der Vorräte, man ist bestrebt, gewisse Rohstoffe thunlichst im Lande zurückzuhalten, damit sie von der heimischen Industrie bearbeitet werden.

Diese Erscheinung zeigt sich u. a. im Holzverkehr. In Rußland und in Oesterreich möchte man die Ausfuhr von rohem Holz erschweren, um die heimische Holz- und Celluloseindustrie zu begünstigen. In Oesterreich verlangen die interessierten Industriellen

sogar die Einführung eines Ausfuhrzolles auf Rohholz. Aus Petersburg wurde im letzten Frühjahr gemeldet, daß die russische Regierung die Naphtaausfuhr zu besteuern gedenkt.

Wichtiger ist die Frage, ob in Befolgung des englischen Beispiels für Kohle die Erzeugungsstaaten es aus irgend welchen Gründen für zweckmäßig erachten, auch auf Rohbaumwolle einen Ausfuhrzoll zu legen. Bisher hat die Erzeugung zwar fortgesetzt zugenommen, namentlich auch in Nordamerika, aber nicht minder stark der Verbrauch, der in den wichtigsten Staaten von durchschnittlich 1500 Mill. Kilogramm in den siebziger Jahren auf durchschnittlich über 2500 Mill. Kilogramm in den neunziger Jahren stieg.

Zunächst sind die Erzeugungsstaaten von Rohbaumwolle mit Erfolg darauf bedacht, diesen Rohstoff selbst zu verarbeiten. Das gilt nicht nur von Nordamerika, sondern auch von Indien, China, Japan und Rußland. Längst vorüber sind die Zeiten, da Nordamerika den größten Teil seiner Rohbaumwolle nach Europa sandte und von dort baumwollene Stoffe und Kleider bezog. Zu Beginn der neunziger Jahre erntete man in Nordamerika 10 Mill. Ballen Baumwolle, und es verarbeiteten die nordamerikanischen Fabriken davon 2 Mill. Ballen. Im Jahre 1900 belief sich die nordamerikanische Ernte auf $9^1/_2$ Mill. Ballen, wovon 4 Mill. Ballen in den dortigen Fabriken zur Verarbeitung gelangten. Innerhalb eines kurzen Jahrzehnts hat sich also der Bedarf der nordamerikanischen Industrie an Rohbaumwolle verdoppelt, während die Ernte etwas zurückgegangen ist. Es liegt nahe, daß der nordamerikanische Spinner unter günstigeren Bedingungen arbeitet als seine Konkurrenten in Ländern ohne eigene Erzeugung des Rohstoffes, weil er, wie man in Nordamerika zu sagen pflegt, „über den Zaun" kauft, weil er ganz bedeutende Fracht, Vermittlungs- und Versicherungsgebühren ersparen kann, die beiläufig auf 20 pCt. der Fabrikationskosten in der Spinnerei veranschlagt werden. Zu Anfang der neunziger Jahre besaßen die Südstaaten von Nordamerika nur $1^1/_2$ Mill., gegenwärtig zählt man dort etwa 5 Mill. Baumwollspindeln. Voraussichtlich wird diese industrielle Entwicklung weiter gehen und Nordamerika immer mehr und mehr selbst seine Rohstoffe zu Fabrikaten verarbeiten.

Da haben nun die Engländer mit ihrem Kohlenausfuhrzoll den Nordamerikanern ein allem Anschein nach sehr wirkungsvolles Mittel gezeigt, wie man es anfangen kann, die heimische Industrie zu schützen und zu kräftigen und die fremde Konkurrenz zu schädigen. Mit besseren Gründen als die Engländer einen Kohlenausfuhrzoll könnten die Nordamerikaner einen Baumwollausfuhrzoll einführen. Ein nordamerikanischer Baumwollausfuhrzoll würde nicht nur finanziell sehr ergiebig sein, sondern auch die nordamerikanische Baumwollindustrie nachhaltig kräftigen, er würde überdies unbedingt vom Auslande getragen werden müssen.

Nordamerika hat in Rohbaumwolle eine Art von natürlichem Monopol. In den wichtigsten europäischen Industriestaaten wird ganz überwiegend nordamerikanische Baumwolle verarbeitet, trotzdem die egyptische Baumwolle gewisse Vorzüge besitzt. England bezog in den letzten Jahren reichlich Dreiviertel seines Bedarfs an Rohbaumwolle aus Nordamerika, wie aus umstehender Uebersicht hervorgeht.

Deutschland führte im Jahre 1900 31,3 Mill. Doppelcentner Rohbaumwolle ein, davon 25,6 Mill. aus Nordamerika, 2,6 Mill. aus Britisch-Ostindien und 2,6 Mill. aus Egypten.

Englands Einfuhr an Rohbaumwolle.
Wert in Mill. Mark.

	1896	1897	1898	1899	1900
Vereinigte Staaten von Nordamerika . .	560	491	550	403	604
Egypten	136	129	117	155	180
Ost-Indien	20	18	8	8,8	14
Brasilien	—	—	—	—	13,4
Peru	—	—	—	—	4
Andere Staaten	4	11	7	6,2	4,6
	720	644	682	573	820

In ihrer Handelspolitik haben die Vereinigten Staaten eine steigende Rücksichtslosigkeit bekundet und sie ungehindert durchführen können, da man es in Europa nicht für zweckmäßig hielt, Vergeltungsmaßregeln zu ergreifen. Kenner nordamerikanischer Verhältnisse halten es für sehr wahrscheinlich, daß der neue deutsche Zolltarifentwurf die nordamerikanischen Politiker nicht verstimmen, sondern von ihnen als eine begreifliche Verschärfung der deutschen Schutzzollpolitik angesehen und als Grundlage für den Abschluß eines neuen Handelsvertrages mit Deutschland angenommen werden dürfte.

Dagegen würden nordamerikanische Ausfuhrinteressen in großem Umfange geschädigt werden, wenn der größerbritische Zollverband trotz all der großen politischen und wirtschaftlichen Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen, seiner Verwirklichung näher rücken, wenn in Britisch-Südafrika und in dem geeinigten Australien Vorzugszölle zu gunsten der englischen und zum Nachteil der fremden, also auch der nordamerikanischen Erzeugnisse eingeführt werden sollten. In diesem Falle würden die Nordamerikaner vermutlich nicht zögern, Maßregeln zu ergreifen, um England an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen. Und da bietet sich den Nordamerikanern eine scharfe Waffe, mit der sie den europäischen Industriestaaten, in erster Reihe aber dem britischen Reiche, einen empfindlichen Schlag versetzen können, nämlich die Einführung eines Ausfuhrzolles für nordamerikanische Baumwolle. Mit einem solchen Ausfuhrzoll würde Nordamerika die europäische Baumwollindustrie schädigen, ihr die Zufuhr des erforderlichen Rohstoffes erschweren und verteuern, zugleich der heimischen Baumwollindustrie den Rohstoff zu besonders billigen Preisen sichern und sie dadurch auf dem Weltmarkt nicht nur konkurrenzfähig, sondern konkurrenzüberlegen machen.

Ein nordamerikanischer Baumwollausfuhrzoll würde England zwar nicht annähernd in solche Krisis stürzen, wie es sie zu Anfang der sechziger Jahre durchmachen mußte, als infolge des Bürgerkrieges die nordamerikanische Baumwollausfuhr nahezu aufhörte. Aber die englische Textilindustrie mit ihrer gewaltigen Ausfuhr würde auf dem Weltmarkt ihre bisherige Vorherrschaft wahrscheinlich an Nordamerika abtreten müssen, da ihr die nordamerikanische Baumwolle unentbehrlich ist. Die indische Baumwolle ist schlechter und teurer, sie findet außerdem in Indien und Ostasien ausreichenden Absatz und kommt nach England nur noch in ganz geringen Mengen. Keinesfalls kann indische durch nordamerikanische Baumwolle ersetzt werden. Zu Anfang der sechziger

Jahre waren die Verluste Englands infolge der Baumwollkrisis groß, aber doch nur vorübergehend. Eine Untergrabung der englischen Baumwollindustrie durch nordamerikanische Baumwollausfuhrzölle und die Beseitigung der Herrschaft, ja des Monopols der englischen Baumwollindustrie auf dem Weltmarkt durch die nordamerikanische Konkurrenz würden die industrielle Entwicklung Englands auf das Nachteiligste beeinflussen und neue große Wandlungen in der Weltwirtschaft einleiten.

Wohl hätte auch Deutschland unter einem nordamerikanischen Baumwollausfuhrzoll zu leiden, aber nicht annähernd in solchem Maße wie England. Deutschlands wichtigste Textilindustrie ist die Wollindustrie, die unzweifelhaften Nutzen ziehen wird, wenn die Entwicklung der Baumwollindustrie durch einen Ausfuhrzoll für nordamerikanische Baumwolle erschwert werden sollte.

Außerdem würde man in Deutschland durch die Not der neuen Lage genötigt werden, was keineswegs als ein Unglück zu betrachten ist, den Kolonieen größere Aufmerksamkeit zu widmen, sie thatkräftiger als bisher für das Reich nutzbar zu machen und dort auch die Baumwollkultur zu entwickeln, vor allem in Togo, wo man im Begriffe steht, zu diesem Zweck farbige Baumwollpflanzer aus Alabama heranzuziehen. Tausende tüchtiger Neger in Nordamerika sollen bereit sein, nach Togo auszuwandern, um dort eine Baumwollzucht zu begründen, wie sie in Nordamerika lediglich durch Negerarbeit geschaffen wurde. Alle Versuche, in Afrika Baumwollpflanzungen mit weißen Arbeitern anzulegen, scheiterten an dem heißen Klima. Auch in den Niederungen des Euphrat und Tigris dürfte Baumwolle mit Erfolg angebaut werden können, und es ist zu hoffen, daß mit dem weiteren Ausbau der Bagdadbahn auch diese Gegend zur Deckung des mitteleuropäischen Bedarfes fruchtbar gemacht werden wird.

Verhältnismäßig am günstigsten steht Rußland da, das seit Beginn der achtziger Jahre in Turkestan die Baumwollkultur beförderte und zwar mit solchem Erfolge, daß im Jahre 1900 bereits 1 Mill. Doppelcentner zum Kaspischen Meer gebracht werden konnten. Schon beziehen die russischen Fabriken einen großen Teil ihres Bedarfes nicht mehr aus Amerika, und in absehbarer Zeit wird Rußland auch in dieser Hinsicht unabhängig geworden sein.

* * *

Nur der Levantehandel ist noch frei und für Deutschland so günstig als möglich. Man läßt diesen Handel den Franzosen, Engländern und Holländern. Nach Smyrna, nach Aleppo, nach Kairo sollten unsere Kaufmannssöhne gehen. Hätten die wirtschaftspolitischen Bestrebungen der deutschen Handelsstädte im alten Reiche nicht Anfeindung, sondern Förderung gefunden, so würde nicht ein Engländer, sondern ein Deutscher am Ganges Befehle erteilen. So ungefähr schrieb Justus Moeser, der patriotische Rat von Osnabrück, im Jahre 1763. Viel hat sich seither geändert. Das Deutsche Reich ist politisch und wirtschaftlich aufgestiegen. Aber gerade in der Levante, die ihm näher liegt als Nordamerika und günstigere Aussichten für wirtschaftliche Thätigkeit bietet als Afrika oder China, hat es erst unbedeutende Fortschritte gemacht und noch nicht jene Stellung errungen, wie sie bei nationaler Bethätigung seines Großkapitals längst zu erreichen gewesen wäre.

Auf die Bedeutung Klein-Asiens haben zuerst Deutsche hingewiesen, vor allem der Hallenser Professor Ludwig Roß in seinem Buche „Klein-Asien und Deutschland, Reisebriefe und Aufsätze mit Bezugnahme auf die Möglichkeit deutscher Niederlassungen in Kleinasien" (Halle 1850), dann Moltke in seinen Briefen aus der Türkei, endlich Dr. A. Sprenger, Professor und früher Vorsteher der mohammedanischen Hochschule von Kalkutta, in seiner Schrift „Babylonien, das reichste Land der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld für die Gegenwart". Praktische Arbeit leistete Wilhelm Pressel, der schwäbische Ingenieur, der schon im Jahre 1872 das kleinasiatische Eisenbahnnetz, so wie es ausgebaut werden wird, im wesentlichen feststellte und später einen umfassenden Plan für die Kolonisierung Klein-Asiens entwarf. Alle diese Pioniere deutscher Kolonisation blieben ohne Unterstützung deutschen Kapitals. Französische und englische Kapitalisten bauten die ersten Eisenbahnen in Klein-Asien, englische von Smyrna aus, französische ebenfalls von Smyrna aus, ferner von Skutari nach Ismidt und einige Strecken in Syrien.

Erst durch einen Agenten, der sich aus anderen Gründen in Konstantinopel aufhielt, wurde die Aufmerksamkeit der deutschen Hochfinanz auf Klein-Asien gerichtet und die Deutsche Bank übernahm, nachdem sie die Strecke Skutari—Ismidt angekauft hatte, deren Fortführung in der Richtung nach Bagdad, wobei sie den hochverdienten Wilhelm Pressel mit seinen Vorarbeiten zwar benutzte, aber wenig rücksichtsvoll bei seite schob. Fertig gestellt wurden von dieser Bahn bisher etwa 1000 km, 578 bis Angora und 445 km bis Konia. Da beide Strecken in derselben Richtung laufen, die Ueberlandbahn bis zum Persischen Meerbusen aber eine Länge von rund 2500 km erreichen würde, so ist also von dieser Ueberlandbahn erst der fünfte Teil gebaut worden. Die ganze Bahn wird ein Kapital von mindestens 500 Mill. Mark erfordern. Indessen übernimmt die Gesellschaft kein besonders Wagnis, da die türkische Regierung eine bestimmte Mindesteinnahme für den Kilometer verbürgt. Seit Jahr und Tag stockt der Weiterbau, weil die türkische Regierung zögert, diese finanzielle Bürgschaft auch für die weiteren Strecken auf sich zu nehmen. Die Anatolische Bahngesellschaft besitzt vorläufig nur die Vorkonzession für die Erbauung der Bagdadbahn, es besteht nur ein Vorvertrag. Der endgültige Vertragsschluß ist noch vorbehalten worden, aber die Anatolische Eisenbahngesellschaft besitzt unter allen Umständen das Vorrecht.

Von vornherein war zu besorgen, daß gegen die Anatolische Eisenbahngesellschaft, wenn sie als ein deutsch-nationales Unternehmen hervortrat, Ränke aller Art versucht werden würden. Das trat bald hervor. Englische Agenten waren bemüht, die Konzessionserteilung an die deutsche Gesellschaft zu durchkreuzen, sie unterboten die Deutschen scheinbar, sie erklärten, die Bahn ohne jede Zinsbürgschaft bauen zu wollen, womit es ihnen indessen durchaus nicht ernst war. Nach der letzten Orientreise des Kaisers erneuerten die englischen Blätter ihre Verdächtigungen. Deutschland wolle die türkische Erbschaft antreten, die Vormacht in Klein-Asien werden, die russischen Bahnpläne durchkreuzen und begründete Rechte Rußlands schädigen. In der russischen Presse fanden diese Verdächtigungen empfängliche Aufnahme. Am widerwärtigsten benahm sich auch hier wieder die Londoner „Times", die Ende 1899 versicherte, es gäbe keine Macht, der England die fragliche Konzession lieber bewilligt gesehen hätte. Indessen habe Rußland

ein lebhaftes Interesse an der möglichen Schwäche der Türkei, Rußland müsse also mit äußerstem Mißfallen auf eine Bethätigung des deutschen Unternehmungsgeistes blicken, dessen Ergebnisse zur wirtschaftlichen und politischen Kräftigung des türkischen Reiches beitragen!

Thatsächlich nahm die Anatolische Eisenbahngesellschaft die größte Rücksicht auf die russischen Interessen. Man war bestrebt, der russisch-persischen Grenze nicht zu nahe zu kommen. Rußland will selbst nach dem Persischen Meerbusen bauen und wünscht keine Konkurrenz. Die kleinasiatische Ueberlandbahn soll nicht als Tigrisbahn über Diarbekr gebaut werden, sondern mehr als Euphratlinie, obwohl diese technisch und wirtschaftlich nach den Ermittelungen Pressels weniger günstig schien. Da inzwischen Rußland mit der Türkei ein Abkommen abgeschlossen hat, wonach östlich von Heraklea (Eregli) am Schwarzen Meer und nördlich von der Strecke Angora-Diarbekr nur die Russen oder aber der türkische Staat selbst Eisenbahnen zu bauen das Recht haben, so dürfte den russischen Anforderungen durch diese eigenartige Begrenzung einer russischen Interessensphäre im türkischen Klein-Asien Genüge geschehen sein.

Außerdem setzten sich die deutschen Unternehmer mit französischen Kapitalisten in Verbindung und nahmen sie in die Gesellschaft mit einem Anteil von 40 Prozent des Kapitals auf, so daß thatsächlich die Anatolische Eisenbahngesellschaft nicht eine deutsche Gesellschaft ist, sondern eine deutsch-französische mit 60 Prozent deutschem und 40 Prozent französischem Kapital. Zu dieser Verbindung soll Kaiser Wilhelm selbst geraten haben. Und dieser Rat war gut. Denn ein rein deutsches Unternehmen oder eine deutsch-englische Gruppierung hätte das Mißtrauen und die Eifersucht der Russen auf das Aeußerste erregt. In einer deutsch-französischen Gesellschaft dagegen konnte Rußland keine politische Konkurrenz erblicken, eine deutsch-französische Gesellschaft konnte es nicht von vornherein feindlich behandeln. Mitte 1901 war die Rede davon, daß auch russisches Kapital zu dem Unternehmen herangezogen werden sollte. Die deutschen Teilnehmer wollten von ihren 60 Prozent und die französischen von ihren 40 Prozent den Russen je 5 Prozent ablassen, so daß also unter Aufrechterhaltung des Mehrheitsverhältnisses die russischen Kapitalisten mit 10 Prozent beteiligt worden wären, doch scheint dieser Gedanke nicht verwirklicht worden zu sein. Thatsächlich haben einige russische Organe wieder entschiedener gegen das ganze Unternehmen Stellung genommen. Deutschland werde ernten, so versicherten die russischen Blätter, was Rußland blutig gesäet habe, die Zukunft Klein-Asiens werde dem Deutschen Reiche gehören, es werde Anatolien und Mesopotamien wirtschaftlich erobern und Klein-Asien von sich abhängig machen. Das kleinasiatische Getreide werde das russische verdrängen u. s. w. Als Ende Juli 1901 das Pariser „Journal des Débats“ die Unterstützung des Bagdadbahnunternehmens durch Frankreich empfahl, erblickte in dieser Empfehlung die „Nowoje Wremja“ eine Art von Felonie. Die Bagdadbahn, schrieb dieses Blatt, werde nicht für Frankreich, sondern für Deutschland von Nutzen sein; von Hamburg bis zum Persischen Meerbusen würden die Deutschen herrschen, einen Schnitt durch ganz Europa und Südasien führen und die slavische Welt auf lange, wenn nicht auf immer von der lateinischen trennen. Die Bagdadbahn wurde von dem Petersburger Blatt als einer der sehnlichsten Wünsche der Pangermanen erklärt mit dem Bemerken, wenn Frankreich für diese Bahn wirke, arbeite es gegen sich

selbst und für die Kräftigung seines Erbfeindes. Bei richtiger Auffassung der nationalen Interessen Frankreichs müßten die Franzosen gegen die Bagdadbahn thatkräftig Einspruch erheben, weil sie Rußland politisch wie wirtschaftlich schwäche, daher auch Frankreich zu Grunde richte und den Flügeln des deutschen Adlers eine Kraft verleihe wie nie zuvor.

Uns will es scheinen, als gefällt man sich in einer weitgehenden Ueberschätzung der Bagdadbahn. Auch in Deutschland irrt man, wenn man annimmt, daß die Bagdadbahn nach ihrer Vollendung im stande sein werde, den indisch-europäischen Handel wieder wie in früheren Jahrhunderten auf den Landweg über Mitteleuropa zurückzulenken. Man geht dabei von einer falschen Voraussetzung aus, nämlich von der Annahme, daß die Ueberlandbahn Bagdad—Konstantinopel—Pest—Wien—Köln—London gegenüber dem Seewege nicht nur konkurrenzfähig, sondern sogar konkurrenzüberlegen sein wird. Das ist aber von vornherein ausgeschlossen. Konkurrenzfähig ist die Bagdadbahn nur in Bezug auf den Eil- und Passagierverkehr, den sie nach ihrer Fertigstellung alsbald übernehmen wird, weil sie schneller befördert als der Seeweg. Aber der Frachtverkehr wird nach wie vor dem Seewege verbleiben, weil dieser unvergleichlich billiger ist. Vom Schwarzen Meer wie von der ganzen Levante aus werden durchschnittlich 100 Kilogramm Frachtgut auf dem weiten Umwege zur See nach den Nordseehäfen um 1 Mark, häufig sogar noch billiger verfrachtet, während die Eisenbahnen, trotzdem sie einen erheblich kürzeren Weg zurückzulegen haben, annähernd das Fünffache berechnen. So erklärt es sich, daß der ganze Massenverkehr zwischen dem Nordosten und dem Südwesten Europas den billigen Seeweg benutzt. Genau dasselbe Verhältnis wird sich im Verkehr zwischen dem Persischen Meerbusen und Indien einerseits mit der Levante und Europa andererseits entwickeln. Die Bagdadbahn muß mit viel zu hohen Tarifen arbeiten und kann an eine Konkurrenzierung des billigen Seeweges gar nicht denken. Auch hochwertige Güter werden die Bagdadbahn wenn irgend möglich vermeiden. Selbst die kleinasiatischen Güter werden zur Erlangung billiger Frachten immer so bald als möglich den Seeweg zu erreichen suchen, sei es nun bei Ismidt, Alexandrette oder einem anderen geeigneten Küstenpunkt. Vom Meere flankiert, d. h. vom Seewege konkurrenziert wird die Bagdadbahn sich im wesentlichen auf den örtlichen Verkehr beschränken müssen. Ein großer Durchgangsverkehr von Gütern wird sich auf der Bagdadbahn so wenig entwickeln, wie er sich auf den südosteuropäischen Bahnen im Verkehr zwischen Mitteleuropa und dem näheren Orient einstellen konnte.

Uebertrieben erscheinen uns auch die Befürchtungen agrarischer Kreise über die Belebung des anatolischen Getreidebaues durch die Bagdadbahn, also über die Schaffung einer neuen Konkurrenz für die deutsche Landwirtschaft. Diese Möglichkeit liegt vorläufig in so weiter Ferne wie die Vollendung der Bagdadbahn selbst. Bis dahin können sich in der weltwirtschaftlichen Entwicklung eingreifende Wandlungen vollzogen haben, bis dahin kann an die Stelle der Zuvielerzeugung von Getreide ein Zuvielverbrauch getreten sein, so daß Zufuhren aus Klein-Asien willkommen sein müßten. Aber diese Zufuhren sind nur möglich unter Voraussetzungen, die gerade unter den türkischen Verhältnissen nicht leicht herzustellen sind. Die Wiederaufrichtung der Landwirtschaft in Anatolien wird bei der Schwäche der türkischen Regierung nur äußerst langsam von

statten gehen. Und erweist sich das Innere Klein-Asiens wirklich in landwirtschaftlichen Erzeugnissen ausfuhrkräftig, dann sind die hohen Bahnfrachten zu überwinden, bevor das Getreide zur See gelangt, und so wird die neue Konkurrenz voraussichtlich nicht annähernd so drückend werden, wie man in manchen deutschen Kreisen befürchten zu müssen glaubt.

Da die Bagdadbahn unter allen Umständen einmal gebaut werden wird, so ist es auf jeden Fall erwünscht, wenn dieses große Verkehrsunternehmen unter überwiegend deutschem Einflusse steht.

* * *

Für den großen internationalen Durchgangsfrachtverkehr werden Ueberlandbahnen, mögen sie auch halbe Erdteile durchziehen, niemals eine Bedeutung erlangen, wenn sie von dem Seewege mit seiner überlegenen Billigkeit konkurrenziert werden. Das gilt in noch höherem Grade als von der Bagdadbahn von einer ganzen Reihe großer Ueberlandbahnpläne, die in neuester Zeit von sich reden machten. So wurde vor Jahr und Tag gemeldet, daß die Engländer eine Konkurrenz gegen die Bagdadbahn bauen wollen, und zwar von Kairo aus quer durch das öde Arabien in der Richtung auf Koweit am Persischen Meerbusen, wo auch die Bagdadbahn ausmünden soll. Indessen wird diese englische Bahn niemals gebaut werden, weil sie nur für den Post- und Personenverkehr in Betracht kommen kann.

Aus denselben Gründen verfehlt erscheint auch der Rhodessche Plan einer Eisenbahn von Kairo nach Kapstadt, die sich nur aus politischen Erwägungen erklären läßt als Unterlage für die Verwirklichung des größerbritischen Zieles: Afrika englisch vom Kap bis zum Nil! Als Ueberlandbahn hat sie nicht die geringste Daseinsberechtigung. Auf Durchgangsgüter muß sie von vornherein verzichten und nur wenige Reisende dürften sich bereit finden, auch nur versuchsweise den bewährten Seeweg mit dem bequemen Schnelldampfer zu verlassen und die lange Fahrt mit der Bahn durch Einöden und Wüsten zu unternehmen. In Afrika lassen sich grundsätzlich nur solche Bahnen rechtfertigen, die von der Küste aus in das Innere gehen und dem Binnenverkehr eine neue Verbindung mit dem Seewege eröffnen.

Nicht ernsthaft zu nehmen ist endlich die sogenannte panamerikanische Eisenbahn, die New-York und Buenos-Aires verbinden soll. Diese Bahn hat als Ueberlandbahn gar keinen und für die einzelnen Staaten nur so geringen Wert, daß dafür unverhältnismäßige Opfer gebracht werden müßten. Die panamerikanische Eisenbahn ist, wie die Kap-Kairobahn, nur ein Erzeugnis politischer Unterströmungen.

Welche Erwartungen hat man an die sibirische Eisenbahn geknüpft! Von russischen Blättern wurde versichert, daß sie eine „Pulsader des Welthandels", daß sie eine „Welthandelsstraße ersten Ranges" werden und Berlin zum Mittelpunkt des Welthandels machen würde. Indessen kann die sibirische Bahn niemals mit dem Seewege in Konkurrenz treten, da ihre Frachten viel zu hoch sind. Von Bremen nach Schanghai verfrachtet der Norddeutsche Lloyd auf dem Seewege (rund 22 000 Kilometer) eine Tonne gleich 1000 Kilogramm Güter für 25 bis 32½ Mark mit einer Lieferungsfrist von 43 bis 47 Tagen. Der Eisenbahnweg von Bremen nach Wladiwostok ist nur 11 000 Kilometer,

also nur halb so lang wie der Seeweg. Nimmt man an, daß auf dieser Eisenbahn die Güter zum billigsten deutschen Satz gefahren werden, zu 2 Pfennig für den Tonnenkilometer, d. h. daß die Beförderung von 1000 Kilogramm 1 Kilometer weit 2 Pfennig kostet, so würde 1 Tonne von 1000 Kilogramm von Bremen nach Schanghai 11 000 × 2 = 220 Mark kosten, also ungefähr das Achtfache der durchschnittlichen Sätze des Norddeutschen Lloyd! Dabei würde die Lieferzeit auf der sibirischen Bahn wenigstens vorläufig nicht kürzer sein. Dazu kommt, daß die Leistungsfähigkeit der sibirischen Bahn wenigstens vorläufig noch sehr beschränkt, die Leistungsfähigkeit des Norddeutschen Lloyd dagegen sozusagen unbeschränkt ist. Auf dem Seewege unterliegen die Frachten keiner Umladung, wohl aber auf der Eisenbahn, mindestens beim Uebergang über die russische Grenze. Für den Güterverkehr wird Ostasien durch die sibirische Bahn nicht näher an Mitteleuropa herangerückt, wohl aber wird im äußersten Osten Sibiriens durch die sibirische Bahn ein wirtschaftliches Gebiet erweitert, das bisher nur von der Seeseite zu erreichen war und nun durch die sibirische Bahn weiter nach innen hin aufgeschlossen worden ist. Bekanntlich hat sich daraufhin in Hamburg eine Deutsch-sibirische Handels- und Schiffahrtsgesellschaft gebildet für die Entwicklung des Handels zwischen dem Amurgebiet und Deutschland.

Das deutsche Meer.

Sei mir gegrüßt, du deutsches Meer
Mit Deiner grünen Wogen Rollen,
Geliebte Nordsee, groß und hehr
In Sonnenglait und Sturmesgrollen!

Wie seh' ich gern von hohem Deck
Auf Dir die fernen Segel gleiten,
Wenn vor dem Bug und hinterm Heck
Sich endlos Deine Wasser breiten!

Stürmst Du in grauligwilder Pracht
Ans Bollwerk Deiner Inseldünen,
Dann dröhnt es durch die Frühlingsnacht
Gleich lautem Schlachtgesang der Hünen.

Wohl wiegst Du Deiner Söhne Schar
In rauhgewalt'ger Wellenwiege,
Doch machst Du ihre Augen klar
Und ihre Sehnen stark zum Siege.

Ein Kiel, den Du im Zorn umtobt,
Darf kühnlich zieh'n auf Abenteuer;
Wer Dir getrotzt, der ist erprobt,
Zu treten keck an jedes Steuer. —

Ob selten auch ein Lächeln bricht
Durch Deinen Ernst mit mildem Scheine
Wer recht Dir sah ins Angesicht,
Der bleibt fürs Leben treu der Deine.

Für jeden Kummer, jedes Weh
Birgst Du den Trost im Wellenschoße. —
Nimm mich ans Herz, o deutsche See,
Du ewigschöne, ewiggroße!

Reinhold Fuchs.

Monatsberichte über deutsche innere Politik.

Von

Wilhelm von Massow.

I.

Einleitende Betrachtung.

Am 16. Juni d. J. hielt der Reichskanzler Graf v. Bülow bei der Enthüllung des Nationaldenkmals für den Fürsten Bismarck eine Rede, die das Verhältnis der heutigen deutschen Politik zu der des Fürsten Bismarck scharf beleuchtete. „Er ist," so zeichnete der Kanzler die Bedeutung seines großen Vorgängers, „der Ausgangspunkt und Bahnbrecher einer neuen Zeit für das deutsche Volk geworden. In jeder Hinsicht stehen wir auf seinen Schultern. Nicht in dem Sinne, als ob es vaterländische Pflicht wäre, alles zu billigen, was er gesagt und gethan hat. Nur Thoren oder Fanatiker werden behaupten wollen, daß Fürst Bismarck niemals geirrt habe. Auch nicht in dem Sinne, als ob er Maximen aufgestellt hätte, die nun unter allen Umständen, in jedem Falle und in jeder Lage blindlings anzuwenden wären. Starre Dogmen gibt es weder im politischen, noch im wirtschaftlichen Leben, und gerade Fürst Bismarck hat von der Doktrin nicht viel gehalten. Aber was uns Fürst Bismarck gelehrt hat, ist, daß nicht persönliche Liebhabereien, nicht populäre Augenblicksströmungen, noch graue Theorie, sondern immer nur das wirkliche und dauernde Interesse der Volksgemeinschaft, die salus publica, die Richtschnur einer vernünftigen und sittlich berechtigten Politik sein darf."

Es ist bezeichnend, daß diese Worte angefochten worden sind, und zwar nicht von den alten Gegnern des Fürsten Bismarck, sondern im Namen bismärckischer Politik. Fürst Herbert Bismarck selbst hat kurz darauf in einer Ansprache an eine studentische Abordnung einige Bemerkungen nicht unterdrücken können, die eine scharfe Spitze gegen die Bülowsche Rede enthielten. Und doch wird Fürst Herbert Bismarck sicherlich davon durchdrungen sein, daß nichts verkehrter sein würde, als der Politik seines großen Vaters einen doktrinären Charakter beizulegen. Niemals hat Fürst Bismarck sich auf eine politische Theorie festgelegt. Grundlagen und Ziele seiner Politik sind die denkbar allgemeinsten gewesen, die für jedes Land und jede Zeit gelten. Er wollte die Macht und Größe seines Vaterlandes schaffen, und sein staatsmännischer Genius bestand darin, daß er zu jeder Zeit die äußerlich gegebenen Mittel und Möglichkeiten im Einklang mit dem Pulsschlag des deutschen Volkes zu erfassen wußte. Gerade das wird der politische Theoretiker niemals können. Er wird die Neigung haben, sein Staatsideal verstandesmäßig auszumalen, und in dem Zusammenstoß seiner Pläne mit der rauhen Wirklichkeit Gefahr laufen, manches zu übersehen und schief zu beurtheilen, was zum Gelingen führen

könnte. Der echte Staatsmann aber, der ein großes und weites Ziel einmal mit dem Herzen erfaßt hat, vermag mit voller Sicherheit in die Wirren der Tageskämpfe hinabzusteigen ohne die Gefahr, darin zu versinken oder die Klarheit des Blickes zu verlieren. Ja, je schärfer er das Gebot des Augenblicks, die Bedeutung der gegebenen äußeren Umstände erfaßt, desto größer und erfolgreicher wird er sein; denn sein Leitstern zum großen Ziel bleibt trotz alles Wechsels im Grunde seiner Seele unverrückbar. Es ist ein Irrtum, wenn man einen großen Staatsmann dadurch zu feiern und zu erheben glaubt, daß man leugnet, er sei ein Kind seiner Zeit gewesen. Nein, er muß es sogar sein; nur in der Fähigkeit, aus den wirr durcheinander laufenden Zeitströmungen einen großen Gedanken zu formen, zeigt sich die Kraft des staatsmännischen Genies. So ist auch Fürst Bismarck ganz und gar ein Kind seines Zeitalters gewesen, Vertreter bestimmter Anschauungen über Staat und Gesellschaft, die vielleicht einmal nicht mehr sein werden. Es ist notwendig, diese Wahrheit in aller Schärfe hinzustellen und sich klar zu machen, daß man dem Begründer des Reichs unauslöschliche Dankbarkeit bewahren, daß man von ihm als unvergleichlichem Meister der Staatskunst stets aufs neue lernen und doch sich bewußt werden kann, daß die Gegenwart stets neue Aufgaben stellt, die auch über den größten Staatsmann der Welt einmal hinausweisen. Unvergänglich bleiben nur die grundsätzlichen Lehren über die Art des Anfassens politischer Aufgaben, wie sie sich aus dem vorbildlichen Wirken eines großen Mannes von selbst ergeben, und in dem Hervorheben dieses bleibenden Inhalts der Bismarckschen Schule ist Graf Bülows Rede geradezu mustergiltig zu nennen. Wenn nun trotzdem gerade aus dem Kreise derer, die dem Fürsten Bismarck im Leben nahe standen, gegen diese Fassung seiner Lehre Widerspruch erhoben wird, so muß eine Unterlage für die Befürchtung vorhanden sein, daß selbst die Befolgung Bismarckscher Grundsätze in der Politik nicht das Einschlagen völlig neuer Wege hindern kann. Wir haben darin ein Merkzeichen, wie weit wir bereits über das Zeitalter Bismarcks hinausgewachsen sind.

Dem ist in der That so. Der Mann, der mit gigantischer Kraft alle die Hindernisse hinwegzuräumen hatte, die der politischen Einigung Deutschlands entgegenstanden, konnte bei aller Weite und Klarheit seines Blicks doch nicht die Fülle reifer Kraft ahnen, die in dem deutschen Volke nur der Entfesselung harrte, um sich überreich zu entfalten. Wer selbst schwere Hebearbeit zu verrichten hat, kann sich nicht so leicht vergegenwärtigen, wie leicht später die Masse ins Rollen kommt. Wohl hat auch Bismarck geglaubt, Frau Germania werde reiten können, wenn man sie in den Sattel gesetzt habe. Aber daß Frau Germania alsbald ein so kräftiges Galopptempo einschlagen würde, konnte er nicht voraussehen.

Was das Antlitz der Lage in verhältnismäßig so kurzer Zeit vollständig verändert hat, ist der ungeheure Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens, der alsbald eintrat, sobald die Schranke des Mißverhältnisses zwischen der politischen Stellung Deutschlands anderen Mächten gegenüber und der im Volke vorhandenen, gesammelten kulturellen Kraft gefallen war. Bismarck hätte dem Deutschen Reiche gern noch eine Zeit der Sammlung und inneren Kräftigung gewünscht, eine Friedens- und Kulturmission, die sich streng auf dem Boden des mit Blut und Eisen Errungenen hielt. Das Friedensprinzip ist, dank der weisen Besonnenheit unserer Politik, dauernd festgehalten worden,

aber die wirtschaftlichen Bedürfnisse der neugefestigten und durch den politischen Machtzuwachs beflügelten Volkskraft strebten mit elementarer Gewalt über den engen Rahmen hinaus. Unmerklich, aber doch mit schnellen Schritten ist das deutsche Volk von selbst dazu übergegangen, Weltpolitik zu treiben, eine Weltpolitik, die schon um deswillen keine Politik der Eroberungen und politischen Einmischungen sein konnte, weil die offizielle Politik diesen Bedürfnissen nur zögernd folgte und eher ein Gegengewicht als Unterstützung bot. Aber diese Weltpolitik gewann eben ihre Bedeutung gerade dadurch, daß die Beteiligung des deutschen Volkes am Welthandel seinen wirklichen Bedürfnissen und Kräften genau angepaßt, durchaus nicht etwa künstlich gezüchtet und durch Machtgelüste gestützt war. Allmählich jedoch mußte die Zeit kommen, wo auch die Reichsgewalt dieser Entwicklung nicht mehr zögernd folgen durfte, sondern die Führung übernehmen mußte. Deshalb brauchte in der Art und Ausführung dieser Politik die Bismarcksche Schule nicht verlassen zu werden. Kaiser Wilhelm II. hat den ersten entscheidenden großen Schritt in dieser neuen Richtung gewagt. Ob er den Schritt vielleicht zu früh gethan hat, ob es richtig war, um der neuen Ideen willen auf eine staatsmännische Kraft von so überragender Größe wie Bismarck zu verzichten, ehe der natürliche Verlauf der Dinge und höherer Ratschluß diese Notwendigkeit herbeiführte, darüber wird erst die Nachwelt zutreffend zu urteilen im stande sein. Wir müssen uns jedenfalls sagen, daß ein Grollen mit dem Geschehenen bei dem jetzigen Stand der Entwicklung allermindestens eine grobe politische Pflichtvergessenheit sein würde. Wir stehen der unabänderlichen Thatsache gegenüber, daß ein Wandel bereits vollzogen ist, der dem deutschen Volk nicht mehr gestattet, in beschaulicher Ruhe alle Kraft allein auf den Ausbau seiner inneren Einrichtungen zu verwenden. Nicht der Wille eines Mächtigen, sondern eine aus wirtschaftlichen Ursachen fließende Notwendigkeit treibt uns dazu, in friedlichem Wettbewerb mit allen Völkern als weltwirtschaftlicher Faktor von Bedeutung unsern Platz auszufüllen.

Welchen Einfluß hat nun diese Wandlung auf die innere Lage ausgeübt?

Selbstverständlich konnte die Entwicklung der Parteien davon nicht unberührt bleiben. Die politischen Parteien haben aber der schnellen Umgestaltung unserer Verhältnisse nicht in gleichem Schritt folgen können. Parteien haben überhaupt niemals besondere Anpassungsfähigkeit an neue Verhältnisse; erst durch Zersetzungserscheinungen hindurch geht der Weg zu neuen Gestaltungen. Unsere Parteien ruhen noch heute auf den Grundlagen, die ihnen durch die Aufgaben gegeben waren, die unsere politische Entwicklung in den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts bestimmt haben. Vieles davon hat ja noch heute Gültigkeit. Selbstverständlich giebt es keine Scheidewand zwischen zwei Zeitaltern, sondern nur allmähliche Uebergänge, und auch heute noch sind Teile der Aufgaben zu lösen, die schon unsere Väter beschäftigt haben. Außerdem bleiben gewisse Grundverschiedenheiten der Anschauung durch alle Zeitalter bestehen, wenn sie auch in den Erscheinungsformen wechseln. Stets wird es auf der einen Seite Leute geben, die das Wohl des Einzelnen am besten in dem besonnenen Ausbau und organischen Wachstum der Gemeinschaft, des Staates und der Gesellschaft gewahrt glauben, und auf der anderen Seite solche, die dem Einzelnen auf Grund der Bedürfnisse der Gegenwart möglichste Bewegungsfreiheit wünschen und überzeugt sind, daß

fahrt. Mag man nun heute jene konservativ und diese nach hundert Jahren vielleicht anders nennen, das Wesen bleiben, so lange es Menschen giebt und wir Staatsformen politisches Leben gestatten. Nicht nötig aber ist, daß diese im Vordergrund stehen und man versucht, sie in grundsätzlicher bringen, während wichtigere Aufgaben vorliegen, bei denen ein verschiedener Richtungen trotz abweichender Grundauffassungen nicht nur praktisch geboten ist. Konservative und Liberale mußten naturgemäß verschließen, als es sich darum handelte, die Grundformen staatlichen Lebens Der Abschluß der Verfassungskämpfe in den Einzelstaaten und die Erdeutschen Einheit hat aber diesen Gegensatz soweit zum Austrag gebracht, Vatergeborenen die Nachwehen jener inneren Kämpfe als nebensächlich und halb erscheinen müssen. So weit ist die Ueberwindung dieser alten Gegensätze daß z. B. heute eine Partei, die aus historischen Gründen und mit Rücksicht von ihr vertretenen Interessenkreise mit Recht Wert darauf legt, sich liberal - es ist die nationalliberale Partei —, ihrem innersten Wesen nach konserist. Denn diejenigen Ideale des Liberalismus, die sie sich zu eigen gemacht hat, in der heutigen Gestaltung des Verfassungslebens im wesentlichen erfüllt, und es nur, sie festzuhalten und lebendig zu erhalten. Die alten Parteien würden also den Inhalt unseres politischen Lebens vollständig falsch widerspiegeln, wenn sie nicht allmählich auch zu den modernen Tagesfragen Stellung genommen und sich dadurch am Leben erhalten hätten. Freilich ist diese Flickarbeit an den alten Programmen mühsam genug und nicht immer glücklich gewesen. Aber wir müssen im Parlament selbst und bei den Wahlen damit rechnen. Schließlich wird sich auch einmal die alte Form den Forderungen der neuen Zeit anpassen.

Es sind, wie schon bemerkt, wirtschaftliche und, damit eng verbunden, soziale Wandlungen, die den Umschwung herbeigeführt haben. Darin kann sich die ältere Generation schwer finden. Gerade diese Momente traten vor 1870 mehr zurück. Die wirtschaftliche Vorbereitung der Einigung Deutschlands blieb dem eigentlichen Parteistreit, dem politischen Kampfgebiet, ziemlich entrückt; die preußische Regierung war es, die mit ihrer Zollvereinspolitik in etwa vierzigjähriger stiller Arbeit diesen Teil der Aufgabe fast allein löste. Und auch für die soziale Frage war die Zeit noch nicht reif. Dadurch bewahrten sich die Parteikämpfe jener Zeit den Charakter eines reinen Prinzipienstreits um die höchsten Ideale der Nation, und das gab auch dem politischen Leben der ersten Jahre des jungen Reichs jenen frohen, unbekümmerten Aufschwung, der dem befriedigenden Gefühl erfüllter Hoffnungen entspringt und auf den heute die Veteranen der Politik mit schmerzlicher Wehmut zurückblicken. Sie können, im Einklang auch mit manchen Jüngeren, das Gefühl nicht unterdrücken, daß der wirtschaftliche und soziale Kampf, der die Gegenwart bewegt, ein Verlassen der idealen Richtung und demgemäß ein Herabsinken bedeutet.

Das ist ein völliger Irrtum. Aufmerksame geschichtliche Betrachtung läßt in diesem ungestümen Vordrängen wirtschaftlicher Interessen, nachdem wir 1871 unser Haus neu gebaut haben, eine Notwendigkeit erkennen, die uns den Weg zu einer neuen

Aufwärtsentwicklung zeigt. Wenn wir diesen Wink der Vorsehung nicht verstehen, und wirklich darüber in Materialismus und Kümmerlichkeit versinken sollten, so würde nur unsere Verzagtheit und Ungelenkheit daran schuld sein. Wir können und sollen auch an diesen Aufgaben den Idealismus bethätigen, der der Ruhm unserer Väter gewesen ist. Es fragt sich nur, welchen Inhalt und Zweck man den wirtschaftlichen Bestrebungen giebt und in welchem Geiste man thätig ist. Wo die materiellen Interessen im Sinne der Erhaltung deutscher Eigenart und deutschen Wesens und zum Gedeihen der Gesamtheit des deutschen Volkes wahrgenommen werden, da hat auch dieses Schaffen einen idealen Untergrund. Wo aber jeder nur an den Erfolg der eigenen Interessen denkt, da besteht allerdings die Gefahr, daß der Idealismus den Rücken kehrt. Das ist der eine Grund, warum wir wünschen, daß die wirtschaftlichen Aufgaben, die den Inhalt unsrer nächsten politischen Entwicklung bilden, in engem Zusammenhang mit dem tiefsten Fühlen und Denken deutscher Volksart erfaßt oder, wie wir auch sagen können, von nationalem Geiste getragen werden. Die Leute, denen der wirtschaftliche Erfolg nur ein Rechenexempel ist, die keinen Zusammenhang anerkennen zwischen ihrem Interesse und den Nöten und den Bedürfnissen des Volkes, diese Vertreter des wirklichen Mammonismus und Materialismus sind ihrer Natur nach international.

Die falsche und einseitige Ausbildung des wirtschaftlichen Egoismus hat auch auf sozialem Gebiet die Mißstände gezeitigt, deren Reaktion wir in der internationalen Sozialdemokratie vor uns sehen. Wie die Partei auch in der Praxis zur Zeit aussehen mag, ihre Parteitheorie ist und bleibt durchaus revolutionären Charakters. Das bedeutet aber nichts Anderes, als daß sie außerhalb jedes geschichtlichen Zusammenhanges steht, daß sie auf dem Wege der Verneinung der bestehenden Ordnung künstlich ausgeklügelt ist. Will man sie also als eine Gefahr wirksam bekämpfen, so gehört neben dem ernsten Willen zu einer vernünftigen Sozialreform vor allem dazu, daß man diese Theorie an ihrer größten Schwäche faßt, an der Blutlosigkeit, zu der sie durch ihren internationalen Utopismus verurteilt ist. Der Kampf muß freilich vergeblich bleiben, so lange nur die Angst der Besitzenden und Herrschenden um Eigentum und Autorität seine Triebfeder ist. Es genügt auch nicht, daß man, wie heute Pfarrer Naumann und seine Getreuen, einem immer einseitiger werdenden Sozialismus einen Anstandsbrocken von kühlem Nationalismus beimischt; nein, nur ein warmes Sich-Eins-Fühlen mit allen Interessen und Kräften, die im Volk lebendig sind und die es vorwärts bringen, kann die nötigen Gegenwirkungen frei machen, durch welche die Gewissen zur Sozialreform geschärft und zugleich die Empfindungen für das Thörichte und das Verderbliche der Sozialdemokratie geweckt werden können. Wir gewinnen also durch eine tiefbegründete nationale Gesinnung zugleich die wertvollste Stütze für unsere Gesundung auf sozialem Gebiet.

Die Aufgaben unserer Zeit erfordern, wie schon erwähnt, daß die Parteiunterschiede, die nicht in unmittelbarer Beziehung damit stehen, möglichst in den Hintergrund geschoben werden, und auch um deswillen muß alles hervorgehoben werden, was die verschiedenen Interessengruppen im Volke vereinen und zu gegenseitiger Rücksichtnahme bestimmen kann. Der waschechte Parteistandpunkt fürchtet den Kompromiß, und so findet man mitunter ein ängstliches Sträuben gegen die rein nationalen Gesichtspunkte auch bei einer Partei, die ihrem Wesen nach eigentlich national sein muß, nämlich bei der deutsch-konservativen

dabei auch das Ganze am besten fährt. Mag man nun heute jene konservativ und diese liberal, oder mag man sie nach hundert Jahren vielleicht anders nennen, das Wesen dieses Unterschieds wird stets bleiben, so lange es Menschen giebt und wir Staatsformen haben, die überhaupt ein politisches Leben gestatten. Nicht nötig aber ist, daß diese Gegensätze beständig im Vordergrund stehen und man versucht, sie in grundsätzlicher Fehde zum Austrag zu bringen, während wichtigere Aufgaben vorliegen, bei denen ein Zusammengehen verschiedener Richtungen trotz abweichender Grundauffassungen nicht nur möglich, sondern praktisch geboten ist. Konservative und Liberale mußten naturgemäß hart aufeinanderstoßen, als es sich darum handelte, die Grundformen staatlichen Lebens festzustellen. Der Abschluß der Verfassungskämpfe in den Einzelstaaten und die Erkämpfung der deutschen Einheit hat aber diesen Gegensatz soweit zum Austrag gebracht, daß den Spätergeborenen die Nachwehen jener inneren Kämpfe als nebensächlich und halb unverständlich erscheinen müssen. So weit ist die Ueberwindung dieser alten Gegensätze gediehen, daß z. B. heute eine Partei, die aus historischen Gründen und mit Rücksicht auf die von ihr vertretenen Interessenkreise mit Recht Wert darauf legt, sich liberal zu nennen, — es ist die nationalliberale Partei —, ihrem innersten Wesen nach konservativ ist. Denn diejenigen Ideale des Liberalismus, die sie sich zu eigen gemacht hat, sind in der heutigen Gestaltung des Verfassungslebens im wesentlichen erfüllt, und es gilt nur, sie festzuhalten und lebendig zu erhalten. Die alten Parteien würden also den Inhalt unseres politischen Lebens vollständig falsch widerspiegeln, wenn sie nicht allmählich auch zu den modernen Tagesfragen Stellung genommen und sich dadurch am Leben erhalten hätten. Freilich ist diese Flickarbeit an den alten Programmen mühsam genug und nicht immer glücklich gewesen. Aber wir müssen im Parlament selbst und bei den Wahlen damit rechnen. Schließlich wird sich auch einmal die alte Form den Forderungen der neuen Zeit anpassen.

Es sind, wie schon bemerkt, wirtschaftliche und, damit eng verbunden, soziale Wandlungen, die den Umschwung herbeigeführt haben. Darin kann sich die ältere Generation schwer finden. Gerade diese Momente traten vor 1870 mehr zurück. Die wirtschaftliche Vorbereitung der Einigung Deutschlands blieb dem eigentlichen Parteistreit, dem politischen Kampfgebiet, ziemlich entrückt; die preußische Regierung war es, die mit ihrer Zollvereinspolitik in etwa vierzigjähriger stiller Arbeit diesen Teil der Aufgabe fast allein löste. Und auch für die soziale Frage war die Zeit noch nicht reif. Dadurch bewahrten sich die Parteikämpfe jener Zeit den Charakter eines reinen Prinzipienstreits um die höchsten Ideale der Nation, und das gab auch dem politischen Leben der ersten Jahre des jungen Reichs jenen frohen, unbekümmerten Aufschwung, der dem befriedigenden Gefühl erfüllter Hoffnungen entspringt und auf den heute die Veteranen der Politik mit schmerzlicher Wehmut zurückblicken. Sie können, im Einklang auch mit manchen Jüngeren, das Gefühl nicht unterdrücken, daß der wirtschaftliche und soziale Kampf, der die Gegenwart bewegt, ein Verlassen der idealen Richtung und demgemäß ein Herabsinken bedeutet.

Das ist ein völliger Irrtum. Aufmerksame geschichtliche Betrachtung läßt in diesem ungestümen Vordrängen wirtschaftlicher Interessen, nachdem wir 1871 unser Haus neu gebaut haben, eine Notwendigkeit erkennen, die uns den Weg zu einer neuen

Aufwärtsentwicklung zeigt. Wenn wir diesen Wink der Vorsehung nicht verstehen, und wirklich darüber in Materialismus und Kümmerlichkeit versinken sollten, so würde nur unsere Verzagtheit und Ungelenkheit daran schuld sein. Wir können und sollen auch an diesen Aufgaben den Idealismus bethätigen, der der Ruhm unserer Väter gewesen ist. Es fragt sich nur, welchen Inhalt und Zweck man den wirtschaftlichen Bestrebungen giebt und in welchem Geiste man thätig ist. Wo die materiellen Interessen im Sinne der Erhaltung deutscher Eigenart und deutschen Wesens und zum Gedeihen der Gesamtheit des deutschen Volkes wahrgenommen werden, da hat auch dieses Schaffen einen idealen Untergrund. Wo aber jeder nur an den Erfolg der eigenen Interessen denkt, da besteht allerdings die Gefahr, daß der Idealismus den Rücken kehrt. Das ist der eine Grund, warum wir wünschen, daß die wirtschaftlichen Aufgaben, die den Inhalt unsrer nächsten politischen Entwicklung bilden, in engem Zusammenhang mit dem tiefsten Fühlen und Denken deutscher Volksart erfaßt oder, wie wir auch sagen können, von nationalem Geiste getragen werden. Die Leute, denen der wirtschaftliche Erfolg nur ein Rechenexempel ist, die keinen Zusammenhang anerkennen zwischen ihrem Interesse und den Nöten und den Bedürfnissen des Volkes, diese Vertreter des wirklichen Mammonismus und Materialismus sind ihrer Natur nach international.

Die falsche und einseitige Ausbildung des wirtschaftlichen Egoismus hat auch auf sozialem Gebiet die Mißstände gezeitigt, deren Reaktion wir in der internationalen Sozialdemokratie vor uns sehen. Wie die Partei auch in der Praxis zur Zeit aussehen mag, ihre Parteitheorie ist und bleibt durchaus revolutionären Charakters. Das bedeutet aber nichts Anderes, als daß sie außerhalb jedes geschichtlichen Zusammenhanges steht, daß sie auf dem Wege der Verneinung der bestehenden Ordnung künstlich ausgeklügelt ist. Will man sie also als eine Gefahr wirksam bekämpfen, so gehört neben dem ernsten Willen zu einer vernünftigen Sozialreform vor allem dazu, daß man diese Theorie an ihrer größten Schwäche faßt, an der Blutlosigkeit, zu der sie durch ihren internationalen Utopismus verurteilt ist. Der Kampf muß freilich vergeblich bleiben, so lange nur die Angst der Besitzenden und Herrschenden um Eigentum und Autorität seine Triebfeder ist. Es genügt auch nicht, daß man, wie heute Pfarrer Naumann und seine Getreuen, einem immer einseitiger werdenden Sozialismus einen Anstandsbrocken von kühlem Nationalismus beimischt; nein, nur ein warmes Sich-Eins-Fühlen mit allen Interessen und Kräften, die im Volk lebendig sind und die es vorwärts bringen, kann die nötigen Gegenwirkungen frei machen, durch welche die Gewissen zur Sozialreform geschärft und zugleich die Empfindungen für das Thörichte und das Verderbliche der Sozialdemokratie geweckt werden können. Wir gewinnen also durch eine tiefbegründete nationale Gesinnung zugleich die wertvollste Stütze für unsere Gesundung auf sozialem Gebiet.

Die Aufgaben unserer Zeit erfordern, wie schon erwähnt, daß die Parteiunterschiede, die nicht in unmittelbarer Beziehung damit stehen, möglichst in den Hintergrund geschoben werden, und auch um deswillen muß alles hervorgehoben werden, was die verschiedenen Interessengruppen im Volke vereinen und zu gegenseitiger Rücksichtnahme bestimmen kann. Der waschechte Parteistandpunkt fürchtet den Kompromiß, und so findet man mitunter ein ängstliches Sträuben gegen die rein nationalen Gesichtspunkte auch bei einer Partei, die ihrem Wesen nach eigentlich national sein muß, nämlich bei der deutsch-konservativen

Partei. Es wäre zu wünschen, daß auch diese Störungen und Schwankungen überwunden würden. Die genannte Partei leidet überdies unter der Verquickung politischer Ideen mit kirchlichen Bestrebungen. Die Lösung dieser Verkettung erscheint ihr als eine Verleugnung der christlichen Idee. Sehr mit Unrecht! Je höher man die religiösen Faktoren schätzt, desto mehr wird man erkennen, wie das religiöse Leben, wo es sich stark und unabhängig entfaltet, ein unveräußerlicher Bestandteil des Volkslebens ist. Indem wir in einem christlichen Volke nationale Politik treiben, treiben wir auch christliche Politik, wir mögen wollen oder nicht. Es ist dies auch die einzige Grundlage, auf der sich verschiedene Bekenntnisse und Richtungen vertragen können, ohne ihre Freiheit aufzugeben. Als ein konfessionell gespaltenes Volk müssen wir uns aber vertragen lernen. So kann sich auch die Glaubenstreue der Katholiken bethätigen, ohne daß sie sich zu Werkzeugen der staatsfeindlichen Macht hergeben, die in der Form des sogenannten Ultramontanismus die Gewalt der römischen Kirche über die Gewissen zu weltlichen Machtzwecken mißbraucht. Nationalgesinnte Protestanten und Katholiken werden in dem gemeinsamen vaterländischen Wirken stets auch ihren kirchlichen Ueberzeugungen gegenseitige Rücksicht erweisen. Indem aber der evangelische Konservatismus die Kirchlichkeit zur politischen Parteisache macht, wird er oft der Bundesgenosse des staatsfeindlichen Ultramontanismus und hilft die verhängnisvolle Machtstellung der diesen Zwecken dienenden Centrumspartei verstärken. Nicht, als ob es nicht ein gelegentliches Zusammengehen in einer praktischen Frage geben könnte; aber die grundsätzliche Stärkung des Centrums durch die konservative Politik sollte aufhören.

Es wird also das Haupterfordernis unserer inneren Politik sein, daß sich die auf nationalem Boden stehenden Parteien nach Möglichkeit zur Lösung der großen wirtschaftlichen Aufgaben zusammenschließen.

Damit haben wir ungefähr den Standpunkt festgelegt, von dem aus wir an die Beurteilung der wichtigsten Frage der heutigen deutschen Politik herantreten können. Diese Frage ist die der Handelsverträge. Sie beherrscht, nachdem jüngst der Entwurf des Zolltarifs veröffentlicht worden ist, die ganze politische Lage. Für den nationalen Politiker muß die Grundlage der ganzen Betrachtung bleiben, daß die verschiedenen Zweige der Erwerbsthätigkeit, Landwirtschaft, Industrie und Handel, möglichst gleichmäßig auf ihre Rechnung kommen. Die jüngste wirtschaftliche Entwicklung hat die Landwirtschaft durch eine schwere Krisis, deren Ueberwindung noch nicht gelungen ist, hindurchgeführt, der Industrie einen gewaltigen Aufschwung gegeben und auf Grund dieser Gesamtlage dem Handel ein bedeutendes Uebergewicht verschafft. Unter solchen Verhältnissen hat die große Mehrheit der industriellen Vertretungen das Bedürfnis anerkannt, bei dem Abschluß neuer Handelsverträge nach Möglichkeit der Landwirtschaft durch erhöhten Zollschutz zu Hilfe zu kommen. An dem Zustandekommen der Handelsverträge auf dieser Grundlage ist nach der sorgfältigen Vorarbeit sachverständiger Kräfte und nach der Prüfung der Verhältnisse im Auslande nicht zu zweifeln. Kommen aber Handelsverträge zu stande, so ist es ebenso sicher, daß unser heutiger aufstrebender Welthandel nicht nur unberührt bleiben, sondern auch einen weiteren Aufschwung nehmen wird. Der Egoismus derjenigen Handelskreise, die sich vielleicht vorübergehend beeinträchtigt sehen und den Traum von dem Uebergang Deutschlands zum reinen Handelsstaat aufgeben

müssen, rüstet sich gleichwohl zu einem erbitterten Widerstand, indem er durch Hervorkehrung des vermeintlichen Konsumenten-Interesses die große Masse für sich zu gewinnen sucht. Leider wird dieser Kampf mit zum Teil verwerflichen Mitteln geführt. Was dabei vor allem zu tadeln ist, ist weniger die Uebertreibung, die immerhin aus einer ehrlichen Ueberzeugung hervorgehen kann, als die gänzliche Empfindungslosigkeit für die Pflicht, jedes deutsche Interesse doch unter allen Umständen dem des Auslandes voranzustellen. Manchen Gegnern des Zolltarifs aber steht der ausländische Händler, Produzent und Konsument näher als der Landsmann, der von andern wirtschaftlichen Bedürfnissen ausgeht. Gegen diese Gegner wird entschieden Front zu machen sein; im übrigen aber wird man zunächst die einfache Erwägung festzuhalten haben, daß ein autonomer Tarif natürlich nicht die Sätze enthalten kann, die schließlich als Vertragsergebnis herausspringen. Wir stehen erst am Anfang dieser Kämpfe. Ein weiterer Bericht wird hoffentlich schon manche Klärung bringen. Dann wird es Zeit sein, die Stellung der Parteien noch näher zu erörtern.

An Wilhelm Raabe.

Wer aus dem Herzen seines Volkes schreibt,
Dem mag Erfolg am lauten Markte fehlen,
Doch pflegt er sich ins Herz des Volks zu stehlen
Wie Lenzeshauch, der still und heimlich treibt

Und ob sein Name noch im Dunkel bleibt,
Lebt er geborgen schon in tausend Seelen,
Und keinem kann die reine Freude fehlen,
Dass Göttliches noch immer lebt und leibt.

Weimar, den 16. August 1901

Dann plötzlich kommt ein Sturm mit Allgewalt,
Der Frühlingssturm, nach dem die Knospen springen
Und alles Grün entgegensprießt der Sonne — —

Der Sturm ist da! und wurdest Du auch alt,
Dein Werk wird selber drum sein Werk vollbringen,
O Meister, aller deutschen Herzen Wonne.

Adolf Bartels.

Als Adam aus dem Paradies verstoßen,
Der Erden Not entgegenging, der großen,
Und Eva träumend schritt an seiner Seite,
Da setzte ihnen beiden zum Geleite,
Auf Adams Schulter sich ein kleiner Engel,
Ein krausgelockter, allerliebster Bengel
Und flüsterte: „Ihr müßt nicht so verzagen,
Ich will zum Trost Euch ein Geheimnis sagen:

Versteckt auf Erden wächst ein winzig Reis,
Von dem man nichts im Paradiese weiß,
Es wächst nur, wo nicht immer Sonne scheint,
Es findet nur, wer einmal schon geweint,
Es heilt von Leiden, lindert die Beschwerden,
Wer's einmal fand, kann nie ganz elend werden,"
Adam und Eva spitzten das Ohr:
„Wie heißt das Reis?" Er sprach: „Es heißt Humor"!

Weimar.

Ernst v. Wildenbruch.

Deutsches Ausland.

Von

Paul Dehn.

I.

Einleitendes über deutsche Stützpunkte im Auslande und die Notwendigkeit, die Beziehungen mit den Deutschen aller Länder zu pflegen. — Zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. — Ungarn. — Schweiz. — Belgien. — Nord-Amerika. — Mittel- und Süd-Amerika.

Die Zahl der Deutschen auf der Erde beläuft sich auf rund 80 Millionen Seelen, davon wohnen 69 Millionen in Europa, nämlich 52,6 im Deutschen Reiche selbst, 10,0 in Oesterreich, 2,2 in Ungarn, 2,1 in der Schweiz und über 2 Millionen im übrigen Europa. In Amerika sollen 10, in Afrika, Asien und Australien zusammen 1 Million Deutsche leben.

Zahlreicher als die Deutschen sind die Angelsachsen, aber staatlich in zwei große Gruppen geschieden, die keine andere als lediglich ideale Gemeinsamkeit anerkennen und eine jede für sich nach der Vorherrschaft streben.

Keine zweite große Nation ist so verbreitet, so zerstreut und dabei so zusammenhanglos, wie die deutsche. Weshalb? Weil die Deutschen lange Zeit politisch und wirtschaftlich schwach dastanden, politisch schwach, d. h. ohne Rückhalt an ein starkes nationales Reich und wirtschaftlich schwach, d. h. ohne Großkapital, ja ohne Kapital überhaupt. In beider Hinsicht waren Engländer und Franzosen besser daran und konnten sich deshalb auch im Auslande national kräftiger fühlen, zusammenschließen und bethätigen.

Inzwischen haben sich auch die Verhältnisse für die Deutschen im Auslande günstiger gestaltet. Ein Deutsches Reich ist erstanden, bereit und stark genug, um alle seine Angehörigen zu schützen. Und allmählich wird hoffentlich auch das deutsche Großkapital so erzogen werden, daß es sich geneigt zeigt, im Auslande Hand in Hand mit deutscher Intelligenz, deutscher Unternehmungslust und deutscher Arbeit zusammen zu wirken.

Aufgabe aller Deutschen aber muß es sein, den nationalen Zusammenhang zwischen den Deutschen im Reich und den Deutschen im Auslande auf dem Gebiet des geistigen und wirtschaftlichen Lebens inniger als bisher zu gestalten. Dazu soll an dieser Stelle beständige Anregung gegeben werden.

Zunächst gilt es, die Deutschen im Auslande durch thatkräftige Förderung ihrer nationalen Vereinigungen zu stärken. An dieser Stelle soll Interesse vor allem für die deutschen Missionen, Kirchen und Schulen im Auslande erweckt werden, aber auch für die deutschen Hülfs- und Wohlthätigkeitsvereine, Krankenhäuser und Heime, ferner für die deutschen Berufsvereine kaufmännischer und technischer Art, für die deutschen Siedelungs-, Handels- und Flottenvereine, für die deutschen Sprach-, Gesang- und Turnvereine, endlich für die deutschen Geselligkeitsvereine im Auslande. Alle deutschen Or-

ganisationen im Auslande sollen an dieser Stelle in ihrer Entwicklung verfolgt, in ihrer Thätigkeit gewürdigt und in ihren Bestrebungen gefördert werden mit Rücksicht darauf, daß es notwendig ist, deutsche Stützpunkte im Auslande zu schaffen und zu kräftigen, um auf allen Gebieten des Lebens innigere Beziehungen zwischen den Deutschen im Reich und den Deutschen im Auslande herzustellen. Insbesondere soll unter den Deutschen im Auslande das Bewußtsein erweckt und gekräftigt werden, daß sie die Träger deutscher Kultur, aber auch deutscher Interessen sind und für sich selbst arbeiten, wenn sie immer und überall ihre Eigenart hochhalten.

Für die Kräftigung der Beziehungen zwischen den Deutschen aller Länder liegen heute alle Verhältnisse günstiger als je. Politisch stark steht das Deutsche Reich da. Im deutschen Volke ist das nationale Bewußtsein erwacht. Und dieses Bewußtsein kann sich bethätigen infolge der Fortschritte der modernen Verkehrsmittel. Ehedem, als noch Wochen und Monate dazwischen lagen zwischen den Deutschen im Reich und den Deutschen in der Ferne, da war es schwer, fast unmöglich, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Deutschen zu verbreiten. Heute ist das leicht. Denn alle Deutsche, wo immer auf der Erde sie wohnen, stehen in beständigem Verkehr mit einander, alle Deutsche können sich als Angehörige einer großen Nation fühlen und mit der Zeit werden auch alle Deutsche zu der Erkenntnis kommen, daß es für sie unter den heutigen Verhältnissen mindestens ebenso notwendig wie für andere Völker ist, sich zusammenzuschließen, um alle Kämpfe der Zukunft siegreich bestehen zu können.

Zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. Als Ende der siebziger Jahre die Deutschen in Ungarn über Unterdrückungen und Vergewaltigungen der magyarischen Staatsverwaltungen zu klagen begannen, lenkten sie die Aufmerksamkeit deutschnationaler Kreise auf sich und im Jahre 1881 erfolgte die Gründung des „Allgemeinen deutschen Schulvereins“ zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, zunächst zur Unterstützung des kämpfenden oder mit dem Untergange bedrohten Deutschtums an den Sprachgrenzen, also des Deutschtums in alten deutschen Volksgebieten. Aber auch die deutschen Niederlassungen und Kolonieen im sprachfremden und überseeischen Auslande traten später an den Schulverein heran und baten um seine Hilfe. Viele Tausende von Deutschen im Auslande sind ihrem Volke verloren gegangen, weil sich niemand um sie kümmerte. Hier ist der Allgemeine deutsche Schulverein eingetreten und hat mit verhältnismäßig kleinen Mitteln ansehnliche Erfolge erzielt. Hunderte von Schulen hat er gebaut, eingerichtet oder kräftig unterstützt, zahlreiche Kirchen- und Pfarrhofbauten gefördert, Kirchen- und Schulverwaltungen hilfreich beigestanden, Kindergärten errichtet, Volks- und Schülerbüchereien aufgestellt, deutsche Studierende, Geistliche und Lehrer unterstützt und entsendet.

Leider hatte der Deutsche Schulverein jahrelang mit großer Teilnahmslosigkeit zu kämpfen, bis allmählich die Erkenntnis, daß es notwendig sei, dem gefährdeten Deutschtum im Auslande, zunächst auf dem Gebiet von Schule und Kirche, Hilfe zu bringen, in weitere Kreise drang. Im Jahre 1900 verausgabte der Schulverein rund 90 000 Mk. für gewährte Unterstützungen. Aber im Verhältnis zu ausländischen Vereinen ähnlicher Art sind seine Mittel noch gering. In seinem letzten Jahresbericht klagt der Vorsitzende des Gesamtvereins Professor Dr. Brandl-Berlin: „Den Weg zum Herzen der deutschen

Kapitalisten haben wir immer noch nicht entdeckt. Unser französischer Parallelverein, die **Alliance Française**, ist hierin viel glücklicher und verdankt es der Freigebigkeit der französischen Finanzwelt, daß er, obwohl an Mitgliedern uns ungefähr gleichstehend, doch mehr als das Doppelte unseres Einkommens zur Verfügung hat. Bei uns sind vielmehr die mittleren Leute, denen der Jahresbeitrag von 3 Mk. gerade ein bischen weh thut, für unsere nationalen Zwecke am opferwilligsten und einsichtigsten." Gegenwärtig zählt der Schulverein annähernd 33 000 Mitglieder, die zu einem erheblichen Teile akademischen Kreisen angehören.

Ungarn. Leider wohnen die Deutschen in Ungarn über das ganze Land zerstreut und sind daher der Entnationalisierung, zumeist der Magyarisierung, leichter ausgesetzt. Aber nicht überall sind die Deutschen im Rückgange wie im ungarischen Erzgebirge, in der Zips, in Pest, Stuhlweißenburg, Fünfkirchen, Raab, Gran, Kaschau u. s. w. Vielmehr vermehren sich die Deutschen da, wo sie dichter zusammensitzen, wie in Siebenbürgen, ferner in den westlichen Komitaten Eisenburg, Oedenburg und Wieselburg, wo 300 000 deutsche „Heidebauern" und „Heanzen" sich an die Deutschen Nieder-Oesterreichs und der Steiermark anlehnen. Vor allem aber ist die deutsche Bevölkerung angewachsen in den Komitaten Tolna und Baranya zwischen Donau und Drau, wo 225 000, im Banat, wo 450 000, und in der Bacska, nördlich von Neusatz, zwischen Donau und Theiß, wo 250 000 Deutsche wohnen, sich durch Fleiß, Sparsamkeit und religiösen Sinn auszeichnen, großen Kinderreichtum aufweisen und allmählich durch Güterankauf die Rumänen, Serben und Magyaren verdrängen. Die Deutschen in der Bacska kamen um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem Elsaß, aus Baden, Württemberg und der Pfalz, zum Teil auch aus Thüringen, insgesamt etwa 30 000 Köpfe stark. Im Jahre 1835 waren sie auf 92 000 angewachsen und heute beläuft sich ihre Zahl auf 250 000, wovon $^4/_5$ römisch-katholisch. Da das nationale Gefühl dieser Deutschen sich kräftiger als bisher bekundet, so ist nicht daran zu denken, daß es der magyarischen Verwaltung gelingen wird, den deutschen Unterricht und die deutsche Predigt gänzlich zu beseitigen, selbst wenn sie an dieser Magyarisierungspolitik festhalten sollte.

Siebenbürgen. Das kleine Völkchen der Siebenbürger Sachsen mit etwa 200000 Seelen fällt ins Gewicht durch seine Intelligenz, es bildet in Siebenbürgen den begüterten Mittelstand, an dem es anderwärts in Ungarn vielfach fehlt. Welche Stellung die Siebenbürger Sachsen gesellschaftlich einnehmen, ergiebt sich aus ihrem akademischen Nachwuchs. Im Sommersemester studierten 234 junge Sachsen, davon 46 in Klausenburg und 13 in Pest, ferner 30 in Graz und 26 in Wien, endlich 22 in Berlin, 16 in München, 13 in Leipzig u. s. w. Nach Deutschland gehen hauptsächlich die Theologen, Mediziner und Techniker.

Schweiz. Nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung ist die Zahl der Deutschsprechenden seit der vorletzten Volkszählung um 17 vom Tausend zurückgegangen, sie betrug 1890 714 und 1900 nur noch 697 vom Tausend. Indessen ist dies nicht allzu tragisch zu nehmen. In der Schweiz vermehrten sich die Deutschen um $^1/_4$ Million auf 2,3 Millionen, die Franzosen um 95 000 auf 733 000 und die Italiener um 65 000 auf 222 000. Der Rückgang der Deutschen entfällt auf die nichtdeutschen Bezirke, insbesondere auf Neuenburg, französisch Bern, französisch Wallis, Waadt, französisch Freiburg und

Genf. Bei Vorhandensein deutscher Schulen würde vielleicht dieser Rückgang nicht eingetreten sein. Dagegen werden in Graubündten die Rätoromanen von den Deutschen zurückgedrängt, was A. Sartorius Freiherr von Waltershausen in seiner Schrift „Die Germanisierung der Rätoromanen in der Schweiz" (Stuttgart 1900 bei Engelhorn) des näheren dargestellt hat.

Belgien. U. d. Titel „Deutschbelgien" veröffentlicht der „Deutsche Verein zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien" seit 1899 eine Zeitschrift mit interessanten Mitteilungen über das Deutschtum in Belgien. Bemerkenswerterweise stützt sich der Verein besonders auf die katholische Geistlichkeit, die mit rühmlichem Eifer die deutsche Volkssprache pflegt. Vorsitzender des Vereins ist Professor G. Kurth von der Hochschule in Lüttich.

Nordamerika. In der Tagespresse wird auf den hervorragenden Anteil des Deutschtums an der panamerikanischen Ausstellung in Buffalo hingewiesen. Ohne deutsche Intelligenz und ohne deutsche Organisationskraft wäre sie mindestens nicht in dieser Ausdehnung zu stande gekommen. Nächst New-York, Chicago, Philadelphia, St. Louis, Milwaukee und Cincinnati hat Buffalo die verhältnismäßig stärkste deutsche Bevölkerung, die überdies beständig zunimmt. Auch steht die Stadt schon seit Jahren unter Leitung deutscher Bürgermeister. Unter ihren hervorragendsten Industriellen befinden sich viele deutsche Einwanderer, wie Jakob Schöllkopf, der als Gerbergeselle aus Württemberg kam und die Niagarafall-Kraftgesellschaft gründete, der Elektriker Luther Stieringen, der Kunstgärtner Rudolf Ulrich, der Bildhauer Karl Bitter, der Architekt Aug. C. Esenwein aus Süddeutschland, der mehrere Hauptbauten zur Ausstellung lieferte, so u. a. den Musiktempel, vor allem aber Alt-Nürnberg schuf, diesen „Clou" der panamerikanischen Ausstellung, der den nordamerikanischen Deutschen ein kleines Stückchen ihrer alten Heimat wieder vorführte. Unter den Ausstellern befinden sich viele angesehene deutsche Geschäftshäuser, so u. a. die Papstsche Brauerei von Milwaukee, die in New-York den Palmengarten, ein Wirtshaus größten Stils mit einem Fassungsraum für 10 000 Besucher, begründet hat, die Firma John A. Röbling & Söhne, die Erbauer der Hängebrücke zwischen New-York und Brooklyn, die Konservenfabrik von Heinz in Pittsburg, die Fleischpackerei von Jakob Dold, einem eingewanderten Schwaben, in Nebraska, Kansas und Buffalo u. s. w.

Die Klagen über den Rückgang des Deutschtums in Nordamerika sind alt. Aber das Deutschtum besteht drüben bereits zweihundert Jahre. Wohl beschränkt es sich zumeist auf das eingewanderte und auf das erste dort geborene Geschlecht und vererbt sich selten oder nie auf spätere Geschlechter. Aber es hat sich doch infolge der beständigen Einwanderung erhalten und immer wieder erneuert. Und in der heutigen Zeit, da das nationale Gefühl allerwärts erwacht und sich immer stärker geltend macht, wird es auch unter den Deutschen in Nordamerika nicht verlöschen, ob nun die deutsche Einwanderung über kurz oder lang wieder zunimmt oder nicht. Erkennen doch auch nordamerikanische Kreise die Bedeutung des Deutschtums, da sie ihre Kinder auch in der deutschen Sprache unterrichten lassen. Es ist begreiflich, daß die Deutschen in Nordamerika, um fortzukommen, englisch lernen und sprechen müssen, aber wenig klug wäre es von ihnen, wollten sie darüber die deutsche Sprache vernachlässigen und vergessen oder ihren Kindern

vorenthalten. Von vornherein hat derjenige, der zwei Sprachen versteht, immer bessere Aussichten für sein Fortkommen. Das gilt ganz besonders für Nordamerika. Wenn die Deutschen in Nordamerika an der deutschen Sprache festhalten und auch ihre Kinder deutsch lernen lassen, so erfüllen sie nicht nur eine nationale Pflicht, sondern erwerben sich auch einen wirtschaftlichen Vorteil, der nicht zu unterschätzen ist. Das Deutschtum in Nordamerika scheint sich seiner nationalen Ueberlieferungen wieder zu erinnern und wird, wenn es daran festhält, in der neuen Heimat auf allen Gebieten des Lebens eine Bedeutung erlangen, wie sie seiner nationalen Stellung entspricht.

Nach dem statistischen Jahrbuch der deutschen evangelisch-lutherischen Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten für 1900 zählt die Synode in 2147 Gemeinden mit 1731 Pastoren rund 728 000 Mitglieder, immerhin ein kleiner, wenn auch unzulänglicher Beitrag zur Kenntnis des Deutschtums in den Vereinigten Staaten.

Als ein Anzeichen dafür, daß die Deutschen in Nordamerika ihr Volkstum nicht vergessen, sondern in Ehren halten, ist u. a. die „Deutsch-amerikanische historische Gesellschaft von Illinois“ in Chicago anzuführen, die besonders in ihrem Organ „Deutsch-amerikanische Geschichtsblätter“, einer Vierteljahrsschrift, ihre Aufgabe, die Geschichte des Deutschtums aufzuhellen, erfüllt. Gerade in Illinois ist das Deutschtum stark verbreitet. Von den 5 Millionen Einwohnern dieses Staates sind annähernd ein Drittel Deutsche oder deutscher Abstammung. In Chicago allein wohnen über 400 000 Deutsche. Im Juliheft der genannten Vierteljahrsschrift findet sich u. a. ein Aufsatz über die Gründung des deutschen Hauses in Chicago von 1854.

Mittel- und Südamerika. An Zahl sind die Deutschen in Mittel- und Südamerika nicht hervorragend. Nach den Berechnungen Dr. Wintzers (Die Deutschen im tropischen Amerika, München 1900, J. F. Lehmann) wohnen in Mexiko nur etwa 1600 Deutsche, davon 600 in der Hauptstadt und 100 in Veracruz, in Guatemala 1000, in Nicaragua 125, in Venezuela 1200, in Peru 1500, in Bolivien 200 u. s. w. Allein die Deutschen beherrschen in diesen Ländern einen großen Teil des Handels, sie sind am Bankwesen beteiligt und außerdem Plantagenbesitzer. Anläßlich der kriegerischen Wirren zwischen Venezuela und Columbien im August 1901 wurde von der Tagespresse darauf hingewiesen, welche bedeutende deutsche Interessen dort vorhanden sind. In Venezuela hat die Diskonto-Gesellschaft mit einem Aufwand von 60 bis 80 Millionen Mark eine Eisenbahn von Caracas nach Valencia gebaut. Nach einem Bericht des deutschen Konsuls in San Christobal (Venezuela) beherrschen vier deutsche Handelshäuser fast den gesamten Ein- und Ausfuhrhandel und vertreten ein Kapital von 12 Millionen Mark. Das in Venezuela angelegte deutsche Kapital wird auf 200 Millionen Mark veranschlagt, in Columbien auf weit über 100 Millionen Mark. Auch in Columbien ist die erste und wichtigste Eisenbahn von Deutschen erbaut worden, es bestehen dort deutsche Brauereien, Glasfabriken u. s. w. In Mexiko sollen 200, in Guatemala 75 bis 85, in Costa Rica 17 bis 18 und in Peru 81 Millionen Mark deutsches Kapital arbeiten in Handel, Gewerbe und Pflanzungen. Wintzer ist der Meinung, daß die Gebiete im Norden des künftigen Nicaraguakanals den Vereinigten Staaten zufallen werden, so daß nur die südlich davon gelegenen Länder sich für weitere deutsche Zuwanderungen eigneten.

Ueber die neuere deutsche Dichtung.

Rück- und Ausblicke*) von

Carl Busse.

Das deutsche Volk hat vor anderen Nationen das Eine voraus, daß es sowohl in seiner politischen wie litterarischen Geschichte auf zwei Glanzzeiten, zwei leuchtende Höhepunkte der Entwickelung zurückschauen kann. Teuer genug ward dieses Glück erkauft. Wie die Gipfel, die wir erreichten, höher sind, so sind die Niederungen und Abgründe, die wir durchwandern mußten, tiefer und finsterer. Kein Volk ist in seiner Entwicklung so oft gestört und zurückgeworfen worden wie das deutsche. Durch Jahrhunderte hat uns gefehlt, was andere Nationen durch festeres Gebundensein und ruhigere Entwicklung gleichsam spielend erwarben: die gleichmäßige nationale allgemeine Durchbildung. Wir sprechen wohl das Zeitalter der Herder und Lessing, Goethe und Schiller nach den bedeutenden und umfassenden Persönlichkeiten, die es hervorgebracht, als das Zeitalter der Humanität und Intelligenz an, aber wir erschrecken, wenn der Blick von den geistigen Heroen herabschweift und die Niederungen durchforscht: so tief liegen die Schatten darüber, so ungeheuer ist der Abstand zwischen den führenden Geistern und dem Volksdurchschnitt. Erst das neunzehnte Jahrhundert hat darin Wandel geschaffen; in planmäßiger Arbeit wurde und wird der geistige Besitz der Nation den Massen zugänglich gemacht. Aber es wird noch ein weiteres Jahrhundert dauern, ehe alles durch Zersplitterung und Unglück Vernichtete und Versäumte wieder eingebracht und nachgeholt ist, ehe wir völlig national durchgebildet sind. Diese Aufgabe mit allen Kräften zu fördern, ein immer reineres, speziell deutsches Bildungsideal herauszukrystallisieren, unser Volk dadurch auch geistig immer stärker zu einer wirklichen Nation zu verbinden, das ist der schöne Beruf, den die geistigen Führer des Volks, die Lehrer und die Dichter, zu erfüllen haben. Wenn sie sich dazu bekennen, wenn sie diesen Zielen nachstreben, dann wirken sie das Band, das uns bindet, unlösbar fest, dann stählen sie die Herzen und bereiten sie für die großen Aufgaben, die in der Zukunft unserer warten. Auf jeder Seite lehrt die Geschichte, daß es immer der moralische Faktor ist, der den Ausschlag giebt. Ihn in unserem Volke wachzuhalten und zu stärken, ist die natürliche Aufgabe jedes Patrioten. Was kann die deutsche Dichtung dazu thun und was thut sie? Das ist die Frage.

Es ist ja ohne weiteres klar, daß die politischen und sozialen Verhältnisse des zerstückelten und zerrissenen Deutschlands die Art und Gestaltung der Litteratur ebenso beeinflußt haben, wie umgekehrt diese bald mehr, bald minder stark auf die äußeren Verhältnisse gewirkt hat. In eine Nation gestellt, die keine war; umgeben von kleinlichem

*) Orientierende Einleitung für unsere litterarischen Monatsberichte.

Hader, wohin sie auch sahen; preisgegeben der Gunst oder Ungunst von Duodezfürsten — so standen die deutschen Dichter da. Nur zwei Möglichkeiten gab es für sie: entweder sie paßten sich dem Leben an und wurden kleinlich mit ihm — aber einem unfreien und kleinlichen Herzen entblüht kein freies und großes Gedicht — oder sie flüchteten ins Reich der Träume, kehrten sich von der Welt und dem regen Leben ab und kamen zu einer Phantasiekunst. Diesen Weg gingen gezwungenermaßen fast alle besseren Poeten. Von hier aber datiert das uns immer wieder schädigende Auseinanderfallen von Kunst- und Volksidealen. Weil unsere Dichtung nicht aufranken konnte an großen Thaten, schloß sie die Augen und träumte. Die Ungunst der äußeren Verhältnisse trieb uns nach innen, machte uns zum Volk der „Dichter und Denker", machte uns zu Träumern und Narren. Manch einer fühlte dumpf das Ungesunde des Zustandes. Immer wieder tönt aus den Blättern der deutschen Dichtung der verzweifelte Schrei nach einem größeren Leben. Ob Schiller seufzend gesteht, daß Freiheit „nur in dem Reich der Träume" ist, ob Platen in wildem Schmerz ruft: „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande", ob Immermann die „kalte seelenmörderische" Zeit verklagt, ob andere nach nur einem Manne aus Millionen schreien, ob noch Storm selbst in Resignation des Dichters gedenkt, der einst „aus dem offnen Schacht des Lebens" den „Edelstein der Dichtung" heben kann — es ist immer dasselbe. Wollte man suchen — kein Dichter würde sich finden, der nicht an der Enge und Unfreiheit gelitten, der diesen Aufschrei, in welcher Form auch immer, nicht gethan.

Zweimal schien sich ein reines deutsches Bildungsideal herauskryställisieren zu wollen. Das erste Mal wurden alle Saaten, an denen die Hoffnung hing, durch den dreißigjährigen Krieg vernichtet. Das zweite Mal ward es fast erreicht; ja, der allgemeine Glaube ist sogar, daß es vollständig erfüllt ward. Aber ich bin nicht der erste, der daran zweifelt, der die Frage aufwirft, ob die Goethe und Schiller, die so herrlich begannen, nicht noch ein tieferes deutsches Bildungs- und Dichtungsideal uns geschaffen hätten, wenn die Zeit ihnen einen stärkeren nationalen Rückhalt hätte geben können. Aber ihre Zeit, aus der sie keine Kraft saugen konnten, trieb sie ja gewaltsam in die Welt der reinen Formen zurück, zurück zu den heitren, ewigklaren Göttern von Hellas. Die im „Götz" schon gegebene Linie der Entwicklung wird jäh abgebrochen. Was uns dafür geboten wird, etwa die „Iphigenie" oder der „Tasso", kann nicht dafür entschädigen, ob unsere Philologen auch gerade das der deutschen Jugend mundgerecht machen. Erst im „Faust" wird die Linie wieder aufgenommen, aber doch nur im ersten, lange zurückliegenden Teil mit der alten Kraft. Hier sind wir auch der Erfüllung unserer Sehnsucht am nächsten. Doch es bleibt bestehen, daß gerade aus dem, was auf unseren Schulen als echt klassisch angepriesen wird, ein speziell deutsches Bildungsideal nicht herausdestilliert werden kann, daß in ihm Kunst- und Volksideal sich schon trennen, daß Litteratenkunst an Stelle der Volkskunst getreten ist. Man nimmt dem großen Goethe, der im „Faust" deutsches Wesen doch wieder am gewaltigsten eingefangen hat, wahrhaftig nichts, wenn man das stets von neuem betont. Auch er konnte nichts wider die Zeit, die jeden Idealismus enttäuschte, die aus des Lebens unerfreulichem Drang jeden „in des Herzens heiligstille Räume" zurücktrieb. Aber jede Kunst, die nicht in kräftigen Lebenswinden reift, verzärtelt und wird krank wie die Treibhausblume. Vor die erste

Auflage seiner Gedichte setzte Uhland ein poetisches Vorwort, in dem die Verse stehen: „Fehlt das äußere freie Wesen / Leicht erkrankt auch das Gedicht"; ein Vorwort, in dem er alles Kleinliche auf die peinliche Zeit schiebt. Nun, eine „Erkrankung" in diesem Sinne sind auch viele der sogenannten rein klassischen Werke, eine Erkrankung stellt die erste Romantik in ihrer Ausartung dar. Die Kunst „erkrankt", wird Phantasie- und Luxuskunst, weil die äußere Freiheit, die That fehlt, auf die sie sich stützen, an der sie sich begeistern kann. Und immer wieder giebt es Anläufe — sie kehren das Jahrhundert durch stets von neuem wieder —, die das herrlich Begonnene, nicht zu Ende Geführte vollenden wollen; immer wieder schreiben neue Richtungen es in ihr Programm, daß sie an den jungen Goethe, den Goethe des „Götz", des „Werthers", des ersten „Faust", anknüpfen wollen; immer wieder das klare Bewußtsein oder die dunkle Ahnung, daß nur auf diesem Wege deutsches Wesen zu sich selbst kommen und sich rein ausdrücken kann. Immer allgemeiner wird die Erkenntnis, ob auch gerade unsere Schulen sich ihr zum Teil noch verschließen.

Es ist gesagt worden, daß die äußeren Verhältnisse die Abirrung vom schon gefundenen rechten Wege bedingten. Nun sind die Schmerzensrufe der deutschen Dichter längst verhallt. Die Zeit der Zerrissenheit ist vorüber, groß und mächtig steht unser Deutschland da, gestillt und erfüllt ist die Sehnsucht nach dem einigen Vaterlande. Und die Frage liegt nahe: ob denn nun das starke Deutschland seine Dichter nicht stark machen muß, wie das schwache sie schwach gemacht; ob von den gewaltigen Thaten der deutschen Erhebung und unserer Heldengestalten nicht auch die deutsche Dichtung Gewinn gezogen hat; ob der neu gewonnene Lebensgehalt sich nicht auch der deutschen Litteratur mitteilen und sie befähigen muß, das große Werk auszubauen, das nationale Bildungsideal zu erweitern oder fester zu umschreiben, oder jedenfalls von ihm Zeugnis abzulegen? Und man wird weiter fragen: Bis zu welchem Grade hat unsere politische Einigung das bewirkt? Bis zu welchem Grade ist unsere neuere Dichtung echte Nationallitteratur? Was fehlt ihr noch? was ist ihr not? auf welchem Wege geht sie und auf welchem soll sie gehen?

Seit Errichtung des Reiches lassen sich drei Phasen innerhalb der deutschen Dichtung unterscheiden. Die Litteratur der siebziger Jahre entsprach ganz dem Jahrzehnt, das sie hervorbrachte: sie war materialistisch und pessimistisch. Gründerperiode und Kulturkampf hier — dort der große Siegeszug des Pessimismus (Schopenhauer), der Triumph der rein materialistischen Weltanschauung (Büchner), die begeisterte Aufnahme von Grisebachs Tannhäuserliedern und Sacher-Masochs Messalinengeschichten, dazu noch Offenbachsche Musik und die pikanten „Unsittenstücke", mit denen das eben besiegte Frankreich in Berlin triumphierte. Die achtziger Jahre brachten uns den erfolgreichen Vorstoß Wildenbruchs, bald darauf aber den undeutschen Naturalismus und die ewigen Verbeugungen vor Zola, Dostojewsky, Ibsen und anderen Göttern. Doch sahen sie und ihre Nachfolger auch, wie einige bessere Vertreter der deutschen Litteratur sich aus Sturm und Drang, aus unkünstlerischem Naturalismus langsam zu einem kräftigen poetischen Realismus emporrangen, sahen sie auch die Schilderhebung eines Keller und eines Fontane. Am Schluß des Jahrhunderts wiederum fiel die deutsche Dichtung, die nach Ueberwindung des Naturalismus durch Nietzsche unheilvoll beeinflußt ward, in das

dem Naturalismus entgegengesetzte Extrem; der l'art pour l'art-Standpunkt gewann Oberwasser, hohle Form- und Phantasiekunst, eine Kunst, die Futterale ohne Gehalt fabrizierte, machte sich breit; mystische, symbolistische, neuromantische Strömungen gingen und gehen daneben hin; Baudelaire, Verlaine, Macterlinck, d'Annunzio geben die Richtung an.

Man wird nicht gerade behaupten können, daß danach die Litteratur des Kaiserreiches ein erfreuliches Bild bietet. Nicht das ist unerfreulich, daß uns große Dichter fehlen, sondern vor allem berührt schmerzlich, daß der Geist, der sich in den poetischen Schöpfungen kundgiebt, zum großen, ja größten Teil unfruchtbar ist. Große Dichter sind eine Gnade des Himmels; wenn sie fehlen, müssen wir eben warten; sie lassen sich nicht züchten. Wohl aber darf man erwarten, daß eine Nation, die zu sich selbst gekommen ist, die sich als solche fühlt, die große Aufgaben noch bewältigen soll, auch die Kraft hat, jedem Einzelnen, den Dichtern voran, unbeschadet aller individuellen Eigenschaften ein Gemeinsames mitzugeben, gewissermaßen den nationalen Herzschlag. Vielleicht sind wir als Nation, als auch äußerlich fest gebundene, noch zu jung dazu. Thatsache ist und bleibt einmal, daß dieser gewisse nationale spiritus rector unseren Dichtern mehr oder minder noch fehlt. Und er kann nur dann fehlen, wenn ein reines nationales Bildungsideal sich entweder noch nicht vollständig und klar herauskryſtallisiert oder aber, wenn es das Volk noch nicht gleichmäßig durchdrungen hat. Erst wenn dieses Ziel erreicht ist, werden wir wahrhaft eine uns immer und überall begleitende, nicht mehr unterbrochene nationale Dichtung haben. Nur eine Aufgabe giebt es jetzt: das Volk immer stärker mit dem nationalen Geist zu erfüllen und nicht müde zu werden, bis es eben ganz und gleichmäßig davon durchdrungen ist. Wenn die Litteratur dazu mithilft, so hilft sie sich selbst. Denn tausendfältig wird sie einst zurückerhalten, was sie jetzt giebt.

Wie aber kann die Dichtung dazu mithelfen? Soll sie Josef Lauff auf den Kriegspfaden der Hohenzollern folgen? Soll eine Massenproduktion von schwarzweißroten Flotten-, Sedan- und Bismarckgedichten das Land überschwemmen? Mit einem Worte: soll die Dichtung sich auf das beschränken oder das bevorzugen, was man gemeinhin „patriotisch“ nennt? Nur kurzsichtige Thorheit kann das wünschen. Nationales Gefühl klebt nicht am Stoffe. Nein, was wir brauchen, ist eine Dichtung, die, selbst voll gesunder sittlicher Kraft, die sittliche Kraft der Nation stärken kann, daß wir mit Würde die Zukunft bestehen; ist eine Dichtung, welche die verecundia hat für die große Vergangenheit, aus der wir geworden; ist eine Dichtung, welche die speziell uns eigentümlichen, uns unterscheidenden Eigenschaften rein zum Ausdruck bringt. Das und nur das ist eine nationale Dichtung im höheren Sinne. Sie kann der üblichen patriotischen unter Umständen direkt widerstreben. Der engere Patriotismus kann eine Dichtung schädigen, wie etwa der „Michael Kohlhaas“ von Kleist dadurch geschädigt ist. Der weitere Nationalismus kann die Dichtung nur heben. Seine Wirkung ist tiefer und stiller. Patriotisch war Theodor Körner; er entflammte die Begeisterung. Aber die eigentlich nationale Arbeit, das Volk erst so zu erziehen, daß die Begeisterung wieder Begeisterung wecken konnte, that der Heidelberger Kreis. In ihm, hat der Freiherr von Stein gesagt, hat sich ein gut Teil des Feuers entzündet, das die Franzosen später verzehrte. Und worin bestand die nationale Arbeit? Wir brauchen nur an die Grimms und an Uhland,

an Eichendorff und Achim von Arnim zu denken, um die Antwort zu wissen; wir brauchen nur vor dem Geiste „Des Knaben Wunderhorn", die Grimmschen Kinder- und Hausmärchen, die deutschen Sagen, die Forschungen zur deutschen Mythologie, die „Teutschen Volksbücher", die volkstümlichen Lieder Uhlands und Eichendorffs erstehen zu lassen, um nicht mehr zu fragen. Nicht nur die Kunst, der Volksgeist selber, das Nationalbewußtsein verjüngte sich an den Schätzen deutscher Vergangenheit. Die Gelehrten, die sie gesammelt, die Dichter, die davon befruchtet wurden, sie haben dasselbe gethan, was Goethe nach eigenem Zeugnis im „Götz" erstrebt: sie haben „direkt an den Herzen des Volkes angefragt!" Als Deutschland ganz verloren schien, fand es sich wieder in dem, was Gelehrte und Dichter vor ihm ausschütteten. „Die Gesundheit künftiger Tage," sagt Arnim, „grüßte und ermutigte daraus das verzagte Volk in den Tagen der Not und Erniedrigung."

Was unsere Dichtung nach tiefem ästhetischem Fall einst gerettet, kann sie auch heut zur Gesundung führen. Nicht tief genug kann sie hineintauchen in den Jungbrunnen alter echter Volkskunst — nicht um archaisierend nachzuahmen, sondern um gestählt zu werden, um in dem gleichen kräftigen Geiste das zu gestalten, was unserer Zeit Sehnsucht und Ziel ist. An dem Geist, der gläubig und kernig aus den alten Mären schlägt, sollen unsere Poeten genesen, nicht aber, wie die Butzenscheibendichter, an Wort und Reim kleben. Unklar drängendes Fühlen wird klar und sicher, stolz und fröhlich, wenn man den Herzschlag, der in den alten Liedern lebt, auch in sich erkennt, wenn man sich unverlierbar verbunden fühlt den reinsten Ausstrahlungen deutschen Geistes, deutschem Geist selbst. Kein Gefühl, das einen stärkeren Rückhalt giebt; keines auch, das eigenes Schaffen mehr hebt und fördert.

Wenn die Augen dann hineinsehen in die Gegenwart und ihren großen Litteraturmarkt, mag wohl ein dreimal heiliger Zorn das Herz erfüllen. Die Händler und Gaukler sind wieder in die Tempel gedrungen; das verruchte Evangelium der Zwecklosigkeit der Kunst, das l'art pour l'art-Dogma wird an allen Altären gepredigt, und ein zweckloses Kunststück ist allerdings auch das Meiste, was dargeboten wird. Nicht mehr Brot des Lebens giebt und ist die Dichtung, sondern besten Falles ein buntes Gaukelspiel der Phantasie, Schaumbrot, das nicht nährt, ein Luxusartikel, bei dem die Form alles ist. Und man muß sich noch freuen, wenn Frechheit und Lüsternheit, die als „gesunde Sinnlichkeit" angesprochen sein möchten, nicht Haschen spielen. So wenigstens sieht der größte Teil der modernen Dichtung aus, die Dichtung des Nachwuchses. Vor zehn Jahren haben die Zwanzigjährigen naturalistisch geschrieben und formlos; die heutigen Zwanzigjährigen, diejenigen, die doch auch einst am Ruder stehen sollen, ersticken im Formkunststück, geben sich in Phantasieflügen aus. Ihr Schaffen entbehrt jeder Notwendigkeit, jedes inneren Gehalts. Gerade was die Jugend sonst ziert, das frische, starke, ja stürmische Gefühl, das sich Bahn bricht, fehlt, soweit man sehen kann, der nachwachsenden Generation.

Da ist es doppelt notwendig, die Wachtposten zu beziehen. Immer wieder und wieder muß man die Stimme erheben und zu den Irrenden reden; muß ihnen sagen, daß am Ende des Weges, auf dem sie dahingehen, nicht nur der künstlerische, sondern auch der sittliche Ruin steht; daß die Kunst, der sie nachjagen, die Kunst, die nichts sein

soll als Kunst, sich in eine reißende Wölfin verwandelt und jedes Vollgefühl, alles Menschlich-natürliche zerfrißt; daß jede Kunst degeneriert, die nicht erfüllt ist von einer sittlichen Idee, heiße sie Gott, Vaterland, Freiheit, Liebe. Erst diese sittliche Idee — ich verstehe jedes Vollgefühl, jede echte Begeisterung darunter — giebt der Kunst wirkende Kraft, die notwendige Schwere, die sie hält und ohne welche sie — eine leere Hülse — dem Spiel der Winde steuerlos preisgegeben ist und bald spurlos verweht. Predigt die Geschichte nicht laut genug für alle, die hören wollen? Sind nicht außer den ungezählten, die kein Buch mehr nennt, auch Talente ersten Ranges von der ungezügelten Wölfin Kunst gehetzt, zerfressen, dem Untergange entgegengetrieben worden? Ist nicht selbst ein Kleist von ihr bis zur Erschöpfung gejagt und getötet worden, von ihr, die all seine Kraft, all seinen Glauben, all sein Denken und Fühlen so ausschließlich absorbierte, daß nichts mehr für andere Bethätigungen und für kräftige Lebensführung übrig blieb, daß schließlich das Leben selbst ihm zerrann und der Pistolenschuß das Ende sein mußte? Spricht der Aufschrei, den Lenau that, bevor ihn der Wahnsinn packte, nicht ganze Bände, der Aufschrei: „Ich muß sterben, Strafe muß kommen. Ich habe das Sittengesetz nicht heilig geachtet, das Talent stand mir viel höher, und das Sittengesetz ist doch das Höchste" — ? — spricht dieser Aufschrei, frage ich, nicht Bände? Und ist es nicht dasselbe, wenn Hebbel am 19. März 1842 in sein Tagebuch schreibt: „Ich habe das Talent auf Kosten des Menschen genährt, und was in meinen Dramen als aufflammende Leidenschaft Leben und Gestalt erzeugt, das ist in meinem wirklichen Leben ein böses, unheilgebärendes Feuer, das mich selbst und meine Liebsten und Teuersten verzehrt" —? Muß denn die große Lehrmeisterin, die Geschichte, immer tauben Ohren predigen? Die Kunst, die nicht gestützt wird durch eine große Idee, ist einem Lichte vergleichbar, das ohne festen Halt schnell zerrinnt und verschwelt, während es auf sicherem Stande, auf dem Leuchter, der es trägt, rein, ruhig und lange brennt. Jede große Idee giebt den sicheren Standpunkt des Geistes, die Gefühlseinheit, die allein wirken kann. Das aber ist das Schreckliche, daß die meisten unserer jungen Dichter ihre Not zur Tugend machen, daß sie erklären, die Kunst solle garnicht wirken, daß sie für eine Hand voll gleichgesinnter Artisten schreiben, nicht für die Nation! Sie ahnen nicht, wie sie damit ihrer selbst spotten, wie sie die Kunst und sich selbst degradieren, wie sie ihr und sich das Höchste nehmen: die große priesterliche Aufgabe, das Fühlen des Volkes zu beeinflussen und reiner zu stimmen. Und wenn das Erziehen und das Durchläutern der Volksseele, nicht durch Moralpaukerei, sondern durch lebendige Gestaltung, nicht mehr Aufgabe und Beruf des Dichters sein soll, dann stellt er sich mit dem Seiltänzer auf eine Stufe, dann ist er nur ein geistiger Voltigeur, dem niemand eine Thräne nachweinen wird.

Wir können die Poeten, die wir ersehnen, nicht aus dem Boden stampfen, wir können die Geistesrichtung einer Generation beklagen, aber nicht von heut auf morgen ändern. Was wir aber können und müssen: die Waffen blank halten, nicht erlahmen im Kampf gegen den unfruchtbaren Lügengeist, gegen die Hohlheit und Markloſigkeit, die alle sich in unserer modernen Dichtung breit machen. Auf den Zinnen gilt es nach wie vor zu stehen; die echten Propheten, die sonntägliche Heiligung unseren Herzen vermitteln können, durch unsere jubelnden Zurufe zu ermuntern und zu kräftigen; die falschen Propheten immer wieder mit allen Waffen des Geistes zu schlagen, daß die Entnervung nicht

übergreift auf unser Volk und unsere Zukunft bedroht. So kann jeder helfen, so ist auch der nicht Schaffende berufen, mitzuarbeiten an der geistigen Wohlfahrt der Nation So übt man produktive Kritik! Nicht alle Keime, die sich zeigen, nicht alle Saaten, die aufgehen wollen, sind ja taub. Kräftig greift hier und da auch gesunder Geist in die Dichtung ein. Der Ruf nach der sogenannten Heimatskunst, ob der Begriff auch allzu eng ist für das poetische Schaffen einer großen Nation, spricht schon von einem Sichbesinnen auf das, was uns not thut, ist schon ein Anfang, der gute Frucht verheißt. Und wenn die Besten des Volkes in klarer Erkenntnis ihrer Pflichten und steter Arbeit zusammenstehen, wenn sie ihrem Ziel treu bleiben und in herzlicher Mühe das sittliche und nationale Gefühl des Volkes, in das Gott sie gestellt, zu stärken versuchen, daß es befähigt wird, die Aufgaben der Zukunft zu lösen, wenn zu der äußeren auch eine immer stärker werdende innere Bindung der Nation tritt, dann wird auch der Erfolg nicht fehlen. „Um große Flammen geht ein großer Zug mit zu verlodern." Von dem großen Zug wird auch die Dichtung ergriffen werden. Fest auf dem heiligen Boden des Vaterlandes stehend, ihrer höchsten Aufgabe eingedenk, werden die Dichter wie einst ihr Volk begleiten, die Herzen mit Kraft und Glauben erfüllen, hohe Ziele abstecken und darüber hinaus auch weiter in deutschen Seelen das tiefe „Sonntagsheimweh" erwecken, das über Welt und Leben zu ewigen Höhen führt.

Wir haben auch jetzt solche Dichter, die mit heiliger Liebe ihr großes Vaterland umfassen und immer wieder darüber hinaus auf Schwingen der Sehnsucht ein größeres suchen. Und wie könnt' ich besser schließen als mit einem Worte, das der gesagt hat, der zu unseren Größten gehört, als mit einem Worte unseres alten herrlichen Wilhelm Raabe? Es steht in seinem berühmtesten, ob auch nicht besten Buche, in der „Chronik der Sperlingsgasse"; es sollte ein Weiser sein auf allen Wegen, die unsere Dichter gehen; es lautet:

„O Ihr Dichter und Schriftsteller Deutschlands, sagt und schreibt nichts, Euer Volk zu entmutigen, wie es leider von Euch, die Ihr die stolzesten Namen in Poesie und Wissenschaften führt, so oft geschieht! Scheltet, spottet, geißelt, aber hütet Euch, jene schwächliche Resignation, von welcher der nächste Schritt zur Gleichgültigkeit führt, zu befördern oder gar sie hervorrufen zu wollen. . . . . Ihr habt die Gewohnheit, Ihr Prediger und Vormünder des Volks, den Wegziehenden einen Bibelvers in das Gesangbuch des Heimatsdorfs zu schreiben; schreibt:

‚Vergesse ich Dein, Deutschland, großes Vaterland:
so werde meiner Rechten vergessen!'

Der Spruch in aller Herzen, und — das Vaterland ist ewig!"

Vom deutschen Theater.

I.

Einleitender Artikel für die regelmäßigen Monatsberichte über unsere Bühne.

Von

Max Marterſteig.

Die in deutschen Zeitschriften üblichen Jahresrückblicke neigen gemeinhin einer doppelten Gefahr zu: sie verfallen einmal leicht in den Fehler, einen solchen Rückblick mit einer kaufmännischen Inventur zu verwechseln und nach der Summierung der eingestellten Posten eine Vermögensübersicht bekannt zu geben, die dann, mit irgend einem vorgefaßten ehemaligen Zustand des deutschen Theaters verglichen, leicht zu jeder Art Pessimismus verleitet, — oder sie suchen ungeduldig in dem gerade Geleisteten Symptome zu entdecken, die eine Entwicklung der dramatischen Kunstform im Sinne einer rasch sich vollziehenden Umwandlung aller Werte zu bestätigen scheinen. Beides „ist ein Brauch, wovon der Bruch mehr ehrt als die Befolgung".

Ein Generalglaubensbekenntnis über den Zustand und die Aufgabe des deutschen Theaters abzulegen, hätte man immer auf mindestens hundert Jahre zurückzublicken, und wenn der mehr als nützlich schwankende Begriff eines „Nationaltheaters" gar den Maßstab abgeben soll, genügt selbst diese Spanne nicht. Man hätte dann zu fragen: wo, bei welchen Völkern, unter welchen außerordentlichen Umständen besonderer Gunst und für welche Zeiträume solche „Nationaltheater" denn wirklich bestanden haben? Eine gewissenhafte Antwort würde lehren, daß man große Epochen der dramatischen Kunst so wenig züchten kann wie solche religiöser und sittlicher Produktivität, die den Glanzperioden des Theaters, die wir kennen, erst vorausgehen mußten. Aber wir neigen zu gern dahin, den aus den Perserschlachten siegreich heimkehrenden Griechen, den Spaniern im sechzehnten Jahrhundert, die romantisches Rittertum, Patriotismus und Katholizismus, zu untrennbarer Einheit verschmolzen, beseelte, oder den Bewohnern Londons unter dem glücklichen Szepter der Elisabeth, denen die gesamte Ernte der großen europäischen Kulturarbeit der Renaissance in den Schoß fiel, uns gleichzustellen. Da meinen wir denn, alles gute Recht auch auf einen Aeschylos, einen Calderon, einen Shakespeare und ihre Theater zu haben. Da klagt dann der Pessimist, daß dieses Recht infolge dieser und jener Lücke uns nicht erfüllt wird — und der Optimist erwartet, aus jedem unter dem üblichen Geschrei gelegten Ei den ersehnten Phönix ausfliegen zu sehen, und begrüßt jedes bloße Versprechen als einen „Wendepunkt".

Das aber ist der besondere Irrtum unserer Zeit: das deutsche Theater erlebt so viele Wendepunkte, daß es einen *festen*, sein Gedeihen stützenden Punkt nie finden kann. Wer nur oberflächlich zurückzählt, kann im letzten Vierteljahrhundert ungefähr fünfundzwanzig „Wendepunkte" feststellen: allein einige sechs bis zehn Stile des Dramas und ein Dutzend etwa solcher der Schauspielkunst sind in diesem Zeitraum neu entdeckt worden.

Leider giebt es aber im geistigen und im künstlerischen Leben der Völker nur

ſehr ſelten einen Glücksfall, und noch ſeltener wird Der zum Wendepunkt. Nur vom Theater zu reden: Goethe war ein Glücksfall, — ein unerhört glücklicher Zufall ohne Folgen, meinte Nietzſche — der größte, ſegensreichſte, den wir je erfahren durften; Kleiſt und Hebbel waren ähnliche, aber Wendepunkte unſerer Theaterkultur ſind von ihrem Erſcheinen nicht zu datieren. Noch weniger, will mir ſcheinen, geht es ferner an, bei dem ganz bemerkenswerten Mangel eines feſten Wollens unſerer heutigen Dramatiker, — ſofern ſie ſich nicht überhaupt ganz ehrlich als Fortſetzer der alten Theaterfirmen: Kotzebue, Raupach, Birch-Pfeiffer, Benedix, Moſer e tutti quanti etabliert haben — die ſamt und ſonders nach dem Stein der Weiſen inbrünſtig beten, aus ihren taſtenden Fehlverſuchen die Hoffnung einer baldigen neuen Aera des Theaters abzuleiten.

Wer unter den Größen des Tages berechtigt eigentlich dazu? Es giebt Leute, die ſeit langem auf Sudermann das verehrungsbedürftige Auge richten. Und der Geſtalter der ſo beſonders modernen Magda, die auf allen Brettern Europas als die jenſeits von Gut und Böſe lebende Primadonna das Ideal ſudermänniſcher Menſchheit verkörpert, möchte ſich ja offenbar nicht geringer eingeſchätzt ſehen. Das ging aus ſeiner erſchreckenden Lex Heinze-Rede hervor, die mit erſtaunlicher Schneidigkeit alle dramatiſche Leiſtung des vorigen Jahrhunderts zum alten, raſſelnden Eiſen verwarf. Mehr goethiſch als goethebündiſch betrachtet, erſcheint es aber doch noch ſehr fraglich, ob die Geſchichte dieſe Selbſteinſchätzung beſtätigen wird. Fraglich, ob der Erfinder der wundervollen Weißkalnene im „Johannisfeuer“, dem letzten Werke des Meiſters, überhaupt ins goldene Buch der deutſchen Dichtung gehört. In dem der Theatergeſchichte wird man ihn finden, ganz zuverläſſig! Und mit einem großen Stern, wie im Bädeker, summa cum laude: erſte Zenſur! Man kann das, wenn man gerecht wägt, bedauern, denn Sudermann hat erſichtlich ein viel weiter reichendes Vermögen dem Moloch des Tageserfolges hingeopfert; keines ſeiner Theaterſtücke geht die Bahnen wahrhaftiger Konſequenz, auf denen dem Dichter in einigen ſeiner früheren Erzählungen zu begegnen auch ſeinem Gegner Freude bereiten muß. Nun hat er mit dem „Johannisfeuer“ die Erfahrung gemacht, daß man nicht ungeſtraft nach birchpfeifferiſchem Lorbeer langt, denn als der Theatraliker auf den Dramatiker ſich beſinnen wollte, — im letzten Akt — verſagte der gewohnte Erfolg; damit aber war das ganze Stück, trotz der ſommerſchwülen Liebesſcene, um deren willen es, wie jedes Sudermannſche Stück, geſchrieben iſt, verthanes Spiel. Und doch iſt vielleicht dieſer letzte Akt das ehrlichſte Stück Arbeit, das er der Bühne je gebracht hat; freilich enthüllt er auch des Dichters wahre Meinung über ſexuelle Sittlichkeit mit einer Tapferkeit, die ihm Verderben bringen mußte: daß „ſündhafte“ Liebe frei ausgehen dürfe, ohne daß man erfährt, ob ſie ſich Strafe oder Erlöſung ſelbſt erwirken werde, hört man in unſeren Theatern der guten Geſellſchaft nicht gern.

Mit dieſer Hinneigung zu einem problematiſchen Schluß im Stile Ibſens erinnerte Sudermann, der ſonſt ſo klug Erfahrene, an die vielen ehrlich Unbeholfenen, die nach dem großen Halbverſtandenen hinſchielen, der jetzt da oben in Chriſtiania ſo merkwürdig reklamelos der dunkelen Pforte des Todes entgegenſchreitet. Der hatte das Recht, die Wahrheit ſagen zu dürfen, — darum aber bringt ers und brachte er es nie auf die vielbegehrten hundert Aufführungen in einer Saiſon, die gegenwärtig „aller Weisheit letzter Schluß“ unſerer Theaterkultur zu bedeuten ſcheinen.

Von einem gerade in diesen Tagen Vielgenannten, von Wilhelm Raabe, wird erzählt, daß er seit zwanzig Jahren dem Theater fern geblieben und auch nie einer Anwandlung unterlegen sei, um Melpomenes oder Thaliens billige Kränze zu werben. Aber sind die von echtem Edellaub in der That so billig? Warum reizten sie dann Ibsen, den stärksten Verächter alles Verächtlichen, den Argos jeder Thorheit, die Lebensprobleme, mit denen seine Seele rang, durchaus nur in der Form der szenischen Dichtung zu lösen? Diese Form muß ihn doch „geheimnisvoll entzückt" haben und in ihrer Fähigkeit, das „Geisterzeugte fest zu bewahren" ihm ein mächtigster Sporn gewesen sein. Und sicher bleibt ihr auch trotz Allem und Allem der erste Rang unter den Kunstformen, — vorausgesetzt eben nur, daß wirklich der Dramatiker, wie Goethe von Shakespeare sagt, „zum Weltgeist sich gesellt, die Welt durchdringt wie jener" und — daß man noch in unsere Schauspielhäuser ginge, von diesen hohen Herren, statt von Faiseuren und Zauberlehrlingen unterhalten zu werden.

Als solch ein Zauberlehrling enthüllt sich immer mehr auch Gerhart Hauptmann. Aber nicht nur in zwei Teile hat sich ihm der heraufbeschworene Weltgeist gespalten: eine unheimliche Vielteilung ist im Lauf der Jahre eingetreten. In der Hauptmann-Litteratur selbst herrscht die größte Verwirrung darüber, welche Offenbarung nun eigentlich die gültige ist. Die „Versunkene Glocke" sollte es eine Zeit lang sein; sie hatte sogar einen großen Teil der früheren Widersacher zu dem Dichter hinüber geläutet. Dem Ringelreihenschwestertanz von etwas pervers angehauchter Sinnlichkeit, Mystik und Erlösungshysterie konnten nur wenige poesieempfängliche Gemüter fern bleiben. Aber dann kam doch wieder der „Fuhrmann Henschel" mit seiner schlimmen Hanne! Wieder ein Höhepunkt, — und zwischen ihm und dem der „Versunkenen" allerdings wieder ein Weltraum. Das aber gerade pries man aufs höchste; denn nun konnte jeder im Schatten Gerhart Hauptmanns sich nach Belieben seine Hütte zur Aus- und Einsicht in die Welt bauen. Wem Nickelmann und Rautendelein zu glitschig-schlüpferig waren, mochte sich dem ehernen Schicksal, das den schlesischen Lohnkutscher zum Range des König Oedipus erhob, in erschauernder Ehrfurcht beugen!

Dabei hätte Hauptmann es nun bewenden lassen sollen; er fing jetzt wirklich an, seine Gönner zu verwirren und das Berliner „Deutsche Theater", das von ihm die Jahresparole zu beziehen sich gewöhnt hatte, ernstlich zu gefährden. Gewiß können sich ein moderner Dichter und ein modernes Theater nicht auf die Einseitigkeit einer geschlossenen Weltanschauung verpflichten; Interessen der Kasse und der Tantièmen verbieten das geradezu, — aber dann muß man sich überbieten und nicht unterbieten. „Schluck und Jau" war, wie erzählt wurde, eine vom Dichter leicht verschmerzte Niete. Aber „Michael Kramer" . . . .? Fast so sehr wie die Florian Geyer-Katastrophe soll ihn der Abfall geschmerzt haben. Und wenn Dem so wäre, so sollte man daraus eine Hoffnung schöpfen und der Dichter eine Einsicht. Er sollte aus dem Schaden lernen, was er in der Verwöhnung der Erfolge nicht lernen wollte: daß es auf die Dauer mit den dramatischen Aeußerungen zufälliger Stimmungen nicht geht. Daß eine Empfindung erst feste poetische Gestalt erlangen muß, — und daß auf dem Theater eine wohlproportionierte Dummheit immer noch mehr Glück macht als die formlose Zusammenhäufung mühsam kopierter „documents humains" einer frühen persönlichen Erinnerung; daß der

Dichter arbeiten, bilden und durchbilden muß: Handlung und Menschen. Denn der „Michael Kramer" ist — von anderen Bedenken ganz zu schweigen — denn doch mit betrübender Kunstlosigkeit gearbeitet.

Das Wirken der starken Dramatiker von Schiller an, das Kleists, Hebbels, Anzengrubers, Ibsens, umschließt bei jedem Einzelnen, nicht minder als bei Hauptmann, die heterogensten Vorwürfe und Probleme; aber Alles an Allem vergleichend, wird man doch bei jedem dieser Dichter ein scharf umrissenes Bild der Welt, wie es sein Mikrokosmus ihm enthüllte, nicht verkennen können. Wer bei Hauptmann dieses Weltbild konstruieren will, steht vor einer Vexieraufgabe wie bei einem chinesischen Geduldspiel. Aber es ist bezeichnend, daß die deutsche Bühne so lange in Bewegung gehalten werden konnte von diesem zarten, für alles Kleine und Feine individuellster Regungen, aber auch für alles Schrullenhafte in den Nebengäßchen des Gefühls mit sinnigem Blick ausgerüsteten dichterischen Träumer, — dem leider Eines versagt blieb: einmal das wahre Antlitz der Welt in seiner Seele Spiegel heraufbeschwören zu können, ihm fest ins Auge zu blicken und, von diesem Blick gebannt, doch auch zur tiefsten Ueberzeugung durch ihn geweckt, nun dieser Erkenntnis Kraft den Hammer werden zu lassen, der seine Gebilde schmiedet.

Auf diesen Dramatiker wartet jetzt wieder das Deutsche Theater.

Einstweilen, und weil die großen Schlager ausblieben, behalf es sich, wie es sich immer beholfen hat und behelfen wird. Nur eigensinnige Aesthetiker wollen nicht zugeben, mit wie wenig Dichtung es auskommen kann! Zur Not thut einmal ein Jahr hindurch auch „Lumpaci-Vagabundus" seine Schuldigkeit, oder es giebt einen „Probekandidaten" und einen auf dessen Schultern zu noch höheren Sphären der Gunst sich hinaufreckenden „Flachsmann als Erzieher". Der gesinnungsflammende Flemming des Hamburgers Otto Ernst hatte in diesem Jahre mit dem unglücklichen Leutnant im „Rosenmontag" von Otto Erich Hartleben um die Meisterschaft zu ringen und noch ist der Preis nicht verteilt; sie werden in der neuen Saison sich wieder stellen müssen. Man konnte sich gar zu ernsthaft mit ihnen überhaupt nicht beschäftigen, weil gleichzeitig die wirkliche neue Aera des zwanzigsten Jahrhunderts heraufzog. Wieder läuteten einmal sämtliche große und kleine Klüngelglocken zur feierlichen Inthronisation des „Ueberbrettls" als des zukünftigen Nationaltheaters der Deutschen!

Als Ernst Freiherr von Wolzogen sein „Theater zum rasenden Jüngling" — wie es ursprünglich heißen sollte — ersonnen hatte, durfte er lange Zeit vergeblich in den Privatbüreaus kunstfördernder Bankiers und bei den Direktoren der Linden-Paläste antichambrieren, um seinem Kinde ein Heim zu finden. Denn es sollte eines sein im vornehmsten Berlin, wo sich in später Abendstunde die Intellektuellen der Hauptstadt, die der Devise „L'art pour l'art" Zugeschworenen in behaglichem, nicht an die Trivialität der sonstigen Theater- und Konzertsäle erinnerndem Milieu zusammenfinden konnten. Dem mit unseren besten litterarischen Traditionen eng verwachsenen Sprossen eines alten Geschlechts lag es sicher fern, etwa die Chât-noir oder sonst eines der Pariser Cabarets vom Montmartre nach Berlin zu verpflanzen. Nicht Aristide Bruant, der künstlerische Schutzpatron der Dirnen und Zuhälter, war sein Vorbild, — höchstens doch ein Rudolphe Salis: wie dieser die Jules Jouy, Fragerolles, Mac-Nab, Goudeau, die Humoristen Courteline und Allais um sich versammelte, so dachte Wolzogen aus dem Schwarm

unserer jüngstdeutschen Lyriker sich seine Helfer zu rekrutieren. Ein Zufall endlich, eine rasch zusammengebrachte Improvisation der neuen Kunst, die noch dazu ziemlich blamabel ausfiel, die aber unter Schutz und Schirm des Goethe-Bundes bei einem Philharmoniefeste sich zeigen durfte, brachte die Sache endlich in Fluß. Das neue Genre wurde „gegründet" — aber nicht in das erhoffte vornehme Lokal unter den Linden zog es ein, sondern in die wenig traulichen Räume des Alexanderplatz-Theaters, die für die Platz machende Sezessionsbühne „zeitgemäß" ausstaffiert waren. Der Gedanke, ein litterarisch-artistisches Dessert für Feinschmecker zu servieren, dankte zu gunsten des verheißungsvollen Vorhabens ab, mit schnell zusammengerafften Vorräten nun allabendliche Hauptmahlzeiten der neuen Kunst zu gediegener Sättigung für Monsieur Tout-le-Monde zu veranstalten.

Das gelang über alles Erwarten! Und der populäre Erfolg belehrte Herrn von Wolzogen erst über die Tragweite seiner Reform. Abend für Abend ausverkaufte Häuser . . . und ehe noch drei Wochen ins Land gingen, sangen die Babies auf den geschorenen Rasenplätzen der Thiergarten-Villen: „Ringelringelrosenkranz, ich tanz mit meiner Frau" und „Platschepitsch Spagatelregen—Schokolad auf allen Wegen" . . .

Der Kultur-Psycholog zieht die Stirn in krause Falten: Was bedeutet das? Woher dieser Umschwung des Geschmackes? Wie kommts, daß nun allabendlich am Alexanderplatz Professor, Geheimerat, Börsenmakler, Schneider, Handschuhmacher und Stadtreisender, das Konfektioneuschen neben der Geheimen Kommerzienrätin denselben prickelnden Trunk schlürfen? — Was sonst etwa noch dort zusammenkommt, das, wie in der Wolfsschlucht, sieht ein Gescheiter nicht! — Es ist mit dem Stirnefalten nicht gethan; es muß klar und rund herausgesagt werden, worin Wolzogens Erfolg und sein unbestreitbares Verdienst besteht: er hat einer allergrößten Mehrheit unseres kunstbedürftigen Publikums das böse Gewissen abgenommen. Er hat eine unausrottbare Neigung, die die Gebildeten sonst schamhaft versteckten und der sie verborgen nur nachgaben, mit dem Nimbus litterarischer und künstlerischer Ehrlichkeit umkleidet. Unter sich waren diese Leute aller Art Gesellschaft längst darüber einig, daß es im Wintergarten, Apollo- und Metropol-Theater im Grunde doch viel vergnüglicher sei als im Deutschen oder im Lessing-Theater. In diese geht man doch eigentlich nur zu Premièren — das ist eine Verpflichtung, damit man mitreden kann, — dorthin aber geht man, wenn man sich wirklich erholen und vergnügen will. Der in Berlin Kundige weiß es gut seit vielen Jahren, daß er des Abends im Wintergarten weit mehr Chance hat, Leute aus der Litteratur, Wissenschaft, Kunst, von der Börse und namentlich solche unserer Nobility anzutreffen — wenigstens solche männlichen Geschlechtes — als etwa im Königlichen Schauspielhause, wohin allenfalls die Frauen und höheren Töchter abgeschoben werden. Das ist nun, Dank Herrn von Wolzogen, anders geworden: der Familienzusammenhalt beim Kunstgenießen ist wieder hergestellt und man braucht, Gott sei Dank, nicht mehr zu erschrecken, wenn man andern Tags bei der Dessertcigarre unwillkürlich das Couplet vom letzten Abend vor sich hinsummt.

So betrachtet, darf man das Ueberbrettl in der That als ein Symptom der Gesundung begrüßen; — nur daß es eben, wie alle Moden, nicht von langer Dauer sein, seine Mission nicht zu Ende führen wird! Das Geständnis, das es dem Publikum

entlockt, das gute Gewissen, das es geschaffen hat, werden leider die Genesung von der chronischen Kulturkrankheit, die sich in der Art unseres modernen Theaterbesuchs verrät, nicht verbürgen. Sonst wäre die dramatische Kunst nur zu beglückwünschen! Sie würde, von der Gunst der Kunstnäscher im Stich gelassen, sich darauf besinnen müssen und können, daß sie im tragischen wie im komischen Fache der Konzentration auf immer ernsthafte Probleme nicht entraten darf, daß sie nie anders als mit dem Aufgebot des heiligsten Ernstes vor das Volk treten soll. Das Theater könnte dann den großen aber seltenen Gelegenheiten vorbehalten bleiben, wo ein Dichter das Beste und Reifste seines inneren Schauens der Volkheit offenbarte, wo die Schauspielkunst stets Kraftproben eines nur auserwählten Könnens darböte und das Publikum zu einer weihevollen Feier sich versammelte, die seines bürgerlichen, der nationalen Arbeit gewidmeten Jahres Fest- und Ehrentag bedeutete. So, wie es im Zuschnitt jetziger Civilisation ist, ein Geschäft, ein Handwerk, eine täglich an fünfundzwanzig Orten der Großstadt gebotene Zerstreuung, zeitigt es fünfundzwanzig mal an jedem Tage eine Unwürdigkeit — und eine Prostitution der unserem Volke eingeborenen künstlerischen Kraft. Nichts anderes ist es, wenn die ernsten Großthaten der Dichter täglich vor einem müden, aufnahmeunfähigen, eben in Hast seinen Tagesgeschäften entlaufenen Publikum mit unzulänglichen Mitteln und ohne jede Art von Weihe auf den Markt gestellt werden, oder wenn in rastloser Hetzjagd die Kunstspekulanten täglich so und so viele verlogene, mit heuchlerischer Dutzendmoral aufgeputzte Zerrbilder des Lebens auf den entweihten Brettern uns vorgaukeln.

Darum sage ich: Das Ueberbrettl hat uns vom schlechten Gewissen befreit. Seine in kleinen Portionen, pikant und schmackhaft zubereitete, abwechslungsreiche, leichte Kost ist uns, wie wir im Zuschnitt des modernen Lebens gemeinhin einmal sein müssen, gesundere Kost als die einer wirklichen großen Kunst, wenn diese in unanständiger Eile, nur um des lieben guten Tones willen, hinuntergeschlungen wird. Wie dem ungeduldig sie Ertrotzenden wird auch dem wahllos sie Schlingenden die goldene Himmelsfrucht der Kunst leicht — „saure Speise“ .... Aber das Ueberbrettl ist ja gewiß nur eine Mode. Dafür sorgt schon die unheimlich emporwuchernde Nachkommenschaft. Ich will der Ziffer nicht nachspüren der jetzt schon bestehenden und für die bevorstehende Spielzeit unternommenen Tingeltangel dieses Genres, — es ist dazu Zeit, wenn die Liste der zu erwartenden Bankerotts erschreckend anwächst.

Eine wirklich geist- und geschmackvolle Ausbildung fand die Ueberbrettl-Idee an den von Schauspielern des Deutschen Theaters veranstalteten Abenden, die sie „Schall und Rauch“ nannten; mit köstlicher Laune wurde da eine Selbstironisierung des theatralischen Artistentums einem geladenen Publikum dargeboten. Nun haben auch diese lustigen Libertins zu geschäftlicher, regelmäßiger Ausbeutung dieses Genres sich „gegründet“ — und die Besorgnis ist nicht abzuweisen, daß damit das gute Gewissen und der gute Geschmack auch dieses heiteren Spieles verpöbelt wird.

Ueber die künftige Entwicklung der Eisenbahnen.

Bei allen Verkehrsarten ist man bestrebt, die Verkehrsgeschwindigkeit so weit zu steigern, als es die Wirtschaftlichkeit des benutzten Systems einerseits und die jeweilige technische Ausbildung desselben andererseits zuläßt, wobei die Wahrung der Betriebssicherheit natürlich stets oberster Grundsatz bleibt. Dabei ist vorausgesetzt, daß die Erhöhung der Verkehrsgeschwindigkeit einem allgemeinen Bedürfnis danach entgegenkommt.

Betrachtet man nun unser heutiges Eisenbahnwesen, so tritt hier die Forderung höherer Fahrgeschwindigkeiten mit jedem Jahre mehr hervor und zwar um so dringender, je weiter die einzelnen Züge durchgehen, je länger also der ununterbrochene Aufenthalt des Reisenden in einem Zuge ist, je mehr der Verkehr ein internationaler wird und je größer die Städte sind, die durch eine Eisenbahnlinie mit einander verbunden sind. Jeder, der eine weite Reise zu machen hat, sucht im Kursbuch nach der schnellsten Verbindung und alle Annehmlichkeiten, die die durchgehenden Schnellzüge in den letzten Jahren gebracht haben, helfen nicht über die Langwierigkeit der Reise hinweg. Die Forderung direkter Schnellzüge mit weit höheren Geschwindigkeiten, als jetzt üblich sind die Berlin mit Hamburg, Köln, Frankfurt, München und darüber hinaus mit den Hauptstädten der Nachbarländer verbinden, tritt immer mehr zu Tage.

Trotzdem zeigen die Kursbücher mit jeder neuen Fahrplanordnung keine wesentlichen Erhöhungen der Zuggeschwindigkeiten. Wohl sind die Eisenbahnverwaltungen bemüht, durch häufigere Schnellzüge und Luxuszüge bessere Verbindungen zu schaffen und die Dauer der Reise zu vermindern, und thatsächlich sind dadurch die Fahrzeiten für manche Strecken im Laufe der Jahre erheblich gekürzt, aber die Fahrgeschwindigkeit selbst ist nicht wesentlich gesteigert. Die Betriebsordnung für die Haupteisenbahnen Deutschlands vom Jahre 1897 setzt als höchst zulässige Fahrgeschwindigkeit für Personen-Schnellzüge 90 km pro Stunde fest, und die thatsächlich im regelmäßigen Betriebe erreichte größte Geschwindigkeit beträgt 82,5 km pro Stunde auf der Strecke Wittenberge—Hamburg. In den übrigen europäischen Ländern, in denen die Rücksicht auf die Verkehrssicherheit etwa die gleiche ist wie in Deutschland, werden zwar etwas höhere Geschwindigkeiten erreicht — der schnellste Zug der französischen Nordbahn, Paris—Amiens, fährt mit 104,8 km pro Stunde, während in England auf der Strecke Forfar—Perth eine Geschwindigkeit von 95 km pro Stunde erreicht wird — aber man erkennt, daß Fahrgeschwindigkeiten von über 100 km pro Stunde mit einer einzigen Ausnahme in Europa nicht vorkommen, sondern daß mit 80 bis 95 km pro Stunde die Grenze der betriebsmäßigen Fahrgeschwindigkeit überall erreicht ist.

Sowohl der Umstand, daß sich die Geschwindigkeiten von Jahr zu Jahr nicht wesentlich steigern, als auch der, daß die in den verschiedenen Ländern erreichten maximalen Geschwindigkeiten nicht sehr erheblich von einander abweichen, legt den

Gedanken nahe, daß bei Innehaltung des jetzigen Betriebssystems eine wesentliche Steigerung der Zuggeschwindigkeit nicht mehr zu erwarten ist, entweder weil sie praktisch und finanziell unwirtschaftlich oder technisch unmöglich ist.

Man wird sich fragen, ob es bei den jetzigen, auf den Tagesfahrplan spärlich verteilten Zügen mit oft langen Zeiträumen zwischen den Streckenanschlüssen überhaupt Zweck hat, die Fahrgeschwindigkeit wesentlich zu steigern, da die gewonnene Zeit mit Warten auf die Abfahrt oder Weiterfahrt leicht wieder verloren geht, und ebenso, ob es beim Güterverkehr lohnt, Schnellzüge mit hoher Geschwindigkeit einzurichten, wo die Rangierarbeit für die großen Züge auf den vielen weitläufigen Güterbahnhöfen am meisten Zeit in Anspruch nimmt. Man kommt so vom Standpunkte der praktischen Betriebsführung aus auf eine Trennung des Fernverkehrs vom Lokalverkehr und weiter dazu, den ersteren nicht durch spärliche längere Züge, sondern durch häufig fahrende kurze Züge oder Einzelwagen zu bewerkstelligen. Auf dem Gebiete des Personenverkehrs ist die Ueberlegenheit dieses Systems, bei dem auf den großen Fernstrecken etwa alle 10 oder 15 Minuten ein kurzer Zug oder Einzelwagen in jeder Richtung fahren würde, evident, aber auch im Güterverkehr bringt es große praktische Vorteile, wie Herr Finanz- und Baurat Wiechel, Dresden, nachgewiesen hat, eine öftere Beförderung kurzer Züge einzuführen, weil dadurch eine große Entlastung der Güterbahnhöfe und Vereinfachung und damit Beschleunigung der Rangierarbeit möglich ist; dabei würde die Trennung in Fern- und Lokalverkehr ebenfalls durchzuführen sein.

Wie das Verkehrsinteresse, so spricht auch die Frage nach der Wirtschaftlichkeit für das oben geschilderte System. Allerdings nicht, wenn man den Dampfbetrieb beibehält, der, um wirtschaftlich zu sein, stets auf große Züge hindrängt, wohl aber, wenn man elektrischen Betrieb auf Vollbahnen einführt. Nach den auf der Wannsee-Bahn angestellten Versuchen hat Herr Eisenbahndirektor Bork ermittelt, daß durch Einführung des elektrischen Betriebes auf Vollbahnen die Traktionskosten um 10 Prozent vermindert werden (nach einer Rechnung des englischen Eisenbahnelektrikers Langdon sogar um 20 Prozent), wobei die jetzige Zugzusammensetzung zu Grunde gelegt ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Resultat finanziell noch günstiger wird, wenn man statt mit wenigen langen mit häufigeren kurzen Zügen rechnet. Jedoch bleibt abzuwarten, was hier die Erfahrung lehren wird.

Nun bleibt die Hauptfrage übrig: Ist es technisch möglich, die Zuggeschwindigkeiten wesentlich, also etwa auf das Doppelte, zu steigern und mit welchen Mitteln? Da kommen zunächst die motorischen Mittel, die Dampfkraft und die Elektrizität, für Vollbahnen in Betracht. Die Lokomotive, welche durch Dampfkraft den Zug vorwärts treibt, arbeitet mit hin- und hergehenden Massen, auf jeder Seite treibt der Dampf von einem oder mehreren Cylindern aus Kolben, Kolbenstange und Kurbelstange, und diese schnell hin- und hergehenden Massen können, wenn auch nach Möglichkeit ausbalanziert, bei hohen Geschwindigkeiten die ganze Lokomotive in so starke Schwingungen bringen, daß ein Ausspringen der Räder aus den Gleisen zu befürchten ist. Beim elektrischen Betriebe, wo also die Lokomotive einen oder mehrere Elektromotore hat, denen die elektrische Betriebskraft mittels Leitungen und Bügeln zugeführt wird, fehlen alle hin- und hergehenden Massen. Die Motoren sind direkt mit den Triebachsen der Lokomotive

gekuppelt und so sind nur rotierende Massen vorhanden, welche keine Oscillationen des ganzen Systems hervorbringen können. Da man nun ferner einen Elektromotor mit fast beliebig hoher Umdrehungsgeschwindigkeit konstruieren kann, so ist bei elektrischem Betriebe durch die motorischen Mittel eine höchst erreichbare Grenze der Geschwindigkeit nicht gesteckt, während dieses beim Dampfbetrieb jetzigen Systems der Fall ist. Man macht zwar erfolgreiche Versuche, durch Vergrößerung der Lokomotiven, durch Anbringung innerer Cylinder u. s. w. die Geschwindigkeiten zu steigern, ohne gleichzeitig die Fahrsicherheit zu schmälern, aber erstens ist abzuwarten, ob diese Steigerung bis zu der Höhe möglich sein wird, die der Schnellfernverkehr fordert, und zweitens drängt diese Entwicklung in letzter Linie immer auf große Lokomotiven, also auf Antrieb großer Züge, während, wie wir oben sahen, alles gerade auf kurze häufig fahrende Züge hinzielt. Hier ist aber der elektrische Betrieb am Platze, der es ermöglicht, die Betriebskraft in größeren Centralen (eventuell durch Ausnutzung von Wasserkräften) ökonomisch zu erzeugen und diese dann beliebig vielen Einzelwagen, die mit Motoren, oder kurzen Zügen, die mit elektrischen Lokomotiven ausgerüstet sind, zuzuführen.

Nach den motorischen Mitteln kommen die übrigen in Betracht, das Fahrsystem und der Schienen- oder Oberbau, und es fragt sich, ob und in welcher Ausführung diese eine erheblich gesteigerte Fahrgeschwindigkeit zulassen.

Es erscheint wohl als ausgeschlossen, daß das jetzige Gleisesystem mit seinen zahlreichen Weg- und Chausseekreuzungen einem Verkehr dient, bei dem in kurzen Zwischenräumen, vielleicht alle 10 Minuten, ein kurzer Zug oder Einzelwagen mit einer Geschwindigkeit von 150 bis 200 km pro Stunde von beiden Endstationen abgelassen wird.

Man würde also wohl für diese Art von Fernverkehr besondere Gleiseanlagen bauen müssen, die voraussichtlich so hoch zu legen sind, daß sie alle jetzigen Verkehrswege nicht kreuzen, sondern darüber hinweggehen. Wenn man nun den Bahnkörper hochlegen muß, so wird man sich weiter fragen, ob man bei dem jetzigen System der Standbahnen bleiben soll (bei denen also der Wagen mittels Rädern auf den Schienen steht) oder ob man vielleicht den Hänge- oder Schwebebahnen den Vorzug geben soll. Bei letzterem System hängt der Wagen mit mehreren gebogenen Armen, die die Räder tragen, an einer oder mehreren Schienen, wobei dasjenige System, welches mit nur einer Schiene arbeitet, an der der Wagen mit den Rädern hängt, bisher die besten Erfolge erzielt hat. Die seit einiger Zeit im Betriebe befindliche und neuerdings erweiterte Schwebebahn Elberfeld—Barmen—Vohwinkel ist in dieser Art gebaut und hat vorzügliche Fahrresultate ergeben.

Zu dieser Frage, ob Stand- oder Hängebahnen, wird man um so mehr kommen, als das letztere System gerade bei hohen Geschwindigkeiten unverkennbare Vorzüge hat. Es ist jedem bekannt, daß bei Gleisen für Standbahnen bei allen Kurven die äußere Schiene höher liegt, als die innere, damit der Zug sich beim Durchfahren der Kurve nach innen schräg stellt um der nach außen wirkenden Centrifugalkraft entgegen das Gleichgewicht zu behalten. Die Centrifugalkraft ist um so wirksamer, je stärker die Kurve gekrümmt ist, und je schneller der Zug fährt. Je höher also die Zuggeschwindigkeit, desto stärker muß die Ueberhöhung der äußeren Schiene sein, desto schräger stellt sich also der Zug in der Kurve; andererseits muß aber der Zug auf der Kurve zum Halten gebracht werden können, ohne umzukippen. Bei Innehaltung des jetzigen zweigleisigen

Standbahnsystems dürfte man also bei hohen Geschwindigkeiten nur ganz flache Kurven anwenden, d. h. die Strecke müßte fast geradlinig sein. Daß diese Bedingung nur in seltenen Fällen zu erfüllen wäre, liegt auf der Hand.

Anders ist die Sache bei eingleisigen Hängebahnen. Hier nimmt der hängende Wagen beim Durchfahren einer Kurve von selbst die schräge Lage ein, die dem Gleichgewichtszustande entspricht, und die oben erwähnte Schwebebahn Elberfeld-Barmen hat praktisch erwiesen, daß dieser Vorgang bei richtig gewählten Uebergangskurven sich ohne jede Gefahr und ohne die geringste Unannehmlichkeit für die Reisenden abspielt. Da diese Bahn zwar mit nur mittlerer Geschwindigkeit fährt, aber sehr starke Krümmungen hat, so ist zu erwarten, daß auch bei hohen Geschwindigkeiten und entsprechender Verminderung der Krümmungen dieses System brauchbar sein wird.

Welches dieser Systeme aber den Sieg über die anderen davon tragen wird, mag wohl die Zukunft lehren, denn das Bedürfnis nach höheren Verkehrsgeschwindigkeiten ist unabweisbar und soviel ist sicher, daß die Technik im stande ist, den allmählich sich steigernden Forderungen auf dem einen oder anderen Wege zu folgen.

Um nun noch über den heutigen Stand der Bestrebungen auf diesem Gebiete zu berichten, seien einige Notizen gebracht, die, wie auch einige andere Einzeldaten dieses Artikels, einem Vortrag des Herrn Civilingenieurs M. Schiemann auf der 9. Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Elektrotechniker in Dresden entlehnt sind.

In Deutschland beschäftigt sich hauptsächlich die Deutsche Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen speziell auf diesem Gebiet und hat die Ergründung aller technischen einschlägigen Fragen auf ihrem Programm. Eine Probestrecke auf der Militärbahn Berlin—Zossen befindet sich im Bau und soll noch in diesem Jahre in Betrieb kommen. In Belgien beabsichtigt man, auf ein weites Netz elektrischer Bahnen hinzuwirken. Brüssel soll mit Ostende, Antwerpen mit Paris verbunden werden. In Italien, wo bereits im Jahre 1897 die Regierung die beiden italienischen Eisenbahngesellschaften bewogen hat, die Umgestaltung der Bahntraktion auf elektrischen Betrieb in Erwägung zu ziehen, sind angesichts der dort leidigen Kohlenfrage und der vorhandenen Wasserkräfte bereits die ersten Erfolge zu verzeichnen. Es werden hier die Strecken Lecco—Sondrio und Colico—Chiavenna in einer Länge von 110 km auf elektrischen Betrieb eingerichtet und auf der Linie Mailand—Portocereſio, die über 100 km lang ist, wird die Personenbeförderung in den elektrischen Zügen mit einer Geschwindigkeit von 90 km pro Stunde durchgeführt werden. Auch in Frankreich ist die Ausnutzung von Wasserkräften für Bahnzwecke in Aussicht genommen, und zum Zwecke der einschlägigen Studien eine aus Eisenbahndirektoren, Professoren und Staatsingenieuren bestehende Kommission gegründet. Ein Konsortium russischer Banken und Kapitalisten endlich hat den Bau einer St. Petersburg und Moskau verbindenden elektrischen Eisenbahn in Erwägung gezogen, wobei die etwa 650 km lange Strecke mit einer Geschwindigkeit von 150 km pro Stunde durchfahren werden soll. Die Züge sollen aus 5 Wagen mit je 35 Sitzplätzen bestehen und in Zwischenräumen von 10 Minuten von beiden Endstationen abgelassen werden.

Paul Heyck.

Bücherschau.

Monographien zur Deutschen Kulturgeschichte. Herausgegeben von **Dr. Georg Steinhausen.** Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig.

Wir leben in der Zeit der Weltpolitik. Für uns Deutsche fallen ja die Anfänge unseres Weltmachtstrebens mit dem endlichen Erwachen eines politischen und Nationalbewußtseins zusammen. Dem Streben nach außen entspricht ein Drang nach innen, kein Sinnen und Träumen, vielmehr ein stolzer Trieb und starkes Sehnen nach Erkenntnis unseres Volkstums, unserer eigenartigen Kräfte. Diese Selbsterkenntnis muß das Gewissen und Verantwortlichkeitsgefühl eines Volkes stärken, das sich als den Träger seiner Geschichte kennen gelernt hat, unbeschadet der großen Führer, die ja selbst nur der höchste Ausdruck der Volksseele und des Volkswillens sind. Dieser Selbsterkenntnis, die gleichbedeutend ist mit Stärkung des völkischen Selbstbewußtseins, wollen die „Monographien zur Deutschen Kulturgeschichte" dienen. In lebendiger Darstellung führen sie dem großen Kreis der Gebildeten das Wachsen und Werden der wichtigsten Berufsstände und Volksgruppen, der Sitten und Anschauungen unseres Volkes vor. Zugleich wird den Freunden deutscher Art und Kunst die seltene Gelegenheit geboten, sich an einer Fülle von Bildern alter Meister zu erfreuen; die Namen Baldung, Beham, Burgkmair, Dürer, Holbein, Schäuffelein, Schongauer u. a. sprechen für sich. Welch' ein Leben, welche Natur in diesen Holzschnitten und Kupfern! Welche Fülle von Anschauung in Flugblättern, Druckproben u. s. w. Bis jetzt sind 7 Bände erschienen: Der Soldat (Georg Liebe); Der Kaufmann (Steinhausen); Der Arzt (Herm. Peters); Der Richter (F. Heinemann); Der Gelehrte (E. Stricke); Kinderleben (Hans Boesch); Der Bauer (Adolf Bartels).

Worms. Karl Berger.

1. **Deutsche Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts** von **Carl Weitbrecht.** Leipzig, 1901. Sammlung Goeschen. Nr. 134, 135. Jedes Bändchen 0,80 M.
2. **Neue Ideale.** Gesammelte Aufsätze von **Fritz Lienhard.** Leipzig-Berlin, 1901. G. H. Meyer. Subskriptionspreis (erlischt Ende 1901) 2,50 M.; geb. 3,50 M.; später 4,— M.; geb. 5,— M.

Als Aeußerungen geistesverwandter deutscher Persönlichkeiten, als litterarische Zeugnisse der kräftigen Gegenbewegung des Deutschtums wider den zerfahrenen Zeitgeist und alle Modernitätssucht stelle ich diese beiden Bücher zusammen.

Carl Weitbrecht zeigt in seiner „Litteraturgeschichte" sichere ästhetische Schulung und natürlichen psychologischen Scharfblick in einer Fülle treffender Urteile; als Dichter weiß er genau, was dichterisches Schaffen ist, und vermag das Echte von dem Gemachten, das Persönliche von dem Schulmäßigen zu unterscheiden. Schon in der Anordnung des ungeheuren Stoffes bekundet er seinen Sinn für natürliche Gruppierung; er findet sechs Hauptabschnitte: Der Anfang des Jahrhunderts; Zwischen den Revolutionen; Die Rückkehr zur Form; Der poetische Realismus (darin erblickt er wie Ad. Bartels den litterarischen Höhepunkt des 19. Jahrhunderts, eine Uebereinstimmung, die wie so manche andere sich aus den Aehnlichkeiten der Grundanschauungen beider mit Notwendigkeit ergiebt); Nationale Einigung und geistige Entartung; Die Moderne. Nur was lebt oder einmal wirklich lebendig geworden war, ist berücksichtigt, wobei freilich bei dem knappen Raum eine oder die andere Charaktergestalt zu kurz gekommen ist oder wie F. v. Saar ganz fehlt. Die einzelnen Perioden und Dichter werden stets im Zusammenhang mit dem Gesamtleben der Nation betrachtet und ihre Bedeutung mit den Maßstäben einer Aesthetik gemessen, die auch ethische Zucht vom Dichter fordert und über der Form den Gehalt nicht vergißt. In kraftvollen Persönlichkeiten, die Fühlung haben mit dem stillinnerlichen, vorwärtstreibenden Leben des deutschen Volkes, nicht in Theorieen und Schulen, Zeittendenzen und Moderichtungen erblickt Weitbrecht das Heil der Poesie. Daraus ergiebt sich seine kritische Stellung zur „romantischen Schule", zum „undichterischen jungen Deutschland"

und zur zerfahrenen Moderne mit ihrer Nachahmungssucht ganz von selbst. Weltbrecht's Litteraturgeschichte empfiehlt sich durch ihren deutschnationalen Grundzug ebenso sehr wie durch ihre kraftvolle, lebendige Darstellungsweise.

Als stammesstolzer und heimfester Schwabe weiß Weltbrecht die Bedeutung der Heimat und des Volkstums für alle echte Dichtung wohl zu schätzen: in der neuerdings viel berufenen „Heimatkunst" sieht er ein Stück Genesungshoffnung für unsere poetische Litteratur. Unter den ersten, die für eine gesunde, im deutschen Volksleben wurzelnde Kunst und Dichtung eintreten, befand sich der Elsässer Fritz Lienhard. Inzwischen haben die flinken Marktschreier und Zwischenhändler in sensationellen Neuheiten aus der „Heimatkunst" eine Mode und ein Schlagwort zu machen gesucht. Lienhard und seine Mitkämpfer wurden gründlich mißverstanden. Für sie sollte sie ja nur der Ausgangspunkt einer möglichen gesunden Entwicklung deutscher Dichtung, kein Endziel sein. Den von Tag zu Tag wechselnden Strömungen und Richtungen, den theoretischen Forderungen und der Hetze nach neuen Ismen gegenüber wies Lienhard auf die Heimat, die Landschaft, den Stamm als den natürlich gegebenen Boden hin, von wo aus eine gesunde, echte Kunst wachsen könne; er hob die Bedeutung der Persönlichkeit wieder hervor. Erst etwas sein, ehe ihr etwas machen wollt! Gegen die Fremdsucht und Nachäfferei, gegen die plumpen Schlagworte, gegen den pessimistischen, „verstandesdürren Geist der Elendsdichter" stellte er eine im Volksgemüte wurzelnde, nach weiten Horizonten und Ewigkeitswerten fröhlich hinaus- und emporstrebende Dichtung. Und er forderte nicht nur, er schuf auch selber Dichtungen voll starker Empfindung und Gestaltenfreude. Der mürrischen Satire und pathologischen Tüftelei und Nervenkoketterie müder Seelen wurde nicht nur der Krieg erklärt, nein! der Weg zu neuen Idealen wurde gezeigt, der Weg zur Höhe, wo wir unserer tiefsten Lebenskräfte erst inne werden. Anregen, ermutigen, erweitern wollte Lienhard die Geister. Was er nun in verschiedenen Blättern — namentlich in der Beilage zu Dr. Friedrich Lange's „Deutscher Zeitung" und in der „Täglichen Rundschau" — dem deutschen Volke über Fragen der Litteratur und des Zeitgeistes in diesem Sinne zu sagen hatte, das ist in dem vorliegenden Buche unter dem Titel „Neue Ideale" zusammengefaßt. Ich nenne die Titel einiger der fünfzehn Aufsätze: Persönlichkeit und Volkstum — Grundlage der Dichtung; Tolstoi und Ibsen; Christentum und Deutschtum; Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken; Heimatkunst; Sommerfestspiele; Litteratur-Jugend von heute; Jahrhundertwende. — Reichste Anregung und Förderung wird Lienhard jeder Leser verdanken, der noch nicht verlernt hat, auch Litteratur- und Kunstfragen als eine wichtige nationale Angelegenheit zu betrachten.

Worms. Karl Berger.

Malta, seine kriegshistorische Vergangenheit und seine heutige strategische Bedeutung. Von **Otto Wachs,** Major a. D. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn. Preis 50 Pf.

Welche Bedeutung Malta für England innewohnt, wird vom Verfasser, auf Grund langjähriger Studien und unter Anführung zahlreicher Autoritäten, in trefflicher und anschaulicher Weise dargestellt, wobei der möglichen Konstellationen des unvermeidlichen Kampfes um die Vormacht in eingehender Weise gedacht wird. Den Schluß macht ein Ausspruch Mahans: „Ausgeschlossen vom Mittelmeer, darf England in der Politik eine wichtigere Rolle als die Niederlande oder Dänemark zu spielen kaum noch beanspruchen." Der Entwickelung des Gedankenganges bis zu diesem Schluß von unerhörter Tragweite zu folgen, ist von hohem Interesse und trägt viel zum Verständnis der Vorgänge unserer Zeit bei.

Grüne Hefte für Kunst und Volkstum. Verlegt bei Georg Heinrich Meyer, Berlin SW., Preis jedes Heftes 15 Pf.; 12 Hefte 1 Mark.

In diesen billigen Heften, die der Verleger der viel genannten und noch mehr verkannten „Heimatkunst" in's Volk wirft, ist Verfasser dieser Anzeige selbst mit zwei Aufsätzen vertreten. Seine Besprechung wird also zum Teil eine Art Selbstanzeige, und jede kritische Zuthat verbietet sich von selber. Doch darf man wohl sagen, daß den Heftchen recht viele Leser und Käufer gegönnt werden dürften, weil es eine bequemere und billigere Einführung in eine notwendig zu beachtende Litteraturbewegung nicht wohl geben kann. Vor allem mache ich auf

Adolf Bartels' prachtvoll zusammenfassende Kennzeichnung unseres nun siebzigjährigen Meisters Wilhelm Raabe aufmerksam (Heft 2). In einem anderen Heft spricht derselbe bekannte Litterarhistoriker und Schriftsteller über die „Heimatkunst" (Heft 8). Willy Pastors kleine Einführung in des geistvollen Fechner Weltanschauung (Heft 5) ist gleichfalls sehr anregend. Heinrich Sohnrey äußert sich bedeutsam und anschaulich über die Ansiedlerfrage in der Ostmark (Der kleine Heintich, Heft 4). Andere Hefte sprechen über „Litteraturjugend von heute" (Lienhard), „Deutsch-evangelische Volksschauspiele" (Lienhard), „Heimat und Volksschauspiel" (Wachler), „Das deutsche Pfarrhaus und die Volkskunst" (Mielke), „Offener Brief an den Bürgermeister einer deutschen Kleinstadt" (Schwindratzheim) u. s. w. Kleinigkeiten, meinetwegen, aber ich denke doch: anregende Kleinigkeiten.

Berlin. F. Lienhard.

Julius Lohmeyer, Humoresken. Berlin, Verlag von Freund & Jeckel. 3. Auflage, 1901. — **Julius Lohmeyer, Wir leben noch und anderes.** Neue Novellen. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1901.

„Ehrfurcht, ehrfürchtige Unterordnung, gleichviel wo man sie findet, dankbar freudige Weltbejahung bleibt doch unter allen Umständen das Höchste, das Köstlichste, zu dem wir hier überhaupt nur kommen können." Dieser Satz findet sich auf Seite 185 des zweiten der hier angezeigten Bücher; und wenige Zeilen darüber ist von einer „mit Gott und Welt in Harmonie stehenden Natur" die Rede und vom „treulich aufopfernden Thun im kleinen Kreise." In solchen Sätzen tritt klar ausgesprochen zu Tage, was beiden Büchern und dem ganzen Schaffen und Lebenswerk des herzenswarmen Verfassers so schön den Grundton und das Gepräge giebt. Man liebt und schätzt Lohmeyer längst als Jugendschriftsteller. Und es war in den materialistischen und naturalistischen Jahrzehnten, die hinter uns liegen, in jener Unstete und Hetze, die einen raschen Nervenverbrauch und eine Verkümmerung des Gemütslebens zur Folge hatte, ein Heldenstück, mit gesammelter Freudigkeit zu unserem Völkchen und Volke im deutschen Heim zu sprechen und doch in und mit der Zeit zu wandern. Man hat über dem Jugendschriftsteller den Dichter, Plauderer und Erzähler gelegentlich zu kurz kommen lassen: — und doch beweisen auch diese Humoresken und Novellen wieder, wie viel temperamentvolle Gestaltungskraft, wie viel warme Freudigkeit des Fabulierens in dieser Dichternatur stecken. Wer die Bücher zu lesen begonnen, legt sie so leicht nicht wieder bei Seite. Ich will nicht sagen, daß die Humoresken, ästhetischer Wertung nach, alle 16 auf gleicher Höhe stehen; ich würde dieser oder jener gelegentlich mehr künstlerische Feinheit wünschen. Was aber von A bis Z an diesen Büchern fesselt, ist das reiche Lebensfluidum, das in und zwischen und hinter den Worten, Gestalten und Geschehnissen flutet und leuchtet, immer fesselnd, immer erwärmend, oft zu heller Lustigkeit und wahrhaft charakteristischem Humor gesteigert, oft sinnvoll zu milder Ironie abgetönt. Es steckt Lebenserfahrung und Seelenerfahrung in Lohmeyers Plauderbüchern; es steckt eine Weltanschauung dahinter. Ist sie veraltet? Können Herzenswärme und willenskräftige Selbsterziehung eines echten Idealisten jemals veralten? Ich meinestells, selber im Geisteskampfe stehend, habe erst die leichten Humoresken, denn die ernsteren, zum Teil vortrefflich erzählten Novellen mit wahrem Behagen genossen. Und ich hab' mir dabei gedacht: ältere und jüngere Generation deutscher Litteraturmenschen mögen durch manche Wandlung in Aesthetik und Technik scheinbar getrennt marschieren: wir schlagen dennoch herrlich auf dem einen Boden deutschen Herzens und deutschen Glaubens! Wenigstens schaffen wir daran, daß es bald wiederum so werde!

Berlin. F. Lienhard.

Deutschland auf den Hochstraßen des Weltwirtschaftsverkehrs. Von **Arthur Dix.** Jena 1901, Gustav Fischer.

Der Verfasser hat sich der nützlichen und notwendigen Arbeit unterzogen, aus einem überreichen, zerstreuten Material das Wichtigste zur Erkenntnis der deutschen Weltstellung in kleinen Skizzen zusammenzufassen; er ist dabei von der Absicht geleitet, „den Blick des Volkes zu schärfen für die Bedeutung unserer Beziehungen auf den Hochstraßen des weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Verkehrs, für ihre Vorteile so gut wie für ihre möglichen Gefahren." Die

wichtigsten Straßen des Weltverkehrs sind ja heutzutage die Seewege. Darum fordert das Wachsen und Wandern des deutschen Volkes, das uns in immer engere Berührung mit dem Weltmarkt bringt, eine fortgesetzt gesteigerte Pflege und Sicherung gerade der überseeischen Beziehungen. Nach einer geschichtlichen Betrachtung über Preußen-Deutschlands Weg zum Weltmeer und Anteil am Weltwirtschaftsverkehr werden Deutschlands glänzend sich entwickelnder Schiffsbau und die großen und kleinen Reedereien geschildert, dann die Notwendigkeit moderner Schiffahrtspolitik und unsere wenig erfreuliche Stellung im überseeischen Nachrichtendienst erörtert. Den Kern des Buches bilden die unter dem Titel „Deutschland und die Hauptwege des Weltverkehrs" zusammengefaßten Skizzen, die unsere Stellung in den europäischen Meeren, die Seewege nach Asien, Afrika, den verschiedenen Teilen Amerikas unter steter Berücksichtigung der bestehenden politischen Verhältnisse und der Zukunftsaufgaben behandeln. Für Asien kommen besonders noch die bereits gebauten oder projektierten Bahnen in Betracht. Im letzten Teile werden die Wechselwirkungen zwischen Weltpolitik und Sozialpolitik, Weltwirtschaftsaufgaben und sozialer Frage behandelt: sie bedingen sich gegenseitig, der Erfolg der einen ist die Voraussetzung für die Durchführung der anderen. Das Buch wird jedem im politischen oder wirtschaftlichen Leben Stehenden nützlich sein; im Kampfe um unsere Flottenpolitik ist es ein unentbehrliches Anrege- und Lehrmittel. B.

Dr. phil. Hermann Franke: Christentum und Darwinismus. Berlin 1901. Alex. Duncker.

Es liegt uns hier wieder, und zwar aus der Feder eines Geistlichen, einer der Versuche vor, eine Versöhnung zwischen moderner Naturwissenschaft und strenger Gläubigkeit herbeizuführen. Das Programm des Werkes entwickelt der Verfasser in dem ersten Kapitel, das den Kampf um die Weltanschauung behandelt. Sein Versuch der Beilegung dieses Kampfes, einer Versöhnung der Gegner, fußt auf jener Erkenntnis, daß diese Gegensätze nicht so schroff seien, wie sie erscheinen, daß die Entwicklungslehre auch für das Christentum und seine Geschichte anwendbar ist. Die klare Darstellungsweise des interessanten Buches wird dem Zwecke des Werkes, manchen Leser aus Zweifeln zu erlösen, gewiß in hohem Maße dienlich sein.

Zauber der Ehe. Ein Buch von **Richard Hamel.** Vierte umgestaltete und vermehrte Auflage. Berlin 1901. Alexander Dunckers Verlag.

In dem vorliegenden Werk wird das Glück eines Liebenden und seiner in ihm ganz aufgehenden Gattin in schwungvollen Poesieen geschildert. Beide Liebende werden durch ihre Liebe auf den Gipfel höchsten menschlichen Glückes gehoben. Da wird dieses beseligende Liebesleben jählings unterbrochen, indem der Tod das schöne irdische Band zersprengt. Die den Zeitraum eines Jahres umspannende Dichtung, in welcher die Zartheit der Empfindung, das Vollglück des ehelichen Lebens, und die überaus glückliche Wiedergabe der Stimmungen uns tief erfassen, gewährt dem Leser bis zum Schluß einen reinen Genuß.

Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Band 1. Aus dem Briefwechsel König Friedrichs I. von Preußen und seiner Familie. Herausgegeben von **Ernst Berner.** Berlin 1901. Verlag von Alexander Duncker.

Der Königliche Hausarchivar, Archivrat Prof. Dr. Berner, hat sich die überaus dankbare, mühevolle Aufgabe gestellt, in einem Sammelwerke die Ergebnisse seiner Forschungen über die Persönlichkeiten unserer Hohenzollern niederzulegen. Eine mehr als 20jährige Thätigkeit im Königlichen Hausarchiv ermöglicht es dem geschätzten Verfasser, den umfangreichen Stoff in diesen interessanten Veröffentlichungen voll zu beherrschen. Der erste Band, der gelegentlich der Zweihundertjahrfeier veröffentlicht wurde, bringt den Briefwechsel Friedrich I. mit seiner Familie.

Aus den Papieren eines modernen Theologen. Von **Franz Breda.** Berlin 1901. Alexander Dunckers Verlag.

Es sind Bilder, denen man sowohl warmes Herz wie scharfe Beobachtungsgabe und frische Ursprünglichkeit des Empfindens anfühlt. In dem Buche steckt so viel Gesundheit und herzerquickende Gerabheit des Urteils über kirchliches und pastorales Leben, daß es dem Verfasser zahlreiche Freunde erwerben wird, freilich auch manchen Gegner. N. G.

Ueberſee.

Nachrichten vom „Hauptverband deutſcher Flottenvereine im Ausland".

I.

Der Hauptverband will: alle im Auslande lebenden Deutſchen zur Bethätigung ihres Intereſſes für die kraftvolle Entwickelung der deutſchen Marine anregen und vereinigen, und, jede Parteipolitik fernhaltend, zur Erhaltung und Kräftigung der Beziehungen der Deutſchen im Auslande zur Heimat beitragen. —

Nach Beirut und Valencia (Venezuela) ſenden wir unſern Dank für die Einſendung des Beitrages von 865 bezw. 758,78 Mk., Rhodus 48 Mk. 30 Pf., Santos 1500 Mk., Port au Prince 1293,73 Mk., Kapſtadt 3059,79 Mk. —

Der Flottenverein zu London berichtet über die Ergebniſſe ſeines erſten Vereinsjahres. Naturgemäß war die Arbeit zunächſt auf die Anwerbung von Mitgliedern gerichtet, und dieſe war nicht ohne Erfolg; denn trotz der in dem Jahresbericht hervorgehobenen Ungunſt der politiſchen Verhältniſſe und beklagenswerten Lauheit des patriotiſchen Sinnes eines großen Teiles der in London anſäſſigen Deutſchen, konnte der Verein ſein erſtes Geſchäftsjahr mit einem Beſtand von 230 Mitgliedern abſchließen.

Der Verein beteiligte ſich als ſolcher unter anderm an einer von der deutſchen Kolonialgeſellſchaft veranſtalteten Ehrung des in London anweſenden Gouverneurs z. D. von Wißmann.

Der erſte Jahresbeitrag des Londoner Vereins iſt dem Hauptverband mit einer Summe von 1000 Mk. übermittelt worden.

Die Summe der Vereinsbeiträge beläuft ſich zur Zeit auf rund 400 000 Mk.

Der Flottenverein für Kapſtadt und die Weſtprovinz iſt in der Lage zu berichten, daß er „trotz Krieg und Peſt wieder emporblüht". Der Beitrag von 150 £, über den wir bereits in der Auguſt-Nummer quittierten, iſt uns hierfür ein hocherfreuliches äußeres Zeichen.

Der Eingang weiterer Beiträge iſt zu verzeichnen aus Curitiba mit 300 Mk.; Mogador 145 Mk.

Auf die Zeitſchrift „Armee und Marine" können wir unſere Leſer, wenn ſie ſich über die Angelegenheiten der Flotte ſachgemäß informieren wollen, ganz beſonders hinweiſen. Sie bringt außer meiſt recht guten Abbildungen, anſprechend geſchriebene Aufſätze über militäriſche und techniſche Fragen. Das Blatt erſcheint im Verlage von Boll & Pickardt, Berlin NW. Der Preis des einzelnen Heftes beträgt 30 Pf.

„Ueberſee" ſoll der Hauptſache nach ein Nachrichtenblatt zur Vermittelung engerer Beziehungen zwiſchen unſeren Vereinen bilden. Der Schriftverkehr mit dieſen hat es uns auch ermöglicht, allmonatlich eine Reihe allgemein intereſſierender Mitteilungen zu bringen.

Die Auguſt- und Septemberhefte der „Ueberſee" bringen von wertvollen Originalartikeln die nachfolgenden: 1. Engliſche Flußkanonenboote. 2. Die Pionierfahrt des „Vorwärts". 3. Die amerikaniſche Gefahr. 4. Neue Schiffsverbindungen zwiſchen Chicago und Europa. 5. Mängel der engliſchen Marine. 6. Amerikas Induſtrie und Deutſchlands Zukunft. 7. Die Monroe-Doktrin.

Anfragen wegen Beitrittserklärungen von Auslandsvereinen werden auch von der Redaktion und Expedition der „Deutſchen Monatsſchrift", Berlin W. 35, der Berliner Hauptgeſchäftsſtelle übermittelt.

Neuerſchienene Bücher für die Bücherſchau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einſenden zu wollen. Beſprechungen behält ſich die Redaktion vor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbeſondere das der Ueberſetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Dem Vaterlande, nicht der Partei!

Morgen- und Abendausgabe.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Berlin und Leipzig.

Bezugspreis: Bei den Postanstalten des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns vierteljährlich 5 Mark. — Monatliche Sonderbestellungen können zum Preise von je 1 Mark 67 Pf. bewirkt werden.

Mit direkter Postversendung nach dem **Ausland** kostet die „Tägliche Rundschau" einschl. Porto vierteljährlich 15 Mark — nach den **deutschen Schutzgebieten** 10 Mark.

In den einundzwanzig Jahren ihres Bestandes ist die

„Tägliche Rundschau"

das **Lieblingsblatt** der gebildeten nationalen Kreise Deutschlands geworden, und sie hat besonders in der letzten Zeit nicht nur ihren Abonnentenstand — der fast alle Berliner politischen Tagesblätter um ein Bedeutendes übersteigt — um mehrere Tausend neuer Leser vermehrt, sondern auch eine unbestrittene politische Geltung ersten Ranges gewonnen.

Unabhängig nach allen Seiten, vornehm im Ton und sachlich im Urteil, sucht die „Tägliche Rundschau" klärend und sammelnd für die sittlichen Ideale des Deutschtums sowohl als für den Völkerberuf unserer Nation einzutreten. Sie befürwortet eine selbstbewußte und weitschauende, aber in ihrem Vorgehen nüchterne und besonnene Realpolitik und war der Herold unserer Kolonial- wie unserer Flottenpolitik, die sie beide auch thatkräftig hat in die Wege leiten helfen.

In der inneren Politik betont die „Tägliche Rundschau", getreu ihrem Wahlspruche: „Dem Vaterlande, nicht der Partei", das Gesamtinteresse gegenüber den Fraktionsansprüchen, stellt sich bei konservativer Grundgesinnung jedem Ansturm auf unsere Geistesfreiheit wie jeder undeutschen Strömung entgegen und vertritt bei scharfer Bekämpfung der Umsturzpartei den Gedanken der ehrlichen und besonnenen Sozialreform.

An die gebildeten Leser mit eigenem unbefangenen Urteil wendet sich die „Tägliche Rundschau", nicht an die führerbedürftige Masse. Aus den Reihen der Gebildeten unserer Nation ist ihr daher auch in immer steigendem Maße der Lohn geworden, daß sie die „Tägliche Rundschau" als ihr Blatt anerkennen und aus ihren Reihen das Wort von der Rundschaugemeinde hervorgegangen ist.

Neben ihren sachlichen Vorzügen, die wiederholt von berufenster Seite öffentlich und in ehrendster Form anerkannt worden sind, darf sich die „Tägliche Rundschau" ferner rühmen, eine der

reichhaltigsten deutschen Zeitungen

zu sein; ihr Bezugspreis bleibt trotz der Neuerung, nach welcher unser Blatt nunmehr

zwölfmal wöchentlich

erscheint, der alte, so daß die „Tägliche Rundschau" nicht nur die vornehmste, sondern auch die billigste aller zweimal täglich erscheinenden großen politischen Tageszeitungen ist.

Probenummern werden sofort nach Bestellung umsonst und postfrei 7 Tage hintereinander gesandt von der Geschäftsstelle der

„Täglichen Rundschau" in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 7—8.

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Oktoberheftes. Heft 1.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

Adolf Wilbrandt: Große Zeiten. Novelle.
Rudolf Eucken: Die Aufgabe des deutschen Geistes.
Hermann von Wißmann: Aus meinen Kämpfen in Ostafrika. I. Das Gefecht am Kilima-Ndscharo.
Friedrich Ratzel: Der Geist, der über den Wassern schwebt.
Felix Dahn: An die Deutschen.
Graf Joachim von Pfeil: Marokko und Deutschland.
Anton von Werner: Bismarck-Erinnerungen.
Adolf Wagner: Bankbrüche und Bankkontrolle. I.
Adolf Stern: Wilhelm Raabe zum 70ten Geburtstage.
Dichtergaben aus dem Raabe-Album zum 70ten Geburtstage des Meisters von Prinz Emil Schönaich-Carolath, Paul Heyse, W. von Polenz, Victor Blüthgen, Otto March, Peter Rosegger, Adolf Bartels, Felix Dahn, Ernst Wichert u. a.
Karl Canera: Der junge deutsche Kaufmann in Ostasien.
Theodor Schiemann: Deutschland und die großen europäischen Mächte.
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Uebersicht. Monatsbericht. I.
Wilhelm von Massow: Monatsschau über die innere politische Lage. I.
Paul Dehn: Die Deutschen im Auslande. Monatsschau. I.
Karl Busse: Neuere deutsche Dichtung. Monatsbericht. I.
Max Martersteig: Die deutsche Bühne. Monatsbericht. I.
Paul Heyck: Technische Umschau. I. Ueber die künftige Entwicklung der Eisenbahnen.
Bücherschau von Fritz Lienhard, Karl Berger, Adolf Bartels, Richard Weltbrecht u. a.
Bericht des Hauptverbandes deutscher Flottenvereine im Auslande. I.

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:

vierteljährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet	Mk. 5,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet	„ 6,25
jährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet	„ 20,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet	„ 25,—

Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpostvereins-Gebiet „ 2,50
Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1901 No. 1846a) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Druck von H. S. Hermann, Berlin

Deutsche Monatsschrift

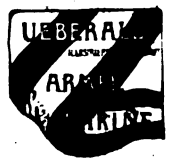
für das gesamte Leben der Gegenwart

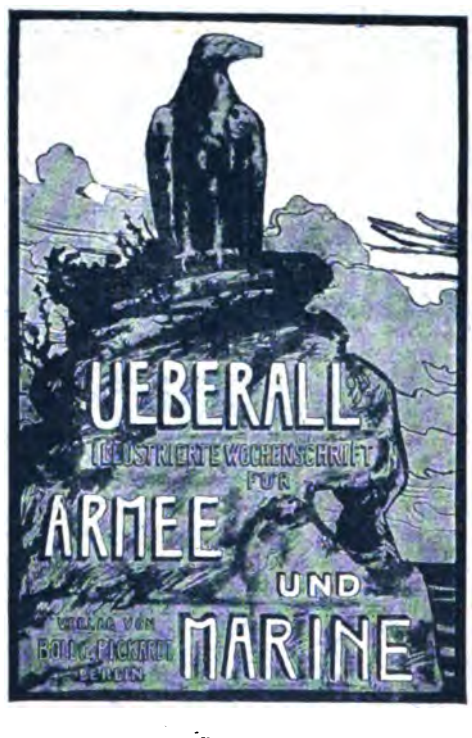
HERAUSGEGEBEN VON

JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

I. Jahrgang. November 1901. Heft 2.





Einzelheft
30 Pfge.

Abonnement:
3 Mk. 25 Pfg.

Aufgabe der Zeitschrift ist die Verbreitung der Kenntnisse über unsere und fremde · Armeen · · · Marinen · · · Kolonieen · Länderkunde und überseeische Interessen, ferner Wasser-, Reit- und Jagdsport usw.

Reich illustrierte Aufsätze * Probehefte kostenfrei * Skizzen, Novellen, Romane

Als Goethes „Goetz“ erschien, jubelte es auf: „Das ist deutsch!“ Der sich erkennende deutsche Geist verstand es, sich und der Welt zu zeigen, was Shakespeare sei, den sein eigenes Volk nicht verstand; er entdeckte der Welt, was die Antike sei, er zeigte dem menschlichen Geiste, was die Natur und die Welt sei. Diese Thaten vollbrachte der deutsche Geist aus sich, aus seinem innersten Verlangen, sich seiner bewußt zu werden. Und dieses Bewußtsein sagte ihm, was er zum ersten Male der Welt verkünden konnte, daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt: und alles, was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, ist „deutsch“, und deshalb ist der Deutsche groß; und nur was in diesem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen. —

Richard Wagner, aus: „Was ist deutsch?“

Große Zeiten.

Erzählung von

Adolf Wilbrandt. (Fortsetzung.)

Es begann die große Woche, in der alles zur Entscheidung kam; das Aufflammen der deutschen Empörung über die französische Herausforderung vom Meer zum Fels und vom Fels zum Meer; die Kriegserklärung von Paris nach Berlin; die Mobilmachung Bayerns und der andern süddeutschen Staaten. Das deutsche Gefühl brauste auch in München auf, jauchzte dem jungen König zu, der sich sogleich als Schutz- und Trutzverbündeter zu Preußen gestellt hatte; Helmuth von Dorn stand mit dabei, vor der Residenz, als eine ungeheure Menschenmenge sich drängte, um dem von Hohenschwangau hereingekommenen König für seine rasche nationale Entschließung zu danken. Er sah die hohe, jugendliche Gestalt ans Fenster treten, grüßen, sich verneigen, er hörte den Donner der Hochrufe, die vaterländischen Lieder, die so viele Tausende anstimmten, und fühlte endlich die ersehnte Wonne: nun wachsen auch wir Bayern hinein in das neue Reich! — Dann folgten zwar noch die Kämpfe im Ständehaus in der Prannerstraße: die Römlinge und die Stockbayern unter den Abgeordneten wehrten sich gegen die deutsche Strömung, der Preußenhaß schlug noch einmal mit den schwarzen Flügeln. Den gut Deutschen aber wuchs der Mut, sie fühlten den übermächtigen Wind der Zeit. Es war keine Ruhe mehr in der Welt; eine herrliche, kampffrohe Unrast ergriff die Herzen. Das Lied von „Lieb Vaterland“ tauchte plötzlich auf, man wußte nicht woher, und es ward schnell der allgemeine Gesang. Die Gleichgesinnten suchten sich, auf der Straße, im Wirtshaus, in den von deutscher Musik erklingenden Gärten. Auch Helmuth zog es hinaus, hinaus, er ward fast so hausfremd wie in der Studentenzeit. Wenn er nicht im Kolleg dozierte, wanderte er in die Kammersitzungen, zu seinen Freunden in der Regierung, neues zu erfahren, abends ins Café national, wo viele der feurigsten Patrioten sich zu-

sammenfanden. Es erfüllte sich, was er an jenem Abend im „Elisium“ zu Marie gesagt hatte: das Allgemeine zog ihn aus seinem Einzeldasein heraus; über dem großen Schicksal vergaß er das seine.

So erging es Marien nicht; ihr erging's fast umgekehrt. In ihr krankes Gemüt war an demselben Abend ein Blitz gefahren; er hatte in das Dunkel, das sie nun schon so lange quälte, ein blendendes Licht geworfen, dann war die alte Nacht wieder eingekehrt. Aber ein Ahnen war zurückgeblieben, das sie nicht mehr losließ; stürmischer als je war in ihr der Drang erwacht, sich in diesem Dunkel zurechtzufinden, das Ahnen zum Erkennen zu machen. Sie brütete über der Vergangenheit, der vergessenen, bis zur Ermattung: was hab' ich erlebt? was hab' ich gefühlt? — Gefühlt? Für wen? Für diesen „Jugendfreund“ Franz? Sie sah ihn an, sie horchte auf seine Stimme, sie hörte die warmen, auch heißen Worte, in denen er von jenen Zeiten sprach. Er hatte geliebt, das war nun gewiß. Sie auch? Sie ihn auch? — Es war ein quälendes, doch auch dumpf beseligendes Suchen, Horchen, über dem sie die Welt vergaß. Ein gefährliches: denn all ihre Gedanken kamen zu Franz, drehten sich um Franz, und indem sie in die Vergangenheit tauchte, schlug die Gegenwart über ihr zusammen.

Franz, in derselben Gefahr, aber sich nicht vor ihr fürchtend wie Marie, kam nun fast täglich in das Dornsche Haus, einen zierlichen Neubau in der Brienner Straße, den nur sie bewohnten; er brachte zuerst seine „Phantasien“ mit, dann andere Musik, sie spielten mit einander wie in alten Zeiten. Es begünstigte sie nur zu sehr, daß Helmuth fast nie zu Hause war; die beiden Männer sahen sich gar nicht; zuerst verfehlte Franz den Hausherrn, dann dieser bei seinem Gegenbesuch Franz. Beiden war's wohl recht; keinem lag am andern . . . In Franz war alles wieder erwacht, was er einst gefühlt hatte; und nie hatte er für ein anderes Weib so wie für Marie gefühlt. Wenn er nun ihr feines, edles, leidendes Gesicht so gedankenvoll träumen sah, mit allen Seelenorganen belauschte, wie sie heimlich über dem gemeinsam Erlebten brütete und verworrene Erinnerungen in ihr zu erwachen schienen, wenn er die holde, geliebte Frau in diesem nachtwandlerischen Zustand sah, wie er ihn noch nie an einem Menschen gesehen hatte, dann ward ihm wohl toll und sündhaft zu Mut. Krieg, Vaterland, Ehre — er hörte davon reden, aber wie im Schlaf. Eine unglückliche Frau erlösen — sie und sich beglücken — das war das deutsche Lied in seinem Herzen. „Ich habe ein Recht an sie!“ damit lullte er sein Gewissen ein. Und wenn doch einmal eine innere Mahnung ihm zuflüsterte: „Was willst Du hier? Geh! Du hast wieder abreisen wollen; nun, so reis' doch ab!“ dann rief die andere Stimme in ihm, auf die er mit wilder Freude hörte: „Ich kann nicht fort, Marie! Ich kann noch nicht fort!“

Unterdessen ging die Weltgeschichte auch im Ständehaus in der Prannergasse ihren guten Gang; am neunzehnten Juli siegte dort die deutsche Sache, die Mehrheit der Abgeordneten bewilligte die von der Regierung verlangten Summen zur

Kriegsaufstellung des bayrischen Heers. Am zwanzigsten folgte die Kammer der Reichsräte, einstimmig. Am Abend dieses Tags erschien Reichthal im Dornschen Haus, um sich mit Marie über diesen neuen Sieg zu freuen; doch eigentlich noch mehr, um nach dem Rechten zu sehn; denn wie die beiden „Musikanten" mit einander verkehrten, wie Marie darüber weltfremd wurde, das gefiel ihm nicht. Ihn wurmte, daß der Hausherr für sein Daheim keine Augen hatte . . . Er traf auch die beiden richtig wieder beisammen; sie standen im Salon am Klavier, Marie blätterte in Notenheften, die Franz soeben gebracht hatte. Es war noch vor dem Nachtmahl; in dieser Zeit der langen Tage wurde spät gegessen. „Ich will nur melden," sagte Reichthal nach der ersten Begrüßung, „da Marie die Träumerin es wohl noch nicht wissen wird und Franz der Weltumsegler auch nicht: in Bayern sind wir nun fertig! Auch die Herren Reichsräte haben das Geld mobil gemacht. Der Krieg kann nun allerseits losgehn. Für die Herren Beinabsäger kommt 'ne gute Zeit!"

„Gott, Gott, dieser Krieg!" seufzte Marie, indem sie das Notenheft fallen ließ. „Dieser grausame Krieg!"

Reichthal verhärtete seinen menschenfreundlichen Bariton: „Er muß sein, er muß sein. Was hilft das alles? — Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein, allerdings nicht. Aber kann Unehre das Herz brechen? Jawohl. Dann soll uns also lieber die Ehre ein Bein brechen, als die Unehre das Herz!"

„Wem sagen Sie das?" versetzte Marie. „Eine Frau kann für ihre Ehre sterben; warum nicht ein Volk? — Aber mein Gott, das Elend! Ist denn die Welt noch nicht elend genug? Ist es denn nicht sinnlos, auf dieser mitleidswerten Welt zu hassen, statt zu lieben?"

Statt zu lieben! wiederholte sie in Gedanken; sie sagte es aber nicht laut. Sie verfiel wieder in ihr träumendes Starren. Franz hing mit den Augen an ihr. In seiner heimlich schwelenden Erregung ging's ihm wunderbar: da sie zwar aufrecht, aber so bewegungslos dastand, war ihm, wie wenn er sie liegen sähe, regungslos ausgestreckt, wie eine Scheintote im Sarg. Ja, dachte er, scheintot ist sie! So zur Liebe geschaffen und zum Glück geboren; aber still und kalt — und rührt sich nicht. Sie atmet aber noch, sie seufzt. Sie will erwachen. Und ich soll sie nicht wecken?

„Und es war einmal eine junge Frau," fing Reichthal an, der sie auch betrachtete, „die sann und träumte alleweil wie ein junges Mädchen . . ."

„Wer?" fragte Marie.

„Der Zustand ist noch im Wachsen: sie hört und versteht nicht mehr, was man zu ihr spricht! — Wer doch diesen unfähigen Schurken von Vormund kennte, der die Dame erzogen hat!"

Marie trat zu ihm und legte ihm eine Hand auf den Arm. Ihn nur flüchtig anblickend fragte sie: „Hältst Du das für möglich, Onkel Reichthal?"

„Was, mein Kind?"

„Daß, wenn so eine große Krankheit mit einem nassen Schwamm, wie ein Schulmeister, über die Tafel gefahren ist und die ganze Kreideperiode eines — Gefühls, eines — Erlebnisses von der Gehirntafel weggewischt hat — sodaß man nun nicht mehr weiß: was ist erlebt und was nur im Fieber geträumt — daß dann doch noch, von außen geweckt, nach und nach Erinnerungen erwachen? und — und — —"

Sie verstummte. Sie sah in die Luft; über ihre Wangen ging ein nervöses, den mitleidigen Reichthal ergreifendes Zucken.

Reichthal blickte von ihr auf Franz; der schien nicht zugehört zu haben, er vertiefte sich in ein Notenblatt. „Meine liebe Marie," gab Reichthal achselzuckend zur Antwort, „ich bin kein Mediziner, kann es Dir nicht sagen. Das kann ich Dir aber sagen, daß Du ein weiblicher Hamlet bist; — ja, ja, ganz das rechte Wort. Sein oder Nichtsein — sich erinnern oder sich nicht erinnern! — Hätt'st Du wenigstens von mir gelernt, einen kunstgerechten Salat zu machen; das hat mehr Wert als all das Spintisieren. Heut werd' ich ihn machen; für das Abendessen, zu dem ich mich hiermit einlade."

Marie lächelte liebenswürdig: „Ja, Deinen berühmten Salat! Er erfrischt so; er kühlt."

„Es ist der Salat der Salate! — Und wenn ich ihn für die Frau da mache, so gelingt er mir allemal; Inspiration. Ich komm' also mit einem vollendeten Kunstwerk wieder, oder nie!"

Reichthal ging zur Thür, der Küche zu. „Die zehnte Muse der Kochkunst," rief sie ihm nach, „führe Dir den Löffel!"

Das Wort weckte ein andres in ihm, er kam zurück, es mußte heraus. „Und die elfte Muse, die der Lebenskunst, nehm' sich Deiner ein wenig an! Erlaube mir die unterthänige Bemerkung; phantasier' nicht zu viel! — Nun macht sie mir böse Augen. Es ist doch so. Du grübelst zu viel! Du bist schlecht erzogen; daher mag's ja kommen. Du — quälst Dich und mich. Jawohl, Du! Du! — — Ich mach' also den Salat!"

Reichthal ging. Marie sah ihm beklommen und traurig nach. Franz warf auf einmal die Noten mit einer so leidenschaftlichen Bewegung aufs Klavier, daß sie zusammenfuhr. Dann heftete er die schwarzen Augen auf sie, die unter seinen Stirnlocken hervorflammten, und trat langsam auf sie zu, ohne zu sprechen.

Eine plötzliche Bangigkeit befiel sie. „Bleiben Sie nur, wo Sie sind," entfuhr ihr. „Bleiben Sie nur beim Klavier. — Warum spielen Sie nicht?"

„Warum sollt' ich spielen?" entgegnete Franz, mit einem Blick, den sie nicht sehen mochte. „Es hat's ja niemand begehrt."

„So begehr' ich's jetzt!"

Sie sah, daß dieser erregt gebietende Ton ihn befremdete; sich verbessernd, lächelnd setzte sie hinzu: „Ist es unbescheiden, Franz, wenn ich Sie darum bitte?"

„So eine Bitte ist Befehl," erwiderte er etwas verfinstert.

„Bitte, spielen Sie mir noch einmal — ja — die Würzburger Phantasien zum Schubert. Und vorher den Schubert."

Er setzte sich an den Flügel. „Wie Sie wollen, Marie. — Aber wenn Sie wüßten —"

„Warum zögern Sie denn noch?"

„Ich zögere nicht."

Er spielte. Marie ließ sich in einen Lehnstuhl sinken; eine Hand an der Stirn, ihn von der Seite her betrachtend, fiel sie bald in ihren Dämmerzustand zwischen Sehen und Träumen zurück. Ich weiß es ja! dachte sie, da ein Erinnerungsbild, das sie dieser Tage schon mehrmals gehabt, in berückender Scheinklarheit wiederkehrte. Bei dieser Musik erwacht's! Er saß am Klavier wie jetzt; es war aber nur ein Pianino, unser Pianino. Und er blickte mich schwermütig, liebevoll an ... Und ich sagte mir — ja, so war's — oder träum' ich's nur —: du bist ja ein Mädchen, fall' ihm nicht um den Hals! — Und dann — —

Es war aus. Sie fuhr sich mit der Hand über die brennende Stirn; es nützte nichts. Von der Tafel weggewischt, mit dem nassen Schwamm!

Die innere Unruhe trieb sie vom Stuhl empor; sie ging leise, aber wie im Fieber über den Teppich hin. Franz bemerkte es. Mitten in einer Figur brach er ab.

„Nun?" sagte sie. „Warum hören Sie auf?"

„Mir — zittert die Hand," antwortete er. Ihm zitterte die Stimme.

Sie fragte mit einem bangen Lächeln: „Wovon denn?"

„Marie! — Ist es denn möglich? Wissen Sie das nicht mehr? So, wie ich hier sitze, saß ich auch vor viereinhalb Jahren —"

„Sehr möglich," unterbrach sie ihn. „Irgendwo; zu Hause."

„Nein, so wie hier: Ihnen gegenüber. Sie saßen in demselben Lehnstuhl, ich kenn' ihn noch; Sie haben ihn offenbar aus Würzburg mitgebracht. Das wissen Sie alles nicht mehr? Das ist alles hin?"

Marie begann zu zittern; sie wußte nicht recht, warum; aber sie fürchtete sich. Sie war zum Lehnstuhl zurückgekommen, der sie nun so ansah, als erinnere er sie. Wieder hineinzusinken wagte sie nicht; sie lehnte sich aber auf ihn, so blieb sie stehn.

„Ich wollte Ihnen die Phantasien vorspielen," fuhr er fort, mit seinem beklemmend weichen Tenor; „zwei Tage vorher, in jener Nacht, hatt' ich sie komponiert. Ich — ich brach aber ab, wie jetzt; ich hatte keinen Sinn für Musik. Es war alles wie heut;" — Franz stand in seiner tiefen Erregung auf — „nur waren die Phantasien noch neu, und Sie — keine Frau!"

„Jetzt bin ich's aber," erwiderte sie.

„Es war der Abend, an dem Ihre Krankheit ausbrach. Ich seh' und hör'

uns wie damals, ich weiß jedes Wort! Ich saß da und konnt' nicht mehr schweigen, ich sagte Ihnen, daß ich Sie liebte. Und Sie —"

Marie starrte ihn mit unaufhaltsam fragenden Augen an. „Und ich —"

„Sie sagten mir kein Wort; aber Sie schauten auf mich mit einem Blick, der mir Ihr ganzes Herz — — ! — Und ich stand auf. Und ging so auf sie zu —"

Mit einer halb unbewußten Geberde wehrte sie ihn ab: „Stehn Sie still."

„O Marie!"

„Stehn Sie still. — Und ich —"

„Franz! Franz! sagten Sie. Und als Sie dann aufstanden, mir entgegentraten —"

„Ich!"

„Und Ihnen das Wort auf den Lippen lag —"

„Nein, nein!"

„Warum verließ Sie da auf einmal die Kraft? in dem Augenblick? Warum mußten Sie stumm zusammenbrechen — in meinen Armen . . . Ja, in meinen Armen — da lagen Sie — zum ersten und letzten Mal! — Marie!"

„Lassen Sie meine Hand."

„Marie, warum ließen Sie sich aus meinen Armen auf das Krankenbett tragen, und standen erst nach Monaten wieder auf? Und nur um mich grenzenlos elend zu machen — ja, Sie! Wenn Ihr Herz, das mich lieb hatte, an dieser unsinnigen Krankheit starb, und nur ein öder, kalter, erinnerungsloser Rest Ihrer Seele — — Sie gehörten mir! Mir allein! Und nun steh' ich da — vor Ihnen — Sie sind aber die Frau eines andern . . . Das ist gegen die Natur, Marie! Das nimmt mir die Vernunft!"

Das nimmt ihm die Vernunft! sauste es durch ihren Kopf; ihr war zu Mut, als hätte er Recht. Nur mit schwacher Stimme brachte sie hervor: „Sie sind von Sinnen. Gehn Sie, gehn Sie . . ."

„Marie!" sprach er weiter; sie wollte ihn hindern und konnt' es nicht. „Jugend, Schicksal, Liebe hatten uns für einander bestimmt! Sie sind eine unglückliche Frau; — schütteln Sie nicht den Kopf, lügen Sie doch nicht. Ich seh' Sie nur an und ich weiß es. Sie waren mein! Sie sind es noch! Und so wahr ich Sie liebe — und Sie mich nicht hassen — wir haben das ewige Recht, Marie, unsern Schicksalsbecher auszutrinken — "

Er kniete nieder. „Marie! Marie!"

„Dore!" rief sie nun auf einmal laut; sie hatte nach Luft, nach Stimme gerungen. Ihr fiel in ihrer Empörung, ihrem Entsetzen nichts anderes ein, als nach der alten Köchin zu rufen. „Dore!" wiederholte sie.

Franz sprang auf. „Aber Marie — "

Sie wich hinter den Lehnstuhl zurück. Ihre Augen sahen mit Haß auf ihn. Dann, nach einem tiefen Atemholen: „Gehn Sie! Fort, fort, fort!"

Die Thür vom Speisezimmer ging auf; es erschien aber nicht Dore darin, sondern Reichthals hellgrau gekleidete, wohlbeleibte Gestalt. Mit vollendet harmlosem Gesicht lächelte er herein, wie wenn Marie nur geklingelt hätte. „Die Köchin wird gerufen, der Koch tritt an! Was befiehlt unsre gnädige Frau?"

Indem Marie an Franz vorbeiging, konnte sie ihm zuraunen, ohne daß Reichthal es bemerken konnte: „Sie werden gehn, auf der Stelle." Mit ausreichend klarer und fester Stimme sagte sie dann laut: „Franz will leider vor Deinem Salat wieder fort; er hat sich verabredet. Deine Muse schafft also heut nur für mich."

„Ah! Und ich wollte eben melden, daß sie fertig ist!"

Franz nahm seinen Hut. Er vermochte kaum zu verbergen, was in ihm vorging, vermochte nicht zu sprechen. Nur ein ausdrucksloses Lächeln irrte über sein Gesicht. Ein Wetterleuchten düsterer Scham oder Reue folgte. So stand er vor Marie und reichte ihr die Hand.

Sie nahm sie, um nicht aufzufallen. „Ich will Sie nie wiedersehn," hauchte sie ihm zu. „Nie!"

Er verneigte sich. „Gute Nacht!" sagte er dann, grüßte Reichthal und ging.

Was hat's hier gegeben? dachte Reichthal, noch völlig unsicher zwischen Angst und Freude. Er brachte aber wieder ein unbefangenes Lächeln zuwege: „Soll ich also anrichten lassen, gnädige Frau?"

Großer Gott! durchfuhr es Marie, als sie diese Worte hörte. Jetzt dem Reichthal gegenübersitzen! ihm in die Augen sehn! Sie lechzte nach nichts als Einsamkeit. Sie schüttelte den Kopf. „Armer Onkel Reichthal!" sagte sie, so gut sie konnte. „Dein Salat ist fertig — und nun findet sich niemand, der ihn essen will! — Bitte, bitte, schilt nicht. Beweis' mir nicht wieder, daß ich unberechenbar bin, daß ich Launen habe. Kopfweh! Das einseitige! Ich hab' es auch Franz gesagt; auch darum ist er so früh gegangen. Komm morgen wieder! Ich leg' meinen Kopf aufs Bett. Gute Nacht!"

Sie nahm die Hand von der Stirn, winkte ihm damit und ging.

* * *

Franz verschwand aus München. Am zweiten Tag nach diesem Abend kam ein Zettel, an Reichthal, nicht an Marie: er habe sich ins Gebirg begeben, er ziehe dann wohl gleich von dort weiter nach Berlin. Seine leicht erregte Seele war erschüttert; diese plötzlichen Rufe „Dore! Dore!" waren ihm durch Mark und Bein gegangen; Mariens tiefer, feindlich ernster, schmerzvoll vorwurfsvoller Blick hatte ihm das Herz umgekehrt. Sich ganz von ihr loszureißen fehlte ihm zwar die Kraft; er floh nur in die bayrischen Berge, in der Hoffnung — oder auch Furcht —, er werde dann weiterfliehn. Er fuhr und wanderte nach Tegernsee, nach Kreuth, über die Höhen ins Isarthal, dann zum Walchensee.

Während die deutschen Soldaten in endlosen Zügen, Tag und Nacht, gen Westen zogen, um sich zu großen Heeren zu sammeln, irrte er zwischen Wäldern und Felsen herum, gegen den Feind in sich selber kämpfend.

Auch in Marie war der Krieg; sie fühlte es zu ihrer Scham und Not. Eine furchtbare Ermattung war nach dieser Trennung von Franz über sie gekommen; ein Gefühl, als habe sie ihre Jugend zum zweiten Mal verloren, und nun für immer. Dann stieg's aber in ihr auf wie ein Aberglaube: Franz hat ein Recht auf mich! Ich bin noch in seiner Schuld! Und diese Gedanken, wenn auch mit Empörung fortgewiesen, kehrten immer wieder, wie in einem fiebernden oder überreizten Hirn dieselben Vorstellungen sich im Kreise jagen. Ihre Gesundheit nahm ab; sie schlief nicht mehr . . . Die Kriegsvorbereitungen, die Mobilmachung hüben und drüben, gingen unterdessen ihren stillen Weg. Die ersten Vorpostenschüsse an der Grenze, bei Saarbrücken, fielen. Auch das Mitleid machte mobil, die freiwillige Krankenpflege ward organisiert, um zur rechten Zeit ins Feld zu rücken, freiwillige Sanitätstruppen begannen sich zu bilden. Der siebenundzwanzigste Juli kam heran, für München ein größter Tag: der Kronprinz von Preußen, der berufene Heerführer der „dritten Armee", darunter aller süddeutschen Truppen, zog durch das ihm entgegenjubelnde bayrische Land zur Hauptstadt, um vor seiner Fahrt über den Rhein König und Volk zu begrüßen. Die sich vor vier Jahren, zum letzten Mal, als Feinde gemessen, sahen sich nun als Waffenbrüder in die Augen. Zusammen mit dem bayrischen König, der ihm bis Röhrmoos entgegengeeilt war, fuhr der Kronprinz ein. Der Bahnhof war in einen Garten verwandelt; an den Flaggenstangen hingen Schilder mit dem preußischen Adler, flatterten bayrische, preußische, norddeutsche Bundesfahnen. Wer ein Seherauge hatte, konnte auch schon das Vierte und Letzte flattern sehn: das Banner des Deutschen Reichs!

In so einer Schicksalsstunde fehlte Helmuth nicht. Er wanderte am Morgen zum Bahnhof, allein; seine Seele, ahnungslos, was dieser Tag ihm noch bringen werde, ganz von vaterländischen Gefühlen erfüllt, zitterte vor Freude und Dankbarkeit. Unterwegs sollte er doch noch ein Mißgefühl erleben, das einzige dieser Art, das ihm bisher begegnet war: ein junger Mann, den er seit Jahren kannte, ein Schriftsteller, Felix Bergheim, trat ihm in den Weg. Es war ein Elsässer von Geburt, der aber schon lange in Süddeutschland lebte; jetzt, da der Krieg erklärt war, wollte er zu den Verwandten nach Straßburg zurück. An diesem Tag der Erhebung zeigte er ein kränklich sorgenschweres Gesicht. Auf Helmuths verwunderte Frage schüttelte er den Kopf, brach in Klagen über die „verpfuschten Zeiten" aus. Mit den Preußen, die da heute kämen, käme die Misere; die Neutralität der deutschen Südstaaten sei schon verloren, nun werde auch das Schlimmere kommen: der Verlust der „süddeutschen Nationalität". Diese beiden Worte hatte Helmuth noch nie zusammen gehört. Er stand ein

paar Augenblicke und wußte nicht, ob er lachen oder wettern sollte. Er that keins von beiden: ohne ein Wort zu erwidern, ließ er den Mann stehen und ging.

Ihm ward wieder wohl, als er in der Volksmenge am Bahnhof, einer von Tausenden, in das Gedränge eingekeilt, das Uebermaß der gemeinsamen Freude fühlte; als der Kronprinz Friedrich Wilhelm an des Königs Seite im offenen Wagen, von Kürassieren geleitet, zum hohen Thor des Bahnhofs herausfuhr. Unermeßliches Jubeln und Jauchzen brauste ihm entgegen; auf dem Platz und weiter, den ganzen Weg. Es war Helmuth, als riefen alle die Stimmen: Du warst unser Feind, Du wirst uns nun zum Siege führen, wir vertrauen auf Dich! Und dazwischen schien noch eine Stimme zu sagen oder zu flüstern, keine Menschenstimme: Heil Dir, zukünftiger Kaiser des neuen deutschen Reichs! — Dem ahnenden Helmuth wurden die Augen feucht. Er hörte den Jubel in der Ferne verhallen, er schob sich noch eine Weile im Gedränge weiter, das Volk verlief sich; er ging langsam, träumend nach Haus. Zuweilen blieb er stehn, über diese Wendung der Geschicke von neuem staunend, in stiller Wonne den Kopf schüttelnd. Es war schon Essenszeit geworden, als er endlich heimkam. Sein Herz zog sich zusammen, da er nun gleichsam wieder aus der Welt heraus war, am Tisch mit Marie allein, gegenüber ihrem blassen, fremden, freudelosen Gesicht.

Er fühlte auf einmal, vielleicht stärker als je, wie freudlos es war. Ihm selber verging das Glücksgefühl; ein Schmerz zog durch ihn hin, für den er keinen Namen hatte. „Marie," sagte er nach einer Stille, „ich hab' auch für Dich ein Billet zu heute Abend, wenn Du willst. Sie spielen Wallensteins Lager, weißt Du; vorher ein Prolog. Es ist ja nur, damit man sie sieht, in der großen Loge, den Kronprinzen und den König, und die Königin Mutter und Otto; damit man ihnen zujauchzen kann. So was Festliches, das könnt'st Du brauchen. Denn Dich packt's doch auch. Und Du siehst aus, als — als fehlte Dir's!"

„Als fehlte mir was?" fragte Marie, indem sie matt von ihrem Teller aufsah.

„Freude. Heiterkeit. Glück. — Und es ist doch jetzt so viel davon zu haben; sie verkaufen es auf der Straße — und ganz umsonst. Willst Du also heut Abend mit?"

Sie schüttelte den Kopf. „Bitte, denk nicht: Gleichgültigkeit! Meine Nerven vertragen's nicht. Sie — scheuen sich vor allem, was sie angreift, aufregt; sie sind sonderbar schwach geworden. Sie werden wieder besser werden. Gewiß, gewiß; hab' nur noch Geduld!"

Die hab' ich ja, dachte er. Oder nicht? — Was thu' ich ihr? Trag' ich nicht so still wie möglich, daß wir selbst in dieser großen Zeit so wenig zusammenstimmen? — Er erwiderte nichts, er aß stumm, sie auch. Seine Ge-

danken gingen aber dieses Weges weiter; ihre Blässe, das Fiebernde, Gespannte in ihren abgezehrten Zügen — es war ihm noch nie so aufgefallen — weckte allerlei in ihm. Warum lebt sie so wenig mit? fragte er sich. Sie hat ja doch ein deutsches Herz? Was quält sie denn, was zehrt an ihr, daß sie sich aus der Welt zurückzieht, statt hinauszujauchzen? Nur unsre mangelhafte Harmonie? — Er schüttelte unwillkürlich den Kopf. Die ist ihr so wenig neu wie mir. Die macht ihr nicht solch' ein Gesicht! — Andere Gefühle? — Er erbebte; zum ersten Mal. Eben zuckte etwas in ihren Zügen; als rege sich da irgend eine Empfindung, von der er nichts wußte — eine Seelenwelle — ein Geheimnis, von dem er keine Ahnung hatte . . . Dieser Klavierspieler? fuhr es ihm durch den Kopf. Dieser Jugendfreund? — Der ist ja aber fort?

Er faßte sich, er jagte diese Gedanken weg. Das Mittagsmahl war zu Ende, sie trennten sich; Helmuth ging in sein Zimmer, die letzten Vorlesungen dieses Semesters vorzubereiten, um dann ins Theater zu gehn. Marie war allein. Sie hatte sich nach der Einsamkeit gesehnt, nun bangte ihr doch auch vor ihr; denn die Vorstellungen und Gefühle, die sie empörten, die sich mit Franz und seiner Liebe, seinem „Recht auf sie" beschäftigten, schlichen dann immer wieder wie leise raschelnde Schlangen aus ihren Verstecken hervor. Sie floh zu den Büchern, zu den Zeitungen; es wollte aber die rechte Andacht nicht kommen. Ein weiches Mitleid mit sich selbst, ihrer tapferen Natur sonst ganz zuwider, legte sich wie eine feucht schwüle Luft auf sie. Endlich war der Abend da, die Dämmerung drang langsam ins Zimmer. Marie zündete eine Lampe an und nahm eine weibliche Arbeit zur Hand, um etwas zu thun.

Dore trat herein, die Köchin, das alte Familienstück des Dornschen Hauses, früher „Mädchen für alles", da sie rastlose Arbeitslust und einen rührenden Ehrgeiz hatte; jetzt fühlte sie doch ihre Gebrechen und auch ihre Jahre und ließ eine zweite Dienerin neben sich gelten. Sie kam mit einem Brief in der Hand, den sie nachdenklich betrachtete. „Was haben Sie da?" fragte Marie.

„Das ist nicht von der Post," antwortete Dore; „das hat man mir so in die Hand gesteckt. Ich steh' eben vor der Hausthür, bei dem schönen Wetter; da steht auf einmal der Herr Liebenau da, der so schön Klavier spielt — ordentlich braun im Gesicht geworden; wohl viel in die Berg' herumgestiegen — und hält mir das Billet hin: ‚Guten Abend, Dore; geben Sie das Ihrer gnädigen Frau!' "

„Na, so geben Sie her," sagte Marie, ihren Schreck verbergend. Sie nahm den Brief, so gleichmütig, wie wenn sie ihn erwartet hätte, und während die Alte in das anstoßende Boudoir verschwand, machte sie ihn auf. Franz hatte mit seiner kleinen, hastigen Schrift nur die erste Seite beschrieben: „Liebe gute Marie! Ich wollte Ihren Willen thun und nicht wiederkommen. Seit einer Stunde bin ich aus dem Gebirg zurück. Nein, so darf's nicht enden. Das wär'

ein Unrecht gegen uns beide, und Schmach für mich! Ich will ganz ruhig sein, ganz Entsagung. Geben Sie mir nur noch einmal Gehör!

Sie sind stolz, Sie sind gerecht, Sie sagen mir auf diese letzte Bitte nicht Nein. Oder fürchten Sie sich? Haben Sie nicht den Mut?"

Marie zerdrückte den Brief; sie schüttelte langsam den Kopf. Nein, dachte sie, ich hab' nicht den Mut. — O mein Gott! — Zusammenschaudernd, wie noch nie, legte sie sich beide Hände vors Gesicht.

Ein Geräusch erschreckte sie, daß sie auffuhr. Sie sah Dore im Zimmer stehn; und sie wußte doch, die war hinausgegangen. „Sie schon wieder da?" sagte sie, indem sie nach Ruhe rang.

„Ich war im Boudoir der gnädigen Frau. Da mußt' ich ja doch hier wieder durch."

Marie betrachtete die Alte mit einem raschen, forschenden Blick; hatte sie die Hände vor ihrem Gesicht gesehn? Dore stand aber so harmlos da wie sonst, ihre treuherzig klugen Haustierzüge hatten offenbar nichts zu verbergen. „Warten Sie noch!" rief Marie mit plötzlichem Entschluß, da die Alte ging. Sie trat an ihren Schreibtisch, setzte sich und tauchte die Feder ein. „Ich hab' Ihnen gesagt," schrieb sie mit fester Hand auf ein Briefblatt, „ich wollte Sie nie wieder sehn. Sie haben mir gesagt, meine Wünsche seien Ihnen Befehle! Marie."

Sie schloß den Brief, machte die Aufschrift, beklebte ihn; dann gab sie ihn der Dore hin. „In den Briefkasten!" Dore nickte und ging.

O welche Schmach! dachte Marie, als sie wieder allein war. Ich hätte nicht den Mut, ihn zu sehn! — Sie war aufgestanden, sie blickte an sich hinunter, sah sich dann im großen Spiegel stehn; „das ist ja nicht mehr Marie Dorn!" murmelte sie in der Aufregung vor sich hin. „Das ist eine andere Frau! — Was ich auch alles träume — was ich denke — was ich mit mir spreche — wie jetzt. Gott, mein Gott, was ist über mich gekommen!"

Sie schaute sich wieder im Spiegel an, erschrak vor dem fremden Gesicht, das so wenig Blut und so tiefe Augen hatte; darüber ward es aber allmählich wieder das alte, bekannte, nur schmerzvolle und sich wundernde Gesicht. Als wäre sie zu zwei Menschen geworden, die einander quälten ... Doch wer von den beiden hatte nun Recht? Warum nicht der neue? Ein Gleichnis fiel ihr wieder ein, das sie in der letzten schlaflosen Nacht gemacht, das sie beinahe in Verse gebracht hätte: Mir ist wie einem Baum, der dem Winter versprochen hat, schwarz und kahl zu bleiben; aber der Frühling kommt, und tausend Knospen brechen wie tausend falsche Schwüre aus ihm hervor!

Es dauerte nicht lange, so kam Dore zurück, abermals einen Brief in der Hand, diesmal verwundert und befremdet, wie es schien. „Hier, gnädige Frau," sagte sie, während sie herantrat.

„Was ist das?"

„Die Antwort. Der Herr hat mir Ihr Billet selber abgenommen —"

Marie fuhr auf. „Wo denn?"

„Draußen, vor der Hausthür; ich wollt' zum Briefkasten. Er hatt' ja wohl gewartet, er stand da noch. Und hat eins zwei drei mit seinem Bleistift geantwortet; der hat ja wohl die Tasch' voll Billeten!"

Was heißt das: antworten? dachte Marie. Sie riß das Briefchen auf und las: „Vergeben Sie mir, Marie, wenn ich diesmal nicht gehorche! Es ist Ihre und meine heilige Pflicht, uns noch einmal zu sehn. Verzweiflung macht kühn! Ich weiß, Sie sind allein zu Haus. Ein viertel nach neun, oder halb zehn, werd' ich wiederkommen und Ihrer Dore sagen, daß ich Ihnen eine wichtige Nachricht bringe. Und dann werden Sie gütig sein, denk' ich, und mich empfangen —"

Nein, rief es in ihr, ich werd' ihn nicht empfangen, er wird mich nicht finden! Wofür hält er mich? — Sie überflog die letzten Zeilen, die Unterschrift, sie hätte fast den Brief zerrissen; ihr fiel aber Dore in die Augen, die drei Schritte entfernt noch dastand, als warte sie auf eine zweite Antwort oder wenigstens einen neuen Befehl. „Geben Sie mir meinen Hut, mein Mäntelchen," stieß Marie fast zu hastig hervor. „Ich hab' noch einen Gang. Zu Elise — — zu Frau von Plauen. Um halb elf soll die Crescenz mich abholen."

Dore nickte. „Und jetzt?"

„Jetzt geh' ich allein."

„Es wird schon Nacht, gnädige Frau."

„'s ist noch hell genug!"

Er ist toll! dachte Marie, während Dore ging und sie in ihre Handschuhe fuhr. Und ich werd' es. Fort, fort, fort! — Er komme nur mit seiner „wichtigen Nachricht". O wie klug er ist! Sich so den Einlaß zu erzwingen . . . Er treibt mich aus meinem eigenen Haus. Nein, nein, nein, ich will ihn nicht sehn!

Dore kam mit Mantel und Hut, Marie lief die Treppe hinunter und trat auf die Straße. Es dämmerte noch; die Luft war schwül. Nach schönen warmen Tagen begann eben eine Gewitterzeit; zuweilen zuckte ein Wetterleuchten zwischen den in Gärten liegenden Häusern auf. Marie sog die Luft in sich ein, ihr schien sie wie Erquickung. Es war ein Dürsten, ein Lechzen in ihr, das trank nun den Atem der sinkenden Nacht. Schwere Düfte kamen von den Gärten her, schmeichelten sich wie Wellen heran. Von den Hauswänden flutete noch die Wärme, die die Sonne zurückgelassen, und legte sich ihr wie warme Hände auf Wangen und Stirn. Auch der Gewitterschein that ihr wohl. Es war, wie wenn lauter verwandte Elemente zu ihrer Seele sprächen . . . Sie floh aber doch weiter, es trieb sie fort. Wer trieb sie? Sie wußte nicht mehr, wer in ihr regierte. Zuweilen stand sie still, den Kopf schüttelnd, die Augen schließend;

dann fuhr sie auf, als hörte sie etwas Verfolgendes hinter sich, und in einem leisen Taumel, mit halbgeöffneten Lippen, schwankte sie dahin.

So kam sie zum Königsplatz, zu den Propyläen; durch die Luisenstraße zogen marschierende Soldaten heran, sie hörte den dröhnenden Schritt. Jetzt marschierten sie hinter dem marmorweiß leuchtenden Thor vorbei, dem Bahnhof zu; ihre Musik setzte ein, die Trompeten schmetterten fröhlich kriegerisch in die junge Nacht. Marie blieb stehn; es lief ihr über die Haut. Da ziehn sie in den Krieg, dachte sie, all das junge Blut; und wie schreiten sie aus und wie jauchzen die Hoboen, Posaunen und Trompeten, als ging' es so recht ins Leben hinein! — Und was thu' denn ich? Bin doch auch ein deutsches Kind. Weiß, wofür sie kämpfen werden und sterben; und so frisch und fröhlich hinaus für ihre Ehre und Pflicht — Tausende von Opfern — für ihre Ehre und Pflicht . . .

Sie drückte die naß werdenden Augen zu; erschüttert, wie noch all diese Tage nicht, in sich selber so klein geworden, stand sie da, bis alles vorüber war, der letzte Soldat und der letzte Ton. Dann eilte sie ohne Ruhe weiter; endlich stand sie in Elisens Gartenzimmer nnd sah in deren verwundert fragendes Gesicht. Sie warf ihr Mäntelchen ab, es lag wie eine Last auf ihr. Sie nahm Elisens Arme und drückte sie. „Elise!" sagte sie ohne weiteres. „Wie fängst Du's auf dieser wunderbaren Erde an, glücklich zu sein?"

„Kommst Du darum her," war Elisens Antwort, „um mich das zu fragen?"

„Ach, nur nicht so lächeln. Sag's!"

„Hast Du wieder einen ganz verrückten Tag? — Warum ich glücklich bin? Das könnt'st Du doch wissen. Mit meinem guten, gezähmten Tyrannen, meinen beiden kleinen Liebchens, meiner Nähmaschine — "

„Oh! Oh!"

„In diesem gemütlichen, idyllischen — "

Marie legte ihr eine ihrer kalten Hände auf den kleinen Mund. „In diesem Einerlei, dieser Prosa ist ihr wohl! ist sie glücklich!" Sie schüttelte den Kopf, und ihre Arme zitterten nach. „Nein, lieber in einem wilden Strudel untergehn — den Schaum mit den lechzenden Lippen trinken — und dann nie mehr sein! So hätt' ich doch wenigstens im Sterben gelebt!"

Elise machte ihren Arm los, den Mariens linke Hand noch hielt; etwas verletzt verzog sie die Lippen. „Diese ewigen bizarren Phantasien! — Es ist besser, ich hol' meine ‚Prosa', meinen langweiligen Tyrannen, und wir reden was Vernünftiges."

„Hab' ich Dich beleidigt?"

„Vielleicht."

„Ach verzeih mir. — Elise! Elise!"

Marie warf sich an ihre Brust. Dort lag sie eine Weile. Elise hielt sie mit den Armen, aber nicht fest, nicht recht mit dem Herzen. Ihr war nicht wohl

bei diesem Ausbruch, sie wußte nicht, was sie davon denken sollte. Sie schwieg. Allmählich enttäuscht oder ernüchtert löste sich Marie von ihr und trat ein paar Schritte zurück.

„Was hast Du?“ fragte Elise jetzt. „Was willst Du?“

„Ach ja — Du bist glücklich. Manchmal denk' ich wohl auch: könnt' ich mein Schicksal mit Dir tauschen — — aber um Gotteswillen, das wär' Dir nicht recht. Nein, so meint' ich's nicht. Könnt' ich Dir darin ähnlicher werden, meint' ich; so ähnlich, wie ich Dir einst in der Handschrift wurde, weißt Du noch? — Dann denk' ich aber wieder — —“

Sie sprach's nicht aus, sie bewegte nur den Kopf wie in einem rhythmischen „Nein — nein!“ hin und her.

„Was hat man Dir denn nur gethan, Kind, daß Du so verstört bist? — Sie antwortet nicht. — Wollen wir in den Garten gehn? Willst Du was genießen? Ein Glas Wein?“

„Nichts, nichts.“

„Willst Du meine kleinen Schlafratzen sehn? Sie haben so rote Bäckchen, wie es gar nicht giebt.“

„Laß nur.“ — Vielleicht wenn's meine eigenen wären! dachte Marie. Aber das alles nützt mir nichts. Diese gute, glückliche Frau — und ihr Mann — ihre Nähmaschine — ach, das rettet mich nicht!

Auf einmal fuhr sie zusammen: die Uhr auf dem Spiegeltisch schlug ein Viertel. Sie blickte hin; ja, ein Viertel auf zehn. Im nächsten oder im selben Augenblick schoß ihr durch den Kopf, durchs Herz: Nach Haus! Ihn noch einmal sehn! Franz, dessen weiche, anklagende Stimme sie gehört hatte, während Elise sprach, Franz, der jetzt hinter der Glasthür im Garten zu stehn und mit blassem Gesicht zu winken schien — ja, ihn doch noch sehn! — Sie griff nach ihrem Mäntelchen. Sie rückte an ihrem Hut, der, als sie an Elisens Brust lag, sich verschoben hatte. „'s ist viertel,“ stieß sie heraus. „Dann geh' ich!“

„Was? Du willst schon wieder fort?“

„Ich wollt' Dir nur Guten Abend sagen. Ich lief ein wenig durch die Gassen: Luft! Mir war so schwül. Da kam ich auf einen Sprung herein. Ach ja, ich bin heut etwas verrückt. Das Wetter. Morgen ist's vorbei. Gute Nacht!“

„Ich lass' Dich nach Haus bringen — “

„Kein Gedanke. Nicht nötig. Schlaf gut!“

Marie rannte fort.

* * *

Sie kam wieder in ihre Wohnung; es waren noch fünf Minuten vor halb. Franz war offenbar noch nicht dagewesen, Dore, die ihr öffnete, hatte nichts

gesagt. In ihrem Zimmer ans offene Fenster tretend, warf sie Hut und Mantel hinter sich, unbekümmert, wohin sie fielen, riß die Handschuhe von den Fingern und rang nach Atem. Ihre Hände froren. Ihr Herz schlug, als säße das Gewitter drin. Das ferne Wetterleuchten über den Häusern und Bäumen zuckte ihr durch den ganzen Leib. „Was will ich thun?“ sprach sie vor sich hin, und immer wieder; „was will ich thun?“ — Sie horchte und schrak zusammen: sein Tritt! hinter ihr! — Nein. Kein Tritt. Nur ein Hämmern in ihrem Ohr. Was will ich ihm sagen? fragte sie sich, die Hände auf ihrer Brust. Was will ich ihm sagen?

Draußen war es so tötlich still; auf einmal fingen sie an zu spielen, zu blasen, in einem Wirtsgarten drüben in ihrer Briennerstraße. Am zweiten Ton erkannte sie's: „Die Wacht am Rhein“. Das deutsche Lied, das jetzt jede Kehle sang, jedes Ohr begehrte; es war wie vom Himmel auf die deutsche Erde gefallen. Kaum hatten die Musikanten den Anfang geblasen, so fielen auch schon die Stimmen ein, zuerst wenige, dann mehr und mehr, und mit voller, jubelnder Kraft:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein
Wer will des Stromes Hüter sein? —
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Marie zitterte. Vorgebeugt, während ihr die Hände niedersanken, stand sie am Fenster und lauschte. Sie glaubte jedes Wort zu verstehen, denn sie kannte und wußte sie. Es kam über sie und sie sang mit; — plötzlich brach sie ab. Ein schreckliches Gefühl schlug ihr auf die Brust: ich darf nicht mitsingen! Die alle dürfen's, ich nicht! Was thu' ich hier? Was will ich? Was will ich?

Sie sank auf einen Stuhl am Fenster. Sie legte sich die Hände aufs Herz, weinte, schluchzte laut.

Reichthal trat ins Zimmer; er war im Theater gewesen, wo sie den Kronprinzen von Preußen bejubelt hatten, es trieb ihn her, ihr zu berichten, wie schön es war. „Marie!“ rief er erschrocken aus, als er sie weinen hörte.

Sie fuhr mit Entsetzen vom Stuhl empor. „Wer spricht? Wer ist da?“

Jetzt sah sie, es war nicht Franz. „Reichthal! — Wie kommst Du — Du hierher? Was stehst Du da wie ein Geist?“

„Ich?“ fragte er zurück. „Ich doch nicht. Aber wie stehst Du vor mir da? Wie ein Bild des — “

„Wie was?“

„Marie! Kind!“

Sie hob die Hand, es brach aus ihr hervor, alles, was sie fühlte. „Still!

Sag mir nichts. Ich weiß jedes Wort, das Du sagen willst. Ja, ja, ja, es ist so! Ich bin ein schlechtes, erbärmliches, elendes Geschöpf — "

„Marie!" rief er tieferschrocken dazwischen.

Draußen sangen sie noch, sie hörte es, sie sprach unaufhaltsam weiter: „Nicht wert, daß mich die Sonne bescheint! Keine deutsche Frau! Eine, die sich verderben, entehren wollte, jetzt, in dieser Stunde — "

„Nein, nein, nein!"

„Ein Weib ohne Treu' und Glauben. Ja, ja, ja! Haß mich, verachte mich — so wie ich mich hasse und verachte!" — Sie wollte mit beiden Fäusten auf ihre Brust schlagen, ihr ging aber der Atem aus. „Luft!" schrie sie noch mit dem Rest ihrer Stimme. Dann stürzte sie auf den Fußboden hin.

Reichthal stand entsetzt daneben, zuerst wie betäubt. „Marie! Marie!" stammelte er, als er an ihrem Kopf auf den Knieen lag und in die blicklos stierenden Augen sah. „Steh' auf! steh doch auf! Wenn nun jemand käme!" Er versuchte sie emporzuheben, aber in der Aufregung ungeschickt oder zu kraftlos, vermochte er's nicht. „Wie kannst Du so fluchen," raunte er dann, da sie nicht ganz bewußtlos schien; „noch ist ja nichts verloren; Du wolltest nur, sagst Du. Kind, Kind. Tod und Teufel, wach auf! Steh auf!"

An die Thür hinter ihm ward geklopft; vor Schreck hielt er den Athem an. Nach einigen Augenblicken — er hatte den Kopf gewendet — sah er die Thür aufgehn und Franz erschien. Nun begriff er alles. Die Musik, der Gesang hatten inzwischen aufgehört. „Sie hier!" stieß Reichthal flüsternd hervor, in kaum verhehlter Erbitterung. „Sie wieder hier!"

Franz kniete ihm gegenüber nieder. „Um des Himmels willen!" sagte er laut. „Marie!"

Es war, als käme sie durch den Klang dieser Stimme zu sich; sie regte sich und erwachte sofort. „Das ist seine Stimme!" sagte sie auch mit einem Entsetzen, das Reichthal durch alle Glieder ging. Sie begann sich aufzurichten. Franz wollte ihr helfen, sie wies ihn aber heftig zurück.

„Was ist Ihnen geschehen?" fragte Franz.

Sie stand wieder, mit einem wilden Blick sah sie ihn an wie den bösen Feind. „Weg! Weg!" rief sie, mit zum Glück noch schwacher Stimme. „Schau'n Sie mich nicht an! Ich will nichts von Ihnen! Was hab' ich Ihnen gethan? Was wollen Sie hier? — Gehn Sie. Ich ver — — Nein, nein. Nur mich selbst. Gehn Sie! Gott soll Ihnen vergeben!"

Sie schwankte zur Thür, die zum Vorplatz führte. Reichthal hielt sie nicht auf, er trat ihr aus dem Weg. Mit einem erleichternden Aufatmen sah er ihr nach und sah, wie die Thür sich hinter ihr schloß.

Gott sei Dank! dachte er; aber nur einen Augenblick. Er hörte ein Thürenschlagen, darauf zu seinem Entsetzen Helmuths Stimme. Jetzt, gerade jetzt, zum

ersten Mal seit Wochen so früh, kam Helmuth nach Haus! — Reichthal legte die Hand ans Ohr und horchte. Dore sprach ein Wort, dann der Hausherr, dann auch Marie. Sie sprach mit einer unheimlichen, hohen, entstellten Stimme, wie ein ganz verstörter Mensch. Es schien sogar, als beginne sie sich anzuklagen; „Gottes Tod!" murmelte Reichthal in seiner Angst, „ist sie denn von Sinn und Verstand!" Auf eine sehr erstaunte Frage Helmuths gab sie dann keine Antwort . . .

Franz stand wie eine Bildsäule da, sichtbar fassungslos. „Unglückseliger Mensch," flüsterte Reichthal, „wenn er Sie hier findet — und Mariens Verwirrung — so errät er alles!" Seine Augen gingen herum, er sah nur die Thür zum Boudoir, eine Art von Zuflucht. Er packte Franz am Arm: „Kommen Sie! Kommen Sie!"

„Wohin denn?"

„Marie retten! um jeden Preis! — Sie gehorchen mir blind! Verstehen Sie?"

Damit schob er ihn schon ins Boudoir und machte die Thür hinter ihnen beiden zu.

* * *

Im Hof- und Nationaltheater hatte dieser Festtag schön geendet; eine solche Feier hatte das kunstgeweihte Haus noch nicht erlebt. Der Feldherr der verbündeten Truppen, die Verbrüderung Bayerns und Preußens war von einer feierlich bewegten, aus Hoch und Nieder gemischten Menge bejubelt worden, im Sturm der Begeisterung und immer wieder: beim Eintreten der Fürsten in die Königsloge, nach dem Prolog, nach „Wallensteins Lager" und dem Schlußgesang. Die ersten Sänger der Oper sangen alle mit; als nach den letzten Zeilen des Chors am Ende:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

die kriegerische Stimmung sich in mächtigem Beifall entlud, trat noch einmal der „erste Jäger" vor und sang mit seinem herrlichen Heldenbariton eine hinzugedichtete Strophe, die mit den Worten schloß:

Und setzen wir auch das Leben ein,
Befreit wird für ewig der deutsche Rhein!

Da brach erst der gewaltigste Jubel los, in der vollen Ahnung unseres kommenden Glücks. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der sich schon entfernte, mußte noch einmal an die Brüstung der Loge treten. Der letzte Freudensturm umbrauste ihn.

Draußen dämmerte es noch, als Helmuth aus dem Theater ins Freie kam. Er war allein, und gern allein; sein Herz war zu stark erschüttert und zu weihevoll bewegt, er mochte jetzt nicht reden hören. Man redet sich doch immer zu geschwind in die platte Alltäglichkeit zurück. So vermied er diesmal den gewohnten

Versammlungsort der „Begeisterten“ und schlenderte einsam durch die Gassen, seinem hohen Glücksgefühl hingegeben, zugleich auch wieder vor die alte Frage tretend: was kann ich denn thun, um mich auch zu opfern? — Er sann hin und her. Endlich zog ihn das Alltäglichste, der Hunger, nach Haus. Er stieg die Treppe hinan und trat in das Vorzimmer zu den eigentlichen Wohngemächern; hier fand er Marie. Sie war leichenblaß und verstört, verwirrt. Sie sprach zu Dore, dann zu ihm, wie jemand, der nicht recht weiß, was er thut; es entfielen ihr Worte, die er nicht verstand; sie schienen aber auf irgend eine Gemütsverirrung hinzudeuten. Darauf schwieg sie, als er um bessere Erklärung bat, und trat in die Küche . . . Helmuth war daran gewöhnt, sie von Zeit zu Zeit in nervöser Erregung zu sehen; diesmal traf's ihn aber anders als sonst. Seine argwöhnischen Mißgefühle von diesem Mittag waren wieder aufgeschreckt. Als er durch die Briennerstraße heimging, war's ihm auch so vorgekommen, als hätte er einen Mann, einen feingekleideten, ihm nicht bekannten, in sein Haus treten sehen . . . Dore befragen wollte er nicht. Auch mit der so krankhaft erregten Marie wollt' er jetzt nicht reden. Er trat, den Hut auf dem Kopf, in ihr Wohnzimmer ein, aus dem sie gekommen war.

Klarheit! Wahrheit! schrie es in ihm, der sich eben noch in Glück berauscht hatte. Ich suche, bis ich finde! — Er rang aber nach Fassung, er hatte sich noch immer wie ein Mann besonnen. Das Zimmer war lampenhell und leer. Eine Weile stand er still und horchte. Im Boudoir glaubte er ein Flüstern zu hören oder sonst ein leises Geräusch. „Wer ist da?“ fragte er mit lauter Stimme.

Die Boudoirthür ging auf; zu seiner Ueberraschung trat Reichthal heraus. Der sonst so behagliche Mensch hatte ein erhitztes, aufgeregtes, bald auch die Farbe wechselndes Gesicht. Er machte die Thür hinter sich zu und blieb wie in Verwirrung und Beklommenheit stehn.

„Reichthal! Sie!“ rief Helmuth.

„Ja — ich.“

„Was heißt das? Was thun Sie da in Mariens Boudoir? Es ist ja kein Licht darin. Es ist dunkel. Als Sie heraustraten, hab' ich's ja gesehen.“

„Dunkel?“ entgegnete Reichthal. Er suchte noch nach Worten. Er sah, es gab nur eine Möglichkeit auf der Welt, die noch helfen konnte; doch er wußte seinen Weg noch nicht.

„Antworten Sie doch! Was thun Sie da? — Warum sind' ich meine Frau da draußen so aufgeregt, so wirr, daß sie nicht weiß, was sie spricht? Warum kommen Sie mit diesem Gesicht aus dem dunklen Zimmer? — So reden Sie doch!“

„Argwohn gegen mich? —“

„Sie zwingen mich ja dazu. Was ist mit Marie?“

„Eifersucht? —“

„Antworten Sie! — Sie wollen nicht? — Das ist — wunderbar. Dann frag' ich also meine Frau . . ." Helmuth wendete sich zur Thür.

Dann verrät sie alles! durchfuhr es Reichthal. Er weiß aber offenbar noch nichts! — „Helmuth!" rief er jetzt hinter ihm her. „Hören Sie mich an!"

Helmuth blieb stehen.

„Lassen Sie Ihre arme Frau! Die hat keine Schuld! — Warum sie so aufgeregt ist? Weil ich ihr gesagt hab' — — Ich hab' einen Wahnsinn begangen. Ich bin verrückt. Ich hab' ihr gesagt, daß ich fort muß, weil ich — sie zu lieb hab'. Das ist's."

„Sie!"

„Ja, ich. In meinen Jahren; der ehemalige Vormund. Lachen Sie mich aus — oder fordern Sie mich — mir ist alles eins, ich nehm' alles hin. Es ist über mich gekommen! Der helle Wahnsinn, ich weiß es; ich schäm' mich wie ein Bub; es hat mich halt wie 'nen Buben gepackt!" — Reichthal hatte die Stimme gehoben, damit auch Franz im Boudoir ihn hörte; er ließ Helmuth nicht aus den Augen, während er sprach; er sah, wie der stolze Mann an der Lippe nagte und nach Atem rang. „Höll' und Teufel auch!" fuhr er fort, um noch anderes los zu werden. „Ich bin elend verrückt, das weiß ich; aber — ich bin nicht ganz allein an dem Unsinn schuld. Sie, Sie sind es mit! Warum fraß mir's denn das Herz ab, wenn ich's mit ansehen mußte, daß Marie — nicht glücklich war? daß sie verschmachtete — ja — nach Leben, nach Liebe, nach Glück? daß ihr Herr und Gatte sie so gehen ließ und ihr nur Vernunft predigte, statt sie recht unvernünftig lieb zu haben? Wenn einem da endlich zu weich und zu wehe wird, und die schlechten Gedanken einem über den Kopf wachsen — wenn man vor dummem Mitleid und Tröstenwollen und Kummer nach und nach Verstand und alles verliert — Sie haben die halbe Schuld!"

„Schweigen Sie!" fuhr ihn Helmuth an; es war aber ein unsicheres Beben in seiner Stimme. „Sie klagen mich an — statt daß ich Ihnen sage, was Sie sind!"

„Sagen Sie. Ich wehr' mich ja nicht. Und fordern Sie jede Genugthuung, die Sie wollen; ich bin ja bereit!"

„Reichthal! So wahr Sie ein Mann von Ehre waren — so wahr Sie einst ruhig sterben wollen — was ist in meinem Haus geschehn?"

Reichthal stand noch immer an der Boudoirthür; Franz! fiel ihm wieder ein, der über seinem Phantasieren halbvergessene Franz. Er hob abermals die Stimme, für den; „Helmuth," sagte er, „so wahr ich einst ruhig sterben will, nichts, nichts ist geschehen! Und bei Gott, ich gelob' Ihnen, Ihr Hausrecht soll von dieser Stunde an wieder heilig sein; keine verfluchte Regung soll mehr über Ihre Schwelle — oder Sie sollen mich niederschießen wie 'nen tollen Hund." Er sprach noch lauter, wie von selbst, aber jedes Wort galt Franz: „Wär' ich noch

ein junger Kerl, bei Gott, ich machte dieſen ſchlechten Streich durch einen friſchen Jugendſtreich wieder gut: zög' mit in den Krieg — als Soldat, als Nothelfer, als irgendwas. Helmuth! Ich beſchwör' Sie nur. Thun Sie mit mir, was Sie wollen, aber laſſen Sie Marie in Ruh, quälen Sie ſie nicht. Sie iſt nur unglücklich. Nicht ein Hauch von Schuld!"

Unglücklich! dachte Helmuth, dem ein gräßliches Gefühl auf der Bruſt lag: nach dieſer vaterländiſchen Erhebung die Vernichtung ſeines Ich. Unglücklich, durch meine Schuld! Der Mann, der ſie liebt, ſagt mir's ins Geſicht. Und ich kann nicht nein ſagen, ich hör's mit an. Mein Haus iſt nicht mehr mein Haus! Meine Ehe iſt ein Fetzen Papier!

Er riß ſich das Halstuch ab, das Hemd auf, ſo ſchrie auf einmal ſeine Bruſt nach Luft. Was er erwidern wollte, blieb ihm in der Kehle. Er hielt es nicht mehr aus, vor dieſem Menſchen ſo dazuſtehen; er ſtürzte aus der Thür.

Reichthal horchte, die Thür blieb offen; er konnte Helmuth auf der Treppe hören. Der Vorplatz war leer. Dann hörte er durchs offene Fenſter, daß die Hausthür ging, und raſche Schritte. Er trat hin und ſah ihm nach; es war Helmuth, unverkennbar, der bald um die nächſte Ecke verſchwand.

Jetzt nur keine Zeit verlieren! — Er riß die Boudoirthür auf. In dem Lichtſchein, der hineinfiel, ſah er Franzens bleiches, offenbar tieferſchüttert ernſtes Geſicht und zuſammengeſunkene Geſtalt. „Kommen Sie!" raunte er. „In einer Minute müſſen wir draußen ſein!"

Franz gehorchte ſtumm. Erſt im andern Zimmer ergriff er Reichthals Hand und preßte ſie: „Sie ſprachen ſo deutlich — ich hab' alles verſtanden. Ich danke Ihnen!"

Sie kamen ins Vorzimmer und zur Treppenthür. Die zur Küche war nur angelehnt; ſie ging leiſe weiter auf, Reichthal erkannte die ſchlanke Marie, die dahinter ſtand, die zu horchen ſchien. „Gute Nacht, Marie!" ſagte er laut. „Wir gehen. Franz und ich, wir reiſen alſo ab. Wir ſchreiben Ihnen von unterwegs. All right! Alles gut!"

(Schluß folgt.)

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Von

Johannes Reinke.

I.

Leicht schweben über der Breite des Stroms noch Spuren zerflossenen Morgennebels. Ein Schleier von Maiengrün umhaucht das Gezweig der Bäume, durchsichtig, durchflutet von Sonnengold. In bläulichem Duft grüßt das jenseitige Ufer mit seinen Häusern und rauchenden Schloten. Stolze Schiffe ruhen majestätisch auf der kaum gekräuselten Flut, man sieht die Flaggen verschiedener Nationen friedlich neben der unsrigen sich bewegen. Die stolzesten unter ihnen sind deutsche Kriegsschiffe, gewaltige Zeugen menschlicher Kraft; die deutsche Kriegsflagge aber erfüllt uns mit freudigem Selbstbewußtsein. Da läutet es acht Uhr von den Schiffen, und wie auf einen Zauberschlag überziehen sich die Masten mit zahllosen Wimpeln in allen Farben, lustig flatternde Zeichen, die nur der Eingeweihte zu lesen weiß, deren Bedeutung der Laie aber ahnt: denn es ist der Geburtstag des deutschen Kronprinzen.

Wie sind wir begnadet, daß wir solches erleben können, daß es uns vergönnt ist, solche Symbole deutscher Macht und Herrlichkeit zu schauen. Eine deutsche Flotte, ein deutscher Kaiser, ein deutsches Reich! Die Größe dieser Güter kann nur der völlig ermessen, der selbst noch den bundestäglichen Jammer Deutschlands gekostet, der im Schiffbruche so vieler Hoffnungen, im Grame eines erklärlichen Pessimismus verzweifelte an der Wiedergeburt Deutschlands, der irre wurde an dem Berufe der Hohenzollern, seine Einigung durchzuführen. Als dann der Frühling anbrach nach der langen historischen Winternacht, als früher denn erwartet der Gewittersturm losbrach, der unser Volk vor die letzte und schwerste Probe stellen sollte, da wußten wir alle, die wir jubelnd hinauszogen über den Rhein, daß es nicht bloß galt, der Heimat Fluren zu schirmen, sondern daß wir Blut und Leben einsetzten um den höchsten Preis, um die Ehre der Nation; nicht wie wir sie ererbt, von der Geschichte überliefert erhalten hatten, sondern wie sie uns vorschwebte in unseren Träumen von Jugend auf, wie unsere Väter sie uns gesungen in den Liedern vom alten Blücher, der wunderschönen Stadt Straßburg und dem deutschen Vaterlande: kurz in dem Ideal von Kaiser und Reich, einem

deutschen Kaiser und einem deutschen Reiche, das wie ein Phönix sich erheben sollte aus der Asche des abgestorbenen Phantoms eines heiligen römischen Reiches deutscher Zerstückelung traurigen Angedenkens.

Es ist eine Lust zu leben, wenn man an diese Verwirklichung unsrer kühnsten geschichtlichen Hoffnungen denkt. Deutschlands Einheit wurde errungen durch die gewaltige Energie, die das deutsche Volk unter Führung seiner Fürsten, Staatsmänner und Feldherren einsetzte für eine Idee, für seine geschichtliche Ehre. Nicht um ein Huhn im Topfe wurde gerungen, sondern um unwägbare Güter, und heiliges Feuer der Begeisterung loderte von den Altären des Vaterlandes zum Himmel empor.

Eine alte Weisheit sagt, daß ein Volk errungene Güter nur mit den Mitteln behaupten könne, durch die sie gewonnen wurden. Sind wir wachsam, unsern Schatz zu hüten, der von jener heiligen Lohe umgeben ist, in dem Geiste der großen Zeit, die ihn uns geschenkt? Kopfschüttelnd stehen wir oft vor den Erscheinungen des Tageslebens, das uns in Fragen des materiellen Interesses, in Brotfragen aufzugehen scheint; während die Güter, die wir erwarben, einer höheren Ordnung der Dinge angehören.

Aber der Geist, der das Deutsche Reich schuf, kann wohl zeitweilig ruhen und andere, kleinere Geister einmal sich tummeln lassen; er ist darum nicht geschwunden, er lebt in alter Kraft und Reinheit. Wehe dem Feinde, der wähnen möchte, er sei uns verloren gegangen! Denn er ist der Lebensgeist unsrer Nation, und nur der Fanfare des Wächters würde es bedürfen, um unser Volk bei drohender Gefahr in gleicher Einmütigkeit, Opferfreudigkeit und Stärke zur Verteidigung seines Allerheiligsten zu entflammen, wie in den Tagen des alten, großen Kaisers.

Eine mächtige Gewähr dafür, daß der nationale Geist unseres Volkes sich niemals durch den Widerstreit materieller Tagesinteressen wird ersticken lassen, bietet uns das klarblickende Auge unseres kaiserlichen Herrn. Er hat es heuer mit lauter Stimme am deutschen Musensitze Weimar verkündet, daß das Palladium der Ideale hochzuhalten sei, um die Traditionen zu bewahren, denen wir unsere geistigen und nationalen Güter verdanken. In der weinlaubumkränzten Stadt der Wissenschaft aber, deren Zinnen in den Fluten des Rheinstroms sich spiegeln, hatte kurz vorher die gleiche erhabene Stimme, auf den Zug der deutschen Geschichte von Karl dem Großen bis auf unsere Tage hinweisend, die Persönlichkeit des deutschen Volkes gefeiert.

„Herrlich emporgeblüht steht das Reich vor Ihnen," sprach der Kaiser zu den Studenten, „Freude und dankbare Wonne erfülle Sie und der feste, mannhafte Vorsatz, als Germanen an Germanien zu arbeiten, es zu heben, zu stärken, zu tragen, durchglühe Sie. Die Zukunft erwartet Sie und wird Ihre Kräfte gebrauchen; aber nicht, um sie in kosmopolitischen Träumereien zu verschwenden

oder in den Dienst einseitiger Parteitendenzen zu stellen, sondern um die Festigkeit des nationalen Gedankens und um unsere Ideale zu pflegen. Gewaltig sind die Geistesheroen, welche der Stamm der Germanen durch Gottes Gnade hat hervorbringen dürfen, von Bonifacius und Walther von der Vogelweide bis auf Goethe und Schiller, und sie sind zum Lichte und Segen der ganzen Menschheit geworden. Sie wirkten universal und waren doch streng in sich selbst abgeschlossene Germanen, d. h. Persönlichkeiten, Männer! Die brauchen wir auch heute mehr als je! Mögen Sie auch dahin streben, solche zu werden!"

So goldene Worte, von so hoher Stelle gesprochen, können vom deutschen Volke als eine Gewähr dafür aufgenommen werden, daß es vertrauensvoll in seine Zukunft blicken darf, und daß seine Ideale einen mächtigen Hüter gefunden haben.

II.

Die Vollendung seines geschichtlichen und politischen Ideals hat dem deutschen Volke auch Brot gebracht, gutes, reichliches Brot. Das war gewissermaßen ein Nebenerzeugnis seiner idealen Bestrebungen, seiner nationalen Kämpfe; eine reife Frucht, die ihm in den Schoß fiel von dem Baume, der, in den Freiheitskriegen gepflanzt, mit der Kaiserkrone auf dem Haupte der Hohenzollern zu herrlicher Blüte gelangt war. Dankbar sollen wir dies Brot essen; nur dürfen wir des Bodens nicht vergessen, auf dem es gewachsen ist.

Auch die Wissenschaft hat uns Brot gebracht, darin besteht eine merkwürdige Analogie zu den Ergebnissen der politischen Entwicklung. Der gewaltige Aufschwung unserer Technik und Industrie ist der Wissenschaft zu danken; ein Gleiches gilt von den gesteigerten Erträgen der Bodenkultur. Ohne die Förderung, die ihr von der Wissenschaft zu teil geworden, würde die Produktion unserer Landwirtschaft heute nicht entfernt die erreichte Höhe einnehmen. Und doch ist Wissenschaft ihrem Ursprunge und Wesen nach nur idealen Motiven der Menschenbrust entsprungen, das darf bei allem Preise der Fortschritte unseres technischen Könnens nicht übersehen werden. Das Heiligtum der Wissenschaft ist ein Tempel, in dem nach der Wahrheit geforscht wird, unbekümmert darum, ob aus dieser Wahrheit ein unmittelbar greifbarer, in Geldeswert zu berechnender Nutzen erwächst. Und die Flammen auf den Altären dieses Tempels würden Gefahr laufen, zu erlöschen, wenn einmal andere Mächte als lauterer Wahrheitstrieb und ideale Begeisterung ihre Pflege an sich reißen sollten.

Man hat zwischen Natur- und Geisteswissenschaft unterschieden, doch im Ideal ihrer Wege und Ziele sind beide gleich. Eher könnte man sagen, es giebt Wissenschaften, die selbst der Hauptsache nach Brot sind, d. h. dem praktischen Leben des Menschen unmittelbar dienen, wie Technologie, Jurisprudenz und Medizin; während andere sich nur in der Sphäre des Idealen bewegen, für das wirtschaftliche Leben und Gedeihen der Völker gleichgültig sind, wie die klassische

Philologie, die vergleichende Sprachforschung, die Philosophie. Die Naturwissenschaft gehört mehr zur zweiten als zur ersten Kategorie, weil die gewaltigen wirtschaftlichen Fortschritte, die sie der Menschheit gebracht, ein Nebenerzeugnis sind, der Kern der Naturwissenschaften aber ein idealer ist, wie sie auch in früheren Zeitaltern nur einen Teil der Philosophie bildeten. Für jedes Volk aber, das über das Niveau der Barbarei sich erhebt, ist reine Wissenschaft — ohne Rücksicht auf praktische Nebenerfolge, auf Brot, Bequemlichkeit oder Heiltränke — ein Lebensbedürfnis wie Luft und Sonnenschein.

Der über seinen tierischen Körper hinauslebende Mensch sieht sich in eine Welt der Mysterien hineingestellt; Mysterien umgeben ihn von außen, Mysterien findet er in seinem Innern. Er macht die Erfahrung, daß er durch Beobachten und durch Nachdenken über den Zusammenhang des Beobachteten den Schleier des Geheimnisses an einzelnen Stellen ein wenig zurückschieben kann, und damit ist der Anfang aller Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft gemacht. Durch den Besitz solcher Wissenschaft und durch das Streben nach Erweiterung und Vervollständigung derselben unterscheidet sich der Mensch vom Tier, für welches körperliche Nahrung und materielles Wohlsein das Motiv alles Handelns bilden. Der Schatz des Wissens wird von einer Generation auf die andere vererbt; was die Vorfahren errangen, wird dadurch erhalten und der Besitzstand unausgesetzt vermehrt. So kämpft der Mensch um die Geheimnisse der Natur und um die seines eigenen Geistes; sein Gewinn ist in stetigem Fortschritte und unausgesetzter Mehrung begriffen, wenn auch der Kurs oft im Zickzack vorwärts geht, und die Ausmerzung eines Irrtums nicht weniger Mühe verursacht, als das Erkennen einer neuen Wahrheit. Was die Wissenschaft errang, ist Gemeingut der Menschheit, die Wissenschaft ist geistige Speise des Menschen; darum halte ich es für unrichtig, zu sagen, die Wissenschaft sei um ihrer selbst willen da; um des Menschen willen wird sie gepflegt.

Weil Geist und Natur das Objekt der Wissenschaft bilden, sind daraus verschiedene Konstellationen und Gesichtspunkte entsprungen. Von den beiden Extremen behauptet der eine Standpunkt, die Natur sei Illusion, nur des Geistes seien wir uns bewußt; der andere erklärt den Geist für ein Erzeugnis der Materie. Da jeder Radikalismus fehlerhaft zu sein pflegt, ist es wohl auch dieser, und die Wahrheit dürfte keine dieser „Ansichten" für sich beanspruchen können. Die Wahrheit wird man nur finden, wenn man über die chinesische Mauer derartiger Vorurteile hinauszublicken vermag. Einseitigkeit der Betrachtung hat wohl ein Erkennen von Einzelheiten, niemals aber ein Erkennen des Zusammenhangs des Ganzen gefördert. Erst, wenn der von der Phantasie unterstützte Gedanke das Stückwerk der Einzelkenntnisse zusammenfaßt, gewinnt die wissenschaftliche Forschung Einheit und Leben.

Schon in der Physik und Chemie spielt die spekulative Betrachtung eine

wichtige Rolle. Die Thatsachen werden durch dichterische Zuthaten der Einbildungskraft ergänzt. Noch niemand sah ein Molekül, wog es, tastete es; und doch operiert die theoretische Chemie mit Molekülen als realen Einheiten, stellt ihr Gewicht fest, handelt von ihrer Zusammensetzung aus Atomen, ja von deren Lagerung innerhalb des Moleküls. Solche Dichtung braucht in keinen Gegensatz zur Wahrheit zu treten. Wahrheit läßt sich nicht nur unmittelbar wahrnehmen, sondern auch erschließen. Anderseits muß man einräumen, daß beide Methoden, das Beobachten und das Nachdenken, nur zu relativen, angenäherten Wahrheiten führen, daß die Wahrheiten der Naturwissenschaft zum großen Teil Wahrscheinlichkeiten sind, für die ein mathematisch-sicherer Beweis sich nicht erbringen läßt.

Es giebt aber auch dichterische Wahrheiten, und wenn wir den Schritt thun von der Physik und Chemie zur Biologie, zur Lehre vom Leben, so begeben wir uns auf ein Gebiet, auf dem, wenn wir von den rein empirisch beobachteten Thatsachen einmal absehen, das mathematisch beweisbare Wissen immer mehr zurücktritt hinter das durch Gedankenflug „erschlossene", an dem Dichtung und Phantasie einen so bedeutenden Anteil haben. Darum auch die große Meinungsverschiedenheit der Biologen im Vergleich zu der Einstimmigkeit, die uns bei Chemikern und Physikern entgegenzutreten pflegt. Es sei nur auf ein fundamentales Problem hingewiesen, das aus dem Gebiete der Naturforschung in das der Philosophie hineinragt.

Ich bekenne mich zu der Ueberzeugung, daß in der lebenden Natur Gedanken verkörpert sind. Wo immer wir auf Gedanken treffen, die nicht unsere eigenen sind, da schließen wir auf sie und suchen sie zu verstehen aus sinnlich wahrnehmbaren Zeichen. Wenn mein Freund zu mir spricht, so ist es das Ohr, das mir seine Gedanken vermittelt; schreibt er mir, so wird das Auge ihr Dolmetscher. Hat jemand ein verwickeltes Bauwerk errichtet, so entziffere ich seine Gedanken aus den Plänen oder dem Studium des fertigen Gebäudes; selbst aus den Fundamenten kann ich sie vielleicht erkennen. Eine Maschine, ein Uhrwerk enthüllt mir die Gedanken des Technikers in den Zwecken, die es verwirklicht, und in den Mitteln, durch die jene Zwecke erreicht werden. Aus einem Gesetze erkenne ich die Absichten des Gesetzgebers; aus seinen Handlungen kann ich Schlüsse auf die Gedanken eines Menschen ziehen. Unter allen Umständen ist ein gewisser Zusammenhang von Geschehensfolgen erforderlich, auch bei Wort und Schrift, um daraus einen diesem Zusammenhange von Thatsachen vorausgegangenen logischen Zusammenhang im Geiste des Urhebers jener Handlungen feststellen zu können. Denn ein ungeordneter Wortschwall wird uns keine Gedanken verraten.

Wenn ich nun in der Welt der Pflanzen und Tiere lauter zweckmäßig und zielstrebig geordnete Vorgänge erblicke, so bleibt mir nichts weiter übrig als die Annahme, daß diesen geordneten Erscheinungen und Handlungen ein logischer Zusammenhang, daß ihnen kosmische Gedanken zu Grunde liegen, wie den Hand-

lungen der Menschen menschliche Gedanken. Denn alle unsere Erklärungen beruhen auf Vergleichen und Analogieen. Die Hypothese der kosmischen Gedanken oder der Wirksamkeit einer Weltvernunft erfährt eine Stütze dadurch, daß für jene Zweckmäßigkeit der Organismen keine andere Erklärung zu finden ist. Der Darwinismus, der eine solche Erklärung aufzustellen versuchte, ist damit gescheitert; und die Philosophen, die uns glauben machen wollten, daß wir die Zweckmäßigkeit erst in die Natur hineingedacht hätten, die wir darin zu finden und daraus abzulesen glauben, sind nicht ernst zu nehmen, auch ist ihre Lehre wissenschaftlich längst widerlegt. Somit bleibt nichts Anderes übrig als die Erkenntnis, daß in der belebten Natur kosmische Gedanken ihren handelnden und durch Thatsachen sprechenden, durch sichtbare Zeichen zu uns redenden Ausdruck gefunden haben.

Es giebt nur einen einzigen wirksamen Einwand gegen diese Auffassung der lebendigen Natur. Dies ist das Dogma: es ist unstatthaft, andere Gedanken in der Welt anzuerkennen als solche, die im Hirn eines Menschen ihren Ursprung genommen haben. Aber auch dies Dogma ist nur wirksam für diejenigen, die sich ihm blind unterwerfen, die absichtlich sich mit der Mauer eines solchen Vorurteils umgeben, über die dann allerdings nicht hinwegzukommen ist. Denn jeder Unbefangene muß fragen: welcher Grund besteht für solches Dogma? Und wenn ein stichhaltiger Grund nicht anzugeben ist, um das menschliche Gehirn zum Mittelpunkt der Welt und zur allein möglichen Gedankenwerkstatt zu erheben, wenn die Anhänger jener Lehre zu ihren Gunsten nur anführen können, daß sie ihnen mehr zusagt als die andere, so ist zwar gegen eine solche Anschauung ein Einwand nicht möglich; dann aber kommt es für die Wissenschaft auch nicht mehr darauf an, was wahr ist, sondern nur noch darauf, was gefällt. Das wäre der Bankerott, das Ende der Wissenschaft und zugleich eine geistige Tyrannei, die berechtigten Widerspruch hervorrufen muß.

Freiheit im weitesten Sinne, Luft, Licht und Raum zur Ausdehnung ist für die Wissenschaft zu fordern; nur die Erkenntnis der Wahrheit sei ihr Ziel, mögen noch so viele Vorurteile darüber zusammenstürzen. Ein orthodoxes Mönchstum in der Wissenschaft, wie der Atheismus es anstrebt, ist zu bekämpfen. Der Prozeß Galileis darf sich nicht wiederholen; die Menschheit hat vor dem Richterstuhl der Geschichte genug an ihm zu tragen. Eine reine Wahrheitsforschung erhebt den Menschen aber über den Staub der Alltäglichkeit und trägt ihn zu Himmelshöhen empor. Und das haben wir nötig.

III.

„Panem et circenses“ schrie das Volk in der römischen Kaiserzeit. Dieser Ruf ist auch eine Aeußerung des tiefen Bedürfnisses der Menschheit, Nahrung für die Seele, nicht nur für den Leib zu erhalten, mag der Inhalt jener Circenses

uns heute noch so sehr als Verirrung erscheinen. Ein Körnchen höheren Strebens lag doch darin, ein Durst nach der Kunst, die das Gefühl zu befriedigen bestimmt ist, wie die Wissenschaft das Denken. Unsere Bewunderung für die Antike gilt weniger ihrer Wissenschaft als ihrer Kunst, zu deren strahlender Vollendung wir staunend emporblicken. Phidias und Praxiteles; Homer, Aeschylos und Sophokles verkörpern in ihrer Sphäre unerreichte Ideale von bleibendem Wert. Von jener Kunst war das Altertum erfüllt, sie gehörte zu seiner Lebensluft, ohne die der antike Kulturmensch nicht atmen mochte. Der gegen jene Kunst gerichtete Ansturm der Barbaren hat der Menschheit die tiefsten Wunden geschlagen. Es hat vieler Jahrhunderte der Selbstbesinnung und Sammlung bedurft, bevor für die Kunst wieder eine Wertschätzung erreicht wurde, wie sie zur Zeit des Perikles bestand.

Ein schönes Zeichen für die Gegenwart ist es, daß sie Kunst und Wissenschaft mit gleicher Liebe pflegt; die Frucht der Erkenntnis, daß wir geistiger Speise bedürfen, und daß sie uns über die Sorge und Mühsal des Tages hinweghilft. Darum soll die Kunst volkstümlich und verständlich sein, weil die Wissenschaft dies ihrem Wesen nach nicht ist und sie nur zum geringen Teil durch Verdolmetschung unmittelbar auf die Massen zu wirken vermag.

Weil wir an die Kunst die Forderung der Volkstümlichkeit richten, mag es sich um bildende Kunst, um Musik oder um Poesie handeln, muß sie rein bleiben von Giftstoffen aller Art, sonst kann sie als gesunde Seelenspeise nicht gelten. Wie schlechtes, verdorbenes Brot schadet, so kann eine vergiftete Kunst namenlosen Schaden anrichten. Wir bedürfen *gesunder* Geistesnahrung nicht weniger als gesunden Brotes.

Dies gilt auch von der Wissenschaft. Eine Wissenschaft, welche die Lüge nicht von sich fern hält, ist Gift für den geistigen Organismus der Menschheit. Wenn sie durch Popularisierung angeblich begründeter Lehrsätze sich an die urteilslose Masse wendet; wenn Leuten, deren Urteil nicht ausreicht, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, von angeblichen Autoritäten ein gefälschtes Bild der Forschungsergebnisse vorgespiegelt wird, so verdient dies die schärfste Brandmarkung. Leider fehlt es nicht an solchen falschen Propheten. Ein Treiben wie das ihre hat Luther im Neuen Testamente mit „Aergernis bringen" übersetzt; ihnen wird dort das Urteil gesprochen: es wäre ihnen besser, wenn sie mit einem Mühlstein am Halse im Meere versenkt würden, wo es am tiefsten ist. Eine furchtbare Verantwortung laden sie vor dem Richterstuhl der Geschichte auf sich, da sie indirekt das Volk auffordern, aus jenen falschen Lehren die Folgerungen zu ziehen.

Kunst und Wissenschaft haben vielfachen Anlaß, einander die Hände zu reichen. Die Wissenschaft erreicht erst dann ihre Vollendung, wenn sie in ihrer Darstellung von künstlerischem Geiste durchhaucht wird. Die sprachliche Behandlung wissenschaftlichen Stoffes kann eine verklärende sein — und sie kann, dem Wüstensande gleich, das in der Forschung erbohrte lebendige Quellwasser durch

Dürre und Oede zum Versiegen bringen. Nicht mit Unrecht leider hat man den deutschen Gelehrten vorgeworfen, daß sie vielfach nicht deutsch zu schreiben verstehen, und in dieser Hinsicht sind unsere westlichen Nachbarn uns als Muster hingestellt worden. Ist es doch auch ein künstlerischer Genuß, eine Abhandlung von d'Alembert, von Lagrange, von Claude Bernard zu lesen.

Allerdings können wir mit einer gewissen Genugthuung sagen, daß es auch in Deutschland besser zu werden beginnt. Besonders die Physiker haben sich Verdienste um die künstlerische Gestaltung ihrer Gedanken erworben, und Meister ersten Ranges stehen darin voran, wie Helmholtz, Mach, Heinrich Hertz. Sie sind gerade in ihren tiefsinnigsten Betrachtungen zur edlen Sprache Goethes und Alexander von Humboldts zurückgekehrt, das können wir ihnen nicht genug danken. Bei der ungeheuren Fülle des litterarischen Stoffes, der bewältigt werden muß, sollten die Fachleute sich die saloppe Vernachlässigung des Stils nicht länger gefallen lassen, die bei manchen deutschen Gelehrten, ein Ausfluß geistiger Trägheit, uns noch immer begegnet. Ist das Wort auch übertrieben: „der Stil ist der Mensch", so darf andererseits nicht verkannt werden, daß Worte und Wortfügung der Ausdruck der Gedankenbildung sind, daß aus klaren Worten auf klare Gedanken, aus einer verworrenen Darstellung auf Unklarheit im Denken geschlossen werden kann. Denn wir denken in Worten, nur ausnahmsweise in wortlosen Begriffen. Darum sollten die Männer der Wissenschaft es sich angelegen sein lassen, durch klaren, einfachen, edlen Stil uns zu erfreuen und zu erheben, anstatt in ungeheuerlichen Perioden uns Rätsel aufzugeben oder bestenfalls uns eine widerwärtige und überflüssige Anstrengung zu verursachen.

Von einer Unterschätzung der Sprache rührt zum großen Theil der sinkende Einfluß der Wissenschaft auf das geistige Leben in breiten Schichten unseres Volkes her, und zwar keineswegs bloß in den unteren, sondern gerade in den höheren und höchsten Schichten. Wer mag es gebildeten und wohlhabenden Männern verargen, wenn sie vorsichtig sind, ein wissenschaftliches Buch zu kaufen, weil sie fürchten, darin statt einer Quelle edlen Genusses und wahrer Belehrung ein abstoßendes Ungeheuer mit einem Uebermaß von barbarischen Ausdrücken und von nachlässigster Darstellung der Gedanken zu finden. Der ideale Einfluß der Wissenschaft leidet unter der gerügten Trägheit so vieler Gelehrter, so daß im Volke ein Verständnis für die Bedeutung der Wissenschaft erst aufdämmert, wenn sie Brot als Nebenprodukt abwirft, Brot in Gestalt von Patenten, Verkehrserleichterungen (Telephonie, drahtlose Telegraphie) oder Heilmethoden. Alle diese guten Dinge sollen gewiß nicht unterschätzt werden, doch rechne ich sie zur materiellen, nicht zur geistigen Nahrung. Ist doch der Reichtum, den ein Maler oder Bildhauer erwirbt, nur eine Nebensache seines Schaffens, dessen Wert ein geistiger ist und damit ein Gemeingut der Menschheit. Man kann nicht Künstler werden, wie man Handwerker wird. Nur ödes Banausentum

wird die Kunst und die Wissenschaft zum Broterwerb erniedrigen; dahin rechne ich es auch, wenn man sie um persönlichen Ruhmes und Ehrgeizes willen treibt.

IV.

Nach Abschluß der Freiheitskriege mahnte ein Sänger:

Aber eins noch mußt du dämpfen:
Haß und Neid und böse Lust;
Dann nach langen, schweren Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Mag der Strom idealer Bestrebungen, wie er in Kunst und Wissenschaft heute prächtig dahinflutet, mag das Geistesleben in Denken und Fühlen mehr und mehr zu begeisterndem Schwunge sich steigern und unser Herz erheben, — wir dürfen auch das Sollen nicht vergessen, den kategorischen Imperativ, der die dritte Seite des Geisteslebens, den Willen, zu zügeln hat, wenn unsere Ideale sich harmonisch gestalten sollen, wenn unser Volk wahrhaft ewige Güter gewinnen will. Die Antike ist an dem Leichtsinn, mit dem sie sich über die Stimme des Gewissens hinwegsetzte, zu Grunde gegangen; „videant Consules" sollen wir auch heute den Wächtern zurufen, denen das Hüten des heiligen Feuers unserer Ideale anvertraut ist.

„Wie hältst Du's mit der Religion?" Welcher ernst gestimmte Mensch vernimmt nicht immer wieder mit Rührung diese Frage des treuherzigen Mädchens! Wohl sind die Religionen so mannigfaltig wie die Herzen der Menschen, und in jedem Kopfe malt das religiöse Ideal sich etwas verschieden, selbst bei den Anhängern eines in starre Formeln gegossenen Kirchentums. Dennoch geht durch alle Religionen ein gemeinsamer Zug, es ist das Gefühl der Abhängigkeit von einem höchsten Willen, der in jenem Imperative zu uns spricht; der außerdem aber auch in der Natur auf Schritt und Tritt sich uns offenbart.

Diese letztere Offenbarung findet ihre Anerkennung in dem ersten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses, und ich bin meinerseits davon überzeugt, daß jede vorurteilsfreie Naturforschung in denselben einstimmen kann. Mehr als dies leistet die Naturforschung für die Erkenntnis Gottes nicht, und man darf nicht mehr von ihr fordern. Aber der Gottesglaube, mag er eine Gestalt annehmen, welche er will, eine Gestalt, auf welche die Einbildungskraft des Einzelnen stets von Einfluß sein wird, bildet das Rückgrat jeder Religion. Wenigstens im Volke. Religion ist nur möglich bei einer Ueberzeugung vom wirklichen Dasein der „Elohim", von Mächten, die über den greifbaren Dingen walten; sie ist das Bewußtsein der Abhängigkeit von diesen Mächten. Die Erkenntnis der harmonischen Ordnung in der Natur muß zu dieser Ueberzeugung hinführen, von der selbst ein so voraussetzungsloser Denker wie Voltaire felsenfest durchdrungen

war, und zu deren Erschütterung die Fortschritte der Naturwissenschaft bis in unsere Tage nicht den geringsten Anlaß gaben. Im Gegenteil, je tiefer wir in die Natur eindringen, um so weniger können wir uns der Anerkennung des Waltens eines höchsten Prinzips entschlagen, das als „Elohim" in den ersten Kapiteln der Genesis gefeiert wird, und die uns zur bewundernden Anbetung jenes höchsten Wesens treibt. Dann aber, wenn wir die Ordnung der Natur erkannt haben, werden wir uns der sittlichen Weltordnung um so weniger verschließen.

Die ideale Weltanschauung wird in den Gesetzen der Natur Gesetze der Gottheit erkennen, was d'Alembert in folgender Weise ausdrückt:

„Wenn die von der Erfahrung gelieferten Gesetze mit jenen, welche die Ueberlegung allein finden ließ, übereinstimmen, wird ein Philosoph daraus den Schluß ziehen, daß die beobachteten Gesetze notwendige Wahrheiten sind, nicht in dem Sinne, daß der Schöpfer nicht etwa ganz andere Gesetze hätte aufstellen können, sondern in dem Sinne, daß sein Entschluß nicht dahin ging, andere aufzustellen als jene, welche aus der bloßen Existenz der Materie sich ergeben."

Für die Bethätigung religiösen Sinnes fordern wir Toleranz im weitesten, edelsten Sinne; unduldsam sollen wir nur sein gegen das Schlechte, Verdorbene, was unser Geistesleben zu verpesten geeignet ist. Dies gilt namentlich vom Gift der Lüge, wenn es sich in die Wissenschaft einzuschleichen droht. In der Physik und Chemie ist die Lüge weniger möglich, weil sie sich leicht widerlegen läßt, besonders, wo das Hilfsmittel der mathematischen Kontrolle nicht versagt. Anders steht es leider auf dem schwierigeren und dunkleren Gebiete der Biologie; hier ist uns das beschämende Schauspiel nicht erspart worden, die Lüge wuchern zu sehen wie ein Unkraut, wie einen Krankheit erregenden Bacillus. Da wird es zur Pflicht, dies Unkraut am Maßstabe der Wahrheit auszurotten mit Stumpf und Stiel. Denn eine Menschheit, welche die Wahrheit verachten wollte, wäre dem Untergange verfallen.

Es giebt einen Materialismus der Religion, der darin eine Versicherungsanstalt zum Schutz gegen die Folgen eigener Verfehlungen und zur müheloſen Erreichung einer ewigen Glückseligkeit erblickt. Dieser Standpunkt hat mit dem des Idealismus wenig gemein, denn auch er trachtet nach Brot. Das Suchen nach dem Reiche Gottes, wie es auch der Naturforscher in seiner Thätigkeit übt — bewußt oder unbewußt — und welches in einem Hohenliede zum Preise der Größe Gottes ausläuft, ist weit davon verschieden. Ich möchte glauben, daß gerade der letztere Standpunkt dem Willen Gottes entspricht, wie er sich in der Natur und in den Imperativen des Menschenherzens offenbart.

Unser ideales Streben auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und der Religion muß dahin gehen, der praktisch-materialistischen Zeitströnung das Gleichgewicht zu halten; denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

* * *

Militärmusik tönt von der Straße herauf. In festem Schritte, das Gewehr geschultert, zieht ein Trupp Matrosen einher, aus China heimkehrende Krieger. Im fernen Osten erbeutete Fahnen werden ihnen vorauf getragen, ein Wink für die Welt, daß ein geeintes, mächtiges Deutschland hinter jedem seiner Söhne steht. Das feste Zufassen der eisengepanzerten Faust wird man nicht leicht vergessen. Zwar ist der Schritt der Geschichte ein langsamer, den Wünschen des Einzelnen oft zu langsam; was die Freiheitskriege versprachen, hat erst das Jahr 1870 unserem Volke gehalten. Aber die Probe auf unsere nationale Kraft haben wir im Morgenrot des neuen Jahrhunderts bestanden, und den berechtigten Stolz darauf werden wir uns nicht verkümmern lassen. Nur bleiben wir auch dessen eingedenk, daß die Welt uns einst das Volk der Denker, der Dichter und des kategorischen Imperativs genannt hat; auch dies sind Ehrentitel, an denen wir für alle Zukunft festhalten wollen. Denn die Größe der Deutschen ruht auf ihrem Idealismus.

Die Göttin.

Sie hat so unergründlichen Blick,
Und mütterlich weiche Hand,
Und eine Falte in ihrer Stirn;
Von Edelweiss ist ihr Gewand.

Ihr Haar ist silbern, ein Schleier liegt
Wie Sommerfäden darauf,
Ihr Mund wie Blumen, ihr Hauch ein Duft,
Schließt alle Geheimnisse auf.

Sie geht so leise wie Abendweh'n
Und spricht mit Glockenklang,
Der Domuhr gleich, und lächelt still,
Wie Pfirsich sind Kinn und Wang.

Und keiner kennt ihre Riesenkraft,
Ihr Herrschen ob Schwäche und Schuld,
Ihr ward das heiligste Heldentum,
Sie heißt die Göttin Geduld!

Carmen Sylva.

Wenn ein Volk aufwacht —

Wenn ein Volk aufwacht und des Schlafes Blei
Im Zorn von den Wimpern schüttelt,
Wenn sein Morgengesang wird Kriegsgeschrei,
Schlachtsturm an den Fenstern rüttelt —
Wenn es aufspringt dann
Wie ein einziger Mann,
Mit dem Atem zerbläst seiner Schwäche Bann
Und vor seine Thür tritt schwertbereit:
Ist große Zeit!

Aus der Zukunft Nacht, ein flimmernder Stern,
Leuchtet der Völkerfriede —
Die Sehnsucht mag ihn grüßen von fern
Und feiern in heiligem Liede.
Doch, fordert der Tag
Den Stoß und den Schlag:
Sei gepriesen das Schwert, dem der Feind erlag,
Sei dem Krieg und dem Siege der Sang geweiht,
Der großen Zeit!

Wo das Herzblut fließt, wo Knochen und Mark
Schüttern in wilder Bewegung,
Wo siedendes Hirn, gefaßt und stark,
Bändigt die eig'ne Erregung;
Wo das Letzte gewagt,
Wo keiner zagt,
Wenn der Trauermarsch um die Toten klagt,
Wo des Schmerzes Größe den Schmerz befreit:
Ist große Zeit!

Auch das Größte geht hin. — Kleinschattig und eng
Keuchen die minderen Jahre.
Der Enkel genießt. In Müh und Gedräng
Ergrauen den Siegern die Haare.
Arbeit und Pein,
Nüchtern und klein,
Will gethan und verwirkt und gelitten sein,
Und grau überfliegt Vergessenheit
Eine große Zeit.

Doch wenn es sich jährt und Erinnrung erwacht,
Großschreitend der blutige Reigen
Aus den Gräbern herauf, in der Winternacht
Aufsteigt, seine Wunden zu zeigen:
Dann, ihr Herzen all,
Gebt Wiederhall,
Dann mit Glockengeläut und Trompetenschall
Erbrause der Sang durch die Lüfte weit
Von der großen Zeit!

Carl Weltbrecht.

Die Friedensbewegung und nationale Gesinnung.

Von

Karl von Stengel.

I.

Die Idee des sog. ewigen Friedens, d. h. eines dauernden Friedenszustandes unter den sämtlichen die Menschheit oder wenigstens die zivilisierte Menschheit bildenden Staaten und Völkern, Beseitigung des Krieges und Beilegung internationaler Streitigkeiten durch friedliche Mittel, insbesondere durch Schiedsspruch — ist verhältnismäßig neu. Den Anschauungen des Altertums lag eine derartige Idee vollkommen fern. „Die alte Welt ist das Zeitalter des ewigen Krieges entweder zwischen Einzelwesen vor der Begründung staatlicher Ordnungen oder zwischen Nationen und Gemeinden nach der Einrichtung des Staates" sagt Holtzendorff (Die Idee des ewigen Völkerfriedens S. 5).

Die Geschichte der Völker des Altertums, der orientalischen Völker sowohl wie der Griechen und Römer, ist im wesentlichen eine fortlaufende Erzählung der von ihnen geführten Kriege, und in der Poesie dieser Völker nimmt die Verherrlichung kriegerischer Tüchtigkeit und Leistungen den breitesten Raum ein.

Daß im Altertum fortwährender Kriegszustand herrschte, ist eine durchaus natürliche Erscheinung, denn ganz abgesehen von denjenigen Ursachen, die auch in der Gegenwart zu kriegerischen Verwickelungen führen können, kommt vor allem in Betracht, daß den Völkern des Altertums die Auffassung völlig fremd war, daß alle Völker gleichberechtigte Mitglieder einer höheren Gemeinschaft sind. Jedes Volk betrachtete alle andern als Feinde und suchte die benachbarten Völker zu unterjochen und zu beherrschen. Vor allem stellt sich die Entwickelung des römischen Volkes und Staatswesens in der Hauptsache dar als unausgesetzter Kampf um die Weltherrschaft mit den verschiedensten Völkern, die Rom nach und nach besiegte und unter seine Herrschaft beugte.

Eine vollständige Umwandelung in den bisherigen Anschauungen wurde insofern durch die Entstehung des Christentums angebahnt, als dasselbe im Gegensatz zu den Nationalreligionen des Altertums den Anspruch erhob, Weltreligion zu werden, und von seinen Bekennern verlangte, alle Menschen als Brüder zu lieben, und daher den Menschen den Frieden schon auf Erden predigte. In der

That hat auch die Ausbreitung des Christentums immerhin die Folge gehabt, daß die Völker, deren Rechts- und Staatsordnung auf der christlichen Lehre beruht, sich allmählich als gleichberechtigt anerkannten und daß sich aus diesen Völkern im Gegensatz zur nicht-christlichen Welt die völkerrechtliche Gemeinschaft der christlich-europäischen Staaten bildete, deren Mitglieder in ihren friedlichen wie kriegerischen Beziehungen durch das sog. europäische Völkerrecht geregelt wurden bezw. werden.

Dagegen läßt sich nicht behaupten, daß die Entstehung und Ausbreitung des Christentums einen allgemeinen Friedenszustand unter den Völkern bewirkt hätte. Im Gegenteil, wie die ersten Jahrhunderte nach der Entstehung des Christentums durch die Völkerwanderung und die sich daran anschließenden wüsten Kämpfe ausgefüllt waren, so ist auch das ganze christliche Mittelalter eine ununterbrochene Kette von Fehden und Kriegen der christlichen Völker und Staaten untereinander und dieser mit der mohamedanischen Welt.

Die Reformation gab dann Anlaß zu häßlichen Glaubenskriegen, die Entdeckung der neuen Welt zu den unter den europäischen See- und Kolonialmächten ausgefochtenen zahlreichen und lange dauernden Kolonial- und Handelskriegen, während die Ausgestaltung und Bildung der verschiedenen Nationalstaaten im Beginne der sog. neuen Zeit eine ganze Reihe großer politischer Kriege, namentlich sog. Erbfolgekriege verursachte. Infolgedessen sehen wir während des 16. und 17. Jahrhunderts allenthalben Krieg und immer wieder Krieg.

Ein Fortschritt war allerdings mit der Entstehung der absoluten Monarchie eingetreten, insofern das Fehderecht des Mittelalters beseitigt wurde, auf Grund dessen jeder Ritter und jede Stadt das Recht der Kriegführung beanspruchte. Es trat nunmehr der Grundsatz auf, daß nur der Staat bezw. der souveräne Fürst das Recht der Kriegführung habe. Damit waren wenigstens die fortwährenden Kämpfe und Fehden innerhalb der einzelnen Völker und Staatswesen beseitigt und die Möglichkeit gegeben, die Kriegführung selbst in höherem Maße als früher Rechtsregeln zu unterwerfen.

Wer die Geschichte des Mittelalters und des 16. und 17. Jahrhunderts auch nur oberflächlich betrachtet, wird es begreiflich finden, daß den Menschen dieser Zeit die Idee eines ewigen Völkerfriedens im allgemeinen durchaus fern liegen mußte. In der That ist die erste Schrift, in welcher das Problem des ewigen Friedens erörtert wurde, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach dem Abschlusse des Utrechter Friedensvertrags erschienene Schrift des Abbé de Saint Pierre „Entwurf zur Herstellung des ewigen Friedens".

Anlaß zum Erscheinen der Schrift gaben wohl die Verwüstungen des spanischen Erbfolgekrieges; vorgearbeitet war aber der in derselben vertretenen Idee durch die von Hugo Grotius begründete Theorie des Naturrechts, denn die naturrechtliche Schule hatte bereits wiederholt die Frage erörtert, ob Krieg-

führung und Kriegsgewalt überhaupt als ein angemessenes, den Staatsinteressen entsprechendes Mittel zur Beilegung von Streitigkeiten erachtet werden könne und ob nicht auswärtige Kriege innerhalb der europäischen Staatenwelt in derselben Weise entbehrlich gemacht werden könnten, wie das mittelalterliche Fehderecht innerhalb der einzelnen staatlichen Gemeinwesen durch den Landfrieden verdrängt worden ist.

Bei Aufwerfung und Erörterung dieser Fragen fiel sehr ins Gewicht, daß seit dem Ende des 16. Jahrhunderts der Wettbewerb der europäischen Seemächte um Aneignung eines möglichst großen Teils des neu entdeckten amerikanischen Kontinents und des durch diese Entdeckung ungemein erweiterten Welthandels eine Reihe von Seekriegen zwischen diesen Staaten zur Folge gehabt hatte, diese Kriege aber, wie alle Seekriege, die Interessen auch der Neutralen empfindlich berührt hatten, zumal die großen Seemächte, namentlich Frankreich und England, während des Kriegszustandes bestrebt gewesen waren, auch den Handel der Neutralen möglichst zu schädigen und die Freiheit der Schiffahrt auf hoher See zu beeinträchtigen. Die empfindlichen Nachteile, die den Neutralen aus den zwischen anderen Staaten geführten Kriegen zugingen, legte denselben begreiflicherweise den Gedanken sehr nahe, daß jedenfalls thunlichste Beseitigung der Kriege sehr wünschenswert sei.

Das dreibändige Werk des Abbé de Saint Pierre, der einen dauernden Friedenszustand unter den sämtlichen christlichen Staaten Europas durch Gründung eines europäischen Staatenbundes zu erreichen hoffte, in welchem aber natürlich Frankreich eine hervorragende Rolle spielen sollte, wurde als Kuriosität viel gelesen, einen praktischen Erfolg hatte es aber nicht. Ebensowenig war dies der Fall mit der Ende des 18. Jahrhunderts erschienenen Schrift Kants über den ewigen Frieden, wobei es ganz dahin gestellt bleiben mag, ob Kants Ausführungen mehr ironisch als ernst gemeint waren.

Einen fruchtbareren Boden fand die Idee des ewigen Friedens erst im 19. Jahrhundert. Schon die aus der Anregung des Kaisers Alexander I. von Rußland hervorgegangene sog. heil. Allianz läßt sich in dieser Beziehung anführen. In dem vom 14./26. September 1815 datierten Vertrage erklärten die Unterzeichner, daß sie die Ueberzeugung von der Notwendigkeit, das von den Mächten einzuhaltende Verfahren auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche die ewige Religion des göttlichen Erlösers lehrt, erlangt hätten und daß sie hiermit im Angesichte der ganzen Welt ihren unerschütterlichen Entschluß offenbaren wollten, sowohl in der Verwaltung ihrer eigenen Staaten als auch in ihren politischen Beziehungen zu fremden Regierungen keine andere Richtschnur als die Vorschriften dieser heiligen Religion zu nehmen, nämlich die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens, welche, weit entfernt bloß auf das Privatleben anwendbar zu sein, vielmehr auf die Entschließungen

der Fürsten Einfluß haben und alle ihre Schritte leiten müssen, da sie das einzige Mittel seien, die menschlichen Einrichtungen fest zu begründen und ihren Unvollkommenheiten abzuhelfen.

In Art. 1 des Vertrages hieß es dann, daß in Uebereinstimmung mit den Worten der heiligen Schriften, welche allen Menschen befehlen, einander als Brüder anzusehen, die drei vertragschließenden Monarchen durch die Bande einer wahren und unauflöslichen Brüderlichkeit verbunden bleiben werden und, da sie einander als Mitbürger betrachten, sie einander bei jeder Gelegenheit und aller Orten Unterstützung, Beistand und Hilfe gewähren werden, sowie daß, da sie sich gegenüber ihren Unterthanen und Heeren als Familienväter ansehen, sie dieselben in dem gleichen Geiste leiten werden, von welchem sie beseelt sind, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu beschirmen u. s. w.

Auf die Schicksale der heil. Allianz ist hier nicht weiter einzugehen. Jedenfalls hat dieselbe einen dauernden Friedenszustand unter den europäischen Völkern nicht bewirkt; eher kann man sagen, daß die absolutistisch-patriarchalische Politik, deren Ausdruck die heil. Allianz war, eine ganze Reihe von Kriegen und Revolutionen wenigstens mittelbar veranlaßt und verursacht hat.

Es liegt nahe, das sog. Friedensmanifest des Zaren vom August 1898 mit den in dem Vertrage über die heil. Allianz enthaltenen schönen Redensarten von Brüderlichkeit, Friede und Gerechtigkeit zu vergleichen. Bei einer solchen Vergleichung wird man finden, daß das Friedensmanifest ganz im Geiste des Begründers der heil. Allianz erlassen ist. Ob die Ergebnisse der durch das Friedensmanifest veranlaßten Friedenskonferenz im Haag in Bezug auf die Herstellung des ewigen Friedens bessere Wirkungen erzielen werden als die heil. Allianz, wird ja die Zukunft zeigen; aber die Frage sollen sich doch die leichtgläubigen Schwärmer, die das Friedensmanifest mit so großem Jubel begrüßten, aufwerfen, ob die innere und äußere Politik der russischen Regierung in der Zeit nach dem Abschlusse der heil. Allianz in dem Maße von den Ideen der Gerechtigkeit, Brüderlichkeit und Friedensliebe beherrscht war, wie es nach dem Inhalte des über die heil. Allianz abgeschlossenen Vertrags hätte sein müssen. Vielleicht werden sie es dann begreiflich finden, wenn trotz des Friedensmanifestes und trotz der Haager Konferenz nicht jedermann ein unbedingtes Vertrauen auf die russische Friedensliebe hat. Ob der Zar persönlich friedfertig ist, ist dabei ganz gleichgültig, denn auch in Rußland sind für die Richtung der äußeren Politik schließlich die Interessen des Staates und nicht die persönlichen Neigungen des Herrschers maßgebend.

Vom Abschlusse der heil. Allianz bis zum Zusammentritte der Haager Friedenskonferenz ist von Seite der Regierungen kein ernsthafter Versuch einer Vereinbarung oder Organisation im Sinne der Idee des ewigen Friedens gemacht worden. Um so rühriger war auf diesem Gebiete die private Initiative.

Zahlreiche Friedensgesellschaften entstanden fast in allen Staaten, nachdem zuerst 1816 eine solche Gesellschaft (Peace society) in England und wenige Jahre später eine amerikanische Friedensgesellschaft gegründet worden war. Im Jahre 1842 trat dann der erste internationale Friedenskongreß zusammen, dem seitdem eine ganze Anzahl solcher Kongresse folgte, darunter in den letzten zwanzig Jahren auch sog. interparlamentarische Friedenskongresse, d. h. Versammlungen von Parlamentsmitgliedern verschiedener Staaten, die Anhänger der Friedensbewegung sind und sich verpflichten, für die Idee des ewigen Friedens in den Parlamenten einzutreten.

Eine besondere Regsamkeit haben natürlich diese Vereinigungen und Versammlungen sowie einzelne hervorragende Vertreter und Vertreterinnen der Friedensidee seit dem Erlasse des Friedensmanifestes des Zaren und während der Haager Konferenz entfaltet, wie auch begreiflicherweise die Ergebnisse dieser Konferenz von ihnen entsprechend verarbeitet und verwertet werden.

Die Bestrebungen der Friedensvereine und Friedensfreunde zielen auf gänzliche Abschaffung des Krieges und zwar entweder durch Begründung einer die sämtlichen zivilisierten Staaten umfassenden Konföderation, in der der Krieg unter den einzelnen Mitgliedern begrifflich ausgeschlossen wäre oder durch Einführung des sog. obligatorischen Schiedsverfahrens, d. h. des Grundsatzes, daß jede Streitigkeit unter Staaten friedlich, nämlich durch Schiedsspruch beigelegt werden muß. Daß die Friedensfreunde gleichzeitig möglichste Abrüstung verlangen, ist selbstverständlich, da auf diese Weise den Staaten die Fähigkeit, Krieg zu führen, entzogen oder doch erheblich beschränkt wird.

Ob die Bestrebungen der Friedensfreunde in ferner Zukunft je einmal verwirklicht werden, kann ganz dahingestellt bleiben. Zweifellos ist jedenfalls für jeden, der die politischen Verhältnisse der Vergangenheit und der Gegenwart nüchtern beurteilt, daß für absehbare Zeit an eine Beseitigung des Krieges, als des äußersten Mittels, um internationale Konflikte zum Austrag zu bringen, nicht zu denken ist. Daran haben auch die Ergebnisse der Haager Konferenz nichts geändert, wenn auch nicht bestritten werden soll, daß durch die Haager Schiedsgerichts-Konvention die Möglichkeit, internationale Streitigkeiten durch Schiedsspruch zu erledigen, erleichtert worden ist. Wer etwa infolge des Friedensmanifestes des Zaren und des Zusammentritts der Haager Friedenskonferenz in dieser Hinsicht optimistisch gestimmt war, kann inzwischen durch den südafrikanischen Krieg ernüchtert worden sein. England, dessen Vertreter auf der Konferenz nicht genug vom ewigen Frieden und schiedsgerichtlicher Beilegung internationaler Streitigkeiten sprechen konnten, hat fast unmittelbar nach dem Schlusse der Konferenz den schon vorher geplanten Krieg mit den südafrikanischen Republiken begonnen, es weist jede Intervention zu Gunsten dieser Republiken, sowie die Austragung seines Streites mit denselben durch Schiedsspruch zurück

und muß sich sogar den Vorwurf gefallen lassen, daß es in Südafrika nicht in jeder Beziehung die Gesetze und Gebräuche des Kriegsrechts beobachte. Daß dies unter dem frischen Eindrucke der Beschlüsse der Haager Konferenz möglich ist, beweist recht deutlich, wie wenig durch derartige, wenn auch vielleicht recht gut gemeinte Veranstaltungen erreicht werden kann.

Die Gründe, die der Verwirklichung der Bestrebungen der Friedensfreunde im Wege stehen, sind schon so oft dargelegt worden, daß es überflüssig ist, dieselben hier zu wiederholen. Dagegen erscheint es veranlaßt, näher auf die Gründe einzugehen, welche die Friedensbewegung in Gang gebracht und gefördert haben.

Es steht nun wohl außer Zweifel, daß auf die Entstehung und Entwickelung der Friedensbewegung vor allem wesentlichen Einfluß das Ruhebedürfnis gehabt hat, das ganz naturgemäß nach den langen und blutigen Kriegen der napoleonischen Zeit sich geltend machte. Alles sehnte sich nach dauerndem Friedenszustand und hoffte auch auf denselben rechnen zu können, da man der allerdings irrigen Meinung war, daß durch die Bestimmungen des Wiener Kongresses auf absehbare Zeit die politischen Verhältnisse Europas in befriedigender Weise geregelt seien.

Dieses Ruhebedürfnis vereinigte sich mit gewissen, im 18. Jahrhundert zur Geltung gelangten kosmopolitischen Anschauungen und der namentlich im Anfange der französischen Revolution stark betonten, von den Franzosen freilich eigentümlich verwirklichten Idee der Brüderlichkeit aller Menschen, die begreiflicherweise auf schwärmerisch angelegte Gemüter großen Eindruck machen und in denselben Abscheu vor kriegerischen Konflikten hervorrufen mußte.

Dazu kamen dann später die immer mehr Boden gewinnenden Ideen der sog. Manchesterschule und die freihändlerische Richtung, welche thunlichst alle Zollschranken unter den Staaten beseitigt wissen wollte und lediglich friedlichen Wettbewerb unter den Völkern auf wirtschaftlichem Gebiete erstrebte. Außerdem wollten die Anhänger dieser Richtung das Eingreifen des Staates auf allen Gebieten des Lebens möglichst eingeschränkt haben, und waren daher schon aus diesem Grunde grundsätzlich dem Kriege, in dem der Staat von seinen Unterthanen nicht bloß die größten wirtschaftlichen Opfer, sondern selbst das Opfer ihrer Persönlichkeit verlangt, abgeneigt. Es handelte sich bei diesen Strömungen um Folgerungen des durch die sog. naturrechtliche Schule zur Geltung gelangten Individualismus. Die naturrechtliche Schule glaubte nämlich den Staat auf das Einzelindividuum aufbauen zu sollen und die Entstehung des Staates durch den sog. Staatsvertrag — contrat social — d. h. in der Weise erklären zu können, daß staatliche Gemeinwesen ursprünglich lediglich durch freiwilliges Zusammentreten einzelner, von einander unabhängiger Menschen gebildet wurden. Im Gegensatze zum klassischen Altertum, das den Schwerpunkt auf die Gesamtheit

legt, weshalb Aristoteles ganz folgerichtig sagte, die Gemeinschaft sei vor den einzelnen vorhanden, schob diese Theorie das Einzelindividuum mit seinem Wohl und Wehe in den Vordergrund; die Interessen der Gesamtheit kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Berücksichtigt man dazu, daß mit der Zunahme der Industrie und des Handels und der fortwährenden Entwickelung des Wohlstandes der Bevölkerung die Wirkungen eines Krieges immer verheerender wurden und sich den einzelnen noch fühlbarer machten als in früheren Zeiten, und daß die verfeinerte Kultur die Menschen verweichlicht und sie dem Kriegshandwerk entfremdet, so wird man es begreiflich finden, daß eine Bewegung, die dieser Richtung und diesen Neigungen entgegenkam, in weiten Kreisen Anerkennung und Anhänger finden konnte.

Von den politischen Parteien war es vor allem die liberale Partei, welche, auf dem Boden des Individualismus stehend und an den in der französischen Revolution zur Geltung gelangten Ideen festhaltend, der Friedensbewegung hold war und schon deshalb hold sein mußte, weil sie den Militarismus als Stütze einer starken Regierungsgewalt bekämpfte und befürchtete, daß die Regierung kriegerische Konflikte mit fremden Staaten zur Unterdrückung der sog. Volksfreiheit benützen werde. Wir finden daher unter den Anhängern und Förderern der Friedensbewegung vor allem Männer der liberalen Parteien, namentlich aber derjenigen, in denen demokratische Strömungen in größerem oder geringerem Grade vertreten sind.

Daß die Friedensbewegung in erster Linie in Nordamerika und in England festen Fuß gefaßt hat, hat aber noch seine besonderen Gründe. Gegenüber dem angeblich vom Despotismus bedrückten und im Militarismus verkommenen Europa haben es die Amerikaner ja immer verstanden, ihr Staatswesen als die friedfertige, auf den Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aufgebaute demokratische Republik hinzustellen, die auch mit Rücksicht auf ihre geographische Lage kein stehendes Heer braucht und der kriegerische Abenteuer so fern als möglich liegen. Es lag daher durchaus im Sinne dieser Richtung, daß in Amerika einer der ersten Friedensvereine gegründet wurde, und daß sich Amerikaner lebhaft an der Friedenspropaganda beteiligten. Inzwischen werden die Amerikaner durch die Erfahrungen des Sezessionskriegs belehrt worden sein, wozu stehende Armeen nützlich sind, die absolute Friedensliebe der Union hat aber in dem von ihr veranlaßten Kriege gegen Spanien eine eigentümliche Beleuchtung erfahren, wie auch der jetzt in Nordamerika herrschende „Imperialismus" kein besonders friedfertiges Gepräge an sich trägt.

Was aber die Engländer anlangt, so gehört es bei ihnen von jeher zum guten Ton, für die Ideen der Humanität und Zivilisation zu schwärmen, wenn sie auch bei der praktischen Durchführung solcher Ideen recht vorsichtig verfahren, um ihre materiellen Interessen nicht zu schädigen. Es war daher ganz selbst-

verständlich, daß man sich in England für die Friedensidee begeisterte, wie man es auch von jeher liebte, England als den Hort und Beschützer aller „unterdrückten Völker" darzustellen. Dazu kam aber noch, daß England nach den napoleonischen Kriegen mächtiger als je dastand und namentlich durch seine gewaltige Flotte alle Meere beherrschte. Im Gefühle seiner Macht und geschützt durch seine insulare Lage konnte sich England leicht als friedfertig darstellen, da es wußte, daß es von keinem Staate einen Angriff zu befürchten habe, und sein während der napoleonischen Kriege errungenes wirtschaftliches Uebergewicht sich zunächst am besten während des Friedens befestigen und erhöhen ließ. Daß England im Interesse der Ausdehnung seiner Herrschaft in verschiedenen Weltteilen fortwährend mit wilden und halb zivilisierten Völkern Kriege führte, wurde als nebensächlich nicht weiter in Betracht gezogen.

II.

Wie bereits angedeutet, hat die Friedensbewegung in den letzten zwanzig Jahren erheblich an Umfang zugenommen; in den meisten Staaten haben sich Friedensvereine gebildet, auch Deutschland ist in dieser Beziehung nicht ganz zurückgeblieben, wenn es auch nicht in erster Linie steht; fast jedes Jahr finden Kongresse der Friedensfreunde statt, die immer wieder auf die Herstellung des ewigen Völkerfriedens abzielende Resolutionen fassen, und die Litteratur über die Friedensbewegung im allgemeinen und über völkerrechtliche Schiedsgerichte im besonderen ist, wenn auch nicht immer in die Tiefe, so doch in die Breite gewachsen.

Man könnte nun vielleicht sagen, daß diejenigen, welche die Bestrebungen der Friedensfreunde als utopistisch und jedenfalls auf absehbare Zeit für undurchführbar halten, dieselben mit vollkommener Gleichgültigkeit betrachten können, wie etwa diejenigen, welche die Bestrebungen der Temperenzler als übertrieben und teilweise selbst lächerlich halten, sich kaum die Mühe nehmen werden, dieselben ausführlich zu bekämpfen in der Meinung, daß die Dinge von selbst im richtigen Geleise bleiben werden.

Bei den Bestrebungen der sog. Friedensfreunde liegt aber die Sache doch etwas anders. Diese Bestrebungen haben eine politische Tragweite; sie bezwecken nicht bloß eine völlige Aenderung der internationalen Beziehungen der Staaten zu einander, sondern auch eine Aenderung staatlicher Einrichtungen, nämlich des Heer- und Kriegswesens, wie sie auch eine völlige Umwälzung gewisser, jetzt das Staatsleben beherrschender Anschauungen bezwecken.

Es ist daher notwendig, die Bestrebungen vom staatlichen bezw. nationalen Standpunkte aus zu beurteilen. Selbstverständlich wird ein kleiner, vielleicht nur durch die gegenseitige Eifersucht der Großmächte in seiner Existenz sich erhaltender Staat der Friedensbewegung sich anders gegenüberstellen wie ein Großstaat, der

eine Rolle in der Weltpolitik spielt und spielen muß. Ebenso werden die verschiedenen Großstaaten die Friedensbewegung verschieden beurteilen, je nachdem sie Vorteile oder Nachteile von derselben erwarten.

Wir haben die Friedensbewegung lediglich vom deutsch-nationalen Standpunkte aus zu beurteilen und lediglich von diesem Standpunkte aus die Frage zu beantworten, ob es wünschenswert erscheint, daß die Friedensbewegung weite Kreise des deutschen Volkes nachhaltig ergreift.

Deutschland hat mehrere Jahrhunderte politischer Ohnmacht durchzumachen gehabt und zwar gerade die bedeutungsvollen Jahrhunderte, in welchen andere europäische Nationen sich politisch konsolidierten und sich ihren Anteil an den neuentdeckten Weltteilen und dem sich daraus entwickelnden großartigen Welthandel und im Zusammenhang damit an der Weltpolitik sicherten.

Hervorgerufen wurde bekanntlich diese politische Ohnmacht Deutschlands dadurch, daß in derselben Zeit, in der in Frankreich die Zusammenfassung aller nationalen Kräfte zum Einheitsstaate erfolgte, das Deutsche Reich in eine große Zahl immer selbständiger werdender Territorien zerfiel.

War schon diese politische Zersplitterung für Deutschland ein Unglück, so wurde das Uebel noch dadurch verschärft, daß infolge der Reformation das deutsche Volk in zwei sich feindlich gegenüberstehende und sich fortwährend bekämpfende Konfessionen zerfiel, denn es ist klar daß der politische Partikularismus an dem konfessionellen Gegensatz immer wieder Halt und neue Nahrung fand und der politische Gegensatz unter den deutschen Staatswesen, wie die Verschiedenheit der deutschen Stämme durch den konfessionellen Gegensatz in der bedenklichsten Weise verschärft wurde.

Nach schweren inneren Kämpfen und blutigen Kriegen ist es dem deutschen Volke gelungen, seine politische Einheit zu erringen, und auf Grundlage dieser Einheit und der hierdurch geschaffenen Möglichkeit der Zusammenfassung aller nationalen Kräfte sich in unglaublich kurzer Zeit eine achtunggebietende Stellung in der Weltpolitik zu erobern. So groß aber auch die Errungenschaften des deutschen Volkes in politischer und wirtschaftlicher Beziehung sind, die das deutsche Volk im Laufe des letzten Menschenalters gemacht hat, in den Schoß darf es die Hände nicht legen, wenn die erworbene Stellung festgehalten und die deutsche Macht und der deutsche Einfluß vergrößert und erweitert werden sollen.

Es ist ja ganz begreiflich, daß Deutschland, das so lange lediglich ein geographischer Begriff war und weder in der Politik noch im wirtschaftlichen Leben eine Rolle spielte, von allen denjenigen Staaten, deren Kreise es durch sein rasches Emporkommen störte, eben als Emporkömmling mit Mißgunst, in die bei den kleineren Nachbarn sich ein Gefühl der Beängstigung mischt, betrachtet wird. Frankreich hat den Gedanken an Revanche für die im Jahre 1870/71

erlittenen Niederlagen immer noch nicht ganz aufgegeben, England hat begreiflicherweise weder den Eintritt des Deutschen Reiches in die Reihe der Kolonialmächte, noch den ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands mit besonderer Freude begrüßt und ist auch darüber nicht sonderlich entzückt gewesen, daß das Deutsche Reich immer mehr auch ein Faktor in der Weltpolitik geworden ist und in Ostasien, wie in der Südsee und in Afrika eine Rolle spielt. Daß die Slaven die erbittertsten Feinde der Deutschen sind, darüber kann trotz aller wenigstens äußerlich zur Schau getragenen Freundschaft des offiziellen Rußland mit dem Deutschen Reiche niemand im Zweifel sein, wie auch alle Liebenswürdigkeiten, die bei offiziellen und nichtoffiziellen Gelegenheiten zwischen Deutschen und Amerikanern ausgetauscht werden, über die Gegensätze nicht hinwegtäuschen können, die in politischer wie in wirtschaftlicher Beziehung zwischen dem emporstrebenden Deutschen Reiche und der in den Bahnen des „Imperialismus" wandelnden großen transatlantischen Republik vorhanden sind.

Daß die äußere Politik des Deutschen Reichs eine friedliche ist, hat es seit nahezu einem Menschenalter bewiesen, wie es auch zweifellos ist, daß seine Politik gerade mit Rücksicht auf seine zahlreichen und mächtigen Gegner in der ganzen Welt eine friedliche sein muß, da eine kriegerische Politik das vom deutschen Volke so schwer Errungene wieder in Frage stellen könnte.

Eine ganz andere Frage ist es aber, ob die deutsche Politik eine friedliebende im Sinne der Friedensfreunde und der Friedensbewegung sein kann. Diese Frage muß unbedingt verneint werden.

Das Deutsche Reich darf, wenn es seine Stellung als europäische Großmacht und als Faktor der Weltpolitik behaupten will, weder seine Waffenrüstung zu Lande schwächen, noch nachlassen in dem Bestreben, sich eine achtunggebietende Kriegsflotte zu schaffen, denn heute kann kein Staat in der Welt Anspruch auf den Namen einer Großmacht erheben, der nicht die beiden Arme seiner nationalen Wehr, Heer und Flotte, mit voller Schlagkraft und Schlagfertigkeit zu gebrauchen weiß. (Nauticus 1901 S. 129.)

Es wäre geradezu politischer Selbstmord, wenn etwa Deutschland im Vertrauen darauf, daß es im Falle eines internationalen Konflikts sein Recht vor einer nach Maßgabe der auf der Haager Friedenskonferenz festgestellten Schiedsgerichtskonvention zur Geltung bringen könne, abrüsten wollte. Der beste Schutz für das gute Recht eines Staates ist und bleibt immer sein gutes Schwert. In dem gleichen Sinne hat Richelieu in seinem politischen Testament gesagt: „Niemals darf sich ein großer Staat in die Lage bringen, eine Beleidigung zu empfangen, ohne sie erwidern zu können." Ebenso sagt Schmoller: „Wer ohne Rüstung dasteht, wird mißhandelt. Es giebt keine internationale Wirtschaftspolitik ohne Machtpolitik, wenn einmal der betreffende Staat die Eifersucht der Mächte erregt."

In diesem Ausspruche Schmollers ist ganz richtig der Gedanke zum Ausdruck gebracht, daß auch der sog. friedliche Kampf der Nationen auf wirtschaftlichem Gebiete von dem einzelnen Volke nur dann mit Erfolg geführt werden kann, wenn dasselbe sich auf eine achtunggebietende militärische Macht zu stützen in der Lage ist.

Mit Vorliebe betonen die Friedensfreunde, daß die Völker selbst durchaus friedlich gesinnt sind und daß Kriegslust lediglich bei den Fürsten und Regierungen zu finden ist, die von jeher aus Händelsucht, Ehrgeiz, Ländergier oder anderen gemeinen Beweggründen Kriege begonnen hätten. Diese Behauptung ist durchaus unrichtig; daß nicht bloß die Regierungen, sondern auch und zwar in erster Linie die Völker kriegerisch gesinnt sind, beweist z. B. ganz deutlich die Haltung des französischen Volkes i. J. 1870/71 und die Haltung des englischen Volkes während des jetzigen südafrikanischen Krieges. Es ist dies auch ganz begreiflich. Die Beweggründe zu kriegerischen Konflikten liegen nicht in dem mehr oder weniger willkürlichen Belieben der Regierungen, sie sind gegeben durch die Interessen der Völker und Staaten. Wo ein Volk seine Ehre und seine wichtigsten Interessen von gegnerischer Seite bedroht sieht, greift es trotz aller Friedenskongresse zu den Waffen. Zu denjenigen Interessen, um deren willen aber wohl die meisten Kriege geführt worden sind, gehören die wirtschaftlichen. Man denke nur an die sog. Kolonialkriege des 16., 17. und auch 18. Jahrhunderts, bei denen es sich darum handelte, welche von den europäischen Seemächten in der Kolonialpolitik und im Welthandel die führende Rolle zu spielen berufen sein sollte.

Selbst bei solchen Kriegen, die in erster Linie nicht um wirtschaftliche Ziele geführt werden, fallen die wirtschaftlichen Interessen stets insofern sehr erheblich ins Gewicht, als in der Regel derjenige Staat, der aus dem Kampfe als Sieger hervorgeht, durch den Sieg in seiner wirtschaftlichen Entwickelung ungemein gefördert erscheint, während der Besiegte in der Regel durch die Niederlage nicht bloß augenblicklich wirtschaftlich geschwächt ist. Man braucht in dieser Beziehung nur darauf hinzuweisen, daß das wirtschaftliche Uebergewicht, welches England sich im 19. Jahrhundert zu erringen wußte, jedenfalls zum großen Teile darauf zurückzuführen ist, daß es aus den langjährigen erbitterten Kriegen mit Frankreich als Sieger hervorgegangen ist. Ebenso kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der für Deutschland siegreiche Ausgang des deutsch-französischen Krieges für die deutsche Volkswirtschaft die Bahn für die Entwickelung geöffnet hat, auf der das deutsche Volk seit 30 Jahren unaufhaltsam vorwärts gegangen ist.

Kaum zu irgend einer Zeit war der Gegensatz auf wirtschaftlichem Gebiete zwischen den einzelnen Völkern, ja selbst zwischen ganzen Weltteilen umfassender und erbitterter als in der Gegenwart. Wenn dieser Gegensatz zunächst noch in Kämpfen wirtschaftlicher Natur zum Ausdruck kommt, so kann doch niemand

dafür bürgen, daß der Kampf nicht früher oder später auch in der Form des Krieges geführt wird. Es ist dies ebenso möglich, wie die Gefahr besteht, daß die wirtschaftlich-sozialen Gegensätze im Innern der einzelnen Staaten zu blutigen Revolutionen führen.

Wenn wir aber selbst hoffen dürfen, daß in Europa der Friede auf die Dauer gesichert bleibt, so ist doch im vorigen Jahre durch die chinesischen Wirren eine Frage aufgerollt worden, die in ihrer Tragweite noch gar nicht übersehen werden kann. Es handelt sich in Ostasien nicht etwa bloß um den größeren oder geringeren Einfluß der einen oder anderen europäischen Macht, sondern um den Gegensatz zwischen der gelben und weißen Rasse, um die Frage, ob in Ostasien und weit darüber hinaus in Zukunft der Weiße oder der Mongole in wirtschaftlicher wie politischer Hinsicht herrschend und maßgebend sein soll.

Derartige Lebensfragen für ganze Nationen und Rassen sind aber noch niemals in friedlicher Weise zum Austrage gebracht worden. Allerdings ist vorläufig in China eine gewisse, wenigstens oberflächliche Beruhigung eingetreten, aber Europa muß mit der Möglichkeit und selbst mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß in vielleicht nicht zu ferner Zukunft der Kampf in Ostasien abermals und noch heftiger entbrennt.

Berücksichtigt man alle diese Verhältnisse, so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß das 20. Jahrhundert ein vollkommen friedliches sein wird. Es ist daher begreiflich, daß alle Staaten an der Aufrechthaltung ihrer Kriegsmacht nicht bloß, sondern, namentlich was die Flotte betrifft, auch an deren Verstärkung arbeiten; selbst wenn dies auch von den meisten Staaten im Sinne des bekannten Satzes geschieht: „Si vis pacem, para bellum!“

Die Friedensfreunde dagegen verlangen Entwaffnung und Abrüstung und stellen dieses Ansinnen in erster Linie an das Deutsche Reich, das von ihnen so gern als der Friedensstörer oder doch als derjenige Staat bezeichnet wird, der der Verwirklichung der Idee des allgemeinen Friedens vor allem im Wege steht. Gewiß wird das Deutsche Reich abrüsten, sobald auch die übrigen Staaten, namentlich aber Frankreich und Rußland, die den Friedensfreunden ja so sehr am Herzen liegen, entwaffnen; Deutschland muß aber mit Rücksicht auf seine geographische Lage und seine politisch wie wirtschaftlich exponierte Stellung anderen Staaten den Vortritt lassen. Wenn die Friedensfreunde zur Begründung ihres Verlangens nach Abrüstung geltend machen, daß die Völker unter der Last der kriegerischen Rüstungen erliegen und schließlich dem wirtschaftlichen Ruine entgegen gehen, so mag, was das deutsche Volk anlangt, an die trefflichen Worte erinnert werden, die der leider zu früh verstorbene General von Schwarzhoff in der Sitzung der Haager Friedenskonferenz vom 26. Juni 1899 gesprochen hat: „Das deutsche Volk ist nicht erdrückt durch das Gewicht der Lasten und Auflagen, es gleitet nicht auf schiefer Ebene dem Abgrund zu; es geht nicht der Erschöpfung

und dem Ruin entgegen. Ganz im Gegenteil! Der öffentliche und private Reichtum mehrt sich; der allgemeine Wohlstand, die ‚Standard of life' hebt sich von Jahr zu Jahr."

Im Anschlusse daran sagte Schwarzhoff: „Was die allgemeine Wehrpflicht anlangt, die auf das innigste mit diesen Fragen zusammenhängt, so betrachtet sie der Deutsche nicht als eine lästige Bürde, sondern als eine geheiligte patriotische Pflicht, deren Erfüllung er seines Vaterlandes Existenz, sein Wohlergehen und seine Zukunft verdankt."

Mit diesem Ausspruche hat Schwarzhoff einen sehr wichtigen, mit der sogenannten Friedensbewegung zusammenhängenden Punkt berührt.

Die Friedensfreunde wollen nicht bloß allgemeine Entwaffnung, sondern auch Ertötung des kriegerischen und militärischen Sinnes in den Völkern. Derartigen Bestrebungen müssen wir aber gerade in Deutschland auf das entschiedenste entgegentreten.

Wenn hier von kriegerischem und militärischem Sinne gesprochen wird, so handelt es sich selbstverständlich nicht um rohe Raufluft, sondern darum, daß im Volke der feste Wille vorhanden ist, gegebenenfalls für die Ehre, das Recht und das Interesse der staatlichen Gesamtheit zur Waffe zu greifen, und daß jeder Staatsangehörige willig der Wehrpflicht sich unterwirft, weil die Erfüllung derselben im Interesse des Vaterlandes geboten ist. Unter diesem Gesichtspunkte ist die kriegerische Gesinnung nur eine Seite der nationalen Gesinnung, d. h. der Neigung in jedem Staatsangehörigen, bei allen Dingen zu fragen, was das Recht, die Ehre und das Interesse seines Volkes verlangen, verbunden mit der Entschlossenheit, für sein Vaterland Gut und Blut zu opfern.

Nur dann, wenn ein Volk von einer solchen Gesinnung durchdrungen ist, wird es dauernd groß und mächtig sein.

Wir haben aber in Deutschland allen Grund, die nationale Gesinnung zu heben und zu pflegen, denn wenn auch das deutsche Volk jetzt nach außen geeint ist, die das nationale Interesse über alles setzende Gesinnung ist leider noch nicht so völlig durchgedrungen, wie es notwendig wäre. Wenn man ganz absieht von dem vaterlandslosen Gebaren der Sozialdemokraten, so kann doch nicht übersehen werden, daß eine mächtige politische Partei, die angeblich durch die Wahrung religiöser Interessen zusammen gehalten wird, in Wirklichkeit aber die Herrschaft der Kirche über den Staat anstrebt und geneigt ist, die kirchlichen Interessen über die nationalen zu stellen, infolgedessen leider wiederholt kein Bedenken getragen hat, alle möglichen deutsch-feindlichen Elemente, wie z. B. die Polen, in der entschiedensten Weise zu begünstigen. Ebenso haben wir es oft genug erleben müssen, daß die äußersten linksliberalen Parteien, wenn es ihren politischen oder wirtschaftlichen Zielen förderlich schien, die Einmischung des Auslandes nicht bloß nicht zurückgewiesen, sondern selbst veranlaßt haben.

Wie beschämend war ferner das Schauspiel, das sich leider mehrmals wiederholt hat, daß die Reichsregierung die Stärkung der nationalen Wehrkraft zu Land und zu Wasser dem Reichstag förmlich abringen mußte.

Wie ganz anders liegen in dieser Beziehung die Dinge in Frankreich und England. Ohne Rücksicht auf seine Parteistellung und seine Konfessionsangehörigkeit fühlt sich jeder Franzose und Engländer in erster Linie als Franzose und Engländer. Das nationale Interesse steht ihm in erster Linie: right or wrong — my country. Recht deutlich hat sich dies in dem gegenwärtig noch nicht beendigten südafrikanischen Kriege gezeigt. Trotzdem in England eine starke Strömung gegen den Krieg vorhanden war und noch ist, stand von Anfang an das ganze Volk, nachdem einmal der Krieg begonnen und die Ehre und das Interesse des Landes in Frage waren, auf Seite der Regierung, die den Krieg begonnen hatte. Selbst der eifrige Friedensapostel W. Stead hat schließlich den Kampf gegen den Krieg (war against war) aufgegeben.

Bei national so geschlossenen Völkern, wie es die Franzosen und Engländer sind, wird die Friedensbewegung begreiflicherweise keinen großen Schaden thun. In Deutschland haben wir aber wohl Anlaß, dieselbe mit Mißtrauen zu betrachten, denn in der Friedensbewegung liegt, wie dies auch nicht anders sein kann, ein internationaler, kosmopolitischer, die nationalen Interessen nicht beachtender Zug. Derartige Ideen finden aber gerade in Deutschland leider viel mehr Anerkennung und Boden als anderswo.

Dazu kommt noch, daß in den Friedensvereinigungen immer wieder eine ausgesprochen deutsch-feindliche Richtung zu Tage tritt. Der Beweis dafür liegt darin, daß auf den Friedenskongressen schon wiederholt die sog. elsaß-lothringische Frage im Sinne einer Parteinahme für Frankreich besprochen wurde, daß während der Haager Konferenz die deutsche Regierung und ihre Vertreter Gegenstand der gehässigsten Angriffe seitens der Friedensfreunde und Friedensfreundinnen waren und daß in den meisten der Schriften, die der Friedensbewegung gewidmet sind, Deutschland mit Mißgunst behandelt wird. Ein Beispiel aus der neuesten Zeit bietet die Schrift des Russen J. Novicow „Die Föderation Europas", in welcher auf mehr als 700 Seiten die bekannten Redensarten der Friedensfreunde wiederholt und breitgetreten sind, allenthalben aber eine Gehässigkeit gegen Preußen bezw. Deutschland sich geltend macht, das als der eigentliche Friedensstörer erscheint und das namentlich dem unglücklichen Frankreich Elsaß-Lothringen geraubt hat, wie es auch schuld daran war, daß die Haager Konferenz den von den Friedensfreunden erwarteten Erfolg nicht hatte.

Diese Gehässigkeit hat den „Deutschen" A. Fried nicht gehindert, die russische Schrift mit Behagen zu übersetzen, wie es auch diejenigen unter den deutschen Friedensfreunden, denen nationales Bewußtsein und das Gefühl für nationale Ehre als überwundener Standpunkt gelten, nicht abhalten wird, die Schrift als

hochbedeutsame Leistung zu begrüßen. Hat man doch auch nicht davon gehört, daß die deutschen Friedensfreunde gegen die Behandlung der elsaß-lothringischen Frage auf den verschiedenen Friedenskongressen so energisch protestiert haben, wie es ihre patriotische Pflicht gewesen wäre. Ebenso sind die deutschen Friedensfreunde den Angriffen auf die Haltung der deutschen Regierung während der Haager Konferenz nicht bloß nicht entgegengetreten, sondern sie haben wacker in dieselben mit eingestimmt.

Gegenüber derartigen Erscheinungen kann man wohl sagen, daß sich die Friedensbewegung mit gesunder nationaler Gesinnung schwer verträgt. Diejenigen Deutschen, die aus Idealismus geneigt wären, der Friedensbewegung sich anzuschließen, mögen sich daher wohl bedenken, ob sie eine Bewegung unterstützen wollen, die dem nationalen Interesse nicht förderlich ist, denn das nationale Interesse muß uns stets und in allen Fragen in erster Linie stehen. Erst wenn dieses Interesse gewahrt ist, mögen wir uns kosmopolitischen Schwärmereien und Träumereien hingeben.

Abendstimmung im Herbst.

Fühlst Du den Heimweh-Hauch des Herbstes nicht?
Nicht, wie er alles Leben leise löst?
. . Das Meiste ging schon müd' zur großen Ruh',
Und was noch glänzt, das glänzt in letztem Licht.
In ruhigem Rot reift mein verfärbter Wald.
In seinen Tiefen hängt das Sonnengold
Die letzten zarten Sommerträume auf;
Wie Schleier schweben sie um jeden Baum.
Doch oben leuchtet ganz in Gold gemalt
Das leise Land — und jede Wolke steht
Wie eine eigne Farbenwunderwelt
In die durchsicht'ge leichte Luft gebaut.
Mein naher Berg steigt in den Horizont,
Als wär' er aller Erdenschwere los.
So löst sich meine Seele auch vom Lärm
Des lauten Lebens. Diese Ruhe wirkt.
Erlöst ist Herz und Hirn von jeder Hast.
Die Sehnsucht spannt die weiten Flügel aus
Und möchte heim. Der Herbst hat Heimweh-Hauch.

Karl Ernst Knodt.

Erinnerungen an Miquel.

Von

Freiherrn O. von Zedlitz und Neukirch.

Als der konstituierende Reichstag des Norddeutschen Bundes tagte, war ich in Berlin, um die Arbeiten für das große Verwaltungsexamen zu machen und zugleich meinen, bei Königgrätz stark verwundeten rechten Arm einigermaßen auszuheilen. Natürlich war ich öfter auf der Zuhörertribüne des Reichstages. Bei meiner ersten Anwesenheit hatte gerade ein noch im besten Mannesalter stehender Redner das Wort, dessen patriotischer Schwung und dialektische Schärfe alsbald Herz und Verstand zugleich gefangen nahmen. Es war Johannes Miquel. Ich habe seitdem innerhalb und außerhalb der Parlamente zahlreiche vortreffliche Reden und Redner gehört, niemals aber davon einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck erhalten, wie von jener Miquelschen Rede.

Dem ersten deutschen Reichstage gehörte ich zusammen mit Miquel an. In nähere Beziehungen bin ich zu ihm dadurch getreten, daß ich in die Kommission zur Vorberatung des Reichseigentums-Gesetzes gewählt wurde, welche unter Miquels Vorsitz tagte. Die Lösung der gesetzgeberischen Aufgabe war an sich nicht leicht, weil es galt, einen sachgemäßen Ausgleich zwischen den entgegengesetzten Interessen des Reiches und der Bundesstaaten zu finden, sie wurde noch erheblich erschwert durch den unter Führung Eugen Richters unternommenen Versuch, angesichts des großen Interesses der Regierung an dem Zustandekommen des für sie nahezu unentbehrlichen Gesetzes zugleich die Entscheidung einer ganzen Reihe damit nicht unmittelbar zusammenhängender etatsrechtlicher Streitfragen im Sinne der Reichstagsmehrheit und gegen Bismarck durchzudrücken. Bei den Verhandlungen hatte ich Gelegenheit, Miquels große Geschäftsgewandtheit und taktische Meisterschaft, sowie die Elastizität seines Geistes kennen und schätzen zu lernen.

Aus den folgenden Jahren bis zu Miquels Eintritt in das Ministerium sind mir namentlich zwei Begegnungen mit Miquel in frischer Erinnerung. Die erste fand gegen Ende des Jahres 1879 im Arbeitsministerium statt. Die Minister Maybach und Bitter hatten eine kleinere Zahl einflußreicher national-

liberaler, konservativer und freikonservativer Abgeordneten eingeladen, um mit ihnen die bei der Verstaatlichung der preußischen Privatbahnen zu gewährenden wirtschaftlichen und finanziellen Garantieen zu vereinbaren. Es galt eine Reihe noch ziemlich unbestimmter und unklarer Gedanken in unmittelbar brauchbare gesetzgeberische Münze umzuprägen und alle die verschiedenen beteiligten Köpfe unter einen Hut zu bringen. Eine Hauptschwierigkeit lag in der Person des Finanzministers, der, ein trefflicher Musiker und verdienter Beamter, doch gerade für Finanzfragen kein Verständnis hatte und, wenn endlich alles klar schien, immer wieder mit Bedenken und Wünschen hervortrat, in welche die anderen Teilnehmer der Besprechung sich schwer hineindenken konnten. Miquel gebührt in erster Linie das Verdienst, daß trotz alledem in wenigen Abendstunden die Aufgabe gelöst und der Vereinigung der meisten Bahnen Preußens in der Hand des Staates zu einem einheitlichen Verkehrsunternehmen von gewaltiger Größe und außerordentlicher volkswirtschaftlicher und finanzieller Leistungsfähigkeit der Boden geebnet wurde. Er überragte die andern auf Grund der hannoverschen Erfahrungen mit dem Staatsbahnsysteme an Sachkenntnis und sicherer Erkenntnis dessen, was wünschenswert und ausführbar war. Vor allem aber trug seine Schnelligkeit der Auffassung und des Entschlusses, sein Reichtum an Auskunftsmitteln zur Ueberwindung von Schwierigkeiten, seine glänzende Dialektik, durch welche Widersprüche beseitigt oder beglichen wurden, sowie nicht zum mindesten die nur groß angelegten Naturen eigene, für den Staatsmann so hochwichtige Fähigkeit, um großer Ziele willen in Nebenfragen einmal fünf gerade sein lassen zu können, zu dem Erfolge bei. Charakteristisch hierfür ist es, daß, als in letzter Stunde die Forderung des Finanzministers, das derzeitige Defizit von 2,2 Millionen Mark in der die finanziellen Garantieen betreffenden Resolution zu berücksichtigen, das im übrigen fertige Werk in Frage zu stellen drohte, Miquel alsbald sich trotz ihrer augenfälligen Sinnlosigkeit mit der Aufnahme einer Klausel in jene Resolution einverstanden erklärte, wonach im Falle eines Defizits vorweg 2,2 Millionen aus dem Eisenbahnüberschusse zu dessen Bedeckung zur Verfügung gestellt werden sollten. Damit war das letzte Hindernis beseitigt. Jene Bestimmung ist denn auch als ein Merkzeichen der finanzministeriellen Weisheit jener Tage, sowie der von jeder pedantischen Rechthaberei freien, lediglich das große Ziel im Auge behaltenden Sachbehandlung seitens der führenden Parlamentarier, namentlich Miquels, in das Eisenbahngarantie-Gesetz übergegangen, das bekanntlich sonst sehr wesentlich von den 1879 vereinbarten Grundlagen abweicht und entgegen den bei der Verstaatlichung verfolgten Absichten die Staatsbahnen sehr zum Schaden des Verkehrs zu einer der wichtigsten Finanzquellen gemacht hat.

Die zweite Begegnung fand bald nach Neujahr 1888 statt. Die Wellen, welche die Waldersee-Versammlung in der öffentlichen Meinung hervorgerufen

hatte, gingen noch hoch. Es galt zu verhüten, daß die Person des Thronerben in den Streit der Parteien gezerrt, daß aus diesem Streit ein Schatten auf seine Gesinnung und Gesamtanschauung fiele, welcher das Vertrauen weiter und wichtiger Kreise der Bevölkerung schwächen könnte. Kaiser Wilhelms Leben neigte dem Ende zu, die Tage des Kronprinzen waren gezählt. In naher Zeit hatte der damalige Prinz Wilhelm das Erbe des ersten deutschen Kaisers anzutreten. Es leuchtet ein, wie wichtig es war, daß unter den Nachwirkungen der Waldersee-Versammlung das Ansehen des künftigen Herrschers und das Vertrauen zu ihm im Volke nicht litte. Wichtig war es unter diesem Gesichtspunkte auch, daß der Weg gefunden wurde, die seit der Waldersee-Versammlung auf einen toten Strang geratene Aktion zur Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse von Berlin, an deren Spitze nun doch einmal Prinz Wilhelm sich gestellt hatte, wieder in Fluß zu bringen.

Patriotische Erwägungen dieser Art hatten Graf Douglas veranlaßt, einen ganz kleinen Kreis ihm politisch nahestehender Männer in seiner in der Voßstraße belegenen Wohnung zu dem Versuche zu versammeln, einen nach allen Seiten hin befriedigenden Ausweg aus der verfahrenen Sache zu suchen. Das Ziel war klar, der richtige Weg zu dessen Erreichung zu finden um so schwerer, als das persönliche Moment dabei eine große Rolle spielte. Der schließlich vereinbarte Vorschlag, dem Aufrufe zur Begründung des Kirchenbauvereins eine Einleitung vorauszuschicken, durch welche dessen gänzliche Freiheit von einseitigen kirchlichen oder politischen Parteibestrebungen völlig klargestellt wurde, und ihn von einer Anzahl von Personen mitunterzeichnen zu lassen, deren Namen eine Bürgschaft gegen das Hineintragen solcher Bestrebungen böte, hat den gewünschten Erfolg gehabt. Miquels sicherem Urteil über die persönliche Seite der Sache und seiner diplomatischen Geschicklichkeit gebührt das Hauptverdienst, wenn er auch selbst auf Bennigsens Abraten seine Unterschrift unter dem Aufrufe zurückgezogen hat.

Mehr noch als der geschäftliche Teil des Abends, an dem doch einige besonders bemerkenswerte Eigenschaften Miquels in sehr interessanter Art hervorgetreten waren, haftet in meiner Erinnerung das ihm folgende gesellige Zusammensein im engsten Kreise, weil es Gelegenheit bot, ihn als Causeur ersten Ranges kennen zu lernen. Es war allerdings keine gewöhnliche Saloncauserie, bei der Miquel zumeist die Kosten der Unterhaltung trug, der Gesprächsstoff war vielmehr geschichtsphilosophischer Art und die Unterhaltung berührte die tiefsten Probleme der Geschichte des Menschengeschlechts. Ob man Miquels ungewöhnlich starken historischen Sinn oder den Reichtum seines Wissens mehr bewundern sollte, blieb zweifelhaft. Besonders reizvoll aber war seine Art, seine ernsten und in die Tiefe gehenden Betrachtungen in die Form leichter und ansprechender Plauderei zu kleiden.

Ich habe später, als Miquel Minister geworden war, öfter Gelegenheit gehabt, ähnlich genußreiche Stunden mit ihm im Zwiegespräch zu verleben, an jenem Abend aber war es das erste Mal, daß ich Miquel von dieser Seite kennen lernte und zwar in besonders packender Weise, weil er sehr angeregt war und eine noch reichere Fülle von Gedanken zu Tage förderte als sonst.

Nach 1890 habe ich naturgemäß sehr viel mehr persönliche Berührungen mit Miquel gehabt als früher, hatte ich doch seinem großen Werke, der Steuerreform, seit Jahren im Parlament und in der Presse vorgearbeitet und habe ich doch dann redlich an dessen Durchführung mitgearbeitet. So häufig, wie mir von politischen Gegnern nachgesagt wurde, habe ich allerdings im Finanzministerium nicht verkehrt. Ich vermied es namentlich während der Landtagssession dort vorzusprechen, um nicht in der Unbefangenheit meines Urteils beirrt und in der vollen Freiheit der Aktion behindert zu werden. Immerhin habe ich eine ganze Reihe von mehrstündigen Zwiegesprächen zwischen Miquel und mir in guter Erinnerung. Der Schauplatz dieser Unterredungen wechselte. Zumeist fanden sie in Miquels Arbeitszimmer statt, gleichviel, ob sie an ein Mittagessen sich anschlossen oder in eine spätere Abendstunde fielen. Im Sommer aber, wo Miquel seine dienstfreien Tagesstunden in den nach dem Garten hinausgehenden Räumen zu ebener Erde zu verleben pflegte, saß man nach Tisch in der offenen Veranda oder wandelte in den Gängen des nicht großen, aber an schönen Bäumen und Zierpflanzen reichen Gartens. Miquel interessierte sich für die gärtnerischen Anlagen ebenso, wie für die künstlerische Ausschmückung seiner Wohnräume, beides im Gegensatz zu Bismarck, der nur den Wald liebte und in seinen Räumen ohne jeglichen künstlerischen Schmuck, ja ohne den zur Behaglichkeit notwendigsten Komfort hauste. In Miquels Arbeitszimmer bildete bezeichnenderweise das bedeutendste Schmuckstück eine überlebensgroße antike Büste Cäsars, den er mit Mommsen unter den Staatsmännern des alten Rom, vielleicht selbst aller Zeiten am höchsten stellte. Das Mittagsmahl, an dem hier und da einer der Söhne des Hauses teilnahm, bestand aus wenigen, aber erlesenen Gängen, alle Speisen waren besonders leicht. Miquel war bis vor wenigen Jahren nicht nur ein Kenner, sondern auch ein Liebhaber eines guten Tropfens; auch als er in der letzten Zeit mehr auf Wasser gesetzt war, gab es stets einen zweiten Wein von besonderer Güte.

Im Zimmer pflegte Miquel während der Unterhaltung auf und ab zu gehen und die Cigarre nicht ausgehen zu lassen; für den Aufenthalt im Garten stülpte er einen Hut oder ein Käppchen von ehrwürdigem Alter auf. Der Gesprächsstoff wechselte natürlich. Aber wie immer, wenn Miquel sich mit einem Manne unterhielt, dem er Wissen und Urteil genug zutraute, um mit ihm mit Nutzen größere Probleme zu diskutieren, wandte sich regelmäßig die Unterhaltung von den an der Oberfläche liegenden Fragen der Tagespolitik zu einer der großen sozialen,

wirtschaftlichen oder politischen Aufgaben, die unserer Zeit, unserem Staate und Volke gestellt sind. Ebenso streifte Miquel in solchen Momenten all die Schlacken, welche ihm aus der politischen Tagesarbeit, von der man ja sagt, daß sie den Charakter verdirbt, anhaftete, ab, sein Geist war allein von dem Bestreben beherrscht, das Problem, das ihn gerade beschäftigte, in sachlicher Wahrhaftigkeit zu ergründen, zu vertiefen und so ganz Herr desselben zu werden. Dabei entwickelte Miquel nicht nur ein staunenswertes Maß von Wissen und Belesenheit aus früherer Zeit her, er ließ auch erkennen, daß er in einem Alter, in welchem sonst die rezeptive Thätigkeit mehr zurücktritt und man von den Studien früherer Zeit zu zehren pflegt, wie im allgemeinen theoretisch fortarbeitete, so jede der schwebenden großen Fragen wissenschaftlich durcharbeitete. Wie er es auch nur zeitlich möglich machte, neben den Dienst- und Repräsentationspflichten seines Amtes all das zu lesen, was er studiert hatte, ist zu verwundern. Mehr noch, wie er all diesen gewaltigen Stoff, auch bei der größten Konzentration der Kraft, sich geistig eigen machen konnte. Am meisten aber, daß der Feuergeist die schon seit Jahren mehr und mehr schwindende Körperkraft zu ersetzen und den Körper bis zur gänzlichen Erschöpfung in seinen Dienst zu zwingen wußte. Rechnet man die Kunst hinzu, die schwierigsten Fragen ohne pedantische Langweiligkeit in den gefälligen Formen geselliger Unterhaltung zu behandeln, so gewinnt man ein Bild dessen, was Gespräche dieser Art mit Miquel an augenblicklichem Genuß und an dauernder Frucht brachten.

In den letzten Jahren, seit die großen Aufgaben, welche Miquel sich als Finanzminister gestellt hatte, die Steuerreform und die Sicherung der preußischen Finanzen in sich und aus sich, im wesentlichen zum Abschluß gebracht waren, beschäftigte Miquel vornehmlich das Problem der wirtschaftlichen Hebung der preußischen Ostprovinzen, auf das ich etwas näher eingehen möchte, weil dessen Behandlung für Miquels Eigenart und seine Gesamtauffassung auf der letzten und höchsten Stufe seines staatsmännischen Entwicklungsganges sehr bezeichnend und demzufolge für seine Beurteilung von Wert ist.

Den Ausgangspunkt bildete für Miquel die außerordentliche Verschiedenheit der Verhältnisse in den Ostprovinzen Preußens und den ihm aus seiner Wirksamkeit in Hannover und Frankfurt aus eigener Anschauung bekannten Verhältnissen der westlichen Hälfte der Monarchie. Zunächst war dem genauen Kenner der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des flachen Landes, namentlich der Bauerschaften seiner engeren Heimat, die völlig abweichende Struktur der ländlichen Bevölkerung der erst dem Deutschtum erworbenen Teile Preußens aufgefallen. Er studierte und fand die Ursache dieses tiefgehenden Unterschiedes in der Grundverschiedenheit des Fundamentes für die soziale und wirtschaftliche Entwicklung des flachen Landes.

In den altdeutschen Landesteilen ist die Bauergemeinde das Ursprüngliche;

auch die Gutsherrschaften haben sich erst aus ihr heraus entwickelt. Umgekehrt ist zumeist in dem mit dem Ritterschwert eroberten Osten die Gutsherrschaft die Urform des ländlichen Besitzes, die Bauerschaften aber sind überwiegend auf Gutsland erst angesiedelt. Dieser historische Vorgang rückt die innere Kolonisation, welche sich in der Hauptsache ja auf die östlichen Provinzen bezieht, erst ins rechte Licht, es handelt sich dabei um das planmäßige Fortschreiten auf dem Wege, auf dem bisher schon die meisten freien Bauerschaften des Ostens entstanden sind. Dabei kann es angesichts der historischen und kulturellen Bedeutung des Großgrundbesitzes in diesen Landesteilen nicht die Aufgabe des Staates sein, hier eine vollständige Umwälzung der Verteilung des ländlichen Grundbesitzes nach dem Vorbilde derjenigen in den altdeutschen Landesteilen herbeizuführen, wohl aber kommt es darauf an, in den Landesteilen mit überwiegendem Großgrundbesitze die schwächeren Glieder derselben durch lebenskräftigere Bauerschaften zu ersetzen und so zugleich auf eine bessere Verteilung des Grundbesitzes, auf eine Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse und zwar auch des Großgrundbesitzes, sowie auf eine Hemmung des Zuges nach dem Westen hinzuwirken.

Auf Erwägungen dieser Art gründet sich das praktische Interesse, das Miquel an der Besiedelung im Großbetriebe unrentabler Latifundien in den Ostprovinzen mit mittleren und kleineren landwirtschaftlichen Betrieben nahm. Von der Einführung des Rentenguts und des Ansiedelungsgedankens in das von Bismarck anders geplante Polenauskaufsgesetz ist er auf dieser Bahn schrittweise bis zur Indienststellung der Organe und des Kredits des Staates für Rentengutsbildungen und zur Bereitstellung des größten Teils des Reservefonds der Rentenbanken zur Gewährung von Zwischenkredit bei Rentengutsbildungen fortgeschritten. Nur dazu, den Staat, abgesehen von seinem Domanialbesitz und der Thätigkeit der Ansiedelungskommission für Posen und Westpreußen, selbst als Kolonisator auftreten zu lassen, war er bis zu allerletzt nicht zu bewegen. Er scheute eine starke Erweiterung des Rahmens der staatlichen Thätigkeit und die damit notwendig verbundene Centralisation sowie die Uebernahme der Verantwortung für eine gesunde Verteilung des ländlichen Grundbesitzes durch den Staat. Dem Hinweis auf die Kolonisationen Friedrichs des Großen, auf welche er sich sonst so gern für die Behandlung der Ostprovinzen bezog, begegnete er mit der Ausführung, daß in der Zeit des aufgeklärten Absolutismus bei dem Mangel schaffender Kraft der Bevölkerung selbst ein solches Vorgehen der Staatsgewalt notwendig und daher richtig gewesen sei, in unserer Zeit kräftiger Entwicklung der Selbstthätigkeit der Bevölkerung der Staat dagegen auf deren kräftige Förderung und Unterstützung sich zu beschränken habe. Erst im letzten Frühjahre hat Miquel sich unter dem Eindrucke des Rückganges der Bevölkerung Ostpreußens in dem letzten Jahrfünft, in dem die Bevölkerung im Staatsganzen in überdurchschnittlichem Maße und in den Großstädten und Industriezentren geradezu übermäßig wuchs,

mit einem in engen Grenzen gehaltenen Versuche direkter Kolonisation von Staats wegen befreundet.

Aber es konnte einem Manne von Miquels Scharfblick auch nicht entgehen, daß mit der inneren Kolonisation nur eine Seite eines weit allgemeineren Problems getroffen würde. Wo immer allgemeine Kulturfortschritte in Frage kamen, mußte er wahrnehmen, daß Maßnahmen, welche in den westlichen und mittleren Provinzen Preußens nicht den mindesten Schwierigkeiten begegneten, sich für den ganzen Umfang der Monarchie als unausführbar erwiesen, weil den Ostmarken die erforderliche Leistungsfähigkeit fehlt. Mag es sich um die normale Ausgestaltung der Volksschule, um Gesundheitspflege oder um die Wohnungsfrage handeln, überall scheitert der erstrebenswerte und anderwärts erreichbare Fortschritt an der unzureichenden wirtschaftlichen Kraft jener Landesteile. Die Kulturpflege des Staates kann sich nicht auf der der Entwicklung der mittleren und westlichen Provinzen entsprechenden Höhe bewegen, sondern muß sich in den bescheidenen Bahnen halten, auf denen die Ostprovinzen noch folgen können. Das ist ein Zustand, der für einen Staat von dem historischen Berufe und der Stellung Preußens als Vormacht des Reiches, der notwendig an der Spitze der Kulturstaaten stehen muß, auf die Dauer unhaltbar erscheint.

Aber auch unter dem Gesichtspunkte, daß trotz der Anpassung der staatlichen Wohlfahrtspflege an die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens, dessen Abstand von dem Kulturniveau der übrigen Landesteile infolge der weit reicheren Kulturarbeit der Kommunen, Körperschaften und Privatpersonen in diesen sich stetig vergrößert und demzufolge, wenn nicht Abhilfe eintritt, in näherer oder fernerer Zeit dies für eine ersprießliche einheitliche staatliche Zusammenfassung unerläßliche Maß von Gleichheit der Verhältnisse ganz verloren zu gehen droht. Abhilfe aber kann naturgemäß nicht durch Senkung des Kulturniveaus der vorgeschrittenen, sondern nur Hebung derjenigen der zurückgebliebenen Landesteile herbeigeführt werden. Die Ursache dieses Zurückbleibens liegt teils in dem ungünstigeren Klima und dem Mangel an Kohlen und anderen unterirdischen Schätzen, teils aber auch darin, daß die altdeutschen Teile Preußens einige Jahrhunderte Kulturarbeit vor den erst mit dem Schwert der deutschen Kultur erschlossenen Landesteilen voraus haben. Unter diesen kranken die halbpolnischen Provinzen überdies noch an dem Nationalitätenhader. Dem Staate erwächst aus dieser Lage der Dinge die unabweisbare Aufgabe, seine Fürsorge wesentlich der Hebung der Ostprovinzen zuzuwenden und auf die Erreichung dieses großen Zieles seine ganze Kraft zu konzentrieren, wie dies Friedrich der Große in der Zeit nach dem Hubertusburger Frieden so planmäßig, energisch und erfolgreich gethan hat. Auf diese Kulturarbeit des großen Königs und ihre Erfolge lenkte Miquel mit Vorliebe das Gespräch; er schilderte dann mit reicher Sachkenntnis in der anschaulichsten Weise die kraftvolle und segensreiche Thätigkeit, welche

König Friedrich, abgesehen von der Besiedelung der entvölkerten Landstriche, auf dem Gebiete der Landeskultur, der Verbesserung des Verkehrswesens und der Entwicklung von Handel und Gewerbe entfaltet hat, und pries dabei dessen weitsichtige und energische Finanzpolitik, welche ihn in stand setzte, ohne Gefährdung des Gleichgewichts im Staatshaushalt und ohne Vernachlässigung der Grundlagen der Sicherheit und Machtstellung Preußens für jene Zeit und das arme Land überaus reiche Mittel auf die Hebung seiner Ostprovinzen zu verwenden.

Nachdem die großen und dringlichen Aufgaben, welche im vorigen Jahrhundert den preußischen Staat an der Fortsetzung der Ostmarkenpolitik des großen Königs gehindert hatten, also vornehmlich der Neuaufbau des Staates und seiner Finanzen nach dem Befreiungskriege und die Herstellung der deutschen Einheit, erledigt waren und die finanzielle Leistungsfähigkeit des preußischen Staates wieder auf die Höhe derjenigen der friderizianischen Zeit gehoben war, hielt Miquel es für angängig und demzufolge für geboten, ohne Verzug mit voller Kraft die Kulturarbeiten in den Ostprovinzen nach dem Vorbilde Friedrichs des Großen wieder aufzunehmen. Allerdings mit zwei wesentlichen Abweichungen. Wenn neben der inneren Kolonisation wie damals Hebung der Landeskultur und des Verkehrs, Entwicklung von Handel und Industrie das Ziel sein muß, so kann dasselbe doch nicht durch unmittelbar schöpferische Thätigkeit des Staates selbst, sondern nur durch Entwicklung der eigenen wirtschaftlichen und schaffenden Kraft der Bevölkerung unter dem Schutze und mit kräftiger Hilfe des Staates erreicht werden. Sodann ist bei der überwiegenden Bedeutung der Landwirtschaft für das Erwerbsleben der betreffenden Landesteile die Fürsorge für deren Erhaltung und gedeihliche Entwicklung im allgemeinen in das Programm aufzunehmen. In der Hebung und Stärkung der eigenen wirtschaftlichen und moralischen Kräfte der Deutschen in den Ostmarken sah Miquel zugleich ein ungleich wirksameres Schutzmittel gegen den Polonismus als in polizeilichen Maßnahmen.

Miquel selbst hatte keinen Zweifel darüber, daß es sich um eine stetige Kulturarbeit von Menschenaltern handeln werde, aber er würde sich durch die Aussicht, die Früchte seiner Arbeit nicht ernten zu können, sicher nicht haben abschrecken lassen, sondern mit derselben Kraft und derselben Entschlossenheit, ganze Arbeit zu machen wie bei der Steuerreform und der Sicherung der Staatsfinanzen, ans Werk gegangen sein, wenn nicht Alter und Ueberanstrengung seine Kräfte und namentlich seine Entschlußfähigkeit mehr und mehr geschwächt hätten. Der Vaterlandsfreund muß es tief beklagen, daß es ihm nicht vergönnt war, in der Zeit der Vollkraft an die Lösung der großen Aufgabe, welche ihn während der letzten Jahre seines Lebens so lebhaft beschäftigte, heranzugehen.

Vorstehende kurze Skizze läßt einen der wichtigsten Leitsätze Miquelscher

Staatsweisheit erkennen. Von der Auffassung, daß es eine der vornehmsten Aufgaben des Staates ist, alle seine Glieder auf gleicher wirtschaftlicher und kultureller Höhe zu erhalten und zu diesem Ende diejenigen unter ihnen, welche aus eigener Kraft der fortschreitenden Entwicklung des Ganzen nicht zu folgen vermögen, durch vorzugsweise Förderung und Unterstützung zu stärken und zu heben, ist u. a. auch seine Mittelstandspolitik getragen.

Zugleich wird man aus der Skizze ersehen können, wie sehr die landläufige Auffassung, daß Miquels Fiskalität Selbstzweck gewesen sei und sich auf Kosten der Kulturaufgaben des Staates geltend gemacht habe, den wirklichen Sachverhalt karikiert. Wie Friedrich der Große, der gleichfalls dem Vorwurfe übermäßiger Fiskalität ausgesetzt war, sah Miquel gute Finanzen als die unerläßliche Voraussetzung für die befriedigende Lösung der Kulturaufgaben des Staats an, und wenn er unablässig und ohne Scheu vor Unpopularität bemüht war, die Staatsfinanzen zu bessern, so geschah dies vornehmlich zu dem Zwecke, um Preußen in den Stand zu setzen, seine Rolle als führender Kulturstaat im Deutschen Reiche voll durchzuführen. Die Finanzkunst Miquels stand stets im Dienste seiner Staatskunst; König und Volk werden ernten, was Miquel vorsorglich gesät hat.

Herbstklang.

Rauschende Blätter
Um meinen Gang,
Posthorngeschmetter
Fern, abschiedsbang,
Flüchten und Sorgen
Weit durch die Welt — .
Wohl, wer geborgen
Sein Liebstes hält!

Julius Lohmeyer

Das Meer im Leben der Völker und in der Machtstellung der Staaten.

Von

Alfred Kirchhoff.

Nicht von ungefähr durchweht jüngst ein mariner Odem unser Deutsches Reich bis hin zu den Alpenhöhen. Nie vordem haben die Deutschen so wie heute durch alle Schichten der Bevölkerung, durch alle Gaue in Nord und Süd solchen Anteil am Seewesen genommen wie heute. Selbst unsere Binnenlandstämme, die niemals von ihrer Heimatscholle aus das ewig bewegte Spiel der Meereswogen schauen, niemals das Dröhnen der Brandung vernehmen, selbst sie haben wie über Nacht Interesse für das Meer, Verständnis für Flotte und Seehandel gewonnen. Was mit all ihren Ruhmesthaten die Hansa nicht erzielte, das erreichte also in der kurzen Frist dreier Jahrzehnte das neue Reich, die schwarzweißrote Flagge.

Versuchen wir uns darüber klar zu werden, daß in dieser plötzlich unter uns Deutschen so allgemein gewordenen Neigung für Ozeanisches doch wahrlich etwas Tieferes verborgen liegt als eine bloße Tagesmode, wie etwa in der Matrosentracht, in die man jetzt auch in Süddeutschland gern die Buben, wohl gar die Mädchen steckt. Diese Trachten werden sich wie andere wandeln; aber sind sie nicht in ihrem uniformen Marineblau ein recht offensichtiges Zeichen auf unseren deutschen Straßen und Plätzen, bei jedem frohen Kinderfest, wie populär jene Vorliebe für das Meer auf einmal bei uns geworden ist?

Jedoch gar nichts Modernes, etwas Uraltes vielmehr ist die Vermählung des Menschengeschlechts mit dem Weltmeer! Die Geschichte, die wir doch jetzt auf weit über sechs Jahrtausende zurück zu verfolgen im stande sind, weiß gar nichts zu melden davon, wie und wann dieser merkwürdige Bund einst geschlossen wurde. Lange also vor dem ersten Tagesgrauen der Geschichte, lange vor jeder Aufzeichnung geschichtlicher Erinnerung hat der Mensch bereits den folgenreichen Schritt gewagt, sich dem Weltmeer anzuvertrauen, wenn er auch gewiß noch lange bloß Küstenfahrer blieb. Geht die Erfindung mariner Fahrzeuge wohl auch nicht auf die Urzeit der ersten Feuerzündung durch Menschenhand zurück, so liegt sie doch sicher in vorgeschichtlicher Zeitferne und mag mehr

Staatsweisheit erkennen. Von der Auffassung, daß es eine der vornehmsten Aufgaben des Staates ist, alle seine Glieder auf gleicher wirtschaftlicher und kultureller Höhe zu erhalten und zu diesem Ende diejenigen unter ihnen, welche aus eigener Kraft der fortschreitenden Entwicklung des Ganzen nicht zu folgen vermögen, durch vorzugsweise Förderung und Unterstützung zu stärken und zu heben, ist u. a. auch seine Mittelstandspolitik getragen.

Zugleich wird man aus der Skizze ersehen können, wie sehr die landläufige Auffassung, daß Miquels Fiskalität Selbstzweck gewesen sei und sich auf Kosten der Kulturaufgaben des Staates geltend gemacht habe, den wirklichen Sachverhalt karikiert. Wie Friedrich der Große, der gleichfalls dem Vorwurfe übermäßiger Fiskalität ausgesetzt war, sah Miquel gute Finanzen als die unerläßliche Voraussetzung für die befriedigende Lösung der Kulturaufgaben des Staats an, und wenn er unablässig und ohne Scheu vor Unpopularität bemüht war, die Staatsfinanzen zu bessern, so geschah dies vornehmlich zu dem Zwecke, um Preußen in den Stand zu setzen, seine Rolle als führender Kulturstaat im Deutschen Reiche voll durchzuführen. Die Finanzkunst Miquels stand stets im Dienste seiner Staatskunst; König und Volk werden ernten, was Miquel vorsorglich gesät hat.

Herbstklang.

Rauschende Blätter
Um meinen Gang,
Posthorngeschmetter
Fern, abschiedsbang,
Flüchten und Sorgen
Weit durch die Welt — .
Wohl, wer geborgen
Sein Liebstes hält!

Julius Lohmeyer

Das Meer im Leben der Völker und in der Machtstellung der Staaten.

Von

Alfred Kirchhoff.

Nicht von ungefähr durchweht jüngst ein mariner Odem unser Deutsches Reich bis hin zu den Alpenhöhen. Nie vordem haben die Deutschen so wie heute durch alle Schichten der Bevölkerung, durch alle Gaue in Nord und Süd solchen Anteil am Seewesen genommen wie heute. Selbst unsere Binnenlandstämme, die niemals von ihrer Heimatscholle aus das ewig bewegte Spiel der Meereswogen schauen, niemals das Dröhnen der Brandung vernehmen, selbst sie haben wie über Nacht Interesse für das Meer, Verständnis für Flotte und Seehandel gewonnen. Was mit all ihren Ruhmesthaten die Hansa nicht erzielte, das erreichte also in der kurzen Frist dreier Jahrzehnte das neue Reich, die schwarzweißrote Flagge.

Versuchen wir uns darüber klar zu werden, daß in dieser plötzlich unter uns Deutschen so allgemein gewordenen Neigung für Ozeanisches doch wahrlich etwas Tieferes verborgen liegt als eine bloße Tagesmode, wie etwa in der Matrosentracht, in die man jetzt auch in Süddeutschland gern die Buben, wohl gar die Mädchen steckt. Diese Trachten werden sich wie andere wandeln; aber sind sie nicht in ihrem uniformen Marineblau ein recht offensichtiges Zeichen auf unseren deutschen Straßen und Plätzen, bei jedem frohen Kinderfest, wie populär jene Vorliebe für das Meer auf einmal bei uns geworden ist?

Jedoch gar nichts Modernes, etwas Uraltes vielmehr ist die Vermählung des Menschengeschlechts mit dem Weltmeer! Die Geschichte, die wir doch jetzt auf weit über sechs Jahrtausende zurück zu verfolgen im stande sind, weiß gar nichts zu melden davon, wie und wann dieser merkwürdige Bund einst geschlossen wurde. Lange also vor dem ersten Tagesgrauen der Geschichte, lange vor jeder Aufzeichnung geschichtlicher Erinnerung hat der Mensch bereits den folgenreichen Schritt gewagt, sich dem Weltmeer anzuvertrauen, wenn er auch gewiß noch lange bloß Küstenfahrer blieb. Geht die Erfindung mariner Fahrzeuge wohl auch nicht auf die Urzeit der ersten Feuerzündung durch Menschenhand zurück, so liegt sie doch sicher in vorgeschichtlicher Zeitferne und mag mehr-

sich an weit voneinander entlegenen Gestaden den verschiedenen Menschenstämmen geglückt sein, in Asien, Europa, Amerika, als sich Ost- und Westfeste noch gar nicht kannten.

Die Urmenschen waren wahrscheinlich Früchte verzehrende Waldbewohner. Wann im Verlauf der wohl mehr als 100 000 Jahre messenden Entwickelungszeit des Menschen der Zeitpunkt eintrat, in dem er zuerst der See ansichtig wurde, bleibt uns natürlich für immer verborgen. Nur das dürfen wir behaupten: unser Geschlecht kann sich unmöglich aufs Meer hingezogen gefühlt haben, als es dasselbe etwa vom Waldessaum zum erstenmal erblickte. Keinerlei Fruchtspende lockte dahin, und selbst um einen nur schmalen Sund zu übersetzen, der vielleicht von einer mit Waldesgrün winkenden Nachbarküste trennte, fehlte das Boot, mangelte die Schwimmfähigkeit. Mithin muß es irgend ein Zwang, irgend ein Notgebot gewesen sein, was den Menschen antrieb, die Scheu vor der gefahrvollen Salzflut zu überwinden, oder es könnte auch der Zufall es gefügt haben, daß vom Ufer eines durch tropische Regen angeschwollenen, übertretenden Stromes geringzählige Menschenhorden samt einem Stück Wurzelboden ihres heimischen Waldes stromabwärts gerissen wurden und auf ihrer schwimmenden Insel in die See, schließlich an fremdes Gestade gelangten. Die ohne ihren Wurzelboden ins Wasser eines Flusses, eines Binnensees niedergesunkenen Baumstämme sind wohl ohne Zweifel die frühesten Vehikel für die Fortbewegung des Menschen auf den Binnengewässern gewesen. Es war nur ein kurzer Schritt, der vom durch die Natur dargebotenen Schwimmbaum zum künstlich ausgehöhlten Bootsbaum, zu dem noch weit und breit durch alle Erdteile (mit Ausnahme des flußarmen Australiens) benutzten „Einbaum" führte, und wiederum nur ein Schritt, solche Flußboote, seitdem man sie zu rudern gelernt hatte, über die Strommündung hinaus zur Fahrt aufs Meer zu benutzen.

An dem Meeresgestade hausende Stämme konnten, als unser Geschlecht (wohl bereits frühzeitig) sich an gemischte Kost gewöhnte, leicht die Scheu vor dem Ozean überwinden, wenn sie den eßbaren Seetieren, wie Fischen, Muscheln, Krebsen, nachstellten, wozu sich besonders an seichten Strandstellen, die zur Ebbezeit vom Meerwasser ganz oder teilweise verlassen wurden, Gelegenheit bot. Was für gewaltige Austernmassen vorgeschichtliche Strandvölker der heutigen dänischen Inseln verzehrt haben, das lehren ja die an den dortigen Küsten zu ganzen Wällen aufgehäuften Austernschalen der „Küchenabwürfe". Der nagende Hunger neben der Neugierde, die nach neuen Nahrungsquellen hascht, mochte an der einen Stelle einen Menschenstamm auf die See treiben, anderwärts scheuchte vielleicht ein überlegener feindlicher Angriff von der Landseite einen der Bootfahrt nicht ganz unkundigen Stamm nach einer rettenden Gegenküste, die den Bedrängern ohne Flöße oder Einbäume unerreichbar bleiben mußte. So wird bitterer Zwang und Zufall die Doppelbrücke geschlagen haben, auf der der

Mensch, dieser vorher ausschließliche Landbewohner, zu einem amphibischen Wesen sich entfaltete.

Was den Vorfahren nur Zukost gewesen, wurde bald Hauptkost; fischessende Völker, die nach ihrer Fischnahrung bei den Griechen geradezu den Namen (Ichthyophagen) trugen, kennen wir schon aus grauem Altertum; die Bewohner der Südseeinseln, die Indianer der Fjordenregion des pazifischen Nordwestens von Amerika wie die Feuerländer dürften wir noch heute zu den Ichthyophagen rechnen. Was aber den mannigfaltigen Reiz betrifft, den von fernher lockende Gegenküsten festländischer oder insularer Art ausübten, nicht bloß dort Zuflucht im Kriegsfall zu suchen, sondern dortige Naturschätze auszubeuten, mit den Anwohnern Handel zu treiben, zuletzt selbst dort sich anzusiedeln, so ist es gerade dieser Anreiz gewesen, der ganzen Küstenvölkern den Trieb zur Seebethätigung einflößte, sie zu Schiffervölkern machte.

Es kann gewiß keinen deutlicheren Beweis für die großartige, geradezu weltgeschichtliche Bedeutung dieses Lockrufs der Küstengliederung, der Auflösung von Landmassen in Halbinseln und Inseln geben als die geographische Verteilung der Seetüchtigkeit. Die gliederärmsten Erdteile, Afrika und Australien, haben die eingeborene Menschheit niemals seegewaltig werden lassen; ja der Australschwarze kannte weder Boot noch Floß. In Amerika läßt sich von der Landkarte die ursprüngliche Verbreitung seekundiger Völker ablesen: sie bewohnten die fjordenzerschnittenen Küstenländer und die Archipele; die Arowaken Westindiens, die friedfertigen Maisbauer auf der westindischen Inselflur, lehren uns zwar, daß der Mensch auch auf Inseln keineswegs den Mut zur Seefahrt wie mit der Seeluft einatmen muß, dafür fielen sie aber auch den eroberungslustigen Karaiben zur Beute, deren Schifferkunst sich genau da entwickelt hatte, wo die Antillen mit Trinidad das südamerikanische Festland fast berühren; und wer kennte nicht die unvergleichlichen Meister im Kajak, die Eskimos, auf dem großen arktischen Archipel der neuen Welt, deren Existenz geradezu an der Befahrung der See haftet, weil ihnen allein der Seehundsfang das Leben zur Genüge fristet! In Asien gewahren wir abermals auf der geräumigen Inselgruppe im Südosten, der malaiischen, die Heimstätte eines kunstreichen Bootbaues (der schmalen „Prauen" mit Mattensegeln und Auslegern), den Ausgangsort der größten ozeanischen Kolonisation, die die Geschichte kennt, der polynesischen.

Die Nautik Europas hat naturgemäß immer zwei getrennte Schauplätze besessen: den mittelmeerischen im Süden, den atlantischen im Westen. Auf jenem wurden die Phönizier erst Fischer und Taucher nach Purpurschnecken am Syrerstrand, dann Küstenfahrer, Händler, Kolonisatoren, die Lehrer der Hellenen, zumal der Jonier, die am thatkräftigsten die geographischen Antriebe der ägäischen Gestade zum Seewesen ausnutzten. Auf der atlantischen Seite erblühte im härteren Kampf gegen ozeanische Gewalten, gegen Sturmwetter, wie es das

Mittelmeer in solcher Furchtbarkeit nicht erfährt, das Seemannshandwerk zuerst an der Zackenküste der Bretagne und Norwegens zu achtungswerter Leistung die Normannen führten ihre Piraten- und Eroberungszüge bis in den sonnigen Süden, wo sie sich auf dem Boden der Ceresinsel mit den Sarazenen trafen, sie wurden auf ihren geteerten Ruderkähnen, den „Seerappen", die beherzten Entdecker Islands, Grönlands, des Ostens des benachbarten nordamerikanischen Festlands. Erst jedoch nachdem Kolumbus die transatlantische Welt in den reicheren Tropen entschleiert hatte und danach ganz Amerika sich den erstaunten Blicken Europas erschloß, regte sich in England und Deutschland die Begierde, die geographische Gunst der Lage wie der Hafengüte zu ozeanischen Großthaten auszukaufen, und so erstanden zuletzt unter dem fördernden Einfluß staatlichen Aufschwungs die beiden maritimen Großmächte Europas.

Im erfolgreichen Ringen mit der Gegnerschaft aus Südwesten, von Amerika daherziehender Meeresströmung, hauptsächlich gleichfalls aus Südwest wehender Winde war der Triumph der Neuzeit erzielt worden, gleichsam gegen den Willen der Natur die verkehrsreichste jener überseeischen Brücken zu schlagen, die erst aus den zertrennten Erdfesten ein Ganzes zusammenschmiedeten: diejenige zwischen Europa und der neuen Welt.

Ungleich früher dagegen, schon seit Menschengedenken war ein transozeanischer Seeverkehr in wirkungsvollem Gang, der etwas mit dem rhythmischen Pendelschlag gemein hat, nämlich der über das indische Weltmeer. Dort, wo der Wintermonsun die Segel mit Nordostluft bläht, daß die Schiffe wie von selbst von Indien und von südostarabischen Gestaden nach dem tropischen Ostafrika treiben, und sodann im sommerlichen Halbjahr die Segler mit dem entgegengesetzten Monsun wieder so bequem die Rückfahrt zu vollführen vermögen, ist ein natürliches Einungsband geschlossen zwischen Asien und Afrika, das sich in uraltem Warenaustausch und daraus folgenden Kulturstymptomen ausspricht. Das menschenwimmelnde Vorderindien holte sich seit alters sein Elfenbein für zahlloses Schmuckgerät aus den Wäldern und Savannen Afrikas, arabische Sklavenfänger drangen von der Küste gegenüber von Sansibar bis zu den großen innerafrikanischen Seen vor, bis wohin sie nebenbei indischen Reisbau einführten; auf den nämlichen Straßen bewegte sich der ostafrikanische Handel schon im Altertum, denn dieser offenbar war es, der dem großen Ptolemäos in Alexandrien eine genauere Kenntnis der Nilquellseen vermittelte, als wir sie noch vor einem Menschenalter besaßen; von der Omanküste aus ward sogar das Reich des Herrschers von Maskat bis an das ostafrikanische Gestade erweitert, sodaß ein wahrer „Monsunstaat" entstand rittlings über dem Nordwestteil des indischen Ozeans; und noch zur Stunde sitzen indische Großkaufleute, arabische Kleinhändler an der Küste Deutsch-Ostafrikas.

So innig verstrickt die Seefahrt weit entlegene Lande! Und wie deutlich

zeigt sich jene wiederum abhängig von der Ländernatur, schon in der Wahl des Materials für die Schiffe! Die Eingeborenen der Südseeinseln sowie Alt-Amerikas ermangelten gänzlich des Eisens, folglich benutzten sie keinen einzigen Eisennagel zur Bootzimmerung. Die Südseeinsulaner verwendeten selbstverständlich nie Taue aus Leinen- oder Hanffaser; mit Kokosstricken banden sie ihre Schiffsplanken zusammen, aus ihnen bestand ihre Takelage, ihre Segel waren aus Blattstreifen geflochtene Matten. Leinwandsegel machen die nautische Signatur der Ostfeste aus, unter Baumwollsegeln fuhren die Karaiben, unter Ledersegeln die rinderweidenden keltischen Veneter der Bretagne, die bereits vor Jahrtausenden solide Eisenanker sich anfertigten. Das auch auf unseren deutschen Werften für den Schiffsbau so geschätzte Teakholz Indiens hat wesentlich mit dazu beigetragen, die Engländer nach Hinterindien lüstern zu machen.

Die höher und höher gesteigerte Technik des Baues sowie der Führung mariner Fahrzeuge hat immer eine kräftige Anregung für technische und wissenschaftliche Fortschritte verschiedenster Art geboten. Das wirkte befruchtend selbst auf rein theoretische Wissensgebiete. Woher wären die Geldmittel zu beschaffen gewesen, um die milliardenhaften Beobachtungen über den ganzen Erdball auszubreiten, die erfordert wurden zum Ausbau der Lehre vom Erdmagnetismus, wenn nicht die Italiener des Mittelalters aus der Hand der Araber die chinesische Entdeckung der Richtkraft eines schwebenden Magnetstabes zur Einhaltung seiner ganz bestimmten Winkellage zum Ortsmeridian empfangen und weiter vervollkommnet hätten zur Herstellung der Schiffsbussole? Wie lehrreich für die Einsicht viel schnellerer Uebertragung von Gedanken durch See- als durch Landverkehr ist schon jene blitzartig vor sich gehende Mitteilung der Grundkraft, die wir in der Magnetnadel staunend belauschen, von China nach Portugal! Und wie lehrreich dann wieder die Verwertung der Schifferbeobachtungen über Recht- und Mißweisung der wunderbaren Stahlnadel von Ort zu Ort für den Entwurf erdmagnetischer Karten, die anscheinend nur den Physiker oder den Geographen angehen und doch zugleich so unentbehrlich sind für den Seemann, weil dieser nur auf solcher Grundlage sein Schiff bei Nebel oder dichter Wolkenverschleierung des Himmels richtig zu steuern weiß. Vollends die unsterbliche That des 19. Jahrhunderts, die Dampfmaschine in den Dienst der Schiffahrt zu stellen, um selbst gegen Wind und Strömung, ja auch bei voller Windstille (wie in der Glut des Roten Meeres, wo die Ruderknechte an Bord der Ophirfahrer entsetzlich sich müssen geplagt haben) das Fahrzeug möglichst geradlinig den Kurs bewahren zu lassen, — sie hat das Wissen und Können der Menschheit mit dem Stachel des Erwerbstriebes mächtig voran gebracht. Wie viel Ueberlegung und Kunst fordert schon der Bau eines großen Segelschiffes, wie viel mehr aber der unserer Ozeandampfer, die ob ihrer so viel größeren Leistungsfähigkeit die Segler mehr und mehr verdrängen, und wie gewaltige Verdienstsummen wirft solcher

Schiffsbau ab für den Handel, für die Industrie, für die Arbeiterwelt! Vertritt doch allein die deutsche Handelsflotte einen Geldwert von mehr denn 500 Millionen Mark, und in dieser Summe steckt ganz überwiegend der für die Bauarbeiter gezahlte Lohn. Auf den Werften unserer kaiserlichen Marine werden den Werftarbeitern im Jahresdurchschnitt rund 13 Millionen Mark ausgezahlt, sodaß der mittlere Jahreslohn eines jeden sich auf 1170 Mark beläuft.

So hoch sich aber auch die Summen des Verdienstes beim Schiffsbau, dazu diejenige der wacker verdienten Löhne der Schiffsbemannung und Schiffsführer auf Erden belaufen mögen, ungleich höher als dieser für die Volkswirtschaft gewiß nicht zu unterschätzende Wert steht uns denn doch die Bedeutung der Schiffahrt aller Zeiten durch den Endzweck, den sie bewußt oder unbewußt verfolgt. Dieser ist doch kein geringerer als die Verbindung der seit Urzeiten völlig zersplitterten Menschheit zu einer alle Rassen und Länder umspannenden Einheit. Weil es eben keine Verknüpfung aller Lande auf Erden von Natur wegen giebt, sondern allein der Ozean eine einheitliche Decke an der Außenseite des Erdballs bildet, ist weder wirtschaftlich noch geistig eine Einung der Völker anders möglich als durch die See. Sie liefert zugleich die herrlichste Gelegenheit, diese einzig mögliche Einung zu verwirklichen; denn trotz Aeolustücken, selbst wenn sie in wütende Cyklonenstürme ausarten, eröffnet die Meeresfläche im Gegensatz zur Landfläche die denkbar beste, weil völlig hemmnisfreie Bahn für wohlfeilste Fortbewegung von Personen und Waren ohne Benötigung des Milliarden verschlingenden Wegebaues. Unsere Großhändler wissen davon zu erzählen, wie der Warenbezug auf viel weiter gestreckten Wegen aus fernen Landen oft viel billiger zu stehen kommt als aus der Nachbarschaft, wenn nämlich diese bloß zu Land erreichbar ist, jene dagegen Seewege sind. Deshalb kann man Siziliens Apfelsinen beträchtlich wohlfeiler in Hamburg als in Süddeutschland haben, und vermögen westfälische Steinkohlen trotz des Ausnahmetarifs, der ihnen gerade zur Erleichterung des Wettbewerbs gegen die englische Kohle auf unseren Eisenbahnen gewährt wird, Hamburg nicht mit so geringen Transportkosten zu erreichen wie die nordenglischen Kohlen auf der so viel längeren Nordseefahrt von Newcastle her. So bedurfte es denn nur der kühnen That der Pfadfinder quer über das atlantische Meer, um das Kap nach der indischen See, um Amerika herum in die Südsee — und die Wirtschaftskreise der bis dahin armselig vereinzelten Völkergruppen wuchsen allmählich zusammen zu dem erdumfassenden Getriebe einer einheitlichen Weltwirtschaft. Doch Größeres vollzog sich im Verlauf der letzten vier Jahrhunderte als der materielle Zusammenschluß der Völker auf dem Weltmarkt, wie es Schiller in den Versen andeutet:

Euch Ihr Götter gehöret der Kaufmann!
Güter zu suchen geht er,
Doch an sein Schiff schließet das Gute sich an.

Was Paulus den Athenern einst predigte, alle Menschen ohne Unterschied, Hellenen wie Barbaren seien Brüder, — das vermochte man doch nicht früher zu beweisen, mithin auch nicht früher als eine fest begründete Wahrheit zum Gemeingut des Bildungsschatzes von Geist und Gemüt der Menschheit zu machen, als bis die Hochseefahrt aus den Meeren Brücken zwischen den Erdfesten gestaltet hatte, da sie vorher abschrankende Mauern gewesen. Dem Ozean in seiner Bewältigung durch die Seefahrt verdanken wir es, daß wir das Erdenrund bis hart an den Nordpol, hoffentlich bald auch bis gegen den Südpol hin kennen und daß wir unseren geistigen Gesichtskreis über sämtliche Völker ausspannten zum allmählichen Begreifen des wahren Wesens der Menschheit, dieser unerläßlichen Vorbedingung aller Humanität. Auf Meereswogen allein kann Europas Gesittung ihren Siegeszug durch den ganzen Erdenraum vollenden.

Wie zur Belohnung dafür, unser Geschlecht nach der urzeitlichen Zertrennung auf den einzig möglichen Weg der Wiedervereinigung geführt zu haben, ward seefahrenden Völkern eine reiche Fülle edelster Spenden zu teil. Wer sein Leben gutenteils auf dem Meere verbringt, füllt seine Lungen mit ozonreicher, staubfreier Luft. Schon das vermittelt körperliche Gesundheit, die aber beim Seemann noch wesentlich gesteigert wird durch harte Anspannung von Muskeln und Nerven bei seiner anstrengenden Berufsarbeit. Diese fordert scharfes Ausspähen, klarsinniges Beobachten, Geistesgegenwart, mutige That, zähe Ausdauer. Es giebt gar keinen großartigeren Daseinskampf des Menschen mit elementaren Naturgewalten, als ihn der wetterharte Seemann zu bestehen hat gegen die vom Orkan zu furchtbarem Wogenschwall aufgepeitschte Salzflut, wenn der heulende Sturm etwa gar bei finsterer Nacht die Segel in Fetzen zerreißt, die Masten und das Steuer zu brechen droht! Fast allerwegen aber dräut dem Schiffer Gefahr, selbst bei spiegelglatter See und freundlichstem Sonnenschein; tagtäglich findet auf ihn das Wort Anwendung:

„Und setzest du nicht das Leben ein,
Nie wird dir das Leben gewonnen sein!“

Das hat den Seeleuten in allen Zonen gewisse Verwandtschaftszüge seelischer wie leiblicher Art aufgeprägt, an denen man sie fast ebenso untrüglich erkennt, wie an dem breitspurig langsamen Gang, den sie vom hin- und herschwankenden Deck auf den festen Boden des Landes mitzubringen pflegen.

Bei uns in Deutschland kommt der Typus des Matrosen nur an den Gestaden von Nord- und Ostsee recht zur Geltung; im seefernen Binnenland, etwa in Thüringen oder gar in Süddeutschland gelangt er höchstens in den kräftigen Gestalten beurlaubter Blaujacken der Kriegsmarine zur Erscheinung. Wo hingegen die Seeküste nirgends fernliegt, wie auf den britischen Inseln, oder das ganze Volk beinahe nur an der Küste wohnt, wie in Norwegen, da übt das ge-

samte Wesen der Seemannsnatur einen merkwürdigen Einfluß aus auf die Nachahmung und Nacheiferung der übrigen Stände, um so mehr, als der Schifferberuf hochgeachtet dasteht im Kreis solcher Nationen, die es fühlen, wie viel sie diesem Beruf danken für die Gesamtleistung ihrer nationalen Wirtschaft. Dann teilt sich von der auf der Seefahrt gestählten Tüchtigkeit, dem klugen, gespannten Beobachten, dem ruhig sachlichen Abwägen, dem unbestechlichen Sinn für das Wirkliche, dem weiten Blick, dem wagemutigen Unternehmungsgeist dem ganzen Volk mit. So wird es dereinst auch in Sidon und Tyrus, am Jonierstrand Kleinasiens, in Genua und Venedig gewesen sein! Dafür reden laut die kolonisatorischen Großthaten dieser gewiß nur mäßig großen Stadtgemeinden, vergleichbar denen unserer Hanseaten des Mittelalters. In Seeluft gedeiht kein engherziges Philistertum; wo Meeresbrandung das Land küßt, da thut sich dem Bewohner die Welt auf, ganz unbewußt richtet er sein Auge in die Fremde, lernt anderer Leute Sitten kennen, die da anlanden oder die er in überseeischen Fernen aufsucht, fühlt sich an der freien ozeanischen Bahn zu weltweiten Landen angeregt zum Wettbewerb mit allen Völkern der Welt, empfindet es mit jedem neuen Gelingen überseeischer That immer tiefer, daß wirklich „dem Mutigen gehört die Welt".

Das Meer, einstmals gewiß für den Menschen der Urzeit das Abschreckendste auf Erden, ward somit allmählich den Völkern, die an ihm wohnten, die sich ihm auf ihren Fahrzeugen anvertrauten, immer vertrauter. Man verehrte es wohl ob der nahrhaften Spenden, die es aus seinem Mutterschoß gewährte, als eine dem Menschen holde Göttin; doch des Meeres Uebergewalt, die furchtbaren Katastrophen, die es über den ihm gegenüber so ohnmächtigen Menschen verhing, scheuchte allzu vertraulichen Umgang zurück. Ehrfurcht und Schrecken begegnen sich in den Mythologemen vom Ozean bei den Schiffervölkern, seien es Südseeinsulaner oder Hellenen. Den gräßlichen, alles im Nu vernichtenden Angriff der Seebebenwelle schrieb man natürlich dem plötzlich erregten Zorn der Meeresgottheit zu; darauf offenbar muß der Dreizack Poseidons, des „Erderschütterers" der homerischen Gesänge, bezogen werden. In den Dichtungen aller Seeanwohner spielt das Meer eine hervorragende Rolle; sein Wüten im Sturm ertönt, sein Friedensspiegel mit leisem Wellengekräusel erglänzt in den kunstlosen Liedern der braunen Menschen pazifischer Koralleneilande, wie in den poetischen Kunstwerken der Kulturkreise Asiens und Europas. In prächtigen „Seestücken" offenbart sich auf anderem Kunstgebiet nicht minder die Macht des Ozeans, wie sie zumal bei Weltschiffahrt treibenden Nationen Auge und Seelentiefe in wahrer Andacht zu ergreifen pflegt. Es wäre eine lohnende Studie, zu verfolgen, wie sich bei Italienern und Niederländern, Engländern und Deutschen die Seemalerei parallel entfaltete mit dem Aufschwung zur nationalen Größe auf dem Meer.

Längst aber hat es die Geschichtschreibung beachtet, welch einen gewaltigen Einfluß das Meer weit über den Küstensaum hinaus bis auf binnenländische

Fernen ausübt auf das Staatenleben. Im Drängen aus dem Hinterland nach der Küste liegt zuvörderst der natürliche Trieb eines Staates, durch den Besitz einer, wenn auch nur kleinen Küstenstrecke, vielleicht bloß eines einzigen Hafens Anteil zu gewinnen am einträglichen Seehandel, an der Machtentfaltung über See bis hin zum entlegensten Strand. Ein kräftig auswachsender Staat verfolgt indessen bewußt oder unbewußt eine küstensuchende Politik niemals allein im Streben nach Anteilschaft an solchen ferner liegenden Aufgaben, wie sie ihm als Ganzem, sowie allen seinen Bürgern winken in Handelsgewinn, Kolonieenerwerb und jedweder sonstigen überseeischen Bethätigung, immer schwebt dabei mehr oder weniger deutlich der Gedanke vor: die Seegrenze bietet den treusten Schutz für den Staat nach außen und sie hält das Innere heilsamer zusammen als hochragende Gebirge, indem sie nicht wie diese den Verkehr hemmt, sondern ihn in ihrer Weise sogar aufs großartigste fördert. Was wäre Rußland für ein armseliger Moskowiterstaat im seefernen Binnenraum Osteuropas geblieben, hätte ihm Peter der Große nicht den Impuls aufs Meer verliehen, daß nun ein Staatsgebilde dasteht von der Ostsee bis zum Gelben Meer, vom arktischen Gestade bis zum Pontus! Und wie deutlich lehrt uns Englands Geschichte den nationalpolitischen Wert des Küstenrings begreifen! Aus Kelten, Angeln, Sachsen, Friesen, Normannen gebar dort das Mittelalter fast schon die Einheitsnation, wenn auch noch mit der durch staatliche Landgrenze gestützten Variierung in Engländer- und Schottentum gegenüber der durch Meeresabschluß wesentlich selbstständiger verbliebenen Nachbarinsel Irland; die Doppelkrone schwand, in schärfster Umrissenheit konnte Großbritannien seine Eigenart entwickeln im Gegensatz zum ganzen europäischen Festland, wie am anderen Ende der Ostfeste Japan im Gegensatz zum asiatischen, verharrte dabei aber im befruchtenden Austausch mit nah und fern, im Inselfrieden fernerhin von keiner Völkerwelle überflutet, unberührt von den Wirrnissen des Dreißigjährigen Kriegs wie der napoleonischen Eroberungszüge, schließlich zufolge rechtzeitiger Ausnutzung der Gunst seiner Seelage ein Großstaat mit Machtgebieten in sämtlichen Erdteilen, geeint durch dieselbe irdische Großmacht, die allein seine Gründung ermöglicht hat, durch den Ozean.

Kein Staat zeigt uns so deutlich wie der englische das Meer in seiner Bedeutung für Erklimmen einer Weltmachtstellung. England war nach der angelsächsischen Eroberung, als sich sein Volk einseitig mit Feldbau, Schafzucht und, an der Hand der Seefischerei, mit geringfügiger Küstenschiffahrt beschäftigte, ein Kleinstaat, der gar keine Rolle spielte in der großen Politik Europas, ganz zurückstand z. B. in der Kreuzzugsbewegung, in der sich zum erstenmal die abendländische Christenheit als einheitliche Kulturmacht bethätigte. Kaum aber ist der Bann gebrochen, der Mut zur Schiffahrt auf hoher See erwachsen, so strömen die Schätze der Welt in das vorher so arme Land, von dessen gewerblich rückständigem Volk die deutschen Hanseaten höhnten: „Wir kaufen ihm den Fuchs-

pelz (die Rohwolle) ab für einen Groschen und verkaufen ihm den Fuchsschwanz (die kostbaren Tuche) für einen Gulden!" Der Warenabsatz durch Vermittlung einer alle Meere befahrenden Handelsflotte, die industrielle Umschaffung von Rohstoff in Kunsterzeugnis, der Erwerb umfangreicher, durch tropische wie außertropische Landstriche ausgedehnt, arbeiteten einander aufs glücklichste in die Hand, die zuvörderst zum Schirm des friedlichen Tagewerks der Nation berufene Kriegsflotte ward zusammen mit dem durch jene einträglichste Richtung der Wirtschaftsthätigkeit mächtig vermehrten Staats- wie Volksreichtum die naturgemäße Grundlage für Englands Großmacht.

Weil höhere Stufen von Reichtum und Macht eben nur durch Wettbewerb auf der Weltbühne des Ozeans zu ersteigen sind, deshalb mühen sich nach Ausweis der Geschichte die Staaten um Küstenanteil ab, falls sie nicht etwa wie Sidon oder Athen, Portugal oder die Niederlande als Litoralstaaten schon aufgewachsen waren. Auch die Politik des brandenburgisch-preußischen Staates ist nächst dem selbstverständlichen Trieb nach Zusammenschluß seiner bedenklich zerstreuten Territorien durch nichts mehr geleitet worden seit den Tagen des Großen Kurfürsten, als durch die heiße Sehnsucht, die baltische und die Nordsee-Küste zu erwerben, eine Flotte unter brandenburgisch-preußischer Flagge zu schaffen. Heutzutage giebt es nur ganz wenige Staaten, die der Meeresberührung ermangeln: die Schweiz, Serbien, Tibet, Abessinien, Paraguay. Unter ihnen bietet allein die Schweiz das merkwürdige Beispiel eines Staates dar, dessen Bürger ansehnliche Werte im Getriebe des Welthandels umsetzen ohne jedweden Flottenschutz im Fall einer nicht friedlich zu schlichtenden Zwistigkeit beim überseeischen Geschäft oder gar im Fall eines Weltkriegs, der als solcher in Zukunft stets das Meer mit seinen Handelsfrachten ergreifen wird.

Noch vor wenigen Jahrzehnten unterschied man unter den Großmächten Europas Land- und Seemächte. Das ist für immer vorüber. Moderne Großmächte sind ohne die Hauptquelle materiellen Reichtums, Industrie nebst Seehandel, fürder nicht denkbar; Seehandel aber fordert Seeküste und den allzeit bereiten Deckungsschild der Kauffahrtei: die gepanzerte Seewehr. Geräuschlos ist vor wenigen Monaten der erste Staat entstanden, der eine ganze Weltinsel befaßt, der gesamtaustralische; die große Republik unter dem Sternenbanner macht kein Hehl daraus, auswachsen zu wollen zu einem die ganze Westfeste erfüllenden panamerikanischen Staat. Mit derartigen meerumgürteten Riesenstaaten können ebenso wie mit England oder Japan kriegerische Entscheidungen überhaupt nicht endgiltig auf andere Weise erzielt werden als mit Kriegsschiffen und Torpedos. Begriff es doch schon Rom im Kampf mit Karthago um Sizilien, daß man mit einem bloßen Landheer nie eine Seemacht zwingen kann.

Wie schlimm sähe es also auch mit unseres Deutschen Reiches Herrlichkeit aus, wenn wir uns keine schlagkräftige Flotte von Eisenpanzern schleunigst er-

schaffen hätten! Ganz überwiegend über unsere Küste finden die Güter der Welt, Lebensmittel wie ebenso unentbehrliche Rohstoffe für industrielle Verwertung, den Weg in deutsche Gaue. Jene Küsten im Kriegsfall auch nur einer kurzen Blockade hilflos aussetzen, hieße den Lebensodem deutscher Nation mit Erdrosseln bedrohen lassen. Wie viel besser, kühn dieselben Küsten mit wohlgerüsteten Kriegshäfen benutzen zum Vorbrechen unserer Geschwader nach dem altpreußischen Grundsatz: Angreifen ist die beste Verteidigung! Wollen wir unser wirtschaftliches Adersystem nicht unterbinden lassen und im Reigen der Nationen auch fernerhin gehört werden, so gilt es mithin Deutschlands Seegeltung zu bewahren.

Gruß an das Meer.

All Deine Hügel sind Morgengebirge voll Glut!
All Deine Thäler sind Schalen, gefüllt mit Glanz!
Zerbrech' ich mit schwarzem Kiele die brennende Flut,
So überlacht mich,
So überdacht mich,
So überschüttet die tropfende, sprühende Pracht mich!
Sonnenkraft überschauert mich ganz!

Ich hab' Dich lieb, o flammenschönes Meer!
Ihr Berge des Lichts, ihr Schalen voll Brand!
Trotzvoll komm' ich aus Tannengebirgen her,
Dir „Grüß Gott" bringend,
Den Waldhut schwingend,
Hochlandslieder und Heilwunsch singend
Dir, großes Meer, groß wie mein Vaterland!

Fritz Lienhard.

Die deutsche Bauernschaft und die Handelspolitik.

Von

Max Sering.

Eine führende süddeutsche Zeitung sprach in diesen Tagen ihre Verwunderung aus über die bunte Mannigfaltigkeit der Meinungen, die in den jüngsten handelspolitischen Debatten des Vereins für Sozialpolitik zu München zu Tage getreten wären und Beifall gefunden hätten, während doch auch die nationalökonomische Wahrheit nur eine einheitliche sein könne. Es liegt dem eine Anschauung zu Grunde, welche zwar von manchen Nationalökonomen geteilt wird, aber das Verhältnis von Wissenschaft und Politik verkennt. Die Volkswirtschaftslehre hat Thatsachen zu sichten und Beziehungen nachzuweisen, welche für die Beurteilung der politischen Probleme von Wichtigkeit sind. Sie kann und soll den entscheidenden Instanzen den Blick schärfen helfen, so daß sie die Konsequenzen dessen, was sie thun und lassen, nach allen Richtungen hin zu erkennen vermögen. Aber politische Forderungen lassen sich niemals restlos aus den wissenschaftlich festgestellten Kausalzusammenhängen ableiten. Die große Richtung des politischen Handelns bestimmt sich für Leute, welche persönlich an den Klassenkämpfen unbeteiligt sind, durch Ideale und Werturteile, die niemals das alleinige Ergebnis wissenschaftlichen Nachdenkens sind, sondern die Bedeutung einer subjektiven That haben. Treten deshalb Männer der Wissenschaft für politische Forderungen ein, so thun sie es als Politiker und Patrioten. Es finden sich unter ihnen notwendig ähnliche Gegensätze der politischen Grundanschauung wie unter den Parteien. Wissenschaftlichen Wert hat lediglich ihre Auffassung von dem inneren Zusammenhang der Dinge, sofern sie das Resultat ernsthafter Forschung ist. Nur auf diesem Gebiete kann von wissenschaftlicher Wahrheit die Rede sein und wird auch unter politischen Gegnern, denen es um die Wahrheit zu thun ist, eine Einigung erzielt werden können. Die politischen Gegensätze selbst werden dadurch aber nicht beseitigt.

Der genannte Verein hatte in diesem Jahr die Wirkungen der bisherigen und die Ziele der künftigen deutschen Handelspolitik besonders in sozialpolitischer Hinsicht zum Hauptgegenstande seiner Erörterungen gemacht. Ein besonders heftiger Widerstreit der Meinungen trat bei der Beurteilung der Agrarzölle,

namentlich der Getreidezölle, zu Tage. Eine Anzahl von Rednern verwarf sie ohne weiteres, weil sie den Lebensunterhalt der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung verteuern, und manche erklärten Sozialreform und Kornzoll für unvereinbare Gegensätze. Freilich wurde m. W. von keiner Seite die logische Konsequenz gezogen und die Aufhebung der bestehenden Zölle gefordert.

Ich habe dem gegenüber auf gewisse Zusammenhänge des sozialen Lebens hingewiesen, welche mir in der bisherigen Erörterung der Frage nicht ausreichende Beachtung gefunden zu haben schienen. Ihre Darlegung an dieser Stelle soll die Größe der nationalen Interessen, die dabei auf dem Spiele stehen, weiteren Kreisen sichtbar machen und dürfte zum mindesten geeignet sein, die öffentliche Diskussion zu vertiefen. Manche Punkte sollen im folgenden etwas eingehender behandelt werden, als es die viertelstündige Redezeit in München gestattete.

Die soziale Verfassung eines Landes ist ein einheitlicher Organismus derart, daß die Agrarverfassung überall die Grundlage des Ganzen bildet. Man kann deshalb Deutschland als Bauernland bezeichnen. Drei Viertel seiner landwirtschaftlich benutzten Fläche werden von mittleren und kleineren Wirten, reichlich drei Fünftel von selbständigen Bauern bewirtschaftet. Daß hinter der Forderung um ausreichenden Zollschutz die deutschen Bauern stehen, macht den darum entbrannten Streit ganz unvergleichbar den Kämpfen, welche in den Tagen Cobdens und Brights in England ausgefochten wurden und lediglich den Interessengegensatz zwischen dem neuaufgekommenen industriellen Herrenstande und einer kleinen grundbesitzenden Aristokratie zum Austrag brachten. Mit manchem politischen Gegner bin ich der Ansicht, daß Getreidezölle sozialpolitisch nur gerechtfertigt werden können, wenn die Erhaltung des Bauernstandes oder doch großer Teile desselben sie fordert. Es ist deshalb die rein wissenschaftliche Vorfrage zu beantworten 1. ob ohne alle Zölle und 2. ob auch bei den bestehenden Agrarzöllen jene Bevölkerungsschicht als gefährdet anzusehen ist.

Wie es um unser Land stehen würde, wenn wir uns die englische Freihandelspolitik zum Muster genommen hätten, läßt ein Blick auf England selbst erkennen. Es ist häufig darauf hingewiesen worden, daß trotz fehlenden Zollschutzes die dortige Landwirtschaft nicht zu Grunde gegangen wäre, weil sie verstanden hätte, die Krisis durch geschickte Anpassung an die weltwirtschaftliche Konjunktur, insbesondere durch Ausdehnung der Viehzucht, zu überwinden. Den deutschen Landwirten — das ist die Schlußfolgerung — zumal den Bauern, die so vortreffliche Viehzüchter sind, müsse das ebenso gut gelingen. Wir sind über die englischen Verhältnisse fast besser unterrichtet als über unsere eigenen. In der ausgezeichneten Agrarenquete, welche dort in den Jahren 1893—95 stattgefunden hat, ergab sich, daß zwar in allen Teilen des Landes Grundbesitzer und Pächter mit Schwierigkeiten und Not zu kämpfen gehabt haben, daß aber allerdings in großem Umfange, nämlich im ganzen Westen von Großbritannien, sich jene Anpassung vollzogen hat.

„Wir halten es daher," so heißt es im Schlußbericht der Enquetekommission, „nicht für unsinnig, zu glauben, daß der durch seine Natur und wirtschaftliche Lage so bevorzugte Boden Großbritanniens als Grasland, wenn nicht als Ackerland, auch in Zukunft bebaut bleiben wird. Er wird einen Ertrag gewähren, der zwar niedrig und nur mit größter Anstrengung zu erarbeiten sein wird, aber sich doch mit dem in anderen Gewerben vergleichen läßt." Im Osten Englands dagegen, so heißt es weiter, „in den ‚Kornbaudistrikten' muß mit den fallenden Preisen eine Zeit kommen, wo nicht allein die Entrichtung der Rente, sondern die Kultur an sich aufhört. Das ist schon zum Teil, besonders in den südöstlichen Bezirken von Essex" — einer Grafschaft, die an das Weichbild von London grenzt! — „eingetreten, und es würde in noch größerem Umfange geschehen sein, wenn nicht Grundherren und Pächter unter großen Opfern dies abgewandt hätten. Mit der Erschöpfung ihrer Kapitalmittel wird mehr Land ganz wüst bleiben oder sich in eine rauhe Weide von geringem Wert verwandeln." Eine weitere Rentenermäßigung kann dort nicht helfen. „Wo die Renten nicht mehr zur Erhaltung der Gebäude, der Drainagen und anderen Kultureinrichtungen ausreichen, da vermögen sie mit Vorteil für den Pächter nicht mehr reduziert zu werden." Am schwersten wurden die Reste des freien Bauernstandes getroffen, weil sie statt der Pacht- Schuldzinsen zu zahlen haben und für sie ein Rentennachlaß deshalb nicht in Frage kommen konnte.

Der Grund dafür, daß die Anpassung im Westen von Großbritannien gelang, während im Osten weite Strecken der Gefahr der Verödung anheimfielen, ist einleuchtend. Der Westen des Landes gehört zu den regenreichsten Gebieten Europas. An manchen Stellen fallen 3—400 cm Regen im Jahr, während im Osten, namentlich auf der Leeseite der Gebirge viel weniger, nur 60—80 cm Niederschläge erreicht werden.

In Deutschland*) sind mit den westlichen Bezirken Großbritanniens an Reichtum und günstiger Verteilung der Niederschläge einigermaßen vergleichbar nur die Nordseeküste von der Emsgegend bis in die schleswigschen Marschen einerseits und die bayerischen Alpen andererseits. In beiden Gebieten sind denn auch die Wiesen und Weiden von größerem Umfang als das Ackerland. Diesen Bezirken sind nach ihren Niederschlagsverhältnissen weite Landstriche im Nordwesten und Südosten anzugliedern, außerdem manche mittel- und süddeutsche Gebirgsgegenden und geringe Teile der Ostseeküste, namentlich in Ostpreußen. Es herrscht zwar wegen des geringeren Regenfalls dort überall schon der Ackerbau und im Ackerbau die Getreideproduktion vor; der Rückgang der Kornpreise mußte deshalb auch in diesen Gebieten schwer empfunden werden. Aber das Klima gestattet doch eine so ausgedehnte Viehhaltung, daß bei den gegenwärtigen Preisen — durch die veterinäre Grenzsperre

*) Vgl. Deutschlands landwirtschaftliche Klimatographie von P. Thiele, Bonn 1895.

und die allgemeine Konjunktur hoch gehaltenen Viehpreisen und niedrigen Getreidepreisen — unter den Bruttoeinnahmen der Landwirte diejenigen aus der Viehzucht meist überwiegen. Eine Sonderstellung nehmen die Thäler des Mittel- und Oberrheines, des Main und Neckar ein, die man kurz als Wein- und Handelsgewächsbaubezirke bezeichnen kann, und die Centralmärkte der deutschen Industrie, welche sich um die Fundstätten von Eisen und Kohle gruppieren.

Aber das übrige Deutschland, etwa die Hälfte des Ganzen, ist in noch viel höherem Maße als Kornbaugebiet anzusehen als der großbritannische Osten. Nur von diesen Bezirken soll im folgenden gesprochen werden. Sie haben meist nicht mehr als 45—55 cm Regenfall. Sie müssen in erster Linie Getreide bauen, weil keine andere Kulturpflanze so leicht die Trockenheit verträgt. Die Viehzucht aber ist beschränkt, weil der Futterbau weniger sicher und ergiebig ist, als in Gegenden mit stärkeren Niederschlägen. Gewiß hat man auch dort die Viehzucht ausgedehnt, besonders in den Flußniederungen und mit Hilfe der Nebengewerbe sowie des Ankaufs von Kraftfuttermitteln auf den größeren Gütern. Aber im ganzen ist die Viehzucht, zumal die Aufzucht, die wesentlich den Bauern zufällt, dort mit großem Risiko verknüpft. Haben doch die beiden letzten besonders trockenen Jahre viele Wirte gezwungen, ihren Viehstand auszuverkaufen, weil es an Futter und an Streu gebrach. Hierher gehört besonders der größte Teil des deutschen Ostens.

Es ist falsch, wenn man denselben oft als Latifundiengebiet bezeichnet. Latifundien giebt es dort wenige, wohl Rittergüter, aber auch diese herrschen nur in einigen Gegenden vor. 56 % der landwirtschaftlich benutzten Fläche des östlichen Deutschland sind in Händen von Bauern, werden in Betrieben von weniger als 100 ha bewirtschaftet.

Wenn es nun feststeht, daß in den englischen Kornbaubezirken zur Zeit der Agrarenquete die Produktionskosten nicht gedeckt wurden und stellenweise die Kultur aus diesem Grunde aufgegeben werden mußte, so ist von vornherein wahrscheinlich, daß in Deutschland noch viel größere Gebiete der Verödung ausgesetzt gewesen wären, hätten wir die Preisbildung dem internationalen Verkehr ganz überlassen. Allerdings sind die Getreidepreise in der zweiten Hälfte der 90er Jahre etwas gestiegen, und ist in England auch wieder eine Zunahme des Weizenareals infolgedessen eingetreten. Aber im östlichen Deutschland stehen die Preise nach Abzug des Zolles wesentlich tiefer als in England. Dabei sind, wie der englische Bericht hervorhebt, die extremen Bodenarten, die leichten Sand- und die schweren Thonböden am meisten gefährdet. Nun: die ungünstigen Thonböden auf der Höhe, die Moor- und Sandböden machen im Königreich Preußen nach den Ergebnissen der Einschätzung zur Grundsteuer 44,2 % der Gesamtfläche aus. Wir haben weite Flächen unter dem Pfluge, welche weltwirtschaftlich nicht mehr als anbauwürdig anzusehen sind. Es wird so oft vergessen, daß Deutschland, verglichen mit seinen westlichen Nachbarstaaten, ein armes Land ist, daß

die Deutschen auch bei der Besiedelung Europas „zu spät gekommen" sind, daß wir unsere Lebensweise und Wirtschaftspolitik der Beschaffenheit unseres Landes anzupassen haben.

Die gezogenen Analogieschlüsse werden durch Beobachtungen, die ich auf Studienreisen in deutschen Kornbaubezirken gemacht habe, bestätigt. Ich habe besonders eingehend einige niederschlesische Dörfer nahe der posenschen Grenze untersucht, deren Boden- und Klimaverhältnisse typisch sind für weite Teile des deutschen Ostens. Ihr Grundsteuerreinertrag entspricht dem Staatsdurchschnitt. Die Wirtschaften haben Sand- und lehmigen Sandboden, Roggen- und Kartoffelbau herrschen vor. Ich habe in jenen Dorfschaften zweimal Nachforschungen angestellt, vor 6 Jahren und in diesem Herbst. habe an der Hand der Steuereinschätzungslisten die Lage der einzelnen Bauer- und Gärtnerstellen mit den Besitzern und sonstigen Sachverständigen durchgesprochen. Die Wirtschaftsweise hat sich im Laufe der letzten 6 Jahre gehoben. Namentlich ist die Viehzucht ausgedehnt, der Rohertrag durch Gründüngung gesteigert, auch das Kreditwesen durch genossenschaftliche Einrichtungen verbessert worden. Die Leute leben in äußerst einfacher Weise. Fleisch giebt es, und zwar 3 mal in der Woche, nur dann, wenn man fremde Leute beschäftigt.

Obwohl die Bauern nicht Buch führen, wissen sie doch recht gut Bescheid mit ihren baren Einnahmen und Ausgaben.

Nehmen wir als Beispiel einen bäuerlichen Hof von 100 Morgen (25 ha)! Das Bild trifft mit geringen Modifikationen für alle selbständigen Stellen zu; die Grenze der Selbständigkeit liegt bei 30 Morgen ($7^1/_2$ ha), der regelmäßige Getreideverkauf beginnt bei 3—5 ha. Als Lohn für das hart arbeitende Besitzerpaar, das drei unerwachsene Kinder zu ernähren hat, setze ich 400 M. bar ein, während Knecht und Magd zusammen, alle Nebenkosten mitgerechnet, auf 350 M. bar zu stehen kommen. Was im Haushalt aus der eignen Wirtschaft verzehrt wird, ist ebenfalls in den Arbeitslohn zu rechnen und fällt gleichmäßig auf der Einnahmen- und Ausgabenseite fort. Für Amortisation und Versicherung wurden mäßige Beträge in Ansatz gebracht, hingegen nichts für die Verzinsung des Anlage- und Betriebskapitals. Die durchschnittliche Gesamtausgabe stellt sich dann auf 1550 M. im Jahr.

Von 100 Morgen werden 50 mit Roggen bestellt; bei einem für dortige Verhältnisse guten Durchschnittsertrag von $4^1/_2$—5 Zentner vom Morgen werden 225—250 Zentner geerntet. 100 Zentner werden als Saatgut, im Hause und zur Verfütterung gebraucht. Es bleiben also 125—150 Zentner zum Verkauf, die bei dem Durchschnittspreis, wie er 1892—1900 mit 6,50 M. pro Zentner erzielt wurde, 812,50 bezw. 975 M. bringen. Dazu kommt der Erlös aus verkauften Kartoffeln mit 100 M., von 2—3 Stück Vieh, die zweijährig veräußert werden, durchschnittlich 450 M., von 3 Schweinen 240 M., von Butter 75 M.

Es ergiebt sich eine Gesamteinnahme von 1677,50 bezw. 1840 M. und ein Reinertrag von 152,50 bezw. 315 M. Zieht man nun den jetzt geltenden Roggenzoll mit 1,75 M. für jeden verkauften Zentner ab, so bleibt nur ein Reinertrag von — 66,25 bezw. + 52,50 M. Es deckte also bei einem sehr geringen Arbeitslohn des Besitzers und ohne daß ein Pfennig Verzinsung in die Kosten eingerechnet wurde, der Durchschnittspreis der Jahre 1892/1900, abzüglich des Zolles, gerade nur die Produktionskosten. Die Preise standen aber 5 Jahre lang unter dem genannten Durchschnitt, 1893/97 betrugen sie im Mittel nur 5,50 statt 6,50 M. für den Zentner Roggen. Setzt man diesen geringeren Betrag ein, so ergiebt sich ein Defizit von 191,25 bezw. 97,50 M. Zu jener Zeit würde also nicht einmal ein Hungerlohn erzielt worden sein. Es genügt eben nicht, wenn die Durchschnittspreise gerade nur die Deckung der eigentlichen Erzeugungskosten gewähren. Ein Produktionszweig, der keinerlei Reinertrag abwirft, ist schon deshalb auf die Dauer nicht zu halten, weil alle technischen Fortschritte, die Geld kosten, unmöglich werden und fremdes Kapital in die Wirtschaft nicht herangezogen werden kann. Die Sache steht auch nicht so, daß die Verluste in Zeiten gedrückter Preise durch die Mehreinnahmen aus den höheren Preisen einzelner Jahre mit Sicherheit gedeckt werden könnten, weil durch den Einfluß der internationalen Konkurrenz der örtliche Zusammenhang zwischen Ernte und Preis zerrissen ist.

Nach den englischen Erhebungen und eigenen Beobachtungen betrachte ich es als erwiesen, daß, hätten wir keine Getreidezölle gehabt, nicht bloß in größter Ausdehnung eine gänzliche Entwertung der im Boden fixierten Kapitalien, sondern auch die Verödung weiter heute besiedelter Bezirke erfolgt wäre. An die Stelle von Zehntausenden von Bauern wären wenige Waldarbeiter und vielleicht Schafhirten getreten. Eine ungeheure Krisis hätte nicht nur die Landwirtschaft, sondern den ganzen Bau unserer volkswirtschaftlichen und sozialen Verfassung erschüttert. Die Industrie und ihre Arbeiterschaft wären durch eingeschränkten Absatz und stark vermehrtes Arbeitsangebot unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen worden. Schon hieraus ergiebt sich, daß es falsch ist, wenn man bei der Erörterung der Getreidezollfrage meist von der Vorstellung eines unüberbrückbaren Interessengegensatzes zwischen Getreide-Konsumenten und -Produzenten ausgeht. Es liegt dem eine anorganische Betrachtungsweise der Volkswirtschaft zu Grunde. In den großen Fragen der nationalen Existenz, und dazu gehört die Erhaltung der landwirtschaftlichen Kultur und des Bauernstandes, sind die Interessen aller Klassen identisch.

Wie aber ist die geforderte Erhöhung der Getreidezölle zu beurteilen? Zweifellos werden die eigentlichen Produktionskosten heute mit Hilfe der Zölle gedeckt. In unseren schlesischen Dörfern ist der Reinertrag für die besseren Stellen auf etwa 1,6 % des Gesamtwertes derselben zu berechnen. Dieser Reinertrag ist, beiläufig bemerkt, nicht etwa, wie man gewöhnlich annimmt, als „Grundrente" anzusehen; denn Gebäude und Inventar machen wenigstens die Hälfte des Gesamt-

wertes bei den selbständigen Bauerngütern aus. Das in der Landwirtschaft thätige Produktivkapital erzielt also bestenfalls eine Verzinsung von ungefähr 3 %. Für eine reine Grundrente bleibt da schlechterdings kein Raum.

Wem jener Reinertrag unverkürzt zufließt, gilt bei den bescheidenen Lebensansprüchen unserer Bauern im allgemeinen für einen gut situierten Mann. Er hat sein erträgliches Auskommen und legt in besseren Jahren so viel zurück, daß er auch die schlechteren zu überstehen vermag. Aber der Reinertrag bleibt nur ausnahmsweise unverkürzt in den Händen der Besitzer. Denn die meisten haben Schulden und müssen den Ertrag ganz oder teilweise an ihre Gläubiger abführen. Die Schulden sind nicht etwa aus Ankauf entstanden. Unsere Bauern sind keine Bodenspekulanten, denen der Staat die erwartete Bodenrente garantieren soll. Die Schulden sind vielmehr ganz überwiegend Erbschaftsschulden, d. h. entstanden aus der rechtlichen und moralischen Verpflichtung, die auf den Bauernstellen ruht, eine Generation nach der andern auszustatten und allen anderen Volksklassen frische Kräfte zuzuführen. Die Schulden sind auch nicht hoch; denn es herrscht, wie in vier Fünfteln des Deutschen Reichs, die Anerbensitte, und sie bewirkt, daß den Annehmern der Grundbesitz zu einem sehr mäßigen Preise, nicht viel teurer, als ihn heute auch der Einwanderer in den Vereinigten Staaten allerdings für besseren Boden anlegen muß, zufällt. Aber selbst eine mäßige Schuld ist durch den Rückgang der Getreidepreise, der trotz der geltenden Getreidezölle eintrat, drückend und oft ruinös geworden. Ein Reinertrag von 1,6 % des Gesamtwerts einer Bauernstelle wird durch eine 4 % Schuld vollständig absorbiert, die $^2/_5$ des Bodenwertes, oder, was dasselbe bedeutet, das 24- bis 28fache des Grundsteuerreinertrages ausmacht. Die hypothekarische Verschuldung der mittleren Bauerngüter betrug nun aber in sämtlichen preußischen Erhebungsbezirken 1896 im Durchschnitt bereits das 29fache des Grundsteuerreinertrages. Aus meinen schlesischen Untersuchungen ergiebt sich also, daß schon die Durchschnittsbelastung in den Kornbaudistrikten als überaus gefährlich anzusehen ist. Freilich heißt das nicht soviel, als daß der ganze dortige Bauernstand in seiner Existenz bedroht wäre. In den untersuchten Dörfern sind 32 % der Besitzer gar nicht oder gering verschuldet — auch dies entspricht etwa den Durchschnittsverhältnissen — und unter den 68 %, welche annähernd mit der genannten Quote oder höher belastet sind, erscheinen immerhin noch 26 % als vorläufig durch individuelle Verhältnisse gesichert, wie Mithilfe erwachsener Kinder, besondere Milde der in der Verwandtschaft sitzenden Gläubiger ꝛc. Aber der Rest, das sind einige 40 %, hat auf das äußerste zu kämpfen. Jedes Unglück mit dem Vieh, jede Mißernte bringt diese Leute in die Gefahr des wirtschaftlichen Zusammenbruchs.

Naturgemäß leidet unter dem jetzigen Zustande auch ihre Wirtschaftsführung. Nicht wenige zahlen die Zinsen aus der Substanz des Gutes, indem sie notwendige Verbesserungen und Reparaturen unterlassen. Nur ausnahmsweise

können noch vollwertige Hilfskräfte verwandt werden. Man begnügt sich mit halberwachsenen Burschen zum Schaden der Kraft und Ergiebigkeit des Betriebes. 12 % der bäuerlichen Besitzer in jenen Dorfschaften sind im Laufe der letzten 6 Jahre thatsächlich wirtschaftlich zusammengebrochen, obschon es nur ausnahmsweise zur Subhastation kam.

Den schlimmsten Ausblick in die Zukunft eröffnet der Umstand, daß unter dem Preisdruck die Anerbensitte schwindet. Die Erbschaftsschulden können nicht mehr abgetragen werden. Kommt aber ein verschuldeter Hof zur Vererbung, so wird er hoch veranschlagt, überwertet, damit die weichenden Erben doch etwas erhalten. Das enorme Anwachsen der ländlichen Schuldenlast in neuerer Zeit ist zum größten Teil eine durch die Not bedingte Zunahme der Erbegelder.

Das alles sind ganz typische Vorgänge, die man überall in den Getreidegebieten beobachten kann. An die Stelle der ruinierten Bauern tritt zuweilen ein benachbarter kapitalkräftiger Großgrundbesitzer, wie solche namentlich in Schlesien noch vorkommen. Vor allem aber sind es kleine Leute, und sofern sie sich bei solcher Gelegenheit zur Selbständigkeit erheben, ist ihr Aufkommen an sich nur freudig zu begrüßen. Aber sie sind aus dem Ankauf höher verschuldet als die mittleren Besitzer; sie können das eher ertragen als diese, weil sie keine fremden Leute beschäftigen und deshalb schlechter leben. Aber trotz übermäßiger Anstrengungen und unterdurchschnittlicher Ernährung werden auch sie sich nicht auf die Dauer halten können, wenn die Preise nicht besser werden.

Am meisten indessen sind die unselbständigen Stellen der Zahl nach im Wachsen, und deren Inhaber suchen sich als Landarbeiter, Zimmerleute, Maurer u. s. w. ihr Brot, meist weit in der Ferne. Kurz, an die Stelle unabhängiger Besitzer treten Leute, die überwiegend als Landproletarier zu bezeichnen sind.

Hat die Nation, haben die Industriearbeiter ein Interesse daran, den Zusammenbruch der selbständigen Landwirte, großer Teile des bäuerlichen Mittelstandes zu verhindern?

Die soziale Bedeutung der Bauernschaft kommt in den üblichen statistischen Zusammenstellungen schon deshalb nur ungenügend zum Ausdruck, weil die in der Wirtschaft des bäuerlichen Besitzers mitarbeitenden Familienangehörigen fälschlich den Arbeitern zugerechnet werden, während doch die Söhne und Töchter an allen Vorzügen der familienhaften Arbeitsverfassung und des geordneten Daseins unabhängiger Besitzer teilnehmen. Zählt man die sämtlichen Angehörigen, sowohl die mitarbeitenden als die sonstigen, den Unternehmern hinzu, so umfaßt die Schicht der Selbständigen in den drei großen wirtschaftlichen Berufsgruppen Deutschlands 19½ Millionen Menschen. Davon entfallen 57 % auf die Landwirtschaft, das heißt überwiegend auf die Bauernfamilien. 29 % gehören zum Gewerbe, 14 % zum Handel und Verkehr. Annähernd ³/₅ aller derjenigen, die wirtschaftlich unabhängigen Familien angehören, hausen also auf den Bauernhöfen.

Ich bin nun der Ansicht, daß die Eigenschaften, welche aus den dortigen Lebensbedingungen hervorgehen, in dem Maße wertvoller werden für die Gesamtheit, für die Charakterbildung der Nation, als die vordringende Industrie zu einer wachsenden Zentralisation der Betriebe und Wohnstätten führt, die körperliche und geistige Entwicklung der Menschen gefährdet. Auf dem Lande sind alle ökonomischen Voraussetzungen gegeben, um dem Volke eine zahlreiche Klasse von wahrhaft freien Menschen, um ihm kraftvolle Individualitäten und wehrhafte Männer zu erhalten, die eine erdgefestigte Heimat zu verteidigen haben. Die soziale Verfassung des platten Landes spiegelt sich aber überall auch in derjenigen der Städte wieder, weil die städtische Bevölkerung sich fortgesetzt vom Lande her ergänzt und erneuert. Wo ein kräftiger Bauernstand besteht, da blüht das Handwerk in den noch lebensfähigen Zweigen, denn ihm strömt der erforderliche gut erzogene und ausgestattete Nachwuchs vom Lande her zu. Und wo der Grundbesitz vorwiegend in Händen von selbstarbeitenden, aber wirtschaftlich unabhängigen Landwirten ruht, da steht auch die städtische Arbeiterschaf hoch und ist weniger schroff von den anderen Schichten getrennt. Man vergleiche die soziale Entwicklung der Industrie in England einerseits, in Mittel- und Westdeutschland andererseits. In England ein riesenhaftes Lumpenproletariat, hervorgegangen aus den britischen und namentlich irischen Landarbeitern und Kleinpächtern. Nur eine Oberschicht von gelernten Arbeitern hat sich in heftigen Kämpfen von anderthalb Jahrhunderten mit Hilfe der Gewerkvereine aus jenem Elend emporgearbeitet. In den Hauptzentren der deutschen Industrie hatten sich die Arbeiter von vornherein und ohne daß es solcher Kämpfe bedurft hätte, einer höheren Lebenshaltung zu erfreuen, weil die Industrie ihre Mannschaft aus den Bauernsöhnen und denjenigen Landarbeitern zu rekrutieren hatte, welche als Gesinde am Haushalt der Bauernfamilien teilgenommen hatten. Die Lebenshaltung der Masse des Landvolkes bestimmt die Untergrenze der städtischen Löhne. Gewiß können die Löhne auf dem Lande ihrerseits in gewissen Grenzen durch eine starke Industrieentwicklung gehoben werden. Aber die Proletarisierung des Landvolkes bildet eine schwere Gefahr auch für die städtische Bevölkerung. Lassen wir das Fundament der sozialen Verfassung unseres Landes zerfallen, so wird auch der Oberbau sich senken und abstürzen. Die Industrie und ihre Arbeiter, die Nation als ein Ganzes können der Zukunft nur so lange ruhig entgegensehen, als die nachhaltige Quelle von Kraft und echter Freiheit intakt bleibt, welche Deutschland in seinem Bauernstande besitzt.

Dies alles sind ja Beziehungen und Zusammenhänge, welche sich nicht unmittelbar statistisch erfassen und beweisen lassen, aber niemandem, der die großen Züge der sozialen Entwicklung in Vergangenheit und Gegenwart überblickt, können sie verborgen bleiben. Ich verweise nur auf Beobachter wie Karl Marx und John Ruskin. Wenn der letztere ausruft: „England mag, wenn es will,

eine Fabrikstadt werden, und seine Bewohner mögen inmitten von Lärm, Finsternis und verpesteter Atmosphäre eine verkürzte Lebenszeit leben", und an anderer Stelle auf Deutschland und die Alpenländer hinweist, wo er „millionenfache Beispiele zeigen kann, glückliche Menschen, glücklich durch ihren eigenen Fleiß, Hof an Hof, in Bayern, der Schweiz, Tirol", so scheint mir darin eine dringliche Mahnung zu liegen, eine Wirtschaftspolitik zu verfolgen, deren Inhalt Ruskin selbst mit den Worten kennzeichnet: „Zweck und Ziel alles Reichtums ist, recht viele breitbrüstige, helläugige, glückselige Menschen aufzubringen." Jede nachhaltige Sozialpolitik beginnt mit der Erhaltung, Kräftigung und Mehrung des Bauernstandes.

Es erhebt sich die Frage: sind die Getreidezölle ein geeignetes Mittel, um die geschilderten Gefahren von der deutschen Volkswirtschaft abzuwenden? Zweifellos bilden die von der Regierung vorgeschlagenen Minimalzölle eine sehr wirksame Hilfe für die Getreidebauern. Bei einer Verschuldung von $^2/_3$ des Gutswertes bedeuten sie in unseren schlesischen Dörfern für den Besitzer von 100 Morgen, der 150 Zentner Roggen zu verkaufen hat, eine jährliche Mehreinnahme von 112,50 M., und eine Entlastung von $^1/_8$ seiner jährlichen Zinsverpflichtungen; wer 60 Morgen besitzt und 70 Zentner verkauft, wird um $^1/_4$ entlastet; und der unselbständige Besitzer von 15 Morgen, der bei kleinerer Familie noch 27 Zentner zu verkaufen hat, wird, wenn er zur Hälfte verschuldet ist, um mehr als $^1/_4$ seiner Zinsverpflichtungen erleichtert. Dabei ist die im Minimaltarif geplante Erhöhung als eine durchaus maßvolle Gegenwirkung gegen das fortgesetzte Sinken der Getreidepreise anzusehen. Hätten wir in den acht Jahren von 1892—1899 die jetzt vorgeschlagenen Zölle des Minimaltarifes gehabt, so würden unsere Getreidepreise in dieser Zeit noch nicht den Stand der vorhergehenden acht Jahre erreicht haben, der seinerseits wieder weit hinter den vorhergehenden achtjährigen Perioden zurückblieb.

Es ist auch falsch, wenn behauptet wird, daß die Förderung, welche der Grundbesitz durch die Zollerhöhung erfährt, nach kurzer Frist immer wieder hinfällig werden müsse durch das entsprechende Steigen der Bodenpreise und Besitzschulden. Denn die Anerbensitte, welche gerade in den vorwiegend Getreide bauenden Gebieten besteht, verhindert, daß der Grundbesitz zum Handelsobjekt gemacht wird, und bewirkt, daß die Erhöhung der Erträge nur mit starker Abschwächung in den Uebernahmepreisen zum Ausdruck gelangt. Im Gegenteil ist zu erwarten, daß durch die wieder gewährte Möglichkeit von Ansparung und Schuldentilgung jene Sitte gefestigt und der Gutsnachfolger jeweils günstiger gestellt werde, als es in der letzten Zeit üblich und möglich war. Die Theoretiker, welche dies leugnen, verkennen, daß sich die Wertbildung innerhalb der Familie nach anderen Grundsätzen vollzieht als im Handel. Jener Einwand trifft lediglich auf Güter zu, die zu Handels- und Spekulationsobjekten geworden sind, wie es leider bei einem Teil des östlichen Großgrundbesitzes der Fall ist.

Endlich sind die Getreidezölle als eine Notstandshilfe anzusehen, welche nur für eine absehbare Zeit erforderlich ist. Denn die Senkung der Kornpreise ist eine Wirkung der mit Hilfe der modernen Technik überaus beschleunigten Erschließung und Besiedelung von Gebieten gemäßigten und subtropischen Klimas. Sobald die Möglichkeit aufhört, den Getreidebau in extensiver Weise ganz im großen zu vermehren, und dies ist im Laufe eines Menschenalters zu erwarten, werden auch die Weltmarktpreise wieder eine aufwärts steigende Tendenz gewinnen.

Wenn sie bisher immer tiefer gedrückt werden konnten, so wirkte übrigens dazu wesentlich der Umstand mit, daß die Lebenshaltung der Anbauer in wichtigen Konkurrenzgebieten eine sehr niedrige ist und weit unter der unsrigen steht. Die gefährlichsten Mitbewerber unserer Landwirte sind nicht die nordamerikanischen Farmer — denn ihre Kulturbedürfnisse sind hoch entwickelt —, sondern die bedürfnislosen italienischen Kolonisten in Argentinien und die unter einem schweren Wucher- und Steuerdruck leidenden russischen Bauern. Unterwerfen wir deren Erzeugnisse einer erhöhten Abgabe, so erhellt, daß sie auch aus diesem Grunde den Charakter eines sozialen Schutzzolles besitzt.

Man hat vorgeschlagen, die Erhöhung der Getreidezölle durch direkte Schuldentlastung der Grundbesitzer, das heißt durch Zinserleichterung im Wege verbesserter Kreditorganisation unter öffentlicher Beihilfe unnötig zu machen. Ich selbst habe mich um derartige Maßnahmen bemüht, bin aber zu der Ansicht gelangt, daß der Widerstand dagegen ein noch viel schärferer sein würde. Es handelt sich da um verwaltungstechnisch recht schwierige Aufgaben, und schon der Grundgedanke ist, ich möchte sagen, zu fein, als daß er viel Aussicht hätte, durch den schwerfälligen Mechanismus einer demokratisierten Gesetzgebung in die Wirklichkeit übergeführt zu werden.

Ich bin also für die von der Regierung vorgeschlagenen Minimalzölle. Sie allein kommen ja praktisch in Betracht; denn daß sie den Abschluß von langfristigen Handelsverträgen, so wie die Industrie sie nötig hat, unmöglich machen und in diesem Fall durch die vorgesehenen Maximalzölle ersetzt werden sollten, halte ich für ausgeschlossen. Erscheinen doch die ins Auge gefaßten Vertragszölle für Getreide als bescheiden, verglichen mit den Industriezöllen, welche die wichtigsten Getreideexportländer, wie Rußland und die Vereinigten Staaten, erheben und voraussichtlich im ganzen beibehalten werden.

Aber ich wünsche zwei Kompensationen für die Zollerhöhung, die eine zu Gunsten der mehr belasteten Konsumenten, die andere zu Lasten der meistbegünstigten Produzenten.

Unter der Voraussetzung, daß die geplante Erhöhung des Zolles auf Brotgetreide im Preise voll zum Ausdruck gelangt — eine Voraussetzung, die allerdings nur bei knappen Welternten zutreffen wird — ergiebt sich eine Mehrbelastung der Konsumenten zu Gunsten der Bauernschaft von fast genau 3 M.

pro Kopf (Verbrauch von 110 Kilo Roggen, 70 Kilo Weizen, Zollerhöhung von $1^1/_2$ bezw. 2 Pf. pro Kilo). Die Mehrbelastung bedeutet gerade für die ärmsten Konsumenten gewiß ein schweres Opfer; es liegt aber keineswegs außerhalb der finanziellen Möglichkeiten, an anderer Stelle, nämlich durch Aufhebung reiner Finanzabgaben eine Entlastung eintreten zu lassen. Die Aufhebung des Kaffee- und des Petroleumzolles würde eine Entlastung von etwa 2,80 M. pro Kopf herbeiführen, und wenn die Beseitigung des Petroleumzolles gewichtigen Bedenken begegnet, so wäre die Beseitigung der Kaffee- und Salzabgaben anzustreben. Dadurch würde immerhin eine Erleichterung um mehr als 2 M. pro Kopf erreicht werden können. Die dann noch verbleibende Mehrbelastung würde in der That kaum bemerkbar sein und sicherlich mehr als ausgeglichen werden durch die Kräftigung, welche die landwirtschaftliche Bevölkerung und mittelbar die ganze Volkswirtschaft erfährt. Es würden damit auch ganz und gar diejenigen Bedenken hinfällig werden, welche die Industrie aus der Verteuerung der Lebenshaltung ihrer Arbeiter ableiten könnte. Man darf dabei nicht vergessen, daß unser wichtigstes Brotkorn, der Roggen, trotz des Zolles in Deutschland bisher im Mittel immer noch etwa ebenso billig gewesen ist wie der Weizen, die Brotfrucht in England, und wesentlich billiger als der Weizen in Frankreich, daß auch die Steuerbelastung pro Kopf bei uns hinter der dortigen weit zurückbleibt. Ein großer Teil des Einnahme-Ausfalls für das Reich würde durch vermehrte Zolleinnahmen ausgeglichen werden, und eine gründliche Reform der Reichsfinanzen unter Mehrbelastung der größeren Einkommen ist ohnehin, wie ich glaube, nicht mehr lange zu verschieben.

Die zweite Kompensation betrifft den östlichen Großgrundbesitz. Ich unterschätze nicht seine Bedeutung als Trägers des landwirtschaftlichen Fortschritts und als unentbehrlichen Vertreters der Bauernschaft in den politischen Kämpfen. Aber eine Aristokratie kann eine Förderung auf Kosten der Gesamtheit nur erwarten, soweit sich ihr Interesse mit demjenigen ihrer geringeren Berufsgenossen deckt. Nun hat zweifellos der Großgrundbesitz den Hauptnutzen von den Getreidezöllen. Soll ihnen an dieser Stelle die Bedeutung der Sonderbegünstigung einer kleineren Oberschicht genommen und der Charakter einer sozialen Maßregel gewahrt bleiben, so ist dafür zu sorgen, daß auch der großen Masse der Landbewohner in den Großgüterdistrikten, der Landarbeiterschaft, ihrer Lebenshaltung und Arbeitsverfassung zu Gute komme, was durch Opfer der Gesamtheit erkauft wird. Heute fehlt es dafür an jeder Garantie. Im Gegenteil ist zu beobachten, daß sich trotz der Tendenz auf Steigerung der Geldlöhne eine fortschreitende Proletarisierung der östlichen Landarbeiterschaft vollzieht, weil immer mehr eine Unterschicht tiefstehender, meist slavischer Wanderarbeiter an die Stelle der seßhaften, besser genährten und tüchtigeren deutschen Gutstagelöhner tritt. Immer mehr hat man unter dem Druck der Verhältnisse jenen Zuzug aus einer vorübergehenden Aushilfe zur Grundlage des ganzen landwirtschaftlichen Betriebes gemacht. Die

allmähliche soziale Herabdrückung, welche sich in dem großen Menschenreservoir der industrielosen Ackerbaugebiete des Ostens vollzieht, muß aber schließlich auch die Industriebevölkerung mit ergreifen, und die soziale verknüpft sich mit einer schweren wirtschaftlichen und politischen Gefahr. Denn in dem Maße, als der slavische Zustrom anschwillt, wird unsere Volkswirtschaft von dem guten Willen einer ausländischen Regierung abhängig, und werden immer größere Teile des Reiches aus dem gesicherten Besitzstand deutscher Kultur und Macht ausgeschaltet.

Aus diesen Gründen sind Maßnahmen vorzusehen, welche den Großgrundbesitz nötigen, seine vermehrten Einnahmen zur Herstellung einer Arbeitsverfassung zu verwenden, welche sich jenen Gefahren gewachsen zeigt und der erhöhten Lebenshaltung der deutschen Arbeiter anpaßt. Dazu bedarf es 1. der schrittweisen Zurückdämmung des Zuzugs slavischer Arbeiter, und als Vorbedingung dafür 2. einer energischen Förderung der inneren Kolonisation, d. h. der Beschaffung von Staatsmitteln zum Ankauf großer Güter und ihrer Umwandlung in Bauerndörfer. So entstehen dann zahlreiche neue Centren eines gesicherten deutschen Volkslebens im Osten, die Nachfrage nach Arbeitskräften verringert sich, und durch die gesteigerte Aussicht auf Verselbständigung wird der strebsame deutsche Arbeiter auch bei günstigen industriellen Konjunkturen dort festgehalten. Ohne Staatsmittel aber giebt es keine gedeihliche Kolonisation. Ist sie doch außerhalb des Wirkungskreises der Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen fast ganz zum Stillstand gekommen. Durch die bisherigen Erfahrungen ist zur Evidenz erwiesen, daß die kapitalistische Unternehmung allein die große nationale Aufgabe nicht in einem dem Gesamtinteresse genügenden Umfange und Grade zu lösen vermag.

Nur unter der Voraussetzung, daß diesem Verlangen genügt wird, bin ich für die Erhöhung der Getreidezölle, andernfalls dagegen. Denn es ist die logische Konsequenz der sozialpolitischen und nationalwirtschaftlichen Ideen, aus denen allein die erhöhten Zölle zu rechtfertigen sind. Man kann nicht ohne inneren Widerspruch aus sozialen Gründen die Erzeugnisse billiger Auslandsarbeit abwehren und doch eine Verfassung dulden, welche dieselbe Auslandsarbeit zu einem integrierenden Bestandteil der eignen Volkswirtschaft macht. Die öffentlichen Vorteile der Zollerhöhung werden wett gemacht durch die sozialen und politischen Schädigungen, welche die Fortdauer der heutigen Zustände im Osten mit sich bringt.

Auf der anderen Seite wird erst durch den erhöhten Zollschutz die Kolonisation in den Kornbaugebieten aussichtsvoll, weil er den Ansiedlern eine gesicherte Existenz verbürgt. Auch werden dadurch zahlreiche Besitzer erst in stand gesetzt, ihr Land zu verkaufen, weil sie nun erwarten können, einen Preis zu erhalten, der, ohne den Ansiedler zu überlasten, einen Ueberschuß über die Schulden des Gutes abwirft.

Diejenigen werden meinem Vorschlage am wenigsten widersprechen dürfen,

welche für eine größere Unabhängigkeit unserer Volkswirtschaft vom Auslande im übrigen eintreten.

Jetzt oder nie hat es eine zielbewußte Regierung in der Hand, den Widerstand zu überwinden, welcher von einer kleinen, aber einflußreichen Minderheit gegen jene nationale Notwendigkeit aus einem mißleiteten Machtinstinkt heraus erhoben wird.

Nach dem allen ist die Erhöhung der Getreidezölle lediglich zu rechtfertigen als Glied eines weitausschauenden Programms, dann aber steht sie nicht im Widerspruch, sondern bildet geradezu die Grundlage einer groß gedachten sozialen Politik.

Gebete der Buren.

I.

An die Gewehre, so hallt der Ruf
Von ragenden Bergen nieder,
Die freie Steppe, wie Gott sie schuf,
Wir halten sie, wackre Brüder.
Ob auch im Nebel Englands Heer
Empor zu den Höhen klimme,
Von oben leuchtet flammende Wehr,
Dröhnt laut die rächende Stimme. —
Aufschwellt, ihr Bäche, zum wilden Strom,
Vernichtend brauset zum Meere,
Zerberste krachend, du Felsendom,
Eine Mauer sei unserem Heere.
Du aber, Herr, im ewigen Licht
Hoch über der dräuenden Wolke,
O hebe gnädig dein Angesicht
Auf über dem ringenden Volke.

II.

Gewaltiger Engel, erzeige
Dich gnädig unserm Flehn,
Sankt Michael, o steige
Hernieder aus Himmelshöhn!
Wie Du geführt die Väter
Zum Siege in wilder Schlacht,
Dem Häuflein frommer Beter
Erscheine in finsterer Nacht.
Umweht vom Pulverdampfe,
Verlassen von aller Welt,
Wir flehen im letzten Kampfe
Zu Dir, Du starker Held.
Die Rosse stampfen und scharren,
Der blutige Morgen erwacht.
O laß' uns vergebens nicht harren,
Erscheine in alter Pracht!

Karl Dove.

Die Gemütsmacht der deutschen Frau.

Von

Fritz Lienhard.

Langsam beginnt es den Reichsdeutschen bewußt zu werden, daß unser litterarischer Zeitgeist im Verlauf der letzten Jahrzehnte nicht dem Stolz und der Würde eines großen Reiches entsprach.

Unsere Litteratur, beeinflußt von Zeitproblemen und kritischen Geistern des Auslandes, war und ist noch eine vorwiegend verneinende und zersetzende Prosa, eine aufbauende und erhebende Poesie. Unreife und nervöse junge Litteraten, befangen in vergänglichen Moden, noch nicht befähigt, die Welt schön und bedeutend widerzuspiegeln, drängten rudelweise den wahren Ernst und die wahre Heiterkeit zurück. Ein Hauch von schillernder Zersetzung und künstlerischer wie sittlicher Unreinheit lag und liegt in der litterarischen Luft, besonders der drei Großstädte Berlin, München und Wien. Und nun, nach so viel „Revolution der Litteratur", hat sich das Völkchen selbst entthront und aus der ernsthaften Litteratur verbannt: wir befinden uns in den beweglichen Tagen der 43 Berliner Ueberbrettl. Das ist ein gutes Ende, weil es die Sachlage klärt. Denn gleichzeitig mit der rasenden Epidemie der Ueberbrettl setzte überall im Reiche eine „Dezentralisation" ein. Und diese Dezentralisation bedeutet nichts Geringeres als schlechthin ein ernsthaftes Erwachen des Reichsgedankens und Reichsstolzes.

Es handelt sich hierbei nicht um eine rückschauende Bewegung gegen das räumliche oder zeitliche Berlin. Denn wir selbst leben ja einen großen Teil des Jahres in der stetig wachsenden Reichshauptstadt mit ihren angenehmen Verkehrsverhältnissen. Es handelt sich vielmehr um das Erwachen eines wertvolleren *Geistes*. Es handelt sich darum, daß nach soviel Verstandestum und Nerventum nunmehr auch die übrigen Organe, die den ganzen Menschen ausmachen, vor allem Gemüt und Willen, wieder in Thätigkeit treten. Es handelt sich darum, daß Litteratur und Kultur, Poesie und Gesamtvolk, Kunst und Persönlichkeit einheitlich und organisch emporwachsen, sich gegenseitig befruchtend, ein herrliches Ganze schaffend: dem großen Reiche eine große Seele!

Und da will ich nun einen einzelnen Punkt herausgreifen, an dem sich so recht scharf gute Art und ungute Entartung von einander scheiden: die Stellung zur Frau.

Diese Frage schneidet tief hinein, geht an den Nerv unseres modernen Lebens. Ein Zeitgeist und seine Litteratur, dessen Träger unter dem Einfluß einer lärmenden und genußsüchtigen Außenwelt verwirrt sind im sicheren Instinkt für das Gute, Große und Wahre, wird sich zu allererst daran verraten, wie er das Weib schildert, wie er die Frau einschätzt. Und ein Rundblick über unsere moderne Litteratur und Kunst genügt, um festzustellen, wie mißhandelt und mißachtet die deutsche Frau sich widerspiegelt in dieser Litteratur.

Die deutsche Frau? Nein, das ist nicht die deutsche Frau, so wenig wie jene dumpf-erotische Stimmung unserer modernsten Romane, Chansons und Theaterfabrikate deutsche Litteratur ist. Wir müssen den Adel deutschen Frauengemüts erst wieder entdecken, wie wir unsere Gemütskraft überhaupt erst wieder entdecken und ihr zu ihrem Herrschertum verhelfen müssen. Man muß wieder mutig genug sein, Treue und Stolz mit treuen und stolzen Tönen und Worten modern-lebendig zu besagen und zu besingen. Man muß einen reichen Sommer über immer wieder Einschau halten in die viele ungekünstelte Herzlichkeit und das viele seelenstarke Sorgentragen im deutschen Hause, um ganz zu empfinden, welches Bohémientum und welche Boudoirluft, herübergeweht vom dekadenten und besiegten Paris, über Europa hin als moderne Errungenschaft frech die Gassen und Bühnen besetzt hält. Wie wir dem Reichskörper — um ein oft von mir gebrauchtes Bild wieder zu gebrauchen — eine Reichsseele zu schaffen haben, so wird es zu unseren edelsten Arbeiten gehören, die Achtung vor dem wahrhaft Weiblichen und den Wert des wahrhaft Weiblichen fest und unsentimental als eine höchste nationale Pflicht, als ein gut-altes Erbteil ehrfurchtsvoll und tapfer wieder in den Vordergrund zu stellen.

Wir sind in den Tagen einer etwas aufgeregten Frauenbewegung. Ich will mich über diese Bestrebungen, die am breiten Baum der sozialen Frage nur ein Ast sind, hier nicht weiter aussprechen. Es werden sich in der That manche Berufe mutigen Frauen noch erschließen lassen — ob alle, die man heute verlangt, ist mir sehr fraglich. Ich fürchte, selbst bei bester Eingewöhnung wird die Frau oder Jungfrau in manchem herben Beruf ihr Bestes verlieren, ihr Ich, ihre weibliche Sonder-Art und Sonder-Kraft. In Bureau- und Massenarbeit gedeiht die Kraft der Verinnerlichung nicht. Und gerade das fehlt unserem Zeitgeist so unermeßlich. Magensorgen sind ja gewiß ein traurig Ding, aber Herzenssorgen und Seelenverkümmerung sind unsäglich schlimmer. Um wie viel leichter ließen sich soziale Nöte tragen, überwinden und verklären dazu, wenn jene stärkste Kraft, die etwa ein Jean Paul im Uebermaß besaß, jene Kraft des Schulmeisterlein Wuz und des alten Königs Midas: die Kraft des Vergoldens reicher unter uns verbreitet wäre. Und wer denn soll sie verbreiten, wenn nicht die Verkörperung des Liebesgedankens und der Güte, die gemütsstarke Frau?

Die Frau — und der wahre Dichter, der Erzieher der Erwachsenen. Ich

möchte fast sagen, das Wort, der Sänger solle mit dem König gehen, da sie beide auf der Menschheit Höhen stehen, bedürfe einer zarten Ergänzung. Gewiß sei der Poet ein Held und König: aber der wahre Held ist auch gütig. Wahre Größe ist gütig, wahre Ritterlichkeit ist gütig. Wenn ich stark bin, darf ich aus meinem Ueberfluß spenden und verschenken. Und das Köstliche beim Austeilen von Liebe und Güte ist es ja, daß der Geber davon nur immer reicher wird. Der Dichter muß nicht minder mit edlem Frauentum und anregendem Mädchen- und Kindersinn Hand in Hand gehen.

Und dieses Erzeugen und Austeilen von Liebesgütern, dies vor allem anderen ist die Aufgabe der Frau, welchem Stande sie auch angehöre und wie nah oder weit auch ihr Machtbezirk sich erstrecke. Edles Frauentum, das über Triebe und Beschwernisse derart zu siegen wußte, daß die Seele nur immer reicher und stärker aus Kämpfen sich ein Lichtgewand wob, ist eine Volkskraft, ist ein volkswirtschaftlicher Gewinn für den ganzen Umkreis. Es geht wie ein Leuchten von ihr aus, es kommt aus ihrem warmen Hauch und aus ihren zarten Händen wie ein magnetischer Strom voll Wohlthun und Beruhigung. Das Evangelium nennt die Liebe das Höchste; wir dürfen das nicht so eng fassen, als wäre nur eine farblose Liebe zu Gott oder Kirche gemeint. Bist du im Gesamtzustande liebevollen und hoheitvollen Verklärens deiner kleineren oder größeren Welt, so spiegelt sich das in allem wieder, im Schmücken und Ordnen deines Heims wie in deinem Schaffen für Volk, Staat und Zeitgeist. So wahrhaft furchtbar entartete Liebe sich verhäßlichen, ja verteufeln kann, so wahrhaft über alle Vernunft hinaus kann sie auch steigen. In die Höhen des Paradieses konnte den Höllen- und Himmelswanderer Dante nicht mehr der vernünftige Mann Virgil geleiten, da mußte die Jungfrau Beatrice erscheinen und ihn mit ihrer Hingebungskraft hinauftragen, hinan zu jener Liebe, die Sonn' und Sterne bewegt. Aber andererseits — und das ist eine Art Trost — steht selbst entartete Liebe, sofern sie Leidenschaft ist, dem Himmelreich hohen Menschentums immer noch näher, als dürre und erstorbene Alltäglichkeit. Wahre Leidenschaft verbrennt sich rasch, der treibende Wille dahinter aber, wenn er nicht ganz von Dämonen zerrüttet ist, kann sich ebenso stürmisch auf edle Dinge werfen, wie wir das an manchem Augustinus erlebt haben, der erst nach wilder Jugend seine Kräfte sammelte auf den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Christus hat nicht umsonst das tiefe und weite Wort gesprochen: „Ihr ist viel vergeben, denn sie hat viel geliebt." Wo Liebe ist, da ist Wachstum möglich; wo gar keine Liebe und gar kein Wille mehr treibt und glimmt — da freilich ist der Tod.

Liebt unsere Zeit? Nein, sie liebt eben nicht. Sie ist lüstern, sie ist erotisch, sie krankt an Entartungen; auch ist sie gelegentlich sentimental, zweifelnd und spöttelnd. Aber zur echten Lyrik und zur echten Tragik gehören echte Liebe und echte Leidenschaft. Mag die Liebe sündigen, sie wird ihre Wildheit büßen —

aber sie sei gesegnet, wenn sie mit Kämpfen des Willens und des Gewissens verbunden bleibt, wenn sie stolz bleibt, wenn sie noch weinen und beten kann. Unsere Zeit (was man eben nach dem Getümmel der Mitläufer „unsere Zeit" nennt) hat nicht Mut und Kraft, mit voller Seele zu lieben. Ja, es ist das Grundgebrechen aller Stände, daß sie zu wenig Liebe haben. Wenn jemals, so bedürfen wir heute der Mithülfe echten Frauentums. Es müßte wie ein Abendrot Herzensgüte ausgeschüttet werden in die graue Luft eines freudlosen Zeitgeistes; es müßte wie ein Abendglöckchen reines Herzenslachen diese schwere Luft wieder in Schwingung versetzen, die dann weiterbebte in alle Stände und Berufe. Dann wäre auch für die schwerste Frage, für die wirtschaftliche Frage, eine bessere Gesamtstimmung geschaffen, wir würden uns freundlicher und bereitwilliger zu verstehen suchen.

Als in den Tagen der Königin Luise, dieser wahrhaften Edelfrau, Deutschland in Not war, da gab manch eine brave Frau „Gold für Eisen". Ich meine, Deutschlands Kultur ist in ebenso schwerer Not wie damals. Und ich meine, heute gilt es, das Gold der Gemütskraft hinauszugeben für das Eisen dieser Zeit, das sich unter euren Händen wieder in Gold verwandeln wird.

Es wäre unrecht, wenn ich hier nicht den Adelsmenschen John Ruskin und seinen prächtigen Aufsatz „von den Gärten der Königin" erwähnen würde. Wie schön und rein spricht dieser ganze Mann von den Aufgaben der Frau! Auch ihm ist der Mann die positive Elektrizität, der Schöpfer und Schaffer, der Entdecker und Bekämpfer. Aber die Gabe der Frau ist das Ordnen und Verklären. „Der Mann — sagt Ruskin — muß bei seiner rauhen Arbeit in der Oeffentlichkeit jeder Gefahr und Prüfung entgegentreten; ihm werden daher Fehlschläge, Kränkungen und unvermeidliche Irrtümer zu teil; er muß häufig verwundet, besiegt, irre geleitet und stets abgehärtet werden. Aber er schützt die Frau vor diesem allem; in sein von ihr beherrschtes Haus braucht, wenn sie es nicht selbst aufsucht, weder Gefahr noch Versuchung, noch irgend eine Ursache für Irrtum oder Kränkung zu dringen. Das ist die wahre Natur des Heims: es ist der Ort des Friedens; die Zuflucht nicht nur vor aller Verletzung, sondern vor allem Schrecken, allem Zweifel, aller Spaltung. . . . Wohin ein echtes Weib auch kommen mag, wird dies Heim sie immer umgeben. Sie mag nur die Sterne über ihrem Haupte haben, und der Glühwurm im taufeuchten Gras mag die einzige Leuchte ihrer Füße sein: dennoch ist Heim, wo immer sie sich befinde. . . Und da im Menschenherzen stets ein natürliches Gefühl für alle seine wahren Pflichten lebt, wie z. B. der tiefe Instinkt der Liebe, der, richtig geleitet, alle Heiligtümer des Lebens erhält und, falsch geleitet, sie untergräbt, so ist im Menschenherzen auch ein unauslöschlicher Instinkt, die Liebe zur Macht, die, richtig geleitet, die Majestät aller Gesetze und alles Lebens erhält und, falsch geleitet, alles zerstört. Tief wurzelnd im innersten Herzensleben des Mannes und der

Frau hat Gott sie gepflanzt, und Gott erhält sie auch dort. Es ist ebenso vergeblich wie falsch, den Wunsch nach Macht zu tadeln oder zu schelten. Wünscht sie Euch, ihr Frauen, so sehr ihr könnt. Aber was für eine Macht? Das ist die große Frage. Macht zu zerstören? Nicht so. Die Macht zu heilen, zu erlösen, zu leiten und zu behüten." Und so nennt Ruskin die Frauen Königinnen. „Bewußt oder unbewußt müßt ihr in vielen Herzen thronen. Königinnen müßt ihr sein. Königinnen für Gatten und Kinder, Königinnen von geheimnisvollerer Macht für die übrige Welt, die sich beugt und immer beugen wird vor der Myrtenkrone und dem unbefleckten Szepter der Weiblichkeit."

Man vergleiche diese Adelssprache mit dem jetzt üblichen Ton unserer Ueberbrettl-Dichter und ihrer Geistesverwandten oder mit den hageren Zerrbildern gewisser Witzblätter nach Pariser Art! Der Zeit der Minnesänger und des blühenden Marien-Kultus wirft man eine gewisse provenzalisch beeinflußte Sinnlichkeit vor. Ach, ich denke, damals fand unser Walther von der Vogelweide so mannhaft hohe und würdige und zugleich so innige Töne von der Edelart deutschen Frauentums und weiblicher Zucht oder fraulicher Minne, daß man nach dieser Seite hin die unstolze Durchschnittsdichtung, die bisher aus dem neuen deutschen Reiche herausgewuchert ist, mit jenem alten deutschen Reiche auch nicht im Scherze vergleichen darf. Minnedienst und Frauenverehruug jener ritterlichen Zeit waren nicht undeutsch: denn die französischen oder lombardischen oder sogar spanischen Herrengeschlechter, die „Blaublütigen" alle, waren wesentlich aus germanischen Ländern seit der Flut der Völkerwanderung und späterer Jahre dorthin getragen worden. Frauen-Achtung ist gegenüber Mauren- und Semitentum germanische und arische Herrentugend. „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an" — in einem edlen und persönlichkeits-stolzen Manne spiegeln sich Frauen nicht in verzerrten Bildern.

(Schluß folgt.)

Gedichte von Frida Schanz.*)

Mondnacht.

In feierliches Silberlicht getaucht
Die nächtige Welt, so groß, so stumm und hehr,
Die Bergesmassen zart, wie hingehaucht.
Mein frohes Thal, ich kenne Dich nicht mehr.

Vergeistigt die geliebte Landschaft, fremd,
Wie ein Gesicht, von höhrem Schaun verklärt,
Ein trauter Freund, dess Seele ungehemmt
Weit, weit entrückt, mit Ewigem verkehrt.

Ergebung.

Im tiefsten Leid hab ich des Leidens Ziel
Mit einem Mal gespürt: —
Ich bin die Saite nur im Saitenspiel,
Von höhrer Hand berührt.

Das ganze All ist ein gewaltger Sang
Voll starker Melodie,
Und was ich leide, nur ein tiefer Klang
In höchster Harmonie.

Jede Nacht ein Erwachen —

Jede Nacht ein Erwachen
Mit dem freien Blick über Glück und Weh,
Ein Sichalleinbefinden im Nachen
Auf der beruhigten Lebenssee. —

Ein Schaun in die Tiefe, still, verstohlen,
Ein Schaun in die Höhen, seligweit,
Das ist das tiefste, tiefste Erholen!
Das ist die weitfernste Einsamkeit!

Ringsum die Ruhe so zauberhaft,
So groß die Weite um deinen Nachen!
Jede Nacht ein Atmen in Licht und Kraft,
Jede Nacht ein Erwachen!

Daheim.

Zu Haus daheim und bei mir selbst daheim!
Im tiefsten Eigen traulich abgeschieden,
Die Flamme prasselt ihren alten Reim,
Die Seele singt. — Glückseiger Heimatsfrieden!

Ein liebes Werk, heiligoldnes Lampenlicht
Fern, traumhaft fern, der Menschen hast'ge Menge,
Wie Sonnenhauch durchglüht es mein Gesicht,
Heimselig rast ich in der stillen Enge!

Zugvögel.

Um kahlen Wald, um tote Auen,
Spielt müde Herbstluft, klar und warm,
Zugvögel streichen hoch im Blauen
Dahin in langem, schlankem Schwarm.

Welch mächtiges, welch seliges Leben
In diesem liegenden Entfliehn,
In diesem Schwung, in diesem Schweben,
In diesem Weiter, Weiterziehn!

Ich seh mit wunderlichen Schmerzen
Ihm nach, dem Wandervogelflug,
Mir ist, als flög aus meinem Herzen
Ins Weite dieser Sehnsuchtszug!

---

*) Aus der demnächst erscheinenden Sammlung „Intermezzo". Verlag von F. A. Lattmann, Goslar. Buchschmuck von Maria Stüler-Walde.

Bankbrüche und Bankkontrollen.

Von

Adolph Wagner.

II.

Allgemeine Ergebnisse und Reformanforderungen.

Eine Eigentümlichkeit der neuesten Bankbrüche in Deutschland, die im ersten Artikel behandelt wurden, ist das ganz oder fast ganz Unerwartete, Plötzliche, wie sie ausbrachen, und der weitere Umstand, daß nicht eigentlich allgemeine politische oder wirtschaftliche Verhältnisse den Ruin verursacht haben. Wie die Pfandbriefe aller anderen Banken, wie aber auch die besten Staatspapiere mit festem Zinsfuß, deutsche, preußische, mittelstaatliche und die landschaftlichen Pfandbriefe, sind unter dem Einfluß der allgemeinen Bewegung des Zinsfußes und der Kapitalabsorption durch die übermäßig rasche Entwicklung von Industrie und Handel seit 1897—98, seit den politischen Vorgängen der letzten Jahre in Amerika, Afrika, Asien und bei der steigenden Geldklemme, die damit verbunden war, die Pfandbriefe der jetzt notleidenden Hypothekenbanken und die Aktien dieser und der übrigen verkrachten Banken schon vor der Katastrophe etwas gegen früher im Kurse gesunken gewesen. Aber nicht mehr als die anderen verwandten Papiere. Und noch kurz vor der Katastrophe standen die Kurse der Papiere der gefallenen Banken nicht eben schlechter als diejenigen der übrigen gleichen Unternehmungen. Vollends eklatant war das bei der Leipziger Bank so. Zwar munkelte man bei den Banken der Spielhagengruppe, der Preußischen Hypothekenaktienbank, der Pommerschen, der Mecklenburg-Strelitzer mitunter etwas über gewisse bedenkliche Dinge, aber auch meist nur kurz vor dem Eklat, und ohne irgend positive Thatsachen angeben zu können. Die Direktoren dieser Banken genossen „öffentliches Vertrauen" bis zuletzt und haben augenfällige Anerkennungen erfahren, sich an gemeinnützigen und patriotischen Dingen in signifikanter Weise beteiligt. Bei öffentlichen Erklärungen, worin die Banken sich selbst und dem Publikum ihre Kreditwürdigkeit gegenseitig bescheinigten, haben wenigstens 1897 auch jetzt verkrachte Banken nicht gefehlt. Ganz plötzlich brach dann die Katastrophe aus. Der Kursstand an Aktien und Pfandbriefen bis dahin beweist am besten, daß die Börse, die „alles

durchschaut", daß die großen Banken, die „jedes Unternehmen genau kennen", daß die Krediterkundigungs-Unternehmungen, die Auskunfteien gerade so überrascht wurden, alle nichts wußten, ebenso wie die staatlichen Aufsichtsorgane und Instanzen und wie die Masse der Aktien- und Pfandbriefbesitzer. Sonst hätte sicher schon länger eine angemessene „Anticipation der zukünftigen Ereignisse" durch entsprechende Operationen des Kapitals und der Börse und frühere Herabsetzung der Kurse demgemäß stattgefunden, wie ja die Börse, sich ihrer guten Voraussicht rühmend, es sonst wohl thut. Bei der Reichsbank wurden die Pfandbriefe der Preußischen Hypothekenaktienbank und der Pommerschen Bank bis zuletzt, sogar in Klasse I (bis zu $^3/_4$ des Kurses), lombardiert.

Und genau so ging es bei dem Fall der Effektenbanken zu, speziell bei der Leipziger Bank. Auch da hat man zwar seit einiger Zeit, gerade wegen der Verbindung mit der schwindelhaften Trebertrocknungsgesellschaft, über die Leipziger Bank hie und da etwas Verdacht geäußert, z. B. in einem süddeutschen Preßorgan. Aber wiederum zeigt am besten die Kursstellung der Aktien, daß doch eigentlich niemand ernstlich Mißtrauen hegte, vollends nicht in dem Umfange, wie es sich bald als nur zu begründet ergeben sollte; daß niemand daran dachte, durch umfassenderen Aktienverkauf sein Vermögen, durch Herausziehen seiner Gelder seine Guthaben zu sichern. Bei anderen Bankkrachen lag die Ursache, zunächst wenigstens der Zahlungseinstellungen, in dem, was der Engländer und Amerikaner einen run upon the bank nennen, einem „Bankrennen", wo aus einem allgemeinen Motiv des Mißtrauens die Banknotenbesitzer ihre Banknoten zur Einlösung präsentieren, die Deponenten ihre Depositen herausziehen, sei es unter der Angsterregung einer allgemeinen politischen oder großen Wirtschaftskrise, sei es wegen speziellen Mißtrauens gegen eine bestimmte Bank. Davon war vor der Katastrophe keine Rede bei uns. Hinterher sind freilich, unter der Erregung des Mißtrauens gegen Banken überhaupt, auch die Kassen anderer Banken, so in Dresden, ferner einzelne Sparkassen von den Gläubigern überlaufen worden. Aber vor der Katastrophe hat auch bei den verkrachten Effektenbanken im Grunde niemand etwas gewußt, kaum jemand etwas geahnt, keiner Mißtrauen gehegt.

Das ist eine Thatsache von großer allgemeiner Bedeutung. Sie zeigt die Wertlosigkeit, jedenfalls den geringen Werth einer Reihe von Normen und Einrichtungen, auf die man sich zu allgemein verlassen hat, und zeigt auch, daß es unrecht ist, von gewöhnlichen Privaten, die für feste Kapitalanlagen Pfandbriefe oder selbst als solid geltende Bankaktien erwerben, eine Voraussicht zu verlangen, die niemand, auch die „gewiegtesten Praktiker", auch die „großen Banken", die „immer orientiert sind", auch die Börse, „die alles wittert", gehabt hat.

Bei unserem Aktienbankwesen hat man, wie bei allem Aktiengesellschaftswesen, seit der Beseitigung des früher schon allein wegen der Form der Gesellschaft

gestellten Erfordernisses der Staatsgenehmigung in der Novelle von 1870, alles Gewicht gelegt auf die beiden Grundsätze der Oeffentlichkeit in Bezug auf die Gründungsvorgänge, Geschäftsbetrieb, Vermögensstand, Stand der Aktiva und Passiva (Bilanzen, Status), Rechnungsabschluß, und der persönlichen, civilrechtlichen, eventuell auch strafrechtlichen Verantwortlichkeit und Haftbarkeit der Gründer und Leiter, Direktoren, Aufsichts-, Verwaltungsräte. Die ungenügenden Bestimmungen hierüber in der Novelle von 1870 sind in der Novelle von 1884 für das gesamte Aktienwesen verändert, verbessert, verschärft, aber im Ganzen nur gleichmäßig für alle Gesellschaften, nach ihrer Form — als Aktiengesellschaft — gegeben, nicht zugleich nach Zwecken der Unternehmungen spezialisiert worden. Beide Grundsätze in ihrer heutigen Normierung haben sich auch wieder in den neuesten Fällen nicht bewährt, nicht ausreichend gezeigt, nicht präventiv genügend gewirkt. Ob der Grundsatz der Verantwortlichkeit der civil-, vermögensrechtlichen wie der strafrechtlichen, wenigstens repressiv genügend wirken wird, muß sich demnächst, bei den Gerichtsverhandlungen und Civilprozessen zeigen, ist aber — einstweilen nicht sehr wahrscheinlich.

Die Veröffentlichungen der Banken, ihrer Jahresbilanzen, Rechnungsabschlüsse, die begleitenden allgemeinen Geschäftsberichte haben sich namentlich ungenügend dafür erwiesen, um ein wahres Bild der Lage, wenigstens dem kundigen Sachverständigen, gewinnen zu lassen. Nicht nur, daß Bilanztäuschungen und Verschleierungen vorgekommen sind, auch wo die Zahlen nicht an sich falsch waren, haben sie keine richtige Belehrung gegeben. Bestenfalls gewähren diese Bilanz- und Rechnungszahlen einen Einblick in einige quantitative Momente, auch hier aber gar nicht ausreichend, weil sie zu wenig spezialisiert sind, ganze große Gruppen von Aktivis und Passivis und von Geschäften darin in Einer Ziffer zusammengefaßt werden. Was nützt z. B. die Kenntnis der Gesamtziffer „Effektenbestände" oder „Debitoren", vielleicht in einer Höhe des Betrags, so daß eben die Lage der Bank ganz wesentlich von dieser einen Ziffer bestimmt wird und die vielleicht genauer spezifizierten sonstigen Aktiva auch im Gesamtbetrag an Bedeutung ganz zurückstehen? Durch Verschiedenheiten der Buchführung, Teilung der Conti erfolgen weitere Verschleierungen. So war es bei der Leipziger Bank bei den Geschäften mit der Trebertrocknung. In der 80 Millionen-Forderung der Bank an dieses „concern", um dem neuesten Börsenjargon zu folgen, lag das Schicksal der Bank. Aber wenn selbst ein genügend spezialisierter richtiger Status immer vorläge, damit würde man doch erst Hilfsmittel quantitativer Art für die richtige Kontrolle haben, für eine qualitative noch keine ausreichenden. In letzterer Beziehung lassen die bisherigen Publikationen der Banken, wie freilich auch der übrigen Aktiengesellschaften, noch fast alles zu wünschen übrig. Es müßten mindestens die Effektenbestände nicht nur nach einzelnen Kategorieen oder Gattungen (Staats-

papiere, in- und ausländische, Pfandbriefe, Prioritätsobligationen, Aktien der und der Art, von Bahnen, Banken u. s. w., wie jüngst in dem „zur Beruhigung" veröffentlichten Halbjahrstatus einer Berliner Effektenbank), sondern nach den einzelnen Spezies jeder Gattung und hier zugleich nach dem Nennwert, Erwerbspreis, Bilanzansatz, Kurswert, wo diese letzteren drei von einander abweichen, in der Jahresbilanz, womöglich auch in öfter veröffentlichten knapperen Rohbilanzen während des Jahres angegeben werden. Das verlangt ein wenig mehr Mühe und ein wenig mehr Raum, macht vielleicht auch ein wenig mehr Kosten der Publikationen, was alles zusammen aber keinen Grund bildet, diese allein brauchbare, weil allein wirklich sicheres Urteil ermöglichende Art der Verwirklichung des Publizitätsprinzips zu unterlassen. Aehnliche Anforderungen sind an die Zerlegung der unter den Aktivis aufgeführten Beträge aus Konsortialbeteiligungen, Kommanditbeteiligungen u. dgl. zu stellen. Auch bei den Lombardforderungen, Reports, sonstigen Darlehnsforderungen, diversen Debitoren sind möglichst eingehende Spezialisierungen der einzelnen Geschäfte u. s. w. zu verlangen, z. B. bei den Lombardforderungen hinsichtlich der einzelnen Arten der beliehenen Werte, Effekten, bei den Wechseln wenigstens nach den Verfallzeiten (wie im Jahresbericht der Reichsbank). Auch die Hauptpassivposten sind in den öffentlichen Ausweisen zu zerlegen, so die beliebte Kategorie „diverse Kreditoren" nach den einzelnen Arten derselben, die Depositen- und dergl. Conten mindestens nach den Fälligkeits- und Kündigungsterminen.

Ich stimme hier wieder mehrfach den Ansichten und Forderungen Dr. Lindenbergs in der oben genannten Schrift bei und habe ähnliche in meinen litterarischen Bankarbeiten auch seit langem vertreten. Diese Dinge sind aber in den Grundzügen durch das Gesetz, in den Einzelheiten durch das der Aufsichtsbehörde demgemäß in umfassendem Maße zu erteilende Verordnungsrecht zu bestimmen, nicht den Banken allein zu überlassen. Bei den Notenbanken ist das wenigstens erreicht, wenngleich auch hier noch nicht völlig ausreichend eingerichtet. Bei den Hypothekenbanken hat das neue Reichsgesetz von 1899 § 24 für die Aufstellung der Jahresbilanz die getrennt anzugebenden Posten bezeichnet, ist aber in der Spezialisierung doch auch noch nicht weit genug gegangen. Veröffentlichungen des Betrags der in Umlauf befindlichen Pfandbriefe und der Deckungshypotheken dafür und einiges Weitere soll jetzt auch am Schluß des Kalenderhalbjahrs erfolgen (§ 23). Für die anderen Banken, daher die wichtigste, aber auch in mancher Hinsicht banktechnisch gefährlichste moderne Bankkategorie, die Effektenbanken, kommen nur die allgemeinen Bestimmungen des Aktiengesellschafts- und des Genossenschaftsrechts in Betracht, die aber nicht ausreichen. Das hat sich wahrlich jetzt wieder gezeigt.

Das Mindeste ist doch, daß man den Grundsatz der Oeffentlichkeit ernstlich nimmt und sichert, wenn man selbst von weiteren formellen und vollends

von allen materiellen Kontrollen absieht. Diese Sicherung des Grundsatzes der Oeffentlichkeit fehlte aber bisher und das hat sich gerächt. Hier schadet auch die dem wirtschaftlichen Gehenlassen so bequeme und so entgegenkommende lediglich formalistische Behandlung der Dinge in der Gesetzgebung unter dem Einfluß einer formalistischen Jurisprudenz und die von den Gesellschaftsorganen gehegte Scheu, wie von ihnen versichert wird, die Unthunlichkeit „wegen der notwendigen Geheimhaltung der Geschäfte" Bestimmungen über die Publizität zu treffen, die wirklichen Wert für die Kontrolle haben. Ich habe vergebens seiner Zeit schon als Mitglied der Ministerialkommission, welche 1882 mit der Vorbereitung der neuen Aktiennovelle betraut war, eine viel weiter gehende Publizität, insbesondere eine Aufstellung der Bilanzen oder Status nach spezifizierenden amtlichen Schematen vertreten. Den Juristen ging das zu weit ins Detail, den Praktikern war es vollends gegen den Strich und wurde als unausführbar und mit dem notwendigen Geheimhaltungsinteresse unvereinbar bezeichnet. Ich habe damals nicht minder die allgemeine Forderung vergebens vertreten, daß sich an ein doch wesentlich nur Formalbestimmungen treffendes allgemeines Gesetz, wie das Handelsgesetzbuch in seinen Bestimmungen über die Aktiengesellschaften, wo die Aktiengesellschaft wesentlich nur als Rechtsform der Unternehmungen in Betracht kommt, Spezialgesetze, wirtschaftliche Verwaltungsgesetze anschließen müßten, welche jede Hauptkategorie der in Aktiengesellschaftsform (und eventuell auch noch in anderer) betriebenen Unternehmungen nach deren wirtschaftlichem Zweck auch einer Reihe gerade nach diesem Spezialzweck erforderlichen Spezialbestimmungen unterstellte. Es ist doch klar, daß, je nachdem es sich z. B. um eine Bank, ein Versicherungsgeschäft, eine Dampfschiffahrt, ein Bergwerk, eine Fabrik, einen Gasthof 2c. handelt, ferner innerhalb dieser Kategorieen, z. B. bei Banken um eine Noten-, Depositen-, Hypotheken-, Effektenbank, verschiedene weitere Bestimmungen im Recht geboten sind. Damals fand auch diese Anregung bei Juristen wie bei Geschäftspraktikern wesentlich nur Ablehnung. Ich glaube, die Erfahrung, auch wieder die jüngste, hat mir recht gegeben. Für die Notenbanken schon seit 1875, endlich auch für die Hypothekenbanken und die Versicherungsunternehmungen ist diese Auffassung ja nun zur Anerkennung gelangt. Aber die anderen Gebiete, darunter beim Bankwesen das Effektenbank- und das Depositengeschäft, harren noch einer solchen Spezialgesetzgebung.

Bei den Hypothekenbanken ist wenigstens der Grundsatz der Staatsgenehmigung für das einzelne Unternehmen im deutschen Partikularrecht festgehalten und nunmehr auch im Reichsgesetz von 1899, § 1, definitiv gesetzlich festgelegt worden. Wo es sich um so lang-terminliche Geschäfte, wie Pfandbriefausgabe, um so wichtige allgemeine Interessen, wie bei dem Hypothekengeschäft dieser Banken handelt, ist das völlig gerechtfertigt. Auch die laufende

Staatsaufsicht ist mit diesem Grundsatz verbunden und notwendig. Aber Mißstände sind geblieben, und die Staatsaufsicht, soweit sie bei den verkrachten Hypothekenbanken in Betracht kam, hat allerdings nur einen vollen Mißerfolg gezeigt, jedenfalls, wie schon oben bemerkt, die kund gewordene Mißwirtschaft nicht rechtzeitig verhindert und sie nicht einmal zuerst aufgedeckt. Das ist auch eine Thatsache, von der aus den letzten Ereignissen Akt zu nehmen ist. Auf dem Gebiet des Hypothekenbankwesens hat sich ferner auch noch in der Periode des Deutschen Reichs eine Ungehörigkeit erhalten, wie ehemals unter dem Deutschen Bunde bei den Notenbanken. Als in den 1850er Jahren Preußen und die größeren Mittelstaaten keine weiteren Notenbanken in ihrem Gebiet konzessionierten, suchte das spekulierende Kapital, gegen alle möglichen Zugeständnisse, Konzessionen in den meisten Kleinstaaten zu erlangen, Orte, wie Meiningen, Gera, Gotha, Weimar, Sondershausen, Dessau, Homburg, Bückeburg sogar erhielten ihre eigene Notenbank, in Bückeburg z. B. eine „Niedersächsische Bank" mit „unbegrenztem" Recht der Notenausgabe, sogar in allen Hauptwährungen der Welt, selbst in der ungeprägten Hamburger Mark Banko, die genehmigten Statuten dieser Banken mehrfach mit zu laxen Deckungsvorschriften. Diesem System hat die Reichsgesetzgebung ein Ende gemacht. Wenn aber jetzt Duodezstaaten, wie Mecklenburg-Strelitz, wieder eigene Hypothekenbanken konzessionieren, mit dem Geschäftskreis im ganzen Reiche, wie die durch die neuesten Ereignisse so berüchtigt gewordene, ist das nicht im Grunde eine ganz ähnliche Kompetenzüberschreitung wie ehemals auf dem Gebiete des Notenbankwesens? Hat ein solcher Staat auch nur sicher hinlänglich sachverständige Persönlichkeiten, die die Staatsaufsicht wirksam ausüben können? Im neuen Reichsgesetz sind die einmal bestehenden Hypothekenbanken wiederum in sehr schonender Weise behandelt, unterliegen nicht oder nicht völlig oder nicht ohne weiteres sofort den neuen, mehrfach selbst noch zu wenig strengen Anforderungen des neuen Gesetzes, behalten daher eine nicht erwünschte Ausnahmestellung. Bei Neugründungen von Hypothekenbanken, wenigstens in der praktisch fast allein in Betracht kommenden Form der Aktiengesellschaft und der Kommanditgesellschaft auf Aktien, muß aber jetzt nach § 1 des Gesetzes doch wenigstens, wenn sich die hypothekarischen Beleihungen einer Bank nicht satzungsmäßig auf das Gebiet des Bundesstaats beschränken, in dem die Bank ihren Sitz hat, der Bundesrath die Genehmigung erteilen, während in dem angegebenen Fall nur die Genehmigung der Centralbehörde des betreffenden Einzelstaats erforderlich ist. Erwünscht, vom nationalen und allgemein wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, ist letztere Konzession an den Partikularismus, euphemistisch „Föderativprinzip" genannt, nicht. Aber wenigstens wird durch die neue Vorschrift eine eigene Hypothekenbank in einem der deutschen Kleinstaaten kaum mehr möglich, da das Gebiet derselben selten für die ersprießliche Wirksamkeit einer Bank ausreichen wird.

Haben sich nun auch wieder nach den dargelegten neuesten Erfahrungen mit „Bankbrüchen" die Bestimmungen des Aktiengesellschaftsrechts über Publizität und Verantwortlichkeit, diejenigen der bisherigen Hypothekenbankstatuten über die Einrichtung und Geschäftsführung dieser Banken und über die Staatsaufsicht darüber nicht ausreichend gezeigt, um unerhörte Mißwirtschaft zu verhüten und selbst nur rechtzeitig bekannt werden zu lassen, bevor die Schäden die nunmehr feststehende Höhe erreicht haben; hat die Kontrolle der öffentlichen Presse, der Konkurrenten, der Börse, worauf man früher sich als genügendes und der Staatsaufsicht überlegenes Kontrollmittel vielfach glaubte verlassen zu können, ebenso wenig ausgereicht, — auch der Verfasser dieses hatte in seinen jungen Jahren, in seinen frühesten Bankschriften noch diese optimistische Illusion —; haben die Nächstinteressenten, Aktionäre, Pfandbriefinhaber, sonstige Gläubiger sich völlig außer stande gezeigt, sich vor großen Vermögensverlusten zu hüten, — was soll nun geschehen? Soll man alles beim Alten lassen? „Die Dinge nicht noch schlimmer machen, indem man sie an die große Glocke hängt und das Mißtrauen immer weiter greifen läßt", wie aus der Bankgeschäfts- und Börsenwelt wohl abgemahnt wird? Soll man sich mit dem wohlfeilen, nach Lage der Dinge beinahe höhnischen Rat begnügen: „Ihr müßt eben vorsichtiger sein, selbst prüfen" und im übrigen: „Die Dummen werden nicht alle", wie immer noch gewisse Leute spotten? Während man den Interessenten, wie z. B. den Pfandbriefinhabern, bisher fast keine, auch selbst im neuen Reichsgesetz noch keine ausreichenden und zum Teil wieder nur formalistische Kontrollmittel und Schutzmittel gewährt hat?! Oder hat ein Schutzmittel, wie das in dem genannten Gesetz in § 30 Absatz 1 gegebene, einen größeren, einen wirklich materiellen Wert, in der That nicht nur einen formalistischen, wenn es da z. B. heißt: „Der Treuhänder hat darauf zu achten, daß die vorschriftsmäßige Deckung für die Hypothekenpfandbriefe jeder Zeit vorhanden sei; hierbei hat er, sofern der Wert der beliehenen Grundstücke gemäß der von den Aufsichtsbehörden genehmigten Anweisung festgesetzt ist, nicht zu untersuchen, ob der festgesetzte Wert dem wirklichen Wert entspricht?" Gerade auf letzteres käme alles an, das „nicht" in diesem Satze müßte fallen, wenn die Kontrolle und das Schutzmittel Wert haben sollten! Aber — das würde, meint man, eine unzulässige und störende Einmischung in den Geschäftsbetrieb sein. Nun, dann täusche man sich doch nicht darüber, daß auch unter dem neuen Gesetz Mißwirtschaft, wie die jetzt bei den verkrachten Hypothekenbanken erlebte, auch in Zukunft nicht sicher ausgeschlossen ist. Jener Paragraph entspricht doch nur wieder dem alten Satz: Wasch mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß.

Meines Erachtens folgen aus den jüngsten Erfahrungen bei diesen Bankbrüchen und aus der völlig unzureichenden, nirgends, worauf doch alles ankäme genügend präventiv wirkenden Bankkontrolle einige Forderungen, welche ich

mich hier begnüge, nur zum Schluß kurz ohne weitere Begründung des Einzelnen hinzustellen. Ich habe sie teils ähnlich, teils ebenso in meinen verschiedenen Bankarbeiten vertreten, oder sie folgen als Konsequenzen aus dem, was ich dort darüber dargelegt habe. Eine volle Bestätigung meiner Auffassungen finde ich in den jüngsten Vorfällen. Freilich sind diese Forderungen, wie mir oft genug entgegengeworfen ist und wahrscheinlich jetzt wieder werden wird — diejenigen eines „grauen Theoretikers und Stubengelehrten", der dem „großen modernen Wirtschaftsgetriebe" nicht nur fern, sondern, wie man ihm nachsagt, auch verständnislos und selbst antipathisch gegenüber steht, der sogar, horribile dictu, „ein Gegner des Industriestaats" ist. Das Alles ist mehr oder weniger richtig. Aber Schreiber dieses ist andererseits persönlich uninteressiert und hat seine Studien, allerdings nur theoretische, auf dem Gebiete gemacht und traut sich danach doch ein Urteil zu. Von einzelnen anderen Seiten wird jetzt doch auch ähnlich geurteilt. Auch hier beziehe ich mich für einige Punkte wieder auf die Schrift von Lindenberg, auch auf praktische Bestrebungen von — Praktikern, die z. B. von Frankfurt a. Main aus für die Ausbildung eines eigentlichen Depositenbankwesens ausgegangen, aber ohne Erfolg geblieben sind. Auch die Arbeit Neumann-Hofers über Depositenbanken mag weiter genannt werden.

Bei dem, was m. E. zu geschehen hat, handelt es sich allerdings in erster Linie um den Schutz gewisser privater kapitalistischer Interessen, auch namentlich solcher von mittleren und kleinen Kapitalisten, wie in der Pfandbrieffrage, zum Teil auch im Depositengeschäft. Aber diese Interessen haben, wie oben dargelegt, auch eine allgemeine volkswirtschaftliche Bedeutung. Ferner ist die bessere Sicherung von Treu und Glauben ein hohes volkswirtschaftliches Interesse allgemeinster Art und darüber hinaus ein nationales soziales Interesse. Und endlich ist in der heutigen Organisation der Volkswirtschaft, bei der erreichten Entwicklung des Kredits, eine gesteigerte Sicherung der Leistungsfähigkeit der Banken aller Art, auch der, wie ich zugebe, unentbehrlichen Effektenbanken, eine volkswirtschaftliche und selbst — wegen der wenigstens indirekten Bedeutung für die Arbeiterbeschäftigung — eine soziale und wegen der Rückwirkung aller Wirtschaftsverhältnisse auf den Staat, auf die Finanzen, auch eine politische Angelegenheit allerersten Ranges. Wegen aller dieser vielseitigen Beziehungen kann man wohl Forderungen wie die folgenden aus dem Gesichtspunkt nationalen Gesamtinteresses stellen und rechtfertigen.

I. Zur Sicherung des Grundsatzes der Publizität, damit aus den Ausweisen u. s. w. zuverlässige Schlüsse auf die wirkliche Lage einer Bank gezogen werden können, was bisher nicht genügend verbürgt ist, sind Veröffentlichungen der Jahresbilanz in weitgehender Spezialisierung, ferner, wenn auch in knapperer Form, aber immer noch etwas mehr spezialisiert, von mindestens Quartalsstatus, womöglich von Monatsstatus nach amtlichen, von der Reichsaufsichtsbehörde auf-

gestellten Schematen, ebenso die jährlichen Rechnungsabschlüsse und Geschäftsberichte nach solchen Schematen zu veröffentlichen. Die Schemata sind für die großen Hauptkategorieen der Banken, insbesondere für Noten-, Depositen-, Hypotheken- und auch für Effektenbanken in verschiedener Weise nach der Art der Aktiv- und Passivgeschäfte dieser Kategorieen, stets mit möglichst weitgehender Spezialisierung, zu entwerfen.

II. Zur wenigstens formalen, eventuell auch materiellen Kontrolle des gesamten, in Form von Aktien-, Kommanditaktien-Gesellschaften, Genossenschaften und öffentlichen Korporationsbanken betriebenen Bankwesens im Deutschen Reich ist ein Reichs-Bankkontrollamt zu errichten. Dieses ist aus Sachverständigen des Bankwesens, Praktikern und Theoretikern, und aus richterlichen und Verwaltungsbeamten zusammenzusetzen. Es hat die Aufgabe, die Banken der „formalen" Kontrolle bezüglich der Richtigkeit ihrer vorgeschriebenen Publikationen zu unterziehen und, soweit das Gesetz betreffende Bestimmungen getroffen hat, auch der „materiellen" Kontrolle bezüglich der Innehaltung der gesetzlichen Vorschriften. Zu dem Behufe sind alle vorgeschriebenen Publikationen der Banken an das Amt einzuliefern. Das Amt hat das Recht, jederzeit die Bücher, Geschäftspapiere 2c. der Banken daraufhin zu prüfen, ob die Publikationen der Banken damit übereinstimmen, und die Pflicht, diese Prüfung wenigstens einmal im Jahre unvorhergesehen vorzunehmen. Ueber den Befund ist öffentlich Bericht zu erstatten. Fühlt sich eine Bank dadurch beschwert, so steht ihr zu, an ein zur Prüfung solcher Fälle einzurichtendes Schiedsgericht Berufung einzulegen, dessen Entscheidung ebenfalls veröffentlicht wird. Soweit es sich um die materielle Kontrolle handelt, hat das Amt die Pflicht, Verstöße gegen gesetzliche Vorschriften zu rügen, Abstellung zu verlangen, die Ausführung von gesetzwidrigen Maßregeln zu verbieten, unter Androhung von Strafen gegen die Gesellschaftsorgane. Auch gegen die Entscheidung des Amts im Gebiet der materiellen Kontrolle findet eine Berufung seitens der Bank an ein Schiedsgericht statt. Die Entscheidung des Amtes in der materiellen Kontrolle, gegen welche keine Berufung eingelegt ist, ferner die Entscheidung des Schiedsgerichts wird auch hier amtlich veröffentlicht. Findet das Amt bei seiner formalen oder materiellen Kontrolle statutenwidrige, wenngleich nicht ungesetzliche Vorgänge, so hat es davon den Aufsichtsrat der Bank zu benachrichtigen.

III. An materiellen Vorschriften über Einrichtung, Betrieb, Geschäftsführung werden für alle Banken, in welcher Rechtsform sie auch bestehen, folgende im Wege der Reichsgesetzgebung getroffen.

1. Der oder die verschiedenen Reservefonds einer Bank sind apart, in mündelsicheren Wertpapieren anzulegen, von den übrigen Anlagen der Bank getrennt. Die Kontrolle des Bankamts erstreckt sich hierauf mit.

2. Der Pensionsfonds einer Bank für ihre Beamten ist regelmäßig mit einer Minimalquote aus dem Jahresgewinn (Reinertrag, inkl. Reservelegung), z. B. von 2—5 Prozent, doch verschieden nach den Umständen, gemäß den Bestimmungen des Bankamts, zu dotieren. Er ist einschließlich der ihm durch freiwillige weitere Dotierungen zufließenden Beträge apart zu verwalten, ebenfalls in mündelsicheren Werten anzulegen und gilt als nicht mehr zum Vermögen der Bank gehörig, bleibt daher bei Konkursen u. s. w. der Bank für die sonstigen Bankgläubiger unfaßbar und für die Ansprüche der Beamten reserviert.

3. Die Gesellschaftsorgane, insbesondere Direktorium und Aufsichtsrat, unterliegen der besonderen Haftbarkeit für Verluste, welche die Bank nicht nur in Fällen des Betrugs, sondern auch der groben Fahrlässigkeit in Geschäftsführung und Kontrolle erleidet, namentlich bei einer den Grundsätzen einer guten kaufmännisch-technischen Bankleitung widersprechenden Geschäftsführung, daher insbesondere auch bei gesetz- und statutenwidriger. Um den Aufsichtsratsmitgliedern wenigstens erfüllbare Aufgaben zu stellen, wird die Zahl der Aufsichtsratsämter, die eine Person gleichzeitig führen darf, auf ein Maximum bestimmt, z. B. 6, aber nach näherer Bestimmung des Kontrollamts. Zur besseren Sicherung der zivilrechtlichen Haftbarkeit von Direktorium und Aufsichtsrat wird die statutenmäßige Tantième nur zur Hälfte bar ausgezahlt, die andere Hälfte zinslos 10 Jahre lang reserviert, um daraus denjenigen Schaden einer Bank, für welche die genannten Personen als haftbar aus der Zeit ihrer Amtsführung her anerkannt werden, zunächst zu decken.[1]) Auch diese Tantièmenreserve wird apart mündelsicher angelegt und verwaltet.

IV. Für die Deckung der Bankverbindlichkeiten werden gesetzliche Bestimmungen, verschieden nach den einzelnen Bankkategorieen, erlassen. Für Noten- und für Hypothekenbanken sei auf die bezügliche Gesetzgebung hingewiesen, die freilich, zumal für die zweite Art der Banken, noch Verschärfungen des Reichsgesetzes bedürfen möchte, worauf hier jetzt nicht weiter eingegangen wird. Für reine Depositenbanken, d. h. für solche, welche nicht die Spekulationsgeschäfte der Effektenbanken betreiben (Gründung von Aktiengesellschaften, Emission neuer Wertpapiere u. s. w.) wird eine Minimalquote Bardeckung, z. B. $^1/_5$ für stets fällige und binnen 8 Tagen fällige, $^1/_{10}$ für länger, bis zu 1 Monat fällige vorgeschrieben, sonst daneben nur Deckung mit Wechseln, Lombards, fest verzinslichen Effekten zugelassen, alles nach näheren Vorschriften des Kontrollamts. Für die Effektenbanken, welche Depositen- und

[1]) Dies war bereits geschrieben und gedruckt, als mir ähnliche Vorschläge von Professor G. Schanz in Würzburg aus der Presse bekannt wurden. Wir sind ganz unabhängig von einander auf diese Gedanken gekommen, freilich — alle beide „bloße Theoretiker". Die „Praktiker" haben es ja so herrlich weit gebracht mit ihrer Fürsorge für die Bankinteressen.

verwandte Geschäfte (Contocorrentverkehr u. s. w.) betreiben, wird für stets fällige Gelder eine Minimalquote Bardeckung in höherem Betrage als bei reinen Depositenbanken, z. B. von 1/4 für stets und innerhalb 8 Tagen kündbare, von 1/5 für länger, bis 1 Monat laufende, von 1/10 für weiter bis 6 Monat kündbare, ferner vorgeschrieben, daß der Rest dieser Gelder zur Hälfte ebenfalls nur in Wechseln und Lombards und fest verzinslichen erstklassigen Effekten, bloß zur anderen Hälfte in den allgemeinen Aktivgeschäften und Werten der Effektenbank mitangelegt werden darf. Als Bardeckung gilt nur die in deutschem Währungsgeld bestehende, also Goldmünzen und einstweilen auch Thaler, ferner Goldbarren und fremde Goldmünzen nach dem Tarife der Reichsbank, Reichs- und andere deutsche Banknoten, Reichskassenscheine, stets fällige (Giro- u. s. w.) Guthaben bei der Reichsbank. Die „Effektenbankfähigkeit" der Wechsel und Lombards wird vom Kontrollamt festgesetzt, sei es generell, sei es für die einzelne Bank, sie braucht nicht so streng wie die „Reichsbank- und Notenbankfähigkeit" zu sein.

Von noch weiteren Einzelheiten und von der Erläuterung, Begründung und Rechtfertigung gegen zu erwartende Kritik und Angriffe wider diese Vorschläge sehen wir, wie bemerkt, ab. Mancher „Praktiker" wird die Vorschläge für viel zu weitgehend halten und sie „wohl unter aller Kritik" finden, das macht mich nicht irre. Auch die bisherige Stellung und Funktion der Reichsbank in Ueberspekulationszeiten, wie der jüngst vergangenen, und in Krisen, wie der jüngsten Bankkrise und der sich immer mehr ankündigenden industriellen Krise, verdient einmal eine nähere Untersuchung. Ich habe auch hierbei einige Desiderata auf dem Herzen. Doch kann darauf jetzt nicht eingegangen werden.

Deutsche Sprüche.

Ich lasse mir die große Zeit nicht schelten;
Was sie uns raubt, wir werden es verschmerzen;
Sie rüttelt mächtig an der Menschheit Herzen
Und dient der Wahrheit, — darum wird sie gelten!

o

An meinem Volke werd' ich nie verzagen,
Denn Wahrheitsdrang bleibt seines Wesens Kern;
Es wird, wie einst Christophorus den Herrn,
Der Menschheit Kleinod durch die Zeitflut tragen.

Julius Lohmeyer.

Meine Kämpfe in Ostafrika.

Von

Hermann von Wissmann.

II.

Bestrafung der Wawemba-Sklavenräuber.

Im Jahre 1893 näherte ich mich, vom Nyassa kommend, dem Tanganika-See. Noch war mir von meiner zweiten Durchquerung her der Weg bekannt, noch erinnerte ich mich, wie ich damals die Dörfer verlassen oder die Eingeborenen zur Flucht bereit antraf, da gerade der alljährlich wiederkehrende große Raubzug der Wawemba an der Zeit war und die ganze Gegend bedrohte. Seit damals waren jene Länder schon sehr entvölkert. Der Grund lag in den bis zum Jahre 1894 fortgesetzten Zügen der Wawemba, um Sklaven zu rauben und diese an die Araber, die am Tanganika auf englischem Gebiete angesiedelt sind, zu verhandeln. Die Wawemba selbst wohnen auf englischem Gebiete.

Von den Leuten einer mir entgegenkommenden kleinen Karawane vernahm ich, daß auch die am Ufer des Tanganika gelegenen katholischen Missionen von dem Raubzug der Wawemba bedroht seien und sich schon seit einiger Zeit in der fest geschlossenen Boma zur Verteidigung bereit hielten.

Diese Nachricht veranlaßte mich, meinen Marsch zu beschleunigen, um baldmöglichst nach der Gegend zu gelangen, in der das Raubgesindel sein Wesen trieb. Von Stunde zu Stunde gingen mir scheinbar übertriebenere Nachrichten zu über die Zahl der Räuber, über ihre Erfolge, über die Massen von Sklaven und Vieh, die sich schon in ihren Händen befänden.

Eines Abends kam ich in ein ganz neues, gut gebautes, aber vollständig verlassenes Dorf, und da es schon spät am Abend war, mußte ich mich hier für die Nacht einrichten. Noch vor Dunkelsein erschienen zögernd zahlreiche Leute, die Bewohner des Dorfes, die mit ihren Familien in den umliegenden Dickungen und Sümpfen sich versteckt gehalten hatten, da sie jeden Augenblick den Angriff der Wawemba besorgten, die auch bei ihnen für unüberwindlich galten. „Die Wawemba," so erzählten mir die Leute, „haben viele Gewehre; die wenigsten gehören ihnen selbst, sie haben solche in großer Zahl von den Arabern am Nyassa zu ihrer großen Sklavenjagd geliehen erhalten."

Bis jetzt hatte sich nichts von den Wawemba gezeigt, und so marschierte ich denn am nächsten Morgen bis zu einem kleinen Dorfe weiter, in dem ich mittags

eintraf. Da auch dort nichts von den Räubern sichtbar wurde, die Gegend aber als sehr reich an Elefanten bekannt war — hatten wir doch auf dem Marsche nach eben jenem kleinen Dorfe viele Fährten gefunden —, so gedachte ich am nächsten Morgen hier Ruhe zu machen, nähere Nachrichten über die Räuber durch die von mir ausgesandten Eingeborenen einzuziehen und bis zum Eintreffen dieser eine Elefantenjagd zu unternehmen.

Ich hatte nur sechzig Soldaten bei mir, von denen fünfundzwanzig Sudanesen, zwanzig Zulus und fünfzehn ausgesuchte Suahelileute waren; alles gute, verläßliche, seit fast einem Jahre einexerzierte Truppen unter dem Kommando von zwei Offizieren, dem Dr. Bumiller, meinem Vetter und zwei Unteroffizieren. Auch ein kleines Geschütz und ein Maxim-Maschinengewehr führte ich bei mir.

Der Sicherheit wegen hatte ich rings vor den Palisaden Posten aufgestellt, wie auch auf einem großen Termitenhügel, der inmitten des Dorfes sich erhob und oben ca. drei Quadratmeter Fläche bot. Das Dorf war etwa zu drei Vierteln seiner Umgebung von einem zwei Meter hohen Palisadenring umschlossen, vor dem ein bis zu drei Meter tiefer Spitzgraben ausgehoben war, an einer Stelle war sogar ein bastionartiger Aufbau aufgeführt. Das nicht bewehrte Viertel des Dorfes stieß an einen sumpfigen Urwald, der aus so weichem Boden aufwuchs, daß er von außen her wohl als unpassierbar gelten konnte. Die Eingeborenen hatten sich jedoch mittels zum Teil vom Sumpfboden bedeckten Bäumen und Knüppeldämmen einen Weg ins Innere dieses Urwaldes angelegt. Dieser Damm konnte auf den ersten Augenblick von niemandem als Weg erkannt werden, da er zum größten Teil von Wasserlachen und Sumpf überdeckt war; nur die Eingeborenen wußten sich auf ihm zurecht zu finden. Da sie sich also sicher fühlten, hatten sie das Dorf nicht verlassen, sich jedoch, wie ich daran erkannte, daß sie alles Mitnehmbare und zum Wegschleppen Geeignete zusammengestellt, offenbar vorgenommen, einem Angriff der Wawemba nicht Widerstand zu leisten, sondern sich bei ihrem ersten Ansturm in ihre Schlupfwinkel zu retten.

Wir Europäer saßen bei Eintritt der Dunkelheit um unsere Kisten herum und nahmen unser Abendbrot ein, als wir von einer Salve aufgeschreckt wurden, deren Kugeln über uns hinwegpfiffen. Ein wüstes Geschrei von draußen vor dem Dorfe schien einen Ueberfall der Wawemba einleiten zu sollen.

Meine Posten feuerten ihre Gewehre sofort in jener Richtung ab, aus der die Salve gekommen war, und der Hornist blies das Signal zum Besetzen der Umwallung. Die Soldaten rannten an die Palisaden, draußen jedoch blieb nun alles still. Die unerwartet schnellen Antwortschüsse und das Hornsignal hatten wohl einen Trupp der Wawemba-Räuber, der versuchen sollte, das Dorf zu überraschen, darüber belehrt, daß ein solches Unternehmen doch so leicht nicht ins Werk zu setzen wäre. Ob die Wawemba von meiner Anwesenheit Nachricht hatten, wußte ich nicht, bezweifle es jedoch.

Natürlich wurde die für den nächsten Morgen geplante Jagd aufgegeben, denn es war anzunehmen, daß am nächsten Morgen die ganze Macht der Wawemba vor dem Dorfe erscheinen und den Angriff wagen würde.

Ich ließ die Eingeborenen antreten, musterte ihre Waffen und verteilte die Truppen zur Besetzung der Boma. Einige der Leute schickte ich in den Sumpfwald, um möglichst rasch einen etwaigen Versuch des Feindes, durch den Wald in das Dorf zu dringen, melden zu können.

Was noch an den Palliſaden und im Vorterrain zu bessern war, wurde beim ersten Morgenlicht ausgebessert, im Besondern ließ ich noch schnell einige Büsche dicht vor dem Dorfe niederschlagen, um das Schußfeld zu erweitern.

Der Feind ließ nicht lange auf sich warten. Kaum eine Stunde nach Sonnenaufgang erschienen plötzlich auf der in direkter Richtung wohl nur eine halbe deutsche Meile entfernten Höhe die Spitzen einer langen Karawane und an ihrer tête eine blau-weiß-rothe Flagge, die französische Trikolore.

Nach allen bisher eingezogenen Meldungen, bei denen ich die afrikanische Uebertreibung abzurechnen hatte, mußten die Wawemba-Krieger nach Tausenden zählen, und da das ganze Gelände rings umher nicht geradezu ein offenes genannt werden konnte, so beschloß ich, mit meiner kleinen Truppe erst abzuwarten, ob die Wawemba angreifen würden, bevor ich gegen die Räuber auszog.

Der Zug des Feindes im Indianermarsch, wie es afrikanische Wege gebieten, setzte sich über den gegenüberliegenden Hügelrücken ununterbrochen fort. Der Feind mußte sich — da wir von dem hochgelegenen Dorf die Höhen und die ganze sumpfige Niederung übersehen konnten — unter unsern Augen, um den Sumpf herum, nach dem Dorf hinwenden, und so konnten wir fast eine Stunde lang Mann hinter Mann über die Höhen herankommen sehen und eine ungefähre Zählung des Feindes vornehmen. Es waren, als die vordersten Leute des Zuges bereits auf einer Anhöhe ca. einhundertfünfzig Meter vor dem Dorfe erschienen, schon über 5000 Menschen von uns gezählt worden, die mit mindestens 30 französischen Flaggen, deren Ursprung uns erst später erklärlich wurde, heranzogen. Wir hatten also gegen Frankreich zu fechten, eine kleine Fortsetzung von 1870/71.

In dem vordersten Zuge marschierten offenbar Häuptlinge und hervorragende Krieger, denn sie zeigten sich in schöne bunte Stoffe gekleidet, waren kriegerisch geschmückt und führten Gewehre. Erst später kamen zu diesen, die sich jetzt gemächlich und ohne jede Scheu um das Dorf herum postierten, Leute mit Speeren und Bogen. Bei den Vordersten hatten wir auch die Träger mächtiger afrikanischer Pauken gewahrt, die zu dem Kriegsgeschrei und den Zurufen laut geschlagen wurden.

Diesen Massen des Feindes gegenüber erschien es am aussichtsvollsten, beim Angriff in die dicht andringenden Mengen zu feuern, überwältigende Verluste herbeizuführen und dann, diese benutzend, dem zurückprallenden Feinde nachzu-

dringen und ihn zu werfen, sodaß auch die weiter rückwärts Kommenden von seiner Flucht noch mitgerissen wurden, denn noch immer hatte die lange, über die Höhe sich heranwälzende Karawane nicht ihr Ende erreicht. Wir sahen unter ihnen aber schon Trupps von Leuten, die sichtlich getrieben wurden, also erbeutete Sklaven waren, und Rindvieh in kleinen Trupps.

Ich erstieg, um vor allen Dingen noch den Ausbruch des Gefechtes aufzuhalten und dem Feinde Zeit zu lassen, sich zu sammeln, den Termitenhaufen, auf dem sich das kleine Geschütz und das maxim gun befanden, die ich mit Tüchern hatte zudecken lassen, und rief in kisuaheli dem frei stehenden Trupp der Häuptlinge oder Führer die Frage zu, was ihre Ansammlung und die Salve vom vorhergehenden Abend zu bedeuten habe?

Ein besonders vornehm gekleideter und herausgeputzter Krieger nahm das Zwiegespräch in gutem kisuaheli auf. Er erklärte, wir sollten das Dorf verlassen, sie, die Wawemba, beabsichtigten nicht, Krieg mit den Weißen zu führen, sie wollten nur das Dorf bestrafen für von den Bewohnern erfahrene Unverschämtheiten und Mangel an Gehorsam, vor allem wegen ausbleibenden Tributes; sie würden uns jedoch mit unsern Leuten ruhig abziehen lassen.

Ich hatte meinen Offizieren befohlen, sich nicht zu zeigen, sodaß vorläufig der Feind nicht erkennen konnte, daß außer mir noch andere Europäer in der Boma anwesend waren. Auch standen alle meine Leute wohlgedeckt hinter den Pallisaden und sahen schußfertig durch die, zum Teil noch an demselben Morgen zurecht geschlagenen Schießscharten.

Während des Gespräches, das ich mit Absicht in die Länge zog, fingen die Wawemba an, sich ringsumher auf den mit hohem Gras bewachsenen Höhen zum Gefechte einzurichten. Sie legten ihre Gewehre in Anschlag, schoben die Grasbüschel auseinander, machten sich von aufgetürmter Erde Unterlagen für das Auflegen ihrer Gewehre zurecht und begannen bereits Zielübungen, natürlich auf den einzig sichtbaren Punkt im ganzen Dorfe, auf mich selbst, der ich mich noch immer auf dem die Pallisaden wenig überragenden Termitenbau befand. Die Lage als Zielscheibe für so viele Waffen, die, wenn sie auch nicht von hervorragenden Schützen geführt wurden, doch an Zahl von Sekunde zu Sekunde zunahmen, wurde mir unheimlich.

Der Feind hatte sich an einigen Stellen schon zu dichten Massen gesammelt, die, in höchstem Grade erregt, mit heftigen Gebärden unter einander sprachen und sich für den Kampf erhitzten.

Einige der frechsten Wawemba tanzten sogar vor den Pallisaden, indem sie die Gewehre schwangen und dabei bis dicht an den Rand des Grabens heran kamen, wobei sie uns eine Geste der höchsten Verachtung machten, nach der sie dann wieder in ihre Reihen zurücksprangen. Diese kühnen Krieger hielten auch Reden vor den Pallisaden, indem sie versicherten, sie würden es auch mit den

Weißen aufnehmen, ein weißer Kopf über ihren Palliſaden würde ſich ebenſo ſchön ausnehmen wie ein ſchwarzer, und dergleichen mehr.

Ich hatte den Häuptlingen bereits geſagt, daß wir unſere Schwarzen, die, wie ſie ſehen mußten, unter der deutſchen Flagge wohnten — wir hatten dieſe natürlich hoch über dem Dorfe gehißt — nicht verlaſſen würden, daß wir mit ihnen fechten würden, wenn ſie nicht davon abſtänden, das Dorf zu verbrennen. Allmählich wurden die Antworten der Häuptlinge immer höhniſcher, ſowie auch das Benehmen der übrigen Wawemba immer kriegeriſcher. Dichte Gruppen des Feindes ſchoben ſich ſchon hin und her und die heranrückende Maſſe wurde nach und nach ſo groß, daß bei einem plötzlichen Angriffe zu befürchten war, der Feind könnte im Anlauf ſeine Verluſte gar nicht bemerken und dann doch vielleicht im Anſturm in das Dorf gelangen. Dann aber wäre inmitten des Häuſergewühls die Lage leicht kritiſch geworden, denn in ſolchem Nahekampfe wären meine wenigen Leute von der großen Uebermacht erdrückt worden.

Als, wie es ſchien, die letzten Leute der langen Karawane über die Höhe heranzogen — den Schluß bildete eine große Rindviehherde — glaubte ich, daß es nun Zeit, ja die höchſte Zeit wäre, Ernſt zu machen. Auch meine Leute wurden unruhig, und ich ſah, wie ſie eifrig Zielübungen machten und verlangten, ihr Feuer endlich zu eröffnen. Ich rief meinen Offizieren und Begleitern zu, ſie ſollten ihre Leute jetzt den Feind ſcharf aufs Korn nehmen und auf den erſten Schuß von mir das Feuer beginnen laſſen.

Es ſchien bereits, als wollte von draußen ein Haufen des Feindes ohne beſonderen Befehl der Häuptlinge auf die Boma zuſtürmen. Die Führer hatten offenbar, durch mein Benehmen eingeſchüchtert, nur noch gezögert, den Befehl zum Angriff zu erteilen.

Ich hatte mich während der Verhandlungen mit ihnen auf das bedeckte Geſchütz geſetzt, hatte mir während des Geſpräches meine kleine Pfeife angezündet und mich öfter lachend mit meinen Genoſſen, die der Feind ja nicht ſehen konnte, unterhalten.

Jetzt rief ich den Häuptlingen, die uns erklärt hatten, da wir das Dorf nicht verlaſſen wollten, müßten wir mit den Eingeborenen ſterben, die Worte zu: „Nun gut; wenn ihr wollt, dann Krieg!“

Ich zog in dieſem Augenblick das Tuch von dem kleinen Geſchütz zurück, richtete den mit einer kleinen Granate geladenen Lauf in die Mitte eines Haufens, drückte ab und ſauſte gleichzeitig mit dem ganzen Geſchütz ungefähr fünf Meter weit von dem Termitenhaufen herab, wahrſcheinlich zu meinem großen Glück, denn im Moment des Losſchießens antworteten viele hundert Gewehre rings umher, und von dieſen hätten mich einige Geſchoſſe treffen müſſen.

Der Aufſtellungsplatz des Geſchützes war für den Rücklauf nicht groß genug geweſen; es war über den Rand zurückgerollt und hatte mich, der ich, um abzufeuern, auf der Lafette ſitzen mußte, mit hinabgenommen.

Auf das vermehrte Feuer von draußen antwortete jetzt kurze Zeit hindurch ein Schnellfeuer meiner Leute, das auf diese geringe Entfernung furchtbar wirken mußte. Aber noch hatten die Wawemba in eigener Gefechtsaufregung unsere Stärke nicht erkannt. Sie schoben, sobald unser Feuer aussetzte, sich in dichterer Masse auf die Höhe, hinter der, für uns unsichtbar, die Hauptmacht des Feindes sich jetzt gesammelt hatte.

Wir gaben in drei Abteilungen — der Sudanesenzug, der Zuluzug und der Suahelizug — Salven durch die Palliſaden ab.

Ich war wieder zum Ausspähen auf den Termitenbau hinaufgekrochen, jedoch nur so weit, daß ich durch einen Spalt in seiner Krone hindurchsehen konnte. Auf unsere zweite Salve entstand ein Wanken des Feindes, auf die dritte stürzten die Massen der Wawemba rückwärts. Nun rief ich Bumiller und meinem Vetter zu: „Hinaus jetzt, Salven und Hurrah!"

Wie die Katzen waren meine Zulu und Suaheli nach außen gedrungen, und hatten sich hier im Nu in Reihen aufgestellt. Der Feind stutzte. In Marschmarsch gingen nun meine Führer mit ihren Trupps bis an den Rand der Höhe vor, so daß sie jetzt die durcheinander wogenden und zum Teil auch wieder vorwärts drängenden Wawemba-Massen auf nur ungefähr fünfzig Schritte vor sich hatten. Auf Kommando gingen die beiden Züge nieder aufs Knie, und die erste Salve prasselte in den wankenden Feindeshaufen, eine zweite folgte, und nun wurde — das Seitengewehr war schon im Vorwärtslaufen aufgepflanzt worden — von unsern Trupps mit „Hurrah!" hinter den sich selbst niederrennenden und kopflos flüchtenden Wawemba hergesetzt.

Ich schickte den beiden Herren Befehl, den Feind weiter zu verfolgen und ihm möglichst viele Sklaven abzunehmen, und ging, da nun nicht nur von jenen Stellen, wo die Wawemba am dichtesten gestanden hatten, auf die der Angriff meiner Leute erfolgt war, sondern, da ringsumher der Feind geflohen war, mit meinen Triariern, den Sudanesen, auch hinaus, um den beiden, den Feind heftig verfolgenden Zügen zu folgen.

Eine große Anzahl von Menschen waren, merkwürdigerweise meist Frauen, schon während des Anfangs des Gefechtes mit erhobenen Händen winkend, mitten aus den Wawemba heraus, auf das Dorf zugelaufen. Es waren gefangene Sklaven. Leider waren einige, die den Moment für günstig hielten, den Wawemba zu entfliehen, im Getümmel des Gefechtes von uns angeschossen worden.

Ueber die weite sumpfige Wiese hin sahen wir die Leute nach jeder Richtung hin entfliehen, oder sich in dem hohen Sumpfgras verstecken.

Bevor ich weiter zur Verfolgung überging, schickte ich eine Granate über einen noch immer in der Senkung sichtbaren Haufen des Feindes und bemerkte bald den Erfolg des Niedersausens oder Krepierens unseres Geschosses: eine schnelle Auf-

lösung des Zuges folgte, ein Auseinanderrennen des Viehs und ein Rückwärts rennen der mitgeführten Sklaven.

Ich marschierte nun langsam und geschlossen den verfolgenden Zügen nach und entließ die mir entgegen wogenden Gefangenen nach ihrer Heimat.

Noch nicht zehn Minuten, nachdem der Angriff abgeschlagen worden war, kamen große Haufen Bewaffneter im Laufschritt heran, von denen meine Leute anfangs glaubten, es seien Feinde, und die Wawemba hätten uns geschickt in einen Hinterhalt gelockt. Ich erkannte jedoch an den Gebärden des an der Spitze her laufenden Führers, daß es Freunde waren. Es waren Leute aus den nächsten Dörfern, die sich bewaffnet in einem nahe gelegenen Verstecke aufgehalten hatten und nun baten, auch mitthun zu können. Sie waren mir jetzt die erwünschteste Truppe, denn in ihrem eigenen Lande konnten sie am besten die weitere Verfolgung der Wawemba aufnehmen und ihnen den Rest der Sklaven und des Viehs abjagen.

Auch die Truppe, die ich schon vorher aus den Bewohnern anderer Dörfer zusammengestellt hatte, setzte ich auf die Fährte. Meine Truppe war für die Verfolgung unbelasteter Eingeborener in ihrem Lande wenig geeignet.

Die fliehenden Wawemba hatten, wenigstens zum größten Teil, nicht die Wege innegehalten, sondern sich in die Wälder verstreut; waren vollkommen zersprengt und liefen in kleinen Trupps ihrer Heimat zu.

Als ich nach Monatsfrist zu derselben Stelle zurückkam, erfuhr ich von den Eingeborenen und von den Engländern der Stationen am Südende des Tanganika, daß die Wawemba die Strecke von dem Gefechtsorte bis nach dem Orte ihres Häuptlings, des dicken, unförmlich fetten Kiti mkurru, eine Strecke von fünf gewöhnlichen Tagemärschen, in noch nicht 48 Stunden zurückgelegt hätten.

Der dicke Kiti mkurru soll tagsüber im dichtesten Sumpf versteckt geblieben und erst nach vier Tagen zu Hause eingetroffen sein. Er hatte den Seinen schon als verloren gegolten.

Von Sklaven sollten die Wawemba so gut wie nichts heimgebracht haben, ebensowenig von Vieh, auch viele Gewehre hatten sie verloren.

An der Verfolgung hatten sich bald noch andere, in der Nähe wohnende Eingeborene beteiligt und sich bei dieser Gelegenheit endlich einmal für die seit Jahrzehnten jährlich wiederkehrenden Hetzjagden der wüsten Sklavenräuber gerächt.

Diese Abwehr der Wawemba fand im Jahre 1893 statt und bis zum heutigen Tage haben die Räuber die Lehre nicht vergessen, haben sie noch nicht einmal wieder die Grenze in feindlicher Absicht überschritten.

Die katholischen Missionen glaubten damals, die Wawemba würden, wenn ich wieder abmarschiert wäre, zurückkehren und sich für die von uns erhaltene Belehrung rächen, und baten mich daher um Waffen. Ich war der Meinung, daß ihre Besorgnis unbegründet wäre, lieh ihnen jedoch, da ich zur Zeit

Waffen entbehren konnte, das kleine Geschütz und eine Anzahl von Gewehren, so daß sie in ihren sehr gut befestigten Stationen vollkommen sicher waren.

Es ist noch übrig, zu erzählen, wie es kam, daß uns die Wawemba unter einer Anzahl französischer Flaggen angriffen. Im Jahre 1884 war der französische Schiffsleutnant Giraut durch das Land der Wawemba gekommen und hatte, wie man mir erzählte, dem damaligen Kiti mkurru, dem Vater des jetzigen, eine ganze Last französischer Flaggen geschenkt. Es war mir recht interessant, zu erfahren, daß Franzosen schon damals mit Verteilung von Flaggen in Afrika begannen. Man weiß, daß wir erst im Jahre 1885 anfingen, Verträge in Afrika zu schließen, und daß man uns damals allgemein vorwarf, daß wir es gewesen wären, die mit der Hetzjagd zur Erwerbung von Kolonieen in Afrika begonnen hätten.

Wir sollten aus dieser Erfahrung übrigens die Lehre ziehen, daß man, wie es von Franzosen, Engländern und anderen geschieht, jede Gelegenheit benutzen soll, dem Vaterlande Dienste zu erweisen. Es herrscht bei uns leider immer noch die Ansicht, daß sich nicht direkt von der Regierung ausgehende Unternehmungen durchaus nicht in Politik zu mischen hätten, und diese Ansicht hat auch in Ostafrika Veranlassung zu unerfreulichen Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und privaten Expeditionen gegeben. Heute ist man bei uns schon so weit gekommen, daß man private Expeditionen ohne Begleitung von Offizieren gar nicht mehr in das Innere lassen möchte. Diese Maßregel geht viel zu weit; ähnliches geschieht in keiner anderen Kolonie und diese allzugroße Zurückhaltung entspringt zum guten Teil auch noch jenem altpreußischen Bureaukratismus, der für die Kolonieen am allerwenigsten paßt. Man hält es beinahe für unerhört, daß ein Reisender zum Schutze seiner Karawane sich selbst hilft, statt nachträglich die Hilfe der Regierung anzusprechen. Aber viel besser ist es, wenn sich der Europäer, wenn sich der Deutsche in seinen Kolonieen, wo er auch sei, so schnell als möglich selber Hilfe schafft. Solche energische Abwehr kann nur dazu beitragen, den Respekt vor uns zu mehren. Sollte wirklich einmal bei solcher Gelegenheit etwas zu schnell gehandelt werden oder energischer, als es vielleicht durchaus zweckentsprechend war, so ist ein solcher Uebergriff im Verhältnis zu dem Gewinn des damit erzielten Respekts bei den feindlichen Eingeborenen nicht allzu hoch anzuschlagen.

Deutschland und die großen europäischen Mächte.

Von

Theodor Schiemann.

II.

Die Politik Frankreichs, so wie sie uns heute entgegentritt, beruht vor allem auf dem russischen Bündnis. In ihrem Entstehen gegen die Tripelallianz gerichtet, ist sie bemüht, das deutsch-österreich-ungarisch-italienische Bündnis aufzulösen, sie pflegt in weiterer Perspektive den Gedanken der Revanche für 1870 und sucht nach der politischen Kombination, die ihr ohne allzu großes eigenes Risiko den Weg dazu bahnen könnte.

Die französische Politik, die sich überhaupt auf der gefährlichen Bahn der Rekriminationen bewegt, hat aber noch eine andere Revanche zu nehmen, für Egypten und Faschoda an England. Ihr Problem liegt daher so, daß sie die politische Lage finden muß, die es ihr möglich macht, mit diesen Gegnern ihrer Einbildung so abzurechnen, daß sie sich nicht zusammenschließen können.

Bekanntlich hat es im Jahre 1896, nach dem Jameson-Einfall und dem Telegramm Kaiser Wilhelms an den Präsidenten Krüger, einen Augenblick gegeben, da Frankreich seinem Ziele nahe zu stehen meinte. Dieser Augenblick mußte aber ungenutzt vorüber gehen, da der Anlaß ein zu nichtiger gewesen wäre. Um einen Glückwunsch führt man keine Kriege. Es giebt aber zwei Momente, die diese in der Intention gegen uns feindliche Richtung wesentlich abschwächen: Eben jenes russische Bündnis, und die auf Selbsterhaltung gerichteten Instinkte derjenigen Gruppen, welche die Regierung Frankreichs bilden.

Das russisch-französische Bündnis trägt für Rußland ohne Zweifel in Europa den Charakter einer Defensivallianz und hat Frankreich in die eigentümliche Lage versetzt, auch seinem Alliierten gegenüber an der Fiktion festzuhalten, daß es wesentlich friedlich gesinnt sei. Die reservatio mentalis dabei ist wohl, daß in einem Frankreich günstigen Augenblick die Schuld an dem Konflikt sich werde auf Deutschland wälzen lassen, und daß dann der Druck der öffentlichen Meinung auf die russische Regierung ein so starker sein werde, daß sie, wohl oder übel, mit ganzer Macht zu Frankreichs Gunsten werde eingreifen müssen. Wie weit diese Rechnung, man darf nicht sagen — richtig — sondern wahrscheinlich ist, muß sich aus der Betrachtung der russischen Politik ergeben.

In Frankreich glaubt man an die Richtigkeit der Spekulation und es ist wohl denkbar, daß auch in den leitenden russischen Kreisen die Möglichkeit einer solchen Wendung nicht ohne Besorgnis ins Auge gefaßt wird. Die bis heute wirksame Assekuranz gegen eine Ueberrumpelung liegt aber, wie ich schon hervorhob, in dem Instinkt der Selbsterhaltung, der jede französische Regierung einen deutschen Krieg fürchten läßt. Denn wie immer der Ausgang wäre, die Welle der erregten öffentlichen Meinung des

Waffen entbehren konnte, das kleine Geschütz und eine Anzahl von Gewehren, so daß sie in ihren sehr gut befestigten Stationen vollkommen sicher waren.

Es ist noch übrig, zu erzählen, wie es kam, daß uns die Wawemba unter einer Anzahl französischer Flaggen angriffen. Im Jahre 1884 war der französische Schiffsleutnant Giraut durch das Land der Wawemba gekommen und hatte, wie man mir erzählte, dem damaligen Kiti mkurru, dem Vater des jetzigen, eine ganze Last französischer Flaggen geschenkt. Es war mir recht interessant, zu erfahren, daß Franzosen schon damals mit Verteilung von Flaggen in Afrika begannen. Man weiß, daß wir erst im Jahre 1885 anfingen, Verträge in Afrika zu schließen, und daß man uns damals allgemein vorwarf, daß wir es gewesen wären, die mit der Hetzjagd zur Erwerbung von Kolonieen in Afrika begonnen hätten.

Wir sollten aus dieser Erfahrung übrigens die Lehre ziehen, daß man, wie es von Franzosen, Engländern und anderen geschieht, jede Gelegenheit benutzen soll, dem Vaterlande Dienste zu erweisen. Es herrscht bei uns leider immer noch die Ansicht, daß sich nicht direkt von der Regierung ausgehende Unternehmungen durchaus nicht in Politik zu mischen hätten, und diese Ansicht hat auch in Ostafrika Veranlassung zu unerfreulichen Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und privaten Expeditionen gegeben. Heute ist man bei uns schon so weit gekommen, daß man private Expeditionen ohne Begleitung von Offizieren gar nicht mehr in das Innere lassen möchte. Diese Maßregel geht viel zu weit; ähnliches geschieht in keiner anderen Kolonie und diese allzugroße Zurückhaltung entspringt zum guten Teil auch noch jenem altpreußischen Bureaukratismus, der für die Kolonieen am allerwenigsten paßt. Man hält es beinahe für unerhört, daß ein Reisender zum Schutze seiner Karawane sich selbst hilft, statt nachträglich die Hilfe der Regierung anzusprechen. Aber viel besser ist es, wenn sich der Europäer, wenn sich der Deutsche in seinen Kolonieen, wo er auch sei, so schnell als möglich selber Hilfe schafft. Solche energische Abwehr kann nur dazu beitragen, den Respekt vor uns zu mehren. Sollte wirklich einmal bei solcher Gelegenheit etwas zu schnell gehandelt werden oder energischer, als es vielleicht durchaus zweckentsprechend war, so ist ein solcher Uebergriff im Verhältnis zu dem Gewinn des damit erzielten Respekts bei den feindlichen Eingeborenen nicht allzu hoch anzuschlagen.

Deutschland und die großen europäischen Mächte.

Von

Theodor Schiemann.

II.

Die Politik Frankreichs, so wie sie uns heute entgegentritt, beruht vor allem auf dem russischen Bündnis. In ihrem Entstehen gegen die Tripelallianz gerichtet, ist sie bemüht, das deutsch-österreich-ungarisch-italienische Bündnis aufzulösen, sie pflegt in weiterer Perspektive den Gedanken der Revanche für 1870 und sucht nach der politischen Kombination, die ihr ohne allzu großes eigenes Risiko den Weg dazu bahnen könnte.

Die französische Politik, die sich überhaupt auf der gefährlichen Bahn der Rekriminationen bewegt, hat aber noch eine andere Revanche zu nehmen, für Egypten und Faschoda an England. Ihr Problem liegt daher so, daß sie die politische Lage finden muß, die es ihr möglich macht, mit diesen Gegnern ihrer Einbildung so abzurechnen, daß sie sich nicht zusammenschließen können.

Bekanntlich hat es im Jahre 1896, nach dem Jameson-Einfall und dem Telegramm Kaiser Wilhelms an den Präsidenten Krüger, einen Augenblick gegeben, da Frankreich seinem Ziele nahe zu stehen meinte. Dieser Augenblick mußte aber ungenutzt vorüber gehen, da der Anlaß ein zu nichtiger gewesen wäre. Um einen Glückwunsch führt man keine Kriege. Es giebt aber zwei Momente, die diese in der Intention gegen uns feindliche Richtung wesentlich abschwächen: Eben jenes russische Bündnis, und die auf Selbsterhaltung gerichteten Instinkte derjenigen Gruppen, welche die Regierung Frankreichs bilden.

Das russisch-französische Bündnis trägt für Rußland ohne Zweifel in Europa den Charakter einer Defensivallianz und hat Frankreich in die eigentümliche Lage versetzt, auch seinem Alliierten gegenüber an der Fiktion festzuhalten, daß es wesentlich friedlich gesinnt sei. Die reservatio mentalis dabei ist wohl, daß in einem Frankreich günstigen Augenblick die Schuld an dem Konflikt sich werde auf Deutschland wälzen lassen, und daß dann der Druck der öffentlichen Meinung auf die russische Regierung ein so starker sein werde, daß sie, wohl oder übel, mit ganzer Macht zu Frankreichs Gunsten werde eingreifen müssen. Wie weit diese Rechnung, man darf nicht sagen — richtig — sondern wahrscheinlich ist, muß sich aus der Betrachtung der russischen Politik ergeben.

In Frankreich glaubt man an die Richtigkeit der Spekulation und es ist wohl denkbar, daß auch in den leitenden russischen Kreisen die Möglichkeit einer solchen Wendung nicht ohne Besorgnis ins Auge gefaßt wird. Die bis heute wirksame Assekuranz gegen eine Ueberrumpelung liegt aber, wie ich schon hervorhob, in dem Instinkt der Selbsterhaltung, der jede französische Regierung einen deutschen Krieg fürchten läßt. Denn wie immer der Ausgang wäre, die Welle der erregten öffentlichen Meinung des

Landes, oder vielmehr der dann entscheidenden unruhigen hauptstädtischen Bevölkerung, hebt unter allen Umständen neue Männer empor, an die Stelle des Bekannten, zu Berechnenden, tritt dann das Unbekannte und wahrscheinlich das Unerwünschteste: irgend eine Form der Monarchie oder der militärischen Diktatur. Kombinieren wir diese für und wider den Frieden wirkenden Grundelemente, so ergiebt sich ein Facit, das zur Praxis einer Friedenspolitik führt, mit der wir uns zufrieden geben können. Die innere Unwahrheit, die dem ganzen System zu Grunde liegt, kann uns dabei gleichgiltig sein, es kommt uns auf die Resultante an.

Nun läßt sich freilich nicht verkennen, daß der stete Kompromiß mit so divergierenden Tendenzen auch seine beunruhigenden und lästigen Seiten hat. Das Buhlen um die Freundschaft der radikalen italienischen Parteien, neuerdings die Verbrüderung mit dem besonderen österreichischen Panslavismus und mit den deutsch-feindlichen Elementen in Ungarn, können uns ebensowenig gleichgiltig sein, wie den dadurch bedrohten Dynastieen in Oesterreich-Ungarn und in Italien. Aber die Intrigue ist zum Glück an den Tag getreten, bevor sie ausgereift war, und so läßt sich hoffen, daß ihr rechtzeitig die Lebensadern unterbunden werden können.

Zu einem schmerzlichen Verzicht ist jedoch die französische Politik durch die russische Allianz genötigt worden. Es giebt heute keine französische Orientpolitik im alten Sinne mehr. Frankreich muß in Syrien, Palästina, Kleinasien dem russischen Freunde Platz machen und das hat zu einem augenfälligen Rückgang des französischen und des katholischen Einflusses auf diesem Boden geführt. Auch der jüngste Versuch des Botschafters Constans, der Pforte eine empfindliche Demütigung beizubringen, scheint an der Zurückhaltung Rußlands scheitern zu müssen. Was Rußland dagegen geboten hat: freie Hand in Afrika und im südöstlichen Asien, ist, recht betrachtet, nur die Bestätigung eines Wirkungsfeldes, das die Bismarckische Politik den Franzosen eröffnet hat. Die Ermutigung, die der große Kanzler dem Minister Jules Ferry zu teil werden ließ, führte 1883/84 zur Eroberung von Tonkin, 1885 folgte die Unterwerfung von Anam und seither dringt Frankreich stetig gegen Siam und nach China hinein vor. Parallel damit ging das Vordringen der Franzosen in Afrika, die Ausdehnung südlich von Algier, die bis zur Stunde fortdauert und ernstlich die Selbständigkeit Marokkos bedroht; seit dem Vertrage von Bardo (Juni 1883) folgte die faktische Beherrschung von Tunis, seit 1880 das allmähliche Aufsaugen des Senegalgebietes und des westlichen Sudans, Guineas und Dahomes, Gabuns, des sogenannten französischen Kongos, Ubanghis und des Bassins des Tschadsees. Nehmen wir noch die Festsetzung der Franzosen in Madagaskar hinzu, die gleichfalls durch Jules Ferry durchgeführt wurde, und im Februar 1897 in die förmliche Annexion der Insel ausmündete, so haben wir damit den ungeheuren Umfang des französischen Kolonialreichs, wie es in den letzten 18 Jahren mit unerhörter Schnelligkeit sich aufgebaut hat, kennen gelernt. Sind die ersten Anfänge deutscher Ermutigung zu danken und hat auch später Deutschland den Franzosen kein Hindernis in den Weg gelegt und jeden drohenden Grenzkonflikt gütlich ausgeglichen, so hat Rußland in den späteren Stadien den Franzosen diplomatisch beigestanden, ohne freilich den Tag von Faschoda verhindern zu können. Nun liegt auf der Hand, daß dieser Kolonialbesitz eine Bindung der französischen Politik bedeutet. Sie hat mit einer exponierten Lage zu rechnen

und ist namentlich genötigt, im Mittelmeer sich in stärkster Aufrüstung zu halten. Sie ist mehr, als es früher der Fall war, die Rivalin Englands geworden und hat durch den faktischen Besitz von Tunis den italienischen Patrioten eine mit besonderer Liebe gehegte Hoffnung zu nichte gemacht. Auch das sind Momente, die für den Frieden mit Deutschland sprechen, so lange die ruhig abwägende Vernunft in Frankreich am Ruder sitzt. Irgend eine moralische Garantie für die Dauer dieses Verhältnisses aber giebt es nicht, und das dürfen weder die Nachbarn Frankreichs jenseits des Kanals, noch dürfen wir es vergessen.

Ueber die Verhältnisse in Oesterreich-Ungarn und in Italien dürfen wir in dieser orientierenden Uebersicht rascher hinweggehen.

Oesterreich-Ungarn ist seiner Natur nach ein eminent friedfertiger Staat, der weder nach der russischen, noch nach der deutschen oder italienischen Seite hin eine Ausdehnung wünschen kann. Die Zeiten, da Frankreich auf eine österreichische Bundesgenossenschaft hoffen durfte, sind seit den Tagen der alliance franco-russe dahin, weil diese Allianz, sobald sie sich auf europäischem Boden praktisch geltend machen sollte, den Besitzstand der habsburgischen Monarchie auf der Balkanhalbinsel, Bosnien und die Herzegowina, bedroht.

Ebenso widerstrebt den österreichisch-ungarischen Interessen das französische Spiel in Italien, das gleichfalls nur den Sinn einer Bedrohung haben kann. Mehr als je ist daher die offizielle Politik unseres österreichisch-ungarischen Bundesgenossen die Erhaltung des status quo, und Deutschland ist auf das lebhafteste interessiert, ihm dabei hilfreich zur Seite zu stehen. Die Schwierigkeiten liegen in den inneren nationalen Verhältnissen der Monarchie, und zum Teil auch in den konfessionellen: die sich anbahnende politische Emanzipation des Slaventums unter tschechisch-panslavistischer Führung, die Demoralisierung des österreichischen Parlamentarismus, die Leidenschaftlichkeit der Rassenkämpfe. Die konservierenden Kräfte sollten dabei die Deutschen und die Magyaren sein, deren politisches Bündnis eine vitale Notwendigkeit ist. Eine Politik, wie sie in Ungarn Herr Ugron, wie sie mit entgegengesetzter Tendenz die österreichischen Alldeutschen vertreten, läßt sich kurzweg als selbstmörderisch bezeichnen. Dem Interesse des Deutschen Reiches widerspricht die eine ebenso sehr wie die andere: was wir wünschen müssen, ist die Stärkung der dynastischen Spitze auf dem Untergrunde eines ehrlichen Bündnisses der Deutschen und Magyaren. So sehr wir die Gesinnung respektieren, aus welcher die nationale Erregung der Deutsch-Oesterreicher hervorgegangen ist, und so aufrichtig wir in dem Ringen zwischen Deutschen und Slaven in den Grenzgebieten der beiden Nationalitäten für unsere Stammes- und Blutsgenossen Partei nehmen, so entschieden lehnen wir all jene Uebertreibungen ab, welche einen direkt oder indirekt separatistischen und antidynastischen Charakter tragen.

Die politische Stellung unseres italienischen Bundesgenossen haben wir schon mehrfach streifen müssen. Italien ist durch seine geographische Lage im Mittelmeer der natürliche Freund Englands und der notwendige Rival Frankreichs. Daß diese Thatsache sich nicht deutlicher fühlbar gemacht hat, liegt zum Teil an der schwer verständlichen, kurzsichtig egoistischen Haltung Englands während der abessynischen Verlegenheiten Italiens (1885—1887). Wenn trotzdem ein, wir möchten sagen latentes Bündnis zwischen England

und Italien besteht, so hängt seine Dauer von dem Stehen Italiens zur Tripelallianz ab. Was diese bedroht, haben wir schon zum Teil erwähnt, es muß aber ausdrücklich hervorgehoben werden, daß mit der neuen montenegrinischen Verschwägerung ein weiteres Moment der Ablenkung hinzugetreten ist, das in merkwürdiger Weise durch das ungemein schwierige albanesische Problem gefördert wird. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß diese Dinge die politische Welt noch mehr als einmal in Anspruch nehmen werden. Dazu kommt, daß die Italiener heute unter dem Druck schwerer wirtschaftlicher Verhältnisse zu einer Auswanderungsbewegung geführt worden sind, die einerseits zahlreiche italienische Arbeiter nach Frankreich, der Schweiz und Deutschland führt, deren Hauptzug aber in die Vereinigten Staaten und nach Südamerika, speziell nach Argentinien und Brasilien geht. An keiner Stelle assimiliert sich dieses italienische Element mit den Fremden, es wird auch nicht eigentlich ansässig, sondern stellt eine fluktuierende in sich abgeschlossene Masse dar, die sich in der Fremde nie heimisch zu fühlen vermag. Nur die Italiener in Tunis stellen eine Ausnahme von dieser Regel dar, und es ist daher wohl verständlich, wie schwer das patriotische Empfinden der Nation darunter leidet, daß Frankreich auf diesem Boden den Herrn spielen kann. Biserta und Tunis stehen so zwischen Frankreich und Italien; wir sehen die Kombination nicht, die diesen Pfahl im Fleisch der italienisch-französischen Zukunftsfreundschaft beseitigen könnte. Mit Touloner Festtagen ist es jedenfalls nicht gethan. Was Italien heute vor allem braucht, ist ein großer Reformer, ein Cavour seiner Wirtschaftspolitik, und niemand wird aufrichtiger den Tag begrüßen, da er erscheint, als Deutschland.

Wir wenden uns nunmehr Rußland zu. In den deutsch-russischen Beziehungen hat nicht, wie die landläufige Behauptung sagt, der Berliner Kongreß, sondern das Jahr 1870/71 den Wendepunkt zum Schlechteren herbeigeführt. Die öffentliche Meinung Rußlands empfand Sedan und Frankfurt im Grunde ebenso als eigene Niederlage, wie einst die Franzosen Königgrätz und Nikolsburg.

Von 1870 ab wandelte ein früher ohne Zweifel vorhandenes Wohlwollen sich in das Gegenteil um, und die nach 1878 mit elementarer Gewalt an die Oberfläche tretende Feindseligkeit war nur der Ausdruck eines schon lange vorhandenen und nur unwillig verhaltenen Grimmes. Auch heute ist das nicht anders geworden, nur die Form und die Methode, diese Empfindungen zu äußern, haben sich verändert. Das Jahr 1878 bot einen Vorwand und eine Gelegenheit, die Schuld an dem russisch-österreichischen Vertrage, durch welchen, wider alle Instinkte der Nation, Bosnien und die Herzegowina der österreichischen Okkupation frei gegeben wurden, auf die angebliche Perfidie der deutschen Politik abzuwälzen. Seither hat unter merkwürdigen Schwankungen in den offiziellen Beziehungen von Staat zu Staat das politische Empfinden der Russen sich in seiner gegen Deutschland gerichteten Feindseligkeit stetig gesteigert, ohne daß darum der Friede zwischen beiden Mächten getrübt worden wäre. Als unter Alexander III., nach Vollendung der durch die Mißerfolge des Türkenkrieges veranlaßten völligen Reorganisation des russischen Heerwesens, die drohende Aufstellung der russischen Armeen an unserer Ostgrenze erfolgte, hat Fürst Bismarck 1887 und 1888 einerseits durch die Verstärkung des deutschen Heeres, andererseits durch eine Wandlung des bisher geltenden Völkerrechts den drohenden militärischen Zusammenstoß zu vermeiden verstanden. Denn eine

Wandlung der völkerrechtlichen Praxis bedeutet es, wenn Fürst Bismarck in der berühmten Rede vom 6. Februar 1888 ausdrücklich das Recht Rußlands anerkannte, an der deutschen Ostgrenze so viel Truppen aufzustellen, als ihm irgend beliebte, ohne für sich das Recht in Anspruch zu nehmen, über die Gründe dieser Aufrüstung eine „kategorische Erklärung" zu verlangen. Thatsächlich hat der fortan dauernde bewaffnete Friede beruhigend nach Rußland hinein gewirkt und auch in Deutschland hat man sich nachgerade an die formidable Aufstellung an unserer Grenze gewöhnt und auf ihre Konsequenzen eingerichtet. Es war das auch um so eher möglich, als wirkliche Konfliktsmomente nach wie vor zwischen beiden Reichen nicht vorlagen. Man hätte sie künstlich konstruieren müssen, was weder unseren Gepflogenheiten entspricht, noch im Interesse der russischen Politik liegen konnte, die vor allem freie Hand nach anderer Seite hin brauchte. Seit die russische Balkanpolitik jene Wendung genommen hat, die, unter Verzicht auf eine direkte Beherrschung der kleinen slavischen Staaten südlich der Donau, das Erstarken nationaler Selbständigkeiten und ihre allmähliche Emanzipation von der Türkei fördert, ist für Rußland die orientalische Frage in ein neues Stadium getreten, das sich am besten als eine Politik des Hinausschiebens bezeichnen läßt. Man hat in Petersburg die Ueberzeugung gewonnen, daß die Dinge noch nicht genügend gereift sind, um den Anlauf zu wiederholen, den Kaiser Nikolaus I. in den Jahren 1828 und 1829 zum ersten und 1854 zum zweitenmal nahm und mit dem es dann Alexander II. 1877 zum drittenmal versuchte. Rußland tritt, obgleich es ohne jede weitere Förmlichkeit sich 1885 über die Bestimmung des Berliner Vertrages hinwegsetzte, welche die Armierung von Batum verbot, auf der Balkanhalbinsel als Hüterin dieses Vertrages auf, sucht aber sowohl Serbien als Bulgarien in faktischer Abhängigkeit von den Direktiven des Petersburger Kabinetts zu erhalten und zugleich den beiden Dynastieen in Montenegro einen Konkurrenten heranzubilden, der im geeigneten Augenblicke als unbedenkliches Werkzeug der russischen Politik verwendet werden kann. Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine solche Haltung Rußlands nur den Charakter eines Stillstandes trägt, und schon heute läßt sich erkennen, daß die öffentliche Meinung Rußlands diese Politik nicht billigt und auf eine Aktion hindrängt. Was sie beunruhigt, ist das militärische Erstarken der Türkei, das Anwachsen des österreichischen Einflusses, der Bosnien und die Herzegowina immer fester dem Reichskörper angliedert, endlich die in den kleinen Balkanstaaten um sich greifende Illusion, daß ihre Scheinselbständigkeit in wirkliche Selbständigkeit übergehen könnte. Aber diese Bedenken haben an dem Gang der russischen Politik nichts zu ändern vermocht. Sie hat ein weiteres Ziel ins Auge gefaßt, durch dessen Verfolgung Englands Einfluß aus der europäischen Türkei hinaus manövriert worden ist, während gleichzeitig auch die asiatische Position Englands immer mehr gefährdet erscheint.

Bis zum Jahre 1870 schien die asiatische Politik Rußlands für England nur wenig bedrohlich zu sein. Die damals erfolgte Eroberung von Buchara war aber nur ein erster Schritt in Gebiete hinein, in denen bislang der englische Einfluß überwogen hatte. 1873 folgte die Unterwerfung Chiwas, 1876 Chokands, zwischen 1879 und 1883 endlich die endgiltige Eroberung von ganz Turkestan. Rußland stand damit in breiter Aufstellung an den Grenzen von Persien und Afghanistan, berührte das Dach der Welt und stand

in nächster Nachbarschaft mit den britischen Vasallenstaaten an den Ausläufern des Himalaya.

Als 1885 die russische Grenze nach der Annexion von Merw bis hart an die Pforten Herats vorrückte, schien vorübergehend ein russisch-englischer Krieg unvermeidlich zu sein und ebenso spitzte sich nach 1891 alles auf einen Konflikt wegen Pamirs zu. Schließlich aber sind hier wie dort Kompromisse getroffen worden, deren Vorteile auf russischer Seite lagen; Rußland behielt, wie stets, was es einmal gefaßt hatte, stellte aber ein weiteres Vordringen vorläufig ein: es kann warten. Und darüber hat man sich in London beruhigt, wenn auch weiter blickende Politiker, wie der jetzige Vizekönig von Indien, Lord Curzon, den Zeitpunkt kommen sehen, da Britisch-Indien wie eine Enklave inmitten russischer und französischer Besitzungen liegen werde, eine Befürchtung, die nach den Beziehungen, die Rußland neuerdings zu Tibet angeknüpft hat, an innerer Wahrscheinlichkeit nicht verloren hat.

Das aber ist doch nur ein Teil des großen Programms der asiatischen Politik Rußlands gewesen. Die seit 1889 in Angriff genommene sibirische Bahn rückt ihrer Vollendung immer näher, noch 2 höchstens 3 Jahre, und sie wird perfekt sein. Nicht wie sie ursprünglich gedacht war mit dem einzigen Endpunkt Wladiwostok, sondern mit der Verzweigung durch die Mandschurei nach Port Arthur und mit Dependenzen, die nach Peking und weiterhin bis an den Jangtse reichen werden. Technisch wie politisch eine der großartigsten Leistungen, von denen die Geschichte der Welterschließung weiß, eine Spekulation auf die Zukunft, die in wirtschaftlicher wie in politischer Hinsicht die ungeheueren Opfer einbringen soll, welche die gegenwärtige Generation, weit über ihre Kräfte hinaus auf sich genommen hat.

Es ist aber in höchstem Grade wahrscheinlich, daß die jetzt zu einem ersten Ruhepunkt gelangten chinesischen Wirren der russischen Politik zu früh gekommen sind. Der Haager „Friedenskongreß" hatte die Bedeutung, einen wiederum drohenden russisch-englisch-japanischen Konflikt abzulenken oder mindestens hinauszuschieben. In diesem Zusammenhange hat England den Krieg gegen die beiden Burenrepubliken auf sich genommen und die Pekinger Schreckenstage sind als etwas nicht in den Kreis der politischen Berechnungen Gezogenes sowohl den Engländern, wie den Russen unbequem und überraschend gekommen.

Wir sehen heute, wie auch hier die Vorteile den Russen zugefallen sind. Die faktisch perfekt gewordene Annektierung der Mandschurei hat Rußlands Stellung in Ostasien gewaltig gestärkt und den Japanern den Gedanken an eine Verständigung mit dem gefährlichen Nachbarn sehr nachdrücklich nahe gelegt, während Englands Prestige gesunken ist und sein thatsächlicher Einfluß im großen Orient abgenommen hat. Es wird ihm nichts übrig bleiben, als nachträglich den Versuch zu machen, ob es nicht möglich ist, mit Hilfe seiner überlegenen wirtschaftlichen und pekuniären Kräfte zurückzugewinnen, was die Ungunst der Verhältnisse und eine unsicher geleitete Politik ihm an Einfluß entrissen haben. Auch hier liegen jedoch die Verhältnisse keineswegs so, daß Rußlands Aussichten in diesem wirtschaftlichen Kampfe sich als verzweifelte oder auch nur als entschieden ungünstige bezeichnen ließen. Für Rußland arbeitet das sich ihm zu Dienst stellende französische und belgische Kapital, und es ist nicht unmöglich, daß in Zukunft auch die amerika-

nischen Großkapitalisten ihren Vorteil darin finden, die weitangelegten russischen Unternehmungen zu unterstützen. Wir verweilen nicht bei dem Detail dieser sehr wichtigen politischen Zukunftsfrage. Das Wesentliche ist, daß Rußland wiederum gezeigt hat, daß es einen großen Krieg im fernen Osten auf sich nehmen kann, ohne seine militärische Aufstellung im Westen erheblich zu schwächen.

Es läßt sich jedoch auch eine so gedrängte Uebersicht über die Politik Rußlands, wie sie hier versucht wird, nicht abschließen ohne einen Hinweis auf die inneren Verhältnisse des Staates. Seine Kraft liegt in dem konzentrierten Absolutismus, der es ihm möglich macht, ohne Rücksicht auf die Strömungen der öffentlichen Meinung, jederzeit gerade auf diejenigen Punkte die Gesamtmacht des Reiches zu richten, von welchen sich der größte Effekt nach außen hin versprechen läßt. Die Rücksichtslosigkeit, mit der die russische Regierung sich dabei über die Wünsche und über die oft schreienden Bedürfnisse ganzer großer Provinzen des Reiches und über das leidenschaftliche Verlangen der öffentlichen Meinung nach freieren Formen des staatlichen Lebens hinwegsetzt, kann in keinem anderen Kulturstaate nachgemacht werden. Die chronischen Hungersnöte, welche der fortschreitende Niedergang der russischen Landwirtschaft bringt, hätten jeden anderen Staat genötigt, alles Uebrige zurückzustellen, um eine Wirtschaftsreform durchzuführen; ebenso hätte auf jedem anderen Boden die liberale und zu nicht geringem Teil radikale Gesinnung fast aller gebildeten und in einflußreichen Stellungen stehenden Männer eine liberale Gesetzgebung herbeiführen müssen, ganz wie in einem Lande, das in einzigartiger Weise konfessionelle und rituelle Neubildungen entstehen läßt und nebenher Anhänger aller alten christlichen Kirchen in sich schließt, Toleranz und Gewissensfreiheit sich als eine zwingende Notwendigkeit Anerkennung geschafft hätten. Aber nichts von alle dem ist geschehen. Rußland geht in seinen alten absolutistischen Bahnen weiter und vorläufig scheint keinerlei Aussicht vorhanden, daß sich das ändert. Wohin diese Entwicklung in Zukunft führen muß, läßt sich weder logisch konstruieren, noch definieren. Am klügsten wird derjenige thun, der sich darauf einrichtet, mit dem jetzigen System als mit einem dauernden zu rechnen, und dabei die Möglichkeit im Auge behält, daß auch das völlig Unerwartete und Unwahrscheinliche über Nacht zur Wirklichkeit werden kann. Der Besuch des Zaren in Frankreich und die Danziger Zusammenkunft haben die allgemeine Lage in keiner Weise verändert. Sie haben die Bedeutung des russischen Faktors in der Weltpolitik scharf hervortreten lassen, aber auch gezeigt, wie abhängig er ist von der Rücksicht, die ihm durch das Interesse der anderen großen Mächte und durch die eigenen finanziellen und wirtschaftlichen Bedürfnisse aufgenötigt wird. Auch die Festigung der guten persönlichen Beziehungen der beiden nahe verwandten Herrscher kann nur als ein höchst erfreuliches Ereignis bezeichnet werden. Trotzdem ist die Tendenz der russischen Politik eine vordringende, wie sie jüngst nicht übel durch die halb ernst, halb ironisch gedachte Aeußerung eines russischen Staatsmanns gekennzeichnet wurde: „La Russie est un état qui cherche ses limites, sans pouvoir jamais les trouver.“ Es liegt im allgemeinen Interesse, den Russen aus dieser Verlegenheit hinauszuhelfen!

Zur Zolltarifbewegung.

Von

Wilhelm von Massow.

Wer die Frage der deutschen Handelspolitik nur nach den Eindrücken beurteilt, die sich aus einer oberflächlichen Kenntnisnahme der deutschen Tagespresse ergeben, der wird zu glauben geneigt sein, daß wir seit der Veröffentlichung des Zolltarifentwurfs noch keinen Schritt vorwärts gekommen sind. Da ist immer noch dieselbe leidenschaftliche Erbitterung, dieselbe Neigung zu Uebertreibungen, dieselbe Sucht, das Ausland zum Richter über unsere Interessen zu bestellen, dasselbe Hervorkehren von Beweisgründen, die längst als unrichtig, wenn nicht als bewußte Unwahrheiten nachgewiesen sind. Kurz, ein unerquickliches Bild, das wohl geeignet ist, die unleugbaren Schwierigkeiten der Lage vollends als unüberwindlich erscheinen zu lassen. Sieht man aber etwas näher zu, so erkennt man, daß diese wild durcheinander wogenden Gewässer doch allmählich anfangen, einer allgemeinen Strömung zu folgen,. und es ist schon jetzt bei ernster Erforschung der Stimmung in den praktisch thätigen und besonnenen Kreisen ziemlich sicher, daß diese Strömung uns schließlich ans Ziel führen wird.

Man wird gut thun, sich einmal von dem Lärm der Tagesmeinungen möglichst zurückzuziehen und auf die Zeichen zu achten, die den künftigen Kurs besser andeuten als jene Stimmen wirrer Leidenschaft. Es ist vor allem notwendig, nicht die Parteien, sondern die großen wirtschaftlichen Interessengruppen, Landwirtschaft, Industrie und Handel, selbst zu hören und danach die Lage zu beurteilen.

Zunächst die Landwirtschaft. Als die Vertretung ihrer Interessen im politischen Leben wirkt der Bund der Landwirte. Es liegt also nahe, das Urteil über die Stellungnahme der Landwirtschaft nach den Kundgebungen des Bundes zu bemessen. In diesen aber spricht sich fast ausnahmslos das heftige Verlangen nach einem Zollschutz aus, wie ihn in solcher Höhe die Regierung unmöglich vertreten kann, wenn sie nicht die Grundlagen einer vernünftigen Wirtschaftspolitik aufs Spiel setzen will. Man wird diesem Vorgehen des Bundes vieles zu gute halten müssen. Nur blinde Voreingenommenheit oder Unkenntnis kann leugnen, daß es unserer Landwirtschaft schlecht geht. Um auch diesen Begriff gegenüber thörichten Mißverständnissen einigermaßen klar zu stellen, sei hier eingeschaltet, daß der Gegenbeweis nicht durch die Behauptung geliefert wird, dieser oder jener Landwirt habe bei irgend einer Gelegenheit einmal Sekt getrunken, sondern die Not der Landwirtschaft beruht darin, daß die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die die Grundlage einer vom Auslande möglichst unabhängigen Volksernährung bilden, bei

normalen Produktionskosten nicht mehr eine ausreichende und den allgemeinen Erwerbsverhältnissen entsprechende Verzinsung des im landwirtschaftlichen Betriebe angelegten Kapitals gewähren. Zu der durch weltwirtschaftliche Verhältnisse herbeigeführten Krisis, die ihren Höhepunkt überschritten zu haben schien, ist nun neuerdings ein allgemeiner Niedergang der Geschäfte und allerhand örtliches Mißgeschick durch Ungunst der Witterung getreten. In dieser kritischen Lage und der dadurch hervorgerufenen, mitunter recht verzweifelten Stimmung erinnern die Landwirte sich der Thatsache, daß bei dem letzten Abschluß von Handelsverträgen die Landwirtschaft für die Exportinteressen der Industrie die Zeche zahlen mußte und die patriotische Opferwilligkeit der Landwirte damals von der Regierung eigentlich als etwas ganz Selbstverständliches angesehen wurde. Wer wird sich wundern können, wenn unter dem Druck der Not und angesichts der gegnerischen Treibereien die bevorstehenden Verhandlungen bei den Landwirten eine gewisse Nervosität erzeugen, und der Gedanke, es könnten sich die Vorgänge der Aera Caprivi erneuern, sie bestimmt, zunächst ihr Interesse mit solcher Schärfe zu betonen, daß sie nicht wieder als Opferlamm vorgeschoben werden? Und ebenso verständlich ist eine taktische Erwägung. Gewohnt, von ihren Gegnern unablässig als Urbild unerhörter Eigensucht und wüster Begehrlichkeit hingestellt zu werden, müssen sich die Vertreter der Landwirtschaft sagen, daß bei dem lärmenden Auftreten der Gegenpartei gegen den Regierungsentwurf ihre glatte Zustimmung zu dem Zolltarif nicht ganz ungefährlich sei. Ohne Zweifel wäre das ausgenutzt worden, indem die Gegner der Landwirtschaft in die Welt hinausriefen: „Seht, was für ein tolles Machwerk dieser Zolltarif ist; *sogar* die Agrarier sind damit zufrieden!“ Endlich darf nicht unbeachtet bleiben, daß die Masse der Landwirte in den modernen politischen Bewegungen einen spröden Stoff darstellt. Sie erwärmen sich für eine Frage erst, wenn sie ihnen auf den Leib rückt; um so schwerer wird es ihnen dann aber auch, in diesen Lebensfragen die Grenze des Erreichbaren zu erkennen und Zugeständnisse zu machen. Alles dies wird man berücksichtigen müssen, wenn man zu einem objektiven Urteil über die heutige agrarische Bewegung gelangen will. Trotzdem muß man sagen, daß das gegenwärtige Auftreten der Führer des Bundes geeignet ist, große Bedenken hinsichtlich der Zukunft der Landwirtschaft hervorzurufen. Es wäre Gelegenheit genug vorhanden, der Kampflust und der regen Bethätigung der eigenen Ideen einen Ausweg zu verschaffen, indem man den Entstellungen und Verhetzungen der Gegner gegenübertritt. Indessen in der agrarischen Presse nicht nur, sondern auch in Versammlungen ist der Fehler gemacht worden, sich auch gegen die Regierung zu wenden, sie zu drängen und ihre Stellung zu erschweren, auch persönliche Angriffe gegen Staatsmänner zu richten, die, wie der preußische Handelsminister, durch ihre vermittelnde Thätigkeit in den Kreisen von Handel und Industrie der Landwirtschaft mehr nützen, als der entschiedenste Agrarier jemals nützen könnte. Auch muß es als ein gefährliches Spielen mit dem Feuer bezeichnet werden, wenn von agrarischer Seite gelegentlich behauptet wurde, man wolle lieber gar keine Zölle, als sich mit den geringfügigen Erhöhungen begnügen, die die Regierung festgelegt habe. Angesichts solcher Maßlosigkeiten ist die Frage von großer Bedeutung, wie weit der besonnene, unterrichtete, politisch einflußreiche, nicht agitierende, sondern wirklich führende Teil der deutschen Landwirte hinter den lärmenden Wortführern des Bundes steht. Die Frage

ist schwierig, weil sich für ihre Beantwortung nach keiner Richtung genaue Beweise beibringen lassen. Forscht man aber bei guten Kennern der Stimmung nach, so muß man doch zu der Ueberzeugung gelangen, daß bei den entscheidenden Verhandlungen die mäßigenden Einflüsse sicher zur Geltung kommen werden. Im weiteren Verlauf der Dinge, namentlich in der parlamentarischen Behandlung, wird Gelegenheit sein, den Unterschied zwischen der heutigen Handelspolitik und der Caprivischen deutlicher hervortreten und eine aus dem Vertrauen zur Regierung fließende Beruhigung allmählich auch in die breiteren Massen dringen zu lassen. Trotz aller Ausschreitungen und Unklugheiten, die jetzt von agrarischer Seite begangen werden, wird man daran festhalten können, daß in diesem Lager die Oppositionsstimmung nicht stichhaltig sein kann, sofern nur die Regierung ernsthaft daran festhält, bei dem Abschluß neuer Handelsverträge dem deutschen Getreidebau einen einigermaßen ausreichenden Zollschutz zu verschaffen. Dann werden die besonnenen Elemente der Landwirtschaft nicht versagen und in voller Erkenntnis der Notwendigkeit der Handelsverträge sich mit dem Erreichbaren zufrieden geben.

Von dieser Seite ist also die Gefahr, daß der Zolltarifentwurf etwa nicht Gesetz werde, nicht so groß als sie scheint. Dagegen sind manche Kundgebungen aus den Reihen der Industrie so gedeutet worden, als ob diese nicht übel Lust habe, der Landwirtschaft die Freundschaft zu kündigen. Richtig ist, daß die Festsetzung von Mindestsätzen des Zolles für verschiedene Getreidearten in weiten industriellen Kreisen, die durch den Preßlärm beeinflußt waren, unangenehm berührt hat. Die einen glaubten dadurch das Zustandekommen der Handelsverträge in Frage gestellt, die andern hätten gern den Doppeltarif auch auf gewerbliche Erzeugnisse ausgedehnt gesehen. Der Zentralverband deutscher Industrieller, der kürzlich über seine Stellung zum Zolltarif beraten hat, konnte an dieser Stimmung nicht ganz vorübergehen. Er sprach sich grundsätzlich gegen Mindesttarife aus und erklärte den Zolltarif nur gutheißen zu können, wenn die Unterhändler für die Handelsverträge durch keinerlei untere Grenze sich gebunden sähen. Für den Fall, daß man mit dieser Ansicht nicht durchdränge, behielt man sich weitere Anträge vor. Dieser Vorbehalt sieht aus wie eine Drohung im Sinne der um die Verträge besorgten Gemüter. In Wirklichkeit aber ist es wohl die Vorbereitung der Rückzugsbrücke. Denn die maßgebenden Vertreter der Industrie wissen sehr wohl, daß, wenn der Zeitpunkt für die „weiteren Anträge" gekommen ist, das allgemeine Urteil über die Möglichkeiten des Zustandekommens von Handelsverträgen sehr viel ruhiger und geklärter sein wird. Die Industriellen werden dann Gelegenheit gehabt haben, anstatt sich durch die Deklamationen einer aufgeregten Presse einwickeln zu lassen, vielmehr die Ergebnisse einer parlamentarischen Erörterung mit den eigenen praktischen Erfahrungen zu vergleichen. Diese beruhigende Aussicht schließt das Bedauern nicht aus, daß der Beschluß des Zentralverbandes geeignet gewesen ist, in den Kreisen der Landwirte starkes Mißtrauen und Entrüstung zu erregen. Die Hauptsache ist aber doch, daß beide Gruppen auf ihre Rechnung kommen, die Landwirtschaft die höheren Getreidezölle, die Industrie die Sicherung ihres Exports durch Handelsverträge erhält. Und die Ueberzeugung, daß beides vereinbar, wird jedenfalls durchdringen.

Daß auch der Handel allmählich diese Ueberzeugung gewinnt, zeigt die letzte Ver-

sammlung des Handelstages, der kaum einen unbestimmteren Beschluß fassen konnte, als er bei dieser Gelegenheit ihn gefaßt hat. In der Form erscheint dieser Beschluß geschickt den vielen Kundgebungen angepaßt, die vorher aus Handelskreisen gegen den Zolltarif gerichtet waren. Sieht man aber näher zu, so entdeckt man, daß eigentlich die Frage offen gelassen wurde. Es liegt eine gewisse Resignation in dem Beschluß, die deutlich durchblicken läßt, daß man sich in jede Lösung der Zollfrage finden wird, sofern nur überhaupt Handelsverträge abgeschlossen werden. Auch die Verwerfung der Mindestzölle für Getreide soll nur die Besorgnis zum Ausdruck bringen, daß eine solche Bindung vielleicht zum Scheitern der Verhandlungen führen könnte.

Sonach hat man bei sachlicher Betrachtung durchaus keine Veranlassung, aus dem Wirrwarr der Meinungen, die die Tagespresse beherrschen, pessimistische Folgerungen zu ziehen. Daß Verhandlungen zwischen verschiedenen Staaten über ihre mitunter scharf entgegenstehenden Interessen große Geschicklichkeit und Sachkenntnis erfordern und gewiß nicht leicht zu nehmen sind, ist selbstverständlich, aber das ist eine Sache für sich. Wir stehen heute, was die Besetzung der leitenden Stellen und besonders ihr einheitliches Zusammenwirken betrifft, erheblich günstiger da als bei den Verhandlungen vor Abschluß der gegenwärtig laufenden Verträge. Aber man darf freilich auch nicht alle ungünstigen Momente jener früheren Verhandlungen ausschließlich den Fehlern der damaligen Staatsmänner zurechnen. Man hatte es schon damals mit einem nicht gehörig revidierten Tarif zu thun, der die im Namen des Reichs Verhandelnden außer stand setzte, sachgemäße, d. h. vor allem den wirklichen handelspolitischen Interessen entsprechende Gegengebote zu machen und dadurch Zugeständnisse zu erlangen, ohne allzu hohe Preise dafür zu zahlen. Es wäre handelspolitisch unverantwortlich, mit dem veralteten Tarif, der seitdem durch die Entwicklung der Industrie wieder noch um ein Ungeheueres überholt ist, in neue Verhandlungen einzutreten. Wir brauchen also dringend einen neuen Zolltarif und müssen in diesen autonomen Tarif solche Sätze einstellen, die erstens den wirklichen Verhältnissen des Handelsverkehrs entsprechen und zweitens das Ausland zwingen, unserm Export Zugeständnisse zu machen. Als entsprechende Sätze grundsätzlich nur solche anzusehen, die den künftigen Vertragssätzen gleich sind oder sie nur unerheblich übersteigen, wäre eine unbegreifliche Thorheit, die im Grunde auch von keinem denkenden Politiker ernst genommen wird, sondern nur dazu dient, in verhüllter Form eine rein freihändlerische Ueberzeugung auszudrücken. Bedauerlich ist nur, daß sie zur Irreführung Unkundiger benutzt wird. Einen hohen Zoll wird man im autonomen Tarif z. B. für eine Ware festsetzen müssen, die in großen Mengen aus einem Lande importiert wird, das durch sein eigenes Zollsystem unserm Export große Schwierigkeiten bereitet. Würden wir hier einen niedrigen Zoll bestimmen, so würde für jenen andern Staat nicht der geringste Anlaß vorliegen, unserm Export Zugeständnisse zu machen. Wir müssen eben ein Druckmittel haben. Dagegen wäre die gleiche Zollerhöhung nicht vorteilhaft, wenn der Staat, mit dem wir zu verhandeln haben, selbst nur eine mäßige Schutzzollpolitik treibt, unserm Export ohnehin günstig gesinnt gegenübersteht oder seinerseits auf die Ausfuhr der betreffenden Ware nach Deutschland nicht angewiesen ist. Wir können unter Umständen durch hohe Zölle einen Fabrikationszweig ohne Not schädigen, ohne daß wir ihm Ersatz bieten können, wir können aber auch unter andern Verhältnissen uns durch

niedrige Zölle der Möglichkeit begeben, unserem Export die Hindernisse fremder Schutzzollpolitik aus dem Wege zu räumen. Das allein sind die Gesichtspunkte, nach denen die Höhe der Zölle im autonomen Tarif zu bemessen ist; sind sie geschickt und sachkundig aufgestellt, so werden gerade die hohen Zölle Gelegenheit geben, bei den Verträgen Vergünstigungen zu erlangen. Sie verschwinden dann im Vertragstarif, während ein falsch angelegter autonomer Tarif zwar scheinbar vielleicht zu demselben Ergebnis führt, aber uns zwingt, die allein Gebenden zu sein und nichts dafür einzuhandeln.

Es zeigt sich hiernach das Irreführende aller der Auseinandersetzungen, die in einem hohen Zollansatz im autonomen Tarif ins blinde Ungefähr hinein nur einen Ausdruck der Begehrlichkeit oder ungerechten Begünstigung eines einzelnen Industriezweiges sehen. Wenn dergleichen Behauptungen gleichwohl in der Oeffentlichkeit möglich sind, so erklärt sich das aus der Hineinziehung parteipolitischer Gesichtspunkte in die wirtschaftliche Debatte. In der Landwirtschaft sehen die Gegner ihrer besondern Interessen eben nicht einen Erwerbszweig, der vermöge seiner grundlegenden Bedeutung für das Wirtschaftsleben und das Gefüge des Staats und vermöge seiner sozialpolitischen Wichtigkeit geschützt werden muß, sondern sie sehen darin die Stütze einer konservativen Parteianschauung und schöpfen daraus das Recht, ihre Bestrebungen grundsätzlich zu bekämpfen. Sie suchen dabei das Interesse des kleinen Grundbesitzers künstlich von dem des Großbesitzes loszulösen, weil der letztere aus politischen Gründen ihnen als Quelle der Einflüsse erscheint, deren Bekämpfung ihnen die eigene Parteiüberzeugung nahe legt. Die Industrie andererseits gilt den Konservativen strenger Observanz als ein Tummelplatz des von ihnen verabscheuten Liberalismus; sie glauben ihr Uebergewicht fürchten zu müssen, und wiederum sind es politische Gründe, die hier und da eine Kluft zwischen Landwirtschaft und Industrie schaffen, die bei sachlich-wirtschaftlicher Betrachtung wohl ausgefüllt werden könnte. Zugleich wenden sich die sozialrevolutionären Kräfte gegen das in den Vertretern der Industrie verkörperte Unternehmertum und bekämpfen in der Industrie somit die ihrer sozialen Theorie feindlich gegenüberstehende Gesellschaftsordnung. Im Handel endlich bekämpft der Gegner nicht so sehr die den seinigen mitunter entgegenstehenden wirtschaftlichen Bedürfnisse, als den internationalen, kosmopolitischen Zug und das Streben, sich jeder möglichen Lebensform möglichst frei anzupassen. Auch der Handel erscheint daher als Träger des politischen Liberalismus, und wiederum sind es politische Erwägungen, die in die wirtschaftlichen Interessen mit hineinspielen und Leidenschaften erregen, die vor sachlicher Ueberlegung nicht bestehen könnten. Vergleichsweise günstig steht in diesem Kampfe das Zentrum da. Seine eigentlichen Ziele liegen von wirtschaftlichen und sozialen Bestrebungen weit ab; um so freier kann es diese sehr wohl in ihrer Bedeutung geschätzten Bestrebungen zur Hebung seines politischen Ansehens und zur Befestigung seiner ausschlaggebenden Stellung benutzen. Diese Freiheit seiner scheinbar so ganz objektiven und dementsprechend in der Hauptsache auch regierungsfreundlichen Stellung ist, parteipolitisch betrachtet, nicht unbedenklich. Es liegt darin für uns unleugbar die Gefahr der Täuschung über die wahre Bedeutung dieser Stellung. Der praktische Politiker aber kann sich immerhin zunächst an die Thatsache halten: das Zentrum wird den Zolltarif durchbringen helfen.

Neben den Interessenvertretungen der drei großen wirtschaftlichen Erwerbsgruppen

haben wir es nun außerdem mit dem reinen Konsumenten-Standpunkt zu thun, für den das Schlagwort vom „Brotwucher" kennzeichnend ist, und das führt zu der sozialpolitischen Seite der Frage hinüber. Bei den wissenschaftlichen Erörterungen, die auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik im September gepflogen wurden, wurde dieser Zusammenhang verschiedentlich betont. Was namentlich Professor Sering bei dieser Gelegenheit gesagt hat, scheint mir besonders einleuchtend zu sein, und nur der eine Einwand ließe sich vielleicht erheben, daß, was er als „Kompensationen" bezeichnete, auch dann geschehen müßte, wenn die Erhöhung der Getreidezölle nicht durchdränge. Eine gewaltige Uebertreibung ist es, wenn von anderer Seite behauptet wird, die von der Regierung angestrebte Handelspolitik und die Fortführung der Sozialreform schlössen sich gegenseitig aus. Um das zu beweisen, bedarf es schon allerlei künstlicher und theoretisch ausgedachter Voraussetzungen, vor allem jener verbreiteten, aber darum nicht minder unhaltbaren Betrachtungsweise, die die Konsumenten als eine gesonderte, den Produzenten gegenüberstehende Klasse auffaßt. Es ist hier nicht Gelegenheit und Raum, nachzuweisen, wie in dem verwickelten Organismus der Volkswirtschaft die Interessen von Konsument und Produzent teilweise völlig zusammenfallen, teilweise sich soweit durchdringen und gegenseitig bedingen, daß es ganz unmöglich ist, sie gegenüberzustellen. Es ist natürlich nichts einfacher und allgemeinverständlicher, als die Behauptung, daß der Konsument durch höhere Lebensmittelpreise geschädigt wird. Daß aber die überwältigende Mehrheit der Konsumenten zugleich als Produzenten — oder als Lohnempfänger im Dienste der Produktion — bei einer allgemeinen Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage durch ein handelspolitisches Uebergewicht des Auslandes oder durch dauernden Niedergang der Landwirtschaft weit empfindlicher und nachhaltiger geschädigt werden, als durch niedrigere Lebensmittelpreise jemals ausgeglichen werden kann, das erfordert freilich etwas mehr Nachdenken, und die politischen Agitatoren, in deren Kram die falsche Theorie besser paßt, thun ihr Möglichstes, dieses Nachdenken zu verhüten.

Den dankbarsten Boden findet diese Agitation begreiflicherweise im Lohnarbeiterstande, der sich im Widerspruch zu der bestehenden Staatsordnung überhaupt fühlt und unter der Herrschaft der marxistischen Theorie niemals einen Gedankengang als richtig anerkennen kann, der im engen Zusammenhang mit dem Schutz des individuellen Eigentumsrechts an den Produktionsmitteln steht. Daher konnte Bebel auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitage in Lübeck in seiner leidenschaftlichen Weise mit dem offenen Geständnis hervortreten, daß es jetzt die Aufgabe der Partei sei, mit Hilfe des Schlagworts vom Brotwucher das Volk „aufzuhetzen".

Auch die Nationalsozialen haben sich in diese Richtung drängen lassen. Das ist zu bedauern. Die Hoffnung auf die Lebensfähigkeit dieser Bewegung, die in der That eine Lücke in unserm Parteigetriebe hätte ausfüllen können, beruhte auf dem Gelingen einer Verbindung zwischen dem berechtigten Vorwärtsdrängen des Arbeiterstandes einerseits und andererseits solchen Elementen, die, aufrichtig national und antirevolutionär, doch ebenso aufrichtig bereit waren, dem Arbeiterstand eine den modernen Verhältnissen besser entsprechende Stellung im Staatsorganismus zuzuweisen und ihn dadurch zur nationalen Mitarbeit zu erziehen. Diese letzteren Elemente sind auch heute noch in der

Bewegung thätig, aber sie sind völlig zurückgetreten gegen andere, die den Staat ausschließlich nach den Bedürfnissen des Lohnarbeiterstandes zurechtschneiden wollen. Naumanns Stärke lag zu Anfang darin, daß er durch seine Persönlichkeit und den frischen Glauben an seine Sache jene soeben gekennzeichnete Verbindung zu erhalten verstand. Seit aber die Bewegung über seine Kraft hinauswuchs, die Heißsporne immer mehr in Vordergrund traten und Naumann, unter ihrer Führung immer mehr zum „Realpolitiker" werdend, sein Haus mit allerhand schadhaftem demokratischen Trümmerwerk auszuflicken begann, ist die Hoffnung auf die Wirkung der Partei als sozialpolitischer Sauerteig stark herabgestimmt, wenn nicht vereitelt worden. Auf dem jetzt eingeschlagenen Wege des „Aufhetzens" kann nur noch die eine Wirkung erreicht werden, von der freisinnigen Partei einiges abzusprengen und zur Sozialdemokratie hinüberzuführen. Denn trotz des feindseligen Hohns, mit dem die Sozialdemokratie das nationalsoziale Häuflein überschüttet, trotz der Sorgfalt, mit der die Führer der Nationalsozialen die Unterschiede betonen und sich in Presse und Versammlungen in eifrigen Disputationen gegen die marxistischen Anschauungen verwahren, ist die Wirkung dieser Gruppe in der praktischen Politik lediglich die einer Hilfstruppe für die Sozialdemokratie. Deshalb hätte der sozialdemokratische Rechtsanwalt Heine in Lübeck mit den Nationalsozialen immerhin etwas glimpflicher umgehen sollen. Aber Dankbarkeit ist keine sozialistische Tugend; sie spielt schon im Gegenwartsstaat kaum eine Rolle.

Ueber die Beziehungen der Zolltariffrage zur Sozialpolitik bringt vielleicht die Zukunft noch manches Interessante. Heute aber ist es noch nicht möglich, die Gestaltungen zu übersehen, die uns die nächste Zeit in dieser Frage bringen wird.

Der Heimruf.

Es geht eine Sehnsucht nach Licht durch die Welt . .
In jedweder Brust
Erregt sie die Schwingen
Der Heimatluft,
Bis liegend sie dringen
Zur Sonne, die alle Tiefen erhellt.

Es geht nach Erlösung ein Schrei durch die Welt,
Ein Schrei, durch das Leid
Des Leben geboren,
Ein Ton, in dem Streit
Des Tag's unverloren —:
Der Heimruf, der Himmel und Erde durchgellt.

Karl Ernst Knodt.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

Deutschlands Güteraustausch mit seinen Nachbarstaaten. — Internationale Verrufserklärungen. — Der krisenartige Zustand der industriellen Entwicklung Deutschlands und das Ausland. — Schwarze und weiße Kohle. — Neue Wasserstraßen und Eisenbahnen in Oesterreich und ihre Bedeutung für Deutschland. — Interessenreibungen am Persischen Meerbusen. — Deutsche Arbeit in Siam. — Neues von der sibirischen Bahn.

In dem Güteraustausch der verschiedenen Länder der Erde zeigt sich schon seit Jahren eine merkwürdige Erscheinung. Nach der Theorie ist es ganz einleuchtend, daß, wenn auf der Erde auch die Agrikulturstaaten ihre Industrie mehr und mehr fördern, die Ausfuhr der Industriestaaten in entsprechendem Maße abnehmen und schließlich einmal ganz verschwinden muß. Thatsächlich entwickelt sich der internationale Güteraustausch durchaus nicht in dieser Richtung. Nächst England haben Deutschland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Italien, sodann Rußland, Rumänien und andere Staaten, am erfolgreichsten die nordamerikanische Republik ihre heimische Industrie mit Hilfe von Schutzzöllen leistungsfähiger gemacht und sie in den Stand gesetzt, einen immer erheblicheren Teil der Nachfrage des heimischen Marktes selbst zu befriedigen. Nichtsdestoweniger hat in allen diesen Staaten die industrielle Einfuhr entweder garnicht oder doch nicht merklich abgenommen, zumeist ist sie sogar gestiegen. Wer sich der Aufgabe unterziehen wollte, diesen Güteraustausch genauer zu erforschen und zu ermitteln, in welchen Industrieerzeugnissen die Einfuhr nicht abnahm oder gar zunahm, wird wahrscheinlich finden, daß in gewissen Erzeugnissen, die die heimische Industrie liefern konnte, die fremde Einfuhr zurückgegangen ist, daß dagegen in anderen Erzeugnissen die fremde Industrie hervortrat und eine Nachfrage deckte oder auch erst schuf. Aus der Thatsache, daß der Güteraustausch zwischen denjenigen Staaten, die ihre Industrie mehr und mehr förderten, durchaus nicht abgenommen, sondern vielfach sogar zugenommen hat, läßt sich mit gutem Grund der Schluß ziehen, daß dieser Güteraustausch auch in Zukunft noch fortdauern wird, selbst wenn die Staaten ihre heimische Industrie immer mehr zu entwickeln suchen. Nur mit Hilfe von sehr hohen Zöllen könnte dieser Güteraustausch unterbunden, aber schwerlich jemals ganz unterdrückt werden.

Aus dem besonders umfangreichen Güteraustausch gerade zwischen Industriestaaten hat man sogar den Schluß ziehen wollen, daß bei fortgesetzt industriestaatlicher Entwicklung der internationale Güteraustausch noch immer größeren Umfang annehmen wird, weil die Industrie mit ihren Fortschritten immer wieder neue Bedürfnisse entwickelt.

Nach der deutschen Reichsstatistik ist die Voraussetzung nicht ganz zutreffend. Die besten Absatzmärkte des Deutschen Reiches waren im Jahre 1900 England, wohin für 912 Mill. M. deutsche Erzeugnisse gingen, Oesterreich-Ungarn mit einem Bedarf von 500 Mill., die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 440 Mill., die Niederlande mit 396 Mill., Rußland mit 325 Mill., die Schweiz mit 292 Mill., Frankreich mit 278 Mill., Belgien mit 253 Mill., Schweden mit 138 Mill., Italien mit 127 Mill., Dänemark mit 125 Mill. und Norwegen mit 71 Mill. M. Danach hatten allerdings die wirtschaftlich, industriell und kommerziell am entwickeltsten Staaten die größten Bezüge aus Deutschland aufzuweisen.

Indessen ergiebt sich ein ganz anderes Bild, wenn man nicht den Gesamtbedarf dieser Staaten, die ja sehr verschieden groß sind, in Betracht zieht, sondern ihren Gesamtbedarf auf den Kopf der Bevölkerung umlegt.

Danach berechnet erhielten im Jahre 1900 an deutschen Waren die Schweiz für je 97 M., die Niederlande für je 95 M., Dänemark für je 55 M., Belgien für je 40 M., Norwegen für je 35 M., Schweden für je 28 M., Großbritannien für je 24 M., Oesterreich-Ungarn für je 12 M., Frankreich jür je $7\frac{1}{2}$ M., die nordamerikanische Republik für je $5\frac{1}{2}$ M., Italien für je 4 M. und Rußland für je $2\frac{1}{2}$ M. Jeder praktische Kaufmann weiß, was diese Statistik zu bedeuten hat. Wo er großen Absatz findet, darf er mit Grund hoffen, noch immer mehr zu verkaufen. Verhältnismäßig am meisten Absatz fanden aber die deutschen Waren in denjenigen Nachbarländern Deutschlands, deren Bevölkerungen stammverwandt sind, wie in der Schweiz, Holland, Dänemark, Belgien, Norwegen und Schweden. Hieran würde sich sicherlich Oesterreich reihen, wenn sein Bedarf allein abgeschätzt werden könnte, wenn es nicht mit Ungarn zu einem Zollgebiet verbunden wäre. Statt dessen steht Großbritannien voran, das durch seinen Zwischenhandel viele deutsche Ware bezieht, ohne sie selbst zu verbrauchen. Deutschlands Nachbarländer ohne stammverwandte Bevölkerung haben nur einen geringen Bedarf an deutschen Waren. Das zeigt die Statistik in Bezug auf das hochentwickelte Frankreich und auf das zurückgebliebene Rußland.

Bei Abschluß neuer Handelsverträge wird man gut thun, sich die Handelsstatistik auch von dieser Seite anzusehen und diejenigen Staaten besonders zu berücksichtigen, die nicht nach ihrem Gesamtbedarf, sondern nach ihrem Durchschnittsbedarf vom Kopf der Bevölkerung die Kunden Deutschlands sind. Deutschland soll allerdings bemüht sein, sich neue Absatzgebiete zu erschließen. Allein man darf dabei nicht übersehen, daß es in der Regel leichter und erfolgreicher ist, die alten bewährten Absatzmärkte zu pflegen und zu erweitern.

In den stammverwandten Nachbarstaaten anerkennt man unbefangen oder auch erfreut oder aber besorgt das wirtschaftliche Uebergewicht des Deutschen Reiches. Mitte September 1901 hob ein Stockholmer Blatt hervor, daß Berlin gegenwärtig den ausschlaggebenden Mittelpunkt für die Regelung der geschäftlichen Beziehungen Schwedens zum Auslande bilde. Alle wirtschaftlichen Schwankungen und Veränderungen des festländischen Handelsverkehrs spiegele der Berliner Markt dank seiner intensiven Konzentration in allen Erwerbszweigen mit der Empfindlichkeit der Magnetnadel wieder. Berlin sei für die schwedische und norwegische Handels- und Industriewelt zur maß-

gebenden Lehrstätte geworden und gebe alle erforderlichen Aufschlüsse, Anregungen und Hinweise zur Führung des Kampfes gegen die internationale Konkurrenz. Aehnliche Stimmen hat man aus der Schweiz wie aus Holland vernehmen können. Sogar in Italien beklagte Ende September ein allerdings deutschfeindliches Blatt, die „Voce della Verita", das Ueberhandnehmen der Deutschen in Italien. Genua sei fast ganz in deutschen Händen, ganz Oberitalien nur ein Hinterland des deutschen Handels, in der Lombardei stehe die Seidenindustrie unter deutschem Einfluß, wie überhaupt die Lombardei und Ligurien, Florenz, Rom und Neapel längst Zweigstellen deutscher Industrie und Finanz geworden seien. Ein Deutscher ziehe den andern nach sich, und so habe im Norden auch schon der kleine Kaufmannsstand einen großen Prozentsatz von Deutschen aufzuweisen. Das sind Uebertreibungen eines deutschfeindlichen Blattes. Man darf sie nicht für bare Münze nehmen. Aber so ganz unbegründet sind die Angaben nicht und im Kerne zeigen sie die Expansionsfähigkeit der deutschen Unternehmungslust und der deutschen Arbeit.

Vielleicht darf man in der Entwicklung des Verkehrs zwischen dem Deutschen Reiche und seinen stammverwandten Nachbarstaaten den Anfang zu einem mitteleuropäischen Zollverbande unter deutscher Führung erblicken, der zwar vorläufig noch in nicht absehbarer Ferne steht, aber doch eine Notwendigkeit ist und über kurz oder lang einmal zu stande kommen muß. Nimmt dieser Verband greifbare Formen an, so werden sich ihm sicherlich auch andere Staaten und Reiche angliedern, die sich jetzt noch von vornherein ablehnend verhalten.

* * *

Nationale Verrufserklärungen von Volk gegen Volk gegen Waren aus gewissen Ländern sind keine neue Erscheinung. Schon in den dreißiger Jahren, als die Engländer sich in die inneren Kämpfe Portugals allzu gehässig einmischten, erklärten die portugiesischen Kaufleute in ihrer Entrüstung darüber, alle Handelsbeziehungen mit den Engländern abbrechen zu wollen. Der englische Handelsmarkenschutz vom Jahre 1885 mit seinem „made in Germany" war auch eine Art von Verrufserklärung, wenngleich in versteckter Form. Angesichts der polenfeindlichen Kundgebungen im deutschen Reichstage und im preußischen Landtage erklärte im Jahre 1897 die polnische Kaufmannschaft zu Krakau in Verbindung mit derjenigen zu Lemberg und Warschau, dahin zusammenwirken zu wollen, daß alle Geschäftsverbindungen mit deutschen Firmen gelöst würden. Aehnliche Kundgebungen waren schon früher von polnischer Seite erfolgt. Annähernd um dieselbe Zeit versicherten auch griechische Kaufleute, infolge der türkenfreundlichen Haltung Deutschlands ihre Beziehungen zu dem deutschen Handel abbrechen zu wollen. Als im Jahre 1890 Frankreich seine Korinthenzölle erheblich erhöhte und die Einfuhr dieses wichtigsten griechischen Ausfuhrerzeugnisses empfindlich zurückdrängte, erstand in Griechenland ein kaufmännischer Verband mit dem Zweck, nichts mehr von Frankreich kaufen und fortan die Handelsbeziehungen mit Deutschland auf alle Weise entwickeln zu wollen. Zuletzt versuchten Ende 1898 nach den Ausweisungen aus Schleswig dänische Kaufleute, die deutschen Waren in Acht und Bann zu thun.

Alle diese Verrufserklärungen haben nicht den gewünschten, ja überhaupt keinen nachhaltigen Erfolg gehabt, obwohl sie anfangs eine gewisse Wirkung versprachen. Bald

wurden die alten Beziehungen, wo sie vorübergehend wirklich abgebrochen waren, wieder aufgenommen, und die Geschäftsleute fuhren fort, ihren Bedarf da zu decken, wo er in gewohnter Weise am preiswürdigsten und passendsten beschafft werden konnte. Es ist demnach kaum anzunehmen, daß die neuesten Verrufserklärungen dieser Art erhebliche Erfolge erzielen werden. In Frankreich wie in Holland werden öffentlich und brieflich Aufforderungen verbreitet des Inhalts: Kauft nichts von den Engländern, helft den Buren! Von den Kaufleuten wird erwartet, daß sie keine einzige Ware englischen Ursprungs beziehen. Ganz ohne Wirkung dürfte diese Verrufserklärung aber doch nicht bleiben, ja vielleicht auch anderwärts auf dem Festlande Nachahmung finden, weil die Abneigung gegen die Engländer infolge ihres blutigen, aller Kultur Hohn sprechenden Eroberungsfeldzuges gegen die Burenrepubliken in allen Staaten des europäischen Festlandes eine so tiefgreifende und nachhaltige ist, daß sie selbst im geschäftlichen Leben sich geltend zu machen beginnt.

* * *

Hervorgerufen wurde der krisenartige Zustand der industriellen Entwicklung Deutschlands durch Zuvielerzeugung und verschärft durch Ueberspekulation. Zuerst sahen sich davon einzelne Zweige der Textilindustrie ergriffen, später auch die Metallindustrie und einige andere Industrien. Roh- und Hülfsstoffe, wie vorübergehend Flachs und Wolle und andauernd Kohle und Eisen, wurden im Preise zu hoch getrieben und verteuerten die Erzeugung. Die Ausfuhr stockte infolge kriegerischer Wirren. Die Nachfrage ließ nach. Daneben kamen in industriellen Börsengründungen bedenkliche Verfehlungen vor. Aus dieser wirtschaftlichen Ebbe wird und muß sich die deutsche Industrie wieder aufraffen und das Krankhafte ausscheiden, um zu gesünderen Zuständen zu gelangen. Der krisenhafte Zustand wird heilsam sein, wenn man die begangenen Fehler beachtet und fortan zu vermeiden sucht.

Im Auslande hat dieser krisenhafte Zustand hie und da eine gewisse Schadenfreude hervorgerufen, allein die Achtung vor der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und Größe des Deutschen Reiches nicht im geringsten vermindert. Mitte Juli verherrlichte der „Budapesti Hirlap", ein keineswegs deutschfreundliches Blatt, die wirtschaftliche Bedeutung des Deutschen Reiches und schrieb: „Zum Riesen ist der Deutsche in seinem Selbstbewußtsein geworden und hat auch der Welt achtunggebietende Kraft, Entschlossenheit, kühne und unbeugsame Ausdauer gezeigt. Er ist in allen Dingen dergestalt vorwärts geschritten, wie einstens die Legionen der römischen Cäsaren: tollkühn, hart, furchtlos, im Herzen mit dem überzeugten Glauben an den Erfolg und an das Glück und mit jenem flammenden Gefühl der Selbstsucht, wonach alles Gute auf dieser Welt ihm zukommt, nur muß er es mit Arbeit und all den Mitteln erwerben, die das moderne Leben ihm in die Hände spielt. . . . Glück, Kriegführen, Arbeit, Sparsamkeit, staatliche Fürsorge, bis zur Tollkühnheit entwickelter wirtschaftlicher Wagemut haben im Reich mächtige Kapitalien zusammengehäuft, die große Masse der brach liegenden Arbeitskräfte ausgenutzt und fruchtbar gemacht. Eine auf jeden Atemzug achtende Politik hat mit derselben Sorgfalt, derselben Entschlossenheit die wirtschaftlichen Kräfte organisiert, wie vorher die Waffenkraft, und mit derselben in Fleisch und Blut übergegangenen Disziplin die Bewegungen, die Thatkraft der wirtschaftlichen Heereskräfte gelenkt, wie sie es in

ihren Kriegen mit ihren Heeressäulen gethan hatte. Die Organisierung und Leitung des wirtschaftlichen Lebens unter staatlichem Banner, die auf das wirtschaftliche Gebiet übertragene Heereswissenschaft, das hat das Deutsche Reich zu einer Fülle der Früchteeinheimsung geführt, auf die wir mit Staunen blicken müssen."

An dieses Loblied über die wirtschaftliche Größe Deutschlands knüpfte der „Budapesti Hirlap" die Forderung, Ungarn möge sich mehr aus anderer Richtung eine Kapitalszufuhr sichern und sich langsam von der wirtschaftlichen Abhängigkeit von Deutschland befreien. Es ist klar, daß der „Budapesti Hirlap" von Deutschland nicht eine Schädigung der ungarischen Volkswirtschaft fürchtet, sondern vielmehr den wachsenden Einfluß des Deutschtums auf Ungarn, der sich zunächst auf wirtschaftlichem Gebiete bethätigt. Wie sehr Ungarn mit Deutschland verknüpft ist, geht aus einer Aeußerung des Pester Blattes hervor, wonach mehr als die Hälfte der gesamten geschäftlichen Beziehungen, die Ungarn zum Auslande hat, an das wirtschaftliche Leben Deutschlands gebunden sei.

* * *

Seit Jahr und Tag steht die Industrie unter dem Druck hoher Kohlenpreise, die im Winter auch der Privatmann empfindet. Nicht Kohlenmangel herrscht, wohl aber Kohlenteuerung. Da nun die Kohlenwerke und Kohlenhändler in Verbänden oder Verbandelungen fest zusammenhalten, so ist vorläufig eine erhebliche Preisermäßigung nicht zu erwarten. Inwieweit der Staat die Preisstellungen der Kohlenvereinigungen beeinflussen kann und soll, ist ein Problem, das nur von einer starken Hand gelöst werden wird. Bis dahin wird man versuchen müssen, Abhilfe von einer anderen Seite her zu finden und zwar in Gestalt einer Konkurrenz gegen die Kohle. Ein solches Konkurrenzmittel besitzen alle Länder von großem Wasserreichtum und besonders solche, deren Gewässer auf kurze Entfernungen große Gefällsunterschiede aufzuweisen haben wie die Alpenländer. In den deutschen und österreichischen Alpenländern stehen viele Millionen von Pferdekräften an mechanischer Arbeit in Form von bewegten Wassern, also von Bächen und Flüssen, oder von großen Wasserbehältern, also von Seen, zur Verfügung und bilden eine unerschöpfliche, sich stets erneuernde Kraftquelle. Wenn es einmal dahin gekommen sein wird, daß die Wasserkräfte in den deutschen Bergen gesammelt und nutzbar gemacht werden zur Erzeugung von Licht, Verkehrsmitteln und motorischer Kraft und wenn durch Fortschritte der Elektrizität diese drei Dinge auf weitere Entfernung übermittelt werden können, dann wird der Kohle ein nicht zu unterschätzender Konkurrent entgegengestellt sein, der sich in später Zukunft wahrscheinlich langlebiger erweisen dürfte als die Kohle selbst.

Zu den wasserreichsten und wasserkräftigsten Ländern Mitteleuropas gehört Tirol, und man hofft daselbst, wie aus einer kleinen Schrift von C. M. Menghius über „Tirols Wasserkräfte und deren Verwertung", herausgegeben von den Handels- und Gewerbekammern in Tirol, hervorgeht, daß mit Hilfe von deutschem Kapital und deutschem Unternehmungsgeist Tirol wieder jene Blüte erlangen wird, die es im Mittelalter bis zur Entdeckung Amerikas aufzuweisen hatte, daß mit deutscher Hülfe nicht nur die Wasserkräfte Tirols erschlossen, sondern auch Handel und Verkehr mit der Levante und dem ferneren Orient wieder belebt werden. In der erwähnten Schrift findet sich eine genaue Uebersicht der vorhandenen Gewässer und Wasserkräfte Tirols. „Es wird

die Zeit kommen," heißt es da, „wo sich die Felsen Tirols in buchstäblichem Sinne in Gold verwandeln werden. Die Elektrochemie wird in Tirol einmal Wunder wirken."

Tirol und Bayern sind wirtschaftlich kaum zu trennen. Es wäre in hohem Grade erwünscht, wenn sich die deutsche Elektrotechnik, die doch an der Spitze marschiert, den deutschen Bergen und ihren Wasserkräften zuwenden wollte. An der Sill in Tirol wurde in diesem Jahre die erste größere Wasserkraftanlage, die „Brennerwerke", eröffnet, die über 6000 Pferdekräfte liefern sollen. Ein Anfang ist also gemacht.

In Italien ist man bereits weiter vorgeschritten. Nach den amtlichen Angaben sollen in den Provinzen Piemont, Lombardei und Venedig an Dampfkraft 60 000, an angewandten Wasserkräften 103 000 und an noch verfügbaren Wasserkräften 996 000 Pferdekräfte vorhanden sein. Man wird daher zunächst in den Alpenländern die schwarze Kohle durch die „weiße Kohle" verdrängen, sich der Kohlenteuerung entziehen und noch neue Kräfte in großer Anzahl dazu schaffen können.

* * *

Neue große Verkehrswege, Wasserstraßen und Eisenbahnen, die für das Deutsche Reich von Bedeutung und Nutzen sind, wird sich Oesterreich schaffen. Zu diesem Zwecke haben dort die gesetzgebenden Körperschaften mehr als 1 Milliarde Mark bewilligt und zwar über 600 Millionen Mark für neue Wasserstraßen und über 400 Millionen Mark für neue Eisenbahnen. Die Fertigstellung dieser neuen Verkehrsmittel kann keinem Zweifel unterliegen, indessen wird sie geraume Zeit in Anspruch nehmen. Die neuen Kanäle werden nicht vor dem Jahre 1915, die neuen Eisenbahnen etwa im Jahre 1908 vollendet sein.

Vom reichsdeutschen Standpunkt aus betrachtet sind die neuen österreichischen Wasserstraßen nur willkommen zu heißen, da sie geeignet erscheinen, den Verkehr der deutschen Wasserstraßen und insbesondere der deutschen Häfen noch mehr zu beleben. Zunächst wird die Donau mit der Oder durch einen Kanal verbunden werden, der von Wien nach Oderberg geht. In Galizien soll sodann die Weichsel mit dem Dnjestr und beide mit der Oder durch einen Kanal verbunden werden. Ferner wird von der Donau entweder in der Nähe Wiens oder bei Linz ein Kanal nach der Moldau gebaut und somit eine Wasserstraße zwischen der Donau und der Elbe hergestellt werden. Endlich ist noch eine Wasserstraße zwischen dem Donau-Elbe- und dem Donau-Oderkanal vorgesehen und zwar durch Kanalisierung der obersten Elbe von Melnik nach Pardubitz und durch Anlage eines Kanals von Pardubitz über Olmütz und Prerau nach Oderberg.

Welchen Wert diese Kanäle für Deutschland haben werden, geht aus einem Bericht des Abg. Kaftan hervor, in dem gesagt wird, daß die Axe des Welthandels im Atlantischen Meer liegt, Oesterreich aber zu weit davon entfernt sei. Durch die Entwicklung seines inneren Verkehrs werde es der Weltaxe näher rücken. Mit dem Donau-Moldau-Elbe-Kanal werde sich Oesterreich die Zugehörigkeit zur gleichen wirtschaftsgeographischen Zone sichern wie Sachsen, Baden, Bayern und Württemberg. Erst die Verbindung der Donau mit der Elbe und Hamburg würde den Verkehrsinteressen Oesterreichs einen Abfluß nach dem Westen verschaffen, dem Lande neue Impulse und seinem wirtschaftlichen Leben einen neuen Schwung verleihen. Noch weiter ging der Deutschnationale Wolf, der hervorhob, daß durch die neuen Wasserstraßen die Neigung der gesamten Wirtschafts-

fläche Deutschösterreichs gegen die Nordsee und Ostsee herbeigeführt würde, eine Neigung, die allmählich zu einer festen wirtschaftlichen Vereinigung Deutschösterreichs mit dem Deutschen Reiche in Form einer Zollunion führen müsse. In derselben Richtung, wenn auch von seinem tschechischen Standpunkt, machte der Abg. Kramarz Bedenken geltend und meinte, in den internationalen Kanälen kein Glück für die Tschechen erblicken zu können, ja befürchten zu müssen, daß Oesterreich die Kanäle für Deutschland baue und es diesem Reiche ermögliche, den Oesterreichern am Balkan und in der Levante noch erfolgreicher Konkurrenz zu machen.

Mit dem Bau dieser Kanäle großen Stils übernimmt Oesterreich ungeheure finanzielle Lasten, und seinen Technikern werden Aufgaben gestellt, wie sie schwieriger bei Kanälen noch nirgends zu lösen waren. Aber vom reichsdeutschen Standpunkt aus kann man sich nur befriedigt über diese Wasserstraßen äußern, da nach ihrer Fertigstellung die Donau drei Anschlüsse nach Norddeutschland, nach der Elbe, der Oder und der Weichsel, erhalten wird und da die industriereichsten Gebiete Oesterreichs den deutschen Häfen Hamburg, Stettin und Danzig noch näher gerückt werden. Diese Rückwirkung des beschlossenen österreichischen Kanalnetzes hat man in Wien wohl dunkel empfunden. Auch lagen Vorschläge vor mit dem Zwecke, solche Rückwirkungen zu durchkreuzen und das österreichische Wasserstraßennetz in Verbindung mit der österreichischen Küste, mit der Adria, zu bringen. Von Wien aus wurde ein Kanalprojekt in die Oeffentlichkeit gesetzt, wonach eine Wasserstraße von Wien über den Semmering und an Graz und Laibach vorbei über den Karst nach Triest gebaut werden sollte, mit zahlreichen Hebewerken, Kammerschleusen und Tunnels. In Ungarn wird schon seit Jahren die Möglichkeit erörtert, Budapest und Fiume durch eine Wasserstraße zu verbinden, etwa unter Einbeziehung des gleichzeitig geplanten Kanals Vukovar-Samatz über Kroatisch-Brod und unter Durchquerung des Karstgebirges mit Hilfe des Systems der schiefen Ebenen — allein man schreckt vor den technischen Schwierigkeiten und vor den großen Kosten zurück. Beide Pläne werden, wenn überhaupt, keinesfalls in absehbarer Zeit durchgeführt werden. Voraussichtlich würde auch der Verkehr auf diesen Wasserstraßen nicht erheblich sein, da nun einmal das industrielle Nordösterreich es aus verschiedenen Gründen für vorteilhafter findet, über die norddeutschen Häfen, namentlich über Hamburg, mit dem Auslande zu verkehren. Das geschieht zuweilen auch in Fällen, die auf den ersten Blick überraschen müssen. So kommt nach einem Bericht des Industriellen Klubs in Wien, der angesehensten Großindustriellen-Vereinigung Oesterreichs, Stabeisen, das in Böhmen oder in Mähren hergestellt worden ist und nach Galatz an der untersten Donau geschickt werden soll, nicht etwa auf dem nächsten Wege, auf der Eisenbahn oder auf dem kombinierten Wege Eisenbahn-Donau zur Versendung, auch nicht über den österreichischen Hafen Triest, sondern es geht über Oderberg mit der Eisenbahn unmittelbar nach Hamburg oder auch unter Benutzung des Elbe-Weges und dann seewärts um ganz Europa herum bis an seinen Bestimmungsort. Weshalb? Die Antwort ist sehr einfach, weil nach den Berechnungen des Industriellen Klubs 10 000 kg Stabeisen von Wittkowitz über Triest nach Galatz 360 M., auf dem unmittelbaren Eisenbahnwege noch etwas mehr, dagegen über Oderberg und Hamburg nur 235 M. Frachtkosten zu zahlen haben.

So erklärt es sich, daß schon seit Jahren der ganze Massengüterverkehr zwischen

dem Südosten und Nordwesten Europas, ja selbst zwischen dem Gebiet der unteren Donau und des Schwarzen Meeres einerseits und des Rheins und der Elbe andererseits sich um Europa herum auf dem Seewege bewegt, der zwar fünfmal länger ist als der Landweg, aber durchschnittlich selbst für scheinbar ungünstige Beziehungen erheblich billiger, für die Küstengegenden sogar mehr als fünfmal billiger ist als die Eisenbahn.

Eine Verkehrskarte der Erde würde ganz anders aussehen als die herkömmliche, wenn man sie nach der Billigkeit der Frachten, also nicht nach den Entfernungen, sondern, was für die Praxis maßgebend ist, nach der Höhe der Frachtsätze feststellen wollte. Auf dieser Karte würde sich zeigen, daß Süddeutschland weiter entfernt ist von Hamburg und sogar sehr viel weiter als Nord- oder Südamerika, daß Chicago näher an Mannheim liegt als eine ostpreußische Stadt, ja selbst näher als Berlin. Mit den Seefrachten können die Landfrachten nicht konkurrieren, und so erklärt sich jene seltsame, unnatürliche und zuweilen unleidliche Verschiebung des Güterverkehrs in und nach Europa.

Unter diesen Umständen kann der neuen groß angelegten und technisch hervorragenden Alpenbahn Oesterreichs, der Tauern-Karawanken-Bahn, die Salzburg und Triest unmittelbar in Verbindung bringen wird, eine besondere und große verkehrspolitische Bedeutung für das Deutsche Reich nicht zugestanden werden. Diese Bahn wird von Schwarzach nächst Lend an der Giselabahn über Gastein durch den großen Tauerntunnel nach Möllbrücken führen, dort die bereits bestehende Südbahnstrecke bis Villach verfolgen, nach Aufnahme eines Anschlusses von Klagenfurt bei Aßling die Karawanken durchbrechen und sich dann durch das Wocheinerthal über Görz auf die Höhen des Karst winden bis Optschina, einem der schönsten Aussichtspunkte über das Mittelmeer, wo sie dann südöstlich in einem weiten Bogen nach der Bucht von Muggia bei Triest niedersteigt. Die neue Bahn erfordert drei größere Tunnels von $8^1/_2$, 8 und 6 km und wird insgesamt rund 150 Mill. M. kosten. Oesterreich baut diese Bahnen im Interesse seiner östlichen Alpenländer, die dort eine empfindliche Verkehrslücke aufzuweisen haben, und besonders zu Gunsten seines Hafens Triest, dessen Verkehr keinen rechten Aufschwung nehmen will. Durch die neue Bahn wird Triest dem Deutschen Reiche erheblich näher gerückt, ja für eine ganze Reihe von Städten in Südostdeutschland wird Triest der nächst gelegene Seehafen werden. Bisher war der Verkehr Deutschlands über Triest nicht erheblich und beschränkte sich auf Gemüse, Südfrüchte, Getreide, Oele, Petroleum, Baumwolle und Wolle in der Einfuhr und auf Bier, Textil- und Eisenwaren in der Ausfuhr. Nach Vollendung der Tauern-Karawankenbahn wird sich dieser Verkehr voraussichtlich heben, namentlich wenn deutsche Großhandlungsfirmen sich in Triest niederlassen sollten. Genua wird indessen seine Ueberlegenheit behalten, da Westdeutschland mit seinem größeren Verkehr den italienischen als den näheren Hafen bevorzugt, der überdies einen leistungsfähigeren Kaufmannsstand und zahlreichere Verbindungen nach allen Richtungen hin aufzuweisen hat. In die Sackgasse des Adriatischen Meeres fährt kein Schiffer gern hinein, und wenn er es thut, so fordert er höhere Frachten, weil er in Triest, Venedig oder Fiume kaum Gelegenheit zu Rückfrachten, Reparaturen u. s. w. findet. Somit haben von der neuen Bahn, obwohl sie das östliche Mittelmeer etwas näher an Deutschland heranrückt, die deutschen

Nordseehäfen mit Hamburg an der Spitze nicht die geringste Beeinträchtigung zu befürchten. Hamburg wird seine Stellung als wichtigster Seehafen des nördlichen Deutschlands behaupten und seine weiterreichende Anziehungskraft nach Vollendung des neuen oben angedeuteten Wasserstraßennetzes voraussichtlich noch weit über das Gebiet der oberen Elbe hinaus ausdehnen.

Gleichwohl scheint man in Oesterreich besorgt zu sein, daß die Tauern-Karawankenbahn dem deutschen Verkehr, besonders dem süddeutschen, große Vorteile bringen könnte. Aus diesem Grunde hat man beschlossen, zuerst von der Tauernbahn nur die Strecke Schwarzach-Gastein zu bauen, dann aber die Arbeiten an der Tauernbahn ruhen zu lassen, die Karawankenbahn in Angriff zu nehmen und sie im Jahre 1905 fertig zu stellen, die Tauernbahn aber erst darnach zu vollenden und sie erst im Jahre 1908 dem Betriebe zu übergeben, damit der österreichische Verkehr mit Triest einen angemessenen Vorsprung erhält. Man dürfte sich in Deutschland davon nicht weiter berührt fühlen, so lange die Kaufmannschaft von Triest für das effektive Geschäft so wenig Neigung und Verständnis bekundet wie bisher. Für die deutschen Handelsbeziehungen mit dem näheren Orient hat die neue Alpenbahn, wie gesagt, einige Bedeutung, aber durchaus keine große Bedeutung, und es zeugt von bedenklichem Unverständnis für die thatsächlichen Verhältnisse, wenn ein Berliner Lokalblatt sich zu dem Ausspruch verstieg: „Mehr als sonst von irgend einem Unternehmen in dem verbündeten Oesterreich darf man im Deutschen Reiche von den neuen Alpenbahnen sagen: Nostra res agitur. Das ist weit über das Ziel hinaus geschossen. Triest hat vorläufig für Deutschland eine ganz untergeordnete Bedeutung, da es in keiner Beziehung mit Genua oder Marseille konkurrieren kann, und es wird auch in Zukunft nur aushilfsweise herangezogen oder in gewissen Spezialitäten benutzt werden. Wäre etwa die Frage aufgeworfen worden, ob Deutschland für die Tauern-Karawankenbahn einen Zuschuß zu geben hätte, wie einst für die Gotthardbahn, so hätte diese Frage unbedingt verneint werden müssen.

* * *

Eine entlegene, nahezu verkehrslose kleine Wasserfläche scheint sich zu einem Brennpunkt europäischer Politik, ja der Weltpolitik zu entwickeln. Wirtschaftlich betrachtet ist der Persische Meerbusen noch heute fast ohne Bedeutung. Wenn aber einmal, was allerdings noch viele Jahre in Anspruch nehmen wird, die kleinasiatische Ueberlandbahn über Bagdad hinaus bis zu der arabischen, unter türkischer Hoheit stehenden Hafenstadt Koweit — im Nordwesten des Meerbusens, südlich unweit der Mündung des Schat-el-Arab — geführt worden sein wird, dann dürfte auch jene Gegend in den Weltverkehr einbezogen werden und zugleich jene politische Bedeutung erlangen, die ihr schon heute beigelegt wird. Vorderhand ringen dort politische Interessen miteinander. England will sich im Persischen Meerbusen festsetzen, Rußland kann da nicht unthätig bleiben, denn es sucht auch dort, was es zu seiner weltwirtschaftlichen Entwickelung braucht, eine Verbindung mit dem offenen Meer. Sollte es wegen des Persischen Meerbusens zu einem ernsten Gegensatz zwischen England und Rußland kommen, so wird indessen die Entscheidung nicht in jener Gegend fallen, da es für Rußland unter den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich ist, selbst im Einverständnis mit der persischen Regierung eine größere Anzahl von Truppen zu Lande nach dem Persischen Meerbusen zu schaffen. Die

Schwierigkeiten des ganzen Geländes im südlichen Persien sind nahezu unüberwindlich, sie sind so groß, daß sie auch die Anlage von Eisenbahnbauten auf viele Jahre hinauszuschieben vermögen.

Das Schicksal des Persischen Meerbusens ist ein Problem der Weltpolitik. Ende August befürwortete Sir Rowland Blennerhassett, der bekannte deutschfeindliche Konjunkturalpolitiker, ein endgiltiges Uebereinkommen zwischen England und Rußland, da sonst ein gewaltiger Krieg ausbrechen müsse. England könne dem russischen Reiche erlauben, seine Eisenbahnen vom Kaukasus und von Mittelsibirien nach dem Persischen Meerbusen herunter zu führen, Asien biete Raum genug für England und Rußland.

Vom Standpunkt mitteleuropäischer Interessen wäre darauf hinzuwirken, daß der Ausgangshafen der kleinasiatischen Eisenbahn neutral bliebe und mit seinem freien Verkehr weder von einer russischen noch von einer englischen Oberherrschaft beschränkt würde.

* * *

Erfreuliche Nachrichten kommen aus dem fernen Siam. Die große Eisenbahn von Bangkok über Ajuthia nach Korat (288 km) ist endlich eröffnet worden; sie wurde mit englischem Kapital erbaut, weil das deutsche leider wieder einmal versagte, aber doch unter deutscher Leitung, wie denn auch die Betriebsführung in den Händen deutscher Ingenieure und deutscher Beamten verbleiben wird. Deutsche Technik und Thatkraft haben diesen Schienenweg durch die Urwälder und Gebirge des nordöstlichen Siams gelegt und ein stattliches Stück Land der Kultur erschlossen. Leider konnte der oberste Träger des deutschen Einflusses in Siam, Direktor Bethge, Mitte der achtziger Jahre Baurat im serbischen Eisenbahnministerium, seitdem der Pionier deutscher Interessen in Siam, diesen Tag nicht erleben, da er vor Jahr und Tag mit Frau und Kind von einem jähen Tode ereilt wurde. Inzwischen hat er in dem Baurat Gehrts einen Nachfolger gefunden, und so ist zu hoffen, daß der deutsche Einfluß in Siam sich glücklich weiter entwickeln wird mit Unterstützung der deutschen Firmen in Siam, die insbesondere die wichtige Reisausfuhr beherrschen. Am Hofe in Bangkok wird man zweifellos die Entwicklung deutscher Interessen immer mehr begünstigen in der Erkenntnis, daß deutscherseits nicht nur keinerlei Bedrohung der Unabhängigkeit Siams zu befürchten ist, sondern daß an der Aufrechterhaltung der Selbständigkeit Siams das Deutsche Reich das größte Interesse hat.

* * *

Nach einer Veröffentlichung aus der Kanzlei des russischen Ministerkomitees beansprucht eine Reise von Paris nach Wladiwostok über die sibirische Bahn nur etwa 3½ Wochen. Die Bahn ist noch nicht fertig gestellt, aber es besteht eine ununterbrochene, mit Dampfbetrieb unterhaltene Verbindung bis Wladiwostok teils durch die Eisenbahnen, teils auf Dampfschiffen. Die Fahrt geht von Paris über Köln, Berlin, Alexandrowo, Warschau, Moskau, Tula, Samara, Tscheljabinsk, Irkutsk nach Wladiwostok in einer Gesamtlänge von 11 950 km. Zu Wasser erfolgt die Ueberfahrt über den Baikalsee (64 km) auf einem besonders zur Aufnahme eines ganzen Eisenbahnzuges eingerichteten Eisbrecherdampfer und von Sretensk bis Chabarowsk auf dem Schilkafluſſe und dem Amur (2240 km) mit dem Dampfer. Indessen scheint es, als ob thatsächlich diese Verbindung nicht so schnell ist, wie die russische Regierung ankündigte. Im Frühjahr 1900

unternahm der Dolmetscher der deutschen Gesandtschaft in Peking Frhr. von der Goltz die Rückreise von Peking nach Berlin auf diesem Wege, brauchte aber dazu 37 Tage, anscheinend infolge empfindlicher Verzögerungen auf dem Schilka und Amur. Der französische Journalist Stiegler, der eine Schnellreise um die Welt in 64 Tagen machte, verließ Paris am 29. Mai 1901 und traf in Wladiwostok am 27. Juni ein, war demnach auf dieser Strecke nahezu dreißig Tage unterwegs. Für den Durchschnittsreisenden dürfte die Fahrt von Paris nach Wladiwostok über die sibirische Eisenbahn mindestens 5 Wochen in Anspruch nehmen. Erst nach Auswechslung der Schienen und nach der Verstärkung des sehr dürftigen Oberbaues, etwa in zehn Jahren, wird die sibirische Bahn jene Leistungsfähigkeit bekunden, die man ihr etwas verfrüht schon jetzt beimißt. Man übersieht auch die großen Schwierigkeiten des Betriebes bei der eingleisigen Anlage im Falle starken Frostes, großer Schneewehen und plötzlichen Tauwetters. Bei den chinesischen Wirren versagte die sibirische Bahn und Rußland war genötigt, fremde Schiffe zu mieten, um seine Truppen nach China auf dem Seewege zu befördern.

Von Neapel aus fährt der Norddeutsche Lloyd bis Schanghai in 31 Tagen. Von Queenstown geht eine Konkurrenzlinie über Amerika und das Stille Meer nach Ostasien und befördert nach Schanghai in 39 Tagen. Im allgemeinen ist demnach der Seeweg nach Ostasien durch den Suezkanal mit dem Norddeutschen Lloyd vorzuziehen. Diese Strecke erfordert weniger Zeit und bietet mehr Abwechslung als die Fahrt über Nordamerika und das Stille Meer und etwa ebensoviel Zeit wie die Verbindung mit der sibirischen Eisenbahn. Mit der sibirischen Eisenbahn wird man freilich billiger von Paris nach Schanghai kommen können. Nach russischen Angaben wird die Reise von Paris nach Schanghai in der ersten Wagenklasse nur 690 M. kosten, während der Lloyd einen höheren Preis berechnet. Aber welche Bequemlichkeit und welche Freiheit der Bewegung genießt man auf einem Lloydschiffe und welche Qual muß es sein, dreißig Tage in einem Eisenbahnwagen zuzubringen, sei er auch noch so luxuriös eingerichtet!

Im östlichen Sibirien bekundet die Eisenbahn bereits ihren belebenden Einfluß. Rasch vermehrt sich die Bevölkerung. Chabarowsk, noch vor kurzem ein Dörfchen, der vorläufige Endpunkt der Bahn von Wladiwostok und ein Umschlagepunkt für den Verkehr auf dem Amur in der Richtung nach Sretensk, der östlichsten Station der sibirischen Bahn, ist eine ansehnliche Stadt von 15 000 Einwohnern geworden. In einem Aufsatz über die Ausgestaltung der Mandschurei rühmt ein Mitarbeiter der Londoner „Monthly Review“ die Thatkraft der deutschen Kaufleute und ihre erfolgreiche Wirksamkeit in jener Gegend und beklagt die Verdrängung der englischen Vertreter. In ganz Sibirien gäbe es nur zwei englische Firmen und nur äußerst selten höre man die englische Sprache. Dagegen sind in Wladiwostok, wie der englische Reisende in der „Monthly Review“ berichtet, nicht weniger als 400 Deutsche ansässig, unter ihnen die Inhaber der wichtigsten, am sibirischen Handel beteiligten Häuser. „Deutsch ist die Fremdsprache im Handelsverkehr, wie Französisch die des gesellschaftlichen Lebens ist. Wir sollten, wie die Deutschen, bestrebt sein, mit den Russen in Handelsverbindungen zu treten, und, wie die Deutschen mit so glücklichem Erfolge gethan, ebenfalls aus der für Handelsunternehmungen außerordentlich günstigen Lage Vorteile zu ziehen suchen. Aber es ist wenig Hoffnung vorhanden, daß der englische Kaufmann das verlorene Terrain zurückerobert.“

Schon im kommenden Herbst soll die mandschurische Eisenbahn, die während der chinesischen Wirren fast völlig zerstört wurde, soweit fertiggestellt werden, daß ein vorläufiger notdürftiger Verkehr eröffnet werden kann. Die amtliche Uebergabe der ganzen Strecke an das russische Verkehrsministerium wird indessen erst nach Vollendung der Schuppen und Stationsgebäude wie nach Beistellung des Fahrbedarfs, erst nach einigen Jahren, erfolgen. Immerhin wird die russische Regierung schon in allernächster Zeit über eine unmittelbare Bahnverbindung mit der Mandschurei verfügen, die bei Kaidalowo von der sibirischen Bahn abzweigt, die Mandschurei durchschneidet, Dalny und Port Arthur erreicht und außerdem noch in die Nordbahn nach Peking einmündet. Diese Bahn bedeutet für Rußland eine weitere erhebliche Stärkung seiner politischen Stellung in Ostasien gegenüber China und Japan und ermöglicht ihm die wirtschaftliche Aufschließung der Mandschurei mit ihren Bodenschätzen an Gold, Silber, Eisen und Kohle. In den fruchtbaren Strecken wird Rußland auch die Baumwollkultur betreiben und sich allmählich vielleicht den ganzen Bedarf seiner Industrie an Rohbaumwolle selbst beschaffen können. Bisher konnte es nur 25 pCt. dieses Bedarfs aus Turkestan beziehen. Es wäre auch für andere Staaten erfreulich, wenn Rußland immer mehr Rohbaumwolle erzeugen und schließlich auf den Weltmarkt als Konkurrent Nordamerikas hervortreten könnte.

Ob die politische Angliederung der Mandschurei an Rußland früher oder später erfolgen wird, erscheint unerheblich. Maßgebend ist auch in diesem Falle, was einmal Friedrich List sagte, daß, wer über die Verkehrsmittel eines Landes verfügt, das Land selbst in seiner Gewalt hat.

Herbstwald.

Einmal noch wie im Verbluten
Sprüht die letzte Sommerpracht
Leuchtend auf in Purpurgluten
Eh' sie sinkt in Tod und Nacht.

Wieder schlägt die goldne Flamme
Zu des Jahres Scheidefest,
Züngelnd fort von Stamm zu Stamme
Durch des Hochwalds Laubgeäst.

Ob dem sommermüden Lande
Ueber Waldgebirg und Flur
Lodert auf im Opferbrande
Die hinsterbende Natur.

Julius Lohmeyer.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Deutsche Kirche im Auslande. — Deutsches Schulwesen im Auslande. – Holland. — Belgien. — Rußland und Polen. — Burenstaaten. — Nordamerika. — Chile. — Brasilien.

Deutsche Kirche im Auslande. Auf der diesjährigen Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins, die Ende September in Köln abgehalten wurde, sprach Superintendent Klingemann-Essen über die Frage: Wie kann ein größeres Interesse für den Verein erweckt werden? und betonte in seiner Erörterung u. a. auch die Wichtigkeit der Diaspora für die Erhaltung des Volkstums. Der Gustav Adolf-Verein, sagte Superintendent Klingemann, hat mit dem Nationalitätshader nichts zu thun. Er übt sein Liebeswerk an allen Glaubensgenossen und will dafür sorgen, daß unter allen Völkern Gottes Wort in der Muttersprache verkündet werde. Aber auf deutschem Boden entstanden, aus der Not der deutschen evangelischen Christenheit herausgeboren, darf er auf die Thatsache hinweisen, daß überall an den Grenzen des heimatlichen Bekenntnisses unserer Diaspora-Gemeinden auch ihr deutsches Volkstum gefährdet ist. Und wenn denn wirklich die Bewegung in Oesterreich ihren Anfang aus nationaler Bedrängnis genommen hat, sollte uns das nicht ein Grund mehr sein, sie mit Freudigkeit zu unterstützen? Ist denn die Thatsache vergessen, daß die gesegnete Reformation doch auch eine That deutschen Geistes und mit einer nationalen Bewegung innig verbunden gewesen ist? An die Verluste, die unser Volkstum durch kirchlich nicht rechtzeitig versorgte Auswanderung erlitten hat, an die Pflicht kirchlicher Versorgung unserer Landsleute in unseren überseeischen Besitzungen und Ansiedelungen, in Afrika, Brasilien u. s. w. kann hier nur kurz erinnert werden. Der Gustav Adolf-Verein darf bei seinem Werben um hilfsbereite Freunde es getrost betonen, daß er ein hervorragend nationales Werk betreibt, ohne daß wir irgendwie für eine unrichtige Beurteilung des Charakters unserer Arbeit fürchten müßten.

Ende September tagte in Glasgow die 22. Konferenz deutsch-evangelischer Pastoren in Großbritannien. Vertreten waren sämtliche deutsch-evangelischen Gemeinden Großbritanniens, nämlich Bradford, Cardiff-Barry (Seemannspastor), Edinburg, Glasgow, Hull, Leith (Seemannspastor), Liverpool (Pfarrer und Seemannspastor), London (2), Middlesborough, Newcastle, Shields (Seemannspastor), Sunderland. Der rege Besuch bestätigte aufs neue die Notwendigkeit und den Nutzen dieser Vereinigung.

Auf dem Paulus-Platz vor dem Damaskus-Thor in Jerusalem soll ein neues katholisches Hospiz erbaut werden. Bisher hat ein rheinisch-westfälischer Ausschuß

für diesen Zweck 50 000 Mark zusammengebracht. Zunächst wird mit dem Bau einer neuen deutschen Schule begonnen werden.

Deutsches Schulwesen im Auslande. Mit der Erörterung dieses wichtigen Gebietes beschäftigte sich die Konferenz deutsch-evangelischer Pastoren im Orient, die Mitte 1901 in Alexandrien abgehalten wurde. Es fehlt den deutschen Schulen im Auslande der Rückhalt an eine heimatliche Schulbehörde. Man erachtete die Errichtung eines Reichsschulamtes als dringlich und wünschte zur Vermittelung der Lehrmittel und Lehrkräfte die Schaffung einer pädagogischen Zentralauskunftsstelle für die Auslandsschulen Deutschlands. Auch sollten die Lehrer der deutschen Schulen eines Ländergebietes sich zur Beratung gemeinsamer Interessen jährlich versammeln. Für völlig ungenügend erachtete man die vom Deutschen Reich gewährten Mittel zur Erhaltung und Förderung der deutschen Schulen im Auslande. Eine Erhöhung dieser Mittel sei eine Lebensfrage der deutschen Auslandsschulen. Die Aufgaben der deutschen Auslandsschulen seien für die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches und für seine zunehmenden Handelsbeziehungen stetig wachsend und sollten daher doppelt auf ein wohlwollendes Verständnis und auf ein thatkräftiges Eintreten bei allen maßgebenden Kreisen des Vaterlandes rechnen dürfen. Im Frühjahr 1902 wollen in Jaffa die Lehrer an den deutschen Schulen im Orient eine Besprechung abhalten.

Der „Verein deutscher Lehrer in Antwerpen" hat die deutschen Lehrer im Ausland aufgefordert, sich zu einem Vereine zusammenzuschließen, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Deutschen im Auslande auch in der Jugend zu pflegen. Auch dieser Verein will besonders eintreten für die Errichtung eines Reichsschulamtes und für gewisse Forderungen zu Gunsten der deutschen Auslandsschulen und ihrer Lehrer, wie sie Dr. Johann Paul Müller, Direktor der Allgemeinen deutschen Schule zu Antwerpen, in seinem Werk: Deutsche Schulen und deutscher Unterricht im Auslande" eingehend begründet hat. Als Organ des Vereins soll eine Monatsschrift unter dem Titel: „Die deutsche Schule im Auslande" erscheinen.

Holland. Ende September tagte in Nymwegen der Kongreß für die Verbreitung der niederländischen und niederdeutschen Sprache und Litteratur. Man erörterte, auf welchem Wege das Eindringen der französischen Sprache nicht nur nach Holland, sondern auch nach Belgien verhindert werden könne. Der Holländer muß, weil seine Landessprache ein zu beschränktes Verbreitungsgebiet besitzt, sich eine Weltsprache aneignen. Am Hofe König Wilhelms III. war leider der französische Einfluß besonders mächtig, und die französische Sprache erlangte damals eine Vorzugsstellung. Gegen diese Richtung wendete sich der Kongreß. In dem Eindringen der französischen Sprache nach Holland erblickten die Hauptredner die Ursachen einer Entnationalisierung des Landes und befürworteten wärmstens die Bevorzugung der deutschen Sprache, die überdies die Aufgabe habe, alle Völker germanischen Ursprungs miteinander zu verbinden.

Engländer und Franzosen, Italiener und Schweizer, alle Nationen, selbst die kleineren, Polen und Tschechen, bethätigen, wohin sie kommen, ihre nationale Art, leider nur in seltenen Fällen auch der Deutsche. Noch immer hört man laute und berechtigte Klagen über das Verhalten vieler Deutschen im Auslande. So wird aus dem vlämischen

Badeort Blankenberghe berichtet, daß die meisten deutschen Badegäste Belgien für ein durchaus französisches Land halten und mit auffallender Vorliebe und noch auffallenderer Aussprache sich des Französischen bedienen, anstatt im Verkehr mit der vlämischen Bevölkerung deutsch zu sprechen. Immer noch bekunden die meisten Deutschen eine unentschuldbare Gleichgiltigkeit gegen die vlämische Bewegung und verletzen zugleich ihre nationalen Pflichten.

Wennschon diese Deutschen nicht aus innerem nationalen Drange sich als Deutsche geben und bethätigen wollen, so sollten sie doch bei genauem Zusehen erkennen müssen, daß sie durch Beiseitesetzung ihrer nationalen Art und durch den Gebrauch einer fremden Sprache bei den Angehörigen der anderen Nationalitäten nicht etwa an Achtung gewinnen, sondern das Gegenteil davon ernten.

Belgien. Infolge einer Schenkung des Konsuls a. D. Müser in Höhe von 200 000 Mark kann für die Deutsche Schule in Brüssel ein neues Gebäude mit einer geräumigen Aula für Vorlesungen, Konzerte und dergl. errichtet werden. Die deutsche Schule in Brüssel besteht bereits neun Jahre und zählt 186 Schüler, darunter 128 Deutsche und 41 Belgier. Da die Aufwendungen für den Bau wie für die laufenden Ausgaben immer noch höher sind als die Einnahmen, so hofft der Vorstand des Deutschen Schulvereins in seinem neuesten Bericht auf erhöhte Zuwendungen, insbesondere auf eine Beihülfe des Reiches zu dem Schulneubau, wie solche der deutschen Schule in Konstantinopel und Galatz gewährt wurde.

Rußland und Polen. Bei einer Gesamtbevölkerung von rund 135 Millionen zählt das russische Reich gegenwärtig nach neueren Schätzungen 1,8 Millionen Deutsche, wovon 510 000 in Russisch-Polen, 377 000 im südlichen Rußland, 282 000 im südwestlichen Rußland und 454 000 in den Bezirken Sfamara und Sfaratow wohnen. Verhältnismäßig am dichtesten ist die deutsche Bevölkerung in Russisch-Polen und drängt sich dort in der großen Fabrikstadt Lodz und Umgegend zusammen, wo 1/4 Million Deutsche angesiedelt sein sollen. Das Aufblühen von Lodz als Industriestadt wurde wesentlich durch deutsche Arbeit, Intelligenz und Kapitalskraft bewirkt. Ende Juni veröffentlichte das Moskauer Blatt „Moskowskija Wjedomosti" eine Reihe von Aufsätzen u. d. T. „Eine Million Deutsche an der Westgrenze" und sucht darin die deutschen Ansiedler im Westen als staatsgefährlich hinzustellen. Der „Drang nach dem Osten" (von dem russischen Blatt deutsch mit lateinischen Lettern gedruckt) nehme System an und wolle die westlichen Grenzländer Rußlands erobern. Deutsche Großkapitalisten kauften große Ländereien und wandelten sie durch Ansiedlung von Tausenden deutscher Kolonisten und Arbeiter in „Winkel Deutschlands" um. Das russische Blatt behauptete, daß in den westlichen Ländern Rußlands bereits mehr als 1 Million Deutsche wohne, eine Avantgarde des deutschen Volkes, das vom Scheitel bis zur Zehe bewaffnet jederzeit bereit sei, mit Waffengewalt Ansprüche auf jene Länder zu erheben. Schließlich verlangte das russische Blatt die Anwendung strengster Gesetze gegen diese Deutschen, „die miteinander zusammen einen ganzen deutschen Staat in Rußland bilden". Thatsächlich sind die Deutschen in Rußland nichts weniger als organisiert und hegen gegen Rußland keine feindseligen Empfindungen. Nach den weiteren Ausführungen des Moskauer Blattes ollen in Russisch-Polen nahezu 14 000 ländliche und städtische Besitzungen mit einem

Wert von 400 Millionen Rubel in deutschen Händen sein, die besten Güter, zahlreiche Fabriken, Mühlen, Geschäfte und Banken. Während die russische Bevölkerung vor Hunger sterbe oder auswandere, machten sich die Deutschen in Polen breit, mästeten sich dort und fühlten sich als Herren des Landes. Das sind gehässige Uebertreibungen, die aber im Grunde genommen nur bestätigen, daß es die deutsche Intelligenz und Kapitalskraft waren, die in Russisch-Polen ein neues wirtschaftliches Leben erweckt und vor allem Lodz zu der hervorragenden, zur zweiten Industriestadt des russischen Reiches gemacht haben.

Burenstaaten. Auf dem 46. deutschen Schulmänner- und Philologentag zu Straßburg lenkte Direktor G. Weidner, z. Z. in Eisenach, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die deutsche Schule in Johannesburg. Im Herbst 1897 mit 31 Schülern begründet, blühte diese Schule trotz der schwierigen Verhältnisse unter Weidners Leitung rasch auf und zählte bei Beginn des unseligen Krieges 9 Lehrer und 300 Schüler. Von der Reichsregierung wie von der Transvaalregierung wurde sie unterstützt. Da kam der Krieg, die Eltern wurden brotlos und konnten das Schulgeld nicht mehr zahlen, der Zuschuß der Transvaalregierung fiel fort. Die deutsche Schule würde sofort aus allen Verlegenheiten kommen, wenn sie sich unter englischen Schutz stellte. Allein das ist ausgeschlossen, sie würde als deutsche Schule aufhören, weil die deutsche Sprache aus dem Unterricht fast ganz verschwinden müßte. Hilfsausschüsse für die Schule haben sich bereits in Eisenach, Hamburg, Berlin und Straßburg gebildet, und so ist zu hoffen, daß die anscheinend gefährdete deutsche Schule zu Johannesburg, ein nicht zu unterschätzender Stützpunkt des Deutschtums in Südafrika, über den schwierigen Wendepunkt hinwegkommen werde, die der Krieg der Engländer in Südafrika auch über sie verhängt hat.

Nordamerika. Anfang Oktober beschloß der deutsch-amerikanische Nationalbund in New-York, die Vereinigung über das Gebiet der ganzen Union auszubreiten und im Jahre 1903 in Baltimore eine große Tagung abzuhalten. Nach den Satzungen des Bundes sollen die Deutschen nordamerikanische Bürger werden, sich auch am politischen Leben rege beteiligen und vor allem für deutschen Unterricht, deutsche Fortbildungsschulen und deutsche Theater sorgen.

Mit Bedauern räumt Pfarrer F. W. Minkus im „Morgenjournal" die traurige Thatsache ein, daß die alte deutsche Kirche, die anerkannte Trägerin des Deutschtums in den Vereinigten Staaten, ihrer idealen Aufgabe, deutsches Wesen, deutsche Sprache und deutsche Sitten zu erhalten, sich nicht mehr völlig bewußt zu sein scheint. Den Grund für den scheinbaren Rückgang des Deutschtums in Nordamerika findet Pfarrer Minkus nicht in der Kirche selbst, d. h. in ihrem starren Festhalten am Glauben der Väter, noch in dem Mangel geeigneter deutscher Schulbildung, denn die nämliche Klage ertönt auch aus der großen Reihe von Vereinen und Logen, die mit der Kirche nur lose oder keine Fühlung haben und die vielfach Privatschulen unterhalten. Den Grund für den Rückgang des Deutschtums sucht Pfarrer Minkus in dem Schwinden des Deutschtums überhaupt, unter dem nicht nur die deutsche Kirche, sondern auch alle Vereine zur Pflege des Deutschtums leiden, und sagt zur Begründung seiner Auffassung: „Der deutsche Einwanderer hat wie kein anderer die Gabe, sich in diesem Lande schnell zu assimilieren. Seine gründliche deutsche Schulbildung erleichtert ihm nebenbei unge-

mein das Erlernen der Landessprache. Aber anstatt nun von dieser Gabe den rechten Gebrauch zu machen, und zwar so, daß er allen Anforderungen des amerikanischen Staatsbürgers gerecht wird, dabei aber seine deutsche Individualität nicht verleugnet und so das Deutschtum in diesem Lande zu Ehre und Ansehen bringt, liebt er es leider nur zu sehr, den Amerikaner auf Kosten des Deutschen herauszubeißen, zu seinem eigenen und zum Schaden seiner Familie .... Man hört hierzulande immer die alte Entschuldigung, man habe bei dem Treiben und Jagen keine Zeit für ein gemütliches deutsches Familienleben, und die Jugend hier sei auch ganz anders als „draußen". Aber Kinder sind überall in allen Landen dieselben, es kommt nur bei ihnen, wie bei der Pflanze, auf die rechte Pflege an, und Zeit dafür kann jeder Vater und jede Mutter finden, wenn sie nur wollen. So aber überläßt man das Kind sich selbst. Kommt es auf die Straße, so ist das Deutsche über dem Englischen bald vergessen. Bald spricht das Kind mehr englisch als deutsch mit seinen Eltern. Wenn's auch die Mutter nicht versteht, so duldet sie es doch, anstatt von dem Kinde im Hause die Muttersprache zu verlangen. Nun wird das Kind schulpflichtig, hört den größten Teil des Tages also fast nur die englische Sprache, und somit tritt die deutsche Muttersprache noch mehr zurück. Da soll nun die Kirche Hilfe schaffen, indem man das Kind in die Sonntagsschule oder auch am Samstag für ein paar Stunden in die mit der Kirche verbundene Schule schickt. Dann ist es aber in den meisten Fällen schon zu spät. Dann muß das Kind fleißig lernen und der Lehrer streng sein. Das gefällt nicht allen Kindern, und daraus erklärt sich der traurige Umstand, daß die Kinder deutscher Eltern in Scharen zur englischen Sonntagschule übergehen und damit dem Deutschen verloren gehen. Darum gilt es in unseren Tagen, nicht über den scheinbaren Rückgang des Deutschtums sogar in der Kirche zu klagen, sondern die Hand mutig an die Wurzeln des Uebels zu legen, d. h. schon beim Kinde anzufangen, deutsche Sprache, deutsche Sitte und Gewohnheit zu pflegen. Die Amerikaner lassen es sich viel Zeit und Geld kosten, um die schöne, an Schätzen so reiche deutsche Sprache zu erlernen, die deutschen Eltern aber, man könnte sagen *berauben* ihre Nachkommen dieses köstlichen Gutes — der *Muttersprache*."

Chile. Nach der Volkszählung von 1895 waren in Chile 7049 deutsche Reichsangehörige ansässig. Mitte 1901 stellten die deutschen Konsuln in Chile statistische Erhebungen an und ermittelten insgesamt 6123 Reichsangehörige, wovon die Hälfte in dem südlichen Bezirk Concepcion mit einem gemäßigteren Klima wohnt. In Valparaiso wurden 1200 und in Santiago 1000 Deutsche gezählt. Von diesen 6132 deutschen Reichsangehörigen sind 2381 als solche bei den Konsuln eingetragen. Nach dem deutschen Gesetz behalten bekanntlich die Deutschen ihre Reichsangehörigkeit noch zehn Jahre nach dem Verlassen des Vaterlandes und verlieren sie dann, falls sie sich nicht bei dem zuständigen Konsul eintragen lassen. In Chile ist die Zahl der eingetragenen deutschen Staatsangehörigen verhältnismäßig groß. Dennoch gehen auch dort infolge des unzulänglichen deutschen Gesetzes dem Vaterlande viele seiner Angehörigen verloren.

Brasilien. Vor einem halben Jahrhundert kamen die ersten deutschen Kolonisten nach Süd-Brasilien und gründeten dort die Siedelungen Dona Francisca, Blumenau und Hansa. Damals war jene Gegend undurchdringlicher Urwald, heute ist sie der

Kultur erschlossen worden. Man erblickt deutsche Städte und Dörfer in blühendem Zustand und hört überall die deutsche Sprache. Die Brasilianer nennen diese Kolonie Nova Allemanha. Das Gelände der Kolonie war früher im Besitz eines Prinzen von Joinville, der mit dem brasilianischen Kaiserhause verschwägert war. Der Prinz erkannte, daß zur Kultivierung dieses Gebietes tüchtige Kolonisten notwendig waren, und zog, was von seinem scharfen Blick zeugt, deutsche Kolonisten heran, durch Vermittlung des Hamburgischen Kolonisationsvereins von 1849, der im März 1852 die ersten 192 Ansiedler nach Santa Catharina brachte. Anfangs waren gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden, aber schließlich siegte die deutsche Volkskraft und sie hat sich in Santa Catharina einen außerordentlich wertvollen Besitz geschaffen. Näheres über die tüchtige Eigenart der deutschen Kolonisten in Brasilien veröffentlichte Dr. Herrmann Meyer auf Grund eigener Anschauung u. A. in der „Kolonialen Zeitschrift" 1900 Nr. 9. Zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens jener Kolonieen hat Robert Gernhard, früher Redakteur der „Reform" in Joinville, eine umfangreiche Festschrift u. d. T. „Santa Catharina, Doña Francisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Musterstedelungen im südbrasilianischen Staate Santa Catharina" herausgegeben, die reichen Stoff für die Kenntnis des Deutschtums in Santa Catharina enthält. Nach der Angabe dieses Buches befinden sich unter den 400 000 Bewohnern des Staates Santa Catharina rund 100 000 Deutsche. Im Anschluß an diese Kolonieen besiedelt jetzt die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft m. b. H. zu Hamburg die neue Kolonie Hansa mit einem Gelände von 650 000 Hektar und will dort zwei neue deutsche Städte Hammonia und Humboldt gründen.

In den letzten vier Jahren hat diese Gesellschaft 900 Personen zu neuen Heimstätten verholfen. Nach der Ueberzeugung ihres Direktors A. W. Sellin ist es noch nicht zu spät, in Südamerika ein kräftiges deutsches Volkstum zu schaffen. In den deutschen Siedelungsgebieten liegen nach seiner Beobachtung die Verhältnisse gegenwärtig so, daß dort deutsch werden muß, wer seinen Erwerb sucht, ob nun Portugiese oder Italiener oder Neger.

Wiederholt und nachdrücklich hat in jüngster Zeit Dr. Herrmann Meyer auf die Vorzüge Brasiliens für die deutsche Auswanderung hingewiesen. Er nennt den südlichsten brasilianischen Staat Rio grande do Sul, nachdem er ihn kreuz und quer auch in seinen unbewohnten Gegenden durchzogen, ein Eldorado für germanische Kolonisation. Mit beredten Worten und warmem Herzen hat er in Vorträgen und Schriften die Entwicklung der deutschen Ansiedler geschildert, wie sie nach vieler Arbeit langsam vordringen und sich immer mehr ausbreiten. Das Land steigt im Wert, doch noch immer verkauft der Staat bei Konzessionen 10 000 qkm des schwersten Urwaldes für 3 Mark und im freien Verkehr ist solche Fläche für etwa 10 Mark zu haben. Bei der steten Ausdehnung der deutschen Siedelungen ist es nun aber notwendig, sie mit den Hauptplätzen, vor allem mit der Handels- und Hafenstadt Porto Allegre, in bessere Verbindung zu bringen, um einen regeren Güteraustausch zu ermöglichen. Unter solchen Verhältnissen war es ein glücklicher Gedanke der Regierung, Eisenbahnkonzessionen in Verbindung mit großen Landkonzessionen zu erteilen. So können größere Kapitalien herangezogen werden, da sie bei ausreichender Sicherstellung durch Zinsbürgschaft oder Landbesitz auf reichen Gewinn zu rechnen haben. Bereits stehen mehrere Eisenbahnen in Betrieb, sind jedoch in

den Händen belgische nd englischer Kapitalisten. Diejenige Bahn aber, die den ganzen Bogen des Uruguay-Urwaldes mit seinen Reichtümern, das eigentliche Zukunftsland des Staates, zu erschließen bestimmt ist, wurde einer deutschen Gesellschaft vorbehalten, „der Rio grande Nordwestbahn-Gesellschaft" m. b. H., durch Erteilung einer Konzession zum Bau einer Eisenbahn von etwa 1000 km Länge durch den fruchtbarsten Teil Rio grandes in Verbindung mit einer Landüberweisung von 10 km Breite zu jeder Seite Bahn, die die Rentabilität der Bahn sicher stellt. Es wird eine lohnende Aufgabe sein, das fruchtbare Gebiet im Bereiche dieser Eisenbahn zu kolonisieren, zumal sich dort auch z. T., genau betrachtet, altes Kulturland befindet, das Jahrhunderte hindurch in eigentümlicher Verfassung blühte. Von den eingeteilten Kolonieloſen mit je 25 Hektar sind viele an den Ueberschuß der Kolonistenbevölkerung von Rio grande do Sul verkauft. Indessen wird der nationale Wert dieses Unternehmens in der Unterbringung deutscher Auswanderer liegen. Bereits hat die Gesellschaft die Hälfte der Bahnstrecke vermessen und ca. 100 000 ha Ländereien übernommen und mit den Kolonisations-Arbeiten begonnen. In jener Gegend wird sich nicht nur ein aussichtsreiches Feld für das deutsche Kapital, sondern vor allem ein günstiges Gebiet für die deutschen Auswanderer eröffnen. Lange Zeit mußte Rio grande do Sul unter dem v. d. Heydtschen Auswanderungsverbot leiden, das erst vor einigen Jahren auf Grund besserer Kenntnis der Verhältnisse für die drei Südstaaten aufgehoben wurde.

Hoffentlich wird es gelingen, in Deutschland Interesse für das nationale Unternehmen zu erwecken und neue deutsche Kraft an Kapital und Menschen dafür zu gewinnen. Leider ist auch in Brasilien das deutsche Großkapital noch nicht auf dem Platze, obwohl sich ihm dort günstigere Aussichten bieten als in China oder Afrika. Müssen denn immer von vornherein 8 bis 10 Prozent mindestens herausspringen, fragt Dr. Herrmann Meyer unmutig, ehe man sich an ein Unternehmen heranwagt? Wenn England derartige kleinliche Wirtschaftspolitik getrieben hätte, wäre es nie eine so große Kolonialmacht geworden. Versagt das deutsche Großkapital, so muß es sich den Vorwurf gefallen lassen, nicht nur in nationaler Hinsicht, sondern auch rein finanziell betrachtet, als kurzsichtig und kleinlich bezeichnet zu werden, dann besteht die Gefahr, daß die groß angelegten und national bedeutenden Schöpfungen, insbesondere die Eisenbahnen- und Siedelungskonzessionen in Santa Katharina und Rio grande do Sul, verfallen und anderen Nationen mit weiterem Blick zu gute kommen, ja, daß mit dem Verkümmern der deutschen Ansiedelungen Südbrasiliens auch der Absatzmarkt dem Deutschen Reich verloren geht. Hoffentlich kommen die deutschen Finanzkreise zu einer besseren Erkenntnis oder aber werden dazu von der Reichsregierung gebracht durch einen entsprechenden Druck unter Hinweis auf die nordamerikanischen, englischen und belgischen Kapitalisten, die sich ungleich weitblickender zeigen. Die Pachtung brasilianischer Staatsbahnen durch eine englische Gesellschaft bedeutet für England einen erheblichen Zuwachs an Einfluß auf das brasilianische Wirtschaftsleben.

Arbeitet aber bei der Ausbeutung der Reichtümer jenes Gebietes mit dem Fleiße der 150 000 deutschen Ansiedler das deutsche Großkapital Hand in Hand, so wird Rio grande do Sul einen bedeutenden Aufschwung erleben und auch das Deutsche Reich daraus erhebliche Vorteile ziehen. Dieses zukunftsreiche Land ist aber für Deutschland

wirtschaftlich verloren, wenn das deutsche Kapital es nicht wirtschaftlich zu erobern sucht, wie es bereits der deutsche Bauer mit der Scholle gethan hat. Notwendig muß verhindert werden, daß fremde Nationen, Nordamerikaner, Belgier, Engländer und Franzosen, die Früchte der Arbeit genießen, die seit einem Jahrhundert die Deutschen dort geleistet haben.

In den nationalen Kreisen Deutschlands aber sollte man ebenso thatkräftiges Interesse bekunden für die Aufrechterhaltung und Ausbreitung des Deutschtums in Brasilien durch Förderung der gemeinsamen Einrichtungen der Deutsch-Brasilianer in Kirche, Schule, Volksbibliotheken u. s. w. Hier wird zunächst eine kundige Vermittelungsstelle zu schaffen sein, die über die Bedürfnisse der deutschen Ansiedelungen in Südbrasilien nach Deutschland berichtet und sodann zur Verteilung übernimmt, was an freundwilligen Gaben, auch an Büchern und sonstigen Spenden eingeht. Auch empfiehlt es sich, die deutsche Presse Südbrasiliens in Deutschland durch Verbreitung in den Interessentenkreisen zu fördern.

Auf dem Grenzkamm.

(Im Böhmerwald.)

Deutscher Bergwald, hoch und hehr
Fluten über Thal und Gipfel
Wie ein dunkelwogend Meer
Weithin deine Tannenwipfel.

Ueberm Strom, der drunten zieht,
Seh' ich klar die Sonne steigen,
Und ein stolzes Heldenlied
Harft der Frühwind in den Zweigen.

Ferner Dörfer Morgenrauch,
Fluren, drauf der Sämann schreitet
Wie ein frischer Werdehauch
Liegt es ob dem Land gebreitet.

Seid gegrüßt, du junges Licht,
Drosselruf und Finkenschlagen!
Stille, heil'ge Zuversicht
Fühl' ich in der Seele tagen.

Ja, mein Volk, ob gift'ger Neid,
Feindesgroll dich noch umringen,
Siegreich wirst du Not und Leid
Als ein Drachentöter zwingen.

Hoch und herrlich, deutscher Geist,
Walte deiner Schicksalssendung,
Die durch Nacht und Nebel weist
Lichtwärts, aufwärts zur Vollendung!

Deutsche Forschung, deutsches Wort,
Keine Grenze soll sie hindern;
Treu vererben, hier wie dort,
Laßt sie uns den Enkelkindern!

Heil'ge Losung laßt's uns sein,
Ohne Murren, ohne Klagen,
Unermüdet Stein um Stein
Zu der Grenzburg Bau zu tragen.

Mögen selbst wir auch im Streit
Sinken einst als wunde Fechter,
Strahlt gewiß einst schönre Zeit
Hell auf kommende Geschlechter. —

Froh, auf hohem Bergeswall
Rastend zwischen zweien Reichen,
Grüß' ich dich, o Sonnenball,
Als der lichten Zukunft Zeichen!

Reinhold Fuchs.

Von deutscher Kritik und vom deutschen Roman.

Von

Carl Busse.

Es sind wunderbare Herbsttage. Noch halten die Bäume ihr Laub, aber es spielt schon in allen Schattierungen vom Grün bis zum kräftigsten Braun und Rotbraun. Das leuchtet über die Maßen schön in der milden, klaren, ruhigen Luft. Man sieht in der Stille und Klarheit so weit ins Land hinein, man überschaut Nähe und Ferne und kann alles in seinem richtigen Maß und Verhältnis bemessen. Die Sonne blendet nicht mehr und bricht nicht mehr durch flimmernde Netze der Weite, und noch haben nicht dunkle Wolken den Horizont verhangen und das Auge auf die Nähe beschränkt. Aber hinter dieser Stille stehen die Stürme, die bald in allen Registern durch die Gassen spielen und pfeifen werden, daß einem Hören und Sehen vergeht.

Eine tröstliche Stille herrscht auch noch in der Litteratur. Ab und zu fliegt einem schon ein verfrühtes Buch auf den Tisch, ein verirrter Vorreiter der großen Heere, die bald folgen. Das Beste kommt erst später. Tage wohl nur, kaum noch Wochen trennen uns davon. Mit den ersten Stürmen, die brausend die Stille zerreißen, fangen auch die großen und kleinen Litteraturkanonen zu donnern an. Die großen und die kleinen .... hoffen wir, daß diesmal eine große dabei ist.

Man kann, scheint mir, so lange nichts Besseres thun, als noch einmal Nähe und Ferne zu überschauen, das alte und ewig neue Schlacht- und Siegesfeld abzumessen und die gefundenen Maße sich einzuprägen, daß man sich nicht verwirrt fühlt, wenn die neue Schlacht beginnt. Ueber die neuere deutsche Dichtung im allgemeinen habe ich im vorigen Heft gesprochen; ein paar Bemerkungen über Art und Auffassung der Kritik möchte ich heute vorausschicken und daran anschließend einen raschen Blick auf das besondere Gebiet werfen, dem ein großer Teil der hier zu besprechenden Werke angehören wird.

Es giebt Leute, die es als Hauptaufgabe der Kritik betrachten, ihnen zu sagen, ob ein gerade vielgelesenes Buch gut oder schlecht sei, und die den Rezensenten rühmen, der ihnen ein paar Schlagworte für ihre gesellschaftlichen Unterhaltungen an die Hand giebt. Man trifft andere, die behaupten, daß die Kritik des Dichters wegen da sei, den sie auf seine Fehler aufmerksam zu machen und in seinen Vorzügen zu bestärken habe. Wie thöricht beide Ansichten sind, brauche ich nicht erst zu bemerken. Selbst die höhere Meinung, daß die Kritik der Kunst dienen solle, umschreibt ihre Aufgabe nicht. Die echte, produktive Kritik hat ein letztes größeres Ziel: sie dient, wie die Kunst selbst, ob auch in bescheidenerer Art, der Nation. Deshalb kann ihr höchstes Ziel nicht nur in der Geltendmachung ästhetischer Lehrmeinungen liegen, sondern vor allem in der sittlichen

Sie wurzelt nicht nur in der Weltanschauung, sondern will auch die Weltanschauung und kämpft für sie. Nur kämpft sie eben auf ihre Art und tritt auf „eigene Waffen“ an; das Rüstzeug des litterarischen Kritikers ist ein anderes, als das des Theologen oder Moralphilosophen, wenn sie alle auch vielleicht dieselben sittlichen Wirkungen erzielen wollen.

Es wird am besten sein, die verschiedenen Arten von Kritik an einigen Beispielen in Kürze klar zu machen. Nehmen wir an, es sei ein neuer Roman von irgend einem hervorragenden Schriftsteller erschienen, der verschiedenen Beurteilern Veranlassung zu ausführlicher Besprechung giebt. Der eine wird die Handlung erzählen und das Werk genau analysieren. Er findet vielleicht, daß die Komposition vortrefflich ist, kann aber nachweisen, daß ein Bruch in der psychologischen Entwicklung des Helden stattfindet, daß deshalb der zweite Teil an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet. Er hat weiter den Stil geprüft und ihn pointiert oder kahl gefunden. Er hat schließlich etwa herausgebracht, daß die Dialogführung sehr gewandt, die Charakterisierungskunst aber gering ist. Er hat auch alles Gefundene mit Beispielen belegt, und schließt dann, daß trotz dieser Mängel das Buch des bekannten Schriftstellers doch zur Lektüre empfohlen werden kann.

Das ist eine litterarische Fachkritik, eine Kritik für den Dichter, eine Kritik, wie sie allenfalls in ein reines Litteraturblatt gehört, dessen Leser nicht nur den besprochenen Schriftsteller, sondern auch zum Teil schon den besprochenen Roman genau kennen. Aber ist das echte, produktive Kritik? Nein und dreimal Nein! Man denke sich z. B., daß aus Versehen der Titel des rezensierten Werkes samt dem Namen des Verfassers fortgeblieben wäre. Dann bedeutet die ganze Kritik wenig mehr als nichts. Sie diente nur dem Buche, mit dessen Verschwinden sie auch verschwinden muß. Sie ist im letzten Grunde überflüssig. Denn was in aller Welt geht es mich an, daß der bekannte Dichter N. N. im so und so vielten Bande seiner Werke einen psychologischen Schnitzer gemacht hat! Das ist mir so nebensächlich, daß ich nicht vier Spalten lesen will, um als Ergebnis nachher diese erschütternde Offenbarung zu vernehmen! Kritiker dieser Art sind glückselig, wenn sie dem Autor etwas „nachweisen“ können, seien es unreine Reime, seien es schiefgebaute Sätze. Man sieht ordentlich ihr freudestrahlendes Gesicht, wenn sie herausgekriegt haben, daß etwa in einer neuen Litteraturgeschichte ein falsches Datum gegeben oder ein Dichter vergessen oder eine irgendwo aufgefundene Goethesche Windel nicht registriert ist. Das ist die häufigste Art der Kritiker, d. h. der überhaupt ernst zu nehmenden. Sie sitzt meist auf dem Katheder und nicht nur auf dem des Gymnasiums; sie hat von Berufs wegen die Korrigierwut, aber man darf sie nicht unterschätzen. Denn so wenig diese Spezies für die höhere Kritik und für die Allgemeinheit bedeutet, so wichtig ist sie für den Autor und für den, der die von ihr herangeschleppten Steinchen zu benutzen versteht.

Den Gegensatz zu diesen litterarisch-philologischen Kritikern bilden die impressionistischen. Was jenen die Hauptsache ist, läßt diese gleichgültig. Die Impressionisten — wir haben in Berlin eine kleine, aber einflußreiche Gruppe davon — verschmähen die alte Art zu kritisieren durchaus. Sie wollen den Dichter nicht meistern, sondern sich in ihn „einfühlen“, daß sie ihn gleichsam nachdichten und den ganzen Stimmungsextrakt seines Werkes dem Publikum vermitteln können. Sie sind gleichsam Instrumente, auf

denen der Dichter spielt. Jedes Buch „stimmt" sie. Sie stimmen sich bei Sudermann ostpreußisch und bei Hauptmann schlesisch; aber bei beiden ist ihnen zu viel robuste Klarheit, zu viel Materie. Am liebsten lassen sie sich stimmen durch Dichter wie Huysmans, Maeterlinck, Verlaine. Dann reden sie mit umflorter Stimme, so daß hinter jedem Satz ein Geheimnis steht; reden leise und ahnungsreich mit großen, sehnsüchtigen Worten — sie selbst verkümmerte Dichter. Diese Art von Kritik, die den Eindruck eines Werkes vermitteln will, ist von Frankreich zu uns gekommen; die französische Litteratur ist auch den impressionistischen Kritikern lieber als die deutsche. Die Nuance ist ihnen die Hauptsache; ihr Stil ist ganz weiblich, ganz schmiegsam und geschmeidig, er tastet dem Dichter nach. So werden diese Herren, die im Gegensatz zu der ersten Gruppe gewöhnlich Berufskritiker und Journalisten sind, zu interessanten Virtuosen und weiter hinaus zu „Blendern".

Jonglieren sie mit Stimmung, so jongliert eine dritte Gruppe mit Geist. Für sie ist jedes Buch nur das Sprungbrett, von dem aus sie zur geistigen Akrobatik abspringen. Die Bedeutung des Dichters, den sie besprechen, ist ihnen Nebensache. Schon in der dritten Zeile fällt ihnen ein geistreiches Wort ein, das sie auf Nebenpfade lockt. Und nun entzückt sie ihr eigener Geist in solchem Maß, daß sie das Buch — den Ausgangspunkt ihrer Ergüsse — oft völlig vergessen. Sie schlagen schwindelnde Ideenbrücken, auf denen sie herumtanzen und geistige Jongleurkunststückchen machen, sie sind außerordentlich geistreich und beweisen dem Leser, wenn es not thut, das Unmögliche; sie korrigieren die Weltgeschichte, je nachdem sie gerade dies oder das belegen wollen, mit beneidenswerter Kühnheit; sie sprudeln von glänzenden Aphorismen und begeistern sich für einen Dichter oder eine Idee genau so lange, wie es noch kein anderer thut. Paradoxe reizen sie am meisten. Sie selbst haben tausend Maßstäbe für einen, und wenn sie ein Buch besprechen, blitzen sie im Zickzack darum her, bald diese, bald jene Partie — nie aber das Ganze — hell beleuchtend. Sie sind Oppositionsgeister, die dasselbe Buch mit einem glänzenden Aufwand von Geist in den Himmel heben und es ebensogut zur Hölle stoßen, je nachdem ein anderer es vorher gelobt oder getadelt hat. Sie schlagen sich immer zur Minorität. Sie sind glänzende Ankläger oder Verteidiger und unmögliche Richter. Unreife Menschen verwirren sie; reife fesseln sie. Man darf sie lesen, sie bewundern — aber man darf eins nicht: man darf ihren Urteilen nicht glauben.

Und wie sieht nun endlich die vierte Gruppe aus? Die der echten, produktiven Kritiker, der Kritiker im höheren Sinne? Nun, sie werden immerhin noch am nächsten der erstgenannten litterarisch-philologischen Art stehen, insofern als sie deren Arbeit auch thun oder die schon gethane benutzen. Nur fangen sie genau dort an, wo die erste Gruppe aufhört. Um auf das angeführte Beispiel zurückzugreifen: sie prüfen die Komposition des Romans ebenso, finden den Bruch in der psychologischen Entwicklung auch, sehen sich den Stil und das Charakterisierungsvermögen nicht minder an, aber damit sind sie noch nicht fertig. Sie fragen bei den Mängeln nach dem Warum, sie vergleichen und spannen sie in einen größeren Rahmen, sie werden auf litterarischem Wege zur Erkenntnis einer charakteristischen Schwäche des Dichters geführt und auf psychologischem zu einer Schwäche des Menschen. Sie wissen, daß nichts im Dichter und Gedicht ist, was nicht auch im Menschen wäre. So kommen sie vom Buch zum Autor.

Sie kommen über die technischen und litterarischen Mängel zu dem Geiste, der das Buch geboren hat und trägt, zu dem Geiste, der den Schöpfer durchbraust, und den wägen sie. Nur der ist ein echter Richter, der einen unverlierbaren Rückhalt hat an seinem Volke, der da weiß, wie es geworden, was es groß und was es klein gemacht hat, was es emporführen und was es schädigen kann. Für oder wider den Geist, den ein Buch, eine Epoche atmet, wird er sich gläubig und mit aller Wucht einer in sich selbst sicheren Persönlichkeit setzen. So prallt zuletzt Weltanschauung auf Weltanschauung; so wird aus litterarischer Enge der Kampf zuletzt auf das weite Feld verlegt, auf dem die größten und jeden einzelnen angehenden Schlachten geschlagen werden — die Schlachten, die über unseres Volkes Zukunft entscheiden.

Nur soll man das nicht falsch verstehen, nicht so auffassen, als ob der Kritiker mit einem vorher festgelegten, unweigerlich an jede Rezension zu hängenden ceterum censeo vor ein Buch treten und in Allgemeinheiten schwelgen soll. Er soll wohl vor dem Nahen, vor dem kleinen Ausschnitt bleiben, aber er soll die Perspektive nicht vergessen. Was der ungeheuren Mehrzahl der litterarischen Richter fehlt, ist der sichere Blick für Größenverhältnisse. Sie sehen schief, sie beleuchten die Gegenstände so, daß die geworfenen Schatten hier ungeheuerlich anwachsen oder dort sich verkürzen, so daß sie absolut nicht mehr der Größe der Gegenstände entsprechen. Da wird denn Gerhart Hauptmann hier ein Riese, der über Goethe hinauswächst, und dort ein litterarischer Stammler, den man verachten, gering schätzen zu können glaubt. Aber selten bleibt er das, was er ist, nämlich ein Dichter, dessen wundervoll plastischer Kraft leider nicht ein entsprechendes großgeistiges Vermögen zur Seite steht. Und weshalb diese Verschiebung aller Verhältnisse, was führt dazu? Doch nur zweierlei: der Mangel an naivem Gefühl für poetische Werte, und ferner der Mangel an historischer und ästhetischer Durchbildung. Beides, das angeborene, instinktive Gefühl und der geschulte Geschmack, ist dem litterarischen Richter von nöten. Sein Gefühl findet das Echte heraus; seine historische Schulung erlaubt ihm, es zu messen und ihm den Platz anzuweisen. Natürlich wirkt beides untrennbar zusammen. Und wer das nicht genug zu preisende Glück hat, sich Eins mit seinem Volke zu fühlen und ohne ästhetische Heuchelei das, was es durch die Jahrhunderte ausgewählt hat, auch nach seinem Empfinden als das Beste und Echteste ansprechen zu können; wer, ohne der Massensuggestion zu unterliegen, sich sagen darf, daß seine Liebe und sein Haß sich immer und überall mit Liebe und Haß seiner Nation deckt, daß gleichsam die konzentrierte Volksseele auch in seiner Brust lebt — dem hat die Gnade des Himmels einen so festen Rückhalt gegeben, daß er mit sicheren Schritten auch durch das Getriebe der Gegenwart geht. Er hat den festen Standpunkt des Geistes, er hat in seinem Gefühl einen selten oder nie trüglichen Maßstab, er hat einen guten, fröhlichen, dankbaren Glauben, er hat Ruhe und Einheit der Persönlichkeit. Was ist Persönlichkeit anders als starke Einheitlichkeit? Nur sie aber kann wirken. Und wirken will derjenige, der produktive Kritik schreibt. Ein Kritiker, der nicht zum Glauben zwingen kann, verdient den Namen nicht. Ein Kritiker, der nicht mit wuchtigem Kürassierhieb die Herzen spaltet, sollte zu schreiben aufhören. In jeder guten Kritik, sagt Jean Paul, ist in nuce eine ganze Aesthetik enthalten und zwar die beste, die es giebt. Ich gehe weiter und sage, daß in jeder guten Kritik eine ganze Weltanschauung

lebt und daß sich in jeder eine sittliche Kraft auslösen muß, die im stande ist, weitere Kreise zu ergreifen und festzuhalten.

Es ist eine alte Weisheit, daß es leichter ist, von der Hölle als vom Himmel zu reden, daß der Teufel einfacher zu zeichnen ist als ein Erzengel. Das möchte ich für diejenigen aussprechen, die finden sollten, daß ich die drei ersten Kritikergruppen schärfer umrändert habe, als die vierte und beste. Vielleicht kann ich den Unterschied der verschiedenen noch klarer machen, wenn ich sie im einzelnen kurz kontrastiere. Man könnte z. B., wenn man einen Kritiker der ersten, litterarisch-philologischen Art neben einen echten Werte schaffenden der letzten Gruppe stellt, mit Fug den Unterschied beider so ausdrücken, daß man den einen eben als fachlichen Kritiker, den anderen als Historiker anspricht. Der eine besorgt gleichsam die polizeilichen Ermittelungen, auf die sich der andere, der Richter, stützt. Die erste, litterarisch-philologische Art hat ihren Vertreter etwa in dem oft mit Recht, öfter mit Unrecht verlästerten Düntzer; aus der zweiten Gruppe, der impressionistischen, den „Einfühlungs"-Kritikern, könnte bei Potenzierung der Begabung vielleicht wieder einmal ein August Wilhelm Schlegel hervorgehen; die dritte Gruppe hat ihren feinsten und glänzendsten Vertreter etwa in Georg Brandes, den man immer lesen und dem man niemals glauben soll. Und für die vierte Gruppe könnte man wohl Lessing nennen, obwohl er nicht das Ideal, sondern nur derjenige ist, der ihm in vielem am nächsten kam. Das Ideal wäre vielleicht eine Mischung Lessing-Herder, wodurch zu der scharf-kritischen noch eine stärkere divinatorische Gabe träte.

Wenn man sich nach diesem kurzen Kapitel über fruchtbare und unfruchtbare Kritik der Litteraturgattung zuwendet, über die wir an dieser Stelle wohl zumeist werden zu berichten haben — dem deutschen Roman, — so erhebt sich eine neue Frage. Es ist für jeden, der die Geschichte unserer schönen Litteratur eingehender studiert hat, eine unbestreitbare Wahrheit, daß der deutsche Roman im Verhältnis zu unseren dramatischen, vornehmlich aber zu unseren lyrischen Leistungen einen merkwürdigen Tiefstand aufweist. Wenn die bedeutendsten Dramatiker der Weltlitteratur aufmarschieren, so haben wir einen Schiller und einen Kleist, und können uns des weiteren damit trösten, daß der größte Dramatiker aller Zeiten, wenn schon kein Deutscher, so doch ein Germane ist. Auf dem Gebiete der Lyrik kann überhaupt keine Nation ernstlich daran denken, mit uns in Wettstreit treten zu wollen. Nicht nur, daß der erste Lyriker der Welt unser ist, wir haben auch neben ihm eine erstaunliche Fülle reicher und schöner Talente gehabt, und noch immer quillt der Born unserer Lyrik. Wie aber steht es mit dem Roman? Fast alle romanischen und slavischen Völker können da mit Namen aufwarten, denen wir nichts oder wenig an die Seite zu stellen haben. Die Geschichte des deutschen Romans ist eigentlich eine Geschichte der spanischen, italienischen, französischen, zuletzt auch noch russischen Litteratur. Mit Uebertragungen setzt diese Geschichte des deutschen Prosa-Romans ein. Und wie steht es heut? Deutschen Ohren klingt diese Wahrheit nicht angenehm, aber sie bleibt eine Wahrheit. Was haben uns denn die ganzen Jahrhunderte gebracht, das nicht aus fremden Quellen geschöpft wäre? Ja, um ganz bescheiden zu sein: was haben sie uns überhaupt gebracht? Ueberhaupt gebracht, wenn wir die ausländischen Einflüsse ganz übersehen wollen? Der nach spanischen Mustern gearbeitete, aber herrlich sprachkräftige „Simplicissimus" fällt jedem sofort ein. Aber dann reibt sich der Laie verlegen die

Stirn, und der Litteraturhistoriker —? Er nennt wohl so und so viel Bücher, aber wenn er ehrlich ist, muß er zugeben, daß sie nicht viel besagen wollen. Und wieder wird dann ein Tusch geblasen: Der Werther! Von hier an beginnt es allmählich in Hülle und Fülle Romane zu regnen. Jeder hat Dutzende berühmter Romanschriftsteller parat; jeder glaubt, daß wir es gar herrlich weit gebracht haben; daß der deutsche Roman, des Publikums litterarisches Schoßkind, womöglich gar reinster Wesensausdruck der Nation geworden ist. Und man betrachtet den als Nörgler, der die Behauptung ausspricht, daß ein deutscher Romanstil überhaupt fehle, daß er allenfalls in den Anfängen vorhanden sei und daß der Wert unserer gesamten Romanlitteratur im Verhältnis zum Wert unserer lyrischen und dramatischen Dichtung doch nur sehr gering sei.

Ich bekenne mich zu dieser Ueberzeugung. Und ich bekenne weiter, daß ich auch von der näheren Zukunft nicht allzu viel erwarte. Eine Nation, ob sie auch so reich sei und so voll von inneren Kräften wie die unsere, kann nicht auf allen einzelnen Gebieten führen. Wie dem Individuum sind auch ihr gewisse Grenzen gesteckt. Allerdings ist ganz zweifellos, daß die nationale Zusammenfassung einerseits, die stärkere Hinlenkung des Volksgeistes auf das reale Leben andererseits gerade dem Roman sehr zu gute kommen müssen. Man kann die Frage aufwerfen, ob überhaupt dieser allzustarke Individualismus, die deutsche Querköpfigkeit, die uns geistig im ganzen so sehr genützt, die uns gerade unsere Philosophen und unsere Lyriker geschenkt hat, uns nicht wie im großen politisch, so auch im kleinen, eben in roman-schöpferischer Hinsicht geschädigt hat. Der Roman braucht mehr denn jede andere Dichtungsgattung eine Gesellschaft — nicht den Einzelnen, der sich absondert. Er braucht reich verzweigtes, in ewigem Flusse befindliches, sich aneinander reibendes Leben. In den Ländern lateinischer Zunge findet man das ungleich stärker als bei uns; das leichter bewegliche gesellschaftliche Leben, der Begriff der Gesellschaft überhaupt, ist wohl an sich ein Attribut älterer nationaler Kulturen. So mag dieser meinen, unser Roman stehe auf niederer Stufe, weil die Deutschen nicht dafür veranlagt seien und das Beste in der Gattung, wie das Wort Roman selbst, den romanischen Völkern hätten entlehnen müssen, und ein anderer mag unsere geschichtliche Entwicklung dafür verantwortlich machen und der Ansicht sein, daß nach der festen Zusammenfassung zu einer Nation auch erst ein deutscher Roman möglich sei und daß man deshalb frohen Mutes in die Zukunft blicken könne. In der Praxis kommt beides ziemlich auf dasselbe hinaus.

Wir hatten am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Jean Paul; wir hatten den Wilhelm Meister, der sich in den sogenannten Bildungsromanen der Romantiker fortsetzte und im „Grünen Heinrich" Kellers seinen letzten Ausläufer fand. Es ist hier nicht der Ort, zu verfolgen, wie er sich wandelte zum Zeitroman Immermanns und der Jungdeutschen; wie unter Scotts Einfluß der historische Roman Bedeutung gewann und ihm zur Seite trat; wie das Prinzip des poetischen Realismus — das segensreichste im letzten litterarischen Jahrhundert — sich stärkere Geltung verschaffte und uns zu den besten Früchten verhalf; wie schließlich der Naturalismus wieder zerstörend wirkte. Aber vor jeder Wendung stand fast ein fremder Heiliger, dem der deutsche Roman nachzog, ob er nun Crébillon hieß oder Richardson, Rousseau oder Sterne und Fielding, Scott oder Balzac, Cooper oder Marryat, Zola oder Dostojewski. Nur Ansätze zum echt deutschen Roman sind da; dem Prinzip des poetischen Realismus verdanken wir sie.

Diese Ansätze stecken in Werken Reuters, Raabes, Freytags und Holteis. Mancher wird sich wundern, den Namen Holtei mitgenannt zu hören; aber wer einmal den ersten Teil des Christian Lammfell gelesen hat, wird nicht darüber erstaunen. Wenn wir überhaupt einmal zu einem, sagen wir besser: zu dem deutschen Nationalroman kommen, so wird er in dieser Linie liegen. Vorläufig sind wir über die großen Ansätze noch nicht hinaus.

Soll man an dieser Sehnsucht die Romane messen, die uns Herbst und Winter neu bescheren werden? Das ist die Frage, von der ich vorhin sprach und die noch auftaucht. Oder soll man sich bescheiden und das, was der Tag bringt, nur vergleichen mit seinen Geschwistern? Das eine wäre so ungerecht wie das andere. Man wird auch hier die richtige Mitte finden müssen. Man wird den Einäugigen krönen, aber man wird ihm sagen, daß es der Blinden wegen geschieht und daß er nur so lange Reichsverweser sei, bis einer käme, der mit beiden hellen Augen ins Leben sehe und es in Höhen und Tiefen erfasse.

Herbstestrost.

Rot leuchtet wie Rubin das Laub
Des wilden Weins im Garten, —
Was fragt es, ob den reichen Raub
Der Sturm kaum mag erwarten?

Die Birke steht in goldner Pracht,
Ob auch kein Fink mehr schmettert;
Sie harrt getrost der frost'gen Nacht,
Die jählings sie entblättert.

Das Eichhorn turnt von Baum zu Baum,
Als ging's zum frohen Feste
Und nicht zum Schlaf im engen Raum,
Im schneeumhüllten Neste. —

O Menschenherz, wie wagtest du
Allein in eitlem Trauern
Zu stören rings die heitre Ruh
Mit bangen Sterbeschauern?

Genieße froh, wie Baum und Tier,
Des Jahres sonnige Wende,
Und trag es lächelnd, dass auch dir
Der Sommer geht zu Ende!

Reinhold Fuchs.

Musikalische Rundschau.

Von

Leopold Schmidt.

I.

„Nur nicht urteilen“ lautet ein Ausspruch Goethes. Der Dichter thut ihn gelegentlich in seiner „Italienischen Reise“, als er von der Wohlthat spricht, die in der unbefangenen Aufnahme künstlerischer Eindrücke liegt. Niemand vermag wohl tiefer diese Wohlthat zu empfinden, als wer dazu berufen ist, beständig über das Schaffen anderer seine Meinung zu äußern. Aus einer Autorität heraus, die im Grunde niemand recht anerkennt, Urteile zu formulieren, anstatt selber produktiv zu sein, fremden Leistungen Censuren auszustellen: das wäre in der That ein fruchtloses Beginnen. Zum Glück ist der Kritiker, für den man das schreckliche Wort „Kunstrichter“ gefunden hat, mehr und mehr dem „Referenten“ gewichen. Die öffentliche Berichterstattung über wichtige Vorgänge in der Kunstwelt ist längst ein Bedürfnis geworden, sowohl für den in Frage kommenden Leserkreis, als für den Künstler, der ohne sie seine Stellung stets von neuem erkämpfen müßte. Und ehrlich die Thatsachen verzeichnen, verständnisvoll den Ereignissen folgen, darin kann allerdings ein Verdienst liegen. Leider verhält sich jedoch die Sache nicht so einfach, ist die Forderung Goethes nicht immer leicht zu erfüllen. Das Verlangen derer, die, unfähig sich ein eigenes Urteil zu bilden, durch Schlagworte und Sentenzen geleitet werden wollen, könnte man allenfalls unbeachtet lassen; aber die Darstellung selbst schließt gewöhnlich schon ein Urteil ein. Die Art allein der Berichterstattung verteilt Licht und Schatten, und schließlich kann man über künstlerische Dinge doch nicht reden, ohne Fragen des Geschmacks zu streifen, ohne von historischen oder allgemein ästhetischen Standpunkten Freude oder Mißfallen kundzugeben. Damit tritt aber die Persönlichkeit des Urteilenden unweigerlich auf den Schauplatz; in dieser Beziehung zum mindesten ist die Darstellung nie ganz von ihr loszulösen, und mit der ersehnten „Objektivität“ ist es wiederum nichts.

Für den Tagesschriftsteller macht sich die Schwierigkeit nicht so fühlbar. Die Fülle des Stoffes, die Vielheit der einzelnen Erscheinungen drängt von selbst die Reflexion in den Hintergrund und ermöglicht ein mehr berichtendes Verfahren. Ist der Referent für eine Fachzeitung thätig, so kann er vollends die Analyse zu Hülfe nehmen und die besprochenen Werke durch Notenbeispiele erläutern. Je höher jedoch der Gesichtspunkt, von dem aus Umschau gehalten wird, je summarischer der Bericht, um so mehr wird naturgemäß das Raisonnement vorwalten müssen. Eine Monatsschrift wie die vorliegende, die einen weiten Kreis von dem jeweiligen Stand des musikalischen Schaffensgebietes unterrichten möchte und nur die bedeutendsten Erscheinungen in ihren Bereich zieht, kann

auf eine mehr kritische Darstellungsmethode nicht gut verzichten. Von dem Vertrauen zu der Persönlichkeit des Referenten, von dem Maß an Uebereinstimmung in den leitenden Grundanschauungen zwischen ihm und dem Leser wird es dabei abhängen, welchen Wert solche Erörterungen gewinnen. Im Begriff, die der Musik gewidmete Abteilung in diesen Blättern zu übernehmen, glaube ich deshalb nichts Besseres thun zu können, als einige Worte über meine Ansichten von dem Wesen und dem Ziele der Musikkritik, von ihren Aufgaben der Gegenwart gegenüber, vorauszuschicken. Damit soll natürlich keinerlei Programm gegeben sein, sondern nur ein schlichtes Bekenntnis; hängt doch der Chronist zu sehr vom Gang der Ereignisse ab, die in seinem Berichte gleichsam ein Echo finden sollen, als daß er irgend einen Weg sich vorzeichnen könnte.

Hat es schon der Kunstschriftsteller an sich nicht leicht, da man — um wiederum Goethe zu citieren — von der Kunst eigentlich nur in ihrer Gegenwart reden soll, so stellen sich der Besprechung musikalischer Werke und Vorgänge ganz besondere Schwierigkeiten entgegen. Wer über Poesie, Malerei und bildende Künste schreibt, kann wenigstens den Inhalt eines Werkes, das was es vorstellen will, in zutreffenden Worten schildern. Das Wesentliche, das eigentlich Künstlerische ist zwar auch hier nicht wiederzugeben, aber eine bestimmte Vorstellung davon ist immerhin zu erwecken. Bei der Musik entzieht sich der gesamte Inhalt den Künsten der Schilderung: Töne und ihre Kombinationen sind nur durch sich selbst darstellbar. Wer davon erzählen will, kann nie das Wesen der Dinge berühren; seine Schilderung bewegt sich immer um den Kern der Sache herum. Dazu kommt, daß die Sprache für musikalische Begriffe keinen Wortschatz bietet, außer denen, die physikalische Eigenschaften des Tones bezeichnen. Alles Künstlerische, alles, was die Wirkungen, Freude und Mißfallen, die inneren Beziehungen und den äußeren Aufbau betrifft, muß fremden Gebieten entlehnt werden. Allerdings ist mit der Zeit durch Uebereinkunft eine Terminologie entstanden, die den eingeweihten Kreisen durchaus verständlich ist; aber es sind doch immer nur Vergleiche, mit denen wir uns behelfen, keine zutreffenden Begriffsbestimmungen. Die Empfindung dafür mag Robert Schumann, nachdem er selbst lange Zeit hindurch mit glänzendem Erfolge sich kritisch bemüht hatte, zu dem ärgerlichen Ausspruch veranlaßt haben, daß alles Gerede über Musik schließlich darauf hinauslaufe: mir gefällt etwas, oder es gefällt mir nicht. Das Beste wird deshalb noch immer, wo sie irgend angängig ist, die fachmännische Analyse bleiben, die mit technischen, dem Musiker vertrauten Ausdrücken und womöglich mit Notenbeispielen die Sache erläutert. Innerhalb einer mehr feuilletonistischen Darstellung, die sich an das große Publikum wendet, ist sie natürlich mit Maß zu gebrauchen. Richtiges Taktgefühl wird hier Trockenheit zu vermeiden, die Allgemeinverständlichkeit zu wahren wissen.

Unter den obwaltenden Umständen erscheint es für den Musikreferenten doppelt geboten, überall da, wo die Darstellung die Form eines Urteils annimmt, vorsichtig zu sein. Da es ihm an der Möglichkeit, ja sogar an Worten fehlt, dem Leser die Sache selbst zu unterbreiten, muß er ihn stets darüber im Klaren lassen, daß es lediglich Eindrücke sind, die er wiederzugeben vermag. Diese Eindrücke sind naturgemäß immer persönlicher Natur und zeitlich begrenzt, d. h. wandelbar. Man denke nur daran, wie zumeist die daraus gewonnenen Anschauungen zustande kommen! Während z. B. der Re

zensent eines Bildes so lange vor dasselbe hintreten kann, bis er es ergründet zu haben glaubt, ist die Musik ein einziges Mal am Ohre des Betrachters vorbeigerauscht, wenn er zur Feder greifen soll. Dieses „sofort", zu dem sein Beruf ihn zwingt, verleitet ihn sicher zu einem Unrecht, zum mindesten zu einem Unrecht gegen sich selbst. Man kann deshalb sagen, daß der Journalismus der ärgste Feind der Kritik ist. Jeder gewissenhafte Referent wird, wenn er schon die Verantwortlichkeit des Urteilens auf sich nimmt, eine möglichst lange Bedenkzeit für sich beanspruchen, er wird neue Erscheinungen lieber vier- und fünfmal studieren, bevor er das Wort ergreift. Erst wenn sich allgemein die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, wie sehr Publikum, Künstler und Kritiker durch Nachtrezension und Premièrenbesprechungen geschädigt werden, wird die öffentliche Kunstkritik ihre Würde wahren und die ihr erreichbare Wirkungskraft entfalten können.

Ein weiterer Grund zu vorsichtiger Zurückhaltung allem Neuen gegenüber liegt in der Wandelbarkeit der ästhetischen Anschauungen, der nicht weniger als der Laie der Fachmann unterworfen ist. Das menschliche Ohr ist unglaublich anpassungsfähig; mit der Art zu hören ändert sich aber auch das Urteil. Die Geschichte liefert beständig Beweise dafür, und niemandem ist ein Vorwurf daraus zu machen, wenn er in sich die Entwicklung der Tonkunst mitmacht. Es wäre nun aber durchaus unrichtig, aus dem Gesagten etwa die Wertlosigkeit aller Tageskritik herzuleiten. Eine absolute, unabänderliche Norm, dessen muß man sich bewußt bleiben, läßt sich freilich nicht aufstellen; es genügt aber und interessiert den verständigen Leser, zu erfahren, wie ein Fachmusiker, dem er Vertrauen schenkt, zu einer gegebenen Zeit über diese oder jene Erscheinung denkt. Was er von seinem Gewährsmann verlangen kann und muß, ist, außer der selbstverständlichen Unparteilichkeit und Ehrlichkeit, Erfahrung und die nöthige Summe von Kenntnissen. Wie überall ist auch für die Erkenntnis künstlerischer Werte die Erfahrung ein unschätzbares Hülfsmittel. Wem die Gelegenheit zur Beobachtung beständig wiederkehrt, dem vereinfachen sich die Dinge, der wird sich im Urteil weniger leicht durch Zufälligkeiten oder Aeußerlichkeiten beeinflussen lassen. Was die positiven Kenntnisse betrifft, so wird man die Grenze nicht weit genug stecken können. Vor allem muß der Kritiker die Geschichte seiner Kunst beherrschen, um allen Ereignissen gegenüber den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Daß er nicht alles, was er beurteilt, selber braucht machen zu können, ist ein Gemeinplatz, den schon Lessing nicht mehr des Beweises für wert erachtet hat. Immerhin ist ein gewisses praktisches Können auf musikalischem Gebiete mindestens wünschenswert. Wer die Fähigkeit selbst zu schaffen besitzt, steht den Schöpfungen anderer verständnisvoller gegenüber. Ein unbilliges Verlangen ist es, der Referent solle die einzelnen Disziplinen der ausübenden Tonkunst nicht nur kennen, sondern auch selber zu bethätigen im stande sein. Dergleichen haben in neuerer Zeit namentlich Gesanglehrer aufgestellt, die alles nur aus dem Gesichtswinkel ihrer alleinseligmachenden Methode betrachten möchten. Was dabei herauskommt, wenn der Gesanglehrer über den Sänger, der Klavierpädagoge über den Pianisten u. s. w. urteilt, davon kann man in Fachschriften und mündlichen Aussprüchen genug abschreckende Beispiele finden. Das Verlangen ist aber nicht nur unbillig, sondern auch unnötig, wo es sich nicht um einen bestimmten Kreis von Fachgenossen handelt. Für die größere Oeffentlichkeit kommt es immer und überall nur auf das Allgemein-Musikalische, auf das Künstlerische

an, und jedes Hinabsteigen in technische Streitfragen, zumal in noch unerledigte, wäre hier schlecht am Platze.

Soll ich mich als Laie der Führung eines Kundigen in irgend einem Fache anvertrauen, so scheint mir neben der Frage nach Wissen und Können vor allem die Frage wichtig: wie spiegelt sich die Gegenwart in seinem Kopfe, wie ist seine Vorstellung vom Zeitbilde beschaffen? Es ist heutzutage nicht leicht, sich zu einer klaren Anschauung durchzufinden. Wir leben in einer interessanten Zeit, aber manches erscheint wirr und zerfahren. Auf eine Epoche unerhörten Aufschwungs ist unleugbar ein Stillstand in der Produktion eingetreten; nicht mehr wie von Beethoven zu Wagner und Brahms folgen sich die bedeutenden Erscheinungen in üppiger Dichtheit. Nicht mit derselben Bestimmtheit läßt sich dagegen sagen, daß das Niveau des technischen Könnens und der Erfindung gesunken sei, denn die Kunst der Klangmischungen, eine freiere, vielverschlungene Polyphonie finden wir vielfach bis zur höchsten Meisterschaft gesteigert. Eigentümlich ist der tiefe Zwiespalt, der heute die musikalische Welt in zwei ganz verschieden fühlende Hälften teilt. Altes und Neues hat sich wohl immer gegenübergestanden, indessen nie so unversöhnlich, so unüberbrückbar wie jetzt, wo die Schule Wagner-Liszt nach schwerem Kampfe zur Anerkennung gelangt ist. Vielleicht ist es nur ein Gradunterschied gegen früher; allein die Entwicklung hat einen so gewaltigen Schritt und so plötzlich vorwärts gethan, daß die Gipfel der älteren und neueren Tonkunst völlig verschiedenen Welten anzugehören scheinen. Es ist nicht nur das Aufgeben der Form im engeren Sinne, der beide von einander trennt; durch das „Programm" ist eine ganz anders geartete Deutungs- und Ausdrucksfähigkeit in die Musik eingezogen. War früher der thematische Gedanke der Kern, das Wesentliche des musikalischen Gebildes, so führt heute das Klanggewand, das „Kolorit" ein selbstherrliches Dasein. Was wir aber an dieser Neukunst vermissen, ist die Ursprünglichkeit, der lebendige Fluß, der die Werke der älteren Meister, Wagner nicht ausgeschlossen, durchströmt und uns nirgend auf tote Stellen treffen läßt. Nur zu oft ist an die Stelle der Begeisterung die Reflexion getreten und hängt ihre Bleigewichte an die aufstrebenden Schwingen der Phantasie.

Interessant ist es zu beobachten, wie sich der Laie der neuesten musikalischen Fortschrittspartei gegenüber verhält. Durch die Geschichte des eben beendeten Jahrhunderts belehrt, hütet sich der musikalische Gebildete, an der Entwicklungsfähigkeit der Tonkunst zu zweifeln und das Neue um des Neuen willen abzulehnen. Aber nur in den seltensten Fällen gelingt es ihm, so recht ein inneres Verhältnis zu den deklamierten Liedern und symphonischen Dichtungen unserer Jüngsten zu finden. Er ist gerade erst im Zuge, sich seines Wagner's recht zu freuen und hat noch genug zu thun, ihn ganz in seinen Besitz zu bringen. Die Heuchelei macht sich freilich im Konzertsaal nicht weniger breit wie im Theater; sie erhebt ihr Haupt, sobald die Mode sich für irgend eine Richtung entschieden hat. Nur die Ungeduldigen erklären vorläufig noch rundheraus: „das ist gar keine Musik mehr!" Thatsächlich ist unsere Tonkunst auch längst nicht mehr die Freudenbringerin von ehedem; daher die stets erneute, elementare Wirkung der Klassiker, so oft sie auch auf dem Programm erscheinen.

Ganz anders ist die Stellung des Musikers. Was sich regt und zum Schaffen gedrängt fühlt, schart sich um die neue Fahne. Immer stattlicher wird die Gefolgschaft

von Richard Strauß und Schillings, den Häuptern der aus der Weimarer Schule hervorgegangenen Komponisten. Nur eine Gruppe älterer Meister, deren Entwicklung in eine frühere Zeit fällt, Männer wie Bruch, Gernsheim, Humperdinck u. a. stehen noch in innigerer Verbindung mit der Vergangenheit. Ihre Werke überragen zweifellos an Bedeutung, was sich im Durchschnitt daneben hören läßt; aber es weist nichts über sie hinaus in eine Zukunft, wie sie die Jungen träumen. Unter den Vorkämpfern stehen fast ausnahmslos unsere großen Dirigenten, ein Umstand, der nicht wenig dazu beigetragen hat, die moderne Richtung zur Geltung zu bringen. Trotzdem manches Ungesunde, Aufgebauschte, das ohne innere Berechtigung mitmachen möchte, sich darin breit macht, kann man dem idealen und kühnen Aufwärtsstreben der jüngeren Generation seine Sympathie nicht versagen. Man gönne ihr Licht und Luft zur Entwicklung; vielleicht bereitet sich in unserer Mitte Großes vor, bevor wir es ahnen. Daß übrigens nicht geraden Weges mehr vorwärts gestürmt wird, dafür bürgen mancherlei Anzeichen. Die Neigung zu Seitenpfaden, um nicht zu sagen zur Umkehr, zeigt sich am lehrreichsten bei Schillings, weil sie hier nicht als äußere Wandlung erscheint, sondern aus innerer Nötigung und aus künstlerischer Erkenntnis heraus sich vollzogen hat.

Eine dritte Gruppe, deren Vertreter glücklicherweise immer seltener werden, ließe sich den bereits genannten anreihen. Es sind dies die verspäteten Extremen der neudeutschen Richtung, die, ohne neue Werte prägen zu können, an überwundenen Einseitigkeiten hartnäckig festhalten. Ihr Gebahren fördert Partei- und Cliquenwesen, anstatt es aus der Kunst zu bannen, und wirkt unerfreulich wie der geschäftliche und auf Aeußerlichkeiten gerichtete Zug, der andererseits unserer Zeit so sehr eigentümlich ist. Ueberall herrscht mehr der Hang, den Kunstgenuß auf musikalischem Gebiete durch Verbreiterung zu vergröbern, als ihn wieder intimer zu gestalten, und nicht zu unterschätzen ist die Gefahr — um alle Schattenseiten aufzuzählen — die aus dem Uebermaß an öffentlichen Musikaufführungen erwächst, das schließlich bei allen Beteiligten zum Ueberdruß führen muß.

Fassen wir nun, nach diesem Ausflug ins Polemische, die positiven Aufgaben zusammen, die man der öffentlichen Musikkritik zuweisen darf, so ergeben sich folgende Forderungen. Der Kritiker betrachte sich in erster Linie als der Vermittler zwischen dem Künstler und dem Publikum, der das Interesse an den Leistungen weckt, indem er das Verständnis dafür fördert. Wo sein Referat sich nicht auf Berichterstattung beschränkt, sei er bemüht, für das Urteil die vorsichtigste und am wenigsten verletzende Form zu finden, stets eingedenk, daß es immer nur momentane Eindrücke sind, die er wiedergiebt. Bei der Besprechung älterer Musik ist es Sache der Kritik für die Verbreitung positiven Wissens und historischer Anschauungsweise zu sorgen; handelt es sich um moderne Werke, so fällt ihr die Aufgabe zu, das Wollen des Komponisten zu deuten, zu zeigen, in welchem Zusammenhang er mit der allgemeinen Entwicklung steht, was etwa Kunstgemäßes und Originelles an seinem Schaffen zu beobachten ist. Ohne leichtfertigem Unfug Thor und Thür zu öffnen, halte man sich allem Ernsten, irgendwie Bedeutsamen gegenüber zur Zurückhaltung verpflichtet. Die Zeit wird entscheiden; es ist kein Unglück, wenn das Urteil nicht gleich geprägt wird. Das Persönliche der Anschauung ist nie zu vermeiden, wohl aber der Einfluß des persönlichen Geschmackes. Der Rezensent

muß die Gabe haben, unabhängig von Vorliebe und Antipathie, wenn nicht empfinden, doch betrachten zu können; Wissen und Erfahrung treten für das unmittelbare Gefühlsverständnis ein und geben ihm die Mittel zur Erkenntnis jedweder Eigenart an die Hand.

In Vorstehendem habe ich mich zu den Anschauungen bekannt, die sich mir als die wichtigsten und als unumstößliche von meinem Berufe gebildet haben. Im einzelnen Falle danach zu handeln will ich, soweit es in meinen Kräften steht, mich gern verpflichtet wissen. Die Musikkritik ist ein noch junger Zweig der Aesthetik und Kunstgeschichte, die, selbst die jüngsten der Wissenschaften, nur zu oft eine schwankende und unvollständige Grundlage abgeben. Man muß deshalb Geduld haben und ihr die Zeit lassen zu erstarken, bevor man reife Früchte von ihr verlangt.

Bücherschau.

Am Marktplatz. Roman in Kleinstadtbildern von **Hermann Heiberg.** Freiburg i. Br., Verlag von Friedrich E. Fehsenfeld.

Die treue Wiedergabe der Lebenswirklichkeit ist heute wie vor einem Jahrhundert der erste unerläßliche Schritt zur Poesie und poetischen Wirkung, und doch erweist sich immer wieder, daß es beim ersten Schritt nicht bleiben darf. Die scharfe Nüchternheit, die sich auf die Treue ihrer Beobachtung und die Deutlichkeit ihrer Schilderung verläßt, kann die von ihr erfaßten Menschen und Zustände aus der Zufälligkeit nicht zur Notwendigkeit erheben, sie beweist, aber sie überzeugt nicht. Die Kluft, die die Bewunderer von Goethes „Wilhelm Meister" von denen des Engel'schen „Herr Lorenz Stark" trennte, ist auch nach einem Jahrhundert unausgefüllt geblieben. Heiberg's Roman „Am Marktplatz" ist einer der jüngsten Nachkommen des „Lorenz Stark" und erfüllt die Forderung verständiger Folgerichtigkeit und anschaulicher Detailschilderung, läßt aber das Verlangen nach tieferem Lebensgehalt und bedeutenderen Gestalten ebenso unbefriedigt, als die Forderung künstlerischer Form. Es ist ein Stück „Heimatkunst" in diesen Kleinstadtbildern, aber da der Verfasser dem gleichen Boden entstammt, der den Hinter- und Untergrund des größten Teils von Theodor Storms Novellen abgiebt, so kann der Vergleich seiner „abseits" stehenden und lebenden Menschen mit den Gestalten des schleswigschen Dichters nicht zu seinem Vorteil ausfallen. Selbst das Hilfsmittel, Kindererlebnisse und Kinderschicksale mit Erlebnissen und Schicksalen Erwachsener zu verflechten, hat sich im Fall dieses Romans nicht bewährt. Freilich müssen wir der Art Nüchternheit, die den Bildern „Am Marktplatz" eigentümlich ist, den Vorzug vor der wesenlosen Phantastik und dem Haschischrausch zahlreicher, vermeintlich dichterischer Schöpfungen der jüngsten Zeit geben. Aber gerade gegen die Annahme, als ob wir nur noch die Wahl zwischen dem Entweder der poesielosen Nüchternheit und dem Oder der naturlosen Ueberhitzung und Ueberkünstelung hätten, kann nicht oft und nicht entschieden genug Verwahrung eingelegt werden. Was uns not thut, ist warmes, großes Leben und lebendige, große Kunst. Wer daneben noch Zerstreuung und leichte Unterhaltung nötig hat, wird seine Rechnung bei diesen Kleinstadtbildern selbst mit einem Ueberschuß finden.

Adolf Stern.

Maria. Roman von **Ernst Muellenbach,** Berlin, Verlag von Emil Felber. 1901.

Mit lebhaftem, aber wehmütigem Anteil begrüßen wir die letzte erzählende Schöpfung des rheinischen Novellisten, der in den kurzen Jahren seiner litterarischen Thätigkeit sich als liebenswürdiges und frisch fabulierendes Talent erwiesen hat. Muellenbachs Romane und Novellen halten sich in der Mitte des Lebens, seine Charaktere haben ihre Wurzeln selten in elementarer Tiefe und seine Stimmungen erheben sich noch seltener in die lichtesten wolkenlosen Höhen. Muellenbach ist, oder leider er war, kein bloßer Unterhaltungsschriftsteller, sondern ein phantasievoller Erfinder und ehrlicher Gestalter, der für die verborgene Poesie und den besseren Kern scheinbarer Alltagserscheinungen einen feinen Blick besaß und jedes Stück Leben, das er ergriff, warm zu beseelen wußte. Seine Erzählungskunst war der älterer Erzähler wie Otto Müller und Edmund Höfer einigermaßen verwandt, aber ein stärkerer Zug zur rheinischen Fröhlichkeit und ein Hauch echten Humors gab ihr einen noch intimeren Reiz, und da sich der Lust des Fabulierens der Trieb nach künstlerischem Gleichmaß und die Fülle der Anschauung gesellte, so vermochten seine Geschichten nicht bloß flüchtig zu fesseln. Gerade dieser letzte kleine Roman „Maria" weist alle besonderen Vorzüge des liebenswürdigen Erzählers auf. Ohne ein Weltbild zu sein, spiegelt der zum größeren Theil in Bonn verlaufende Roman ein gewinnendes Stück

Leben, und die Titelheldin ist in ihrer kräftigen Unverbildetheit und ihrer unbewußten Vornehmheit eine ganz prächtige Gestalt. Es ist viel Erlebtes und viel fein Beobachtetes in der schlichten Geschichte und die alte wehmütige Erkenntnis, daß nicht die Dauer, sondern der Inhalt eines Lebens dessen Wert bestimmt, die uns angesichts der Schicksale Maria Sommers überkommt, klingt mit dem Gefühl zusammen, mit dem wir des frühgeschiedenen Verfassers gedenken.

Adolf Stern.

Aus Schule, Unterricht und Erziehung. Gesammelte Aufsätze von **Dr. Adolf Matthias,** Geh. Regierungsrat und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. München 1901. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Der Name Adolf Matthias hat überall, wo deutsche Eltern sich tiefer mit der Frage „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?" beschäftigen, einen guten Klang. Auch die in vorliegendem Bande gesammelten Aufsätze dürften nicht bloß bei Schulmännern und Pädagogen von Fach, sondern auch bei allen, die zur Erziehung berufen sind, — und das ist ja neben der „Schule" auch das „Haus" — Anklang finden. Die Reformbewegung im höheren Schulwesen, brennende Tagesfragen und Tagessorgen mehr schulpolitischer Art, wie sie in der ersten Abteilung dieses Buches („Allgemeine Schulfragen") behandelt sind, berühren und bewegen uns ja alle, sie sind eine Angelegenheit der ganzen Nation. Wer sich die Geschichte, die Ziele und Aufgaben dieser Bewegung vergegenwärtigen will, der findet an Matthias einen sachkundigen und durchaus nicht trockenen Führer. Der Verfasser gehört zu den Verfechtern der humanistischen Bildung, aber er verkennt die Schwächen und Unzulänglichkeiten unseres heutigen Gymnasiums durchaus nicht; er weiß, daß unsere Zeit neben der „klassischen" vor allem auch eine moderne oder besser spezifisch deutsche Bildung verlangt, und deshalb ist er ein warmer Fürsprecher der lateinlosen höheren Bürgerschulen und ein unbefangener Anwalt der Gleichwertigkeit der Oberrealschulbildung mit der des Gymnasiums. Dem „verzagenden und verbitternden Pessimismus, der der Entwicklung unserer Schulen und dem Lehrerstande in seiner Arbeit, seiner Stellung und Wertschätzung so unendlich viel geschadet hat", tritt Matthias überall entgegen. In der zweiten Abteilung „Aus dem deutschen Unterricht" finden sich naturgemäß mehr nur den Schulmann angehende Aufsätze, wenn auch einzelne wie „Uhland als Volksdichter", „Deutsches Christentum und griechisches Heidentum in Goethes Iphigenie" jedem Gebildeten etwas zu sagen haben. Allen Erziehern gilt, was Matthias im dritten Abschnitt über „Kinderindividualitäten und Kinderfehler", „Ueber Anlagen und Begabung" sagt, und allen Deutschen kann es gesagt sein, wenn er im letzten Abschnitt vom „Wert politischer Parteikämpfe" spricht oder sein liebevolles Verständnis für deutsche Größe in Gedächtnisreden auf Wilhelm I. und Bismarck kundgiebt. „Frei von hochgestochenem, akademischem Ton", wie sie sind, werden die Aufsätze besonders durch die humorvolle, schlicht-deutsche Art ihres Verfassers jeden Leser angenehm berühren.

Worms. Karl Berger.

Schiller und die deutsche Gegenwart von **Carl Weitbrecht.** Stuttgart 1901. Ad. Bonz & Comp.

Es war nach all dem oberflächlichen Gerede vom veralteten Schiller, von seiner blutlosen Rhetorik, von seinem überwundenen Idealismus und seiner überholten Dramatik, einem Gerede, das in den romantischen Kreisen und in den Salons der Rahel begann und neuerdings an den mißverstandenen Otto Ludwig wieder anknüpfte, endlich einmal an der Zeit, daß Schiller der deutschen Gegenwart in seiner dichterischen und menschlichen Größe aufs neue aufgezeigt wurde. Ich glaube, das deutsche Volk fängt nun erst an, schillerreif zu werden. Jedenfalls haben wir das Recht und die Pflicht, uns unseren Schiller nicht durch einige litterarische Machtsprüche und Schlagworte wegeskamotieren zu lassen, — das ist auch gar nicht so leicht, wie schnellfertige litterarische Jünglinge anzunehmen Lust haben. Daß Schiller, weit entfernt veraltet zu sein, vielmehr heute gerade wieder modern wirkt, d. h. verschiedenen wesentlichen Bedürfnissen der Gegenwart entgegenkommt und richtunggebend für die Zukunft werden kann, das weist der Stuttgarter Aesthetiker Carl Weitbrecht in vorliegendem Büchlein in überzeugender Weise nach. Er ist als Schwabe, Dichter und Mensch ganz der Mann dazu, die Größe des

Dramatikers und Tragikers Schiller zu erfassen und darzustellen. Weitbrecht will keine kritikscheue Bewunderung des Dichters, er soll kein Stilmuster sein, aber lernen sollen und können wir auch heute noch von Schiller das Wesentliche aller echt dramatischen Kunst. Weitbrecht öffnet uns die Augen für die oft geleugneten Zusammenhänge zwischen Schillers Leben, Persönlichkeit und Dichtung, für die nur den Naturtiefen seines Wesens entspringende tragische Wucht seiner Dramen. Eingehend hat Weitbrecht diese Dinge früher schon in seinem Buche „Schiller in seinen Dramen" (Stuttgart, Frommann 1897) dargestellt. In der neuesten Schrift wird auch dargelegt, warum und wie gerade unsere Gegenwart Männlichkeit, weite Horizonte, Zucht und Gewissen, Begeisterung, einheitlich geschlossene Weltanschauung, also gerade das, was ihr am meisten not thut, bei Schiller finden kann. Auch über Schillers Lyrik weiß Weitbrecht neue Aufschlüsse zu geben und die Beziehungen des jungen Schiller zum modernen Leben und den Bestrebungen des modernen Dramas einleuchtend nachzuweisen. Einen besseren Führer zu Schiller, wie wir diesen heute erkennen müssen und nötig haben, als Weitbrecht, wüßte ich nicht zu nennen. Das fesselnde, mit hinreißendem Feuer und gediegenstem Verständnis geschriebene Büchlein sei allen Schillerfreunden und Schillerverächtern, den einen zur Erbauung, den anderen zur Einkehr, empfohlen.

Worms. Karl Berger.

Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Von **Dr. Gotthold Klee,** Professor am Gymnasium zu Bautzen. Vierte verbesserte Auflage. Berlin, Georg Bondi, 1901.

Die Thatsache, daß ein hauptsächlich für die Gymnasien bestimmtes Buch binnen sechs Jahren vier Auflagen erlebt und eine Verbreitung über die ersten zehntausend Exemplare hinaus gewinnt, rechtfertigt es allein noch nicht, diesem Buche eine über seinen pädagogischen Wert weit hinausgehende Bedeutung nachzurühmen. Da es sich indes um „Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte" handelt und trotz einzelner, höchst gangbarer Leistungen und unzähliger Anläufe die Zahl auch nur brauchbarer Grundrisse und Leitfäden auf diesem Gebiet gering ist, da eine gleichmäßig für die ganze Entwicklungsgeschichte der Litteratur zuverlässige, innerlich reiche, äußerlich knappe Darstellung nicht nur für die Schule, sondern für die weitesten Kreise unabweisbares Bedürfnis bleibt, so bildet der Erfolg von Klees Buche eines der wichtigsten Zeugnisse dafür, daß man sich mitten im Fieber der Zeit nach Gesundung und mitten in der Verwirrung nach fester, charaktervoller Klarheit zu sehnen beginnt. Das kleine, aber gehaltreiche Werk Klee's ist allseitig um seiner geistigen Frische, um der Wärme seiner nationalen Gesinnung, der Bestimmtheit und Schärfe seiner Urteilskraft und der Plastik seines Stils willen als eine ungewöhnliche Erscheinung anerkannt worden. Auch wer nur darin blättert und das feste Gefüge, die klare Erkenntnis aller Uebergänge und Zusammenhänge nicht gewahrt, sieht doch alsbald, daß hier eine glückliche Beherrschung des ganzen weitschichtigen Stoffes und ein sicheres Unterscheidungsvermögen für das Wichtige und Unwichtige sich in gedrängtem und schlagendem Ausdruck geltend macht. Für die Zwecke der Schule werden vermutlich und wenigstens in den meisten Fällen die Kapitel „Althochdeutsche Zeit", „Mittelhochdeutsche Zeit" und die drei ersten Hauptabschnitte der „Neuhochdeutschen Zeit" allein Verwertung finden, gleichwohl legen wir dem vierten Hauptabschnitt, der „die moderne Dichtung bis zur Gegenwart" behandelt und dem Selbstunterricht dienen soll, entscheidende Bedeutung für den Wert des Buches bei. Denn so vortrefflich Klees Uebersicht der mittelalterlichen deutschen Dichtung oder seine Charakteristik des großen Jahrhunderts der klassischen und romantischen Dichtung auch ist, so fest und überzeugend der Verfasser seine Ueberzeugung bei streitigen Fragen kundgiebt, mit so unbefangener Empfindung er die lebendige Dichtung von der papiernen Litteratur, die Ursprünglichkeit von der Nachahmung trennt, hier steht er wenigstens nicht völlig allein, hier fehlt es nicht an umfassenden und glücklichen Vorarbeiten, die dem Verfasser der „Grundzüge" die Arbeit erleichterten. Schon in den Paragraphen, die die Spätromantik, die Vorläufer der realistischen Dichtung, das junge Deutschland und die politische Lyrik behandeln, und noch mehr in dem ganzen letzten Hauptabschnitt muß die selbständige Kenntnis der neueren Poesie, der helle Blick und gute Takt des Verfassers

aufrichtig bewundert und sein Führertalent gerühmt werden. Es kommt hier nicht auf Vollständigkeit und nicht darauf an, ob den genannten Namen noch einer oder der andere mit Recht hinzuzufügen wäre, sondern darauf, daß „der unparteiische Führer den ernsten Willen hat, die Wege zum Echten, wahrhaft Bedeutenden zu weisen". Da Klee mit allem Recht das Hauptgewicht auf die lebendige poetische Persönlichkeit, ihr Verhältnis zur Natur und ihre künstlerische Prägung legt und dem dichterischen Gefühl für die große Weltwirklichkeit, der Darstellung des gesunden Menschentums und der kraftvollen That den Vorzug vor der noch so virtuosen Schilderung des Zuständlichen und der bloßen Versenkung in Stimmungen giebt, so wird der rückschauende Litterarhistoriker unwillkürlich zum Mitvorkämpfer für die Neukräftigung und den Neuaufschwung unserer poetischen Litteratur. Das Verdienst der „Grundzüge" geht also weit über das Verdienst eines guten Schulbuchs hinaus und gesellt den Verfasser den Geistern zu, die den festen Zusammenhang der poetischen Schöpferkraft mit dem Leben unseres Volkes erkannt haben und wesentlich fördern. Adolf Stern.

Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmäßigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen? Gekrönte Preisschrift von **Dr. Georg Kerschensteiner,** Stadtschulrat und Königl. Schulkommissar in München. 78 S. Carl Villaret, Erfurt.

Die vorliegende Schrift ist durch ein Preisausschreiben der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hervorgerufen. Auf das Preisausschreiben gingen nicht weniger als 75 Abhandlungen ein, ein augenscheinlicher Beweis, wie viel Interesse das Problem erweckte. Der Preis wurde einstimmig der obigen Schrift zuerkannt. Sie verdient ihn in der That durch die systematische Art ihrer Anlage, die Weite des Gesichtskreises, die Besonnenheit des Urteils, die Zweckmäßigkeit der gemachten Vorschläge. Der hier entwickelte Plan der staatsbürgerlichen Erziehung besteht vornehmlich darin, „die mannigfach vorhandenen Erziehungskräfte aller Art in entsprechender Weise zu stärken, sie nach dem gleichen bewußten Ziele zu richten und wo möglich zu einem festen Kräftesystem zu verbinden". So sehr dabei dem Verfasser die Einrichtungen der anderen Kulturvölker gegenwärtig sind, so knüpfen seine Vorschläge durchaus an die deutschen Verhältnisse an und erstreben das bei uns Mögliche. Worin aber näher jener Plan besteht, das möchten wir die Leser lieber in dem Buche selbst nachzusehen bitten. n.

Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, 1901. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Die Veröffentlichungen des sachkundigen „Nauticus" haben schon seit Jahren die Aufmerksamkeit der Fachwelt und flottenfreundlichen Kreise auf sich gelenkt. Er ergriff bei dem parlamentarischen Kampf um das erste Flottengesetz im Jahre 1898 zum erstenmal das Wort, um in Form von Zeit-Streitfrageschriften (Altes und Neues zur Flottenfrage, Neue Beiträge zur Flottenfrage) unser damals noch „meerfremdes" Publikum über Deutschlands Seeinteressen und maritime Aufgaben aufzuklären. Seitdem hat sich die Kenntnis maritimer Angelegenheiten mit Riesenschritten in unserer Nation Bahn gebrochen, und damit hat auch Nauticus in richtiger Erkenntnis des zeitlichen Bedürfnisses das agitatorische Feld verlassen und sich der Herausgabe ständiger Jahrbücher zugewandt, die wir als ein in Deutschland einzig dastehendes Sammelwerk für die objektive Behandlung maritimer und mit ihnen in Zusammenhang stehender politischer, geschichtlicher und wirtschaftlicher Fragen anerkennen müssen.

Das diesjährige, vor kurzem erschienene Jahrbuch bringt in der That eine Fülle hochinteressanten und dabei musterhaft behandelten Stoffes. Was gegen die früheren Veröffentlichungen besonders auffällt, ist das Eingehen auf kriegsmaritime Fachwissenschaft, das man in früheren Jahrbüchern vermißte. Wir erfahren jetzt zum erstenmale Zuverlässiges und Ausführliches über die Entwickelung unserer eigenen Marine und die Fortschritte der fremden Seemächte; die gemachten Angaben sind durchaus zuverlässig und an keiner anderen Stelle veröffentlicht. Die im Vorwort ausgesprochene Absicht des Herausgebers, auch in künftigen Jahrbüchern ständig die Entwickelung unserer Kriegsmarine, die Fortschritte fremder Kriegsmarinen und die Fortschritte der deutschen Handelsmarine einer eingehenden Darstellung zu

würdigen, können wir nur mit Freuden begrüßen. Nauticus wird sich um so mehr Freunde erwerben, wenn seine Veröffentlichungen von vornherein sich auf Gebiete erstrecken, über die sich der Laie meist nur an der Hand unvollständiger, ihrem Werte nach unkontrollierbarer Berichte der Tagespresse verständigen kann.

Aus dem sonstigen, überaus vielseitigen und interessanten Inhalt des Jahrbuchs möchten wir noch als besonders bemerkenswert den Aufsatz „Die chinesische Frage" hervorheben. Er entstammt zweifellos der Feder eines unserer bedeutendsten Chinakenners und bringt höchst beachtenswerte Auslassungen über die innere Politik Chinas, vor allem die Reformfrage, ferner über die hauptsächlichsten Wirkungen der europäischen Aktion und die Aussichten für Schantung und Kiautschou. — Die chinesische Frage wird in Zukunft fortgesetzt eine erhebliche Rolle in unserer auswärtigen Wirtschafts- und Handelspolitik spielen. Dort im fernen Osten liegt der zukünftige Mittelpunkt unserer überseeischen Interessen. Wir werden Nauticus zu Dank verpflichtet sein, wenn er auch in kommenden Jahrbüchern mit gleicher Sachkenntnis die sich anbahnende Lösung der chinesischen Frage und die weitere Entwickelung unserer dortigen Interessen behandelt.

Oskar Weißenfels, Die Bildungswirren der Gegenwart. Berlin 1901. Ferd. Dümmler.

In der That, über alle äußeren Wirren der Gegenwart, die politisch-internationalen und die national-wirtschaftlichen, gehen noch diejenigen, welche als die „Bildungswirren" im Titel dieses Buches bezeichnet sind: sie gehen darüber, sofern sie wohl noch schwerer zu entwirren sind. Es ist schon nicht wenig, sie zu erkennen, nach ihrer Entstehung, ihrer Verzweigung und Durchkreuzung sie zu verfolgen; die Meisten finden die Sachlage und namentlich die Abhilfe einfacher, als sie ist. Offenbar ist aber mit dem wirklichen Durchschauen schon eine Art von Entwirren gegeben. Der Verfasser, erst unlängst mit einem wertvollen Buche über „Kernfragen des höheren Unterrichts" (Berlin, R. Gärtner) hervorgetreten und überdies in der Welt seiner Fachgenossen seit lange als einer ihrer feinsinnigsten und durchgebildetsten Vertreter hochgeschätzt, hat sich erfreulicherweise diesmal an einen viel weiteren Kreis gewandt und, um es kurz zu sagen, uns ein Buch von hohem Werte geschenkt, das vielen Suchenden Klarheit geben kann und dessen Verbreitung dringend zu wünschen ist. Es spricht hier eine hochgebildete Persönlichkeit, ein feiner Geist, ein geklärter Sinn, es thun sich ein weiter Gesichtskreis, vielseitige Beobachtung und selbständiges Denken kund. Was ist Bildung? was ist sie ihrer Idee nach? was ist sie dem gegenwärtigen Geschlecht geworden? was sollte sie den Besten bleiben? wie wird sie bewahrt und gewonnen? Kann wirklich die körperliche Ausbildung die gleiche Würde beanspruchen wie die des Innern? In welchem Sinne nur ist die Harmonie der beiden noch möglich und anzustreben? Wie arbeitet man dauernd an seiner Selbstbildung? Wie wird die rechte Art der Vorbildung für diese gewonnen? Welche Ansprüche an unsere höheren Bildungsanstalten sind zurückzuweisen, welche erfüllbar? Das ist aus der Fülle des Behandelten eine Reihe der Hauptfragen. Die Ausführung selbst aber läßt alles viel origineller erscheinen, als diese zusammenfassende Formulierung andeutet. Des Verfassers Standpunkt liegt auf ungewöhnlicher Höhe; er wird manchen modernen Lesern weit von den durch die Zeit gebotenen Wegen abzuliegen scheinen. Das Buch möchte in der That retardierend wirken, oder doch korrigierend, und vor allem vertiefend. Zur Lektüre regt auch die edle und nicht zu schwierige Sprache an, in der herrliche Bilder sich zahlreich folgen und viele Einzelstellen als Aphorismen herausgehoben sehr gefallen würden. Ein gelegentliches Zurückkommen auf den Inhalt möchten wir uns denn auch ausdrücklich vorbehalten.

Berlin. W. Münch.

Goethe in der Epoche seiner Vollendung von **Otto Harnack.** Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, 1901. XI. 316 S.

Je leichter in der Behandlung Goethe's der Denker hinter dem Dichter zurücktritt und je öfter eine überreiche Detailarbeit den Blick für das Ganze gefährdet, desto willkommener wird eine Darstellung sein, welche seine gesamte Denkweise und Weltbetrachtung in anschaulicher

und fesselnder Weise vorführt. Das aber thut das Werk von Prof. Harnack. Als Epoche der Vollendung gilt dabei die Zeit seit 1805, indem nach dem Tode Schillers keine erheblichen Veränderungen mehr in Goethe vorgegangen sind und die noch folgenden 27 Jahre einen so einheitlichen Charakter, einen so gleichmäßigen Ton besitzen, daß sich dieser Zeitraum nicht wohl teilen läßt. Indem aber die Beschränkung auf diese Epoche dem Verfasser ein einheitliches Bild zu bringen gestattet, hat er keineswegs die frühere Zeit außer acht gelassen, sondern durchgängig die innere Entwicklung des Mannes vergegenwärtigt. Die Anordnung des Stoffes ist so, daß nach einer kurzen Orientierung über die Grundlage Goethescher Denkweise die ethischen und religiösen Anschauungen, die Naturbetrachtung, die Kunstanschauung, die Betrachtung der politischen und sozialen Verhältnisse erörtert werden und sich schließlich alles in einen Rückblick zusammenfaßt. Möglichst kommt dabei Goethe selbst zu Worte, und zwar entspricht es der Aufgabe, dabei weniger die poetischen Werke als die Sprüche und Prosaschriften, sowie Briefe und Gesprächsaufzeichnungen zu verwerten; so wird manches höchst wertvolle Material beigebracht, das weiteren Kreisen fast unbekannt ist. Nie aber wird die Untersuchung eine bloße Materialsammlung, überall fügt der Verfasser das Mannigfache in feste Zusammenhänge und stellt es in eine aufhellende Beleuchtung. Er will dabei nicht sowohl über Goethe reflektieren, als ihn selbst in seiner Eigenart geben und im Zusammenhange der weltgeschichtlichen Arbeit verstehen, er hat diese Aufgabe in vortrefflicher Weise gelöst. Hie und da mag man sich zur Abweichung getrieben fühlen. Mit gutem Grunde hebt der Verfasser die mannigfachen Beziehungen Goethes zu Kant hervor, darüber gelangt der fundamentale Gegensatz zwischen beiden Männern nicht voll zur Geltung. Auch möchten wir meinen, daß, wenn eine Eigentümlichkeit zeichnen zugleich eine Grenze bezeichnen heißt, diese Grenze gegen andere Lebensmöglichkeiten wohl schärfer hätte markiert werden können. Leicht entsteht sonst die Gefahr, daß Goethe wie ein allgemeingültiges Vorbild erscheint, was er nicht sein will und nicht sein kann. Aber derartige Abweichungen hemmen keineswegs die lebhafteste Anerkennung des Buches, das ebenso durch seinen Inhalt fördert wie durch die geschmackvolle Darstellung fesselt. u.

Deutsche Arbeit in Böhmen. Kulturbilder von F. Adler, Ad. Bachmann, Rich. Batka, Joseph Bendel u. s. w. Herausgegeben von **Hermann Bachmann**, Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Dieses Buch führt uns in einer Reihe von Einzel-Darstellungen unter der Leitung Hermann Bachmanns, des Chefredakteurs der „Voss. Ztg.", in großen Zügen ein Bild des gegenwärtigen Standes der deutschen Kultur in Böhmen vor: einerseits soll damit die nationale Widerstandskraft der dortigen Deutschen, andererseits den Deutschen außerhalb Böhmens das Verständnis für den Erhaltungskampf und die Teilnahme für die Geschicke der Volksgenossen geweckt und gestärkt werden. Das geschlossene deutsche Sprachgebiet in Böhmen wird von G. Laube, Die Entwickelung und Art der deutschen Siedelungen von L. Schlesinger, Die staatsrechtlichen Beziehungen Böhmens zu Oesterreich und zum Deutschen Reiche von A. Bachmann dargestellt; weiter werden behandelt: Das deutsche Volkstum in Böhmen (Ad. Hauffen), Die deutsche Litteratur in Böhmen (W. Toischer, Alfr. Klaar, R. Fürst), Deutsche Kunst (J. Neuwirth, F. Adler) und Deutsche Tonkunst (Batka), Bühnenkunst (H. Teweles), Wissenschaft (Ph. Knoll), Das Schulwesen (R. v. Kraus), Industrie (J. Grunzel), Kunstgewerbe (Pazaurek), Handwerk und Hausindustrie (K. Kostka), Adel, Bürgertum und Bauernstand (J. Bendel), Kurorte (H. Kisch), Das deutsche Prag (Alfr. Klaar). Die Abhandlungen sind sachlich gehalten, sie suchen das Volk bei der Arbeit, nicht beim Streite auf. Aber „heiliger Zorn" und „gerechte Erbitterung" über die Bedrohung des Deutschtums in Böhmen klingt doch mit herein. Die Sache spricht genug für sich selbst: jeder Aufsatz beweist es, und H. Bachmann betont es in seiner vortrefflichen Einleitung ausdrücklich, daß deutscher Idealismus und Arbeitsfleiß es waren, die frühere Wildnis zu der kostbarsten Perle in Habsburgs Krone gemacht haben, daß alle Kultur in Böhmen gewissermaßen die Marke „Made in Germany" trägt. B.

An Litteraturgeschichten von allerlei Umfang und Güte ist kein Mangel, und es scheint dem Absatze nach zu schließen, wirklich ein Bedürfnis darnach vorhanden zu sein. Ja, fast habe

ich unser Volk im Verdacht, daß es lieber über seine Dichter, als diese selbst liest, was gerade kein gutes Zeichen für die Gegenwart wäre, oder ein Beweis, daß wir vielleicht schon vom Jugendunterricht an litterarisch-kritisch verdorben worden sind. Mit Vorliebe über etwas schwatzen, das man aus zweiter Hand kennen gelernt hat, ist leider heutzutage eine, insbesondere durch Schuld unserer Zeitungen weitverbreitete Unart; und so könnte man zu dem Wunsche kommen, daß unser liebes Publikum von den vielen Litteraturgeschichten, deren eine vor Jahr und Tag verbrochen zu haben, auch ich mich schuldig bekenne, gar keine läse, jedenfalls nicht solche, welche statt in die Tiefe unseres dichterischen Schrifttums zu führen, nur das oberflächliche Geschwätz darüber befördern. Aber wir verlangen von einer heute geschriebenen Litteraturgeschichte mehr; nämlich, daß sie geschrieben werde aus dem nationalen Leben und Lebenszusammenhang heraus. Daß sie dadurch den Stolz auf unser deutsches Volkstum stärkt und das nationale Gewissen schärft, wird sich bei einem charaktervollen deutschen Verfasser von selbst ergeben. Und wenn sie nebenbei allen den überflüssigen Ballast über Bord wirft, den andere, auch populäre, Litteraturgeschichten immer noch mit sich schleppen, und wenn sie endlich lesbar ist für den Gebildeten, der überhaupt Sinn für unsere Litteratur hat, so verdient sie, in weiten Kreisen gelesen zu werden, ohne daß man schädliche Nebenwirkungen befürchten müßte.

Und in diesem Sinne können wir aufs wärmste empfehlen die **Geschichte der Deutschen Litteratur** von **Adolf Bartels** (Leipzig, W. Avenarius, 1901), von der der erste Band (von den Anfängen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts) vorliegt. Ein zweiter und Schlußband wird die Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts bringen. Ist das Werk, das einen bedeutsamen Fortschritt in der Litteraturgeschichtschreibung bedeutet, einmal vollendet, so werden wir eingehender auf das Buch zurückkommen, als hier möglich ist, wo es sich uns nur darum handelt, auf ein wirklich nationales Werk aufmerksam zu machen.

Wimpfen. Dr. Richard Weitbrecht.

Deutschlands Ruhmestage zur See. Zwanzig Bilder aus der deutschen Seekriegsgeschichte in Kupferlichtdrucken nach Originalgemälden. Von Marinemaler Prof. **Hans Petersen.** Mit kurzem Text von Viceadmiral a. D. Reinhold Werner. Verlag von J. F. Lehmann. München.

Dieser prächtige Wandschmuck wird bei den Lesern unserer Monatsschrift ganz besondere Freunde finden, soweit diese großen und schönen Bilder ihnen noch nicht bekannt sind. Die Blätter sind auch einzeln zu beziehen (4 M., gerahmt 8 M.); das Ganze erscheint in sieben Lieferungen zu 5 M., so daß die Gesamtmappe 40 M. kostet. „Der Untergang des Iltis", „Paul Beneckes Sieg über die englische Flotte", „Eroberung Kopenhagens durch die Hansa", „Kampf brandenburgischer und spanischer Schiffe bei St. Vincent", „Gefecht bei Jasmund", „Deutsche Flotte in Kiautschou" u. s. w. — sie sind von den Wänden unserer Zimmer herab ein leuchtender Beweis, wie viel Kraft zur See das Deutschland der Hansa, das brandenburgische Deutschland und endlich das neueste Deutschland bereits entfaltet haben und von nun ab erst recht entfalten werden. Auch zu Festgeschenken empfehlen sich die vortrefflich ausgeführten Bilder ganz besonders. — Aus demselben nationalen Verlag lasse man sich ein Verzeichnis der dort erschienenen illustrierten „Vaterländischen Jugendbücherei" senden: man wird für die reifere Jugend, gerade in unseren nationalen Kreisen, viel Schönes und Gediegenes darin finden. L.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Dem Vaterlande, nicht der Partei!

Tägliche Rundschau

Unabhängige Zeitung für nationale Politik

mit

Unterhaltungsblatt für die Gebildeten aller Stände.

Herausgeber: Heinrich Rippler, Berlin.

Morgen- und Abendausgabe.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Berlin und Leipzig.

Bezugspreis: Bei den Postanstalten des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns vierteljährlich 5 Mark. — Monatliche Sonderbestellungen können zum Preise von je 1 Mark 67 Pf. bewirkt werden.

Mit direkter Postversendung nach dem **Ausland** kostet die „Tägliche Rundschau" einschl. Porto vierteljährlich 15 Mark — nach den **deutschen Schutzgebieten** 10 Mark.

In den einundzwanzig Jahren ihres Bestandes ist die

„Tägliche Rundschau"

das **Lieblingsblatt** der gebildeten nationalen Kreise Deutschlands geworden, und sie hat besonders in der letzten Zeit nicht nur ihren Abonnentenstand — der fast alle Berliner politischen Tagesblätter um ein Bedeutendes übersteigt — um mehrere Tausend neuer Leser vermehrt, sondern auch eine unbestrittene politische Geltung ersten Ranges gewonnen.

Unabhängig nach allen Seiten, vornehm im Ton und sachlich im Urteil, sucht die „Tägliche Rundschau" klärend und sammelnd für die sittlichen Ideale des Deutschtums sowohl als für den Völkerberuf unserer Nation einzutreten. Sie befürwortet eine selbstbewußte und weitschauende, aber in ihrem Vorgehen nüchterne und besonnene Realpolitik und war der Herold unserer Kolonial- wie unserer Flottenpolitik, die sie beide auch thatkräftig hat in die Wege leiten helfen.

In der inneren Politik betont die „Tägliche Rundschau", getreu ihrem Wahlspruche: „Dem Vaterlande, nicht der Partei", das Gesamtinteresse gegenüber den Fraktionsansprüchen, stellt sich bei konservativer Grundgesinnung jedem Ansturm auf unsere Geistesfreiheit wie jeder undeutschen Strömung entgegen und vertritt bei scharfer Bekämpfung der Umsturzpartei den Gedanken der ehrlichen und besonnenen Sozialreform.

An die gebildeten Leser mit eigenem unbefangenen Urteil wendet sich die „Tägliche Rundschau", nicht an die führerbedürftige Masse. Aus den Reihen der Gebildeten unserer Nation ist ihr daher auch in immer steigendem Maße der Lohn geworden, daß sie die „Tägliche Rundschau" als ihr Blatt anerkennen und aus ihren Reihen das Wort von der Rundschaugemeinde hervorgegangen ist.

Neben ihren sachlichen Vorzügen, die wiederholt von berufenster Seite öffentlich und in ehrendster Form anerkannt worden sind, darf sich die „Tägliche Rundschau" ferner rühmen, eine der

reichhaltigsten deutschen Zeitungen

zu sein; ihr Bezugspreis bleibt trotz der Neuerung, nach welcher unser Blatt nunmehr

zwölfmal wöchentlich

erscheint, der alte, so daß die „Tägliche Rundschau" nicht nur die vornehmste, sondern auch die billigste aller zweimal täglich erscheinenden großen politischen Tageszeitungen ist.

Probenummern werden sofort nach Bestellung umsonst und postfrei 7 Tage hintereinander gesandt von der Geschäftsstelle der

„Täglichen Rundschau" in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 7–8.

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Novemberheftes. Heft 2.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

	Seite
Leitspruch von Richard Wagner	161
Adolf Wilbrandt: Große Zeiten. Erzählung. (Fortsetzung)	161
Johannes Reinke: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein	181
Carl Weitbrecht: Wenn ein Volk aufwacht —	192
Karl von Stengel: Die Friedensbewegung und nationale Gesinnung	193
Karl Ernst Knodt: Abendstimmung im Herbst	207
Freiherr O. von Zedlitz und Neukirch: Erinnerungen an Miquel	208
Julius Lohmeyer: Herbstklang	216
Alfred Kirchhoff: Das Meer im Leben der Völker und in der Machtstellung der Staaten	217
Fritz Lienhard: Gruß an das Meer	227
Max Sering: Die deutsche Bauernschaft und die Handelspolitik	228
Karl Dove: Gebete der Buren	241
Fritz Lienhard: Die Gemütsmacht der deutschen Frau	242
Frida Schanz: Gedichte	247
Adolph Wagner: Bankbrüche und Bankkontrollen. II.	248
Julius Lohmeyer: Deutsche Sprüche	258
H. von Wißmann: Meine Kämpfe in Ostafrika. II. Bestrafung der Wawemba-Sklavenräuber	259
Theodor Schiemann: Deutschland und die großen europäischen Mächte	267
Wilhelm von Massow: Zur Zolltarifbewegung	274
Karl Ernst Knodt: Der Heimruf	280
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau	281
Julius Lohmeyer: Herbstwald	292
Paul Dehn: Deutschtum im Auslande	293
Reinhold Fuchs: Auf dem Grenzkamm	300
Carl Busse: Von deutscher Kritik und vom deutschen Roman	301
Reinhold Fuchs: Herbstestrost	307
Leopold Schmidt: Musikalische Rundschau. I. Bekenntnisse des Musikreferenten	308
Bücherschau von Adolf Stern, Richard Weitbrecht, Wilhelm Münch, Karl Berger, Fritz Lienhard u. a.	314

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:

vierteljährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . Mk. 5,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 6,25
jährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . . „ 20,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 25,—

Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpostvereins-Gebiet „ 2,50

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1901 No. 1846a) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Druck von H. S. Hermann, Berlin

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON

JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

I. Jahrgang. Dezember 1901. Heft 3.

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Dezemberheftes. Heft 3.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

	Seite
Leitspruch von Heinrich von Treitschke	321
Adolf Wilbrandt: Große Zeiten. Erzählung. (Schluß)	321
Fritz Lienhard: Göttliche Fahrt	343
Theodor Lindner (Halle): Die Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins	344
Julius Lohmeyer: Deutsche Sprüche	357
Fritz Lienhard: Die Gemütsmacht der deutschen Frau (Schluß)	358
Frida Schanz: Großstadtabend	361
M. Wilhelm Meyer: Die gemeinsamen Züge im Weltenbau. I.	362
Fritz Lienhard: Marsch der Seekadetten	374
Alexander von Peez: Der englische Zwischenhandel als Deutschenfeind	375
Karl Dove: Auf südlichem Meere	380
Karl Dove: Die künftige wirtschaftliche Bedeutung Südwestafrikas für Deutschland	381
Martin Greif: Weihnachten	391
Adolf Bartels: Goethe und Eckermann	392
Paul Friedrich: Die Großstadt schläft	403
F. Norden: Aus dem Leben der Hauptstadt	404
Karl Vanselow: Selig sind	410
Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	411
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	418
Heinrich Vierordt: Die Tauben der Venus	423
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau	424
Victor Blüthgen: Herbststimmung	434
Paul Dehn: Deutschtum im Auslande	435
Victor Blüthgen: Kinderlos	440
Carl Busse: Litterarische Monatsberichte	441
Carl Busse: Es raucht ein Herd	451
Max Martersteig: Vom deutschen Theater	452
Paul Heyck: Uebersicht über den augenblicklichen Stand der Elektrotechnik	459
Bücherschau von Otto Siebert, Th. Schiemann, Th. Achelis, Karl Berger, Oskar Horn, Julius Lohmeyer, Julius Stinde, Richard Weltbrecht, Victor Blüthgen, H. Montanus, Paul Dehn, K. Dove, Georg Böttticher, Karl Emmerich, Otto Conrad, C. O. Fels, F. Freiherr von Dincklage, K. Eberhard, N. Pichler u. a.	462

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:
vierteljährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . Mk. 5,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 6,25
jährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . . „ 20,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 25,—
Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpostvereins-Gebiet „ 2,50
Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1901 No. 1846a) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Unermeßlich sind die neuen politischen Aufgaben, welche sich seit wenigen Jahren unserem geeinten Lande aufdrängen. Die deutsche Nation ist ihnen allen gewachsen, wenn sie ihr Kaisertum in Ehren hält und sich nicht abbringen läßt von dem Gedanken der Monarchie, den kein Volk je so frei und so tief verstanden hat wie das unsere

Heinrich von Treitschke:
Unser Reich 1886.

Große Zeiten.

Erzählung von

Adolf Wilbrandt. (Schluß.)

Es war ungefähr eine Stunde später, Helmuth noch nicht wieder im Haus. Marie hatte sich, nachdem Reichthal mit Franz verschwunden war, wieder in ihr Wohnzimmer begeben, auf jeden Laut nah und fern gelauscht, zuweilen auch das Pochen ihres Herzens gehört; zuweilen atmete sie für einen Augenblick erleichtert auf: noch bin ich allein! Dann fragte sie sich wieder: Und was wird nun? — Und was ist geschehn? — „Alles gut!" war Reichthals letztes Wort. Und mit Franz hinunter, hinaus . . . So wußte wohl Helmuth nichts von Franz. Was wußte er denn? Warum war er doch fortgestürzt? Was wird er sagen und fragen, wenn er wiederkommt? — Ihr war zu Mut, als ginge sie zwischen lauter Abgründen, vor ihr, rechts und links. Sie drückte die Augen zu.

Endlich kam ein sonderbares Gefühl, das sie nicht verstand; es zog sie vom Stuhl empor und aus ihrem Zimmer fort. Ein banges, aber weiches Gefühl, das einen Schmerz, aber auch etwas Bittersüßes hatte; es war eine Sehnsucht darin; sie überließ sich ihm, wie im Traum. Im Ohr rührte sich dazu der Gesang von vorhin: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein . . ." Ihr ward zum Weinen zu Mut. Sie weinte aber nicht; etwas Stärkeres, eine Kraft oder ein Wille war in sie gekommen; sie nahm eine Lampe vom Tisch und ging durch die Zimmer, bis sie in das Arbeitszimmer Helmuths kam. „Lieb Vaterland" — die Melodie ging mit. Gott, mein Gott, dachte sie zugleich, sich wieder in ihr Elend vertiefend, — der du mich so geschaffen hast, so unvernünftig, so schlecht — es war eine Thorheit — — verzeih mir die Lästerung. Laß mich lieber Gift trinken, oder was du willst, und sterben! — Sie sah nun aber umher und sah, wo sie stand: im Zimmer ihres Mannes. Sie stellte die Lampe auf seinen Tisch. „Meines Mannes!" Die beiden Worte gingen ihr durch den Kopf. Meines Mannes! Wie mir das klang, dachte sie, als ich mir's zum ersten Mal vorsprach, in meinen Mädchenphantasieen: dereinst das Weib eines Mannes zu sein. Des einzigen

Menschen auf Erden, dem man seine ganze Seele aufzuschlagen habe wie ein heiliges Buch; des Geliebten, des Beschützers, des Freundes — alles in dem einen Namen. Es war mein Mädchenstolz, der Welt einst zu zeigen, wie ich das verstünde. Immer „treu, wahrhaft und geduldig" sein: das war mein Gelübde! — Und so steh' ich nun da. — — Helmuth! Helmuth! — O hätt'st du nur den rechten Willen, die Geduld gehabt, mich dir zu gewinnen; ich war ja nicht so kalt, wie ich schien. Ich wartete ja auf dich. Warum ist denn nun alles verloren — o mein Gott!

Sie sank auf Helmuths Arbeitsstuhl, stützte die Arme auf den Tisch, den Kopf in die Hände; so saß sie eine Weile, den Thränen nahe, in tiefer, schauernder Traurigkeit. Ein aufgeschlagenes Buch fiel ihr in die Augen, zuerst ohne daß sie's wußte; als sie aufmerkte, sah sie, daß es die Bibel war. Verwundert nahm sie es in die Hand; mitten unter seinen Kriegskarten und Zeitungen dieses schwarze Buch! Sie blickte auf eine der offenen Seiten, eine Stelle war angestrichen, sie las: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, der macht, daß sie die Ehe bricht..." Beklommen starrte sie hin. Warum strich er das an? Hatte er an Scheidung gedacht? — Sie schlug um, die Bergpredigt endigte auf dem nächsten Blatt; einige Verse waren mit starker Schrift gedruckt. „Und die Pforte ist enge," sah sie mit dem ersten Blick, „und der Weg ist schmal, der zum Leben führet; und wenig ist ihrer, die ihn finden." Es klang in ihrem träumenden Ohr, als hörte sie diese Worte singen, über die Straße herüber, von denselben Stimmen, die „Die Wacht am Rhein" gesungen hatten; alles floß zusammen, wie in ein Gefühl. Der Weg, der zum Leben führet! seufzte sie auf, aber nicht mehr ganz ohne Glauben und Mut. Der zum Leben führet! Ach, wer zeigt mir den Weg?

Weiter oben stand noch so ein Vers mit starkem Druck. Ihr Auge fiel hin, sie las: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan." Ihr schwoll das Herz, unmäßig. Leise fing dann darin ein Zittern an. „Suchet, so werdet ihr finden!" wiederholte sie vor sich hin; es ward lautes Denken. „Ach mein Gott, warum such' ich nicht? Den ‚Weg, der zum Leben führet' ... Nur Ehre ist Leben. Entehrung ist der Tod! ‚Fest stehn und treu' ... ‚Treu, wahrhaft und geduldig' ... Gott, Gott, lieber ewig ungeliebt und unselig sein, als verachtet von diesem edlen Mann, dem ich mein heiliges Wort gegeben. Helmuth! Helmuth! — O hätt' ich nur den Mut, vor ihm zu bekennen! Vor seinem reinen, strengen, pflichtstolzen Blick bin ich so verzagt, so feig. Gott, was soll ich thun?"

Ihr Auge irrte über den Tisch, über die Karten und Zeitungen; ein offenes Briefchen lag dazwischen, halbverdeckt. „Lieber Freund!" las sie. Es war Elisens Schrift. Irgend eine kleine Bitte, schien's; — ja, sie erinnerte sich. Das Billet lag wohl schon eine Woche da. Die bekannte kühne Schrift mit den derben Strichen, die über ihren Buchstaben wie Fahnen schwebten .... Die hatte Marie

einst ebenso gemacht, dann sich wieder abgewöhnt. Wenn ich wollte, dachte sie, ich könnt' es noch . . .

Ein zweiter Gedanke durchbebte sie. Wenn sie heute, jetzt —! Nicht vor seinem Aug' bekennen — aber an ihn schreiben — als käm's von Elise! — Die Gefühle, Erinnerungen, Entschlüsse jagten sich in ihrem Hirn. Eh' Helmuth heimkam! Es war vielleicht die höchste Zeit! — Sie ergriff einen Briefbogen, der seitwärts lag, tauchte die Feder ein, und auf Elisens Schrift blickend, um treu nachzumalen, fing sie an zu schreiben:

„Lieber Freund! Als ich Sie damals —"

Ihr stürzten nun doch die Thränen in die Augen; die Hand wollte nicht. So in fremdem Namen, an ihn, an Helmuth, als wär' sie nicht seine Frau! — Aber ich bin's ja auch nicht! dachte sie dann. Will's werden — wenn ich noch kann! — Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, darauf schrieb sie weiter:

„Als ich Sie damals warnte vor Ihrer ‚gefährlichen Frau' — zwei Wochen ist's her; in meinem Garten — da fragten Sie mich, wie man denn diese Frau behandeln müsse, um sie gesund zu machen. Marie kam dazwischen. Heute sag' ich's Ihnen, denn ich fühle, es ist meine Pflicht. Wenn Sie Ihre Frau sich noch retten wollen, so seien Sie ein Mann, geben Sie ihr die Hand, sie zu halten. Reisen Sie mit ihr ab, so bald Sie können! — Elise."

Sie steckte den Bogen in einen Umschlag, beschrieb und schloß ihn und legte ihn auf die offene Bibel. Dann ging sie; nur eben zur rechten Zeit. Sie hörte die knarrende Thür zur Treppe, und wie jemand, offenbar Helmuth, auf den Vorplatz trat. Ihr Herz schlug wie toll. Sie floh in ihre Zimmer zurück.

* * *

Helmuth kam langsam, mit gesenktem Kopf. Draußen war ihm nicht wohler geworden; in der ganzen Welt, so schien es ihm, war keine reine Luft. Er schämte sich, es ekelte ihm, daß er so davongestürzt war, alle Haltung und Fassung verloren hatte wie die Weichlinge, die er verachtete. Was war aber mit ihr, mit Marie? „Nur unglücklich" — Reichthals Worte — „nicht ein Hauch von Schuld". Warum dann so, so verstört? Nur weil Reichthal seine „Verrücktheit" vor ihr ausgeschüttet? Wenn ich vor sie hintreten werde, dachte er und erzitterte, und ihr sagen: heraus mit der Wahrheit! was werd' ich dann hören? — — In der Küche, sah er, war noch Licht. Er trat in die Thür. Dore saß am Tisch, die Emsige nähte an ihrer schadhaften Hausjacke. „Sie noch auf?" sagte er. „Und noch so fleißig?"

Sie deutete mit der mageren, braunen Hand auf ihre Arbeit. „Das alte Zeug, das hält ja nicht, Herr Professor. — Ich hab' auch eben noch einen Schlummerpunsch gemacht für die gnädige Frau, wollt' ihn ihr jetzt bringen."

„Herr von Reichthal ist wohl nicht mehr hier?"

„O nein, der ist gleich nach Ihnen fort! — Es sind wohl wichtige Nachrichten vom Krieg gekommen, Herr Professor?“ — So hatte Dore sich's zusammengereimt, all das Kommen und Gehn im Haus.

„Wichtig? — Nicht gar so sehr. Auf die großen Schlachten warten wir ja noch. — Gehn Sie nur bald zu Bett. Gute Nacht!“

Helmuth trat in sein Arbeitszimmer. Reichthal! Der Name ging ihm wieder durchs Hirn, wohl schon zum hundertsten Mal. Er drückte sich die Hände gegen die Schläfen; ich kann ihn nicht hassen, dachte er, kann ihn nicht verachten; ich fühl' nur das Eine: Du, du hast die Schuld, warum konntest du sie nicht glücklich machen! — O was für ein Thor ich war, als ich um sie warb; und wie glaubt' ich klug zu sein. Aus Verliebtheit kam ich, und aus Scham und Stolz verbarg ich sie; und aus ihrer Achtung, hofft' ich,. wird schon Liebe werden; — alles, alles Thorheit. Verflucht war diese Ehe, denn sie war 'ne Lüge! — Der hat sein Weib verloren, der es nicht glücklich machen kann. Ich hab' Marie verloren! ich kann's nicht!

Er ging eine Weile hin und her; dann setzte er sich am Arbeitstisch nieder, wie er es gewohnt war; dort stand die brennende Lampe noch. Auf der Bibel lag das Briefchen; er erkannte Elisens Schrift. Gleichgültig-mechanisch riß er den Umschlag auf; die Gute, dachte er, sie ahnt nicht, mit wie abgewendeter Seele ich das lese! — „Lieber Freund!“ fing er an. „Als ich Sie damals warnte vor Ihrer gefährlichen Frau —“

Er las in fliegender Hast zu Ende. Dann starrte er auf das Blatt. „Reisen Sie mit ihr ab, so bald Sie können . . .“ So stand es da. Wort für Wort. Warum schrieb Elise das? gerade heute? „Ich fühle, es ist meine Pflicht.“ Was wußte sie? Oder was glaubte sie? Wußte sie von Reichthal? — „Wenn Sie Ihre Frau sich noch retten wollen . . .“

Wie das klingt! dachte er. Wenn man's geschrieben vom Papier herunterliest; wenn die beste Freundin einem das sagt!

Er zerknitterte den Brief. Er hob die Hand, um ihn auf die Erde zu werfen; — es kam aber ein andrer Gedanke und hielt sie zurück. Der deutsche Krieg! Auch was thun! Das bewegte ihn nun schon diese ganze Zeit. Ein jeder sollte thun, was er kann! — „Reisen Sie mit ihr ab, so bald Sie können . . .“

Die Hand öffnete sich wieder, er sah wieder auf das beschriebene kleine Blatt. „Seien Sie ein Mann —“ ihm schien, die vier Worte standen größer als die andern da. Ein Mann! Weniger als ein Mann konnte doch ein Mann nicht sein. Nur nicht verzagen an seiner Pflicht! — Fort könnt' ich wohl! schoß ihm durch den Kopf. Meine Vorlesungen kann ich übermorgen schließen, dann bin ich am Ende. Die großen Ferien sind da . . . Aber „so bald Sie können“, schreibt sie. Warum nicht sofort? Noch heute Nacht? Bis Ulm? — Dort

ließ' ich sie morgen allein. Ich führe wieder her. Uebermorgen mit ihr weiter. Hilf dir nur, so hilft dir Gott! — Meine Pflicht, meine Pflicht!

Eine Art von Seligkeit kam in seine wunde Brust: die Freudigkeit des Entschlusses, die Befreiung von der dumpfen, wehrlosen Qual. Er ging mit großen Schritten durchs Zimmer hin. Er ging an die Thür, die zu Mariens Gemächern führte; „Marie! Marie!" sagte er halblaut, als stünde sie dort. „Ich hab' Dir diese Hand am Altar gegeben, Dich damit zu schützen und zu halten bis an meinen Tod. Ich versuch' es! Das End' weiß Gott!"

Er trat wieder an seinen Tisch, drückte auf die Glocke. Dore kam herein. „Ist meine Frau noch auf?" fragte er.

„Ja, Herr Professor. Sie geht in ihrem Zimmer auf und ab, ich hab's eben gehört."

„Dann laß' ich sie bitten, auf ein paar Augenblicke herzukommen. Derweil gehn Sie hin und packen ihre kleine Reisetasche; nur das Notwendigste für eine Nacht, wie in früheren Fällen, Sie wissen ja."

„Ah! Die gnädige Frau verreist?"

„Vielleicht. Sie hören dann mehr!"

Dore ging. Helmuth schloß eine Schublade im Schreibtisch auf und nahm Geld heraus. Ueber sein tief ernstes Gesicht zog ein verwundertes Lächeln; ja, ja, dachte er, das ist diese Zeit! Da kommen einem Gedanken, die man sonst nicht kannte; man kriegt einen hohen Mut. Man will auch seinen großen Kampf! — Was wird sie sagen? — Einerlei. Meine Pflicht! Meine Pflicht!

Marie trat ins Zimmer. Ihre Bewegung, ihre Bangigkeit bekämpfend sagte sie sanft und ruhig: „Du hast gewünscht?"

Er sah auf ihrem Gesicht keine Spur mehr von der Aufregung, die es vorhin verzerrt hatte; die Augen blickten klar und gesund. „Ja, ich hab' Dich bitten lassen," fing er langsam an, eine Hand unbewußt mit der andern reibend; es war eine fast feierliche Spannung in ihm, die er nicht ganz unterdrücken konnte. „Ich fürchte aber sehr, daß Du staunen wirst. Wenn Deinem — Deinem Mann nun der Gedanke käme, Dich plötzlich, spät am Abend zu rufen und Dir zu sagen: wir — verreisen noch diese Nacht, Du und ich, miteinander; aber der Grund, warum, der bleibt einstweilen unausgesprochen, und ich bitte Dich, nicht danach zu fragen: nicht wahr, das würd' Dich sehr befremden, Marie."

Zu seiner Verwunderung stand sie noch ebenso da, wie vorher, ruhig Aug' in Auge. „Vielleicht im ersten Moment," erwiderte sie. „Aber ich würd' denken: er hat seinen Grund, es nicht zu sagen —" sie lächelte ein wenig: „und die Frau hat ja dem Mann Gehorsam versprochen. Und darum würd' ich dann antworten: gut. Thu nur, was Du willst!"

Helmuth schwieg eine Weile vor Ueberraschung. Gehorsam! Das Wort hörte er von ihr zum ersten Mal. Was für eine gefügige Weichheit war in sie

gekommen? Hatte Reichthals Geständnis die Pflichtgefühle, das Ehebewußtsein in ihr aufgerüttelt? — Er faßte sich: „Aber Marie — es ist nicht nur so 'ne Fabel, oder Hypothese. Wir verreisen wirklich. Und noch heute Nacht."

„Und ich soll nicht fragen, warum?"

„Ich bitte."

„Das ist freilich — absonderlich."

„Und Du —"

„Und ich . . ." Marie erzwang wieder ein leise zitterndes Lächeln: „Und ich frag' nicht, warum." — O wär' ich erst fort! dachte sie.

Aber das ist ja ein Traum! dachte Helmuth. So weich sah ich sie noch nie! — Auch ihm ward wunderbar weich zu Mut: „Ich dank' Dir, Marie. Ich dank' Dir sehr. — Um Mitternacht geht der Zug. Wir haben also noch eben Zeit. Meine Tasche ist in drei Minuten gepackt; Dore packt schon deine. Was wir dann noch brauchen, schickt sie nach. — Du wärst also bereit?"

„Wohin geht die Reise?" fragte Marie, nur damit er sich nicht wunderte, daß sie gar nichts fragte.

„Heute Nacht nicht weit. Dann —" Er stockte.

„Laß nur. Ich frage nicht. Mir ist alles recht!"

„Nicht wahr, dieses lange Rätsel befremdet Dich —"

„O nein. Gar nicht. Ich find' mich hinein!"

„Aber Du taumelst ja. Was ist Dir?"

Die versteckte Erregung ward ihr nun doch zu stark. „Nichts!" antwortete sie; „was sollte mir sein?" Sie konnte aber nicht mehr sehn, ihr schwindelte, und das Herz that ihr weh. Sie faßte einen Stuhl und sank auf ihn nieder, hielt sich an der Lehne.

Er sprang hinzu und stützte sie. Nun fühlte er aber, daß sie zusammenfuhr. Sogleich zogen sich seine Hände zurück, wie sich die drei Jahre lang sein Herz zurückgezogen hatte. Bewegungslos blieb er vor ihr stehn. — „Du bist leidend, scheint mir."

„Nein, nein." — Mit Doppelsinn murmelte sie so hin: „Mir wird wohl!"

„Du kannst so nicht reisen —"

„Doch, doch. — Wie — gütig Du das sagst. — Ich kann und will. Schon' mich nicht. Thu nur, was Du willst!"

„Wie Du meinst," sagte er, heimlich erschüttert und nicht recht begreifend. „Also heute Nacht!"

„Sogleich!" Sie stand wieder auf. „Da bin ich!"

Er packte seine Handtasche; es war schnell geschehn. Dore kam mit Mariens Tasche, auch mit ihrem Mantel, Schleier, Hut und Schirm. Sie sah ihren Professor reisefertig. „Sie fahren mit?" fragte sie.

Er nickte.

Ob das doch vom Krieg kommt? dachte sie. Verstehen that sie's nicht; aber so ein Mordskrieg stellt ja die ganze Welt auf den Kopf!

„Dore, Sie hören morgen von uns," sagte Helmuth nur. „Bleiben Sie hier, wir gehn zum Bahnhof; eh' Sie uns so spät 'nen Fiaker finden, vergeht die Zeit. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" sagte auch Marie.

Dore sah die Beiden gehn, es ward ihr immer mehr wie ein Traum. Der Professor und die Professorin in die Nacht hinein — mit einander fort — die sich in diesen Wochen kaum gesehen hatten. Ja, das war der Krieg!

* * *

Im August begann der wirkliche Krieg. Es folgten einander, wunderbar geschwind, die gewaltigen Schicksalsschläge, die das französische Kaiserreich niederwarfen und das deutsche schufen: Saarbrücken, Weißenburg, Wörth, die Schlachten um Metz herum, die Kämpfe auf dem Marsch nach Sedan. Es war ein Monat, dieser August, wie wenige Menschengeschlechter ihn erleben; eine Siegesbotschaft hinter der andern her, und nie etwas anderes als Sieg. Nun, wer hatte recht? dachte Reichthal, den die Freude wieder zum Jüngling machte; Helmuth der Pessimist oder ich? „Es wird wohl manche Siege geben, die wir beide nicht feiern." So sagten Sie damals, mein guter Helmuth, als ich ein paar Gläser von Elisens Erdbeerbowle auf den ersten Sieg trinken wollte. Ich hab' bis jetzt auf jeden getrunken. Und ich denk', dabei bleibt's!

Nur ein großes Rätsel störte ihn und die andern Freunde in ihrem vaterländischen Glücksgefühl: das Verschwinden des Dornschen Ehepaares; es war völlig wie aus der Welt. In der Nacht plötzlich abgereist, niemand wußte wohin; Helmuth noch wieder in München erschienen, aber nur von den Studenten im Kolleg, sonst von keinem Menschen gesehen; dann von neuem fort, ins Blaue hinein. Wohin? Wo waren die beiden und was trieben sie? Es gab eine Eingeweihte, die alte Dore, das erkannten Reichthal und Elise bald; die hatte aber offenbar „auf die Hostie geschworen", wie Reichthal klagte, das Geheimnis nicht zu verraten: sie wich jeder Frage aus, sie gab keine Antwort. Es vergingen Wochen, Metz ward schon belagert, Straßburg beschossen, Helmuth und Marie blieben verschollen. „Hat er sie umgebracht?" fragte Reichthal in seinem Galgenhumor Elise, die über das Geheimthun ebenso empört war wie er. „Oder hat er sie den Franzosen ausgeliefert?" Zuweilen kamen ihm ernsthaft schwere, düstere Gedanken: seine Selbstanklage hatte auf Helmuths schwarzes Blut zu giftig gewirkt, er war mit Marie in irgend eine Einöde entflohen, hatte sich in eine verlassene alte Burg hoch im Gebirg mit ihr eingesperrt. Dort sollte sie langsam vergehn .... Dann lächelte er wieder bei seinem Glas Siegesbowle: das thut vielleicht ein wilder Welscher, aber ein deutscher Professor nicht. Der ist eingeschworen auf „Humanität". Sie kommen wieder an den Tag!

Endlich hielt er's doch nicht mehr aus; er griff zu einer „Kriegsliſt", wie er's nannte, da er jetzt alles auf den Krieg bezog, oder mit ihm entſchuldigte. Er ging ins Dornſche Haus zu Dore, mit einem tragiſch ernſten Geſicht. Seiner ſtillen Vermutung ein falſches Mäntelchen umhängend, ſagte er: „Jetzt haben wir's, ach du lieber Gott! In der Abendzeitung ſteht's. Ihre gnädige Frau, meine Marie, in einem unſerer Feldlazarette in Frankreich iſt ſie von Franzoſen überfallen und verwundet worden. Man hofft, ſie wird uns ausgeliefert; aber die ſchwere Wunde, die hat ſie weg!"

Dore war blaß geworden; ſie ſchüttelte nun aber den Kopf. „Das kann doch nicht ſein, Herr von Reichthal."

„Warum nicht?"

„Weil ihr Feldlazarett —"

Sie faßte ſich wieder, ſie ſagte nicht mehr. Aha! dachte nun Reichthal; er ſah ſich nun doch auf dem rechten Weg. Er zog im tiefſten Ernſt die Brauen zuſammen: „Weil das Feldlazarett der gnädigen Frau nicht in Frankreich iſt? Dann hat ſie ſich wohl verſetzen laſſen, nach Frankreich hinein. In der Zeitung ſteht's."

„Das iſt doch nicht möglich!" rief Dore, der nun bange wurde. „Geſtern iſt noch ein Brief vom Herrn Profeſſor gekommen: ſchicken Sie mir den wärmeren Mantel und —"

„Nach Frankreich!"

„Nein, in die Pfalz, wie bisher!" — —

Eine halbe Stunde ſpäter kam Reichthal zu Eliſe: „Ich bin ſonſt mehr für Heldenthaten als für Kriegsliſten; aber dieſe war gut! Sie wirken alſo beide fürs Vaterland, wie ich dachte. In einem Feldlazarett in unſerer Pfalz, nicht weit von der franzöſiſchen Grenze; den Ort will Dore nicht ſagen, ſie hat mich beſchworen: fragen Sie nicht mehr! ich darf nicht, ich darf nicht! Aber weil ich die Pfalz gut kenne, Dore aber nicht, ſo hab' ich doch ſo ziemlich herausgebracht, wo es iſt. Um zwei oder drei Städte im ſüdweſtlichen Winkel kann ſich's höchſtens handeln. Wenn's alſo noch wahr iſt, was Sie immer ſagen: ich muß hin —"

„Ja," rief Eliſe, „gewiß muß ich hin! muß Marie wiederſehn! muß ſehn, wie es iſt!"

„Dann finden Sie ſich ſchon zurecht!"

„Ich? Sie finden ſich zurecht. Sie begleiten mich ja doch. Es iſt ja Ihre Marie!"

„Allerdings. Aber, meine Liebe, Gute — da iſt ein kleines Hindernis. Der Mann. Mit dem — ſteh' ich jetzt nicht gut. Am letzten Abend haben wir uns hart geſprochen —"

„Na, das haben Sie ja oft gethan."

„Diesmal ganz besonders hart! Im Unfrieden auseinander. Eh das nicht aus der Welt ist, möcht' ich ihm nicht unter die Augen treten —"

„Was! Sind Sie feig?"

Reichthal richtete sich hoch auf. „Das müssen Sie jetzt keinem Deutschen sagen. Verlassen Sie sich auf meine Worte, basta."

„Worüber sind Sie denn so auseinander gekommen?"

„Das erzähl' ich Ihnen ein andres Mal. Marschieren wir nur erst nach Paris!"

Wieder eine halbe Stunde später hatten sie sich geeinigt: die Reise nach dem Lazarett in der Pfalz ward gemacht; Reichthal fuhr mit; er half aber nur suchen, blicken ließ er sich einstweilen nicht. Wenn Marie und Helmuth gefunden waren, sollten sie nicht überfallen werden: Elise sollte schreiben, sich melden, ihnen überlassen, ob sie sie sehen wollten oder nicht. So fuhren sie, von ihrer Liebe, Neugier und Sehnsucht gezogen, am nächsten Morgen in der Frühe ab; nur Elisens Gatte war im Geheimnis, Dore wußte nichts. Inzwischen waren die letzten entscheidenden Nachrichten von Sedan gekommen: Mac Mahons ganzes Heer in unsern Händen, „und der Kaiser, der Kaiser gefangen"! München war im Siegesrausch. Ganz Deutschland war's. Auf der Fahrt durch Bayern, Württemberg, Baden in die Pfalz — am Morgen des vierten September — sahen die beiden Reisenden überall die Fahnen wehen, hörten Böllerschüsse oder Glockenläuten. Die Menschen zogen, da es Sonntag war, auf allen Straßen und Wegen umher, auch Kinderscharen, auch mit Gesang. Reichthal drückte sich zuletzt in die Ecke, sein lustiges Würzburger Herz ward ihm doch zu groß. Er lachte zuweilen plötzlich Frau Elise an, über das Gesicht flossen ihm aber lange, stille Thränen.

Am Nachmittag erreichten sie die Stadt, die Reichthal vor allen im Verdacht hatte, daß sie die Verschollenen beherberge; auch hier alles im Fahnenschmuck, in Festesfreude, vom herrlichsten Sonnenlicht verklärt. Sie stiegen aus und gingen dem Feldlazarett zu, das draußen in der Vorstadt lag, einem Wirtshaus schräg gegenüber; von Garten umgeben ein geräumiges, fensterreiches Gebäude, beim Ausbruch des Krieges für diesen Zweck hergegeben und schnell eingerichtet. Hohe Bäume beschatteten es, ein kleiner Fluß zog vorbei. An den Fenstern des Oberstocks waren weiße Jacken zu sehen und junge, zum Teil blasse Gesichter: die Kranken und Verwundeten aus dem Krieg. Eine Diakonissin in schwarzem Gewand und weißer Haube ging eben ins Haus. Im Garten saßen drei oder vier Soldaten vor dichtem Gebüsch, halbversteckt, und sangen ein bekanntes Lied:

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer,
Wenn sie gleich die erste ist,
Und mein Mädchen macht mir Kummer,
Wenn sie einen andern küßt.

„Das werden Geheilte, Genesene sein," sagte Elise, die mit Andacht zuhörte; es kam ihr hier alles heilig vor.

Reichthal nickte heiter. „Sobald das die Glieder wieder rühren kann, muß es singen!“

Die Soldaten sangen unterdessen weiter:

Denn es hält ja so schwer, auseinanderzugehn,
Wenn die Hoffnung nicht wär' auf ein Wiedersehn.
Lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl,
Lebe wohl, auf Wiedersehn!

„Die ziehn wohl heut ab,“ murmelte Elise.

„Ja, und sind noch gerührt obendrein. Dankbare Gemüter. Viel Vergnügen haben sie hier wohl nicht gehabt!“

Elise drängte jetzt mit Augen und Händen: ins Haus! Sie traten ein. Von einem jungen Mädchen gewiesen, kamen sie in einen Arbeitsraum zu ebener Erde, der auch als Sprechzimmer diente; große Schränke standen an der Wand, lange und breite Tische in der Mitte, zum Teil mit frischer Wäsche bedeckt. Eine Diakonissin in mittleren Jahren war mit der Wäsche beschäftigt; eine jüngere erschien eben aus einem Nebenraum, mit Paketen und Zeitungen. Sie summte vor sich hin:

Und mein Mädchen macht mir Kummer,
Wenn sie einen andern küßt.

Auf einmal war's, als erwache sie. „Mein Gott,“ sagte sie zu der andern, „da sing' ich schon wieder dieses heillose Lied!“

Die Aeltere blickte von ihrer Arbeit auf und lächelte: „Ja, ja, die Soldatenlieder wollen Ihnen nicht mehr aus dem Kopf. Das kommt davon, wenn man musikalisch ist.“

„Man möcht's bald verwünschen! Seit ich hier im Feldlazarett bin, lern' ich Melodien — und Texte — daß 's einem grauf't!“

Reichthal trat mit Elise näher; er nahm das Wort. „Diplomatisch“: das war seine Sache! „Meine frommen, verehrten Damen,“ begann er mit einer schönen Verbeugung, „ich möcht' Sie ganz ergebenst um Auskunft bitten über eine dritte Dame, die wir hier vermuten.“

„Ueber wen, mein Herr?“ fragte die Diakonissin, die gesungen hatte, mit ihrer angenehmen, frischen Stimme.

„Es wird fünf Wochen her sein, oder einen Monat, daß eine noch junge Dame von — von sehr empfehlendem Aeußern in das Lazarett kam, um die Verwundeten und Kranken pflegen zu helfen; und mit ihr —“

„Ah, Sie meinen vermutlich die Miß!“ fiel ihm die ältere Diakonissin mit einem scharfen Lächeln ins Wort.

Reichthal machte eine höfliche Bewegung mit dem Kopf: „Wollen Sie mir gefälligst sagen, wer die „Miß“ ist; so will ich Ihnen sagen, ob ich sie meine.“

„Die „Miß“, mein Herr, wie wir sie nennen, die kam vor ungefähr vier

Wochen her; gleich nach den ersten Schlachten; mit hohen Empfehlungsschreiben, einer langen Jungfer und sehr viel Gepäck. Sie wollte sich nützlich machen. Ja, ja! Jeden Morgen gegen zehn Uhr — nie früher, o nein — trat sie feierlich in den Saal der Verwundeten ein, in eleganter, weißer Morgentoilette —"

Die junge Diakonissin warf dazwischen: „Aufgelöstes, langwallendes Haar —"

Die ältere fuhr fort: „Ein rotes Kreuz auf der Brust —"

„Gab einem Verwundeten zu trinken —"

„Hielt einem andern die Waschschüssel —"

„Teilte einige Traktätchen aus —"

„Und verschwand dann wieder," schloß die ältere, „bis zum nächsten Morgen um zehn. Das ist die ‚Miß'! Wenn Sie wegen dieser Dame gekommen sind, dann könnten Sie sich mit wenig Mühe recht nützlich machen: reisen Sie mit ihr ab."

„Das ist nicht Marie!" flüsterte Elise.

„Nein," versetzte Reichthal leise, „das ist sie nicht — oder ich bin ein altes Pferd!" — „Entschuldigen Sie," sagte er zu den Pflegerinnen. „Haben Sie hier keine andere weltliche Dame außer dieser Miß?"

„Doch, noch eine," erwiderte die Junge. „Die sogenannte gnädige Frau."

„Warum die ‚gnädige Frau'?" fragte Elise.

„Wir nennen sie alle so; wie sie heißt und was sie ist, hat man uns nicht gesagt. O, das ist freilich eine andre Dame."

Die Aeltere nahm das Wort: „Die kam mehrere Tage oder eine Woche vor der Miß; mit einem Herrn, ihrem Mann —"

„Ganz recht!" fiel Reichthal ein.

„Man hatte sie unserm Feldlazarett zugewiesen, beide. Er half in der Kanzlei, im Depot und sonst, sie bei den Verwundeten und Kranken. Sie übernahmen alles, sie wollten alles. Zuerst dachten wir —"

„Zuerst räsonnierten wir," sagte die Junge lächelnd: „ach, die verstehn wohl beide nicht viel! Die kommen so recht aus der Welt! Aber das haben wir ihnen abgebeten. Das sind keine Misses. Jetzt verstehn sie alles! Und sie thun's auch, sie machen's auch!"

Reichthal sah Elise an, fragte mit den Augen: sind sie das oder nicht?

„Und die Dame hat Ihnen nie gesagt, wer sie ist?" fragte Elise.

Die Junge antwortete: „Nein, das hat sie nicht. Sie spricht ja auch nie von sich, gnädige Frau! — Sie spricht überhaupt nicht viel; auch mit ihrem Mann nicht. Sie sehn sich wohl oft nach den Augen; aber meist sind sie still, thun nur ihre Pflicht. Ach, was red' ich da: ihre Pflicht. Sie thun beide mehr, als sie können. Sie gönnen sich keine Ruhe, sie reiben sich auf. Das sagt der Oberstabsarzt auch. Wenn eines Morgens der letzte Soldat geheilt abmarschiert, sagte er gestern zu mir, dann bleiben vielleicht die beiden hier liegen!"

„Großer Gott!“ rief Elise aus.

Reichthal blieb ruhig, als „Diplomat“. „Na, und wenn die beiden hier liegen blieben, dann würd' man nicht wissen, was man ihnen auf den Grabstein zu schreiben hätte?“

„O doch,“ erwiederte die ältere Diakonissin und lächelte. „Die Vorgesetzten, die werden's wissen. Wir nicht. Man fragt hier nicht viel, mein Herr. Man hat auch nicht viel Zeit dazu.“

„Und die Neugier gehört ja auch nicht zu Ihren Gelübden,“ bemerkte Reichthal heiter.

„Gelübde? Wir haben keine. Wir sind nicht katholisch. Nur zum Gehorsam sind wir verpflichtet.“

„Entschuldigen Sie! — Das ist auch genug. Neugier geloben wär' gegen die menschliche Natur, denn der Mensch gelobt nur, was er nicht halten kann!“

„Sie machen recht gottlose Späße —“

„Verzeihen Sie. Das ist der Krieg!“

Eine Hausglocke läutete. „Aha!“ sagte die Aeltere, „das gilt mir. — Ich komm' jetzt zu der ‚gnädigen Frau‘, ich seh' sie. Nun, was meinen Sie? Ist das Ihre Dame?“

Elise nickte. „O gewiß, gewiß!“

„Soll ich ihr was ausrichten?“

„Wenn Sie Ihr dieses Billet übergeben wollten . . .“

Elise zog ein Briefchen aus der Tasche und reichte es der Diakonissin hin. Die sah es nun mit lebhaften Augen an; die Junge schaute ihr über die Schulter. Beide machten dann unwillkürlich ein enttäuschtes Gesicht. „Ohne Aufschrift!“ sagte die Aeltere.

Reichthal schmunzelte: „Sie haben ja nicht gelobt, neugierig zu sein!“

„Man sollt' meinen, daß Sie ein verwundeter Leutnant wären,“ entgegnete die Pflegerin etwas aufgebracht, indem sie ihm mit dem Briefchen drohte; „trotz Ihres — ehrwürdigen Gesichts!“

Sie ging in das Nebenzimmer; Reichthal sah ihr nach. „Auch diese sanften Geschöpfe,“ flüsterte er Elisen zu, „haben ihren Stachel. — Jetzt aber, bitte, geschwind hinaus! Eh Marie oder gar Helmuth erscheint; denn Sie haben sicher recht, die sind's. In unser Wirtshaus hinüber! Bei mir meldet sich schon so was wie Appetit.“

„Bei mir auch.“

„Also auf zur That! — Ja, da schwatzt und spaßt man, und eigentlich ist einem verteufelt ernsthaft und verflucht beklommen zu Mut.“

„Fluchen Sie doch nicht so viel —“

„Auch das ist der Krieg!“

Sie nahmen Abschied und gingen.

Es war eine Weile ganz still im Zimmer; die Diakonissin räumte ihre Päckchen in die Schränke ein, sie vertiefte sich dann in die Zeitungen, die sie mitgebracht hatte: es standen heute gar so wunderbare Sachen drin. Während sie noch las und ihr die Augen vor Freude blitzten, kam Marie herein, in dem einfach dunklen Gewand, das sie hier trug, ein braunes Täschchen angehängt. Sie war etwas blaß und müde; aber das Glück dieser Siegestage, die Feiertagsstimmung, und wohl auch noch andres verklärten, verschönerten ihr Gesicht. Mit der freundlichen Stimme, die die Pflegerin beim ersten Ton erkannte, sagte sie im Nähertreten: „Nun, Schwester Agathe? Gefallen Ihnen diese Zeitungen?"

„Man glaubt's nicht, gnädige Frau!" erwiderte Schwester Agathe. „Es ist wie ein Roman!"

„Ja, heuer schreiben sie da oben Romane . . ."

Die Schwester sah, daß Marie das Briefchen von Elise in der Hand hielt, doch noch unerbrochen. Sie deutete hin: „Sie lesen ja nicht?"

„Ach, das eilt ja nicht." Marie griff in ihr Täschchen: „Hier sind die Rezepte, und hier die verlangte Essenz. Ich hab' auch wieder für meine Verwundeten ein paar Briefe geschrieben; wenn Sie die hernach mit den andern an die Feldpost abliefern wollten."

Sie gab sie hin; Schwester Agathe zählte sie. „Eins, zwei, drei, vier, fünf! — Wieder fünf auf einmal. Sie schreiben die Briefe bald nur noch dutzendweise, gnädige Frau."

Marie lächelte: „Es sind auch nur Dutzendbriefe! Wir entwickeln nicht viel Geist darin."

„Aber Sie schreiben sie, wenn Sie ausruhen sollten."

„Ach, meine gute Agathe, wenn ich ausruhte, dann blieben sie ungeschrieben! Und so viele Mütter, Bräute und Schwestern kämen nicht zur Ruhe. — Es sind auch so gute, rührende Geschöpfe, unsre verwundeten Krieger! Sie diktieren oft ein grausames Deutsch; das ist aber das einzige Grausame an diesen Deutschen."

Marie setzte sich, sie war doch zu müde. Von draußen, aus dem Garten, kam wieder Gesang herein. Sie horchte. „Das sind die Geheilten, nicht wahr?"

Die Schwester nickte. „Sie warten auf ihren Zug; es geht wieder nach Frankreich hinein, zur Truppe. — Sie wollen aber die gnädige Frau noch sehn, eh' sie abziehn. Wie sie alle an Ihnen hängen, gnädige Frau!"

„Ach, der Mensch ist ein dankbares Geschöpf, liebe Schwester Agathe. Man sagt so viel Böses über die menschliche Undankbarkeit; ich find', es ist nicht so schlimm!" — Marie stand wieder auf: so im Stillsitzen fielen ihr die Augen zu. Sie machte sich an dem ihr überwiesenen Schrank zu thun.

„Uebrigens, es reist ja noch Einer ab", nahm Agathe das Wort, „obgleich er noch nicht genesen ist. Vorhin hat er mir's gesagt; ich wußt' es nicht."

Marie stand abgewandt; sie verbarg ihr Gesicht. „Wer denn?“ fragte sie, wie wenn sie es auch nicht wüßte.

„Der feine junge Mann, der Nothelfer, der in Frankreich die Verwundeten aus dem Granatfeuer trug und dabei die Splitter im Arm und in der Brust kriegte; der hübsche, musikalische Mensch.“

„Ach ja, der! — Wir haben ihn nun doch so weit.“

„Sie haben ihn so weit gebracht, gnädige Frau! — Ja, das sagen alle, das sagt der Herr Oberstabsarzt auch. Sie haben ihn einfach gerettet, sagt er! — Zuerst war's ja gar nicht so schlimm mit ihm, als er hier ankam; Doktor Elsner meinte: der kommt sicher durch! Dann aber plötzlich die furchtbaren Fieber. Und das Phantasieren Tag und Nacht. Wie haben Sie ihn da gepflegt! Wie 'ne Mutter ihr krankes Kind! — Das sagen alle, gnädige Frau. Der muß Ihnen danken!“

Marie zwang sich zu einem Lächeln und zeigte nun ihr Gesicht: „Das thut er dann wohl auch.“

„O ja, das thut er! Er verehrt Sie ja. Es klingt manchmal beinah' wie Verse, wenn er von Ihnen spricht. Wie von einer Heiligen.“

Er — von mir! dachte Marie.

„Ihm wird's auch leid thun, daß er von Ihnen fort soll. Warum soll er eigentlich von hier fort? Er ist ja doch noch nicht gesund. Da schickt ihn der Herr Oberstabsarzt schon weiter rückwärts in ein anderes Lazarett — “

„Das wird ja jetzt die Regel, hör' ich. Um an der Grenze mehr Raum zu schaffen, für all die Verwundeten und Kranken, die aus Frankreich kommen.“ Gott sei gelobt! dachte Marie. Franz mußte jetzt fort, oder ich!

Helmuth trat ein, vom Vorplatz her. Er hatte einen Gang gemacht; das that er selten; der Oberstabsarzt hatte ihn aber mit sanfter Gewalt fortgeschickt. „Sie werden mir im Gesicht grün und grau, schnappen Sie gefälligst frische Luft!“ — Er zog die neueste Zeitung aus der Tasche, die er im Gehen gelesen hatte. „Das mußt Du sehn, Marie!“ sagte er mit strahlenden Augen. „Ein Telegramm des alten Wilhelm an die Königin aus Varennes, vom vierten, heute, über seine Begegnung mit Napoleon. ‚Welch ein ergreifender Augenblick!‘ schreibt er. Wilhelmshöhe bei Kassel hat er ihm zum Aufenthalt gegeben. Dann hat der alte Herr die Armee beritten, fünf Stunden lang. ‚Den Empfang durch die Truppen kannst Du Dir denken‘, telegraphiert er. ‚Unbeschreiblich!‘“

Marie lächelte vor Freude und Rührung. Sie sah beständig den vorlesenden Helmuth an; es that ihr so wohl, daß er frischere Wangen hatte. Ihr war auch, als hätte sie seine großen blauen Augen wohl noch nie so schön gesehen.

„Dann noch eine Depesche von heute morgen aus dem großen Hauptquartier,“ fuhr er fort. „Er wird noch immer größer, dieser letzte Sieg! Die französische Armee, die bei Sedan kapitulierte — hier steht es — sie zählte vier-

zehn Infanterie- und fünfeinhalb Kavalleriedivisionen. Das alles in unsrer Hand! — Und hier am Schluß: Unsre Verluste sind verhältnismäßig gering."

Marie nahm das Blatt, las diese letzten Worte und küßte sie. „O wie klingt das gut!"

Helmuth betrachtete sie, wie vorhin sie ihn; wie blaß! dachte er. Aber dabei wie schön! — Ihn schmerzte, sie so mager zu sehen; dann entzückte ihn aber wieder das feine, beseelte, veredelte Gesicht. „Ja," sagte er, Wonne und Wehmut fühlend, „der Sieg ist unser — und mein Herz leicht. Segen über Segen! Ich hab' nicht geahnt, daß ich — noch so glücklich werden könnte. So glücklich!"

Marie hörte den heimlichen Seufzer in diesem Glück. Ach! seufzte sie auch. und ebenso heimlich, könnt' ich ihn je ganz glücklich machen! ihn und seine Frau!

Sie sah sich mit ihm allein, Schwester Agathe war hinausgegangen. Auf dem Tisch neben ihr lag das noch ungeöffnete Briefchen; sie hatte es vergessen. Jetzt ward ihr erst bewußt: ohne Aufschrift! Warum? Wer schickte ihr ein Billet ohne Aufschrift? — „Franz!" durchfuhr sie plötzlich. Da er abreisen soll, hat er mir geschrieben!

Im nächsten Augenblick hielt sie den Brief Helmuth hin. So, so wollte sie ihm endlich sagen, was sich bisher noch nicht auf die Lippe gewagt, noch nicht die rechte Stunde gefunden hatte. „Da ist ein Brief an mich," sagte sie.

„Nu, dann mach' ihn auf."

„Du!"

„Warum ich?"

„Ich bitte Dich."

Er öffnete ihn: „Wenn Du's willst —!" — Jetzt erstaunte er sehr, aber anders, als sie's erwartet hatte. „Von Elise!" rief er aus.

„Von Elise? Sie schreibt an mich? Sie weiß, wo ich bin?"

„Sie hat der Verräterin, der Dore, unser Geheimnis abgelistet; abgelistet, schreibt sie." Helmuth starrte das Blatt wie fragend an: Wozu das? Warum drängte sie sich jetzt hierher? ihnen nach? Hatte doch ihr Brief von damals sie fortgeschickt? — „Elise ist hier! Sie fragt, ob Du sie sehn willst. Sie sehnt sich nach Dir. Aber aufdrängen will sie sich nicht. Im Wirtshaus gegenüber wartet sie auf Botschaft. Da, lies!"

Marie nahm den Brief, sie warf einen Blick hinein; sie schüttelte aber in starker Erregung den Kopf. „Nein, ich will sie nicht sehn! — Keinen Menschen; auch sie nicht. Nein!"

„Hm! — Warum willst du nicht? — Aber nein, ich frag' nicht. — Ich will nur sagen — da Elise hier ist — es kommt ja doch einmal die Zeit —"

„Was für eine Zeit?"

„Wo wir uns nicht vor der Welt verstecken können wie bisher — wie es uns beiden gefiel. Wo wir zurück müssen in unsere Welt."

„Noch nicht! Du bist ja noch lange frei!"

„Aber endlich doch. Und dann — wenn ich Dich so anschau', Marie — Deine Farbe erschreckt mich. Deine Kraft geht bald zu Ende. Schüttle nicht den Kopf! — Soll ich ganz ehrlich sein, so muß ich sagen: Dein Platz wär' nun wieder — daheim."

Marie zitterte; vor diesem Gedanken war sie bisher geflohen. „Wieder vor den Augen der Menschen leben!" sprach sie kaum hörbar vor sich hin.

Nicht sehr viel lauter entgegnete er, was er selber fühlte: „Ich begreife ja — an diese Weltabgeschiedenheit hatt'st Du Dich gewöhnt. Wir waren verschollen —" er lächelte mühsam — „wie in einem Märchen. Niemand als Dore wußte —"

„Ja, ein Märchen!" murmelte sie. — „Helmuth!"

„Was?"

Sie sah ihn nicht an. Es trieb sie wieder, wie so oft, ihm von Franz und ihrer Verirrung zu sagen; und immer und jetzt verzagte sie vor seinem schwermütig ernsten Gesicht. Könnt' ich ihm nur einmal in die Arme sinken, dachte sie, und sterben!

„Was wolltest Du?" fragte er. „Was hast Du?"

Sie setzte sich. „Mattigkeit. Diese empfindsamen Kniee!"

Er sah voll Mitleid und voll Sehnsucht auf ihr blasses Gesicht, auf die ganze schlanke Gestalt. „Meine liebe Marie," sagte er weich und gut, doch mit noch immer scheuer Zärtlichkeit. „Wenn Du Dich nur schonen wolltest."

„Schonst Du Dich? O Du —!"

„Ich! Ich bin ein Mann."

„Ja, das bist Du!" sagte ihr stummer Blick.

„Und daran gewöhnt, mich zu plagen."

„Nun ja, und ich — hab's von Dir gelernt!"

„Ja, das fühl' ich, Marie. Dafür dank' ich Dir. Denk' nur nicht, es rühre mich nicht . . . Aber Du verlernst dabei, jung und gesund zu sein. Und wirst gar so ernst, so — — könnt' ich Dich nur einmal —"

„Was?"

„So recht von Herzen lächeln sehn!"

Sie lächelte ihn recht innig an, in all ihrer stillen Traurigkeit.

„Ah! Nun thut sie's. Gute Marie!"

O Gott, dachte er, wie hold sie lächelt. — — Ich versteh's nicht — sie und mich und alles. — O diese Zweifel, dieser Stolz, diese Qual!

„Aber ja, Elise!" fing sie nun an, sich dazu überwindend. „Soll ich sie sehn? Was meinst Du?"

„Es ist Deine Sache."

„Aber was meinst Du?"

„Ich? Ich dächte wohl. Wenn sie diesen weiten Weg — —"

„Ach ja, Du hast recht. Ach, ich muß ja wohl!"

* * *

Vom Garten her traten die drei geheilten Soldaten ein, blonde, wieder rotbäckige Burschen; man sah sogleich ihren Blicken und Bewegungen an, daß sie kamen, um von der „gnädigen Frau" Abschied zu nehmen. Der kleinste von ihnen, der aber besonders lebendige Augen hatte, ging in dreister Schüchternheit voran, mit einem Blick auf Helmuth. „Wenn wir stören, gnädige Frau —"

Helmuth lächelte herzlich: „Hier stören Sie nie. — Ich gratulier' Ihnen zur Genesung; und daß Sie wieder zu den Kameraden kommen. Wir hoffen zwar jetzt, der Krieg ist bald aus —"

„Den Bonaparte, den haben wir ja!" sagte der Soldat vergnügt. „Napolium kraucht nicht mehr im Busch herum!"

„Hurra!" rief der Zweite. Der Dritte schwenkte die Mütze, die er in der Hand hielt.

Helmuth nickte lachend. „Also glückliche Reise, meine Herren! Und bald Frieden und Heimkehr!"

Der Kleine, der das Wort führte, schmunzelte: „Muttern wär's schon recht."

„Uns auch," setzte der Dritte hinzu, ein langer und breiter Gesell. „Indessen, wenn schon, denn schon!"

„Gute Verrichtung, meine Herren. Von hier nach Paris, von Paris zu Muttern!" — Helmuth trat an Marie heran; „ich gehe also zu Elise hinüber ins Wirtshaus," sagte er leise. „Und ich bring' sie Dir mit."

Marie nickte. Er ging.

„Wir wollten Ihnen nämlich noch ganz besonders danken, gnädige Frau," nahm der Kleinste wieder das Wort. „Bitte, machen Sie nicht gleich so mit der Hand, hören Sie nur drei Worte an! Ja, Ihnen ganz besonders danken: denn Sie haben uns so besonders liebreich und menschenfreundlich gepflegt; das fühlen wir ja doch auch. Und Sie haben für uns die Briefe geschrieben. Und dann thut es ja keinem Menschen weh, wenn er bei guter Pflege und Behandlung auch einen feinen, schönen, lieblichen Anblick hat, gnädige Frau."

Marie errötete bei dieser Huldigung wie ein junges Mädchen, zu ihrer eignen Verwunderung. Sie mußte aber auch lächeln: so treuherzig heiter standen die drei Krieger da. „Das müssen Sie nämlich nicht glauben," fuhr der Sprecher fort, „daß wir ohne Gefühl sind; denn so ist es nicht. Denn so ist es nicht . . ."

Er verwirrte sich nun doch und verlor den Faden; vielleicht durch den feinen, lieblichen Anblick, vielleicht auch durch Mariens Lächeln. Der Zweite stieß ihn mit dem Ellbogen an. Er nahm sich zusammen und machte einen

raschen Schluß: „Und das wollten wir Ihnen nur noch sagen, und nun leben Sie wohl!"

Marie nickte herzlich: „Sie auch; Ihr auch. Ich dank' Euch für Eure freundlichen Augen, Eure guten Herzen. Nehmen Sie jeder eine Hand zum Abschied, und behüt' Sie Gott!"

Es waren feste Händedrücke, sie fühlte sie; zu jedem noch ein dankbarer Blick. Der Kleinste bekam die Hand zuletzt. Er entschloß sich geschwind und küßte sie: „Im Namen meiner Kameraden, gnädige Frau!"

„Lügenlügner Du!" flüsterte der Lange, mit Neid.

Marie lächelte. „Lebt wohl! Lebt wohl!"

Die Soldaten gingen hinaus. Sie sah ihnen nach. Jetzt bemerkte sie erst, daß seitwärts noch einer dastand, Franz; er war leise eingetreten, während sie mit den andern sprach. Zur Abreise bereit, in dunklem Anzug, den rechten Arm noch in der Binde, schaute er sie mit blassen Augen in verhaltener Bewegung an. Er war eine Weile still; sie auch. Nachdem sie ein nervöses Erschrecken abgeschüttelt hatte, überkam sie das Gefühl, wie wunderbar sie sich hier gegenüberstanden: in einem Feldlazarett, als verwundeter freiwilliger Nothelfer und freiwillige Pflegerin.

„Ich soll Sie auch verlassen," begann er endlich. „Da vergönnen Sie wohl auch mir noch ein Abschiedswort; — in diesen Wochen haben wir ja nicht viel mehr gesprochen, als: wie geht es Ihnen? so, so; und Guten Morgen und Gute Nacht! — Muß ich Ihnen nicht wenigstens danken, Marie? Ich lebe noch, und will nun auch wieder leben; und daran sind Sie schuld. Ja, Sie! — Ich kann's ja jetzt sagen. Ich wollt' nicht mehr! Als ich hier aufwachte, nach dem ersten guten Schlaf, und Sie neben meinem Bett stehn sah — zuerst dacht' ich: ein Geist! — und als ich alles begriffen hatte, da ward mir so zum Sterben, so abergläubisch zu Mut: du sollst nicht mehr leben! Das ist nicht ein schrecklicher Zufall, daß ihr euch so wiedersehtt, das ist Gottes Wille! Du sollst hier vor dieser Frau vergehn! — Und ich verlor den Lebenswillen. Ich fühlte mit einer Art von Wollust, daß das Fieber kam. Beinah nur noch Musik im Kopf — zumeist die Würzburger Musik — ließ ich mich vergehn. Ich kann Ihnen nicht schildern, wie das war . . ."

Ihm versagte die Stimme vor Schwäche und Erregung; so viel hatte er auch noch nicht hintereinander gesprochen, seit ihn die Granatsplitter getroffen hatten. „Sie strengen sich an," sagte Marie mit dem Gesicht und dem Ton der Pflegerin. „Sprechen Sie nicht zu viel!" — Und ich? dachte sie. Wollt' ich nicht in der ersten Stunde fort, als ich sah: das ist Franz! als ich noch nicht wußte, ob sich nichts als Mitleid rührte? — Aber „aushalten!" sagt' ich mir dann. „Das ist deine Prüfung!" Und nun ist alles, alles gut . . .

„Ich muß Ihnen das noch sagen, Marie!" fing er nach einer Weile von

neuem an. „Diese andern da, an denen thaten Sie Ihre Pflicht, — wenn Sie so wollen. Aber was Sie an mir gethan — wie Sie mit Hinopferung all' Ihrer Kraft, die barmherzigste aller barmherzigen Schwestern, mich gepflegt und gerettet haben —"

„Nun ja!" unterbrach sie ihn. „Ja! Ich hab' das Meine für Sie gethan. Sagten Sie mir nicht damals, in München, meine Krankheit hab' Sie um die Liebe betrogen, die Ihnen gehörte? die ich Ihnen schuldig war? Als Sie hier jetzt auf dem Wundbett lagen, da hab' ich Ihnen meine Schuld gezahlt. Ja, ich hab' mehr für Sie gethan als die Pflicht; das bekenn' ich vor Gott und vor Ihnen. Die alte Liebe in Würzburg, wenn Sie damit recht haben, die saß an Ihrem Bett; die hat Ihnen das Leben erhalten — und nun sind wir quitt."

Franz senkte den Kopf. „Mit welcher grausamen Erhabenheit Sie mir das sagen, Marie! — Aber ich murre nicht. Ich nehm's hin. Mit reinem Schmerz der Dankbarkeit nehm' ich's hin, daß ich Sie verloren hab'; nun ganz, und für immer. Bei Gott, ich wollt's auch nicht anders — seit ich wieder leben will. Ich fühl' etwas, das ich so noch nie gefühlt hab': so schön wie Sie da vor mir stehn, ich könnt' Sie nicht mehr begehren, Marie. Ich würd' zittern bei dem Gedanken, dieses edle, reine Bild zu entweihen . . ."

Ihm verging wieder die Kraft. Er stützte sich auf einen Tisch. Aus dem Garten kam noch einmal Gesang, es schien ein letzter Gruß an die „gnädige Frau" zu sein:

„Des Morgens zwischen dreien und vieren,
Da müssen wir Soldaten marschieren,
Das Gäßlein auf und ab;
Tralali tralalei tralala
Tralali tralalei tralala
Mein Schätzel sieht herab.

„Ach Bruder, jetzt bin ich geschossen,
Die Kugel hat mich schwer getroffen,
Trag mich in mein Quartier;
Tralali tralalei tralala
Tralali tralalei tralala
Es ist nicht weit von hier."

Marie horchte; sie mochte nicht reden. Sie sah vor sich hin. Nun setzten sie draußen noch einmal ein, offenbar schon im Gehen:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . ."

Die Wacht am Rhein! — Das Lied, das sie damals erlöste, befreite. Marie schloß die Augen, tief und weich erschüttert. Thränen flossen ihr über die Wangen herab.

„Ein Abschiedsgesang," sagte Franz, dem die Stimme bebte. „Diese ‚Wacht am Rhein', die hab' ich auch in jener Nacht gehört, als Sie mich mit so schreck-

lichen Worten und Blicken fortgewiesen hatten — als ich dann in der Verzweiflung und Zerknirschung auf der Gasse dachte: Mitziehen! Nothelfer! Zur Sühne! — O, es war auch gut. Ein paar Wochen hab' ich doch helfen können; die wunderbarsten meines Lebens. In schlummerlosen Nächten im Feld — beim furchtbaren, eintönigen Gesang der Kanonen — bei den Zerschossenen und Zerschlagenen . . . Aber erst hier, Marie — lassen Sie mich Ihnen das noch sagen; dann geh' ich — erst hier, bei Ihnen, ward ich wieder lebensstark. Hier, wo es mich erschüttert hat Tag und Nacht, wie sich der Mensch dem Menschen zum Opfer bringt; wo Sie walten wie ein Engel, Marie —"

„O still! still!"

Es riß ihn fort, Rührung, Abschiedsweh, Reue, alles, er mußte sich ihr zu Füßen stürzen. „Vergeben Sie mir, Marie! Sagen Sie mir nur das eine Wort, daß Sie mir vergeben!"

„Sind Sie toll?" flüsterte sie mit Unwillen; ihr Blick flog durchs Zimmer, zur Thür. „Stehn Sie auf!"

„Nur ein gutes Abschiedswort! Geben Sie mir die Hand zur Versöhnung und Vergebung —"

„Franz!" rief sie mit gedämpfter Stimme. „Erst stehn Sie auf! Diesen Augenblick!"

* * *

„Franz —!" wiederholte eine Stimme hinter ihr. Aus dem Nebenzimmer war Helmuth in die Thür getreten; durch die letzten Reden, die er gehört hatte, wie zu Stein geworden stand er ohne Regung da. Marie, die der Schreck herumdrehte, sah ihn so stehen; weiter rückwärts sah sie Elise mit der Schwester Agathe. Franz sprang auf. Marien vergingen fast die Sinne. Sie erfaßte nur noch, daß Elise, sich von der Diakonissin trennend, allein näher trat, fassungslos hereinstarrte, dann die Thür hinter sich schloß.

Jetzt hörte sie auch Elisens dumpfe Stimme sagen: „Mein Gott — was ist das?"

„Was das ist?" antwortete Helmuth. „Daß man vor meiner Frau kniet, um Vergebung bittet. Daß es einen Feind meines Friedens giebt, von dem ich nichts ahnte! — Warum schrieben Sie mir damals den Brief? Vor wem sollt' er mich warnen? Vor dem?"

Er deutete auf Franz, der, nun völlig farblos, sich an einer Stuhllehne aufrecht hielt. „Mein Herr," sagte Franz fast ohne Stimme, „Ihre Frau ist schuldlos, so wahr ich lebe —"

„Wollen Sie mich erst lehren," fiel ihm Helmuth in's Wort, „ob meine Frau schuldlos ist oder nicht?" — Sein aufzuckender Stolz ging in eine flammende Erregung über; zu Elise gewendet stieß er heraus: „Ich will ihn nicht

sehn! Führen Sie ihn fort! Dieser todblasse, wunde Mensch da — ich will nichts von ihm. Aber fort, fort, fort!"

Elise winkte Franz mit den Augen, sie nahm ihn bei der Hand, zog ihn zum Vorplatz hinaus. Als sie ihn dort zu sich kommen sah, kehrte sie zurück. „Helmuth!" sagte sie, die Stimme dämpfend. „Was redeten Sie von einem Brief?"

Helmuth hörte nicht. Die ganze furchtbare Last, die sich wochenlang in seinem verschlossenen Innersten angesammelt hatte, stürzte jetzt dem Ausgang zu; seine Lippen bebten. „Da steht sie," erwiderte er, die brennenden Augen auf Elise, die Hand auf Marie gerichtet. „Da steht diese Frau! Mit der ich in der Angst und Not meines Herzens davonging, um sie mir zu retten! Mit der ich hier gelebt hab', stumm — in Qualen, die niemand kennt — und gerungen und gehofft und gewartet. Und nun enthüllt es sich so! Täuschung, Heimlichkeit, Betrug alles um mich her! Man kann Geheimnisse haben und schweigen wie das Grab — aber man kann mich nicht lieben! Man kann's nicht!"

Ein plötzliches, krankhaftes Schluchzen begann ihn zu schütteln, brach ihm aus der Kehle. Sie erschraken alle drei über diese noch nie gehörten Töne; am meisten er selbst. Er legte sich die Hände auf die Brust, an den Hals. Er rang mit fürchterlicher Anstrengung, um es zu ersticken.

„Helmuth! Lieber Freund!" sagte Elise, nachdem sie diesem Kampf eine Weile schweigend zugesehen hatte. „Was für einen Brief hätt' ich Ihnen geschrieben? Von was für einen Brief sprachen Sie vorhin?"

„O dieser Brief!" zitterte Mariens Stimme hervor; Marie hatte sich bisher nicht geregt, wie betäubt. Sie warf zu Helmuth einen Blick hinüber, der voll Verzweiflung war und ohne Hoffnung. „Willst Du mich noch zwei Augenblicke anhören, Helmuth, damit ich Dir wenigstens sage, wer den Brief an Dich schrieb?"

Er starrte sie an. „Wer ihn an mich schrieb?"

Mariens Augen gingen zu Elise und flehten: laß uns allein! — Elise bewegte sich stumm, geräuschlos zur Thür. Sie trat auf den Vorplatz hinaus, zu Franz.

„Wer ihn an mich schrieb?" wiederholte Helmuth. „Wenn nicht Elise, wer denn?"

„Ich, Deine Frau."

„Du!"

„Es war ein Versuch — ich wollte Dich zwingen, mich zu Dir zu retten. Ich hoffte noch; ich dachte: laß uns nur wollen, vielleicht wird noch alles gut, — zwischen Dir und mir." Sie sah ihn trostlos an, dann drückte sie die Augen zu. „Es war zu spät!"

„Zu spät — für Dein Herz!"

Sie schüttelte den Kopf. „Dieser Irrtum — ach! — Aber dieser Irrtum, der trennt uns ja. Nie wirst Du mehr an mich glauben; jetzt, in dieser Stunde hab' ich's ja erlebt. Und auch wenn Du mich so lieb hättest, wie ich Dich liebe —"

Helmuth fuhr zusammen. Vier Worte — die hatte er noch nie gehört. Er heftete die großen Augen auf sie, wie einer, der nicht glaubt, was vor ihm steht. Er stammelte: „Wie Du mich —!"

„Es wär' ja nun doch zu spät! Ich hab' Dich argwöhnen gelehrt; was Du gar nicht kanntest. Und ich hab' Deine Achtung verloren. — Helmuth! — O Gott! — Versag' mir Deine Liebe, das muß ich tragen, aber gieb mir Deine Achtung wieder!"

„Marie!" stammelte er nur. Es brauste in seinem Kopf.

„Ich kann so nicht fortleben! So nicht! — O wenn ich nur nicht geschwiegen hätt'; — ich fand nicht den Mut. Immer hab' ich Dir's sagen wollen — von Franz und —

„Und Reichthal —"

„Was sprichst Du von Reichthal? Von dem weiß ich nichts. Aber dieser Franz — — ja, ich war einmal krank! Und mir war einmal, als ob mein Herz für ihn — — weil's nach Liebe lechzte. Aber, ach mein Gott —" sie sah mit einem über sich selber staunenden Lächeln in die Luft — „wo ist das alles hin! Ich bin eine andere Frau! Ich hab' hier ja erst leben gelernt. Leben, durch Dich — für Dich — und für Deine Welt! Ich hab' eingesehn — — Aber auch Du! Es hat sich hier so wunderbar gedreht zwischen Dir und mir. Das Herz ist mir aufgegangen für das Große, das Weite, ich lieb' es, weil Du es liebst und wie Du es liebst; und Du, Du hast Dich hier in jede dieser leidenden Menschenseelen, in alles Einzelne, Kleine, Besondere so vertieft, so hingegeben, daß ich oft lächle und — — Helmuth! Ja, Du!"

Der volle Ton der Liebe wagte sich endlich aus ihrer Brust hervor; er hörte ihn in dem „Helmuth!", im „Du!" Er faßte es noch nicht. Er begriff nur, daß ihn Reichthal getäuscht hatte. „Marie!" wußte er nur zu sagen. „Marie!"

„Helmuth!" seufzte sie. „Jeden Morgen, wenn ich aufwache, dank' ich Dir; sag' Dir im stillen, wie ich Dich verehre — liebe . . . Du hast mich's ja hier erleben lassen, was das ist, wenn die Pflicht mit der Liebe eins wird, sich mit ihr vermählt. Ach, die schönste Ehe in der Menschenseele! Das heiligste Gefühl! — — Nun hab' ich Dir alles gesagt. O Gott, hätt' ich's früher gethan! nicht so lang' geschwiegen! Thu' nun mit mir, was Du willst, was Du willst. Nur veracht' mich nicht! Deine Verachtung wär' mein Tod!"

Helmuth lächelte; jetzt konnt' er's endlich. „Ich Dich verachten! — Ich, der

ich nur immer noch fürchte, ich träum's. — Meine Frau! Mein Weib! Meine Marie!"

Er umfaßte ihre beiden Schultern, er schüttelte sie leise. Dann drückte er Marie auf einen Stuhl nieder und kniete vor ihr hin.

Sie erschrak so sehr, daß ihr fast das Sehen verging. Sie hatte nie gedacht, geglaubt, daß er knieen könnte. „Helmuth!" sagte sie. „Was machst Du?"

„Ich Dich verachten? — Laß mich nur so; das ist mein Platz. — Zu spät? Nein, Marie. O nein! Es ist nicht zu spät! Ich bitt' Dich auf den Knieen, vergieb mir; denn ich hab' die Schuld. Aber mein Herz ist jung, es ist wieder jung. Es weint und lacht — vor Seligkeit — und ich liebe Dich, ich liebe Dich von ganzem Herzen —"

„Großer Gott!" stammelte nun sie. — „Steh' auf!"

Er umfaßte ihre Kniee, er lächelte: „Ich bin ja nicht Franz, ich darf ja knieen. Ja, nun kann ich Dir's endlich sagen: ich liebe Dich! Ich bin in Dich verliebt! Nicht bloß in Deine Seele, Deine starke Seele; auch in Deine Augen — Deinen Mund — Deinen Fuß. Ich lieb' Dich, weil Du meine Braut bist. Weil Du meine schöne Marie bist; so schön wie das Leben — das uns himmlisch lächelt. Ich hab' einen Rausch vor Glück. Ich kann nicht mehr reden. Marie! Meine Marie!"

Sie zog ihn nun doch empor; dann sank sie ihm an die Brust. „Laß mich weinen, Helmuth! — Ich in Deinen Armen!"

Göttliche Fahrt.

Mit den windgestrafften Segeln, ganz von Himmelsglanz beleuchtet,
Fliegen, wie auf breiten Schwingen, rauschend wir ins off'ne Licht!

Gleich den windgestrafften Segeln, die ein Wellentanz beleuchtet,
Breit' ich meines Herzens Arme — eine Welt erfüllt sie nicht!

Kein Geleucht aus Purpurlüften, keine flammenden Gewässer
Und kein Kreuz des schönen Südens strahlen wie mein Seelenglück.

So von innen laß mich leuchten, mach' mich gut und mach' mich besser!
Mit des Herzens starken Schwingen, Gott, fahr' ich zu Dir zurück!

Fritz Lienhard.

Die Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins.

Von

Theodor Lindner (Halle).

Das Jahrhundert, das soeben zu Ende gegangen ist, wird in der geschichtlichen Erinnerung allzeit als eines der bedeutungsvollsten fortleben. Den reichsten Segen hat es uns Deutschen gespendet. Wohl bestand bei seinem Anfang noch ein Kaisertum deutscher Nation, dessen Titel sogar einen weiteren Raum umspannte als das heutige, denn zu ihm gehörten auch die Habsburgischen Lande, die, jetzt losgelöst, einen schweren Kampf um ihr Deutschtum führen müssen. Allein das liebe, heil'ge Röm'sche Reich, wie hielt's nur noch zusammen? Lediglich durch die Macht der historischen Verhältnisse, durch seine Vorgeschichte, und weil von außen her noch keine Angriffe gekommen waren, stark genug, es zu zertrümmern. Doch damals war bereits einer im Gange, der in seiner Fortsetzung dahin führen sollte, daß die Deutschen aus der Reihe der staatenbildenden Völker gestrichen wurden; schon hatte das republikanische Frankreich das linke Rheinufer erobert. Das Reich in seiner buntscheckigen Zusammensetzung aus Hunderten von Fürstentümern und noch weit mehr kleinen, so gut wie selbständigen Gebilden, mit einer überlebten Verfassung, die weder dem Ganzen Kraft, noch den Teilen Schutz gab, war zudem in zwei große Teile gespalten, denn Preußen hatte 1795 mit Frankreich Frieden geschlossen und sich von dem Kampfe zurückgezogen, und somit war das nördliche Deutschland von dem südlichen getrennt. Noch wenige Jahre, dann gab Oesterreich 1806 das Kaisertum auf; die deutschen Staaten, welche sich in den Stürmen der letzten Zeit erhalten hatten, wurden souverän. Bald darauf brach auch Preußen zusammen, im Tilsiter Frieden um die Hälfte verkleinert, und die anderen Staaten waren Vasallen des Napoleonischen Frankreichs geworden, welches das nördliche Deutschland bis nach Lübeck als Provinzen einverleibte.

Wie stand das neue Deutsche Reich am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts da! Es ist überflüssig, den Vergleich anzustellen.

Vor hundert Jahren war Deutschland ganz binnenländisch. Nur einige Städte trieben eine im Verhältnis zum Ganzen geringe Schiffahrt, vom Welthandel flossen nur wenige Tropfen nach Deutschland ab und an dem schaffenden Weltkapital hatte es keinen Anteil.

Die Deutschen im Auslande waren wohl als Personen nicht ohne Schätzung,

aber politisch ein Nichts; keine heimische Macht kümmerte sich um sie. Die Welt schien weggegeben, und die Deutschen durften wohl die Erde mit ihrem Geiste umspannen, aber nicht ein Zoll Bodens war draußen vorhanden, auf den sie aus eigenem Recht den Fuß hätten setzen können.

Zu den großartigsten Leistungen des neunzehnten Jahrhunderts gehört, daß es die gesamte Erde zu einem Interessentengebiete vereinigte, an dem alle Kulturvölker teil haben. Keine Verflechtung während seines Verlaufes ist merkwürdiger, als daß zuletzt auf chinesischem Boden nicht nur fast alle europäischen Nationen, sondern auch Nordamerikaner und Japaner Schulter an Schulter fochten. Die führende Rolle hatte Deutschland, dasselbe Deutschland, dessen Bürgerphilister ein Jahrhundert vorher vergnügt zusahen, wenn „hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlugen", in dem niedrigen Bewußtsein, daß solche Welthändel sie nicht berührten.

Schuf somit das verflossene Säculum eine Weltgemeinschaft, so hat es andererseits die Völker schärfer von einander getrennt, als sie es vordem waren. Ein neues großes Prinzip ist entstanden: das nationale. Mit mächtiger Gewalt hat es die europäischen Völker ergriffen. „Nation" ist das große Schlagwort, das alles Denken und Thun beherrscht. Jedes Volk ist stolz auf seine Nationalität und brennt vor Begierde, sie groß und herrlich zu machen, sie über die anderen zu erheben. National ist das höchste Lob, antinational der schärfste Tadel, mit dem wir eine Gesinnung oder Handlung bezeichnen. Alles Glück scheint zu hängen an der Ausbildung des eigenen Volkstums, die Zukunft wird danach bemessen, ob der Fortschritt im nationalen Sinne erfolgt, und in ihm erblickt man das unfehlbare Heilmittel für jederlei Gebrechen und Schäden.

Durch ganz Europa ist diese Anschauung verbreitet. Man begehrt die Vereinigung getrennter Volksteile mit der Hauptgruppe; wo eine Nation in einem Reiche die herrschende ist, gilt es als Pflicht, die daneben vorhandenen fremdartigen Bestandteile so umzuschmelzen, daß sie mit der überwiegenden Mehrheit Sprachgemeinschaft annehmen und möglichst gleichmäßig fühlen. Auch die kleinsten Völkerbruchteile entdecken sich als „Nation" und möchten am liebsten Selbständigkeit erreichen.

Dieser nationale Drang ist wesentlich politisch; er will Volk und Staat gleichsetzen und beide sollen nach innen und nach außen einheitlich zur größten Machtentfaltung geschlossen sein. Er vollbringt in der That wahre Wunder, indem er alle Kräfte aufs höchste anspannt, und wir Deutschen haben am glücklichsten seine belebende Kraft an unserem eigenen Leibe empfunden.

Dieses Streben in seiner hochentwickelten Gestalt ist etwas Neues. Als nach den Napoleonischen Kriegen der Wiener Kongreß Europa aufteilte, dachte niemand daran, daß in einem Staate nur eine Nationalität vorhanden sein dürfe, daß ihr die anderen sich unterordnen müßten.

Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts rang sich der rein nationale Gedanke hervor, während die erste mit derselben Begeisterung als Ideal die Freiheit begehrte, selbst auf Kosten nationaler Zusammenhänge.

Wenn je ein Volk es schmerzlich an sich erfahren hat, was der Mangel an staatlich-politischer Einheit bedeute, so sind es die Deutschen. Ihre ganze Geschichte ist eine hoffentlich für die Zukunft heilsame Lehre, wo die starken Wurzeln der Kraft zu suchen sind. Die deutsche Geschichte zerfällt gleichsam in zwei ganz verschiedene und doch nebeneinander herlaufende: die eine weiß zu berichten von größten Leistungen im wirtschaftlichen und geistigen Leben, die andere von politischer Schwäche, und sonderbar genug, mehrmals geschah es, daß zur selben Zeit, während die ersteren Vorzüge einen glänzenden Höhepunkt erreichten, auch jene Erniedrigung unheimlich zunahm.

Diese wunderbare Erscheinung muß ihren Grund haben, und dieser liegt in der Anlage des deutschen Charakters, wie er seit den Anfängen unserer Geschichte immer gewesen und immer wieder hervorgetreten ist. Der Deutsche begehrte vor allem das Recht seiner eigenen Persönlichkeit, er wollte denken und handeln, wie es ihm richtig und angemessen erschien, und machte sich selbst zum Mittelpunkt seines Lebens.

Daher liebte er nicht die Unterordnung unter eine starke Gewalt, die ihn beschränkt hätte. Der Staat war ihm nur zu dem Zwecke vorhanden, dem Einzelnen seinen Bestand zu sichern. Für den Wert, den ein mächtiges Staatswesen hat, besaß der Deutsche kein Verständnis und war nicht geneigt, um seinetwillen Opfer zu bringen. Er war der Mann der persönlichen Freiheit; trotzige Selbstverantwortung auf die Gefahr des Unterliegens hin war seine Sache. Am liebsten rührte er frei seine Arme, für sich selber sorgend.

Daher hatte der Deutsche eine Vorliebe für kleine Verbände, für Genossenschaften, in denen er vollberechtigt war, die dem Einzelnen sein Recht ließen und denen er das ihrige in aller Treue hielt. In diesen kleinen Verbänden galt das Wort: „Alle für Einen, Einer für Alle.“ Nicht gezwungene, sondern freiwillige Hingabe brachte der Deutsche dar. Er war geschaffen für Selbstverwaltung, aber auch geboren für Partikularismus; er besaß eine reiche Befähigung für freie Thätigkeit, aber einen geringen Sinn für politische Einheit. Aus diesen beiden Eigenschaften erklärt sich die wechselvolle deutsche Geschichte.

Die alten Germanen hatten wohl ein Gefühl, daß sie gleicher Abkunft, gleichmäßiger Art seien, aber es genügte nicht, sie zusammenzuhalten; ohne Bedenken schlugen die Stämme auf einander los, sogar im Dienste der Römer. So zersplitterte die germanische Welt und erlitt in der Völkerwanderung trotz größter Thaten der einzelnen Völker die schwersten Verluste, und nur das Frankenreich bewahrte eine Zukunft.

Indem Karl der Große die Sachsen unterwarf, sie mit Franken, Alemannen

und Baiern in seinem Reich vereinigte, ermöglichte er erst das Entstehen eines deutschen Volkes; bis auf ihn waren Nord- und Süddeutschland völlig getrennt und hatten jedes eine andere Richtung.

Auf der Grundlage, die der mächtige Frankenherrscher geschaffen hatte, errichtete der Sachse Heinrich im Anfang des zehnten Jahrhunderts ein deutsches Reich. Ihm lag ein weites Eroberungsfeld nach dem Osten und dem Norden vor, die Nordsee lud zur kühnen Fahrt ein, die bereits an ihr wohnende Stämme mit glücklichem Erfolg geübt hatten, aber Heinrichs Sohn Otto I. wandte sich dem Süden zu und eroberte Italien, damit die weiteren Schicksale bestimmend. Die Schwierigkeit, Italien zu behaupten, und der aus der Verbindung mit ihm entspringende Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum entfremdeten rasch das neue Reich seinen nächstliegenden Aufgaben. Auch das Meer blieb unbeachtet und unbenutzt; keiner der alten deutschen Kaiser hat daran gedacht, es zur Mehrung und Stärkung der Reichsmacht zu verwerten. Ein Unglück, das erst wir späten Nachkommen in seiner ganzen Schwere empfanden.

Die ersten Erfolge wurden im Fluge errungen, Deutschland stieg rasch zum ersten Reiche Europas auf, während die andern Völker schwach waren. Gewaltiger Stolz ergriff die Deutschen.

Es ist natürlich, daß jedes Volk die Verschiedenheit der anderen in Sprache und Sitte bemerkt und den Gegensatz zu ihnen empfindet; eine hervorragende Stellung flößt zudem leicht Geringschätzung und Verachtung der übrigen ein. Doch das ist nur ein Volksgefühl, noch kein Volksbewußtsein, das thätig wirkt, das die eigene Art erhalten und ausbilden will. Ein solches kann erst entstehen, wenn die Notwendigkeit den Wunsch erweckt, übermächtig werdende Feinde abzuwehren. Die glorreiche Zeit des Kaisertums hatte die Deutschen groß in die Welt gestellt, und als der so stolze Bau rasch dahinsank, wurde das von ihm erzeugte Volksgefühl zum Volksbewußtsein.

Walther von der Vogelweide ist der erste begeisterte Verkündiger des deutschen Volkstums. Ihn schmerzten die Not, die über das Reich in den Kämpfen zwischen den Gegenkönigen Philipp von Schwaben und dem Welfen Otto IV. hereinbrach, und die durch die Wirren hervorgerufene Anmaßung des Papstes Innocenz III.; das Papsttum und seine Kardinäle erschienen ihm als Welsche, die die „dummen" Deutschen ausbeuten wollten. Diese Deutschen hatten die lobenswertesten Frauen, die trefflichsten Männer, die besten Sitten: „Deutsche Zucht geht vor in allem," rief Walther frohmutigen Herzens seinen Volksgenossen zu.

Noch war die Zeit nicht reif, um das Volksbewußtsein zum politischen Nationalbewußtsein zu erheben. Der geringe Staatssinn der Deutschen löste das Reich in Fürstentümer auf, die dem Könige nicht mehr leisteten, als das eigene Interesse erforderte, und auch das nicht einmal. Wohl blieb das Reich bestehen,

aber nach außen hin machtlos, und nie ist das alte Reich wieder zu Kräften gekommen.

Dafür entfalteten die Deutschen, nachdem die lange Lernzeit vorüber war, ihre andern Eigenschaften, die freie, selbstverantwortliche That, getragen von der Genossenschaft. Nun auf sich gestellt, der abenteuerlichen italienischen Politik enthoben, wandten sie ihre erstarkte Kraft der Heimat und deren Nachbarschaft zu. Nicht das Reich, sondern das Volk in allen seinen Ständen, von den weltlichen und geistlichen Fürsten bis zum Bauern hinab, ging daran, sich ein neues Dasein zu schaffen. Inzwischen war auch ein neuer Stand emporgekommen, das Bürgertum, dem frohe und freie Arbeit sowie genossenschaftliches Zusammenhalten Lebensgrundsätze waren. So entfalteten sich im Innern des Reiches unzählige Städte, während der reiche Ueberschuß an Kraft hinausströmte in die östlichen Länder. Die Erwerbung und Deutschmachung des Ostens ist die größte That, die die Deutschen in der früheren Zeit vollbracht haben, und sie bezeugt zugleich ihren Beruf für freie Kolonisation.

Damit war auch die Ostsee gewonnen. Sie und die Nordsee wurden zu einem großen Handelsgebiet, in dessen Bereich sowohl England wie die Niederlande, Dänemark, die beiden anderen nördlichen Königreiche und die livländischen Küsten lagen, und noch weiter führten die Wege bis nach Rußland hinein zu der großen Handelsstadt Nowgorod.

Da das Reich keinerlei Stütze bot und keine Hilfe gewährte, konnte nur vereinte Anstrengung des deutschen Kaufmanns eine feste Stellung im Auslande erwerben. Schon die Fahrt dahin bot viele Gefahren auf einer oft wilden See, mit kleinen Schiffen und ohne die Instrumente und Hilfsmittel, welche heute im Nebel oder bei der Landung in den Häfen den Weg weisen; noch verderblicher schädigten den Verkehr entmenschte Seeräuber und barbarische Gewohnheiten der Küstenleute, die den Strandraub als ihr gutes Recht betrachteten. Im fremden Lande mußten erst langsam die notwendigen Gerechtsame erworben werden, um überhaupt Handel treiben zu dürfen, Schutz für Person und Eigentum zu genießen. Ein ehernes Geschlecht fürwahr gehörte dazu, um so Großes zu vollbringen.

Aus dieser gemeinsamen Arbeit der Kaufleute ging die deutsche Hanse hervor, ein Bund von zahlreichen Städten von den Mündungen des Rheins bis zum finnischen Meerbusen hin, geschlossen zu Handelszwecken. Der Hanse gelang es, diese weiten Gebiete wirtschaftlich fast ganz unter ihre Waltung zu bringen. Versorgte sie doch die nördlichen Länder und selbst Rußland auch mit Getreide; deutsches Bier ging bis nach Spanien.

Es sind großartige Leistungen, die zu verzeichnen waren, hervorgegangen aus der ureigenen Kraft des Volkes, ohne das Reich, das in seiner Schwäche teilnahmlos blieb. Die Deutschen waren sich ihres Volkstums wohl bewußt.

Die Hanse nannte sich „die deutsche". Sie verbot ihren Angehörigen freund-

schaftliche Beziehungen zu den Bürgern der fremden Länder; kein Kaufmann durfte dort eine Ehe eingehen, ohne die Mitgliedschaft zu verlieren. Diese Abschließung entsprang allerdings auch der Vorsicht, für sich den Handel allein zu behalten. Hochgeehrt war der deutsche Kaufmann in den Staaten draußen, in Rußland, Norwegen, England und den Niederlanden.

Diese deutsche Hanse war jedoch nur norddeutsch; den Süddeutschen gewährte sie keine Rechte und hielt sie eifersüchtig nach Möglichkeit von ihrem Gebiete fern. Der Bund war nur locker, lediglich durch die kaufmännischen Interessen zusammengehalten, und wenn es einem Mitgliede so besser dünkte, gab es auch eine Zeitlang die Anteilnahme auf.

Die mannigfachen Kriege gegen Dänemark, England und sonst führten auf ihre eigenen Kosten nur diejenigen Städte, die sich von ihnen Vorteil versprachen! Vor allem, mit dem Reiche und seinem Oberhaupte hatte die Hanse nichts zu thun; beide kümmerten sich wenig um einander und der Bund hatte, so lange er groß dastand, gar nicht den Wunsch, daß der Kaiser sich um ihn bemühte. Auch die Städte im Reiche standen trotz gelegentlicher Bündnisse einzelner gesondert neben einander; das deutsche Bürgertum kam zu keinem politischen Zusammenschluß. Auch hier finden wir wohl Volksbewußtsein, aber kein Nationalbewußtsein, das dem Ganzen gedient hätte.

So trugen schließlich das Reich und ebenso das Volk nur schweren Schaden davon. Der erste große Verlust war das preußische Ordensland. Die dortigen Städte und der Adel, in Zwietracht mit dem Orden, riefen die Hilfe Polens an, und als die Ritter erlagen, wurde 1466 Westpreußen von Polen in Besitz genommen, während der Orden Ostpreußen nur losgerissen vom Reiche als Lehen der polnischen Krone behielt. Schon war auch die Macht der Hanse erschüttert und sie mußte den Gewaltstreich des russischen Zaren, der das Kontor in Nowgorod vernichtete, ruhig hinnehmen.

Endlich regte sich das Bedürfnis, zu besseren Reichszuständen zu gelangen. Der klägliche Verlauf der Hussitenkriege hatte den elenden Zustand der Reichskriegsverfassung in grelles Licht gerückt und den alten Ruf der Deutschen gründlich zerstört, das Reich war von inneren Kriegen und Fehden durchtobt, die fürstliche Gewalt mit ihrem schweren Druck rief bittere Klagen der niederen Klassen hervor, alle Stände betrachteten sich gegenseitig mit Haß und Feindschaft.

Vor allem erregten der unerquickliche Zustand der Kirche und die Mißwirtschaft des Papsttums, das Deutschland ausbeutete, den lebhaftesten Zorn. Wie einst Walther von der Vogelweide gab jetzt Ulrich von Hutten dem deutschen Grimme gegen die Welschen eine feurige Sprache, leidenschaftlicher, wilder, als jener; der Ritter und Gelehrte schleuderte furchtbarste Anklagen gegen Papst und Pfaffen. Es mußte in Deutschland anders werden; diese Erkenntnis schlug allenthalben durch, hier aus diesen, dort aus jenen Beweggründen. Reform des

Reiches und Reform der Kirche wurden die Losung, der allgemeine Zug war ein echt nationaler, kräftiger und bewußter als je zuvor.

Allein die Verbesserung der Reichsverfassung scheiterte an der Unmöglichkeit, allen Interessen gerecht zu werden, und weil niemand dafür Opfer bringen wollte. Die Fürsten, bei denen die Entscheidung lag, sahen den besten Weg zu ihr in der Beschränkung des Königtums, aber ihre Vielköpfigkeit konnte keinen Ersatz für eine kräftige Obergewalt geben, und Kaiser Maximilian lehnte ihre Forderungen ab. Nichts als einige leidlich brauchbare Einrichtungen kamen aus all den Bemühungen zu stande, und die fürstliche Gewalt, die das Reich in Splitter zerlegte, erhielt noch größere Kräftigung durch den Ausgang der Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete.

Auch sie, scheinbar dem Siege nahe, wurde keine vollständige, weil Deutschland nicht zu einmütigem Handeln zu bringen war; die Kirchensache entglitt dem Volke und kam in die Hände der Fürsten mit ihren eigensüchtigen Interessen. Das Haus Habsburg hielt unter Karl V. und dessen Nachfolgern an der alten Kirche und ihrer Verfassung fest, und eine Anzahl von Reichsständen schlossen sich ihnen an. Wohl ergriffen andere die Reformation, wie sie Luther mit deutschem Geist begründet hatte, und setzten das Recht zu ihr durch, allein darüber kam eine Spaltung in das Reich, schlimmer als zuvor. Nicht nur bestanden seine Einzelteile weiter, sie schieden sich jetzt in zwei Parteien, in Katholiken und Protestanten. Bald brach zwischen ihnen der Kampf aus, aber er brachte keine Entscheidung; der Augsburger Religionsfriede von 1555 gab zwar den protestantischen Ständen das gleiche Recht wie den Altgläubigen, aber er stellte die Religionssache den Landesfürsten anheim und sicherte zugleich den Bestand der katholischen Kirche, wie er damals war, indem er eine weitere Umwandlung geistlicher Fürstentümer, ihre Säkularisation, verbot. Der Frieden war ein fauler, nur Anreiz zu neuen Kämpfen.

Durch ganz Europa ging damals der religiöse Gegensatz, der zugleich ein politischer wurde. An dem Wesen ihrer Konfession hing der Bestand der Staaten, und der Kampf um das Glaubensbekenntnis galt zugleich der Erhaltung und Mehrung der äußeren Machtstellung. Das zwiespältige Deutschland stand in der Mitte dieser furchtbaren Wirren; der nationale Gedanke, der in so schönem Aufblühen gewesen war, verwelkte unter der Glut des konfessionellen Haders, und von einer weiteren Reichsreform konnte nicht mehr die Rede sein. Die protestantischen Fürsten mußten danach streben, die Hemmnisse, die ihnen die Reichsverfassung auferlegte, zu beseitigen, die katholischen, obgleich auch sie keine Kräftigung der Reichsobergewalt wünschten, hielten die Rechtsvorteile fest, die sie inne hatten.

So brach schließlich der entsetzliche Dreißigjährige Krieg aus, der Leiden über die Deutschen verhängte, wie sie kein anderes Volk erlebt hat. Die Fremden

wurden die Herren des deutschen Hauses, und von ihnen hing es ab, ob das Unglück ins Endlose vermehrt werden sollte. Schließlich sahen die Parteien ein, daß keine die andere besiegen könnte. Der Westfälische Friede brachte die heiß ersehnte Ruhe und ordnete die religiösen Verhältnisse, wie sie in Deutschland bis in die neueste Zeit geblieben sind.

Deutschland ging aus diesen Höllenjahren hervor verwüstet, verarmt, entvölkert. Die Thatkraft der Einwohner war gebrochen, die ehemaligen Fanatiker der Selbsthilfe waren zu Bedientenseelen herabgesunken, die auf den gnädigen Befehl von oben warteten, ehe sie die Finger zu rühren wagten. Allmächtig stieg das absolute Fürstentum empor, freilich die einzige Hilfe, welche die niedergebrochenen Länder notdürftig wieder aufrichten konnte, und nicht überall, doch vielfältig, hat es wohlthätig gewirkt. Unter der Führung der Hohenzollern gelangte der brandenburgisch-preußische Staat zur festen Einheit, die erst eine Sammlung und Vermehrung der Volkskräfte ermöglichte. Aber jeder Staat arbeitete nur für sich, und diese Erstarkung der einzelnen Fürstentümer grub die Trennungslinien zwischen den Deutschen nur tiefer.

Jahre neuer Schmach folgten dem Dreißigjährigen Kriege, in denen das in seiner Einheit unwiderstehliche Frankreich ein Glied nach dem andern von dem formlosen deutschen Leibe abriß. Die Deutschen zuckten schmerzlich zusammen, als die schöne Stadt Straßburg auf dem Münster das französische Banner entfalten mußte, so manche Schrift hielt den Deutschen ihre helle Schande vor das brennende Gesicht, aber was sollte man thun? Das Volksbewußtsein wurde zum leidenden Volksgefühl herabgedrückt.

Die Deutschen versanken in ein spießbürgerliches Stillleben. Die Mündungen aller Ströme waren in fremden Händen; die Engländer, Holländer, Franzosen beherrschten den Handel. Auch die Hanse war eingegangen. Ihre ehemalige Größe beruhte auf der Schwäche der nordischen Staaten; seitdem diese im Innern fest geeinigt waren, bedurften sie des deutschen Kaufmanns nicht mehr und wiesen ihm die Thür. Das Reich war nicht im stande, seine Unterthanen zu schützen. Während die auswärtigen Staaten ihre Kolonieen gründeten, dem Welthandel die Bahn brachen, die Geldwirtschaft entwickelten, mußten die Deutschen bescheiden sich mit den Brocken begnügen, die von der Herren Tisch für sie abfielen.

Aber sie hatten kein Recht, sich zu beschweren: nicht die Fremden, sondern sich selbst mußten sie anklagen, weil sie freventlich auf nationale Einheit verzichtet hatten!

Wohl gab es einige wenige Männer, die weiten Blickes erkannten, was Deutschland not that, die es aus seinen engen vier Pfählen hinausleiten wollten in die Welt, um einen Anteil an ihr zu retten. Es ist ein Ruhmestitel Brandenburgs und seines Großen Kurfürsten, daß trotz der beschränkten Staatsmittel der Versuch gemacht wurde, nach dem Auslande Handel zu treiben und sogar Kolo-

nieen zu gründen. Schon damals kam nach Berlin eine Gesandtschaft von afrikanischen Negerstämmen, an deren Küste Brandenburg seine Fahne aufgerichtet und Forts gegründet hatte. Der norddeutsche Aar wagte so großen Flug, während der Reichsadler mit gebrochenen Flügeln im dürftigen Nest hockte, aber die Kräfte des Hohenzollernstaates waren noch zu gering, um lange aushalten. zu können. Wenigstens durften die Deutschen nicht ihn mit anklagen, wenn die Welt ohne sie weggegeben wurde.

Doch im Stillen und Verborgenen setzte zu Haus die Arbeit der Wiedergeburt ein. Die Reformation hatte die kirchliche Autorität gesprengt und damit der geistigen Freiheit die Bahn gebrochen. Erst jetzt, als der Lärm des Streites der Konfessionen und Theologen verstummte, weil ihm die Welt kein Interesse mehr widmete, war es möglich, zu Gedanken und Forschungen überzugehen, welche der Erkenntnis des allgemeinen Lebens und seiner Bedürfnisse dienten, Zugleich hatte die Reformation Nord- und Süddeutschland, die vorher fast ganz getrennt neben einander standen, geistig näher geführt und mit der neuen Schriftsprache, die sie verbreitete, eine allgemeine deutsche Litteratur ermöglicht. Schon vor dem Jammer des großen Krieges war ein Bewußtsein von dem Werte der deutschen Sprache und des in ihr niedergelegten Volkstums aufgedämmert, und obgleich längere Zeit verging, ehe es tiefere Wurzeln schlug, fing es an zu gedeihen. Fern gehalten von den staatlichen Dingen, von dem Fürstentum zur politischen Unmündigkeit herabgedrückt, suchten jetzt die höher veranlagten Seelen das freie Recht der Person in der geistigen Arbeit. Die Deutschen, die einst das erste Kriegsvolk, dann die erste Handelsmacht im Norden gewesen waren, machten eine neue Wandlung durch: sie errangen jetzt den ersten Platz als Denker und Dichter. Das große Werk der Lessing, Schiller, Goethe war echt deutsch, und sie gaben den Deutschen wieder gemeinsame Interessen, deren unermeßlichen Wert erst die Zukunft darthun sollte.

Denn noch war dieses neue Leben auf die Gebildeten beschränkt, und es litt unter dem Mangel eines brauchbaren Staatswesens, das ihm nationale Gesinnung hätte einflößen können. Im Gegenteil, die Ideale, denen man nachstrebte, schienen die engen Schranken, welche ihnen die knappen Grenzen der Einzelstaaten zogen, nicht ertragen zu können; man meinte, sich aus dem kleinlichen Banne der politischen Existenz in die freien Aetherhöhen des allgemeinen Menschentums flüchten zu müssen, um würdig schaffen zu können. Ein Lessing schrieb an Gleim: Das Lob eines eifrigen Patrioten sei nach seiner Denkungsart das allerletzte, wonach er geizen würde, das eines Patrioten nämlich, der ihn vergessen lehrte, daß er Weltbürger sei; die Vaterlandsliebe sei höchstens eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre.

Schiller dichtete die Xenie: „Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hoffet es Deutsche vergebens; bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus!"

Goethe traf den Nagel auf den Kopf, wenn er meinte, die Deutschen seien achtbar im einzelnen, miserabel im ganzen.

Dieses weltbürgerliche Gefühl überwand nicht völlig den Stachel der politischen Nichtigkeit. Lessing empfand ihn, wenn er Tellheim die bitteren Worte in den Mund legte: „Ich bin nur ein Deutscher", und Schiller wußte wohl zu schätzen, welch' starke Wurzeln der Kraft das Vaterland biete. Klopstock erging sich in dem Preise des uralten Deutschtums, in der Hoffnung, es möchte in seiner Herrlichkeit wieder aufleben.

Die Kriege des großen Friedrich von Preußen ließen auch die Schwachmütigen wieder ahnen, welcher Wert in dem kriegerischen Heldentum liege, und die Schlacht bei Roßbach brachte die Genugthuung, daß über die hochmütigen Franzosen ein gründliches Strafgericht erging. Allein lediglich die Person Friedrichs erweckte Bewunderung, und kaum jemand hatte ein Verständnis dafür, vor welch' furchtbarem Schicksal der preußische König Deutschland rettete.

Der lastende Druck des Absolutismus erzeugte wohl in lebhaften Naturen einen glühenden Tyrannenhaß; und da es zu viel Fürsten und Regierungen gab, dachte man es sich besonders schön, gar keine zu haben. Doch das war unreifes fruchtloses Gedankenspiel, mit dessen ungefährlichem Ueberschwang sich die sonstige sanfte Rührseligkeit der oberen Stände ganz gut vertrug. Ohnehin folgten dem Siebenjährigen Kriege matte Jahre, und unter Friedrich Wilhelm II. gab auch Preußen kein wohlthätiges Beispiel mehr, während die französische Revolution und die ihr folgenden Kriegsthaten die Phantasie in Anspruch nahmen und die deutsche Elendigkeit im trübsten Lichte erscheinen ließen.

Immerhin, die Deutschen fanden sich geistig wieder und durften sich sagen, daß sie wenigstens nach einer Seite hin anderen Nationen ebenbürtig geworden waren. Weite Kreise wurden hohen Idealen zugänglich, und ein neues Volksbewußtsein dämmerte auf, noch weich und unbestimmt, bis es das Schicksal mit seinem ehernen Hammer hart schmiedete.

Der völlige Zusammenbruch rüttelte die Gewissen auf. Preußen und Norddeutschland erhoben sich, um das fremde Joch abzuschütteln; laut erscholl der Kriegsruf der Sänger bis in das Volk, und es war nichts Geringes, daß jetzt auch die Gebildeten die Waffe schwangen, die früher nur dem Söldner und dem Niedrigen zu gebühren schien. Aber die da den heiligen Kampf rüsteten und die Flamme anfachten, die Staatsmänner, die Krieger, die Gelehrten stellten sich sogleich noch ein höheres Ziel: sie wollten Deutschland nicht nur befreien, sondern herrlicher wieder herstellen und zu einem Vaterlande erneuern, das für die künftigen Geschlechter nicht bloß der trauliche Platz ihrer Wiege, sondern auch die erhabene und erhebende Stätte ruhmreicher Geschichte werden sollte, wie es die älteste Kaiserzeit gewesen war. Indem das Volksbewußtsein den politischen Zusatz erhielt, wurde es zum Nationalbewußtsein.

Damit war der große Schritt gethan, den Deutschen eine Zukunft eröffnet. Alles, was seitdem geschehen ist, hat seinen ersten Ursprung in den Befreiungskriegen, und die Kränze, mit denen wir die Gräber der Helden von 1870/71 schmücken, gebühren zugleich den eingesunkenen Hügeln, unter denen die Streiter von 1813—1815 ruhen. Die Großväter begannen, was die Enkel vollendeten, und jenes Werk war das schwerere und gewagtere, denn wenn der Sieg nicht errungen wurde, war ein schmachvoller Untergang gewiß. Ueber jenen Jahren liegt eine feiervolle Todesweihe, deren herzergreifende Tiefe nie vergessen werden darf.

Der Sieg wurde erfochten, aber das ersehnte Ziel der Patrioten schien nach ihm wieder in hoffnungslose Fernen zu entweichen. Eine Vergangenheit läßt sich schwer umgestalten, daher mag jedes Volk dafür sorgen, daß die Gegenwart nicht der Zukunft zum Hemmnis werde. Jetzt tauchten erst die Schwierigkeiten auf, als das neue Deutschland geschaffen werden sollte. Die von Napoleon niedergedrückten Selbständigkeitsgelüste der einzelnen Staaten, namentlich der größeren süddeutschen, die ihm so viel zu verdanken hatten, richteten sich wieder trotzig auf, und vor allem: jetzt erst nahm das geschichtlich längst vorbereitete Doppelverhältnis, der Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen, eine greifbare Gestalt an. Seien wir nicht ungerecht: keine Macht auf Erden wird je freiwillig aufgeben, was sie als ihr Recht betrachtet und zu behaupten sich getraut. Nur der Zwang der Verhältnisse vermag da einzugreifen, und nur die erkannte Notwendigkeit kann aus der Unklarheit zum richtigen Verstehen führen.

Der deutsche Bund brachte nur die äußere Form einer Einheit, nicht ihre wahre Gestalt, aber es war vielleicht gut, daß seine Inhaltslosigkeit die Zukunft nicht band. Noch wußten auch die besten Patrioten nicht recht, was eigentlich mit Deutschland werden sollte, und das Nationalbewußtsein mußte erst ausreifen, indem es von den Gebildeten ins Volk herabstieg.

Der Erregung folgte die naturgemäße Abspannung, und nach den ungeheuren Opfern, welche die letzten zwei Jahrzehnte verschlungen hatten, that dringend not, daß Deutschland zuerst auf einen leidlich wirtschaftlichen Stand gelangte, um überhaupt leistungsfähig zu werden. Einige Besserung der öffentlichen Verhältnisse war auch wirklich erreicht worden, indem so manche der Beschränkungen von Handel und Handwerk fielen, und die Gründung des Zollvereins, der rasch sein Gebiet ausdehnte, wirkte überall segensreich. Die Deutschen lernten allmählich wieder auf sich vertrauen, das Bürgertum nahm an Rührigkeit, Bildung und Vermögen zu. In diesen stillen Jahren, in denen die Regierungen jede Regung des nationalen Bewußtseins unnachsichtig verfolgten, wuchs ein Volk heran, das kräftig genug war, ihm wirksamen Ausdruck zu geben. Die nationalen Ideen sickerten nach unten durch, von den Universitäten aus verbreiteten sie sich weithin. Freilich, da verboten war, ein großes Vaterland auch nur zu

erträumen, schweiften die politischen Ideen wieder ins Weite, wurden weltbürgerlich und maßlos. Daher war eine Zeit lang Gefahr vorhanden, daß die kosmopolitischen Schwärmer den Wert der Heimat vergessen und den natürlichen Boden unter den Füßen verlieren könnten.

Dennoch, als die französische Februarrevolution überall zündete und den Mut gab, die nationalen Forderungen mit Ungestüm zu erheben, verlief die Bewegung mit wenigen Ausnahmen gesetzlich, und auch die Regierungen, teils erschreckt, teils selber von den großen Gedanken ergriffen, boten die Hand zu den nötigen Schritten. Die Paulskirche in Frankfurt vereinigte die Besten des Volkes zu einer Nationalversammlung, die, zum erstenmale die deutsche Einheit darstellend, zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Wiederum, wie dreißig Jahre früher, erwiesen sich die entgegenstehenden Hindernisse als unüberwindlich, aber die Deutschen hatten, wie Moses vom Sinai, das gelobte Land gesehen. Man lernte, daß mit schönen Worten nichts zu thun, der vage Traum einer Republik undurchführbar sei, daß das neue Deutschland nur auf eine politische Macht aufgebaut werden könne, und schon in der Paulskirche hatte die Wagschale für Preußen entschieden.

Nach wenigen Jahren einer dumpfen Ernüchterung brachen die nationalen Ideen wieder kräftig hervor, und Bismarck war es, der ihnen die klare Vollendung gab, die nur ein großer, mit der Wirklichkeit der Dinge rechnender Geist, den Blick unverrückbar auf das zu erreichende Ziel gerichtet, schaffen konnte. Er führte den scharfen Kaiserschnitt aus, der Deutschland von dem hemmenden Oesterreich trennte, er bewies auch den Süddeutschen, daß Frankreich der eigentliche Feind sei, und jubelnd folgte 1870 ganz Deutschland seinem Rufe: „Alle Mann an Bord!"

Das große Werk war vollendet. Die deutschen Staaten schlossen sich unter dem neuen Kaisertum zu einer Einheit zusammen, die nicht wie das alte Reich nur ein notdürftiges Band war, sondern lebenskräftig und Leben erweckend dem deutschen Volke den Gegenstand eines wirklichen Nationalbewußtseins gab, das auf festem Grunde und sicherer Unterlage beruhte.

Dieses nationale Sein gilt es, zu erhalten. Aber jedes irdische Ding hat zwei Seiten, und so kann eine Uebertreibung des Nationalbewußtseins schädlich werden. Die Deutschen haben allzeit unendlich viel von den Fremden gelernt, und es wäre thöricht, aus falschem Selbstdünkel sich auf den eigenen Herd zu beschränken. Nehmen wir weiter gern auf, was uns das Ausland zu wirklichem Fortschritt darbieten kann, aber nicht die bloße Nachahmung fördert, sondern wir müssen die entlehnte Zuthat zum eigenen Besitz umwandeln, indem wir sie mit unserem Sein so verschmelzen, daß sie in ihm aufgeht. Alle Völker schreiten nur in großen Vereinen vorwärts, und jedes, das sich ängstlich abscheidet und trennende Mauern errichtet, kommt in die Gefahr, zu verkümmern. Einst schloß

uns die innere Schwäche von der Welt aus, mißbrauchen wir nicht unsere Stärke, um uns selber auszuschließen.

Die Deutschen, einst mit Gewalt in ihr Haus zurückgedrängt, haben sich wieder hinausgewagt, seitdem eine Flotte entstand, die erste Reichsflotte. Ihre Flagge ist schwarzweißroth, indem sie die preußischen Farben mit denjenigen verbindet, in welchen die Wappen der drei Hansestädte, die allein die alte Ueberlieferung fortpflanzten, gehalten sind. Aber weißroth war auch einst die in der Schlacht vorangetragene Sturmfahne des alten Reiches, das weiße Georgskreuz auf rotem Felde, und unsere Marine hat bereits ruhmreich unter dem neuen Banner gefochten. Es weht schützend über unseren Kolonieen und die Deutschen sind daran, jenseits der Ozeane nachzuholen, was einst versäumt wurde. So ist unsere nationale Pflicht eine doppelte geworden: sie richtet sich nach innen und nach außen, und durch die ganze Welt muß Deutschland dafür sorgen, daß seine Söhne in fremden Ländern sich des Vorzugs bewußt werden, Deutsche zu sein, daß ihre Kraft der deutschen Heimat nicht verloren geht. Bisher war der Deutsche draußen „Kulturdünger" für andere Völker, die ihm kaum dankten; jetzt gilt es, dem Deutschen selbst und dem Reiche seine Arbeit nutzbar zu machen.

Die Deutschen schufen sich einst eine große Zeit, indem sie die ihnen eigene Thatkraft entfalteten, aber sie verloren das mühevoll Errungene, weil sie nicht verstanden, mit ihr den politischen Einheitsgedanken zu vereinigen. So ist der rechte Pfad zu dauerndem Glück, die alten Tugenden zu erneuern und die alten Fehler abzustoßen. Der Einzelne soll wissen, daß er vornehmlich nur durch seine eigene Leistung vorwärts kommen, daß der Staat nicht alles für ihn thun kann, aber er darf darüber nicht vergessen, daß sein Werk nur dann zu gedeihen vermag, wenn über ihm ein mächtiger Staat waltet und die Wege nach innen und außen erschließt, ein Staat, der jedes ihm gebrachte Opfer wirklich lohnt. Der Gedanke, der einst die Genossenschaften durchdrang: Alle für Einen, Einer für Alle! muß zum Reichsgedanken werden. Ein echtes Nationalbewußtsein erfordert, daß jeder Teil dem Ganzen, das Ganze den Teilen dient. Der Einzelne soll sich bewußt sein, daß er nur durch die Nation etwas bedeutet, die Nation soll wissen, daß nur die freudige und freie Hingabe der Volksgenossen das Ganze dauernd und sicher tragen kann. Nach langen Irrfahrten ist Deutschland in den nationalen Hafen eingelaufen. Noch schwanken draußen viele hin und her; mögen sie einsehen, wo sie am besten geborgen sind, dann werden sie ihre Schiffe zuversichtlich dorthin lenken.

Ein Sprichwort sagt: „Hochmut kommt vor dem Fall", und vorzeitige Sicherheit trügt. Wir haben viel errungen, aber alles Erkämpfte muß erst nochmals verteidigt werden, ehe es zum festen Besitz wird. Das wird die Aufgabe der nachfolgenden Geschlechter sein. Unsere Zeit verfällt leicht in den Glauben, es müsse alles so sein und bleiben, wie es ist, ohne zu bedenken, wie schwer es

geschaffen wurde. Mag unsere Jugend in deutschem Stolze überquellen, aber sie darf nicht vergessen, daß die Volksgeschichte keineswegs so ehrenvoll ist, wie es der glücklichen Jetztzeit erscheint, daß tiefe Schatten in ihr vorhanden sind, daß es Zeiten gab und langdauernde, in denen die Deutschen sich schämten, Deutsche zu sein! Rasch wendet sich das Schicksal eines Volkes, wenn dieses nicht selber dazu thut, seine Kraft auch stetig zu vermehren. Keinem Volke wird etwas geschenkt, und es liegt in dem Wesen der Geschichte, daß schon ein Stillstand ein Rückschritt ist, daß die bloße Erhaltung nicht genügt, sondern ein Wachstum stattfinden muß. Wer nicht sammelt, der zerstreuet. Daher mag die lebende Generation, aus der bereits die Männer zu schwinden beginnen, welche an der Gründung des Reiches mitarbeiteten, dessen gedenk sein, daß es nicht des Fühlens, sondern des Handelns bedarf, daß das nationale Bewußtsein sich in nationale That umsetzen muß. Reiche werden durch Krieg gegründet, aber ihr Bestand und Gedeihen hängen davon ab, wie sie sich im Frieden bewähren. Hierin liegt sogar die schwerere Leistung; sein Blut für das Vaterland hingeben, ist leichter, als ihm in unabläßiger, selbstentsagender Arbeit zu dienen. Deutschland ist nicht so gestellt, daß es, froh seiner letzten großen Zeiten, die Arme in den Schoß legen dürfte, daß es der getreulichen Arbeit seiner Söhne entbehren könnte. Unausgesetzte Arbeit ist sein Lebensbedürfnis, und nur, wenn sie auf den einen Punkt gerichtet ist, vermag sie volle Frucht zu erzielen.

Diese Erkenntnis zu einer allgemeinen zu machen, sie zur That zu führen, möge diese neue Zeitschrift erfolgreich helfen, damit dereinst unsere Nachkommen aus dem jetzigen Jahrhundert ebenso stolz scheiden können wie wir aus dem verflossenen, und ihre Gedanken sich finden in einem, dem deutschen Gedanken!

Deutsche Sprüche.

Du sollst der Zeit nicht aus dem Wege gehn,
Du hast Dich tapfer mit ihr abzufinden;
Auf ihrem Plan den Feind mit zu bestehn,
Zu Gottes Ehre mit zu überwinden.

*

Ein jeder Prasser
Wird zum Verbrecher,
Er zeugt die Hasser,
Er ruft die Rächer.

Und ob manch' Teures sinkt und fällt
In diesen wirren Tagen,
In Gott ruht auch die kranke Welt,
Wie sollt' ich um sie zagen?

*

O schwächlich Hin- und Widerschwanken,
O fremde Götzendienerei!
Seid deutsch im Fühlen und Gedanken,
Und ihr seid groß und stark und frei!

Aus: „Auf Pfaden des Glücks". Lebenssprüche von Julius Lohmeyer. Georg Wigand in Leipzig.

Die Gemütsmacht der deutschen Frau.

Von

Fritz Lienhard. (Schluß.)

Nietzsche und Schopenhauer haben sehr herb und ätzend über Frauen gesprochen. Beide waren Bewunderer Goethes. Sie sind hierin diesem zarten Frauenkenner und Frauenschilderer mit seinem seherischen Tiefblick nicht nachgefolgt. Es ist mit der Stellung zu den Frauen ähnlich wie mit der Stellung zu Pflanzen und zur Natur überhaupt. Jene beiden Denker fanden auch zur Natur kein unmittelbares Verhältnis; ihre Sinne waren zu sehr, wie einmal F. A. Lange allgemein sagt, „Abstraktionsapparate". Dem mehr denkenden als schauenden Schiller erging es ähnlich: er hat uns in seinen Dichtungen nur einseitig Frauen geschildert, während der naturnahe Shakespeare hierin Meister war. Aber Schillers tieflauteres ethisches Gemüt stellte das Gleichgewicht wieder her; er sprach hoch und würdig von der Frau, so etwa wie Goethe im gereiften „Tasso", wo im zweiten Aufzug die bekannte schöne Umschreibung des „Erlaubt ist, was sich ziemt" unserer herzlichen Zustimmung allzeit sicher ist.

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen,
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Ich stehe nicht an, zu wiederholen, was schon andere gesagt haben: die Stellung zur Frau ist ein Gradmesser der Ungetrübtheit unseres Seelenspiegels. Ist seine Fläche oder Wölbung blank und glatt, so fällt auch das Weltbild mit Sternen und Bergen, Blumen und Frauen herrlich darein und leuchtet herrlich wieder zurück. Magst du üble Erfahrungen mit mancher garstigen, kränklichverstimmten oder unedlen Frau gemacht haben — die Gesamtheit deines Urteils darf das nicht beeinflussen.

Diese Betrachtung darf an einer schönen und tiefen Szene, die der wieder entdeckte Gobineau geschrieben hat, nicht vorübergehen. Die Freundschaft selbst

zwischen durchgeistigtem Mann und ebenso hoher Frau ist eine andere als die Freundschaft zwischen gleichstrebenden Männern. Immer mischt sich in die erstere eine zarte Beigabe von mütterlicher, bräutlicher, weiblicher Neigung und Fürsorge, das liegt tief in den Geheimnissen der Geschlechtsunterschiede. Wie reif und keusch hat Graf Gobineau in der letzten Szene seines Renaissance-Dramas dies Verhältnis zweier hoher Menschen geschildert! Der greise Michel Angelo nimmt Abschied von seiner ebenso betagten Freundin Vittoria Colonna, Abschied vielleicht für dieses Leben. „Ihr seid Michel Angelo," spricht die verwitwete Marchesa mit leiser Klage, „ich bin nur ein begreifendes Weib, genug begreifend, um den Abstand zu ermessen, der mein Mitfühlen von Eurer unbezähmbaren Thätigkeit trennt. Ihr habt viel für die Welt gethan, und während Ihr den Thon Eurer Statuen zu kneten glaubtet, habt Ihr in der That der allgemeinen Erkenntnis neue Formen und Ausdrucksweisen, die sie niemals gehabt hatte, vorgeschrieben. Ich, was habe ich gethan? Ich habe viel geliebt den, der nicht mehr ist. Ich habe Euch selbst viel geliebt, und das ist alles." Aber der große Künstler und Mensch wehrt ab: „So habt Ihr denn ebenso viel als ich, genau ebenso viel gewirkt . . . So lang uns der Himmel Euren edlen Gatten gelassen hat, habt Ihr ihn geliebt und seid in seiner Liebe so glorreich beglückt gewesen, als es einem Weibe, vom Weibe geboren, gegeben ist, sich beglückt zu fühlen. Glaubt mir: es war das ein edles Thun, und die Tugenden, die sich durch die Wonneschauer solcher Liebe allmählich in Euch entwickelten, wurden gewißlich zum Meisterwerke menschlichen Wertes." Fein und richtig wendet sie ein, daß sie durch den dauernden Besitz des Glückes an sich nicht ganz so gereift wäre, daß sie vielmehr erst durch die rückschauende und überschauende Einsamkeit, bei andauernder Liebe, durch diese nötig gewordene Kräfte-Anspannung der treubleibenden Witwe zu dem geworden ist, was ein wolkenloses Glück niemals aus ihr gemacht hätte. Und Meister Michel Angelo bringt ihre beiderseitige Lebensarbeit in den schönen Ausdruck: beide hätten sie ihren Mitmenschen hohe Beispiele hingestellt, er, indem er ihnen Werke schuf, sie, indem sie sich selbst zum Kunstwerk machte. „Wenn also mir der Weltgeist einige Errungenschaften verdankt, so weigert mir, Marchesa, den Ruhm nicht, mich mit Euch zu vergleichen, und laßt mich hoffen, daß wir im Leben der Ewigkeit ebenbürtigen Fluges zu vollkommen gleichen Belohnungen uns werden emporschwingen können."

Hoheitsvoller kann über zwei Edelmenschen nicht geschrieben werden.

Aber, um wieder in den Alltag zurückzukehren, wir wollen noch eins nicht vergessen: Der Körper der Frau ist im Entwickelungsplan der Erde stärker in Anspruch genommen als der leichter schreitende Mann. Viel Frauenlaune gilt es hieraus zu verstehen und zu tragen. Wenn sich mancher Jüngling sachlich und nüchtern klarlegte, daß das Weib, also auch seine Mutter, unter Lebensgefahr und zahllosen Schmerzen und Sorgen die Erhaltung des Menschengeschlechts im

Gange hält, er würde ernster und minder pikant über Frauen sprechen, empfinden oder an ihnen handeln. Wenn man sagt, die Mehrzahl der „modernen Weiber" sei leider entartet, so kann man sofort, nach dem Turnvater Jahn, antworten: der Mann sei mannlich, so wird die Frau fraulich sein! Die Ueberreizung zahlloser Frauen, besonders solcher der Litteratur, ist nur ein Seitenstück zu der nicht minder krankhaften Ueberreizung unserer Litteraturjugend, ich habe darüber anderwärts genug gesprochen. Ja, wie in der Liebe selber der weitaus beherrschungsstärkere Mann fast immer der verantwortliche Teil ist, so ist für die Entartung einer Zeit in erster Linie der Mann verantwortlich zu machen. Die zarteren Organe der freilich durch Scheu und Keuschheit behüteten Frau fallen der einmal eingerissenen Entartung immerhin leichter zum Opfer. Der Fanatismus der Anarchistinnen oder Pariser Petroleusen, die Menge von Verlorenen — welche Entartungen! Andererseits aber: wie viel hohes Frauentum sammelte sich stets um alle hohen Genien der Menschheit! Nicht nur um Dichter und Künstler, wie Goethe, Dante oder Michel Angelo, sondern auch um Christus und in Indien um Buddha. Es war nicht weibliche Neugier, es war weiblich-seherischer Instinkt, daß hier Kräfte ewigen Lebens seien. Es war weibliche Liebe und Hingebungskraft. Hohe Manneskraft weckt hohe Frauenkraft — und umgekehrt auch. Ein Adelsmensch bringt mit Wort, Wesen und Werken das Beste in uns zum Erwachen, wie durch magnetische Berührung, indes das Gemeine zu gleicher Zeit von selber abdorrt, ohne daß man ein Wort weiter darüber verlöre.

Es ist eine der verderblichsten Irrlehren der Gegenwart, man müsse das Leben „so schildern, wie es ist". Ja wohl, mein Freund: nur kommt es darauf an, wer das Leben schildert und was du dir aus der Fülle des Lebens zum Schildern herausholst, da du nun einmal schlechthin „alles", d. h. einige Millionen Vorgänge, in deinem Sternschnuppendasein nicht herausholen kannst. Wenn du mir also „das Weib" schildern willst, „wie es ist", so ist das erstens eine thörichte Verallgemeinerung; sodann aber wird sich nur zu bald verraten, wie du selbst in die Frauenwelt hineingeschaut hast. Unter dem Bann einer nicht hohen Persönlichkeit werden sich, bei ihren leicht schwingenden Nervenfäden, der Frauen beste Kräfte nicht entfalten, nicht ans Licht wagen. Wenn irgendwo, so ist just bei gewissen Leuten, die sich blinzelnd für praktische Frauenkenner halten, jedes herabsetzende Wort wider die Frauen ein vernichtendes Urteil wider sie selber. Horche einen Unbekannten, der dich besucht, über Frauen aus, und aus der Art, wie er seine Urteile formuliert, erfährst du bald, wie es mit seiner charakterlichen Reife überhaupt steht. Freilich gilt das nicht nur von Frauen allein; Goethe war in dieser stillen Kunst seinen vielen und oft aufdringlichen Besuchern gegenüber ein gelassener Meister.

Und wenn mich nun eine Frau fragen würde: gewiß, wir wollen ja voll Gemütskraft mitarbeiten an deutscher Kultur, aber wo ist unser Feld? — so

stehe ich nicht an, weitherzig zu antworten: wo immer ihr es euch schafft. So lange nur euer Gemüt und eure Weiblichkeit nicht nur „nicht Not leiden" — denn das wäre schon ein Stillestehen und also Rückgang der Entwickelung — sondern sich recht bethätigen, als Ergänzung des männlichen Kampfes, da gilt das tapfere Wort: „Alles ist Euer!" Jede hat irgendwie einen Kreis, den sie ausbauen kann — sie fange mit sich selber an, sie sei selber in wirrer Zeit eine harmonische Erscheinung für die drei oder vier Menschen ihres Umkreises. Hier ist freilich der Mann besser dran; er hat mehr Einsiedlerkraft. Die Frau bedarf des Austausches, des Empfangens und Gebens meist mehr als der Mann. Dafür hat sie um so mehr Kräfte der Geduld, wenn sie zuletzt entsagen muß. Freilich sind auch hier große Wertunterschiede zwischen den einzelnen Frauen. Wie manche beste Weiblichkeit muß auf kümmerlichem Erdreich vorzeitig verblühen — wie eine Pflanze in der Natur um uns her, in deren Gesetze wir erbarmungslos nach unübersehbarem Weltplan eingebaut sind.

Das aber ist das Wesentliche: daß wir alle wieder Ideale bekommen, wieder die deutschen und menschlichen Ideale in neuer Tonart. Das wird sich wie eine Atmosphäre auf alles und alle durchdringend verbreiten, das wird unsere Zustände beleben und durchleuchten wie nach langem, drückendem Regen die Morgenluft eines klaren Sommertags, dessen Reinheit man schon in der Frühe beim Aufstehen spürt.

Großstadtabend.

Letzte Glut der Julisonne, —
Draußen, in der Flutenwonne,
Feierruf jetzt, tief und labend.

Hier der heiße Großstadtabend.
Staub und Dunst und wirres Treiben,
Abendglanz in grellen Scheiben,
Hungerndes Nachhausehasten,
Lieb und Leid und Lust und Lasten,
Grelles, farbiges Gepränge,
Rohes Elend im Gedränge,
Hier verschämte Bittgebärde,
Müde Räder, arme Pferde,
Schwüle Glut aus heißen Steinen.
Ungehört verklingt ein Weinen.
Durch das Drängen, durch das Jagen
Rast ein leerer Leichenwagen
Unter schwarzem Stadtbahnbogen.

Draußen: stilles Gräserwogen.
Leiser, weicher Abendfriede
Webt mit seinem Heimchenliede,
Steht mit seinem Silberhorne,
Ueber reifem goldnen Korne.

Aus Frida Schanz: Intermezzo.
F. A. Lattmann, Berlin, Goslar, Leipzig.

Die gemeinsamen Züge im Weltenbau.

Von

M. Wilhelm Meyer.*)

Unser Planet ist ein mittelgroßes Mitglied einer größeren Familie, deren Oberhaupt, deren Mutter, wie wir wissen, die Sonne ist. Nur noch zwei Geschwister der Erde, Venus und Merkur, stehen dieser segenspendenden Allmutter näher, empfangen noch direkter ihre Wohlthaten. Venus, der uns nächste ebenbürtige Weltkörper, ist fast genau ebenso groß wie die Erde und vollendet, entsprechend seiner größeren Sonnennähe, seinen Kreislauf um das allgemeine Centrum des Systems schon in etwa drei Vierteljahren. Von der alles Leben bei uns weckenden und unterhaltenden Sonnenstrahlung, der Sonnenwärme und ihrem Licht, fließt unserm nachbarlichen Gestirne etwa noch einmal so viel zu wie uns. Fehlten sonst ihm keine bezüglichen Eigenschaften, so wären die Lebensbedingungen auf ihm günstiger wie bei uns.

Aber man kann auch des Guten zu viel empfangen und vom Ueberfluß erdrückt werden. Solche Verhältnisse mögen auf dem sonnennächsten Planeten Merkur herrschen, der nur etwa vier Zehntel unserer Sonnenentfernung von dem Centralgestirn absteht und etwa siebenmal mehr Licht und Wärme empfängt. Bei ihm scheint ein Kompromiß zwischen seinen beiden Hemisphären geschlossen zu sein, um wenigstens einer derselben ähnliche Lebensbedingungen zu schaffen, wie sie bei uns das Leben fordert. Merkur wendet der Sonne beständig dieselbe Seite zu, so wie es der Mond mit der Erde macht. Dadurch muß auf der Sonnenseite eine so versengende Glut entstehen, daß nach unsern Begriffen an ein Vorhandensein von Organismen dort nicht gedacht werden kann. Dagegen kann auf der abgewandten Seite wohl eine ewig laue Dämmernacht herrschen, die für eigenartig beschaffene Wesen die nötigen Lebensbedingungen zu bieten vermag. Merkur ist im Durchmesser etwa dreimal kleiner wie die Erde. Er sowohl wie Venus besitzen keine Monde.

Die Erde hat bekanntlich nur einen Mond (trotz der gewaltigen Anstren-

*) Der gegenwärtige Artikel bildet einen Teil eines demnächst im Verlage des „Allgemeinen Vereins für deutsche Litteratur" erscheinenden Werkes des Verfassers, „Der Untergang der Erde und des Irdischen".

gung, die in den letzten Jahren ein astronomischer Dilettant gemacht hat, um ihr noch einen zweiten oder gar deren noch mehrere anzudichten), während alle übrigen sonnenferneren Planeten wirklich mehrere besitzen, wenn man den allerfernsten Neptun ausnimmt, bei dem man zwar nur einen Mond sehen kann, der aber aller Wahrscheinlichkeit nach doch noch andere besitzt, die man nur wegen der sehr großen Entfernung, welche uns von ihnen trennt, nicht mehr sehen kann.

Der Mond der Erde ist ein gar wunderlicher Geselle. Seine Oberfläche, die jedenfalls nur noch Spuren von Leben beherbergen wird, zeigt sich nach allen Richtungen hin durchlöchert, als wäre ein Bombardement von Kugeln aller Größen, von Weltkörperausdehnung bis zu solchen, deren Spuren, von uns gesehen, wie feine Nadelstiche erscheinen, auf ihn niedergehagelt. Die Zahl dieser Löcher, soweit wir sie sehen können, schätzt man auf 100 000. Früher hatte man gemeint, der Mond besäße überhaupt keine Atmosphäre, heute aber hält man das Vorhandensein einer sehr dünnen Lufthülle für wahrscheinlich, die sich namentlich in den Vertiefungen jener Löcher, jener Mondkrater, wie man sie nach einer alten Anschauung über ihre Entstehung genannt hat, vielleicht soweit verdichtet, daß sie ein dürftiges Leben wohl noch unterstützen kann. Der größeste Teil der Mondoberfläche ist wahrscheinlich von Eis überdeckt, das unter der Einwirkung der Sonnenbestrahlung während eines vierzehn unserer Tage andauernden hellen Sonnentages, dem eine ebenso lange Nacht folgt, zum Teil schmilzt und dadurch schon eine Atmosphäre von Wasserdampf bilden muß. In die Kratervertiefungen läuft dann das freie Wasser, und hier sieht man auch oft nach dem Sonnenaufgange eine leichte grünliche Färbung, die wohl von einer schnell aufwuchernden Vegetation herrühren könnte, welche aber unter der beständigen Sonnenglut des langen Tages bald wieder abstirbt. Wir haben beim Monde das Bild einer im normalen Entwicklungsgange fast völlig hingeschiedenen Welt vor uns, die nur noch ganz schwache Lebenszeichen giebt.

Der jenseitige Nachbar der Erde ist Mars, halb so groß im Durchmesser wie sie. Er ist der populärste von allen Himmelskörpern, über den bereits Romane und Theaterstücke geschrieben worden sind. Es giebt kaum noch ein Schulkind, das nicht weiß, daß auf dem Mars sich Kanäle befinden, und vielleicht wird er in der nächsten Reichstagssession als leuchtendes Beispiel dafür herangezogen, daß die vernünftigeren Wesen dort oben von jeher für die Kanalvorlage waren. Kaum weniger als über diese letztere ist über die Kanäle des Mars herumgestritten worden. Wir können uns hier nur soweit damit beschäftigen, als es uns für die Frage des vermutlichen zukünftigen Entwickelungsganges der Erde interessiert, der mit dem der anderen Himmelskörper in einem gewissen Sinne parallel gehen muß. Wegen weiterer Details auch über die anderen astronomischen Gegenstände, die wir hier streifen müssen, verweise ich auf meine populäre Astronomie „Das Weltgebäude“ (Leipzig, 1898, Bibliographisches Institut).

Wir wissen nicht, was die Kanäle des Mars eigentlich sind. Kanäle sind es jedenfalls nicht, denn sie haben meist eine Breite von vielen Kilometern, die für Wasserstraßen, mag der Verkehr auf ihnen auch noch so gewaltig sein, sinnlos wäre. Aber ebenso gewiß wie sie keine Wasserstraßen sein können, sind sie auch keine von der Natur allein geschaffenen topographischen Gebilde. Es sind Einrichtungen intelligenter Wesen, die uns unbekannten Zwecken dienen. Die Disposition dieser ganz geradlinig oder in genauen Kreisbögen auf der Marsoberfläche verlaufenden „Kanäle", wie wir sie ja ebensogut noch weiter nennen können, wie wir die ganz sicher völlig trockenen Ebenen auf dem Monde als Meere bezeichnen, ist derart, wie sie die Natur bei keinem ihrer Gebilde jemals hervorgebracht hat, sie zeigt eine offenbar zweckdienliche Anordnung, zweckdienlich nur für Wesen, welche den ganzen Weltkörper beherrschen und zur Erfüllung ihrer Aufgaben auf möglichst geradem Wege Verbindungen zwischen den verschiedenen Teilen ihrer Welt herstellen mußten. Dabei brauchen diese breiten Streifen selbst keineswegs als bloße Verkehrswege angesprochen zu werden. Mars hat wenig Gebirge, man müßte sie an ihren Schatten sonst erkennen. Er muß vielmehr im großen und ganzen aus Flachebenen bestehen, die sich uns als gelbbraune Flecke darstellen und in den verschiedenen Jahreszeiten, deren Wirkungen auf dem Mars man nach verschiedenen Richtungen hin deutlich verfolgen kann, ihre Farbe nicht ändern. Man stellt sich vor, daß es Sandwüsten sind, in welchen diese Kanäle als breite Landstriche vertieft liegen, damit sich hier die Feuchtigkeit ansammeln kann, welche zur Entfaltung einer Vegetation und also zur Unterhaltung des Lebens unbedingt nötig ist. Man sieht deshalb im Gegensatze zu den gelben Flecken, den sogenannten Landgebieten, diese Kanäle ihre Farbe mit den Jahreszeiten oft wechseln, ja es ereignet sich regelmäßig im Frühjahr, daß Kanäle allmählich erscheinen, wo früher nur gelbes Landgebiet sichtbar war. Diese Kanäle waren also während der ungünstigen Saison gänzlich ausgetrocknet, und überzogen sich nun erst nach der deutlich erkennbaren Schneeschmelze an dem betreffenden Pol des Planeten mit einer dunkel schattenden Vegetation.

Die Kanäle verbinden die sogenannten Meere des Mars miteinander. Auch bei diesen verläßt man mehr und mehr die Meinung, daß es wirkliche, mit Wasser erfüllte Becken seien. Man erkennt in ihnen noch Details, die Kanäle setzen sich noch zuweilen bis tief in diese dunkleren Gebiete hinein fort; auch sie wechseln ihre Farbe, und man will sogar grüne Färbungen auf ihnen wahrgenommen haben. Vielleicht waren es ehemals Meere, die jetzt im Austrocknen begriffen sind, also gleichfalls tiefliegende Gebiete, in welche das Wasser sickert und wo das Schmelzwasser sich sammelt, der Lebensentfaltung eine günstige Unterlage bietend. Diese „Meere" breiten sich zum größten Teil auf beiden gemäßigten Zonen aus, sind also durch einen breiten äquatorialen Gürtel nach unserer Ansicht unfruchtbaren gelben Wüstengebietes von einander getrennt.

Durch diesen Aequatorialgürtel nun zieht sich das wunderbare System der Kanäle, alle die fruchtbaren Tiefebenen mit einander verbindend durch gleichfalls fruchtbare breite Thäler. Alles dies ist zu augenfällig angelegt, um als Naturprodukt gelten zu können.

Nehmen wir alle unsere Erfahrungen über den Mars zusammen, so ergiebt sich mit einer so hohen Wahrscheinlichkeit, wie sie bei fernliegenden Dingen nur immer zu erreichen ist, daß auf diesem Nachbarplaneten die Gaben der Natur anfangen, karg zu werden. Luft und Wasser beginnen zu mangeln, Sonnenlicht und Wärme sind kaum halb so intensiv wie bei uns. Mars ist eine alternde Welt, die im übrigen der unsrigen sehr ähnlich ist, wo sich deshalb eine Naturentfaltung wie die unsere einstmals sicher hatte ausbreiten und bis zur Erzeugung intelligenter Wesen emporwachsen können. Ist dies der Fall, so muß die Intelligenz auf dem Mars um Jahrhunderttausende älter sein wie bei uns. Sie hat die Natur gezwungen, unter ihrer Leitung so riesenhafte Arbeiten zweckdienlich auszuführen, wie diese Verbindungsthäler, in welche sich das Leben inzwischen zurückziehen mußte.

Zwischen Mars und Jupiter, dem nächsten großen Planeten, bewegt sich die Schar der sogenannten Planetoiden, kleinen Planeten, um die Sonne, von denen einer, Eros, sich sogar zum größten Teile noch diesseits der Marsbahn bewegt und uns deshalb so nahe kommen kann wie sonst kein anderer Planet. Eros ist erst 1898 von Witt auf der Urania-Sternwarte zu Berlin entdeckt worden. Schon bald nach seiner Entdeckung beobachtete man an ihm eine Eigentümlichkeit, die man sonst an keinem Himmelskörper wahrgenommen hatte. Er wechselte in ganz kurzen Zwischenräumen von wenigen Stunden regelmäßig sein Licht. Dies konnte nur daher rühren, daß das winzige Weltkörperchen in ebenso kurzer Zeit um sich selbst lief und uns dabei abwechselnd sehr verschiedene Oberflächenteile zukehrte. Ja, die Besonderheiten des Lichtwechsels machen es sogar wahrscheinlich, daß Eros eine beträchtlich von einer Kugel abweichende Gestalt besitzt. Inzwischen hat man an einigen anderen kleinen Planeten ähnliche Erscheinungen bemerkt. Als man zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die ersten vier dieser kleinen Himmelswesen aufgefunden hatte, diskutierte man eifrig die Ansicht, sie möchten Splitter eines einzigen größeren Planeten sein, den man längst in jener Lücke vermutet hatte, dem also durch eine plötzlich eintretende Katastrophe der Untergang bereitet worden wäre. Es war um dieselbe Zeit, da man im allgemeinen der Katastrophentheorie, dem sprungweisen Vor- oder Zurückgehen der Natur in ihrer Entwickelung, zu Leibe ging und nur noch an vollkommen unmerkliche Uebergänge glauben wollte, welche zum Beispiel aus einem in das andere geologische Zeitalter oder aus einer in die andere Tier- und Pflanzengattung hinüberführten, während man ja früher geglaubt hatte, daß zwischen jedem Zeitalter irgend eine Katastrophe, wie vor dem letzten die Sintflut, und

für jede organische Form ein besonderer Schöpfungsakt stattgefunden hätte. Wie falsch nun zwar diese Katastrophenlehre war, so mußte man ganz besonders in neuerer Zeit immer mehr und mehr einräumen, daß solche Katastrophen jedenfalls eintreten, wo man auch die Naturentwickelung verfolgt. So hat es beispielsweise wirklich eine Sintflut gegeben, und was die Entstehung der Arten betrifft, so weiß man, daß seit Darwin gar weidlich darüber herumgestritten worden ist, und daß man von streng wissenschaftlicher Seite, man erinnere nur an einen Virchow, triftige Gründe gegen die Ansicht von einer ganz unmerklichen Veränderung der Arten im Kampfe ums Dasein anführen konnte. Es war namentlich die Thatsache der ungemeinen Stabilität der Arten vor unsern Augen nicht wegzuleugnen. Heute neigt man zu der Ueberzeugung hin, daß nicht der stetige Kampf ums Dasein, sondern immer nur besondere Ereignisse die Arten schufen, die dann, sobald diese besonderen Einwirkungen aufhörten, in sich abgeschlossen und unveränderlich blieben. Katastrophen, die über große Oberflächenteile der Erde einschneidende Umwälzungen veranlaßten, und die die verschiedensten Ursachen haben konnten, mußten deshalb auch eine wesentliche Veränderung des Gesamtbildes der organischen Welt hervorrufen und können nur so die strenge Trennung der geologischen Horizonte erklären, für die man Uebergänge vergebens sucht. Als man seinerzeit die Weltkatastrophen ein für allemal aus dem Bereiche der Möglichkeit verwies, machte die Reaktion eben wie gewöhnlich einen Schritt zu weit nach der anderen Seite; wir müssen heute anerkennen, daß auf der Erde sowohl wie am Himmel gewaltige Katastrophen in der That eingetreten sind, und daß folglich auch diese kleinen Planeten Trümmer eines Zusammenstoßes sein können, der eine Welt von der Größenklasse der Erde in Staub zermalmte. Man kennt heute weit über vierhundert kleine Planeten, und ihre Zahl vermehrt sich noch beständig. Die kleineren stehen längst an der Grenze der Sichtbarkeit für unsere besten Fernrohre. Es ist deshalb anzunehmen, daß noch eine große Zahl noch viel kleinerer existiert, die wir niemals wahrnehmen werden. Zwar glaubt man auf Grund einer Wahrscheinlichkeitsrechnung, die sich auf das Zunahmeverhältnis der Entdeckungen zu den abnehmenden Größenklassen der Planetoiden stützt, erkannt zu haben, daß die Zahl dieser Körper mit zunehmender Kleinheit nicht so bedeutend wächst, als man wohl früher vermutete. Der Zerkleinerung der Materie, die für jenen größeren Planeten bestimmt gewesen war, scheint eine Grenze gesetzt worden zu sein. Wäre der ganze Umkreis mit staubartiger Materie erfüllt, so müßte man ihn wohl am Himmel als Ring, ähnlich wie den des Saturn oder der Milchstraße, wenn auch noch so schwach, leuchten sehen. Der Ring des Saturn besteht ja zweifellos aus solchen Weltstäubchen, die jedes selbständig den Planeten umkreisen. Vielleicht haben solche Staubmassen neben den größeren in dem Planetoidenraume einstmals existiert, aber die größeren haben ihn durch ihre Anziehung von diesem Staube allmählich befreit.

Der ganze Weltenraum ist ja von solchem Staub erfüllt. Jede Sternschnuppe, deren Millionen in jeder Nacht rings um die Erde herum fallen, ist Weltstaub, und häufig fallen auch bekanntlich größere Stücke, die Meteoriten, donnernd aus den Himmelsräumen zu uns herab, ein plötzlicher und völliger Weltuntergang für diese, denn sie gehen meist, durch die Reibung an der atmosphärischen Luft auf das äußerste erhitzt, im Laufe von wenigen Sekunden in den gasförmigen Zustand über, sodaß ihre auseinander stürmenden Atome sich rings über unsern Planeten verstreuen, sich den Aufgaben dieses größeren Weltkörpers anschließend.

Nach der Ansicht Seeligers ist das Zodiakallicht nichts Anderes als der Widerschein von Myriaden allerkleinster Körper, die die Sonne in einem linsenförmig in der Richtung der Planetenbahnen ausgebreiteten Raume bis teilweise über die Erdbahn hinweg umgeben. Auch sonst sieht man am Himmel ähnliche Sonnen, die sogenannten Nebelsterne, die in der Mitte einer ganz schwachleuchtenden Scheibe stehen. Andere weite Gebiete am Himmelsgewölbe einnehmende Nebel können als ähnliche kosmische Staubwolken von allergrößten Dimensionen angesehen werden, und wir müssen noch aus vielen anderen Gründen annehmen, daß der Weltstaub eine sehr wichtige Rolle im Weltgebäude spielt.

Jenseits jenes Ringes der kleinen Planeten bewegt sich Jupiter, der größte aller Planeten, um die Sonne. Im Durchmesser ist er nur etwa elfmal kleiner als die letztere, und wenn man alle die von dieser Welt bekannt gewordenen Charakterzüge zusammenfaßt, so muß man ihn als eine alternde Sonne bezeichnen, die vielleicht mit dem Centralgestirn zu ungefähr gleicher Zeit geboren, doch wegen ihrer geringeren Größe von kürzerer Lebensdauer sein mußte. Wir wissen, daß die Sonnen ein sehr frühes Entwickelungsstadium der Weltkörper bilden. Jupiter steht demnach in der Entwickelungsreihe zwischen der Sonne und den Planeten, diesen näher wie jener. Der gewaltige Körper ist beständig von einer dichten Atmosphäre umgeben, die es niemals gestattet, einen Blick auf seine eigentliche Oberfläche zu werfen. Die beständig, doch bei weitem nicht so schnell wie auf der Sonne, ihre Gestalt wechselnden Wolkengebilde scheinen auch beim Jupiter noch eigene Wärme und eigenes Licht auszustrahlen. Eine Stelle dieser Wolkenoberfläche hat seit den letzten Jahrzehnten die besondere Aufmerksamkeit der Astronomen festgehalten, der sogenannte rote Fleck. Ziemlich schnell, doch nicht mit katastrophenartiger Plötzlichkeit, erschien diese rotbraun leuchtende Stelle von etwa der Größe Europas und wanderte nun, abgesehen von der gewöhnlichen Umdrehungsdauer des Planeten, die sehr kurz, ca. zehn Stunden, ist, im Laufe der Jahre langsam erblassend, rings um den Planeten herum. Man hatte gemeint, diesen roten Fleck als den Widerschein von einem Vorgang auf der eigentlichen Oberfläche zu erklären, den die Wolken auffingen. Man konnte sich beispielsweise vorstellen, diese Oberfläche sei schon von einer leidlich festen, doch noch dünnen Kruste umgeben, die an jener Stelle wieder aufbrach,

sodaß das glühend flüssige Innere daraus hervorgequollen sei. Aber die beobachtete Wanderung des Flecks läßt diese Erklärung nicht mehr zu. Es müssen durch unbekannte Vorgänge Massen aus dem Innern des Planeten ausgeschleudert worden sein, die in den oberen Atmosphärenschichten eine eigene Geschwindigkeit durch die ausstoßende Kraft erhalten haben und mit dieser ihren Weg um den Planeten fortsetzen. Aehnliches haben wir auch in unserer irdischen Atmosphäre wahrgenommen, als durch den Ausbruch des Vulkanes Krakatoa in den Sunda-Inseln im Jahre 1883 ungeheuere Mengen Staub in die höchsten Luftregionen emporgeschleudert waren, die dann Jahrzehnte lang und noch bis heute die Erde umkreisen, uns als „leuchtende Nachtwolken" gelegentlich sichtbar werdend. Allerdings können auf dem Jupiter wohl kaum schon Vulkane thätig sein, da selbst eine feste Oberfläche sich dort wahrscheinlich noch nicht gebildet hat. Trotzdem können heftige Reaktionen des Innern gegen die Oberflächenschichten stattfinden, wie man dies auch bei unserer Sonne wahrnimmt, die ganz gewiß noch keine feste Oberfläche besitzt. Die Sonnenflecke sind in mehrfacher Hinsicht mit diesem roten Fleck auf dem Jupiter zu vergleichen. Auch sie treten meist ziemlich schnell auf, um dann viel langsamer, allerdings doch schon nach Tagen, Wochen oder höchstens Monaten, wieder zu verschwinden. Auch sie bleiben nicht an derselben Stelle der Sonnenoberfläche stehen, und es ist bei ihnen gar kein Zweifel darüber, daß die Ursache ihrer Entstehung in tieferen Regionen der Sonne zu suchen ist. Jedenfalls sehen wir es deutlich vor Augen, daß auf der Oberfläche des Jupiter noch verhältnismäßig große Unruhe herrscht, da deren Anblick selbst aus der schon recht großen Entfernung, die uns von ihm trennt, beständigem Wechsel unterworfen ist, während wir beispielsweise auf dem Mars bei jeder seiner Wiederkünfte in die günstige Lage für unsere Beobachtung immer wieder dieselben Flecken an genau derselben Stelle seiner Oberfläche bemerken. Auf dem jugendlichen Jupiter haben sich die elementaren Naturgewalten noch nicht ausgeglichen. Sie kämpfen noch mit wildem Ungestüm um den Platz, der ihnen in einer künftigen Weltordnung dieses werdenden Himmelskörpers zu ruhigerer Mitwirkung an seinen Entwickelungskreisläufen zuerteilt werden wird.

Auch insofern gleicht Jupiter der Sonne, als er eine größere Anzahl von anderen Weltkörpern in festen Bahnen, die seine Anziehungskraft diktiert, um sich kreisen läßt. Jupiter hat fünf Monde, von denen vier ganz ansehnliche Weltkörper von der Größenordnung des Merkur, also größer wie unser Mond, oder doch in einem Falle ihm gleich sind, während der fünfte, dem Planeten nächste, wieder nur ein ganz kleiner Weltkörper ist, der erst 1892 durch das damals größte Fernrohr der Welt zu entdecken war. Zwei ähnlich kleine Monde besitzt bekanntlich auch der Mars, aber keinen größeren daneben, die Erde nur ihren einen verhältnismäßig großen Trabanten und die sonnennäheren beiden Planeten, wie schon oben erwähnt, keinen Mond überhaupt. Jupiter ist die erste Welt mit

einer zahlreicheren Familie von Nebenkörpern, die ein System für sich bilden. Aus unserer Entfernung gesehen, erscheinen indes auch jene größeren Monde nur als ganz kleine Scheiben, auf denen nur mit Mühe zuweilen einiges Detail zu erkennen ist. Wir wissen also von ihrer Weltorganisation fast garnichts. Aus geringen Schwankungen des Lichtwechsels ist zu entnehmen, daß sie eine Eigentümlichkeit unseres Mondes teilen, indem sie ihrem Planeten beständig dieselbe Seite zukehren. Diese Seite ist wegen der noch vorhandenen Strahlung des Jupiter also die bevorzugte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hier noch die Bedingungen für eine Lebensentfaltung vorhanden sind, auch wenn sonst diese Monde ebenso schnelllebig gewesen wären wie der unsrige. Jupiter ist mehr als fünfmal weiter von der Sonne entfernt wie wir, und die strahlenden Wirkungen der Sonne auf ihn und seine Monde sind deshalb etwa 27 mal geringer als bei uns. Dafür aber konnte eine lange Zeit hindurch der gewaltige Planet, der seine innere Glut nicht so schnell verlieren konnte wie etwa die kleinere Erde, seinen Monden die nötige Lebenswärme spenden, einer zweiten Sonne in seinem System vergleichbar, wenn auch sein Licht früher erlöschen mußte wie das der Sonne. Hier befindet sich also, wie es scheint, wirklich ein kleineres Planetensystem in dem größeren, und wenn wir das Schicksal des unsrigen, das unsere Erde zu teilen hat, verfolgen wollen, so können wir in diesem schneller lebenden kleineren Systeme ein Zukunftsbild des unsrigen vermuten.

Auf Jupiter folgt Saturn in der Reihenfolge der Sonnenabstände, und auch im Wesen ist er ihm am nächsten stehend. Saturn ist der zweitgrößte Planet des Systems; auch auf seiner Oberfläche gärt es noch unruhig, wenngleich man in dieser Hinsicht wegen der großen Entfernung, die die der Erde von der Sonne um das Neunfache übertrifft, nur selten bezügliche Einzelheiten zu erkennen vermag; auch er hat einen großen Hofstaat von Trabanten um sich versammelt, deren Zahl sich sogar auf acht beläuft; wir haben in ihm eine ganz merkwürdig genaue Kopie des Sonnensystems vor uns. Das Seltsamste aber an ihm sind seine Ringe, die ihn näher als der nächste seiner Monde umkreisen und, wie schon gesagt, aus Myriaden von selbständig, wie allerkleinste Monde, von der Größe eines Sonnenstäubchens vielleicht, sich bewegenden Weltkörpern bestehen. Sie entsprechen in gewissem Sinne der Ansammlung kosmischen Staubes, welche nach der vorhin ausgesprochenen Ansicht das Zodiakallicht hervorrufen. Allerdings erscheinen die Ringe gegen den Saturn hin scharf abgegrenzt, während das Zodiakallicht, wie es scheint, gegen die Sonne hin solche Abgrenzung nicht besitzt. Aber einerseits ist es sehr schwer, wegen der Nähe der blendenden Sonne solche Untersuchungen am Tierkreislichte zu machen, und andererseits zeigt es sich, daß auch der Raum zwischen der inneren Grenze der Ringe und der Saturnoberfläche nicht ganz frei von der Ringmaterie ist. Man hat dort den sogenannten Schleierring entdeckt, der wie ein leichter Hauch, ganz

und gar dem Zodiakallicht vergleichbar, hier den Himmelsgrund bedeckt. Die im übrigen scharfen Abgrenzungen der Saturnringe gegeneinander sind, wie ich seinerzeit theoretisch nachweisen konnte, die notwendige Folge der besonderen Anziehungen der größeren Trabanten auf diese kleineren, die den Ring als Staubwolken zusammensetzen: Die Monde des Saturn halten seinen Ring in seiner gegenwärtigen Gestalt zusammen.

Ich habe dieses Ringsystem mit dem Tierkreislichte und nicht etwa mit dem Ring der kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter verglichen, weil der erstere auf keinen Fall infolge einer Zusammenstoß- oder anderen Katastrophe entstanden sein kann. Für diese Annahme bei den kleinen Planeten konnte auch der Umstand sprechen, daß sie meist sehr excentrische Bahnen beschreiben, die außerdem abseits der allgemeinen Ebene liegen, um die sich die übrigen Planeten gruppieren. Es ist, als ob sie alle durch den vermuteten Zusammenstoß aus der ursprünglichen regelmäßigeren Bahn jenes angenommenen größeren Planeten hinausgeschleudert worden wären, dessen Splitter sie nach dieser Ansicht sind. Die Saturnringe aber zeigen solche Unregelmäßigkeiten nicht. Man hat keine unsymmetrische Lage derselben zum Saturncentrum mit Sicherheit konstatieren können, und sie sind in einer Ebene vergleichsweise so dünn wie eine Papierschicht ausgebreitet, in der sich weiter außerhalb auch die übrigen Satelliten bewegen. Die Saturnringe müssen das Produkt einer langsamen Entwickelung oder Gruppierung der ursprünglichen Materie sein, aus der sich das ganze System gebildet hat, und sehr wahrscheinlich sind sie gewissermaßen embryonale Satelliten, die sich durch ganz langsamen Zusammenschluß der einzelnen Staubteilchen allmählich aufbauen.

Die Monde des Saturn sind sehr verschieden groß. Der kleinste von ihnen steht an der Grenze der Sichtbarkeit für uns; der größte aber erreicht nicht ganz die Größe des unsrigen. Jener kleinste befindet sich in einer Lücke, die der der kleinen Planeten im Sonnensystem etwa entspricht. Es ist möglich, daß man hier noch eine Anzahl anderer Monde entdecken würde, wenn die Kräfte unserer Fernrohre dazu ausreichten. Der entfernteste Mond des Saturn, Japetus, ändert sein Licht in ganz auffälliger Weise mit seinem Umlauf um den Planeten. Befindet er sich westlich vom Hauptkörper, so ist er in mittleren Fernrohren ganz gut zu sehen. Sein Licht nimmt aber nun mehr und mehr ab, je weiter er sich dem östlichen Teile seiner Bahn nähert, und ist schließlich nur noch mit den besten Sehwerkzeugen als verschwindendes Lichtpünktchen zu erkennen; von hier ab nimmt er dann wieder regelmäßig zu. Wir haben schon früher erwähnt, daß man diese Erscheinung nur dadurch erklären kann, daß der Mond sehr verschiedene Oberflächenhälften besitzt, die er während eines Umlaufes um den Planeten je einmal uns zuwendet. Auch er kann also ebenso wie unser Mond keine eigene Umschwungsbewegung besitzen. Bei keinem anderen Welt-

körper tritt dies in so deutlicher Weise hervor wie bei diesem. Die übrigen Monde des Saturn zeigen indes gleichfalls Andeutungen, die auf dieselbe Bewegungseigentümlichkeit schließen lassen, die das besondere Attribut der Monde zu sein scheint und dadurch dem sonnennächsten und zugleich kleinsten Planeten Merkur eine Sonderstellung gewissermaßen als Mond der Sonne einräumt.

Jenseits des Saturn umkreisen die Sonne noch Uranus und Neptun, die wieder kleiner sind wie Jupiter und Saturn, jedoch größer wie die, eine besondere Gruppe in jeder Hinsicht bildenden, sogenannten inneren Planeten Merkur, Venus, Erde und Mars. Von jenen sonnenfernsten beiden Planeten wissen wir nur sehr wenig. Man kann keine Details mehr auf ihnen unterscheiden. Uranus besitzt vier, Neptun, soviel wir wissen, nur einen Mond. Die Satelliten des Uranus zeigen eine Eigentümlichkeit, die sie von allen andern Körpern des Sonnensystems wesentlich unterscheidet: Die Ebenen, in denen sie sich um ihren Hauptkörper bewegen, stehen nahezu senkrecht auf jener allgemeinen Ebene, in der sonst alle Körper des Systems angeordnet sind. Entweder hat hier, an den Grenzen des Sonnenreiches, von außen her ein unbekannter störender Eingriff stattgefunden, der, könnte er auch einmal der Erde passieren, das ganze Getriebe der Naturwirkungen auf ihr von Grund aus ändern und also einen Untergang der bestehenden Ordnung bedeuten müßte, oder es müssen bei der Bildung dieser Monde noch wesentlich andere Verhältnisse geherrscht haben als in den inneren Regionen des Sonnenreiches. Hierfür spricht auch der Umstand, daß der Mond des Neptun zwar in der Planetenebene, aber in entgegengesetzter Richtung umläuft wie sonst alle permanenten Körper des Systems, die vierhundert kleinen Planeten inbegriffen. Aber auch hier kann ein und derselbe von außen wirkende Eingriff die Bahnebene des der Ursache näheren Neptunmondes um volle 180°, die der Uranusmonde gleichzeitig nur um die Hälfte dieses Winkels gedreht haben. Je weiter wir uns von der Erdbahn entfernen, je geheimnisvoller und fremdartiger treten uns die Weltkörper entgegen, welche dennoch zweifellos alle ein und denselben Ursprung entweder aus oder gleichzeitig mit dem Centralgestirn gehabt haben.

Diese Sonne im Mittelpunkte überwiegt alle anderen Körper ihres Systems bei weitem an Masse, das heißt an Kraft, mit der sie nicht nur diese Körper regiert, sondern auch unausgesetzt mit den Wohlthaten ihres Lichtes und ihrer Wärme überschüttet, ohne welche das Leben nicht möglich wäre. Eine ganz unermeßliche Lebenskraft erfüllt ihren ungeheueren Körper, der im Durchmesser 108 mal, in seinem Körperinhalt $1^1/_4$ Millionen mal größer ist als unser irdischer Planet, der ja beinahe schon uns Menschen zu klein zu werden beginnt. Freilich ist die Masse weniger dicht in dieser strahlenden Kugel verteilt, aber man würde doch immerhin mehr als dreihundert Erdkugeln aus dem Stoffe der Sonne formen können.

Auf der Sonne herrscht ohne Zweifel eine ungeheuere Hitze, die wir auf der Erde auch nicht in kleinem Umfange annähernd hervorbringen können. Denn das Spektroskop lehrt uns, daß dort die Metalle als glühende Dämpfe eine Atmosphäre bilden wie bei uns der Wasserdampf, der Sauerstoff und der Stickstoff, welche beiden letzteren Gase schon bei einer Temperatur um — 200° herum flüchtig werden, während beispielsweise Eisen, das in ungeheueren Mengen in Wolkenform die Sonne umschwebt, bei + 3000° noch gar keine Miene macht, in Dampfform übergehen zu wollen. Nur in der gewaltigen Energie des elektrischen Flammenbogens werden minimale Mengen der Metalle mit losgerissen und dabei offenbar größeren Temperaturen ausgesetzt, als wir sie noch messen können. Hier zeigen dann im unendlich feinfühligen Spektroskope diese Metalle die Spektrallinien, welche sie nur im dampfförmigen Zustande besitzen, und die Uebereinstimmung dieser Linien mit denen im Sonnenspektrum beweist uns ihr Vorhandensein auf dem Centralkörper, der in chemischer Hinsicht eine ganz ähnliche Zusammensetzung verrät wie die Erde. Sie sind beide aus demselben Stoffe gemacht. Man hat deshalb die Sonne für die Mutter der Erde und der übrigen Planeten angesehen.

Die wahre Temperatur der Sonne zu bestimmen, begegnet großen Schwierigkeiten. Man hatte früher selbst für ihre Oberfläche, die ja jedenfalls ganz bedeutend kälter sein muß wie ihr Inneres, ganz enorme Temperaturen gefunden, die sich nach Hunderttausenden von Graden bezifferten. Die neueren, von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus geführten Untersuchungen laufen alle auf wesentlich geringere Temperaturen, etwa zwischen sechs und achttausend Centigerade hinaus. Wegen des Druckes der überliegenden Schichten muß indes ganz ebenso, wie wir es beim Eindringen in die Erdkruste wahrnehmen, sich die Sonnenwärme in hohem Maße steigern. Nach neueren theoretischen Untersuchungen von Ekholm ergiebt sich die mittlere Temperatur der gesamten Sonnenmasse zwischen 4 und 200 Millionen Graden.

Aufgespeicherte Wärme oder Arbeitsvorrat ist dasselbe. Wie wir in den Dampfmaschinen die Wärme zur Arbeit verwenden, so thut es die Natur in ihren lebendigen und leblosen Maschinen in noch viel vollkommnerem Maße. Außer der allgemeinen Anziehungskraft der Massen, welche die großen Bewegungen der Weltkörper regieren, wird alle Arbeit in der Welt von derjenigen geheimnisvollen Wirkung zwischen den kleinsten Teilen der Materie ausgeführt, die wir im weitesten Sinne als Wärme bezeichnen können, da alle diese sogenannten molekularen Bewegungen, mögen sie nun als Licht, Elektrizität oder in irgend einer anderen Form für uns in die Erscheinung treten, sich in Wärme verwandeln lassen. Ausführliches über diese Beziehungen kann man in meinem demnächst im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erscheinenden umfangreicheren Werke „Die Naturkräfte“ nachlesen. Der ungeheuere Wärmegrad der Sonne

beziffert also ihre Arbeitskraft, die sie noch in das Weltall hinauszustrahlen vermag. Ja, theoretische Betrachtungen haben es ziemlich sicher gemacht, daß die Sonne, trotzdem sie beständig enorme Mengen von Wärme in einen Weltenraum hinausströmen läßt, dessen Temperatur nicht viel über dem sogenannten absoluten Nullpunkt, — 273 °, liegt, noch beständig heißer wird.

Von dieser Sonnenstrahlung empfangen die Planeten nur einen ganz minimalen Teil. Nur soviel können sie ja offenbar davon auffangen, als die Planeten, von der Sonne aus gesehen, von der ganzen Oberfläche des scheinbaren Firmamentes bedecken, und das ist im wesentlichen nicht mehr, als die Planetensterne auch von unserm Himmelsgewölbe wegnehmen. Es ist leicht auszurechnen, daß dies nur den 229 millionsten Teil der ganzen Sonnenkraft ausmacht; die Erde aber empfängt hiervon wiederum noch nicht den zehnten Teil. Und doch wird von diesem verschwindenden Bruchteil der Sonnenkraft unsere ganze atmosphärische Maschine in Bewegung erhalten, werden in jeder Sekunde Millionen von Kubikmetern Wasser zu den Wolken emporgehoben und zwischen den Zonen fort transportiert, und alle Flüsse strömen nur durch sie. Welche Aufgaben jener Hauptteil der Sonnenkraft, der sich scheinbar im leeren Weltraum verliert, hier zu erfüllen hat, das wissen wir nicht; jener Tropfen aber aus einem Meere von Kraft, der uns seit Jahrmillionen in ununterbrochenem Strome zufließt, hat all das Leben geschaffen und erhalten, das die Erde durch den Wechsel der geologischen Zeitalter trug, und wird all das zukünftige Leben schaffen.

Infolge der ganz ungeheueren Temperaturdifferenz zwischen der Oberfläche der Sonne und ihrem Innern finden in ihrem Körper beständige Strömungen statt, die den Ausgleich hervorzubringen streben. Diese Strömungen sind die Ursache der großartigen Vorgänge, die wir täglich aus einer Entfernung von zwanzig Millionen Meilen wahrnehmen, oft sogar mit unbewaffnetem Auge: Sonnenflecke entstehen zuweilen in wenigen Tagen in ganzen Gruppen, die einen beträchtlichen Teil des Sonnenumfangs scharenweise überdecken und die betreffenden Atmosphärenschichten in wirbelnde Bewegung versetzen. Mehr und mehr zeigt es sich, daß diese Sonnenflecke im Wesen vollkommen mit unsern irdischen Cyklonen zu vergleichen sind, die ja auch ihre Entstehung Temperaturdifferenzen verdanken. Wir sehen oft sehr deutlich die Wirbel- und Trichterform der Sonnenflecke und konstatieren, daß sie mit beträchtlichen Geschwindigkeiten über die Sonnenoberfläche dahinrasen. Sie zeigen eine deutliche Periode von elf Jahren, in denen sie häufiger auftreten. Wir haben in der Vergleichbarkeit der Bewegungen in der Sonnen- und der Erdatmosphäre eine der so ungemein merkwürdigen Parallelen der Naturthätigkeit vor uns, die uns zeigen, daß alles Naturgeschehen aus einheitlichen Ursachen, ein und derselben großen Gesetzlichkeit entspringt, die sich in allen Stufen der Naturentfaltung durch wesentlich gleiche Erscheinungen offenbart, mögen sie nun in molekularen Dimensionen oder auf

Weltkörpern auftreten. Dort auf der Sonne haben sich extreme Temperaturen auszugleichen. Die Natur nimmt dazu Wolken aus Eisen- und Silberdampf, die sie in unvorstellbar gewaltigen Stürmen durcheinanderpeitscht; hier unten genügt ihr zu demselben Zwecke das Wasser, welches schon bei 100 ° verdampft. Dennoch würde zum Beispiel ein Beobachter auf dem Mars gelegentlich spiralige Gebilde über Erdstriche hinziehen sehen, die ein ganz ähnliches Aussehen wie die Sonnenflecke zeigen. (Schluß folgt.)

Marsch der Seekadetten.

Marsch! Marsch! Marsch! Marsch!
Und kommen zu Land die Kadetten,
So geht ein Gekicher am Rain:
Die Blumen, die schlanken und netten,
Die Ranken, Lianen und Kletten,
Als wenn sie Röckchen hätten,
Rundum, waldaus, waldein,
Heben und beugen sich fein.
Marsch!

Und seht Ihr nicht, und seht Ihr nicht,
Und seht Ihr am Gitter das Blumengesicht
Und seht in der Laube das zweite?
Marsch! Marsch! Marsch! Marsch!
Unglaublich, wie der Mai verschönt,
Wenn man, ans graue Meer gewöhnt
Und von dem Salzwind braun gewebt,
Durch Mädels und durch Blumen geht,
Als ging's zu Ball und Freite!
Marsch! Marsch! Marsch! Marsch!
Voraus, was geb'n uns Blumen an?
Wir sind des Kaisers, Mann für Mann,
Wir brauchen kein Geleite!
Marsch!

Doch halt, doch halt, eins thät' mir leid:
Weiß auch die Kleine am Gitter
Von deutscher Flotte lebendig Bescheid
Und träumt nicht von Drachen und Ritter?
Tot sind die Ritter, die Drachen besiegt!
Doch unser eiserner Drache fliegt
Mit jungen Rittern in Flammengetos
Auf andere Drachen lebendig los!
Das soll sie wissen, das Blumenkind,
Und morgen, wie halt die Mädels sind,
Plaudert sie weiter und wispert's umher —
Achtung schafft sie dem deutschen Meer!
Marsch!

Und wenn Freund Hans der Zweite wär',
So könnt' er der Zweiten dahinten
Den Elmsblitz und dergleichen Mär'
Aufs reizende Näschen binden.
Freund — laß die and'ren zum Trunke geb'n!
Marsch! Marsch! Marsch! Marsch!
Uns zwei laß stramm auf Posten steh'n;
Wir müssen in Gitter und Geisblatt fein,
Der Flotte zu nutz, zu Gaste sein!
Marsch! Marsch! Marsch! Marsch!

Und kommen zwei junge Kadetten,
So geht ein Gekicher am Rain —
Marsch — —

Fritz Lienhard.

Der englische Zwischenhandel als Deutschenfeind.

Von

Alexander von Peez.

Der festländische Reisende, der nach England kommt, macht gern den Ausflug durch die London Docks; er blickt verblüfft in die schier unabsehbar langen Keller und staunt über die Zahl und Höhe der Speicher und die Stärke und Bequemlichkeit der Ladevorrichtungen. Dies Bild des Welthandels ist stets anziehend für den Beschauer, aber in den seltensten Fällen ahnt letzterer, daß ein gut Teil des vor ihm entfalteten Getriebes vom Safte der eigenen Heimat des Reisenden genährt und nur durch eine kluge Politik an die Gestade Großbritanniens versetzt sei.

„England ist als eine große Niederlage für Europa zu betrachten," schrieb vor fünfzig Jahren der englische Statistiker Porter. England war, damals noch weit mehr wie heute, der in die See vorgeschobene Posten Europas, welchem aus Amerika, Asien, Afrika und Australien die Waren zuströmten, hier auf Land kamen und in den englischen Vorratshäusern abgelagert wurden, um dann entweder in den eigenen Verbrauch Großbritanniens zu gelangen oder aber zur Weiterverschiffung und zum Verkaufe an die europäischen Länder hergerichtet, verteilt und versendet zu werden. An die Versorgung des großen eigenen Marktes lehnte sich solchergestalt ein mächtiger Zwischenhandel. Der letztere war eine bedeutende Quelle des englischen Wohlstandes. Er nährte Schiffahrt, Seeversicherung, Hafenanlagen, Warenspeicher, Transportwesen, Kreditgeschäfte und zahllose damit verbundene Arbeitsleistungen. Die meilenweit an Themse und Mersey u. a. sich erstreckenden Lagerplätze warfen den Grundeignern, meist Mitgliedern des hohen Adels, bedeutende Gewinne ab. Der Zwischenhandel, stetig wachsend, verwohlfeilte den Bezug der überseeischen Rohstoffe für den englischen Industriellen. Wenn der letztere noch in manchen Zweigen besonders gute Waren liefert, so verdankt er das zu nicht geringem Teile dem reich ausgestatteten, mit allen Qualitäten und Spezialitäten versehenen Markte. In der Regel behielt die englische Industrie das Neueste und Beste für sich. Der andere Teil ging auf den Kontinent, wobei der englische Verkäufer durch Kreditgebung, oft auch durch Mischung, kurz durch die sogenannte „Warenmanipulation" und, wie zu vermuten ist, durch früh

schon auftretende Trusts und geheime Verabredungen über Preise vom Festlande hohe und sehr sichere Gewinne nahm. Nun, mehr oder weniger liegt das alles in der Natur des Handels und zumal des Zwischenhandels.

Nicht in der Natur des Handels aber lag die Notwendigkeit, daß dies Verhältnis zwischen England und dem Kontinente ewig dauern müsse. Es war ja doch im Grunde ein künstliches. Es hatte sich vorzugsweise entwickelt in einer Zeit, da das Festland durch die napoleonischen Kriege zerrüttet war, während die meerbeherrschende Insel Albion in stolzer Sicherheit ihre produktiven Kräfte ausbildete und wie ein Eiland des Friedens den Welthandel bei sich sammelte, jedoch nicht ohne vorsichtig genährten Krieg nach Deutschland, Oesterreich, Italien, Rußland und Spanien zu tragen. Dieser Zustand war in die Friedenszeiten nach 1815 hinein geblieben, da die Völker des Kontinents sich mühsam von den Folgen zwanzigjähriger Kämpfe erholten, und ihre Leiter, unkundig des Welthandels, in kleinlichen Dingen sich erschöpften. Aber mit dem Jahre 1848 begann die Aenderung. Die Völker fingen an, größeren Einfluß auf ihre eigenen Angelegenheiten zu gewinnen. Die Industrie des europäischen Festlandes hob sich, der Bedarf an fremden Waren stieg, an der Auswanderung rankte sich schon die einheimische Schiffahrt empor. Und damit war die Zeit gekommen, wo man sich in Deutschland und namentlich den Hansestädten fragte, warum denn die überseeischen Waren, wie erschöpft einfallende Zugvögel, erst auf einer fremden Insel absteigen und sich rupfen lassen müßten, während sie doch in kürzerer Zeit und mit geringeren Spesen belastet in die Häfen der Verbrauchsländer gelangen könnten? Jeder Blick auf die Karte zeigt, daß nicht London oder Liverpool, sondern die belgischen, holländischen und hansischen Häfen die größere Eignung zur Versorgung Mitteleuropas mit Waren des Weltmarktes besitzen. Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, Emden, Bremen, Hamburg — das sind die natürlichen Stapelplätze für unseren Zwischenhandel. Von ihnen stützen sich die belgischen und holländischen Häfen auf ein dichtbevölkertes, industriereiches Hinterland, welches durch die vorzügliche Wasserstraße des Rheinstromes sich bis Mannheim erstreckt; sie sind jedoch durch politische und Zollschranken vom eigentlichen Mitteleuropa getrennt. Emden erwacht durch den Dortmund-Emskanal zu neuem Leben. Bremen ist Weserhafen und pflegt mit erfolgreicher Sorgfalt den Personenverkehr und gewisse Spezialitäten des Welthandels. Von allen diesen Häfen jedoch der mächtigste und zukunftsreichste ist Hamburg, welches aus diesem Grunde auch von England mit wenigst günstigen Blicken angesehen wird.

Je tiefer eingeschnitten die Bucht, an welcher ein Hafen liegt, in den Kontinent ist, je gewerbreicher sein Hinterland und je bessere Verkehrswege seinen Einfluß in das Binnenland hinein erweitern und erstrecken, um so mehr Aussichten des Gedeihens! Bei Hamburg treffen alle diese Umstände zusammen. Hier, an dem Mündungsgebiete der Elbe, ist der Endpunkt der wohlfeilen direkten Fahrt

der großen, von Uebersee kommenden Dampfer, da die cimbrische Halbinsel die Weiterfahrt der durch das deutsche Meer herankommenden Schiffe verwehrt. Ohne die cimbrische Halbinsel würden die Ostseehäfen, würden Lübeck, Stettin, Danzig, Riga einen größeren Anteil am atlantischen Welthandel haben, den jetzt Hamburg für sie ausübt. Der Kaiser Wilhelm-Kanal konnte nur zu einem kleinen Teile die Konkurrenzbedingungen ausgleichen. So ist Hamburg der vorherrschende Stapelplatz für die deutschen Ostseeländer, für das nördliche Rußland und große Teile der skandinavischen Halbinsel. Außerdem aber und vor allem ist es der Hafen der deutschen Mittelländer und erstreckt seine Verbindungen vermittelst der guten Wasserstraße der Elbe durch das gewerbereiche Sachsen (sowohl Provinz wie Königreich) nach Böhmen, Mähren bis Wien, ja darüber hinaus. So wurden Hamburg und Bremen die Sitze der großen deutschen Dampfergesellschaften; die beiden Hansestädte der Nordsee bilden die diesseitigen Pfeiler der Brücke über den Ozean, deren jenseitiger Pfeiler in New York steht.

Sobald daher Deutschland nach Erringung seiner Einigung seine schaffenden Kräfte auszubilden begann und aufhörte, das Schlachtfeld Europas und der Tummelplatz für alle möglichen diplomatischen Machenschaften zu sein, entstand ein natürlicher Zug des Zwischenhandels von den englischen Küsten direkt nach den Gestaden Mitteleuropas. Hamburg und Bremen erkannten die Konjunktur. Noch rechtzeitig gaben sie das Freihafensystem auf und wurden aus Brückenköpfen Englands zu Vorburgen des Deutschen Reiches, aus Einfuhrkaufleuten auch zu Ausfuhrkaufleuten, aus Kleinverschleißern mit Waren aus England zu Großhändlern direkt mit Uebersee. Inmitten dieser Entwicklung befinden wir uns noch jetzt.

Daß England alles verloren hätte, was die Hansestädte gewannen, das ist nicht der Fall. Vieles von der Zunahme des hansischen Handels ist auf Rechnung der allgemeinen Verkehrszunahme zu setzen. Den Engländern bleibt vor allem dauernd die Versorgung des eigenen ungeheueren Marktes. Dann aber zeigt auch ihr Zwischenhandel nach dem Festlande kaum eine Abnahme. Er ist jedoch, nachdem er ein Jahrhundert lang gewachsen, zum Stillstande gekommen. Das gewaltige englische Kapital mit seinem billigen Zins, die alte Gewohnheit, die den Preis verbilligende, an den Landesverbrauch angelehnte mächtige Beschickung des Marktes und der große Umsatz halten — gegen die Geographie — noch einen Teil des Zwischenhandels in den englischen Häfen fest. Allein die Engländer wissen recht gut, daß ihr Kampf wenig Aussicht auf dauernden Erfolg hat und, wenn nicht wieder das europäische Festland in die beliebte Selbstzerfleischung durch Kriege verfällt, der Kontinent seine Sache in die eigene Hand nehmen und den Handel mit Uebersee selbst besorgen wird.

Mit dem Zwischenhandel geht Hand in Hand der Personenverkehr und die Dampfschiffahrt, soweit sie dem Personenverkehre dient. Beide haben sich von

England frei gemacht. Der Aufschwung der mächtigen Dampfergesellschaften von Bremen und Hamburg findet in dieser Thatsache ihren Ausdruck.

Daß man in England diese ganze Entwicklung sehr mit Mißfallen gesehen hat, darf uns nicht befremden. Wer verzichtete denn gern auf eine fast monopolistische Stellung im Handel? Die „in der See thronende Königin" bemerkte den Abfall ganzer Länder, die seit unvordenklicher Zeit ihr gehuldigt und Tribut geleistet, und sie beschloß, mit allen Kräften zu kämpfen, um weiteren Abfall zu verhindern und wo möglich die schon begonnene Rebellion niederzuwerfen.

Seit den Tagen der Phöniker war gerade der Zwischenhandel in der Wahl seiner Mittel am wenigsten wähleriſch. Die Geschichte von Sidon, Tyrus und Karthago ist mit Blut und Gewaltthat erfüllt, und auch die Hansen wie die Holländer waren in der Zeit ihrer Herrschaft (14.—17. Jahrhundert) nicht durchaus den Lehren des praktischen Christentums zugethan. Als daher die englischen Kaufleute zu Ende des 20. Jahrhunderts die Zügel der Herrschaft ihren Händen entgleiten sahen, erinnerten sie sich, daß ihre frühere Ueberlegenheit keineswegs das ausschließliche Ergebnis ihrer Thatkraft und Weisheit, sondern zu gutem Teile auch ein Kind von Krieg, Seeraub und politischen Künsten aller Art gewesen sei. Hatten sie doch eben jenen Zwischenhandel dereinst den Hansen und Holländern abgerungen, und zwar abgerungen nicht in der Schreibstube, mit dem Rechenbrett und der Tinte, sondern mit Waffen und Blut in zahlreichen Schlachten zu Land und zu Wasser! Da lag nun der Gedanke nicht allzu fern, es sei das durch Gewalt Erworbene auch durch Gewalt festzuhalten. Zu jener Zeit, es war das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, erschienen in England jene wohlvorbereiteten und zielbewußten Angriffe auf Deutschland und die Deutschen, wie sie namentlich in der im Jahre 1896 herausgegebenen Schrift von Williams „Made in Germany" enthalten sind. Was die Schrift nicht geradezu heraussagte, ergänzte die Tagespresse. Die Stimmung fand ihren bezeichnendsten Ausdruck in dem bekannten Worte eines verbreiteten englischen Blattes: „Kein Engländer lebt, für den nicht der Niedergang des Deutschen Reiches einen Zuwachs an Vermögen bringen würde." In jener Zeit war es, daß in sehr ernst zu nehmenden deutschen Marinekreisen ein Angriffskrieg und zwar ein Ueberfall von seiten Englands für durchaus möglich erachtet wurde. Wie immer ein solcher Krieg ausgefallen wäre, sicher ist, daß er unermeßlichen Schaden angerichtet, aber doch seinen Zweck verfehlt hätte. Einen jungen Riesen bringt man nicht durch Faustschläge um. Deutschland saß schon zu fest im Sattel, und ein ungerecht aufgedrungener Krieg hätte nur zu einer stärkeren moralischen und physischen Zusammenfassung der Kräfte geführt, und eine Reihe jugendlicher Mißgriffe und zänkischer Schrullen, wie sie eben bei jungen Riesen vorkommen, wäre dem deutschen Volke erspart geblieben. Glücklich jedoch für beide Teile, daß es nicht zu einem solchen Kriege kam! Das Widerstreben der Königin und

ihres erfahrensten Ratgebers, sowie die rechtliche Gesinnung des Kernes des englischen Volkes verhüteten den Ausbruch, und später nahm der lange geplante Kampf gegen die Holländer in Afrika das Interesse Englands völlig in Anspruch.

Aber sehr nachteilig wirkten jene Pamphlete doch. Sie verbitterten die Stimmung. In Deutschland hatten viele an den Freihandel als dauernde ideale Einrichtung, ja als an eine zukünftige Weltpolitik geglaubt. Man schwärmte für Bastiats „Harmonie der Interessen". Und jetzt mußte man sehen, wie die Verkündiger und Lehrer des Freihandels die erste ernstliche Prüfung nicht bestanden und abschwenkten. Die Lämmer, die, der Theorie nach, den mühsam nachstrebenden Genossen ermutigend umblöken sollten, verwandelten sich in der Praxis in reißende Wölfe, welche über die armen Lämmer herfielen, die sich den weitgespannten Weidegründen des erbgesessenen Freihandelspropheten näherten. Das gab im grübelnden Deutschland viel zu denken. Man wurde an Lehre und Lehrern irre und erwiderte Mißgunst mit Ungunst. Manche Keime zu der während des Burenkrieges zum Ausbruch gelangten tiefen Verstimmung gegen England wurden auf handelspolitischem Felde ausgesät und durch die mehrfach erwähnten Pamphlete gekräftigt. Ein Volk, wie der Einzelne, muß eben seine Erfahrungen machen, und Großbritannien war, durch die Schicksale verwöhnt, zu weit voraus und Deutschland seit dem Dreißigjährigen Kriege zu weit zurückgeblieben, als daß nicht der Ausgleich ein schwieriger wäre und sich anders als unter Gewittererscheinungen vollziehen könnte.

Man hat zumeist die Quelle der englischen Angriffe auf Deutschland in der Industrie gesucht. Ich glaube, daß man sich darin geirrt hat. Gewiß, auch die englische Industrie war durch das Erscheinen deutscher Gewerbswaren auf den Märkten Großbritanniens unangenehm überrascht. Besonders für Sheffield, den Sitz der englischen Kleineisenindustrie, war das Vordringen der Solinger und Remscheider Konkurrenten sehr empfindlich, und Sir Vincent, der Vertreter Sheffields im Parlamente, gilt als Urheber des Gesetzes, welches zur Angabe des Deutschen Reiches als Ursprungsland auf Fabrikaten verpflichtete. Aber die Industrie hat sich doch einigermaßen mit dem deutschen Wettbewerb abgefunden. Als ihre Werkstätten trotz alledem in vollem Betriebe blieben, und die Schornsteine nicht weniger Rauchwolken als früher aus ihren Essen spieen, zog man mildere Saiten auf. Auch haben die englischen Stapelartikel bis jetzt noch nicht gelitten. Ihr Preis mag hier und da gedrückt worden sein, weniger ihr Absatz, und der industrielle Aufschwung Deutschlands brachte doch auch beträchtliche Bestellungen (Maschinen, Dampfer, Kriegsschiffe, Konfektionswaren) nach England. Im Wesen der Industrie, solange sie nicht vertrustet ist, liegt lange Feindschaft nicht. So kamen die schärfsten Angriffe gegen Deutschland nicht aus Manchester oder Glasgow oder Huddersfield, sondern aus London und zwar besonders aus den Kreisen der Londoner Handelskammer, welcher auch Herr

England frei gemacht. Der Aufschwung der mächtigen Dampfergesellschaften von Bremen und Hamburg findet in dieser Thatsache ihren Ausdruck.

Daß man in England diese ganze Entwicklung sehr mit Mißfallen gesehen hat, darf uns nicht befremden. Wer verzichtete denn gern auf eine fast monopolistische Stellung im Handel? Die „in der See thronende Königin" bemerkte den Abfall ganzer Länder, die seit unvordenklicher Zeit ihr gehuldigt und Tribut geleistet, und sie beschloß, mit allen Kräften zu kämpfen, um weiteren Abfall zu verhindern und wo möglich die schon begonnene Rebellion niederzuwerfen.

Seit den Tagen der Phöniker war gerade der Zwischenhandel in der Wahl seiner Mittel am wenigsten wähleriſch. Die Geschichte von Sidon, Tyrus und Karthago ist mit Blut und Gewaltthat erfüllt, und auch die Hansen wie die Holländer waren in der Zeit ihrer Herrschaft (14.—17. Jahrhundert) nicht durchaus den Lehren des praktischen Christentums zugethan. Als daher die englischen Kaufleute zu Ende des 20. Jahrhunderts die Zügel der Herrschaft ihren Händen entgleiten sahen, erinnerten sie sich, daß ihre frühere Ueberlegenheit keineswegs das ausschließliche Ergebnis ihrer Thatkraft und Weisheit, sondern zu gutem Teile auch ein Kind von Krieg, Seeraub und politischen Künsten aller Art gewesen sei. Hatten sie doch eben jenen Zwischenhandel dereinst den Hansen und Holländern abgerungen, und zwar abgerungen nicht in der Schreibstube, mit dem Rechenbrett und der Tinte, sondern mit Waffen und Blut in zahlreichen Schlachten zu Land und zu Wasser! Da lag nun der Gedanke nicht allzu fern, es sei das durch Gewalt Erworbene auch durch Gewalt festzuhalten. Zu jener Zeit, es war das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, erschienen in England jene wohlvorbereiteten und zielbewußten Angriffe auf Deutschland und die Deutschen, wie sie namentlich in der im Jahre 1896 herausgegebenen Schrift von Williams „Made in Germany" enthalten sind. Was die Schrift nicht geradezu heraussagte, ergänzte die Tagespresse. Die Stimmung fand ihren bezeichnendsten Ausdruck in dem bekannten Worte eines verbreiteten englischen Blattes: „Kein Engländer lebt, für den nicht der Niedergang des Deutschen Reiches einen Zuwachs an Vermögen bringen würde." In jener Zeit war es, daß in sehr ernst zu nehmenden deutschen Marinekreisen ein Angriffskrieg und zwar ein Ueberfall von seiten Englands für durchaus möglich erachtet wurde. Wie immer ein solcher Krieg ausgefallen wäre, sicher ist, daß er unermeßlichen Schaden angerichtet, aber doch seinen Zweck verfehlt hätte. Einen jungen Riesen bringt man nicht durch Faustschläge um. Deutschland saß schon zu fest im Sattel, und ein ungerecht aufgedrungener Krieg hätte nur zu einer stärkeren moralischen und physischen Zusammenfassung der Kräfte geführt, und eine Reihe jugendlicher Mißgriffe und zänkischer Schrullen, wie sie eben bei jungen Riesen vorkommen, wäre dem deutschen Volke erspart geblieben. Glücklich jedoch für beide Teile, daß es nicht zu einem solchen Kriege kam! Das Widerstreben der Königin und

ihres erfahrensten Ratgebers, sowie die rechtliche Gesinnung des Kernes des englischen Volkes verhüteten den Ausbruch, und später nahm der lange geplante Kampf gegen die Holländer in Afrika das Interesse Englands völlig in Anspruch.

Aber sehr nachteilig wirkten jene Pamphlete doch. Sie verbitterten die Stimmung. In Deutschland hatten viele an den Freihandel als dauernde ideale Einrichtung, ja als an eine zukünftige Weltpolitik geglaubt. Man schwärmte für Bastiats „Harmonie der Interessen". Und jetzt mußte man sehen, wie die Verkündiger und Lehrer des Freihandels die erste ernstliche Prüfung nicht bestanden und abschwenkten. Die Lämmer, die, der Theorie nach, den mühsam nachstrebenden Genossen ermutigend umblöken sollten, verwandelten sich in der Praxis in reißende Wölfe, welche über die armen Lämmer herfielen, die sich den weitgespannten Weidegründen des erbgesessenen Freihandelspropheten näherten. Das gab im grübelnden Deutschland viel zu denken. Man wurde an Lehre und Lehrern irre und erwiderte Mißgunst mit Ungunst. Manche Keime zu der während des Burenkrieges zum Ausbruch gelangten tiefen Verstimmung gegen England wurden auf handelspolitischem Felde ausgesät und durch die mehrfach erwähnten Pamphlete gekräftigt. Ein Volk, wie der Einzelne, muß eben seine Erfahrungen machen, und Großbritannien war, durch die Schicksale verwöhnt, zu weit voraus und Deutschland seit dem Dreißigjährigen Kriege zu weit zurückgeblieben, als daß nicht der Ausgleich ein schwieriger wäre und sich anders als unter Gewittererscheinungen vollziehen könnte.

Man hat zumeist die Quelle der englischen Angriffe auf Deutschland in der Industrie gesucht. Ich glaube, daß man sich darin geirrt hat. Gewiß, auch die englische Industrie war durch das Erscheinen deutscher Gewerbswaren auf den Märkten Großbritanniens unangenehm überrascht. Besonders für Sheffield, den Sitz der englischen Kleineisenindustrie, war das Vordringen der Solinger und Remscheider Konkurrenten sehr empfindlich, und Sir Vincent, der Vertreter Sheffields im Parlamente, gilt als Urheber des Gesetzes, welches zur Angabe des Deutschen Reiches als Ursprungsland auf Fabrikaten verpflichtete. Aber die Industrie hat sich doch einigermaßen mit dem deutschen Wettbewerb abgefunden. Als ihre Werkstätten trotz alledem in vollem Betriebe blieben, und die Schornsteine nicht weniger Rauchwolken als früher aus ihren Essen spieen, zog man mildere Saiten auf. Auch haben die englischen Stapelartikel bis jetzt noch nicht gelitten. Ihr Preis mag hier und da gedrückt worden sein, weniger ihr Absatz, und der industrielle Aufschwung Deutschlands brachte doch auch beträchtliche Bestellungen (Maschinen, Dampfer, Kriegsschiffe, Konfektionswaren) nach England. Im Wesen der Industrie, solange sie nicht vertrustet ist, liegt lange Feindschaft nicht. So kamen die schärfsten Angriffe gegen Deutschland nicht aus Manchester oder Glasgow oder Huddersfield, sondern aus London und zwar besonders aus den Kreisen der Londoner Handelskammer, welcher auch Herr

Williams, der Verfasser des „Made in Germany“ nahe steht. In London konzentrieren sich aber die Interessen des Handels mehr, als die Interessen der Industrie. Es ist daher durchaus wahrscheinlich, daß der englische Handel, besonders der Zwischenhandel und die damit verbundenen Schiffahrtsinteressen, die eigentliche Triebkraft für die wirtschaftliche Feindschaft Großbritanniens gegen das Deutsche Reich gebildet haben. Auf diese Quelle ist man bisher nicht aufmerksam geworden, da der Zwischenhandel, seine Unvolkstümlichkeit wohl kennend, sich gerne maskiert. Man wird wohlthun, diesen Gegner genau im Auge zu behalten, der um so unerbittlicher sein dürfte, als es für ihn keinen Ausgleich giebt. Hält die friedliche Entwicklung Mitteleuropas an, so wird der Zwischenhandel der Station England durch den unmittelbaren Verkehr der Nordseehäfen mit Uebersee mehr und mehr den Boden verlieren und allmählich versiechen, während allerdings ein Krieg oder, besser noch, eine Periode von Kriegen, wie sie unsere Großväter zu Napoleons Zeit erlebt haben, den englischen Zwischenhandel neu beleben und die monopolistische Lage Englands als der „glücklichen Insel des Friedens“ wieder herstellen würde.

Die Gefahr, daß Englands Diplomatie, wie sie oft gethan, einen solchen Krieg entzünde, ist indessen in neuester Zeit etwas geringer geworden durch das Auftreten einer dritten Macht auf dem Plane des Welthandels, — der Vereinigten Staaten von Nordamerika! Diese sind es, welche beiden, Engländern wie Deutschen, so viel zu denken und zu schaffen machen werden, daß ihre Gegnerschaft untereinander über der größeren amerikanischen Gefahr zurücktreten mag.

Auf südlichem Meere.

Silbern des Mondes Leuchten
Liegt auf dem weiten Meer,
Ueber die glitzernden, leuchten
Tiefen schimmert es her,
Wie von tausend und tausend
Lichtern ein glänzender Steg
Unter dem Kiele, der brausend
Teilt den flüssigen Weg.

Leichte Wölkchen nur fliehen
Ueber den Himmel geschwind,
Menschengedanken, sie ziehen
Schneller als Wolken und Wind.
Eh' noch die Schatten entschweben
Ueber der feurigen Glut,
Seh ich sichs regen und beben
Aus der nächtlichen Flut.

Geister der Tiefe entsteigen
Rings der funkelnden See,
Spielend in wonnigem Reigen,
Auf zur schäumenden Höh,

Nieder zur Tiefe gezogen,
Gleiten sie näher heran;
Selige Geister der Wogen,
Eilet uns schirmend voran.

Karl Bove.

Die künftige wirtschaftliche Bedeutung Südwestafrikas für Deutschland.

Von

Karl Dove.

Der erste Abschnitt der deutschen Kolonialgeschichte nähert sich seinem Ende. Wie drüben über dem Meere der Zeit äußerer Machtentfaltung friedlichere Tage folgten, so ist auch in der Heimat der Begeisterung der achtziger Jahre reifliches Ueberlegen und eine ruhige Abschätzung wirtschaftlicher Aussichten gefolgt. Gleichwohl giebt es neben den rein kaufmännischen Gesichtspunkten, die in erster Linie bei der Beurteilung der Schutzgebiete beachtet werden sollten, auch solche idealer Natur, Ideale, deren Verwirklichung wir von mehreren unserer Kolonieen erwarten; die Aufgabe dieses Aufsatzes wird es sein, auch einiger von diesen zu gedenken. Wenn sie anders ausschauen als die Träume von billigen Siegeslorbeeren und von glitzernden Sternchen, die selbst jetzt noch das Hirn manches angehenden Afrikaners beschäftigen, so liegt dies daran, daß, dem Himmel sei Dank, überall in unserem Vaterlande ein gewisser sachlicher Ernst in der Behandlung kolonialer Fragen den ehedem übermäßig sich breit machenden, bisweilen ans Kindische streifenden Dilettantismus zu verdrängen beginnt, der zu den Jugendkrankheiten aller wirtschaftlichen Neuarbeit zu gehören scheint. Immerhin ist es aber noch immer nötig, den schwärmerischen Anschauungen entgegenzutreten, nach denen wir in Südwestafrika ein Land besitzen sollten, geeignet zur Aufnahme all jener Massen, welche alljährlich das Vaterland verlassen, um sich jenseits des Ozeans eine neue Heimat zu suchen. Solchen und ähnlichen Vorstellungen mit Nachdruck entgegenzutreten ist Pflicht eines jeden, der die Steppen dieser Länder aus eigener Erfahrung kennen lernte.

Anderthalbmal größer als das Deutsche Reich breitet sich das südwestafrikanische Hochland zu beiden Seiten des Wendekreises aus, infolge seiner durchschnittlich unsern höchsten Mittelgebirgsgipfeln gleichkommenden Erhebung über den Meeresspiegel in der That zum größten Teile ein für dauernden Aufenthalt des Europäers geeignetes Gebiet. Die Krankheiten, welche in den letzten Jahren auch unter den Weißen in der Kolonie eine Anzahl Todesfälle zur Folge hatten, dürfen uns keine allzu große Besorgnis einflößen. Handelte es sich doch nicht nur um eine Ausnahmeerscheinung, sondern auch um eine Einwirkung dieser

wahrscheinlich mit den Folgen der Rinderpest zusammenhängenden Epidemie auf unter ungünstigen hygienischen Verhältnissen lebende Menschen. Die gefürchtete Geißel der Tropenländer, die Malaria, kommt zwar ebenso wie die Dysenterie in den verschiedensten Gegenden vor, allein das Wechselfieber tritt außer im äußersten Norden des Landes nicht in den gefährlichen Formen auf, in welchen es das Leben unserer Rasse in den äquatorialen Breiten so häufig bedroht. Mit der fortschreitenden Verbesserung der Wohnungen, mit der Beschaffung guten Trinkwassers und überhaupt günstiger Lebensbedingungen werden die beiden genannten Krankheiten mehr und mehr eingeschränkt, ja stellenweise wohl ganz ausgerottet werden können. In einer Untersuchung, die ihr Augenmerk auf die wirtschaftliche Zukunft dieses überseeischen Gebietes richtet, brauchen sie jedenfalls nicht des weiteren berücksichtigt zu werden.

Ein hervorragender deutscher Forscher, der allerdings bei seinem Ausspruche die Steppen des Massailandes im Auge hatte, hat einmal gesagt: „Wo Afrika fruchtbar ist, da ist es ungesund, und wo es gesund ist, da ist es unfruchtbar." Zum Glück gilt dieser Satz für die südafrikanischen Länder nur in beschränktem Maße, denn ihre Meereshöhe würde auch bei viel größerer und gleichmäßigerer Feuchtigkeit als der thatsächlich vorhandenen den Charakter des Klimas mildern und die entnervenden Einflüsse tropischer Wärme fernhalten. Hinsichtlich der Gartenkulturen und der Bewässerungsanlagen, die hier möglich sind, braucht man also keinerlei Besorgnissen wegen etwaiger ungünstiger Wirkungen auf die Gesundheit der Ansiedler Raum zu geben. Aber leider gilt das böse Wort von der Unfruchtbarkeit der gesunden afrikanischen Gebiete auch hier wenigstens insoweit, als eben ohne künstliche Wasserzufuhr an einen Landbau in unserem Sinne nicht zu denken ist. Die Niederschläge in den Landschaften, in denen der Europäer sich thatsächlich ansiedeln kann, sind an und für sich zu gering, um bei der im Vergleich zu der unsern doch noch ziemlich hohen Mitteltemperatur die Notwendigkeit einer Berieselung auszuschließen. Darauf muß hingewiesen werden, denn leider finden sich in Deutschland immer noch Leute, die die Regenhöhe dieser Gegenden mit der in unserm Vaterlande vergleichen, ohne sich zu überlegen, daß bei dem Wachstum besonders der Kulturpflanzen die steigende Wärme eine Erhöhung des zu ihrem Gedeihen erforderlichen natürlichen Wasservorrates zur Folge hat. Und das ist keineswegs der einzige Grund, der gegen die Anlage von Feldern und Aeckern in europäischer Art spricht. Abgesehen davon, daß sich an Regenmenge doch nur ein sehr kleiner Teil des Landes mit Deutschland vergleichen läßt, ist die Ergiebigkeit der Niederschläge selbst in diesen Gegenden und viel mehr noch in den anderen in den verschiedenen Jahren so großen und so häufigen Schwankungen unterworfen, daß schon deshalb eine Bestellung größerer Flächen mit Ackerfrüchten ausgeschlossen ist. Erneuert sich doch in manchen Jahren nicht einmal die Decke von Steppengräsern und Stauden, welche den natürlichen Reich-

tum des Hochlandes bildet, und deren richtige Ausnutzung für alle absehbare Zukunft die Grundlage der wirtschaftlichen Entwickelung der Kolonie bilden wird.

Nach dem Gesagten wird der Leser begreiflich finden, wenn ich so weit gehe, auszusprechen, daß die Besiedelung Südwestafrikas sicher nicht in schnellerer Entwickelung vor sich gehen wird als in den alten, vor diesem Lande vielfach begünstigten Kolonialstaaten der englischen und holländischen Nachbargebiete. Da hilft kein Reden von unverbesserlichem Pessimismus; es ist und bleibt eine Thatsache, daß die ländlichen Gebiete der Kapkolonie und der Burenstaaten trotz der Diamanten- und Goldentdeckungen in derselben ruhigen und langsamen Weise ihre weiße Bevölkerung anwachsen sahen wie vor dem Auffinden jener wertvollen Mineralien; und anders als in jenen, den unseren so ähnlichen Siedelungslandschaften wird sich die allmähliche Verdichtung der Bevölkerung auch im deutschen Schutzgebiet nicht vollziehen. Auch in seinen Grenzen wird die Aufnahmefähigkeit des Landes für Weiße sich nur sehr allmählich vergrößern und damit eine leise Vermehrung der Auswandererzahl gestatten. Wohl sind es mehr wirtschaftliche, in Preisverhältnissen aller Art, in der Höhe der Arbeitslöhne und in vielen andern Dingen beruhende Gründe, als solche, die lediglich den geographischen Bedingungen des Kulturlebens entstammen, welche man gegen die Möglichkeit einer plötzlich stark sich vermehrenden Zuwanderung anführen kann. Aber sie sind einmal vorhanden, man muß mit ihnen rechnen, und das Bild, das begeisterte Schwärmer sich von dieser unserer „Auswanderungskolonie" immer noch machen, könnte höchstens ein gänzlich sozialistisch gearteter Staat in Wirklichkeit zu verwandeln sich vermessen. Allerdings würde dann nicht genügen, daß er allen Zuständen, die sich im Laufe der Zeit in Südwest- und überhaupt in Südafrika entwickelt haben, mit einem Federstriche seiner Leiter ein Ende machte, sondern er müßte viele hunderte von Millionen zur Verfügung stellen, um die Grundlagen für eine Massenbesiedelung*) überhaupt erst zu schaffen. Unter den bestehenden Verhältnissen wird eine nicht einmal besonders große Vermehrung der Einwandererzahl nur dann, und auch dann nur für einige Zeit, stattfinden, wenn abbauwürdige Lagerstätten wertvoller Mineralien gefunden werden, über deren Vorhandensein wir etwas Sicheres noch nicht wissen. Die Veränderungen, die sich dann in der Besiedelung des Landes zeigen würden, haben wir uns ähnlich vorzustellen, wie sie in den alten Kolonieen Südafrikas zu beobachten waren. Die erste Verdichtung der Bevölkerung findet dann naturgemäß in den mit den Minen unmittelbar in Beziehung tretenden Verkehrsmittelpunkten statt. Es sind die mehr oder weniger stadtartigen Niederlassungen, die Handels- und die Landungsplätze,

*) Eine solche wäre natürlich auch in diesem Falle nur in beschränktem Umfange möglich, da schließlich die Natur selbst eine in nordeuropäischem Sinne gehandhabte Ausnutzung des Bodens nicht gestattet.

die eine raschere Zunahme erfahren; der wichtigste Teil der Bevölkerung, die landsässigen Kreise derselben, erleiden sogar unter Umständen zunächst eine Abnahme. Erst ganz allmählich wächst auch die Aufnahmefähigkeit der reinen Farm- und Gartengebiete, indem die Vergrößerung der Ortschaften bessere Absatzbedingungen schafft und damit jene Verkleinerung der Farmen gestattet, die von vornherein anzuempfehlen ein Fehler ist, den nur echte und rechte Theoretiker begehen konnten. Daß sie auch jetzt noch so häufig vorgeschlagen wird, beweist am besten, wie sehr man noch immer bei uns Deutschen dazu neigt, die Erfahrungen der älteren Kolonialvölker gering zu achten.

Man wird mir entgegenhalten: Wenn in der That Südwestafrika so wenig geeignet ist, den Ueberschuß unserer Bevölkerung aufzunehmen, dann wäre es ja besser, wir hätten dieses Gebiet niemals erworben oder wir gäben es, da wir es einmal besitzen, gegen irgend welche Vorteile in einem anderen Teile der Erde in Kauf.

Diesen Standpunkt, von dem aus man gegen Dinge, deren wahren Wert man nicht kennt, zwar irgend eine Kleinigkeit einzutauschen, jedoch niemals wirkliche, d. h. über das Nächste hinausschauende Kolonialpolitik zu treiben vermag, sollen die folgenden Auseinandersetzungen in seiner Verkehrtheit beleuchten. Zu diesem Zwecke brauche ich nur daran zu erinnern, daß die falschen Vorstellungen von dem Werte überseeischer Gebiete ihren Grund fast immer darin haben, daß man von ihnen verlangte, sie sollten diese oder jene bestimmte Aufgabe unserem Reiche gegenüber erfüllen, anstatt daß man sich fragte: welche Aufgaben können sie gemäß ihrer natürlichen Beschaffenheit dem deutschen Volke gegenüber übernehmen? Südwestafrika galt mit Recht als ein Land, in dem der Europäer ohne Gefahr für seine Gesundheit leben könne, also mußte es das neue, ersehnte Auswanderungsgebiet der Zukunft sein, während man umgekehrt hätte fragen sollen: was können wir unter Berücksichtigung der ganz eigenartigen Natur dieser Kolonie aus derselben machen? Anstatt aber jetzt, wo die Thatsachen auch für den schwärmerischsten Theoretiker immer verständlicher zu reden beginnen, die Flinte ins Korn zu werfen, weil das Land die erträumte Entwickelung nun einmal nicht durchmachen will, sollte man auch ihm gegenüber jene beiden Eigenschaften wirken lassen, die in Afrika alles Erreichbare durchsetzen, Geduld und ruhige Thatkraft. Dann wird es sich erweisen, daß Südwestafrika ein höchst wertvoller Teil unserer überseeischen Besitzungen ist, wenn auch das Kulturbild, das heute noch kaum in seinen Grundlinien erkennbar, dort in Jahrzehnten klar und deutlich hervortreten wird, ganz anders ausschaut als jene luftigen Gebilde, die so mancher Nichtberufene dem deutschen Volke vorgaukelt.

Dürfen wir nun aber nicht mit größeren Mengen von Ansiedlern in unserem Schutzgebiet rechnen, so hat die Verwertung des Bodens für unser Vaterland doch eine sehr hohe Bedeutung. Zwar die Viehherden, die stets den

größten Reichtum dieses Landes bilden werden, vermögen den Handel und die Industrie Deutschlands nur in geringem Maße zu beeinflussen, obwohl darauf aufmerksam zu machen ist, daß große Landschaften, vor allem der Süden der Kolonie, sich vortrefflich für die Haltung von Wollschafen eignen. Sie können indessen nur einen kleinen Teil des Bedarfs unserer Fabriken decken, weshalb ich sie in dieser Skizze, welche die eigenartige Bedeutung Südwestafrikas für uns hervorheben soll, füglich vernachlässigen kann. Anders der Gartenbau, der in Südafrika unter Verhältnissen arbeitet, wie wir ihnen etwa im Gebiete des Mittelländischen Meeres begegnen. Wie sich auf Grund allgemeiner Studien erwarten ließ und bereits durch die Erfahrung bestätigt worden ist, sind es namentlich die Südfrüchte und der Wein, deren Anpflanzung Aussicht auf eine vorzügliche Entwickelung bieten. Besonders der Weinstock darf als eines der wichtigsten Kulturgewächse der Zukunft gelten. Zwar wird seinem Anbau in Südafrika überall durch die Grenze des Sommerregengebietes eine Schranke gesetzt, und so dürfte er auch im Innern unseres Schutzgebietes höchstens zu dem Zweck gepflegt werden, um einige leichtere Weinsorten für den Gebrauch im Lande selber herzustellen. Aber wir besitzen eine Landschaft, die auch für die Ausfuhr und gerade für diese in hervorragendem Maße in Betracht kommt. Im Westen, da wo die immer schwächer werdenden Niederschläge zur Entstehung jener Wüstensteppen geführt haben, die, unter einem tiefblauen Himmel ausgebreitet, eines andauernden kräftigen Sonnenscheines teilhaftig werden, bilden die tief in das Hochland eingeschnittenen Thäler der Flüsse wahre Oasenzüge. Dort ist zwar ein wahrhaft befruchtender Regen eine seltene Erscheinung, aber die während des Sommers im Innern niedergegangenen Wassermassen, die sich im Grunde der Geröllschichten und des Schwemmlandes gesammelt haben, dringen, gleichsam ein unterirdischer Strom, unaufhaltsam nach der Küste vor. Ihnen vermag man reiche Mengen des unentbehrlichen Elements zu entnehmen, und es hieße die Tausende von Hektaren guten Bodens, die sich an den Seiten der weißglänzenden Sandbetten ausdehnen, mißachten, wollte man sie nicht in Zukunft vorwiegend zum Anbau hochwertiger Gewächse benutzen. Sonne, Wasser und trockene Luft, diese drei großen Förderer subtropischen Pflanzenlebens, sind aber gerade das, was der Weinstock verlangt, wenn er jenes feurige Getränk liefern soll, das die Weinberge unserer Heimat nicht mehr zu erzeugen vermögen. Es ist keineswegs übertrieben, wenn man behauptet, daß die erwähnten Gegenden im stande seien, den gesamten Bedarf Deutschlands an sogenannten Südweinen zu decken. Ja, mehr noch, sie vermögen auch die ganze Gewichtsmenge Rosinen zu liefern, die bei uns in den Handel gelangt, und daß solche in sehr guter Beschaffenheit dort thatsächlich gewonnen werden können, dafür liefern nicht nur der Vergleich mit dem Kap, sondern auch ein recht lehrreicher, in dem deutschen Schutzgebiet selbst angestellter Versuch den Beweis.

Diese Ausführung, der sich noch manche ähnliche anschließen ließen, soll nur als Beispiel dafür dienen, daß mit dem Anwachsen des in Südwestafrika arbeitenden Kapitals manch lohnender Berufszweig von den daselbst thätigen Landwirten ausgeübt werden kann, der ihnen wie dem Lande zum Segen gereicht. Bedeutsamer aber ist der Nachweis, daß auch die verhältnismäßig wenigen Menschen, die in den nächsten Jahrzehnten dort eine neue Heimat finden werden, eine viel höhere Wichtigkeit für unser Vaterland besitzen, als der lediglich mit bloßen Bevölkerungsmengen rechnende Politiker vermutet. Der erste der hier zu berücksichtigenden Werte läßt sich übrigens noch in so deutlichen Zahlen ausdrücken, daß er auch dem Volkswirt willkommen sein wird; die übrigen gehören mehr oder weniger zu jenen Dingen, die sich zwar in Ziffern nicht ausdrücken und mit Worten oft nur umschreiben lassen, die aber doch im Leben der Völker bisweilen eine größere und wichtigere Rolle spielen als die rohen Gewalten, die das rein äußerliche Leben des Menschen beherrschen und in vielen jungen Staatengebilden einen eher ungünstigen, als segensreichen Einfluß ausüben. Man hat sich seit Jahrzehnten bemüht, Berechnungen darüber anzustellen, wie groß das Anwachsen der Kolonistenzahl in verschiedenen Ländern der Erde sei und wie lange Zeit es dauern werde, bis dieses Gebiet so viel, ein andres etwa so viel Einwohner besitzen möge. Uns interessiert eine derartige, für Südwestafrika nebenbei kaum durchführbare Untersuchung hier indessen weit weniger als das wirtschaftliche Gewicht einer solchen Siedelung für unser Deutsches Reich. Die Entwickelung aller südafrikanischen Länder lehrt, daß eine eigentliche Kleinsiedelung überall in den Steppen, und zu diesen gehört ja unser gesamtes Siedelungsgebiet, nur in sehr beschränktem Maße möglich ist. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Auswanderer wird in der Stellung von Farmern, Kaufleuten und Handwerkern, sowie von Gartenbauern ihren Lebensunterhalt suchen und finden. Die Thätigkeit von Arbeitern und ganz kleinen Grundbesitzern, die weiter nichts sind als dies, wird nur von verhältnismäßig sehr wenigen Leuten ausgeübt werden können. Darin aber liegt ein sehr wesentlicher Unterschied in dem rein wirtschaftlichen Wert, welchen eine Durchschnittsfamilie in Südwestafrika im Vergleich mit einer solchen in Deutschland besitzt. Einkommen und Verbrauch gestalten sich drüben bei einer solchen etwa wie bei einer verhältnismäßig gut gestellten Bürgerfamilie bei uns. Das ist auch notwendig, denn bei unvorteilhafteren Lebensbedingungen liegt in einer solchen Kolonie die Gefahr nur zu nahe, daß die Leute „verafrikanern", d. h. daß sie uns wirtschaftlich und kulturell verloren gehen. Somit hat eine Familie für den Handel und die Industrie unsres Vaterlandes, die stets enge Beziehungen mit der Kolonie unterhalten werden, denselben Wert wie eine Anzahl von solchen im alten Vaterlande. Ja, man kann, wenn diese Rechnung natürlich auch nicht mit ganz genauen Zahlen arbeiten kann, sogar den ungefähren Geldwert ausdrücken, den sie für

uns besitzt, wenn man berücksichtigt, daß vor etwa acht Jahren der Bedarf eines Haushaltes an Waren europäischer Herkunft von einer Reihe von Händlern auf mindestens 4000 ℳ veranschlagt wurde. Wenn auch manche Ausgaben sich damals auf Gegenstände, wie Konserven und Getränke europäischer Herkunft, bezogen, die das Land in Zukunft selbst zu liefern im stande sein wird, so werden die eigentlichen, mit der unserem Volke eignenden Kultur verbundenen Ausgaben sich eher steigern, als verringern, und jene Summe wird sich in Zukunft wahrscheinlich eher erhöhen als erniedrigen. Um nur ein einziges Beispiel anzuführen: was bedeuten zehntausend Familien — und hoffentlich werden die meisten von uns die Anwesenheit einer solchen Zahl in Südwestafrika noch erleben — bei uns für den deutschen Buchhandel? Wie viel mehr aber will es bedeuten, wenn einige Zehntausende von Deutschen mit einem in einem solchen Lande sehr erklärlichen Lesebedürfnisse vorhanden sind, das zu befriedigen der Besitz einer Anzahl von guten Büchern von ihnen selbst für notwendig gehalten wird. Wem dies Beispiel zu nichtssagend vorkommt, der gehe selber einmal hinaus und überzeuge sich, wie in Südwestafrika bei fast allen Deutschen trotz harter und kostspieliger Zeiten das Bedürfnis nach guten Büchern und nach gewissen höheren Genüssen ein viel regeres ist als bei zahlreichen Angehörigen der sogenannten gebildeten Klassen bei uns. Je weiter der Deutsche sich von der Heimat entfernt, um so mehr hat er das Bestreben, sein Heim und sein häusliches Leben möglichst den Verhältnissen der Heimat entsprechend zu gestalten; leicht wird er nicht auf die Stufe eines Halbeingeborenen hinabsinken, und somit bleibt er auch wirtschaftlich durch tausend kleine Beziehungen mit dem Vaterlande verbunden. Denn eine Industrie, ein Kunsthandwerk, ja auch nur ein Handwerk, wie es zur Lieferung aller Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens im stande ist, wird sich niemals in diesem Lande entwickeln. Und wenn schon in der Befriedigung dieser immerhin äußerlichen Bedürfnisse Südwestafrika an Deutschland gebunden sein wird, so wird es in Kunst und Wissenschaft noch mehr von ihm abhängen, vielleicht aber auch in einigen Punkten auf diese verschiedenen Zweige menschlichen Lebens befruchtend einwirken. Rein kaufmännisch gesprochen würde es, wenn es auch erst die Einwohnerzahl einer größeren Mittelstadt besitzt, in Handel und Verkehr die Rolle einer kleinen Provinz zu spielen vermögen. Daß wir aber eine solche nicht als einen bloßen Tauschgegenstand betrachten dürfen, weil sie durch das Meer von uns getrennt ist, wird wohl jedem einleuchten, der berücksichtigt, daß sie in absehbarer Zeit dem Reiche durchaus keine Unkosten mehr bereiten wird.

Eine Siedelung, die infolge der wirtschaftlichen Lage ihrer Angehörigen ein in sich geschlossenes Kulturgebiet bildet, hat aber gerade in diesen Gegenden nicht nur an und für sich Anspruch auf Beachtung. Vielmehr fällt ihr hier noch eine Aufgabe besonderer Art zu, aus deren Lösung Vorteile kaufmännischer Natur

mit solchen rein geistigen Inhalts sich ergeben werden. Ich habe schon öfters, namentlich in öffentlichen Erörterungen über die Bedeutung Südwestafrikas, auf diesen Punkt aufmerksam gemacht. Die Erfahrung, daß er bisher selbst in unsern kolonialen Kreisen noch kaum berücksichtigt wurde, nötigt mich, ihm auch an dieser Stelle eine kurze Auseinandersetzung zu widmen.

Eine Erscheinung, die man in verschiedenen Ländergebieten unserer Erde beobachten kann, ist, daß überall da, wo europäisch kultivierte Gegenden unmittelbar an solche mit tropischem Klima grenzen, sehr lebhafte gegenseitige Beziehungen entstehen, und daß die Pflanzungen der wärmeren Landschaft sich viel rascher und in viel geordneterer Weise entwickeln als in fern von größeren Europäerkolonieen gelegenen Tropenländern. Am besten vermag man dies in der kleinen Natalkolonie zu beobachten. Die großen Fortschritte, die gewisse tropische Kulturen in dem Küstenlande nördlich und südlich von Port Durban gemacht haben, wären undenkbar gewesen, wenn nicht gleichzeitig in den benachbarten Hochländern eine Niederlassung europäischer Kolonisten stattgefunden und wenn nicht die engsten Beziehungen zu den germanischen Nachbargebieten bestanden hätten. Nun ist es eine in den Erhebungsverhältnissen des Landes beruhende Eigentümlichkeit Südafrikas, daß sich hier im Großen wiederholt, was wir in Natal im Kleinen und doch als äußerst wirksam in dem Wirtschaftsleben des Landes vor sich gehen sehen. Auch dies ganze große Hochmassiv mit seinem für Nordeuropäer so zuträglichen Klima grenzt unmittelbar an die rein tropischen Landschaften Zentralafrikas, ohne daß zwischen diesen beiden gänzlich verschiedenen Wirtschaftsgebieten etwa eine trennende Zone sich erstreckte, wie wir ihr zwischen dem Kulturlande von Nordafrika und dem Sudan begegnen. Es darf für jeden, der längere Zeit in Südafrika selbst aufmerksam die wirtschaftliche Entwickelung verfolgt hat, feststehen, daß von diesem Europäergebiet und nicht von den fernen Ländern der Nordhalbkugel aus die stärkste Beeinflussung und schließlich die gänzliche Leitung der Nutzbarmachung der reichen Tropenlandschaften von Innerafrika erfolgen wird. Ich habe schon bei früheren Gelegenheiten darauf hingewiesen und ich wiederhole es für die Leser dieser Zeitschrift, daß der bei uns so oft bespöttelte Gedanke eines Cecil Rhodes, Zentralafrika durch eine Riesenbahn gerade mit dem Süden des Weltteils in engere Verbindung zu bringen, alles andere eher verdient als das Achselzucken, das ihm vielfach bei uns zu teil wurde. Cecil Rhodes ist das in Wirklichkeit, was unsere heimischen Diplomaten leider oft nur scheinbar sind, ein Politiker allererstes Ranges. Er kennt sehr genau die unumstößliche Wahrheit des Satzes, daß, wer Südafrika besitzt, dereinst Herr von ganz Zentralafrika sein wird, sei es nicht politisch, so doch sicherlich in Bezug auf Handel und Verkehr.

Brauche ich nach dem Gesagten noch auszuführen, worin die wirtschaftliche Bedeutung unseres ersten deutschen Schutzgebietes für uns gipfelt? Seine Nord-

grenze durchzieht bereits tropische Gegenden; sie macht uns zu Nachbarn der wichtigen Gebiete, durch die der Weg hinüberführt in das wunderbare Land riesiger schiffbarer Ströme, dem eine große Zukunft unter allen Umständen vorausgesagt werden kann. Von politischen Dingen will ich nicht sprechen, allein das sei betont, daß bereits in den nächsten Jahrzehnten die Inangriffnahme der wirtschaftlichen Erschließung Innerafrikas von hier aus beginnen wird. Daß sie demjenigen am meisten zu gute kommen muß, der von seiner eignen Grenze aus die gegenseitigen Beziehungen zu regeln vermag, ist klar. Wäre nicht schon an und für sich Südwestafrika eine Kolonie, die wir auch um ihrer selbst willen festhalten müssen, dieser Ausblick in die Zukunft ganz Afrikas müßte uns allein dazu zwingen, rüstig fortzuschreiten in der Arbeit für die Schaffung eines wenn auch nicht durch die Zahl seiner Angehörigen, so doch durch Kraft und innere Geschlossenheit hervorragenden Deutschtums an diesem Südende der alten Welt.

Zwar handelt dieser Aufsatz eigentlich von wirtschaftlichen Dingen. Aber vielleicht ist es gestattet, aus der Reihe rein idealer Einflüsse, die der Besitz eines solchen Koloniallandes mit der Zeit entwickeln wird, wenigstens auf einen solchen von Bedeutung hinzuweisen, der meines Wissens noch nicht in irgend einer unserer kolonialen Zeitschriften behandelt worden ist. Vorher aber möchte ich mich gegen einen Gedanken wenden, der sich ebenfalls eine soziale Rückwirkung von Südwestafrika auf unsere Heimat verspricht. Ich meine die Deportation von Sträflingen nach dort, der man nicht scharf genug entgegentreten kann, sowohl im Interesse des Landes wie in dem der Gefangenen selbst. Nach dem, was bereits vorhin betont wurde, ist selbstverständlich, daß ein Land mit geringer Aufnahmefähigkeit für Weiße auch nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Strafgefangenen aufnehmen kann. Man hat nun davon gesprochen, diese in einer für das Ganze nutzbringenden Weise an öffentlichen Werken zu beschäftigen. Dann aber steigern sich die Unkosten des Unterhalts und vor allem der Bewachung dermaßen, daß die Leute dem Staat mehrfach so teuer zu stehen kommen wie in unseren Gefängnissen. Man redet ferner bisweilen gar einer Ansiedelung von Deportierten das Wort. Abgesehen davon, daß ein solcher Rat von bedauerlicher Unkenntnis aller südwestafrikanischen Verhältnisse zeugt, würde der Staat mit seiner Befolgung gerade das Gegenteil von dem erreichen, was die schwärmerischen Vertreter jener Anschauung bezwecken. Nicht eine Besserung und eine sittliche und wirtschaftliche Hebung der Entlassenen, sondern das Entgegengesetzte würde sich als unheilvolle Folge solcher Maßnahmen sehr bald bemerkbar machen. Abgesehen davon, daß ich und mit mir alle wahren Freunde unseres Schutzgebietes nicht recht einzusehen vermögen, warum wir die Opfer, die das Deutsche Reich ihm bereits gebracht hat und auch in Zukunft noch bringen wird, nicht lieber anständigen Menschen als Verbrechern zu gute kommen lassen sollen, ist eine sittliche Aenderung nach der besseren Seite hier noch mehr erschwert als bei uns.

Es ist eine Erfahrung, die keinen Widerspruch von seiten oberflächlicher Beurteiler duldet, daß die Besten gerade gut genug sind zur Lösung der Aufgaben, die jedes einzelnen in Afrika harren, und daß der Versuchungen und Gelegenheiten zu neuen Strafthaten für einen sittlich Herabgekommenen daselbst so viele, die Möglichkeit des Entrinnens eine so große ist, daß darin allein schon die schwerste Gefährdung der Ansiedler in einer etwaigen Deportation zu sehen ist.

Es ist ein bei weitem freundlicheres Bild, das ich dem Leser vor Augen führen möchte. Es sei mir erlaubt, zwei Erlebnisse zu schildern, die ihm zeigen mögen, wie sich drüben überm Meere ein neues Deutschtum bildet, dem zu seinem Segen viel von der Heuchelei und Lüge, die unserer heutigen Gesellschaft anhaftet, verloren gegangen ist.

Es war am Geburtstage der Kaiserin. In der großen Halle der Landeshauptmannschaft fand ein Festessen statt, und an dieser angeregten Tafelrunde nahmen neben den Offizieren und Beamten, von denen einige mit ihren Damen erschienen waren, dieselben Ansiedler teil, die bei Tage etwa eigenhändig den mit Lehm beladenen Ochsenkarren einem Neubau zugetrieben hatten. An einem Tisch mit den Führern der Truppe Neuangestellte der Behörde, die daheim als Gefreite der Armee angehört hatten! Welch schrecklicher Anblick für einen Hüter der guten, gesellschaftlichen Sitte und Ordnung! — Ein Vierteljahr später befand ich mich am Kap der Guten Hoffnung. Im Hause eines der angesehensten Deutschen in ganz Südafrika, in einem der ersten Gesellschaft von Kapstadt angehörenden Kreise wurde unter fröhlichem Gläserklingen der Anbruch des neuen Jahres gefeiert. Da begann einer der jüngeren Herren, und es war der Angesehensten einer, uns Neuangekommenen zu erzählen, wie er seine Thätigkeit in Südafrika vor einer Anzahl von Jahren als Geselle eines Schlachters und Fleischhändlers begonnen, ehe er sich zu seiner heutigen Stellung als wohlhabender Kaufmann emporgearbeitet hatte. Und keine der älteren und jüngeren Damen sank in Ohnmacht, keiner der Herren faßte diese humorvolle Schilderung früherer Erlebnisse als etwas Unerhörtes oder überhaupt als etwas Anderes auf, als was sie war, ein Zeugnis für die Tüchtigkeit des Betreffenden.

Um es kurz zu sagen, es ist die Wertschätzung der ehrlichen Arbeit, die Achtung vor jeder Art, in der sich Fleiß und gesundes Streben geltend machen, die in Südafrika die Schranken nicht erstehen läßt, die bei uns nun einmal vielen Berufsklassen in gesellschaftlicher Hinsicht gezogen sind. Daß es aber die Erkenntnis dieser Hemmungen auf dem Lebenswege ist, die zahlreiche Leute und unter den gebildeten Anhängern der Sozialdemokratie wohl die meisten dem Radikalismus in die Arme treibt oder sie wenigstens stark verbittert, ist ziemlich sicher für jeden, der beispielsweise einmal den Ursachen sozialistischer Anschauungen unter Studenten auf den Grund geht. Die Arbeit, gleichviel welcher Art,

genießt bei weitem nicht die ihr zukommende Achtung, die sie sich in den jungen Ländern Südafrikas ganz von selbst erzwingt. Auf der andern Seite giebt ein gesundes Selbstbewußtsein, wie es aus dem Leben drüben von selber sich entwickelt, ein ganz naturgemäß freierer Blick, vor dem zum Beispiel die kleinen Streitigkeiten politischer Natur gegenüber den großen Zügen der Ansichten und der Ereignisse verblassen, giebt endlich das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gegenüber den farbigen Rassen den Angehörigen eines weißen Volkes ein Gefühl, das man als ein allen gemeinsames aristokratisches, als eine Art von Herrengefühl bezeichnen kann, wie es unseren Landsleuten und besonders den in unteren Stellungen befindlichen leider nicht eignet. Sollte da nicht zu hoffen sein, daß dem mehr und mehr erstarkenden Deutschtum in unserem Schutzgebiet auf Grund dieser Charaktereigenschaft und vor allem dieser einzig richtigen Würdigung der gesellschaftlichen Ansprüche auch der Arbeit eine Umgestaltung der herrschenden Ansichten auch bei uns gelingen möchte? Man überlege nur einmal, welchen belebenden Einfluß die studierende Jugend eines solchen Landes, die sich naturgemäß immer nach Europa wenden wird, auf ihre in Deutschland aufgewachsenen Kommilitonen in solchen Dingen gewinnen kann.

Es ist ein Zukunftsbild, das auch in dieser letzten Ausführung uns entgegentritt. Aber ist es deshalb weniger wertvoll, weil es uns auch auf geistigem Gebiet die Möglichkeit segensreicher Rückwirkungen unserer Kolonie auf unser Vaterland zeigt? Ich glaube, wir sollten uns hüten, verächtlich von einem solchen Lande zu denken, weil es keine Fabrikschlote tragen und niemals Großstädte erzeugen wird. Nicht die Menge der Menschen, die eine Kolonie innerhalb ihrer Grenzen ernährt, giebt den Maßstab für ihren Wert ab, sondern die Kraft, mit der diese sich selbst einzusetzen vermögen für die Größe des eignen und für die des Stammlandes über dem Meere.

Weihnachten.

Ein Bäumlein grünt im tiefen Tann,
Das kaum ein Aug' erspähen kann.
Dort wohnt es in der Wildnis Schoß
Und wird gar heimlich schmuck und groß.

Der Jäger achtet nicht darauf,
Das Reh springt ihm vorbei im Lauf,
Die Sterne nur, die alles sehn,
Erschauen auch das Bäumlein schön.

Da, mitten in des Winters Graus,
Erglänzt es fromm im Elternhaus.
Wer hat es hin mit einem Mal
Getragen über Berg und Thal?

Das hat der heil'ge Geist gethan,
Sieh' Dir nur recht das Bäumlein an:
Der unsichtbar zurückgekehrt,
Hat manches Liebe Dir beschert.

Martin Greif.

Goethe und Eckermann.

Von

Adolf Bartels.*)

Eckermanns „Gespräche mit Goethe" halte ich für das Hauptbuch der ganzen Goethe-Litteratur und schließe da nicht einmal den Briefwechsel des Dichters selber aus. Wer „Wahrheit und Dichtung", die „Italienische Reise" (samt dem kleineren ausgeführten Autobiographischen) und den Eckermann gründlich gelesen hat, der hat Goethe den Menschen als Jüngling, Mann und Greis so gut wie der, der die lyrischen Gedichte und „Hermann und Dorothea", den „Götz" und den „Werther", „Egmont" und „Faust", „Iphigenie" und „Tasso", „Wilhelm Meisters Lehrjahre" und die „Wahlverwandtschaften" in sich aufgenommen, Goethe den Dichter hat. Multum, non multa! Man muß sich beschränken können in unserer Zeit, nur das erwerben, was wirklich not thut, aber in dem sicher Erworbenen um so fester wurzeln. Kein Zweifel, der deutsche Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts heißt Goethe so gut wie der des neunzehnten, die Hoffnung, daß wir, ehe das zweite Jahrtausend christlicher Zeitrechnung voll wird, seinesgleichen wieder sehen werden, ist vergeblich, aber das Leben will immer sein Recht, und wir können unsere geistige und künstlerische Kultur wohl auf Goethe gründen, aber er füllt sie nicht mehr aus. Will jemand sich ganz und ausschließlich an Goethe hingeben, in Gottes Namen, er wird auch dabei etwas werden, wenn er etwas ist; wir haben nicht einmal etwas gegen die Goethe-Philologie, denn sie beschäftigt viele Leute, die sich sonst womöglich schlechter beschäftigen würden — jedoch die Goethe-Bildung des tüchtigen Durchschnittsdeutschen, zu dem ich auch alle Leute von Genie und Talent stelle, die Besseres zu thun haben als Bücher zu lesen, muß sich schon jetzt und wird sich in Zukunft erst recht innerhalb des von mir gezogenen Rahmens halten, was natürlich nicht ausschließt, daß hier und da auch ein bedeutendes Werk über Goethe, etwa Viktor Hehns „Gedanken" genossen wird. Eckermanns „Gespräche" allein stelle ich zu Goethes eigenen Werken, sie sind ja auch sein Werk, der unbestreitbare

*) Einleitung zu einer neuen Ausgabe der „Gespräche mit Goethe", die demnächst bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheint.

Grundsatz, daß man den Dichter immer aus erster Hand nehmen soll, trifft bei ihnen zu. Leben, unmittelbares Leben soll uns die Litteratur geben, nicht Raisonnement. Das ist freilich richtig, daß der große produktive Geist ebenbürtiger receptiver Geister bedarf, um voll erkannt zu werden, aber wir können alle nur genießen, d. h. mitleben nach dem Maße dessen, was wir sind, Eselsbrücken giebt es da nicht.

Ein Lebensbuch, ein Buch des Mitlebens möchte ich die berühmten „Gespräche" denn auch zunächst nennen, darin besteht ihr sofort in die Augen fallender Wert. Wir haben nichts, was uns so unmittelbar in das klassische Weimar zurückversetzte. Ja gewiß, wer die Briefwechsel aus den Tagen, wo Wieland, Herder und Schiller noch lebten, richtig lesen, wer sich aus all den kleinen verstreuten Zügen ein Bild zusammensetzen kann, dem wird etwas Größeres und Bewegteres erstehen, als es Eckermanns Darstellung jenes Weimars, in dem Goethe allein und alt war, bietet. Aber wiederum finden wir uns aus dem heutigen Weimar auch leichter in das Goethe-Eckermannsche, das auch noch das klassische, aber auch schon das des neunzehnten Jahrhunderts ist, zurück, und dem Bilde, das wir empfangen, fehlt kein Zug, es ist selten vollständig, wunderbar treu. Fast Woche für Woche, oft Tag für Tag können wir mit Eckermann in das gelbe Haus am Frauenplan wandern, dort mit ihm die breite Treppe hinaufsteigen, und immer tritt uns in einem der Zimmer, die noch heute genau in ihrem alten Zustande erhalten sind, die mächtige, straffaufgerichtete Gestalt mit dem Jupiterkopfe entgegen, die für den Sohn der Lüneburger Heide der Mittelpunkt seines Lebens war und der Mittelpunkt der deutschen Litteratur noch immer ist. Wir sehen Goethe im Kreise seiner Familie oder mit hervorragenden Männern Weimars und von auswärts bei Tische, wir sehen ihn in glänzender Abendgesellschaft, wir sehen ihn mit Eckermann allein in seinem einfachen Studierzimmer, selbst auf dem Krankenlager: seine ganze Hausexistenz wird uns vollkommen deutlich. Auch in der Natur sehen wir ihn, sei es, daß er die Steige seines Hausgartens munter redend auf und ab schreitet, sei es, daß er zu seinem Gartenhäuschen am Horn hinübergefahren ist und nun, alter schöner Tage gedenkend, das Erwachen des Frühlings beobachtet. Manchmal geht es auch aus dem Weichbild Weimars hinaus, die Erfurter Chaussee entlang oder ums Webicht herum, in dem Eckermann seine Vögel fängt, dann nach Belvedere, auf die Höhe des Ettersberges oder nach Berka, einmal auch nach Dornburg und endlich nach Jena ins schöne Saalthal. Wundervolle Frühlings-, Sommer- und Herbsttage leben für uns in diesen Umgebungen wieder auf, aber auch das Winterleben der Kleinstadt mit Theaterbesuchen, Hoffestlichkeiten, Schlittenpartieen, an denen der Dichter zwar nicht mehr in Person, aber doch in Gedanken teilnimmt, ersteht für unsere Anschauung. Wer Weimar kennt, der gewinnt die tiefste Vertrautheit mit der äußeren Existenz des greisen Dichters, aber auch wer

es nicht kennt, kann sich hineinfinden, und die Sehnsucht, einmal mit eigenen Augen zu schauen, wird ihn nicht mehr verlassen.

Doch giebt Eckermann viel mehr als das Milieu des alten Goethe, er giebt die ganze Persönlichkeit, äußerlich und innerlich, sein Stehen und Gehen, seinen Blick und seine Rede und das gesamte, immer rege Geistesleben des „Fürsten der Geister" dazu. Es war die Zeit, wo unser Dichter als Haupt nicht bloß der deutschen, sondern der europäischen Litteratur anerkannt war, wo man aus England und Frankreich, aus Italien und selbst den Ländern des Nordens und Ostens nicht bloß nach Weimar blickte, sondern auch nach Weimar wallte, um dem Dichter des „Werther" und des „Faust" seine Verehrung zu Füßen zu legen, es war aber auch die Zeit, wo man die Karikatur des großen Mannes zu schaffen begann, die, obwohl ein lächerliches Spiegelbild ganz beschränkter Geister, sich doch bis auf diesen Tag fortgeerbt hat. Die Börne und Menzel begannen ihre verabscheuenswürdige Thätigkeit, der eine im Banne des politischen Radikalismus, auch wohl instinktiv die Abneigung Goethes gegen seine Rasse empfindend und vielleicht noch örtlich durch die Größe seines Landsmannes bedrückt, der andere durch ein persönliches Erlebnis bestimmt und unfähig, seine christlich-germanischen Ideale soweit zu erweitern und zu erhöhen, daß sie auch Raum für einen Goethe geboten hätten. Und diesen beiden schloß sich um die Zeit von Goethes Tod noch Heinrich Heine an, indem er von Goethes Indifferentismus und Aesthetizismus faselte: seine Werke zierten unser Vaterland, wie schöne Statuen einen Garten zierten, man könne sich in sie verlieben, aber sie seien unfruchtbar. Ach, gar zu gern hätte sich der eitle Poet, der die Stirn gehabt hatte, dem Olympier zu sagen, er schreibe einen Faust, und infolgedessen, wie es scheint, stark abgefallen war, gar zu gern hätte er sich an Goethes Seite gestellt, er war ja auch, wie er zu wiederholen nicht müde wurde, ein Hellene und kein Nazarener. Eckermann stand ihm, noch ehe die „Gespräche" erschienen waren, auf der Grenze des Lächerlichen, aber dieser kleine Eckermann, der dann noch im „Tannhäuser" sein Teil abbekam, war stärker als alle die Börne und Menzel und Heine und wie alle die Feinde Goethes noch sonst heißen mochten, wie Liebe und Treue immer stärker sind als Haß und Neid und Hochmut. Seine „Gespräche", die er mit unermüdlicher Hingabe und wunderbarer Objektivität bei Goethes Lebzeiten aufgezeichnet, und die dann 1835 erschienen, schlugen sie alle nieder, die großmächtigen Herren, die da glaubten, den Weimarer Jupiter absetzen oder in die Ecke schieben zu können, und zwar durch weiter nichts als die schlichte Wahrheit. Hier ist der wahre alte Goethe, sagte Eckermanns Buch, und die Zerrbilder lagen bleich und tot, mochten sie die, die nicht alle werden, auch in Zukunft noch oft genug wieder zum Leben zu erwecken suchen. Das ist die große historische Bedeutung von Eckermanns „Gesprächen": Sie haben für alle Zeiten dargethan, daß Goethe „un et indivisible" ist,

der Alte des Jungen würdig, jung geblieben, soweit es überhaupt menschenmöglich.

Hier ist der wahre alte Goethe, jede Seite des Eckermann-Buches offenbart die große Persönlichkeit um so deutlicher, als auch die Schwächen des Großen keineswegs versteckt sind. Der am meisten wiederholte Vorwurf gegen Goethe, daß er ein Hofmann und Fürstenknecht gewesen sei, sich vor den Mächtigen der Erde gebückt und im übrigen ein steifes, kaltes Wesen zur Schau getragen habe, fällt vor dem lebendigen Zeugnis Eckermanns in ein wesenloses Nichts zusammen. O ja, Goethe kannte die Großen und beachtete die Regel, daß man sich ihnen gegenüber „nicht durchaus menschlich geben, vielmehr sich durchaus innerhalb einer gewissen Konvenienz halten müsse", er hat selbst dem einfachen Edelmann das Maß von Verbeugungen gewährt, das nach dem Höflichkeitskodex unvermeidlich ist, aber wann hat er je seinem Verhältnis zu den Großen einen Einfluß auf sein inneres Wesen und seinen von ihm erkannten hohen Beruf, das deutsche Volk geistig freizumachen, gestattet, wie will man auch nur den Schatten eines Beweises liefern, daß er Rang und Titel höher eingeschätzt habe als nach ihrem wirklichen Wert? Ganz ausdrücklich erklärt er doch, daß ihm seine Standeserhöhung innerlich nichts bedeutet habe, und daß er sich gar nicht gewundert haben würde, wenn man ihn zum Fürsten gemacht hätte. Dabei verkannte er freilich die Vorzüge aristokratischer Herkunft, dessen, was wir jetzt das Rassige nennen, nicht und war weit davon entfernt, sich als Gleichheitsprieſter aufzuspielen, vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahintersteckte, hatte er jedoch nach eigenem Ausdruck „nie viel Respekt". Es ist schlimm, daß man solche Dinge noch in unseren Tagen wiederholen muß, aber die Krankheit unseres Zeitalters ist ja nicht der Servilismus, obschon auch dieser hier und da noch in Reinkultur gezüchtet wird, sondern die demokratische Protzerei, die Ueberhebung des Plebejertums, das nicht bloß der hohen Geburt, sondern auch geistiger Größe die gebührende Rücksicht versagt, dagegen vor der Macht des Geldes jämmerlich kriecht. — Von der „steifen" Exellenz merkt man bei Eckermann kaum etwas. Selbstverständlich, Goethe ist öfter steif und zurückweisend gewesen, ob aber am unrechten Platze, ist doch noch sehr fraglich, man weiß ja doch, welche Gesellen sich an die großen Männer heranzudrängen pflegen. Sollte er aber auch einmal jemanden, der es nicht verdiente, schlecht behandelt haben, so wird sich das menschlich jederzeit leicht erklären lassen: die Künstlernatur ist von Stimmungen abhängig, und wenn Goethe auch gewiß dieser Stimmungen mehr Herr war als jeder andere, hin und wieder machten sie sich natürlich auch bei ihm geltend. In der Hauptsache erscheint er bei Eckermann durchaus menschlich-liebenswürdig, freundlich, ja gütig. Welche Rücksicht nimmt er auf die Eigenheiten seines Schützlings, die Gesellschaftsfurcht, die Theaterliebe, wie kindlich-zutraulich er-

scheint er oft! Wie ist es geradezu rührend, wenn er, der alte große Mann, den jungen, der ihm ja zwar in mancher Beziehung nützlich war, väterlich als „liebes Kind" anredet und seine Zuneigung wohl gar durch allerlei Liebkosungen, wie Händedruck und Streicheln, zu erkennen giebt. Es steckte in dem Genius Goethes, wie in jedem echten, die Kindesnatur bis zu allerletzt: Nicht nur, daß er gelegentlich noch ausgelassen wie ein Kind sein und Kinderspiele, wie das Bogenschießen, treiben kann, er hat auch die stärkste Sympathie für die Jugend und weiß sich sehr wohl in die Kinderseele hineinzuversetzen, wie er denn z. B. die Störung aller Kinderspiele durch die Polizei, die in unserem demokratischen Zeitalter erst recht an der Tagesordnung ist, aufs höchste tadelt. Jawohl, Goethe wußte, wie man freie Menschen erzieht, daß es garnicht darauf ankomme, ob die Erwachsenen ein größeres oder geringeres Maß von politischer Freiheit (die ja nebenbei bemerkt, immer darauf hinausläuft, so oder so vielmal das Blindekuhspiel des Wählens treiben zu dürfen) besitzen, sondern darauf, ob der öffentliche Geist, hinter dem wieder der Nationalcharakter steht, wahrhaft frei sei — nun, wir fangen an, uns in dieser Richtung zu entwickeln, aber im Gegensatz zur Demokratie. Doch es ist hier zunächst noch von Goethes Persönlichkeit, noch nicht von seinen Anschauungen die Rede. Wahre Güte und grandiose Natürlichkeit, das ist meiner Ueberzeugung nach, wenn man die hier und da das Gold verbergenden Schlacken wie billig ignoriert, ihr Charakteristikum. Goethe war kein Egoist oder doch nicht mehr Egoist, als es ein großer Mann, der seine Aufgaben auf Erden erfüllen will, sein muß. Gewiß, er benutzt Eckermann, er schneidet ihm sogar die Möglichkeit auf sich selbst gestellter Entwickelung ab, aber er thut das doch wohl aus der Erkenntnis heraus, daß der freie Schriftsteller Eckermann nicht viel mehr als ein Berufskritiker geworden wäre, und entschädigt ihn aufs reichlichste. Zu einem schwärmerischen Idealisten, der sich, wie er wenigstens glaubt, immer für andere aufopfert, hatte Goethe allerdings nicht die geringste Anlage, er war Realist durch und durch, aber sein Realismus hat nichts von der brutalen Härte des eigentlichen Thatmenschen, er entspringt einer durchaus gütigen, hochgebildeten, dabei allerdings auch sehr verstandesklaren Natur. Und so ergiebt er dauerhafte menschliche Verhältnisse.

Eben diesen verstandesklaren, aber keineswegs rein verstandesmäßigen, vielmehr auf tiefster Erkenntnis menschlicher Natur und wärmster Anteilnahme an allem Menschlichen beruhenden Realismus erkennen wir in Goethes Verhältnis zu allen menschlichen Dingen und Institutionen, und es ist ein ungeheures Verdienst des Eckermannschen Buches, daß es dies Verhältnis fast jederzeit unendlich klar und prägnant hervortreten läßt. Daß Goethe kein Hofmann war, haben wir bereits gesehen, er war auch kein politischer Reaktionär oder, wie man es auch vielfach hinstellt, ein völlig unpolitischer Mensch, sondern er hatte sehr vernünftige Anschauungen über Staat und Politik, die man der Mehrzahl der

heutigen Deutschen nur wünschen könnte. Auch hier ein entschiedener Realismus: Lange vor Bismarck hat Goethe die Politik für ein sehr großes Metier, das den ganzen Menschen erfordere, also für eine Kunst erklärt und seinen Abscheu gegen die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgehe, ausgesprochen. Aber einseitig Freund des Bestehenden wollte er auch nicht heißen, sondern nahm ganz entschieden den Ehrentitel eines Freundes des Volkes für sich in Anspruch. Zwar er haßte den gewaltsamen Umsturz, wie er den Despotismus eines Ludwigs XV. verurteilte, alles Gewaltsame, Sprunghafte war ihm in der Seele zuwider, weil es nicht naturgemäß sei, aber gegen den vernünftigen Fortschritt hatte er nicht das Geringste einzuwenden, ja, er, der Sohn des angeblich unpolitischen achtzehnten Jahrhunderts, war seinen mit dem englischen und namentlich dem französischen Liberalismus kokettierenden Zeitgenossen insofern unendlich weit voraus, als er klar erkannte, daß jeder Fortschritt dem Nationalcharakter eines Volkes entsprechen müsse. Es sind auch noch für uns goldene Worte, die er am 4. Januar 1824 zu Eckermann sagte: „Wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt." Daraus folgt, daß tiefe Kenntnis des Nationalcharakters die Vorbedingung alles politischen Wirkens ist, und daß Goethe diese besaß, beweist die ebenfalls im Eckermann zu findende schöne Rede über den deutschen Individualismus, wie seine Prophezeiung der deutschen Einheit, die nicht viel anders gekommen ist, als er voraussah. Wundervoll ist dann auch hier wieder Goethes Zug zur Jugend: „Wäre ich ein Fürst, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennetät nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam gemächlich fortgehen, wobei dann freilich nicht viel Gescheites zu Tage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Kapazitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Wollen und edelstem Charakter. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen." Dieser Preis der Jugend galt freilich nicht den grünen Jungen, über deren Anmaßlichkeit Goethe vielmehr öfter klagte, er war nur die Proklamierung des Satzes: „dem Talente offene Bahn!", der denn vollkommen zu Goethes klarem und warmem Realismus stimmt.

Er hat ihn auch der deutschen Litteratur seiner Zeit gegenüber zur Richtschnur genommen, was auch gegenteiliges behauptet worden ist. Es ist z. B. eine offenbare Lüge, wenn Heinrich Heine behauptet, Goethe habe Angst vor jedem selbständigen Originalschriftsteller gehabt und alle unbedeutenden Kleingeister gepriesen, ja, er habe es so weit getrieben, daß es endlich für ein Brevet der Mittelmäßigkeit gegolten habe, von Goethe gelobt worden zu sein. Ueber Goethes Verhältnis zu Kleist will ich hier nicht reden, das fällt in eine frühere Zeit — hat der Dichter aber nicht selbst diesem Unglücklichen, von dem er sich abgestoßen fühlte, die Bahn zu öffnen versucht? Eckermanns „Gespräche" spiegeln die Litteratur des Restaurationszeitalters wieder, das von Goethe mit Recht als eine etwas dumpfe Zeit des Auslebens empfunden wurde, es erhält aber jeder, der in ihm bedeutender hervortrat, von Goethe eine im ganzen zutreffende Charakteristik. Grillparzer, der bedeutendste, kommt im Eckermann leider nicht vor, wir wissen aber aus dessen eigener Biographie, daß Goethe ihn äußerst freundlich aufnahm, und daß er es sich selber durch ungeschicktes Wesen bei dem Alten verdarb. Uhland geschieht nur scheinbar unrecht — Goethe hat zufällig seine etwas weichliche Jugendlyrik gelesen und ist dadurch abgestoßen worden, erkennt dann aber den Balladendichter an. Und wenn er später unter noch wärmerer Anerkennung der Gesamterscheinung Uhlands dessen politische Richtung tadelt, hatte er da nicht recht? Sind nicht etwa die politischen Gedichte des tüchtigen Schwaben trotz einiger glänzenden rhetorischen Stellen im ganzen poetisch schwach? Ueber Rückert hat Goethe freundliches gesagt, Platen hat er als Talent sogar überschätzt, freilich auch seine negative polemische Richtung getadelt und das harte, wenn auch bis zu einem gewissen Grade treffende Wort über ihn gesprochen, daß ihm die Liebe fehle. Immermanns Bedeutung erkannte er auch gleich, obschon das damals noch keineswegs so leicht war. Das sind denn doch schon beinahe alle vorragenden Talente der Zeit. Daß hier und da auch einmal eine Mittelmäßigkeit gelobt wird, soll nicht bestritten werden, aber die Egon Ebert, August Hagen und Wilhelm Meinhold sind noch keineswegs solche. Es fiel dann allerdings das Wort über die forcierten Talente, aber wer möchte leugnen, daß es schon für die zwanziger Jahre berechtigt (Grabbe, auch Heine) und für die dreißiger Jahre, die Zeit des jungen Deutschlands, geradezu prophetisch war? Sehr viel bedeutender sind dann freilich im Eckermann die Auslassungen über die älteren Zeitgenossen Goethes, unsere klassische Dichtung, und die über die ausländische Litteratur. Für die erstere, für Lessing, Wieland, Herder, vor allem aber Schiller sind die Aussprüche Goethes zum Teil von geradezu grundlegender Bedeutung, ich würde mich beispielsweise anheischig machen, aus ihnen eine Charakteristik Schillers in seinen Vorzügen und Schwächen zu entwickeln, die man noch heute, nach Hebbel und Ludwig, als maßgebend anzuerkennen haben würde. Auch Nichtdichter, die während des Sturmes und

Dranges und in der klassischen Zeit, zumal in Goethes Leben eine große Rolle gespielt, Merck und Karl August z. B., treten aus den Gesprächen außerordentlich plastisch hervor; sie sind nicht bloß ein Lebens-, sie sind auch ein Geschichtsbuch von nicht unbeträchtlichem Wert. — Ganz hervorragend ist der Eckermann als Wiederspiegelung der ausländischen litterarischen Einflüsse, die damals, nachdem sie zuerst von Deutschland, von Goethe im besonderen ausgegangen, gleichsam rückschwellend nach Deutschland zurückkehrten. In gewisser Hinsicht steht Lord Byron im litterarischen Mittelpunkt des ganzen Buches, sein menschlicher und dichterischer Charakter und auch seine Poesie finden eine fast erschöpfende Darstellung. Wir Deutschen von heute haben im allgemeinen keinen Zug mehr zu Byron, er ist uns zu sehr in sich gebunden, seine unzweifelhaft äußerst starke Subjektivität ist uns nicht objektiv-poetisch ausgiebig genug; immerhin aber begreifen wir, wie er auf Goethe, der seit Schillers Tode einsam dastand, wie ein Phänomen wirken mußte, und wir folgen dem Alten gern, wenn er uns seines Lieblings Größe auseinandersetzt. Dauerhafter erscheint uns heute sein Lob Walter Scotts, und auch die Begeisterung für Manzonis „Verlobten" können wir wohl noch teilen, umsomehr, da wir sie außerordentlich frisch und unmittelbar, in den Pausen der Lektüre überliefert bekommen. Daneben dann die Größen der französischen romantischen Schule, Béranger, der freilich als echter Gallier nur halb zu ihr gehört, Viktor Hugo, dessen „Notre dame de Paris" freilich verworfen wird, Prosper Mérimée u. s. w. Auch die Männer der französischen Wissenschaft, die Guizot, Cousin, Villemain, die ganze junge Generation des „Globe" schreiten sehr respektabel einher, und wir empfinden das Erstaunen Goethes, daß die leichtsinnigen Franzosen unter dem Einfluß deutscher Wissenschaft und Kunst plötzlich so ernsthaft und gründlich geworden sind, mit ganzer Seele nach. Mehr als alle diese Männer des Friedens fesselt freilich der Kriegsgott Napoleon, vor dem er selber einst in Erfurt gestanden hatte, die Aufmerksamkeit Goethes, er ist, könnte man fast sagen, neben Byron der zweite Mittelpunkt der „Gespräche", und das Genie Goethe macht aus seiner Bewunderung des Genies Napoleon kein Hehl. Wer wollte sich darüber entrüsten? So lächerlich ein eigentlicher Napoleonkultus in Deutschland ist, wie er dann bald bei uns eingeführt wurde, so leicht verständlich ist ein gewaltiges psychologisches Interesse an dem Erben der Cäsaren, wie es die damals allmählich hervortretende Memoirenlitteratur über ihn denn auch bei Goethe wachrief. Eckermann als Geschichtsbuch durfte nicht ohne die Gestalt des Korsen sein.

So reich nun aber auch die „Gespräche" an Material zur Zeiterkenntnis sind, so sicher Byron und Napoleon höchst bedeutsam gespiegelt werden, immer kehrt doch die Aufmerksamkeit zu Goethe selbst zurück, seine Persönlichkeit, sein Leben und Schaffen geben, wie selbstverständlich, den Gehalt des Buches, erst in Bezug auf ihn erscheint uns alles von höherer und tieferer Bedeutung. Speziell

für Goethes Schaffen ist der Eckermann ein äußerst wichtiges Quellenwerk: Nicht nur, daß uns gezeigt wird, wie der alte Meister zu den meisten seiner früheren Werke stand — beispielsweise über den „Werther" sagt er selbst das Beste, was je darüber gesagt worden ist —, wir sehen auch noch eine Reihe von Werken, „Die Wanderjahre", Teile von „Wahrheit und Dichtung", die „Novelle", vor allem den zweiten Teil des „Faust" vor unseren Augen entstehen und können unschätzbare Blicke in die Dichterwerkstatt Goethes thun. Es ist richtig, seine Gestaltungskunst war nicht mehr auf der Höhe, wir bemerken ein Uebergewicht der Reflexion, ja, hier und da eine gewisse mechanische Weise, die den mangelnden „Strom" durch allerlei äußerliche Mittelchen ersetzen will. Aber die ganze ungeheuere ästhetische Erfahrung eines unendlich reichen Künstlerlebens besaß doch auch noch der Goethe Eckermanns, und alles in allem sind die „Gespräche" doch auch als ästhetisches Lebensbuch in der deutschen Litteratur einzig, nur etwa die „Tagebücher" Hebbels möchte ich ihnen an die Seite stellen. Natürlich, ich weiß, was auch in Goethes Werken selber steckt, aber die Form, in der wir es bei Eckermann erhalten, ist vielfach glücklicher, wir können hier öfter den Gedankengängen nachgehen, und nichts ist fruchtbarer. Auf die Einzelheiten kann ich hier selbstverständlich nicht eingehen, aber beispielsweise sind Goethes Auslassungen über die Produktivität, über das Schöne als Urphänomen, über die Abhängigkeit der jüngeren Dichter von älteren von geradezu monumentaler Bedeutung, und noch vieles andere würde in einer Psychologie des künstlerischen Schaffens eine ganz hervorragende Stelle finden. Im Notfall ist die ästhetische Bildung, die man sich aus Eckermann holen kann, sogar noch für unsere jetzigen komplizierten Verhältnisse ausreichend. Auch für die bildende Kunst läßt sich sehr viel lernen, mag Goethe immerhin zu sehr in seinem klassizistischen Ideal befangen gewesen sein. Cum grano salis muß man freilich lesen können, wenn man den rechten Nutzen haben soll; es ist gewiß nur sehr bedingt richtig, wenn Goethe den jungen Talenten das Abfassen größerer Werke widerrät oder die äußerste Rücksichtnahme auf das Theater empfiehlt, der Realist Goethe lobt unter Umständen auch einmal eine Praxis, die mit der Kunst nicht recht bestehen kann. Aber dem Ganzen gegenüber besagt das garnichts, nicht mehr, als seine Abneigung, in Sachen der Farbenlehre Widerspruch zu erfahren, für seine ganze Persönlichkeit bedeutet.

Ja, die Farbenlehre! Da wären wir denn bei der Materie, die in den Gesprächen uns heute wohl gelegentlich einige Langeweile verursacht. Ich kann nicht leugnen, ich würde mich königlich freuen, wenn Goethe auch hier noch recht bekäme und die geniale Intuition abermals einen Sieg über die gelehrte Forschung davontrüge. Aber ich traue dem Frieden nicht recht, und am Ende war auch Newton ein Genie. Immerhin werden bei Gelegenheit der Farbenlehre von Goethe tiefe Wahrheiten genug ausgesprochen, und vor allem, man kann den Geist erkennen, in welchem Goethe forschte. Die modernen Naturforscher haben

ja zu einem großen Teil Goethe als den Ihrigen reklamiert, aber ich fürchte, er würde keineswegs mit ihnen durch dick und dünn gehen und manchen der Herren sehr energisch ablehnen. Eine ähnliche Anschauung hat kürzlich Fritz Lienhard ausgesprochen: „Goethes, dieses Künstlers voll sicheren und feinen Instinktes, Grundstimmung in all seiner keuschen und intuitiven Forschung war und mußte sein: eine zarte Zurückhaltung vor den letzten, nicht zu lösenden Resten . . . .“ Goethe vergleicht die Natur bald mit einem „neckischen jungen Mädchen“, das durch tausend Reize anlockt und immer wieder entschlüpft, bald nennt er ihre „Geheimnisse von einer unergründlichen Tiefe“ und betont, daß sie, wenn wir auch immer weitere Blicke hinein thun dürfen, „doch am letzten Ende unergründlich bleibt“. In einem Aphorismus sagt er scharf und nackt: „der Begriff vom Entstehen ist uns ganz und gar versagt.“ Goethe, der die vielsagende Homunkulusscene geschrieben hat, schrieb auch die Worte: „Wenn man sie (die bloß mathematischen Naturen, die Goethe nicht liebte) auf ehrfurchtsvolle Weise in Raum und Zeit gewähren läßt, so werden sie erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches allen angehört und ohne welches sie selbst weder etwas thun noch wirken könnten: Idee und Liebe.“ Goethe, der sogar zu einem poetischen Mysticismus leise Neigungen verriet (Seelenwanderung, Dämonismus des Genies), der über die Unsterblichkeit ebenso fein zurückhaltend wie ehrfürchtig sprach, faßte das, was er als höchstes Glück des denkenden Menschen empfand, in die Weisheitsworte zusammen: „Das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“ So wurde er beiden Standorten gerecht: dem objektiven, der exakt die Materie bis zu gewissen Grenzen beschaut, aber auch dem subjektiven, der sich ahnend als Teil des unendlichen Weltgeistes fühlt —

„. . . ist doch der Kern der Natur
Menschen im Herzen.“

Ganz gewiß, das ist die richtige Anschauung über Goethe als Naturforscher. Ich gehe vielleicht noch weiter als Lienhard und sage: Goethe hatte nicht bloß leise Neigungen zum poetischen Mysticismus, er war eine positiv religiöse Natur, weit entfernt von dem religiösen Indifferentismus, den man ihm vorgeworfen hat. Der Eckermann, der nicht bloß Lebens- und Geschichtsbuch, der auch Weltanschauungsbuch ist, beweist es an hundert Stellen. Ich führe nur die eine an, wo Goethe, als ihm Eckermann von der, selbst freigelassen, zu ihren in der Gefangenschaft befindlichen Jungen zurückkehrenden Grasmücke berichtet, in die Worte ausbricht: „Närrischer Mensch, wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern.“ Ganz unbedingt ist in Goethe ein tiefer Gottesglaube, den man keineswegs als eine pantheistische Allgemeinheit aufzufassen hat, sondern als tiefstes Bedürfnis einer wahrhaft frommen Natur, die freilich zu einem Vernunftopfer nicht geneigt war und das Anthropomorphische in allen Religionsvorstellungen

nur zu gut erkannte. Wäre nur der Glaube all unserer Frommen so innig, fest und demütig wie bei Goethe! Und es war ein echt protestantischer Glaube, noch in seinem letzten Gespräch mit Eckermann spricht Goethe das ganze Verdienst Luthers so klar wie möglich aus: „Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen." Gottbegabte Menschennatur! Als solche empfand er vor allem das Genie, dessen Schöpfungen ihm durch bloß menschliches Wollen und menschliche Kräfte einfach nicht erreichbar schienen, und stellte es sogar als Gottes Absicht hin, auf der materiellen Unterlage der Welt eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen: „So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen." Es ist klar, daß man zu einer solchen Anschauung mit dem dumpfen pantheistischen Gott, dessen Kerker die Welt ist, nicht gelangt, wenn andrerseits auch der außerweltliche persönliche Gott hier ebensowenig in Betracht kommt. Goethes Gott ist aus den tiefsten Gründen nicht begrifflich normiert, aber er ist ebensowenig ein blasser Schemen, ein Verlegenheitsprodukt, wie bei so vielen Religiös-Freisinnigen, er ist fest geglaubt und tief gefühlt — und Gefühl ist alles! Soweit sich überhaupt ein Glaube anders als dichterisch aussprechen läßt, hat Goethe ihn bei Eckermann ausgesprochen, und so fehlt auch das Letzte nicht, was wir zur Erkenntnis einer großen Persönlichkeit brauchen: Von der äußeren Miene bis zum tiefsten Bekenntnis, alles birgt dieses wunderbare Buch.

Es steckt ja aber nicht bloß der ganze Johann Wolfgang Goethe, es steckt auch der ganze Johann Peter Eckermann darin, und diesen genauer kennen zu lernen ist doch ebenfalls der Mühe wert. Goethe spiegelt die Welt, und Eckermann spiegelt Goethe, könnte man das Verhältnis ausdrücken, aber Goethe ist auch eine Welt, während Eckermann als Persönlichkeit freilich nur ein bescheidenes Winkelchen bedeutet. Immerhin soll man die rein receptiven Naturen nicht unterschätzen, sie vermitteln zwischen Genius und Welt und sind um so schätzbarer, je treuer sie aufnehmen. Ein wenig Produktivität gehört auch dazu oder doch Reproduktivität, und die hat Eckermann ja auch durch seine „Gedichte" und durch seine „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe" erwiesen. Als „Spiegel" aber ist er unvergleichlich, und es ist mehr als bloße Schmiegsamkeit, was ihn befähigte, Goethes Wesen und Art bis zur Gebärde der Rede treu wiederzugeben, es ist eine angeborene minutiöse Beobachtungsgabe und eine Frische der Sinne, wie wir sie an den Naturkindern bewundern, und wie sie dieser Sohn der Lüneburger Heide als Erbteil seines Stammes und aus einer unter dem niederen Volke nahe der Natur verbrachten Jugend mit bekam, es ist endlich die Liebe, die das Beste gab. Ueber seinen Bildungsgang hat Eckermann selber in der Einleitung zu seinen „Gesprächen" berichtet: Er ist merkwürdig genug, es will etwas heißen, vom Kuhjungen zum vertrauten Genossen eines Goethe emporzukommen. Noch merkwürdiger ist, daß Eckermann nicht durch die

ihm widerfahrene Auszeichnung „verdreht“ wurde, daß er der einfache, bescheidene, liebenswürdige Mensch blieb, der er gewesen war. Aber er kam nicht allzufrüh, erst nach seinem dreißigsten Lebensjahre (1823) an Goethe heran, und es war nicht bloß tüchtiges Bildungsstreben, sondern auch ethischer Fonds in ihm, und der ersetzt menschlich sehr wohl die Genialität. Alles in allem war er eine durchaus gesunde Natur und bei aller Sorglosigkeit und Bestimmbarkeit, was sein äußeres Geschick anlangte, doch im Kerne fest. Es spricht doch sehr für ihn, daß er Goethe selbst auf dem Gebiet der Farbenlehre mit Einwürfen zu kommen wagte. Goethe aber hat nicht bloß seine Brauchbarkeit bei der Redaktion der Werke, sondern sicher auch seine innere Tüchtigkeit wahrhaft geschätzt, und es ist zwischen dem alten und dem jungen Manne ein wahrhaft schönes Verhältnis entstanden. Geistig unbedeutend war Eckermann auch keineswegs, er war ein Zuhörer und „Zwischenredner“, wie sich ihn der große Mann nicht besser wünschen kann, zwar durchaus „Gläubiger“, aber darum noch nicht unbedingter Jasager und Nachbeter. Es sind nicht die schlechtesten Partien der Gespräche, wo Eckermann mehr hervortritt, selbst die, wo er das Wort führt und seine Erfahrungen über Vögelzucht und -mauserung und über seine Bogenherstellungsversuche weitläufig darstellt, lesen wir mit großem Vergnügen: erstens, weil sie so „sachlich“ sind und dann, weil sie angenehme Unterbrechungen bedeuten. Ueberhaupt stammt von Eckermann wesentlich das idyllische Element der Gespräche, das wir zwischen all dem Hohen nicht missen möchten, er war nicht umsonst ein Landsmann oder doch Stammesgenosse von Johann Heinrich Voß. Daß er aber auch großer Empfindungen fähig und ein Stück Dichter war, zeigt sich an manchen Orten, vor allem bei der Schilderung des Besuches bei Goethes Leiche. Die hätte der größte Dichter nicht ergreifender gestalten können und sie wiegt hundert lobenswerte Gedichte auf.

Die Großstadt schläft.

Die Mondnacht webt aus Moll und Dur
Hoch überm toten Häusermeere
Uralte Lieder der Natur,
Gewebt aus Licht und Erdenschwere.
Der Nachtwind harft sie leis und sacht,
Solange bis die Stadt erwacht . . .
Ein Lied der Not, ein Lied der Liebe . .

Paul Friedrich.

Aus dem Leben der Hauptstadt.

Von

J. Norden.

I.

Spät abends, wenn Du auf Deinen Balkon hinaustrittst, oder zum Fenster hinauslehnst, um vor dem Schlafengehen noch ein paar Züge frischer Luft einzuatmen, oder Dich in den Anblick des sternblinkenden Himmels über Dir zu versenken, was Dich immer von so viel Ballast befreit, den Du tagsüber in Kopf und Herz mit Dir herumschleppst, Niederschläge einer Menge häßlicher Eindrücke, die Du zwischen Morgen und Abend in Dir aufgenommen — dann tönt durch die fast feierliche Stille des Vororts, in dem Du lebst, ein dumpfes Rauschen, ein leises Klingen und Singen, das nur jezuweilen der langgezogene oder kurz aufjauchzende Pfiff einer irgendwo vorüberrasenden Lokomotive unterbricht ....

Es erinnert Dich an goldene Sommertage, dieses dumpfe Rauschen, dieses leise Klingen und Singen ... Du wähnst Dich wieder an der Meeresküste, an einem friedlichen Abend, der einem Tage voll Sturmesheulen und Wogenbrausen gefolgt ist. Rasch haben die Stürme ausgetobt, und bald schon besänftigte sich das Meer an Deiner Küste. Und so kann selbst einem sturmreichen Tage ein stiller Abend folgen, und leise nur noch rauscht und singt und klingt hinter der Düne das Meer. Seine Atemzüge nennst Du dieses regelmäßige Kommen und Gehen dumpfrauschender, langgestreckter Wellen. ...

Und Atemzüge auch sind es, die Du jetzt vernimmst, in nächtlicher Stille, auf Deinem Balkon, an Deinem Fenster — die Atemzüge einer Millionenstadt. Wie das Meer gewaltig in seinen Lebensäußerungen, wie das Meer unergründlich in seinen Tiefen, wie das Meer in hundert und aberhundert Tönen und Farben schillernd, Leben zeugend und Leben vernichtend, voll tückischer Klippen und Riffe unter trügerisch gleißender Decke, furchtbar im Aufruhr, berückend im Zusammenwirken zahlloser Kräfte, der Tummelplatz und das Grab kühner Hoffnungen, Wünsche, Träume — wie das Meer ...

Du lauschest dem Rauschen, Singen, Klingen ... Eine zauberische Weise. In ihrer Einförmigkeit erhaben und groß wie der helle Schein, der drüben hinter den Gärten, wie ein Nordlicht am Horizont leise flackernd und flimmernd, gegen den Nachthimmel steht. Ein Glorienschein des Schaffens und Wirkens und

Könnens menschlicher Geisteskraft über der Riesenstätte, wo sie sich bethätigt im Treiben und Drängen und Ringen und Kämpfen von Hundert- und Hunderttausenden einzelner Lebewesen, von denen jedes die Gesamtheit so oder so wiederspiegelt.

Man spricht so viel von der Poesie der Kleinstadt. Selbst da noch, wo ihr die Natur und Geschichte mit allerlei malerischen Effekten nicht einmal zu Hülfe kommen. Es ist die Poesie des Kleinen und Beschränkten, die Poesie des Idylls, des Liedchens. Sie löst in uns nur eine Empfindung aus. Ein gewaltiges Heldenepos ist die Poesie der Millionenstadt, und sein Held ist das Menschentum in allen Bethätigungen seines moralischen, intellektuellen und geistigen Lebens: Quelle und Ausfluß dieser Thätigkeit auf allen Gebieten und zwischen beiden ein erbitterter Kampf, ein rastloses Ringen.

Es hat etwas Berauschendes, wenn man sich hineinversenkt in die ungeheure Summe von geistiger und körperlicher Arbeit, die in solcher Metropole in jedem Augenblick geleistet wird, und wenn man bedenkt, wie nie, auch in keiner Stunde der Nacht, diese Arbeit ganz aufhört und ruht und wie viele Millionen von Menschen im weiten Reich und auf dem ganzen Erdball zu dieser Summe von Arbeit in enger Beziehung stehen, diene sie der Staatsverwaltung, der Unterhaltung von Heer und Seemacht, dem Handel und Gewerbe, der Kunst und Wissenschaft, der Technik und dem Verkehrsleben, dem Kultus und dem Unterrichtswesen, der Wohlthätigkeit und der Gesundheitspflege oder was sonst es sei.

Nie vielleicht fühlst Du Dich so eins mit der Menschheit, als in dieser nächtlichen Stunde, wenn das ferne dumpfe Rauschen und das leise Singen und Klingen an Dein Ohr schlagen und Du der leuchtenden Aureole am Horizont nachsinnst. Nie auch kommen Dir die Gegensätze des Lebens so zum Bewußtsein, wie dann: die Gegensätze von Luxus und Wohlleben und von Hunger und Elend, von größter geistiger Anspannung und vom Schmarotzertum, von weitausschauendem oder im stillen, in engerem Kreise geübten Wohlthun und Dienst zum Segen bedürftiger Mitmenschen und von furchtbaren Verbrechen und schrankenlosester Nichtachtung des Nächsten, von dem heißesten Ringen nach besserer Erkenntnis und von satanischer Leugnung all' dessen, was menschlichem Gemeinwesen und menschlichem Gemeinwirken das Dasein und die Früchte der Arbeit gewährleistet.

Tagsüber, wenn Du selbst untertauchst in diesem Meer von Bestrebungen, von Arbeit, von Lebensbethätigung jeglicher Art — dann spürst Du, im Gewühl des Straßenlebens, in der Hetze des Berufslebens, im Drange Deines Strebens immer nur das Allernächste — überschauen kannst Du das Ganze nur in stiller Stunde des Sinnens. Und dann auch nur erschließt sich Dir die ganze Poesie, die das Wort und den Begriff einer „Millionenstadt" umfaßt.

* * *

Welch' eine Unsumme von schon Geleistetem auf all' diesen Gebieten schließen die Worte „Aus dem Leben der Hauptstadt" in sich. Hat der Gedanke, wie viel verschiedenartige Arbeit in einer Millionenstadt in der kurzen Spanne nur einer Viertelstunde geleistet wird, schon etwas Packendes — überwältigend ist der Eindruck, wenn man sich die gesamten Früchte dieser nimmerrastenden Arbeit vergegenwärtigt.

Man hat es — und mit Recht — als einen Vorzug Deutschlands z. B. vor Frankreich bezeichnet, daß hier keine so ausschließliche Zentralisierung des geistigen Lebens stattfindet wie bei unsern westlichen Nachbarn, wo „Paris" der Inbegriff fast sämtlicher geistiger Arbeit des Volkes und des Landes ist, wo alles, was nicht mit der Marke der Entstehung oder des Erfolges in der Seinestadt abgestempelt ist, auf dem Markte des öffentlichen Lebens Frankreichs keinen Kurs hat. So weit sind wir in Deutschland — gottlob! — noch nicht. Dazu besitzt das Deutsche Reich viel zu viele bedeutsame Kulturstätten, von denen zudem ja nicht wenige noch weit älter in ihrer Kultur sind als Berlin. Aber dennoch übt dieses je länger desto mehr eine unwiderstehliche, elementare Anziehungskraft aus auf die bedeutendsten Träger geistiger Lebensäußerungen, und das drückt seinem öffentlichen Leben den Stempel des Großartigen auf.

Davon wird an dieser Stelle oft die Rede sein müssen. Auch davon, daß nicht immer und in allem diese wachsende Bedeutung der Reichshauptstadt zu ihren Gunsten ausfällt. Sie leistet vor allem dem Streben nach rein äußerlicher Anerkennung häufig allzuvielen Vorschub. Sie fördert die Jagd nach dem Glück. Sie bedingt für den einzelnen oft eine Verflachung, behindert seine Vertiefung. . .

Aber davon heute nichts. Heute nur von dem Stempel des Großartigen. Und nur von dem Großartigen, das jedem sofort in die Augen springt, das jeder genießen kann und genießt ohne Nachsinnen und Nachspüren, wie es wohl das Erfassen der Bedeutung der wachsenden geistigen Vorherrschaft Berlins voraussetzt.

Was sich dem die Reichshauptstadt in bestimmten Zeiträumen durchflutenden Zuge der Fremden vor allem aufdrängt, das ist das gewaltige Anwachsen des Verkehrslebens und der Bauthätigkeit. Mit berechtigtem Staunen und begreiflicher Bewunderung erfüllen sie diese, als die wohl großartigsten Seiten des großartigen Lebens der Hauptstadt.

Es giebt zwei Bücher, in die ich mich gern vertiefe im Zuge der Gedanken, die das Nachsinnen über die Bedeutung einer „Millionenstadt" wachruft: das „Statistische Jahrbuch der Stadt Berlin", das bereits im 25. Jahrgang vorliegt, und der „Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin", der sich immer auf ein halbes Jahrzehnt bezieht. Der letzte, die Jahre 1889—1895 umfassende, Bericht in drei starken Bänden erschien 1898. . . Man lächelt vielleicht darüber: endlose Zahlenreihen, Tabellen, Diagramme und der Text dazu trocken, nüchtern, langweilig. Aber wie aus dem rohen Marmorblock unter des Künstlers

beseelter Hand ein wunderherrliches Kunstwerk entsteht, so erschließt sich aus diesem „trockenen, nüchternen, langweiligen" Material eine bezwingende Poesie dem, der es nicht mit den Augen und den Gedanken eines Rechenmeisters liest — die Poesie jener Summe menschlicher Arbeitskraft und Arbeitsleistung als die Frucht potenzierter Geistesthätigkeit Tausender und Abertausender, von der ein Teil in Handarbeit umgesetzt fortlebt auch in dem Hammerschlag des Bahnarbeiters, der nachts bei Naphthafackellicht Gleise auf dem Straßendamm vernietet, und in dem Schwung der Kelle des Maurers, der am hellichten Tage Backstein zu Backstein fügt und mit Mörtel verbindet. Das ist der Inhalt jenes Heldenepos, mit dem ich erst die Poesie der Millionenstadt verglich — das Hohelied der Arbeit.

Und darum können statistische Angaben nicht bloß für den Volkswirtschafter und Sittenlehrer von großer Bedeutung und großem Reiz sein, sondern für jeden, der empfänglichen Sinn für die Aeußerungen des Menschenlebens besitzt. Jede einzelne Zahl erschließt ganze Gedankenreihen, eröffnet Ausblicke, bildet sozusagen einen eigenen Gesang in jenem Epos. — —

Man vergegenwärtige sich, daß bis 1873 die einzige Pferdebahnstrecke Kupfergraben—Charlottenburg—Westend bestand, daß 7 Jahre später bereits, außer der fast zwei Meilen langen Ringbahn, 28 Pferdebahnlinien in Betrieb waren und daß heute ein Riesennetz von mehr als 70 Linien mit einer Gesamtlänge von mehr als 453 km die Hauptstadt und die mit ihr verwachsenen Nachbarstädte und Vororte bedeckt. Auf diesen Strecken wurden im vorigen Jahre 56 636 558 km abgefahren und über 280 Millionen Passagiere befördert. Die gesamte Personenbeförderung aber in dem genannten Jahre mit Omnibussen, Straßenbahnen, Stadt- und Ringbahn beziffert sich auf ca. 458½ Millionen! Im Jahre 1898 belief sich diese Ziffer auf ca. 362½ Millionen und wieder drei Jahre zurück auf ca. 270 Millionen; seit 10 Jahren zurück aber hat sie sich mehr als verdoppelt.

Und gegenüber diesem Wachstum des Verkehrs erweisen sich auch die 453 km Straßenbahnen, die Stadt- und Ringbahn und die 187 km Omnibuslinien als ungenügend. Die Siemenssche Hochbahn, die wie die Stadtbahn den äußersten Osten mit dem fernen Westen verbindet und die schon demnächst dem Betriebe übergeben wird, kommt jenen Verkehrsmitteln zu Hilfe, und in nicht zu ferner Zeit wohl folgt die Inbetriebsetzung von Untergrundbahnen. Schon jetzt aber giebt es Punkte in der Stadt, wo der Verkehr in vier Straßen übereinander sich vollzieht — so hinter dem Potsdamer Bahnhof, wo die Wasserstraße des Kanals von gewöhnlichen Straßenzügen umsäumt wird, über die hin der Eisenbahnverkehr sich vollzieht, während der Bahnkörper selbst in kühnem Schwunge von der Hochbahn überquert wird. So werden die Untergrundbahnen bereits zu einem unabweislichen Bedürfnis, und nahe liegt der Gedanke, daß endlich einmal auch Teile der Spree und der Kanäle dem städtischen Personenverkehr erschlossen werden, was dem gesamten Stadtbilde nur zur Zier gereichen würde . . .

Wie ein gewaltiger Refrain klingts durch das dumpfe nächtliche Rauschen immer wieder: welche Unsumme von Arbeitskraft und Arbeitsleistung allein schon in diesen Ziffern aus dem Verkehrsleben der Millionenstadt!

Wo wir das Heldenepos von der Arbeit auch aufschlagen — überall werden die Zahlenreihen, die uns entgegenstarren, in der gleichen Weise zu lebendigen Zeugen der Lebensthätigkeit der Riesenstadt . . .

Wie dieses Verkehrsleben, so erfüllt auch die Bauthätigkeit Berlins und seiner Vororte den Fremden mit Staunen und Bewunderung. Aber auch in diesem Fall kommt er um den Reiz des Miterlebens, wie alles ward und wird. Er sieht sich nur immer wieder auf neue Höhen und Gipfelpunkte versetzt, aber die Wanderung aufwärts macht er nicht mit.

Es ist aber unsagbar reizvoll, dieses Wachstum der Stadt, namentlich nach den westlichen Himmelsrichtungen hin zu verfolgen. Nicht bloß das Wachsen an sich, sondern auch, und noch mehr, wie sich mit dem Wachsen allmählich immer mehr und mehr das Aussehen der Stadt in seinen neuen Teilen verändert.

Es ist noch gar nicht lange her, daß die Lützowstraße die westliche Grenze des Häusermeeres bildete. In einem Jahrzehnt flutete dieses bis zur Kurfürstenstraße; auch dieser Damm wurde rasch überschritten: Tauenzien- und Kleist- und Bülowstraße schoben sich hinein. Vor etwa fünf Jahren schien dann das Wachstum bei der Augsburger Straße Halt machen zu wollen. Aber längst ist auch diese nur eine Verkehrsader inmitten großer Wohnviertel geworden, die sich stellenweise bereits bis zur Berliner Straße zwischen Schöneberg und Wilmersdorf hinziehen. Aehnlich wächst das Straßennetz nach vielen anderen Richtungen hin.

Das alles sieht auch der Auswärtige, der von Zeit zu Zeit die Reichshauptstadt besucht. Der Einheimische sieht mehr, sieht das, was auch der Fremde sehen könnte, wenn er sich die Zeit dazu nähme, oder auch nur, wenn er darauf aufmerksam gemacht würde. Dann bemerkte auch er, daß sich die Wachstumsschichten der Riesenstadt ganz deutlich unterscheiden lassen wie die Jahresringe am Holz des Baumes: der Baustil und die Ausstattung geben die Kennzeichen ab.

Je jünger der Stadtteil, die Straße, desto größer der Luxus oder auch Scheinluxus. Dabei in jeder einzelnen Schicht von Wohnvierteln und Straßenzügen der gleiche Stil oder Typus für die Mietskasernen. Eine oft erbarmungslose Schablone, wie sie der Spekulationsgeist in den von ihm geschaffenen Häuserzeilen eingebürgert hat. Da tobte förmlich zuerst die Renaissancesucht, Ende der 70er Jahre bis Ende der 80er etwa, tobte sich aus in — Stuck-Fassaden zumeist; allmählich wurde sie dann durch den barocken Zopfstil und das heitere Rokoko abgelöst, die ihrerseits sichtlich jetzt seit ein paar Jahren dem englischen Wohnhausstil Platz machen müssen, dort, wo genügend künstlerisches

Empfinden vorhanden ist, in erfreulicher Umwertung und unter Anlehnung an leider nur zu lange vergessen gewesene Ausdrucksformen deutschnationaler Bauweise.

Aber Eines muß hervorgehoben werden: mit dem Luxus oder richtiger Scheinluxus der Anlage und Ausstattung der Häuser wächst, je weiter, je mehr in erfreulicher Weise auch die Beachtung gesundheitlicher Forderungen, wird der Befriedigung der Licht- und Luftbedürfnisse Rechnung getragen, nicht bloß im Vorderhause, sondern auch im „Hinterhause". In „Berlin W.", im neuen und neuesten „Berlin W.", das oft schon Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf ist, ist auch dieses Hinterhaus durchaus wohnlich, hat ebenso gut, ja öfter noch als das Vorderhaus, einen Garten, in den man vom Balkon, Erker, aus der Loggia hinabblickt. Neben den den breiten Bürgersteig begleitenden Baumreihen und den Vorgärten sind diese drei für Neu-Berlin besonders bezeichnend und gerade sie bilden die Hauptmerkmale jener Entwickelungsschichten.

Die älteste Schicht „dieses Neu-Berlins", die etwa vor 25—30 Jahren entstand, weist Balkons und Erker nur erst spärlich auf. Die Seitenstraßen der Potsdamer- und der Lützowstraße, zum Teil auch noch diese selbst, zeigen noch die glatten, schmucklosen Flächen, dunkel getüncht meistens, trostlos öde und langweilig. Giebt es einmal hier und da einen Erker, so gliedert er sich nicht architektonisch aus der ganzen Fassade heraus, sondern erscheint wie angeklebt, wie wir wohl einen Schrank an die glatte Wand stellen. Meist viereckig, selten ein gefälligeres halbes Sechseck bildend, sind sie zudem nur der Vorzug eines oder zweier Stockwerke. In der nächsten Schicht wird das schon anders. Kaum ein Haus, kaum eine Wohnung ohne Erker. Und da man hier beim Bauen schon zu „Opfern" bereit war und die Hausfläche mit anspruchsvollen, aber in der Regel wertlosen Stuckornamenten ausstattete, oft in geradezu überladener Weise, so sind die Erker hier auch schon keine viereckigen Kasten oder glattseitige Halb-Sechsecke mehr, sondern haben ihren Anteil an dem Fassadenausputz. Hier und da tritt auch schon der Balkon hinzu: zwischen zwei Erkerreihen zieht er sich über die Mittelfassade des Hauses hin, oder er klebt rechts und links, wie ein Schwalbennest am Erker. Endlich gesellt sich zu diesen beiden Licht- und Luftspendern die Loggia; bisweilen zusammenhängend mit dem Balkon als tiefe Nische hinter ihm. Dankenswert ist es, daß wir den bedeutsamen drei Luft- und Lichtspendern nicht mehr nur in den Mietshäusern für den wohlhabenderen Mittelstand begegnen, sondern auch bei jenen Kasernen, die von oben bis unten für Arbeiterwohnungen hergerichtet sind. Schön sehen diese Luftspender freilich nicht aus, diese viereckigen Löcher in der Hausfläche und die Balkons, die wie freischwebende, niedrige Vogelkäfige ohne Dach an der Mauer kleben, einer über dem anderen — aber der Gesundheit dienen sie.

Ja — schön im gemeinverständlichen Sinn ist in Berlin Vieles nicht. Und unerreichbar ists, daß Berlin einst die „schönste Stadt" würde. Dazu fehlt es an hügeliger Lage, Wasserreichtum, Farbenglanz; fehlt es an einer reichen,

glänzenden geschichtlichen Vergangenheit, deren Spuren überall in der allmählich gewordenen Stadt zu Tage träten; fehlt es an einer Jahrhunderte alten Schule des Geschmacks, des Reichtums, der Pracht, und einer Jahrhunderte alten, überaus fruchtreichen Verschmelzung geläuterter Kunstpflege und schöner Naturelemente, unter deren Einfluß dann die Geschlechter sich folgen mit immer fester wurzelndem Kunstbedürfnis und immer reifer werdendem Kunstverständnis, einem Bedürfnis und einem Verständnis, die dem einzelnen gar nicht mehr so recht zum Bewußtsein, sondern ganz naiv und ungezwungen zum Ausdruck kämen, weil sie ihm eben angeboren wären.

Aber doch mehren sich schon die einheitlich angelegten Plätze und Schmuckgärten, die interessanteren, abwechslungsreicheren Profilierungen der Häuserzeilen. Und dann — das Großartige der Bauthätigkeit und des Verkehrslebens in allen Teilen der Stadt, es übt ja auch an sich schon eine Art Schönheitswirkung aus, die sogar berückend werden kann . . . Und köstlich ists, ihr nachzusinnen und den Elementen, aus denen sie sich zusammensetzt, wenn man in nächtlicher Stille dem dumpfen Rauschen, dem leisen Klingen und Singen lauscht, das herübertönt von der „Millionenstadt", über der in ewiger, erhabener Ruhe der unendliche Sternenhimmel sich ausdehnt, der die Volksstädte und Menschengeschlechter kommen und wachsen und schwinden sieht . . .

Selig sind . . .

Selig sind, die reines Herzens sind,
Ihren Blick verzehrt nicht Nacht noch Ferne,
Wunschlos gehn sie, wunschlos wie die Sterne,
Mit den Augen, die wie Märchen sind.

Und sie haben eine heilge Macht,
Um sie her sind schöne, fromme Träume.
Wo sie weilen, lichten sich die Räume,
Und die Stürme werden keusch und sacht.

Wo sie wandeln giebts kein Dornenweh,
Und die Blumen neigen sich und grüßen,
Und der Weg wird weich vor ihren Füßen,
Daß sie hingehn wie auf Blütenschnee.

Wessen Fuß auf ihren Spuren geht,
Wessen Auge ihrem Gruß begegnet,
Der erkennt, wie reich ihn Gott gesegnet,
Und er sucht nach einem Dankgebet.

Und als ob ein neuer Tag beginnt,
Ueberkommt ihn eine seltne Klarheit,
Und er fühlt in sich die ewige Wahrheit:
Selig sind, die reines Herzens sind.

Aus: Karl Bonfelow, „Von Weib und Welt" Berlin-Tempelhof, Schulhaus Verlag 1901.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

Oktober bis 10. November 1901: 29. September: Rückreise der Sühnegesandtschaft des Prinzen Tschun nach China. — 3. Oktober: Tod des Emirs von Afghanistan Abdur-Rahman Khan; Thronbesteigung seines Sohnes Habib-Ullah Khan. — 9. Oktober: Vorläufige Verständigung Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika über den mittelamerikanischen Kanal. — 10. Oktober: Proklamierung des Kriegsrechts im Kaplande. — 23. Oktober: Eröffnung des panamerikanischen Kongresses in Mexiko. Absetzung General Bullers von seiner Stellung als Befehlshaber des 1. englischen Armeekorps zu Aldershot. — 31. Oktober: Das französische Geschwader unter Caillard dampft nach Lesbos ab. — 5. November: Wahl des Senators Low zum Bürgermeister von New-York. Okkupation von Mytilene durch die Franzosen. — 7. November: Tod von Li-Hung-Tschang. — 9. November: Die Pforte bewilligt die Forderungen Frankreichs. — 10. November: Das französische Geschwader verläßt Mytilene.

Eine außerordentlich ereignisreiche Zeit liegt hinter uns. Sie steht unter der Nachwirkung einerseits des Zarenbesuchs in Deutschland und Frankreich, andererseits der in China gefallenen Entscheidung und des Präsidentenwechsels in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Endlich machen sich immer deutlicher die Nachwirkungen der Lähmung fühlbar, an der das britische Reich infolge des südafrikanischen Krieges krankt. Alle diese politischen Ereignisse stehen zudem in einem gewissen Zusammenhange, wie denn die Entwickelung unseres Kulturlebens immer mehr dahinführt, den Gesamtbegriff einer Weltpolitik zu schaffen. Es giebt kaum eine Erscheinung im politischen Leben der anderen Nationen, der wir als Unbeteiligte gleichgültig zuschauen könnten. Was geschieht, wirkt weiter, und die so entstehenden Kreise schneiden und kreuzen sich mit anderen so vielfach, daß schließlich dem Beobachter das Urteil über den Punkt, von dem sie ausgegangen sind, sich verwirrt. Suchen wir uns zu orientieren.

Als Zar Nikolaus II. seine Auslandreise antrat, war sich die Welt über die Motive dieser Reise keineswegs klar. Und doch liegt es nahe, darin den natürlichen Ausdruck der besonderen Beziehungen zu erkennen, die nun einmal zwischen Rußland und Frankreich bestehen. Die wenig anständige Vermutung, daß die Zarenreise den Zweck habe, Stimmung für eine neue russische Anleihe zu machen, ist inzwischen durch die Ereignisse widerlegt worden, und ebenso mußte der Besuch, den der Zar unserem Kaiser in Danzig machte, der Vorstellung den Boden rauben, daß eine einseitige Bindung der russischen Politik an die französische erfolgt sei. Es ist allgemein bemerkt worden, wie herzlich der Verkehr zwischen beiden Kaisern gewesen ist, und der nachträgliche Aufenthalt des Prinzen Heinrich in Spala hat die kordialen Beziehungen, die zwischen den nahverwandten Herrscherhäusern bestehen, noch weiter verstärkt. Daß freilich zwischen Rußland und Frankreich auch politische Vereinbarungen stattgefunden haben, hat der weitere Verlauf der Ereignisse mit Evidenz erwiesen. Die französische Expedition nach Mytilene konnte ohne ausdrückliche Billigung Rußlands nicht stattfinden; aber gerade jene moralische Unterstützung, zu welcher die russische Politik sich bereit ge-

funden hat, mußte uns als Bürgschaft dafür dienen, daß von einem Aufrollen der orientalischen Frage nicht die Rede sein konnte. Das Programm der russischen Politik, die ihre Stirn dem fernen Osten zuwendet, schließt jede Verwickelung aus, welche gegenwärtig die orientalische Frage in Europa lebendig machen könnte; ganz wie es als ausgeschlossen betrachtet werden muß, daß Rußland, aus welchem Grunde immer, sich für die nächst absehbare Zukunft mit einem europäischen Kriege belasten sollte. Es war daher von der französischen Expedition nichts Anderes zu erwarten, als die erzwungene Demütigung der Pforte und eine Stärkung des französischen Einflusses in den Gewässern des östlichen Mittelmeeres, in Syrien und an den Küsten der Levante. Dies, so mußten wir voraussetzen, war das Ziel der französischen Politik, und im großen und ganzen dürfte dies Ziel auch erreicht sein. Daß die französischen Ansprüche, soweit es sich um Geldforderungen handelt, stark übertrieben waren, macht allerdings umsomehr einen peinlichen Eindruck, als es sich um eine „Lumperei" handelte, aber da nicht freiwillig von französischer Seite, wie bereits einzelne Stimmen es verlangten, über diese Punkte eine schiedsrichterliche Entscheidung herangezogen wurde, blieb der Pforte nichts übrig, als zu zahlen. Weit bedenklicher in seinen Folgen konnte das an sich nur zu billigende Eintreten für die Armenier werden, weil diese armenische Frage eine der bösesten Schwären am türkischen Leibe darstellt und auf das Engste mit russischen Interessen verknüpft ist. Da war es sehr klug, wenn Frankreich sich schließlich beschied, die eigentlich wunden Punkte nicht zu berühren und mit dem Schein eines Erfolges vorlieb zu nehmen. Endlich war es nicht unbedenklich, daß durch das kräftige Auftreten Frankreichs das Selbstbewußtsein und die Begehrlichkeit der Lateiner auf dem vielumstrittenen Felde der heiligen Stätten den Griechen und den zahlreichen Sekten gegenüber sich gesteigert hat. Hier liegt ein Punkt, an welchem die russischen und die französischen Interessen sich scharf von einander scheiden, und es ist immer fraglich, wie lange das bisher erfolgreich geübte System des Vertuschens sich wird behaupten lassen. Endlich ließ sich nicht verkennen, daß auch jetzt schon Rivalitäten hervortraten, die in der orientalischen Frage nun einmal nicht zu beseitigen sind. Sowohl in England wie in Italien waren deutliche Anzeichen einer aufkeimenden Verstimmung zu erkennen. Die Pforte hatte sich nach London mit einer Berufung auf den berühmten Disraelischen Vertrag von 1878 gewandt; die englische Abweisung aber schloß zugleich eine Drohung gegen Frankreich für den Fall in sich, daß die französischen Ansprüche über den Kreis der als berechtigt anerkannten Forderungen hinausgehen sollten. Italien aber dachte ernstlich daran, für alle Fälle seine Flotte in die östlichen Gewässer zu entsenden. Man konnte alledem gegenüber nur lebhaft wünschen, daß die französisch-türkische Differenz schnell und endgültig beigelegt werde; ist es doch allezeit gefährlich, sich dem orientalischen Explosionsherd mit bewaffneter Hand zu nähern. Schon mehr als einmal sind auf diesem Boden die Kanonen von selbst losgegangen. Mit um so größerer Genugthuung begrüßen wir den schließlichen Ausgang. Er hat, ohne die Pforte in ihrem Lebensnerv zu treffen, im wesentlichen den Forderungen Frankreichs genug gethan, und nicht, wie anfänglich gefürchtet werden mußte, die Grenzen überschritten, die für die hohe Pforte und die Mittelmeermächte zwischen dem Erträglichen und dem nicht zu Duldenden liegen. Was an Veränderungen eingetreten ist, trifft vor allem das Verhältnis der griechisch-katholischen

zur römischen Kirche auf orientalischem Boden, geht also vornehmlich die russisch-französischen Beziehungen an; das aber ist ein Thema, welches den intimen Charakter von Konzessionen trägt, wie sie in ehelichen Beziehungen stattzufinden pflegen. Sie sind oft notwendig, tragen aber nicht immer zur Steigerung des häuslichen Glückes bei. Das wesentliche am Ausgange dieser so plötzlich aufgetauchten und so überraschend schnell erledigten orientalischen Krisis ist daher, daß sich in der Gesamtlage des europäischen Orients nichts geändert hat. Die Machtverhältnisse sind genau dieselben geblieben, die vor der Expedition Caillard bestanden, aber die Folgen, die sich aus diesem merkwürdigen Intermezzo für die französisch-russischen Beziehungen ergeben müssen, lassen sich noch nicht übersehen.

Daß die russische Politik den fernen, nicht den europäischen Orient ins Auge faßt, muß trotz des Lärms, mit dem die russische Presse die türkischen Angelegenheiten traktiert, als Thatsache betrachtet werden. Die fieberhafte Eile, mit welcher der endliche Ausbau der großen sibirischen Bahn und ihre Verbindung mit der mandschurischen Eisenbahn betrieben wird, mußte, auch wenn wir nicht das Programm des Fürsten Lobanow Rostowski und den Ehrgeiz des Kaiser Nikolaus II., diesen Plan thatsächlich durchzuführen, kennten, an sich auf eine derartige Vermutung führen. Es ist ganz richtig, daß eine gesunde russische Politik darauf ausgehen muß, sich an den Küsten des orientalischen Sturmwinkels, vom Golf von Liao-Tung bis nach Port Arthur hin und an den Wurzeln der koreanischen Halbinsel so mächtig aufzustellen, daß sie einer japanisch-englischen Koalition, wenn nötig, die Spitze bieten kann. Schon jetzt liegt fast die gesamte russische Kriegsflotte in jenen Gewässern und in Rußland ist die Vorstellung allgemein, daß Japan, durch die faktische Einziehung der Mandschurei von seiten Rußlands in höchstem Grade verstimmt, unter keinen Umständen ein Vordringen Rußlands auf koreanischem Boden dulden werde. Auch hat Japan thatsächlich heute eine weit stärkere Stellung auf Korea als noch vor Jahresfrist; Japan beherrscht Korea finanziell; es hat die Russen aus Masampo hinausmanövriert und eben jetzt sein Flottenprogramm voll durchgeführt. Kein Zweifel, daß ihm eine Bindung Rußlands an anderer Stelle höchst erwünscht wäre, und Rußland hat gewiß geschickt operiert, wenn es unter diesen Verhältnissen jedem Konflikt mit Japan vorsichtig aus dem Wege gegangen ist. Auch erklärt sich aus diesen Verhältnissen, daß Rußland lebhafter als jede andere Macht an der Fortdauer des südafrikanischen Krieges interessiert ist; es ist garnicht daran zu denken, daß es trotz der rauschenden Sympathiebezeugungen, die sehr aufrichtig in Presse und Gesellschaft zu Tage treten, auch nur einen Finger rühren wird, um durch eine schnellere Lösung des Konflikts den Engländern die Hände frei zu machen.

Der Tod des Emirs von Afghanistan hat die sinkende Stellung Englands in Asien noch weiter gefährdet, und es ist wiederum außerordentlich klug, wenn Rußland, wie es wohl konnte, den Thronwechsel nicht benutzt hat, um gewaltsam in die afghanischen Verhältnisse einzugreifen und dadurch auch England zu einer Aktion zu nötigen. Viel vorteilhafter ist es für Rußland, das Damoklesschwert seiner imposanten militärischen Aufstellung in Turkestan drohend über dem Haupte Englands schweben zu lassen und es dadurch in Ostasien zu einer Politik ängstlichen Kleinmuts zu nötigen.

Wenn einst ein englischer Geschichtschreiber über die Politik Chamberlain-Salisbury

rückschauend sein Urteil abgeben wird, werden gerade diese Dinge schwer in die Wagschale fallen. Trotz des glänzenden Verlaufs, den die englischen Flottenmanöver im Kanal genommen haben, und trotz der Loyalitätsversicherungen, die der Herzog von Cornwall oder, wie wir ihn fortan nennen müssen, der Prinz von Wales, von seiner Weltreise durch die englischen Kolonieen heimgebracht hat, geht ein Gefühl tiefer Beunruhigung durch die Nation. Es wird durch die hochtönenden Worte der ministeriellen Redner und durch die thörichte Herausforderung der sittlichen Empfindung und des Stolzes anderer Nationen nur schlecht verhüllt, daß man auf englischem Boden allerdings um die Zukunft des Reichs zu sorgen beginnt. Sogar der alte fundamentale Satz: daß es in England in Fragen „of imperial moment“ keine Meinungsverschiedenheit gebe, hält nicht mehr stand; steht auch die ungeheure Majorität des Landes in diesen sorgenvollen Tagen zu den offiziellen Vertretern der Regierung, so ist doch das Gewissen der Nation unsicher geworden, und es sind nicht die schlechtesten Männer des Landes, die heute der Regierung in den Arm zu fallen suchen. Ihr Ziel aber werden sie nicht erreichen; das Verhängnis reißt die Politik des Staates zu den äußersten Konsequenzen fort. Mr. Chamberlain hat noch jüngst erklärt, es könne von Frieden keine Rede sein, ehe die englische Fahne als die einzige zwischen Zambesi und dem Kap der Guten Hoffnung wehe; er scheint dabei freilich vergessen zu haben, daß es in Süd-Westafrika eine deutsche Fahne giebt.

Die Verkündigung des Kriegszustandes im Kaplande, die damit verbundene Sistierung der Verfassung in der Kapkolonie, die leidige Notwendigkeit, mit kriegsgerichtlichen Sprüchen gegen eine Bevölkerung vorzugehen, der ihre Loyalität dem britischen Reich gegenüber, man darf wohl sagen, gewaltsam ausgetrieben worden ist, die durch Bensons Niederlage bei Berkenlaagte zur Evidenz bewiesene Thatsache, daß noch immer kriegstüchtige Burenheere im Felde stehen, der Niedergang des englischen Geschäftslebens, vor allem aber der bis ins Herz verwundete Stolz der Nation — das giebt in seiner Summe ein Bild, von dem wir wohl verstehen, wenn englische Patrioten sich von ihm sorgenvoll abwenden. Hier spielt eine Nemesis, deren weiteres Wirken sich wohl ahnen, aber nicht vorher ausmalen läßt.

In den Gebirgshöhen am Himalaya muß Lord Curzon, der Vicekönig von Indien, wieder einmal mit den Wagiris kämpfen, einem Volksstamm, der, wenn man die Unterschiede von Rasse und Religion in Abrechnung bringt, den Buren nicht unähnlich zu sein scheint. In Hindostan und im Delta droht eine neue Hungersnot. Auch diese Wunde am englischen Leibe beginnt wieder aufzubrechen. Man mag darüber lachen, daß die italienische Bevölkerung Maltas, erbittert durch die thörichten Maßregeln sprachlichen Zwanges, die Chamberlain ihr aufgedrängt hat, den Engländern ihren Haß offen ins Gesicht schleudert; so lange England seine Garnison in Malta hat, kann es sich über derartige Dinge hinwegsetzen; aber es ist ein Symptom zu vielen anderen, und wer die Diagnose über die Gesundheit des englischen Staates abzugeben hat, wird auch diese Symptome mit zu Rate ziehen. —

Kürzlich ist von einem französischen Statistiker der zahlenmäßige Beweis erbracht worden, daß der amerikanische Handel den englischen aus den westindischen Inseln und aus Kanada beinahe völlig verdrängt hat und aus Australien, zum Teil sogar aus den

indischen Hafenstädten zu verdrängen beginnt. Ebenso weist der Verfasser dieser Studie, Herr Jacques Bardoux, nach, daß das amerikanische Kapital sogar in England selbst die heimische Industrie in Abhängigkeit zu bringen beginnt. Damit tritt aber die interessante Thatsache zu Tage, daß nicht Deutschland, sondern Amerika der eigentliche Konkurrent Englands ist, eine Thatsache, die in einer anderen Weltlage als der gegenwärtigen das politische Verhältnis beider Staaten beeinflußt hätte; heute ist die Wirkung nur die gewesen, daß England den Forderungen des amerikanischen Vetters gegenüber nur noch nachgiebiger geworden ist. Das zeigte sich zumal in den Verhandlungen, die jüngst über den mittelamerikanischen Kanal gepflogen worden sind und zu einer vorläufigen Vereinbarung führten, laut welcher England die beanspruchte Mitbeaufsichtigung über die Neutralität des Kanals aus Händen gab. Wie der schließliche Ausgang sein wird, hängt an den Beschlüssen des Senats in Washington, der eben jetzt mit großem Eifer, in wenig entgegenkommender Stimmung, über diese außerordentlich bedeutsame Zukunftsfrage verhandelt.

Mit Spannung folgt alle Welt den Spuren der Thätigkeit des neuen Präsidenten Roosevelt, der mit frischem Mut und gewohnter Thatkraft bemüht ist, den Augiasstall der Mißbräuche zu säubern, an denen die Verwaltung der Vereinigten Staaten, vor allem aber die der größten Stadt der Republik, New-Yorks, krankt. Beherrscht auch New-York nicht in gleichem Maße die öffentliche Meinung der großen Republik wie etwa Paris die französische und neuerdings die Londoner Presse die englische, so läßt sich doch nicht verkennen, daß auch auf amerikanischem Boden ähnliche Verhältnisse sich auszubilden begonnen hatten. Die Tyrannis der von Richard Croker geführten Tammany-Partei, einer ihrem Ursprunge nach irischen Korruptions- und Ausbeutungsgesellschaft, machte sich in ihren Wirkungen bis in den fernsten Westen hinein fühlbar und hat mehr, als bekannt geworden ist, auch die große Politik der Vereinigten Staaten beeinflußt. Nicht nur die demokratische Presse erhielt aus diesem herrschenden Ring ihre Inspirationen, und die starke Zentralisation in der Leitung von Tammany ließ einen Widerstand gegen ihre Direktiven fast aussichtslos erscheinen.

Präsident Roosevelt hat nun die moralische Kraft gezeigt, den Bann zu brechen, sich außerhalb der engen Schranken des Parteitreibens zu stellen und eine Politik der reinen Hände zu inaugurieren, die er seither konsequent behauptet hat. Unter dem Streitruf „Du sollst nicht stehlen!“ ist bei der Bürgermeisterwahl in New York am 5. November der Kampf mit Tammany siegreich durchgefochten worden. Der Kandidat Crokers, Shepard, höchst charakteristischerweise ein von Tammany gewonnener früherer Gegner, ist von dem Kandidaten der Gegenpartei, Senator Low, aufs Haupt geschlagen worden, und das bedeutet allerdings eine neue Aera im politischen Leben nicht nur der Hauptstadt, sondern der Vereinigten Staaten überhaupt. Nicht etwa, als hätte die Welt fortan mit einer plötzlichen Schwenkung in der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten zu rechnen, daran ist nicht zu denken, wohl aber dürfen wir erwarten, daß die bisher an die Wand gedrückten ruhigeren Elemente gleichfalls zu Wort kommen, und das kann nur wohlthätig wirken.

Als politisches Erbe Mac Kinleys hat Präsident Roosevelt einerseits die Agitation für eine sehr wesentliche Verstärkung der amerikanischen Kriegsflotte übernommen, andererseits die Bestrebungen, die in dem panamerikanischen Kongreß zu Mexiko ihren

Ausdruck finden. In betreff der Flottenverstärkung sind Demokraten und Republikaner ganz eines Sinnes. Sie wird zweifellos erfolgen und zwar innerhalb der Grenzen des technisch Möglichen, mit außerordentlicher Schnelligkeit und in großem Umfange, womit dann ein schon heute, namentlich in den Gewässern des Stillen Ozeans, sehr bedeutsamer Faktor noch an Geltung gewinnen muß. Alle Mächte, auch wir, werden damit zu rechnen haben.

Vom panamerikanischen Kongreß verlautet nur wenig. Das Programm ist im wesentlichen dasselbe, mit dem einst der Staatssekretär Blaine auftrat, wenn auch das Bestreben, die politische Vormundschaft Mittel- und Südamerikas zu übernehmen, weniger deutlich hervortritt als vor 11 Jahren. Die obligatorischen Schiedsgerichte, unter Ausschluß europäischer Mächte als Schiedsrichter, sind heute nicht mehr als Kern der Verhandlungsgegenstände zu betrachten, und das kann nach dem Verlauf, den die kubanischen Angelegenheiten genommen haben, nicht wunder nehmen. Auch gegen eine engere wirtschaftliche Verbindung der lateinischen Amerikaner mit den mächtigen angelsächsischen Nachbarn sträubt sich das besondere Interesse und das Mißtrauen des Südens. Wie 1890 in Washington, suchen auch heute in Mexiko, als Protagonisten der lateinischen Rasse, Chile und Argentinien dem Einfluß der Vereinigten Staaten entgegen zu wirken, und beide sind keine verächtlichen Gegner. Die Voraussetzung ist dabei freilich, daß sie nicht untereinander raufen und die stets vorliegenden strittigen Grenzfragen endlich einmal völlig durch einen bindenden Vertrag aus der Welt schaffen. Sehen wir recht, so bereitet sich eben jetzt eine solche Verständigung vor, wenigstens scheint der gute Wille dazu auf der einen wie auf der anderen Seite vorhanden zu sein.

Auch in den venezolanisch-kolumbischen Krieg versucht Chile vermittelnd einzugreifen, sodaß man immer mehr den Eindruck gewinnt, daß sich hier ein Gegengewicht gegen die Uebermacht der Vereinigten Staaten geltend zu machen beginnt. —

Am 17. Oktober ist der österreichische Reichsrat wieder zusammengetreten und am 28. fand die Eröffnung des ungarischen Reichstages statt.

Von den großen Erwartungen, mit denen man den Verhandlungen beider Körperschaften entgegensah, ist bisher nur wenig in Erfüllung gegangen. Der Schwerpunkt fällt auf die Haltung der österreichischen Deutschen, namentlich auf die Frage, ob es den „Deutsch-Nationalen" gelingen wird, die übrigen deutschen Parteien um sich zu scharen und damit dem deutschen Element die von der weiland deutschen Verfassungspartei verspielte führende Stellung des deutschen Elementes in Oesterreich wieder zurückzugewinnen. In einer sehr lesenswerten Broschüre: „Denkschrift über Oesterreichs innere Zustände"*) wird ganz richtig hervorgehoben, daß „in dem Reiche Oesterreich-Ungarn sich in der Politik (wie bei der Kaiserreise in Böhmen im Juni 1901 sich klar zeigte) der Streit der Völker um die Person des Monarchen als der weit überwiegenden Quelle der Macht" drehe. Das hätten am frühesten die Ungarn begriffen, ihnen seien Tschechen und Polen gefolgt, und das Bündnis dieser drei habe die Deutschen aus ihrer Stellung verdrängt und Ungarn in die ungewohnte Stellung des „erstgeborenen Sohnes der Habsburger Monarchie" geführt. Die Vorbedingung jeder Besserung in der

*) Sonderabdruck aus der „Allgemeinen Zeitung" vom 15., 17., 18. und 19. September 1901.

Stellung der Deutschen sei daher, daß sie sich wieder fest um die Krone scharen, etwa in der Weise, daß die „Deutsch-Nationalen" das Zentrum bilden und in nationalen Fragen mit den Deutsch-Radikalen als linkem, mit den liberalen und deutschen Großgrundbesitzern als rechtem Flügel geschlossen zusammenwirken. Der vor allem notwendige innere Frieden aber sei nicht zu gewinnen ohne eine gewisse Scheidung der disparaten Teile. Durch Abgrenzung und gesonderte Organisation könne man zum Frieden gelangen und eine allmähliche Vereinigung herbeiführen. Das Entscheidende dabei werde der Schutz der Minderheiten sein, eine Aufgabe, die das Kuriensystem erfüllen könne. Dann aber müsse die Unvollständigkeit und Undeutlichkeit der Gesetze von 1867, welche das Verhältnis der beiden Reichshälften regeln, gründlich beseitigt werden. Der Schacher um den Ausgleich mit Ungarn sei stets auf Kosten der Deutschen zum Vorteil der Tschechen geführt worden. Dieser Handel also müsse aufhören und daraus folge, daß die Deutschen zwar den Ausgleich von 1901 machen und bewilligen müßten, daß aber dieser Ausgleich auch der letzte sein müsse, der auf solche Weise abgeschlossen werde, dann aber sofort an die Reform der Gesetze von 1867 zu schreiten sei.

Der Verfasser übergiebt danach die folgenden Thesen der öffentlichen Besprechung:

Als für das Gesamtreich erforderlich:

1. Reform der Ausgleichsgesetze, event. Trennung von Ungarn.
2. Ernennung eines Reichskanzlers, der von 5 zu 5 Jahren alternierend aus Oesterreich und aus Ungarn zu nehmen ist.

Für Oesterreich:

1. Durchführung des Schutzes der Minderheit, Uebergebung der Selbstverwaltung an die zusammengehörigen nationalen Gruppen in Land, Bezirk und Gemeinde (Kuriensystem).
2. Erlaß eines Nationalitätengesetzes, wodurch das friedliche Zusammenleben der Nationalitäten unter den Schutz strenger Gesetze gestellt wird.*) Verantwortlichkeit der Gemeinden.
3. Schaffung eines Zwischenzustandes zwischen verfassungsmäßigem Zustand und Belagerungszustand mit vorübergehender Einstellung von Rechten und mit Geldstrafen.
4. Trennung des religiösen und Unterrichtsdienstes von der Tagespolitik im höchsten Interesse des Unterrichts und der Religion.
5. Beseitigung der von Taaffe getroffenen Aenderungen des Wahlgesetzes. Die allgemeine (5.) Kurie bleibt unberührt.
6. Beschränkung der Diätenleistung durch den Staat für den Reichsrat auf drei Monate jährlich, für die Landtage auf einen Monat.

Das ist gewiß staatsmännisch gedacht, wenn auch mehr als eine Einwendung sich uns aufdrängt. Die Hauptsache aber bleibt der Mann, der dieses Programm oder ein ähnliches durchführt, und die Frage ist, ob in Oesterreich dieser führende Kopf zu finden ist.

*) Weshalb nicht auch in Ungarn?

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

III.

Deutsche Verkehrspolitik.

Wir haben auch in der inneren Politik einen verhältnismäßig bewegten Sommer gehabt, weil sich schon zu dieser Zeit die großen Streitfragen des nächsten parlamentarischen Winterfeldzuges vorbereiteten. Und so ist es jetzt fast jedes Jahr. Aber es kommt dann doch noch eine stille Zeit. Wenn der Hochsommer vorbei ist, gehen die Wogen eher noch höher als sonst. Es ist die Zeit der Parteikongresse, der Vorbesprechungen, der Ministerinterviews und ähnlicher Vorbereitungen. Aber dann giebt es gemeinhin einen Augenblick der Sammlung und des Atemholens. Das öffentliche Leben steht unter dem Gefühl, daß in den großen Tagesfragen bis auf weiteres alles gesagt ist, was vernünftigerweise oder auch unvernünftigerweise gesagt werden kann, und nun heißt es: bald ist ja der Reichstag da; dann kommen die Dinge in Fluß.

Seit langer Zeit hat unsere innere Politik nicht so unter dem Bann einer großen Frage gestanden, wie jetzt vor den Zolltarifverhandlungen. Selbst das Flottengesetz hat nicht mit solcher Ausschließlichkeit die öffentliche Meinung beherrscht. Aber ganz fehlt es auch jetzt nicht an anderen Fragen, die von großer Bedeutung sind und an denen man den Pulsschlag des nationalen Lebens wohl messen kann. Und wenn ihre Erörterung gerade in die stille Zeit der Erwartung vor der Wiederaufnahme der Parlamentsverhandlungen fällt, soll man erst recht nicht daran vorbeigehen.

Vor einiger Zeit hat es in Süddeutschland eine gewisse Aufregung gegeben. Man konnte sich beim Lesen der Zeitungen beinahe in die Zeiten der Anfänge des Zollvereins versetzt glauben; so viel bekamen wir zu hören von preußischen Machtgelüsten, Aufopferung der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Mittelstaaten und dergleichen mehr. Was war geschehen? Die württembergischen Staatseisenbahnen waren in ungünstige Finanzverhältnisse geraten, und unter den Abhilfemitteln war auch der Gedanke erörtert worden, in eine Eisenbahngemeinschaft mit Preußen nach hessischem Muster einzutreten. Darin glaubte die süddeutsche Volkspartei die willkommene Gelegenheit zu finden, um durch leidenschaftliche Abwehr dieser Vorschläge den volkstümlichen Sondergeist des Landes wach zu rufen und sich als Retter aus einer vermeintlichen Gefahr zu gebärden.

Im Grunde war das doch alles blinder Lärm, denn Preußen übernimmt garnicht die Rolle, die ihm dabei zugedacht ist. Das Merkwürdige der Lage besteht also darin,

daß eine starke Strömung in Süddeutschland die deutsche Eisenbahnpolitik unter denselben Gesichtspunkten zu betrachten anfängt wie einst die Politik des Zollvereins, während der preußische Staat, der im Zollverein seiner Zeit die Initiative zur Entwickelung einer deutschen Wirtschaftspolitik ergriff, diesmal eben nicht von der Partie ist.

Um sich die Eigenheit dieses Verhältnisses und seine Folgen klar zu machen, wolle man sich der Geschichte der deutschen Eisenbahnpolitik erinnern. Der Uebergang von der Privatbahn zur Staatsbahn ist zwar gerade in Deutschland verhältnismäßig früh erfolgt. Bereits die vierte unter allen Bahnstrecken, die in Deutschland gebaut worden sind, nämlich die Linie Braunschweig—Wolfenbüttel, war eine Staatsbahn, und wir haben schon aus den Anfangsjahren des deutschen Eisenbahnwesens bemerkenswerte Zeugnisse dafür, wie schnell die Notwendigkeit nicht nur der staatlichen Aufsicht, sondern auch der staatlichen Initiative und des staatlichen Betriebes bei uns erkannt worden ist. In Bayern z. B., wo die erste deutsche Eisenbahnlinie erbaut worden ist, Nürnberg—Fürth, wurde schon 10 Jahre später grundsätzlich die Staatsbahnpolitik angenommen. Allerdings ist man dort später (1855) wieder von diesem Grundsatz zurückgekommen und erst nach wiederum zwanzig Jahren aufs neue dazu übergegangen. Wie hätte aber auch bei der einstigen politischen Gestaltung Deutschlands eine allgemeine deutsche Eisenbahnpolitik Gestalt gewinnen können! Als der Norddeutsche Bund gegründet wurde, befand man sich einem bunten Gemisch von Staats- und Privatbahnverwaltungen gegenüber, zu dem man bei Vereinbarung der Verfassung zunächst nur nach zwei Richtungen Stellung nehmen konnte. Es handelte sich erstens um die allgemeine Anerkennung, daß das Eisenbahnwesen Reichssache sei, und zweitens die Feststellung derjenigen Punkte, in denen ein Verfügungs- und Aufsichtsrecht des Reichs schon jetzt ein für allemal anzuerkennen und zu sichern sei.

Der Ausbau dieser Grundsätze hätte nun unter normalen Verhältnissen eigentlich dahin führen müssen, daß sich aus der Aufsicht des Reiches über die Eisenbahnen eine Verwaltung durch das Reich entwickelte. Es ist bekanntlich anders gekommen. Der von Preußen im Jahre 1876 gemachte Versuch, durch das Anerbieten der Abtretung der preußischen Staatsbahnen an das Reich die Frage in Fluß zu bringen, scheiterte. Es blieb deshalb Preußen nur übrig, innerhalb seines Staatsgebietes das Staatsbahnsystem durch Ankauf der meisten Privatbahnen zum herrschenden zu machen, so wie es in Württemberg von Anfang an, in Bayern und Sachsen seit 1875 durchgeführt war. Damit wurde dem deutschen Eisenbahnwesen eine ganz andere Entwickelung vorgezeichnet. Die Eisenbahnen als einzelstaatliche Unternehmungen wurden dementsprechend Wirtschaftsobjekte für die einzelstaatliche Verwaltung.

Das ist nicht ohne schwerwiegende Folgen geblieben. Wäre damals die Verwaltung der Eisenbahnen und die technische Seite der Sache in dieselben Hände gelegt worden, die das verfassungsmäßige Aufsichtsrecht und die Interessen der Landesverteidigung wahrzunehmen haben, so hätte das gesamte deutsche Eisenbahnwesen unter die großen Gesichtspunkte des modernen Verkehrs gestellt werden können. Daß dabei die finanzielle Seite der Sache keineswegs hätte zu kurz kommen müssen, zeigt das Beispiel der Reichspostverwaltung.

Das System der einzelstaatlichen Bahnverwaltungen hat nun aber dem Staate

die Rolle eines großen Unternehmers zugewiesen. Die Bahnen sind im Grunde nichts anderes als Privatbahnen geblieben; sie sind nur zu einem großen Betriebe vereinigt und haben als neuen Besitzer einen sehr großen Herrn erhalten, den respektlose Leute nach dem Vorgang eines gekrönten Hauptes mitunter wohl „den Racker von Staat" nennen. Gewiß ist dadurch alles vornehmer geworden; Exzellenzen, Präsidenten und Geheimräte regieren mit dem vollen Bewußtsein der Staatsbeamtenwürde und einer entsprechenden Autorität, wo im Privatunternehmen dergleichen Attribute des Wirkens ganz zurücktreten, aber das Wesen der Unternehmung ist unberührt geblieben.

Der Staat ist ein sehr reeller, gewissenhafter und tüchtiger Geschäftsmann; er hat sein Haus vortrefflich und nach den strengsten Grundsätzen geordnet, vielleicht hier und da etwas zopfig, wie das bei alten ehrenfesten Firmen nicht selten vorkommen soll. Mit Unrecht werden oft die notwendigen Kritiken der öffentlichen Meinung als Angriffe gegen die Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit der Beamten aufgefaßt, während niemand in Wahrheit an dem Vorhandensein dieser Eigenschaften zweifelt. Also nochmals, der Unternehmer ist solide und tüchtig und er sucht in seinem Geschäft den Kunden nach Kräften gerecht zu werden. Aber er ist eben Unternehmer, d. h. die Befriedigung der Kunden interessiert ihn immer nur soweit, als es die Fortführung des Unternehmens gebietet und als er damit Geschäfte macht, d. h. Geld verdient. So tritt die Fürsorge der die Gesamtheit repräsentierenden Macht für die Entwickelung des Verkehrs und die Befriedigung aller auf diesem Gebiete hervortretenden Bedürfnisse stark zurück hinter die fiskalischen Anschauungen, die sich aus der leider durch die Verhältnisse gegebenen Unternehmerrolle des Staates entwickeln.

Aus diesem Verhältnis ergeben sich auch die Beziehungen der verschiedenen deutschen Staatsbahnsysteme zu einander. Der ungeheure Umfang des Betriebes der preußischen Staatsbahnverwaltung drückt durch seine wirtschaftliche Uebermacht in derselben Weise auf die kleineren Nachbarn, wie jedes große Unternehmen kleinere Betriebe gleicher Art in Mitleidenschaft zieht. Während die preußischen Staatsbahnen eine glänzende Einnahmequelle für den Staat bilden, wird es den kleineren Staatsbahnverbänden immer schwieriger, mit einem leidlichen Gewinn oder auch nur ohne Verlust herauszukommen, wenn sie den beständig gesteigerten Anforderungen des modernen Verkehrs gerecht werden wollen. Damit ist dem Gedanken der Boden bereitet, durch vertragsmäßigen Anschluß dieser kleineren Verbände an die preußische Staatsbahnverwaltung einen Ausgleich zu schaffen.

Man muß sich wohl klar machen, daß dieser Gedanke zunächst das Ergebnis einer rein wirtschaftlichen Ueberlegung war, die von politischen Nebenabsichten völlig frei war. In solchem Sinne ist denn auch die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft zu stande gekommen. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die Frage sehr bald eine politische Beimischung erhielt. Die Gegner des Gemeinschaftsgedankens fanden in der politischen Seite der Sache willkommene Gründe zur Opposition, und in nationalgesinnten Kreisen sah man in einem begreiflichen Mißverständnis die Eisenbahngemeinschaften als etwas Aehnliches an, wie den Zollverein oder die Militärkonventionen. Man übersieht dabei, daß der Vergleich nicht paßt. Als Preußen den Zollverein gründete, geschah es in der bewußten Absicht, zur Herstellung eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes in Deutschland

die Initiative zu ergreifen; die preußische Eisenbahnverwaltung aber beruht geradezu auf dem Grundgedanken, die Verkehrsinteressen so weit als irgend möglich in den Dienst der besonderen Bedürfnisse des preußischen Staatswesens zu stellen. Die Militärkonventionen dienten dem Reichsgedanken, weil die preußische Militärorganisation vorbildlich, die Angliederung der kleineren Heereskontingente also ein Schritt auf dem Wege zu einem wirklichen Reichsheer war; die preußische Eisenbahnverwaltung aber ist nach ihren maßgebenden Grundsätzen durchaus nicht vorbildlich für das, was eine von Reichs wegen zu schaffende Regelung des Eisenbahnverkehrs sich als Aufgabe vorzeichnen müßte. Es lag seinerzeit Preußen daran, einen deutschen Staat nach dem andern an seinen Zollverein anzuschließen; es lag ihm ebenso daran, die in der Reichsverfassung vorgesehenen Grundlagen eines einheitlichen Kriegswesens durch die Konventionen weiter auszubauen, weil dadurch direkt die Wehrkraft des Reiches, um derentwillen doch alle diese deutschen Heereskontingente da waren, gestärkt wurde. Aber es liegt Preußen garnichts daran, in weitere Eisenbahngemeinschaften mit anderen Staaten zu treten, denn es hat bereits von seinem Eisenbahnsystem, was es haben will.

Auf Grund dieser Betrachtungen kann man sich überzeugen, daß die Frage der Eisenbahngemeinschaften vom nationalen Standpunkt aus keineswegs so leicht zu entscheiden ist, wie vielleicht mancher auf den ersten Blick glauben könnte. Verurteilen wird man vom nationalen Standpunkt aus die Gehässigkeit, mit der die süddeutsche Volkspartei und ihre Organe, so wie es in diesen Wochen in Württemberg geschehen ist, den Anschluß an Preußen bekämpfen, nicht etwa aus sachlichen Gründen, sondern lediglich, weil in unklaren Köpfen der Popanz der „Verpreußung" spukt. Daher muß man sich freuen über die starke Strömung, die trotzdem teils aus nationalen, teils aus wirtschaftlichen Gründen auf einen solchen Anschluß an Preußen hindrängt. Andererseits zwingt ehrliche, sachliche Prüfung doch zu dem Bekenntnis, daß jenes gutgemeinte Hinarbeiten auf eine allgemeine Reichseisenbahngemeinschaft durch den Anschluß an Preußen sicherlich eine Enttäuschung erfahren würde, daß die Gefahr vorliege, auf diesem Wege das Prinzip des Fiskalismus im Eisenbahnwesen unrettbar zu verewigen. Was wir im Reich brauchen, ist nicht die unumschränkte Herrschaft der Herren Finanzminister über unsere Schienenstränge, sondern die weitherzige Würdigung der vielseitigen Rücksichten und Interessen aller Art, die mit dem Verkehrswesen zusammenhängen, mit anderen Worten eine weitblickende deutsche Verkehrspolitik.

Ich höre hier von konservativer Seite einen Einwand, der oft genug auch seinen Ausdruck von der Rednertribüne des Reichstags gefunden hat. Ist denn diese Art von Vergötterung des Begriffs „Verkehr" überhaupt berechtigt? Konservative Kreise pflegen unruhig zu werden, wenn auf das Kaiserwort Bezug genommen wird, daß die Welt im Zeichen des Verkehrs stehe. Es soll hier nicht die Frage erörtert werden, ob nach rein theoretischer Betrachtung eine Steigerung des Verkehrs wünschenswert ist oder nicht. Diese Doktorfrage lassen wir einmal auf sich beruhen. Im Zusammenhang der vorliegenden Betrachtung kommt es nur auf den Hinweis an, daß, was man etwa an ungünstigen Wirkungen der Verkehrsentwickelung verzeichnen könnte, durch die fiskalische Auffassung der Sache nur gesteigert wird. Denn die fiskalische Verwaltung verfährt eben nach dem Grundsatz des guten Geschäftsmannes, der vor allem fragt, wo ein

Geschäft zu machen ist. Der umsichtige Kaufmann steckt sein Kapital nicht an einen Platz, wo nichts zu holen ist. Und so lange unsere Eisenbahnverwaltung in erster Linie Unternehmerin ist, macht sie es ebenso. Darum haben unsere Eisenbahnen allerdings die Wirkung, daß sie die Bevölkerung und das geschäftliche Leben in die ohnehin von der Natur bevorzugten Gegenden und Plätze lenken, und das ist ja eben der Umstand, der unseren Konservativen ihre durchaus nicht unberechtigten Klagen entlockt. Auch wir wünschen von unserer Eisenbahnverwaltung, daß sie nicht nur Unternehmerin, sondern auch Politikerin ist.

Es ließe sich da noch manches sagen über Verwendung der Ueberschüsse, um gewisse Einwirkungen auf den Verkehr und dementsprechend auf das wirtschaftliche Leben zu gewinnen; es ließe sich namentlich ein Kapitel schreiben mit der Ueberschrift „Unterlassungssünden", das uns auf das Gebiet der Sozial- und Agrarpolitik hinüberleiten würde und u. a. auch ein grelles Licht auf die Polenfrage fallen lassen könnte. Aber das würde jetzt hier zu weit führen.

Wenn hier gesagt wird, die Eisenbahnverwaltung solle mehr politische Gesichtspunkte berücksichtigen, so ist damit keineswegs verkannt, daß in Preußen innerhalb der Grenzen, die der Eisenbahnverwaltung nun einmal durch ihre finanzpolitischen Aufgaben gesteckt sind, auch auf anderem Gebiet vortreffliche Anläufe genommen sind. Daß sozialpolitische Erwägungen durchaus nicht beiseite geschoben werden, hat sich erst neuerdings wieder gezeigt, als das Ministerium darauf bedacht war, in seinem Ressort den Arbeitsstockungen, welche die jetzige Wirtschaftskrisis mit sich bringt, nach Kräften entgegen zu wirken. Freilich scheint die Ausführung des Erlasses nicht überall in vollem Verständnis für die Bedeutung der Sache und die Absichten der Zentralstelle erfolgt zu sein. So viel dürfte trotz der mancherlei Berichtigungen, die gewisse Uebertreibungen und Entstellungen gefunden haben, doch aus den Zeitungsberichten zu entnehmen sein: Für die Abhilfe kommt nicht die zweifellose Tüchtigkeit der Beamten und die wohlmeinende Gesinnung des Ministers allein in Frage; es hängt da zu vieles mit dem Prinzip zusammen, von dem das ganze Verwaltungssystem gewissermaßen durchtränkt ist und auf das auch die ganze Organisation zugeschnitten ist. Die Eisenbahnverwaltung ist eben in erster Linie ein Unternehmen zur Aufbesserung der Staatsfinanzen.

Daraus folgt, daß die Aussichten auf eine Aenderung der Lage nicht gerade bedeutend sind. Es müßte erst die Erschließung neuer Einnahmequellen für den Staat und auch die dringend erwartete Finanzreform im Reich vorangehen; das aber ist nicht eine Sache, die von heute zu morgen zu erledigen ist, am allerwenigsten am Vorabend der handelspolitischen Entscheidungen, die demnächst bevorstehen. Deshalb wird man die Bestrebungen zur Herstellung einer Reichseisenbahn-Einheit noch auf ein langes, geduldiges Abwarten verweisen müssen.

Vielleicht aber treten doch noch eher, als sich jetzt voraussetzen läßt, Verhältnisse ein, die die preußische Eisenbahnpolitik auf einen andern Weg leiten, der schließlich auch zu der großzügigen deutschen Verkehrspolitik führt, die wir als letztes Ziel wünschen müssen. Wir werden dann umsomehr leisten können, als wir auch jetzt noch in unsern Verkehrseinrichtungen den meisten andern Ländern im allgemeinen voraus sind. Mit vollem Bedacht sage ich: „auch jetzt noch", nicht etwa „schon jetzt". Denn wir haben

von Anfang an vortreffliche Einrichtungen gehabt und haben, absolut genommen, diesen Vorrang bis jetzt behauptet. Aber der relative Fortschritt der Verkehrseinrichtungen im Verhältnis zu den sich steigernden Verkehrsbedürfnissen ist in manchen andern Ländern in letzter Zeit größer gewesen als bei uns; wir haben die hinter uns Zurückgebliebenen näher herankommen lassen.

Wenn erst der Grundsatz einer wirklichen Verkehrspolitik an Stelle des fiskalischen Unternehmerstandpunkts die Herrschaft in der preußischen Eisenbahnverwaltung angetreten haben wird, werden wir auch bezüglich der werbenden Kraft dieser Einrichtungen sehr viel angenehmere Erfahrungen machen als jetzt. Wie in einem solchen Falle die Widerstände ganz von selbst schwinden, zeigt wiederum der neueste Erfolg der Reichspostverwaltung, so geringfügig das Erreichte auch manchem erscheinen mag. Auch die Reichspost befindet sich ja in einer Reservatstellung den beiden süddeutschen Königreichen gegenüber, und doch hat sich das Streben, den praktischen Bedürfnissen unbefangen gerecht zu werden, mit einer gewissen Notwendigkeit durchgesetzt. Trotz der Beibehaltung des württembergischen Postreservats werden jetzt wirklich gemeinsame Postwertzeichen mit dem Gebiet der Reichspostverwaltung eingeführt. Noch vor wenigen Jahren schien das unmöglich: es sah wie ein Aufgeben des Reservats aus. Aber die ruhige praktische Erwägung hat zuletzt die Bedenken beseitigt. Wenn auch Bayern noch zähe an seiner Sondermarke festhält, wir sind doch in einer wichtigen Verkehrsfrage einen bedeutenden Schritt weiter gekommen und das eben nur deshalb, weil das ruhige, sachliche Bestreben, die Forderungen der Zeit und des allgemeinen Verkehrsbedürfnisses ohne Nebenabsichten zu erfüllen, über alle Regungen des Mißtrauens sieghaft hinwegging. Hoffentlich gelangen wir auch auf anderen Verkehrsgebieten einmal zu einer Praxis, die in gleicher Weise überzeugende Kraft bethätigt.

Die Tauben der Venus.

Von des Eryxberges Zinnen,
Wenn es Frühling ward im Jahr,
Ließen Venuspriesterinnen
Flattern eine Taubenschar.

Aus erhabner Höhe nieder
Strich der Wanderzug einher,
Auf weißleuchtendem Gefieder
Uebers stille, blaue Meer.

Eine flaumig-lichte Wolke,
Offenbarte sie der Welt,
Daß die Göttin allem Volke
Ewig ihre Gunst erhält.

Keiner Taubenschwinge Schimmer
Löst mehr priesterliche Hand,
Doch die Liebe lebt noch immer,
Wandelt über Meer und Land.

Aus: Heinrich Vierordt, „Gemmen und Pasten". Heidelberg 1902. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

Nordamerikas Handelsbeziehungen zu Europa und Deutschland. — Der deutsche Rhein und Holland. — Die Aussichten der Bagdadbahn. — Eine afrikanische Ueberlandbahn. — Die Abwickelung des chinesischen Kriegsentschädigungsgeschäftes.

In den handelspolitischen Erörterungen der Tagespresse wird übersehen oder absichtlich übergangen, was bei der Aufstellung des deutschen Zolltarifentwurfs maßgebend war und für die Neuregelung der Handelsverträge nach ihrem Ablauf entscheidend sein wird, das Verhältnis zu Nordamerika. Nach den Ergebnissen ihres Güteraustausches mit Nordamerika müssen mehr oder minder alle europäischen Staaten erkennen, daß sie dabei immer bedenklicher den kürzeren ziehen. Dieser Güteraustausch erfolgt nicht auf der vorausgesetzten Grundlage der Gegenseitigkeit. Die Interessen der europäischen Staaten werden dabei nicht genügend gewahrt. Bei Neuregelung der Handelsbeziehungen wird entweder die nordamerikanische Republik Zollermäßigungen bewilligen oder die europäischen Staaten werden Zollerhöhungen vornehmen müssen.

Der Güteraustausch zwischen Europa und Nordamerika schloß in den letzten drei Jahren zu Gunsten Nordamerikas mit einem Ueberschuß von durchschnittlich $2^1/_2$ Milliarden Mark ab, d. h. Europa mußte, um diesen Betrag zu decken, entweder seine Gegenforderungen als Gläubiger auf Grund veranlagter Kapitalien einrechnen oder in sonstigen Werten zahlen, etwa durch Verkauf nordamerikanischer Papiere, oder seine Ausfuhr nach anderen Ländern zu erhöhen suchen. In Wirklichkeit hat man schon jetzt zu allen diesen Auswegen gegriffen, da die Notwendigkeit dazu zwang. Der nordamerikanische Ueberschuß verteilt sich nun allerdings auf die einzelnen europäischen Staaten in sehr verschiedenem Maße. England allein hat im Verkehr mit Nordamerika etwa $1^1/_2$ Milliarde Mark Mehreinfuhr zu verzeichnen und deckt diesen Betrag zu einem großen Teil durch die Zinsen und Unternehmergewinne, die es aus seinen sehr beträchtlichen, in Nordamerika angelegten Kapitalien zu fordern hat.

Deutschlands Mehreinfuhr aus Nordamerika belief sich im Jahre 1900 auf 580 Millionen Mark. Auch deutsches Kapital arbeitet in Nordamerika, aber nicht annähernd in solchen Mengen wie das englische. Deutschland hat größere Schwierigkeiten bei der Deckung dieser Mehreinfuhr zu überwinden als England. Die Einfuhr Deutschlands aus Nordamerika besteht nun zwar zu einem erheblichen Teil aus Rohstoffen (Baumwolle und Petroleum), die es nicht entbehren kann, aus Nahrungsmitteln, die

zu verbrauchen es sich gewöhnt hat, aber auch aus einer ganzen Reihe von Erzeugnissen, die es selbst herzustellen vermag. So war es eine ganz selbstverständliche Sache, daß bei der Aufstellung des neuen deutschen Zolltarifentwurfs darauf Rücksicht genommen wurde. Deutschland folgte dem Vorgehen Nordamerikas, als es für gewisse Erzeugnisse, die es selbst herstellen kann oder will, namentlich für solche nordamerikanischer Herkunft, höhere Zollsätze in Aussicht zu nehmen sich entschloß, beiläufig bemerkt noch nicht einmal so hohe, wie sie im Dingleytarif überwiegen. Es war geradezu eine Pflicht der deutschen Handelspolitiker, bei der Aufstellung des Zolltarifentwurfs die nordamerikanischen Waren zu treffen und die nordamerikanische Einfuhr zurückzudrängen, um den Güteraustausch wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Werden auf Grund des deutschen Zolltarifentwurfs mit Nordamerika neue Verhandlungen eingeleitet, so haben die nordamerikanischen Politiker in Erwägung zu ziehen, ob sie an ihrer Zollpolitik festhalten und sich den deutschen Markt verschließen lassen wollen oder aber, ob sie es vorziehen, mit dem Deutschen Reiche in ein Handelsvertragsverhältnis zu treten, das eine annähernde Gleichwertigkeit des Güteraustausches verbürgt.

Wer sich vor der jüngsten weltwirtschaftlichen Entwickelung nicht die Augen verschließt, wird zugestehen müssen, daß auf den Ablauf der bestehenden Handelsverträge die Reichsregierung sich gar nicht anders vorbereiten konnte, als sie es durch die Aufstellung des neuen Tarifentwurfs gethan hat. Was sie dabei als obersten Gesichtspunkt ins Auge fassen mußte, war die nordamerikanische Gefahr. Als Graf Caprivi die mitteleuropäischen Handelsverträge abschloß, hat man diese Gefahr übersehen oder unterschätzt. Es erscheint heute nicht recht verständlich, daß ein deutscher Staatsmann von weitem Blick Handelsverträge mit europäischen Staaten abschließen und darin Getreidezölle bewilligen konnte, ohne an die nordamerikanische Gefahr zu denken. Zu spät zeigte sich dann die Klemme, in die man geraten war. Graf Caprivi hätte damals auf Grund des alten preußischen Vertrages mit Nordamerika die Meistbegünstigung verweigern können, wie es später mit Berufung auf denselben Vertrag Nordamerika gethan hat. Ob man daran überhaupt dachte? Und wenn man wirklich daran dachte, hätte man es gewagt, den Nordamerikanern die Meistbegünstigung zu verweigern und sie in die Lage zu versetzen, gegen Deutschland den Zollkrieg zu erklären? Man hat damals an Nordamerika das große Zugeständnis der Meistbegünstigung ohne Gegenzugeständnisse bewilligt. Das war eine Notwendigkeit, eine Konsequenz der Caprivischen Handelsverträge und ihrer eilfertigen Vereinbarung, aber ein Verkennen der nordamerikanischen Gefahr. Das große Zugeständnis hatte nicht nur eine empfindliche Beeinträchtigung deutscher Interessen zur Folge, sondern auch eine Verschlechterung der handelspolitischen Stellung des Deutschen Reiches zu der Nordamerikanischen Republik, mindestens für die Dauer der Verträge. Man mag mit dem Grundgedanken dieser Verträge einverstanden sein, man mag diese Verträge an sich für notwendig halten, die Uebereilung aber, mit der sie abgeschlossen wurden, wird durch die spätere kostenlose Gewährung eines großen Zugeständnisses an Nordamerika doch in ein sehr bedenkliches Licht gesetzt.

Ein ausgezeichneter österreichischer Volkswirt von Erfahrung und Geist, Dr. Alexander von Peez, beiläufig ein geborener Reichsdeutscher, ein gänzlich unabhängiger

Mann, hat kürzlich die nordamerikanische Gefahr nach ihrer Entstehung und Größe behandelt und dabei neue Gesichtspunkte entwickelt, die in der deutschen Tagespresse nicht die genügende Würdigung gefunden haben. Ende der siebziger Jahre war es, als die nordamerikanische Konkurrenz auf den europäischen Märkten zuerst in landwirtschaftlichen Erzeugnissen in Erscheinung trat. Im großen und ganzen erzeugten damals die Länder des europäischen Festlandes, bis zu einem gewissen Grade auch England, an Nahrungsmitteln, was sie verbrauchten. Der internationale Handel in Nahrungsmitteln war verhältnismäßig wenig entwickelt, er bestand eigentlich nur zwischen Nachbarvölkern einschließlich Englands. Von einer überseeischen Konkurrenz wußte man nichts, man hielt es für ausgeschlossen, daß landwirtschaftliche Erzeugnisse, die im Verhältnis zu ihrem Gewicht nicht zu den hochwertigen Gütern gehören, auf weite überseeische Entfernungen hin befördert werden könnten. Und die Praxis bestätigte lange Zeit diese Annahme. Die Frachten waren viel zu hoch, als daß Getreide oder Vieh weiter als über eine gewisse, verhältnismäßig kurze Strecke hinaus auf fremde Märkte gebracht werden und dort lohnenden Absatz finden konnte. Man war der Meinung, daß auf weite überseeische Entfernungen hin nur hochwertige Güter verfrachtet werden würden, und so gab man sich auch einer starken Täuschung hin über den Verkehr des Suezkanals, den man durch diese Annahme weit unterschätzte. Inzwischen sind die Seefrachten von Jahr zu Jahr zurückgegangen und haben gegenwärtig einen solchen Tiefstand erreicht, daß unter gewissen Umständen zwischen Amerika und Europa Getreide und Kohle in Ballast oder doch zu Spottpreisen gefahren werden.

Industriös waren die Nordamerikaner schon damals und sie bekundeten ihren Industrialismus, indem sie es verstanden, durch eine zweckentsprechende Organisation des Handels und durch eine außerordentliche Verbesserung des Verkehrs landwirtschaftliche Erzeugnisse zu einem Gegenstande des Weltverkehrs zu machen, das heißt auf weite Entfernungen hin zu versenden und sie auf die europäischen Märkte zu einem Preise zu schaffen, der niedriger war als der Preis für das heimische Erzeugnis. Zunächst beschickten sie den englischen Markt mit Getreide, namentlich mit Weizen und Mais, dann mit Vieh, Fleisch, Schmalz, Speck, Schinken u. s. w. Auf englischem Boden, sagt Peez, wurde der große Kampf zwischen der nordamerikanischen und der europäischen Landwirtschaft ausgefochten und endete mit dem Siege der neuen Welt. England war damals ein wichtiges Absatzgebiet für die Landwirtschaft des europäischen Festlandes, auch für die deutsche Landwirtschaft. Diesen Absatzmarkt eroberte Nordamerika. Die Ausfuhr der festländischen Landwirtschaft nach England geriet ins Stocken und verfiel. Schon daraus entstanden Verlegenheiten für die europäische Landwirtschaft. Wohin mit ihrem Ueberschuß, den England ablehnte? Dieser Ueberschuß verblieb auf dem Festland und drückte hier die Preise. Dazu kamen weitere Zufuhren aus Rußland und den Balkanländern. Bis dahin waren die Landwirte des europäischen Festlandes als Interessenten der Ausfuhr Freihändler gewesen und verhielten sich gegen den Schutz der nationalen Arbeit ablehnend. Um jene Zeit entstand die schutzzöllnerische Wandlung auch unter den Landwirten des europäischen Festlandes, und sie wurde mit der Zunahme der nordamerikanischen Ausfuhr nach Europa und mit ihrem Vordringen auch auf dem europäischen Festlande stärker und stärker, bis sie in Verbindung mit der schutzzollbedürftigen

Industrie zum Durchbruch kam und von den Regierungen der meisten Staaten als leitender Gedanke übernommen wurde.

Erstaunlich war in den letzten Jahren das Anwachsen der nordamerikanischen Konkurrenz mit der Zunahme der nordamerikanischen Ausfuhr auch in Fabrikaten. Gerade in den wichtigsten Erzeugnissen des Weltmarktes, in Eisen, Stahl und Maschinen, in Kohle, zum Teil sogar in Luxuswaren wie in Geweben und konfektionierten Erzeugnissen, entwickelte Nordamerika eine Ausfuhrfähigkeit, die um so mehr überraschen mußte, als sie nur Versuche und Anfänge darstellte. An Stahl erzeugt Nordamerika bald so viel wie ganz Europa. Nordamerikanische Maschinen aller Art, Lokomotiven, Eisenbahnwagen u. s. w. finden nicht nur in Europa Absatz, sondern auch in anderen überseeischen Ländern, wo bisher die europäische Industrie wichtige Märkte fand. Nach Rußland lieferte Nordamerika im Jahre 1900 mehr als 1 Million Tonnen Eisenbahnbedarf. In Südafrika und Ostasien ist die nordamerikanische Konkurrenz merklich hervorgetreten. Nach Deutschland kamen Nähmaschinen, Fahrräder, Schuhe, Eisen- und Stahlwaren in ansehnlichen Mengen, und dazu gesellen sich immer neue nordamerikanische Erzeugnisse. Noch vor wenigen Jahren hat es niemand für möglich gehalten, daß nordamerikanische Kohle in Europa Absatz finden würde und heute erscheint sie nicht nur im südlichen Europa, sondern auch neuerdings im Norden, trotz der englischen Konkurrenz. Die sogenannte Expansionskraft Nordamerikas scheint keine Grenze mehr zu kennen, seitdem sie von den großen Trustgesellschaften mit Kapitalien, wie sie in Europa unbekannt und unerhört sind, gestützt wird. Auf dem heimischen Markt können diese Trustgesellschaften, geschützt durch hohe Zollschranken, zu guten Preisen verkaufen, und was sie über den heimischen Bedarf hinaus herstellen, ihre ganze Uebererzeugung, werfen sie auf die fremden, insbesondere auf die europäischen Märkte nicht selten zu Schleuderpreisen, vielleicht unter den Selbstkosten, was für ihre Art des Betriebes in der Regel keinen Verlust bedeutet. Kaiser Wilhelm sollte darüber sein Befremden geäußert haben, welche Mittheilung jedoch ohne Bestätigung geblieben ist, und zwar in einem Tischgespräch mit französischen Reisenden, die er an der norwegischen Küste auf sein Schiff zur Tafel lud. Man sprach von der Möglichkeit, daß die nordamerikanischen Trusts eine ganze Industrie, einen internationalen Handel in wenige Hände oder in die Hand eines einzigen Mannes bringen könnten, daß der große Trustkönig Morgan interozeanische Schiffahrtslinien ankaufen und vereinigen könnte, was noch jetzt keineswegs ausgeschlossen ist. Kaiser Wilhelm erblickte darin eine Drohung für die Zukunft. Vereinige ein solcher Trustkönig, meinte er, unter seiner Flagge mehrere Schiffahrtslinien, so könne ihm ein fremder Staat, falls ein Zwischenfall eintreten sollte, nicht beikommen, da die Nordamerikanische Republik die Verantwortlichkeit ablehnen würde. Nun muß freilich jede Seeschiffahrtsgesellschaft die Flagge ihres Staates führen. Wie aber, wenn Morgan die Aktien einer großen deutschen Seeschiffahrtsgesellschaft erwirbt, sie äußerlich als deutsche Gesellschaft bestehen läßt und sie zwingt, unter deutscher Flagge nordamerikanischen Interessen zu dienen? Oder wenn er sie absichtlich zu Grunde richtet, um ein unentbehrliches Hilfsmittel des deutschen Handels lahmzulegen?

Schon sollen von ihm Aktien und von anderer nordamerikanischer Seite Obligationen der großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften in nicht unerheblichen Beträgen erworben worden sein. Gegen ihre Amerikanisierung wollen sich nun die deutschen

Schiffahrtsgesellschaften schützen, indem sie ihre Satzungen dahin ändern, daß nur Deutsche und nur im Deutschen Reich Wohnende in den Aufsichtsrat und Vorstand gewählt werden können. Diese Abänderung genügt nicht, da sie sich mit Hilfe von Strohmännern, die sich immer und überall finden, umgehen läßt, wie denn auch das nordamerikanische Petroleummonopol in Deutschland durch eine äußerlich deutsche Gesellschaft gehandhabt wird. Um zu verhindern, daß auch eine fremde Mehrheit Beschlüsse fassen kann, die auf den Charakter, die Nationalität oder die Geschäftsgebarung der deutschen Schiffahrtsgesellschaften einen im nationalen Sinne ungünstigen Einfluß ausüben, werden wirksamere Vorkehrungen geschaffen werden müssen, wenn nicht nach Analogie der Reichsbank, so doch mindestens durch Gewährung eines Aufsichts- oder Bestätigungsrechts an das Reich.

Kaiser Wilhelm soll auch, was inzwischen übrigens auch dementiert wurde, von der Notwendigkeit eines europäischen Zollvereins gesprochen haben, einer Zolliga gegen die Vereinigten Staaten mit oder ohne England. Und sicherlich wird und muß dieser Gedanke in irgend einer Form verwirklicht werden, wenn die nordamerikanische Konkurrenz weiter vorschreitet, wenn sie mit Hilfe der nordamerikanischen Trustgesellschaften die europäischen Zollschranken durchbricht, wenn die nordamerikanische Gefahr immer drohender hervortritt und die heimische Arbeit in Landwirtschaft und Industrie gefährdet.

Leider sind vorläufig die Interessengegensätze unter den europäischen Staaten, wenn auch nicht so groß, doch noch so lebhaft, daß allem Anscheine nach man noch nicht darüber hinweg und zu der Erkenntnis der größeren Interessengemeinsamkeit kommen wird. Bis dahin muß jeder europäische Staat sich selbst und derart helfen, daß er aus eigener Kraft der nordamerikanischen Gefahr wirksam begegnen kann. Alle übrigen Rücksichten im Verkehr der europäischen Staaten untereinander müssen vorläufig zurücktreten. Nicht zum zweiten Mal darf sich das Deutsche Reich in die Zwangslage versetzen lassen, den europäischen Staaten Zugeständnisse zu machen und dann an Nordamerika diese Zugeständnisse zu verschenken oder aber von dort her einen Zollkrieg zu provozieren.

Was schon früher an dieser Stelle angedeutet worden ist, darf jetzt mit größerer Bestimmtheit gesagt werden, daß das Deutsche Reich, nachdem es seinen neuen Zolltarifentwurf fertig gestellt und sich leidlich gerüstet hat, bei Ablauf der Verträge zuerst sein Verhältnis mit Nordamerika neu regeln muß. Macht Nordamerika Zugeständnisse, so wird das Deutsche Reich es an Gegenzugeständnissen nicht fehlen lassen. Andernfalls bleibt nichts Anderes übrig, als Nordamerika an einer autonomen Zolltarifpolitik festzuhalten, die den nationalen Interessen entspricht. In diesem Sinne hat sich auf der Jahresversammlung des Vereins für Sozialpolitik im September in München auch Professor Dr. Schumacher-Köln ausgesprochen und empfohlen, die neuen Vertragsverhandlungen unter allen Umständen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu beginnen. Im Verkehr mit ihnen müsse volle Gegenseitigkeit geschaffen werden unter Beseitigung aller Willkürlichkeiten und Härten. Nach der Regelung des Verhältnisses zu den Vereinigten Staaten kann das Deutsche Reich mit den europäischen Staaten leichter und erfolgreicher verhandeln.

* * *

Verkehrspolitisch und auch wirtschaftlich der wichtigste Teil eines Stromes ist der schiffbare Unterlauf mit der Ausmündung in die Weltverkehrsstraße, in das Meer. Ein großer Strom bildet ein zusammenhängendes Gebiet, ein untrennbares Ganze. Alle seine Thäler sind mit ihrer Bevölkerung auf einander angewiesen. Die Staatenbildung hat diese Zusammengehörigkeit anerkannt, bis zu einem gewissen Grade auch in Bezug auf den Rhein, der Deutschlands Strom und nicht Deutschlands Grenze geworden ist. Von zwei großen deutschen Flüssen, vom Rhein und von der Donau, klagte einmal ein deutscher Fürst, daß sie Gefangene in den Händen des Auslandes seien. Der Vergleich ist nicht unzutreffend. Wer an der Mündung eines Stromes herrscht, kann den gesamten Verkehr überwachen und unter Umständen auch erschweren. An der Donau ist Deutschland noch wenig interessiert. Die Donau war vielleicht vor Jahrzehnten die Lebensader des deutsch-orientalischen Verkehrs. Heute verkehrt Deutschland selbst mit den unteren Donauländern ganz überwiegend auf dem vorteilhafteren Seewege. Für den großen Verkehr kommt überdies die Donau erst von Gran oberhalb Pest in Betracht und als Strom endet sie bereits bei der rumänischen Grenze. Unterhalb des Eisernen Thores erscheint der Strom wie eine tief in das Land einschneidende Ausbuchtung des Meeres. Dieser Teil des Stromes ist für mittlere Seeschiffe fahrbar und steht überdies unter internationaler Ueberwachung, so daß eine Beeinträchtigung der Schiffahrtsfreiheit nicht zu besorgen ist. Ernsthaft in Mitleidenschaft gezogen wird dagegen die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands durch das unnatürliche Verhältnis, daß die Mündung des Rheins sich in fremden Händen befindet. Dieses Verhältnis steht einzig in seiner Art da. So neigt das ganze westliche Deutschland mit seinem hochentwickelten Verkehr fremden Häfen zu, und es zeigt sich da ein Zwiespalt der nationalen Interessen, der auch durch die geplanten großen Kanalbauten nicht ausgeglichen werden wird. Auf Grund ihres reichen deutschen Hinterlandes haben die fremden Rheinhäfen, namentlich Rotterdam und Antwerpen, einen noch größeren Aufschwung genommen als die deutschen Nordseehäfen Hamburg und Bremen, und man befürchtet von dem Bau des Mittellandkanals in Hamburg eine weitere Hindrängung der deutschen Rheinlande zu den fremden Häfen, in dem man einen neuen Zubringer für die Erweiterung des Rheinverkehrs erblickt. Rotterdam, Amsterdam und Antwerpen erfreuen sich schon jetzt im überseeischen Massenverkehr billigerer Frachten als Hamburg, und es ist daher nicht ausgeschlossen, daß die fremden Häfen den Massenverkehr mit West- und Mitteldeutschland immer mehr von den Nordseehäfen abziehen, da sie billiger verfrachten können. Wenn die Entwickelung sich auf den bisherigen Bahnen weiter bewegt, werden in kürzester Zeit Rotterdam und später auch Antwerpen den Verkehr des deutschen Hamburg überflügelt haben und die ersten Häfen des europäischen Festlandes geworden sein. Deutschland würde dann in noch höherem Grade als bisher wirtschaftlich von Holland und seinen Märkten und auch von Belgien abhängig werden.

Zunächst wird man in Deutschland darnach trachten müssen, dieser Gefahr zu begegnen durch vermehrte und auch erhöhte Eisenbahnvorzugstarife zu Gunsten der deutschen Häfen, äußerstenfalls durch Flaggenzölle für den Rheinschiffahrtsverkehr. Derartige Maßnahmen sollten aber nicht den Zweck haben, das Verhältnis des Reiches zu Holland zu verschlechtern, sondern vielmehr die holländischen Interessenten zu drängen,

auf eine engere Verbindung ihres Landes mit dem Deutschen Reiche hinzuwirken, und zwar auf ein engeres wirtschaftliches Verhältnis, auf die Schaffung einer Interessengemeinsamkeit, die es ermöglicht, daß deutscherseits in den holländischen Häfen nicht mehr fremde und konkurrierende, sondern verbundene und zusammenwirkende Häfen zu erblicken sind. Holland hätte unzweifelhaft dabei manches Opfer zu bringen wie Hamburg, als es seine Freihafenstellung verlor, aber doch noch größere Vorteile zu erhoffen. Holland würde sich eine feste Grundlage für sein weiteres wirtschaftliches Gedeihen schaffen und vielleicht Bürgschaft für seine politische Unabhängigkeit wie für seinen kolonialen Besitzstand, um dessen Erhaltung ihm angesichts der Expansionskraft der modernen Weltmächte bange werden könnte. In einer handelsstatistischen Studie „Holland und sein deutsches Hinterland in ihrem gegenseitigen Verkehr" kommt auch Dr. Peter Stubmann zu dem Schlusse, daß eine deutsch-holländische Zollunion nicht nur für beide Teile gewisse wirtschaftliche Vorteile aufweist, sondern auch kulturell die Vorbedingung ist für eine ganze Reihe von tief einschneidenden notwendigen Verkehrsplänen, insbesondere auch für die ausreichende Vertiefung des unteren Rheines zur Herstellung einer Rhein-Seeschiffahrt zwischen den deutschen Rheinhäfen und überseeischen Plätzen. Auch Stubmann erblickt in einer Zolleinigung mit Holland das einzige Mittel zur Befreiung des westlichen Deutschlands von den heute wirtschaftlich unbequemen Ergebnissen der politischen Entwickelung.

Dazu kommt noch ein Umstand, der von der Reichsregierung bei der Neuregelung des Handelsvertragsverhältnisses zu Holland zur Erörterung gestellt werden muß. Als in den siebziger Jahren Sumatra, das zum Teil auch mit deutschem Blute von Holland gewonnen wurde, mit Hilfe deutscher Unternehmer und Kapitalisten aufblühte, als deutsche Pflanzungen, namentlich Tabakpflanzungen, angelegt worden waren und reiche Erträge abwarfen, hielt es die holländische Regierung für zulässig, ein Gesetz zu erlassen, wonach Fremde in Niederländisch-Indien nicht mehr das Recht haben sollten, Grund und Boden zu erwerben. Dieses Gesetz richtete sich ganz überwiegend gegen deutsche Interessen, da englische Unternehmer in den niederländischen Kolonieen nur vereinzelt zu finden waren. Nur wenn die deutschen Unternehmer ausschließlich mit holländischen Banken arbeiteten und sich holländisieren ließen, konnten sie dem neuen Gesetz entgehen oder aber sich durch ein zweifelhaftes Mittel, durch die Vorschiebung holländischer Strohmänner, seinen Wirkungen entziehen. Holländische Interessenten haben infolge dieses Gesetzes manche Gewinne gemacht, aber in der Entwickelung der holländischen Kolonieen ist ein Stillstand eingetreten. Die deutschen Unternehmer und Kapitalisten suchten andere Gebiete ihrer Thätigkeit und sind erst in neuester Zeit wieder auf die niederländischen Kolonieen aufmerksam geworden, insbesondere auf die Insel Puluway, nördlich von Sumatra, wo eine nichtenglische Kohlen- und Hafengesellschaft mit deutschem Kapital in Thätigkeit treten soll. Im Interesse Hollands läge hier eine Begünstigung deutschen Kapitals oder mindestens ein Zusammenwirken mit deutschem Kapital, und es ist zu hoffen, daß man in Holland sich dieser Einsicht nicht verschließt und jenes Gesetz beseitigt, das dem deutschen Unternehmungsgeist und dem deutschen Kapital in den holländischen Kolonieen die Wege verlegte. In einem Festhalten Hollands an jenem deutschfeindlichen Gesetz müßte die Reichsregierung eine Unfreundlichkeit erblicken und an Vergeltungsmaßregeln

denken, denen rechtzeitig vorzubeugen Holland im Interesse der Aufrechterhaltung eines guten Einvernehmens mit Deutschland bestrebt sein sollte.

* * *

Trotzdem Sultan Abdul Hamid lebhaft wünscht, daß der Weiterbau der kleinasiatischen Eisenbahn über Konia hinaus zunächst nach Biredjek in Angriff genommen wird, ist es noch nicht gelungen, eine Verständigung darüber zu erzielen. Möglich, daß sich in Konstantinopel, angestachelt durch englische Ränke, russische Einflüsse gegen den Bahnbau geltend gemacht haben, weil er geeignet zu sein scheint, das türkische Reich fester zusammen zu schmieden und seine militärische Widerstandsfähigkeit zu stärken. Maßgebend sind zunächst aber wohl finanzielle Schwierigkeiten. Die Eisenbahngesellschaft verlangt eine Bürgschaft von etwa 14 000 Fr. für den Kilometer. Vor dieser hohen Belastung scheut man in Konstantinopel zurück, wird aber wahrscheinlich zugreifen, wenn die Gesellschaft der türkischen Regierung mit Vorschüssen aus ihrer gegenwärtigen besonders großen Verlegenheit hilft. Unter allen Umständen wird der Bau der Bahn bis Bagdad nur langsam von statten gehen. Was die Gesellschaft sich sonst noch ausbedingen will, insbesondere ein Vorrecht auf den Bergbau innerhalb einer Zone von je 20 km auf beiden Seiten der Bahn, ferner ein Vorrecht für die Einrichtung von Dampferverbindungen auf den schiffbaren Strecken des Euphrats und Tigris und für die Anlage von Binnenhäfen daselbst ist vorläufig Zukunftsmusik. Von Wert wäre nach Vollendung der Bahn, vielleicht schon vorher, für Deutschland die Ermöglichung einer unmittelbaren Dampferverbindung zwischen den deutschen Häfen und den Küstenplätzen des Persischen Meerbusens. Bisher vollzog sich der Verkehr jener Gegenden mit Deutschland über London oder Marseille mit Umladung in Port Said oder Bombay. Nach dem Ausbau der Bagdadbahn wird der Persische Meerbusen an Bedeutung gewinnen.

Aus gewissen deutschfeindlichen Kreisen Englands heraus machte die „National Review" Vorschläge über eine englisch-russische Verständigung in Asien. Rußland und England sollten darnach gemeinschaftlich Eisenbahnen in der Richtung vom Kaspischen Meere zum Persischen Golf bauen und sich zugleich verpflichten, am Persischen Meere keine politischen Veränderungen vorzunehmen. Was die Engländer mit diesem Vorschlag beabsichtigen, haben einige russische Blätter zutreffend gekennzeichnet, nämlich die Bedeutung der deutschen Bagdadbahn zu untergraben, indem sie Kapital zum Bau konkurrierender Linien zur Verfügung stellen. Für die Engländer sei es ein verführerischer Gedanke, die Deutschen mit russischer Hilfe zurückzudrängen. Allein für Rußland sei es wichtiger, eine Vorzugsstellung am türkischen Küstengebiet des Schwarzen Meeres zu erlangen. Sonst würden die Deutschen auch nach dorthin ihre Hände ausstrecken. Der Gedanke eines russisch-englischen Zusammengehens gegen die Deutschen rückt weniger die Klugheit als den Deutschenhaß gewisser englischer Kreise ins Licht.

* * *

Ein Blick auf die Karte Afrikas zeigt, daß die Erschließung des dunklen Weltteils durch Eisenbahnen mit Hilfe europäischer Unternehmer, Techniker und Kapitalien bereits beträchtliche Fortschritte gemacht hat. Ende 1896 zählte Afrika nahezu 15 000 km Eisenbahnen und Ende 1900 rund 18 000 km. Verhältnismäßig die meisten Eisenbahnen,

rund 8200 km, besitzt Südafrika, wo nach der Entdeckung der Diamant- und Goldfelder ein großer wirtschaftlicher Aufschwung eintrat. In Algier und Tunesien haben die Franzosen bereits 4500 km Eisenbahnen gebaut und im Oktober den ersten Abschnitt der künftigen Saharabahn bis Zubia eröffnet. Die egyptische Nilbahn mit ihren Zweigstrecken im Nildelta umfaßt 3400 km. Daneben sind noch andere Eisenbahnen zu erwähnen, die meist, wie die Ugandabahn, von der Küste aus ins Innere gehen, vielfach zu einem schiffbaren Fluß oder See, wodurch ihr Verkehrsgebiet erweitert wird. Leider haben die begonnenen deutschen Bahnbauten entweder, wie in Westafrika, auf solchen Anschluß nicht zu rechnen oder aber, wie in Ostafrika, weite Strecken zurückzulegen, bevor sie ihn erreichen.

Weitaus am günstigsten liegen in dieser Hinsicht die Verhältnisse der Kongobahn. Als König Leopold von Belgien Ende 1878 die Anlage dieser Bahn plante, wurde er von der Hochfinanz im stillen verhöhnt, und der Baron Hirsch, der mit den Türkenloosen ein glattes und glänzendes Geschäft gemacht hatte, meinte spöttisch, man möge immerhin am unteren Kongo Gleise legen, aber die Wagen nicht durch Lokomotiven, sondern „durch die Herren Neger ziehen lassen". Unter großen finanziellen und technischen Schwierigkeiten wurde die Kongobahn gebaut. Als sie aber fertiggestellt war, zeigte sich sogleich ihre verkehrspolitische Wichtigkeit. Die Kongobahn verbindet das Meer mit dem Kongogebiet, d. h. mit einem weiten Hinterlande, das von schiffbaren Wasserstraßen in einer Gesamtlänge von über 10 000 km durchzogen wird und nunmehr aufgeschlossen dalag. Vor Eröffnung der Kongobahn hatte sich der Verkehr mit dem Kongogebiet nicht entwickeln können, da der Strom von der Mündung bis zu Stanleypool in einer Länge von 400 km nicht schiffbar war, so daß der gesamte Verkehr durch Träger bewirkt werden mußte, was durchschnittlich drei Wochen erforderte. Nach der Eröffnung der Kongobahn vollzog sich ein gewaltiger Umschwung. Der Kongostaat wurde mit einem Schlage eine überaus wertvolle Besitzung und bot für die belgische Unternehmungslust ein weites Feld, so daß die Brüsseler Börsenspekulation sich in Kongo-Gründungen überstürzte.

Was die Gründer des Kongostaates außerdem schon von Anfang an ins Auge gefaßt hatten, was damals phantastisch zu sein schien, soll nunmehr hergestellt werden, nämlich eine Verbindung von einem Ozean zum andern durch Bahnanschlüsse vom oberen Kongo zunächst nach dem Albert-Nyanza-See und dem oberen Nil und sodann unter weiterer Benutzung von Wasserstraßen nach dem Tanganyika-See. Auch nach Vollendung dieser Zukunftsbahnen wird eine afrikanische Ueberlandverbindung von Ozean zu Ozean noch nicht vorhanden sein. Am Tanganyika-See fehlt ein Verkehrsweg zum Njassa-See. Dagegen wird die englische Ugandabahn (936 km lang, Gesamtkosten rund 100 Mill. Mark) voraussichtlich Mitte 1902 eröffnet werden und ihre Fortsetzung nach dem Albert-Nyanza (260 km) bereits geplant. Somit erscheint die Weiterführung der Ueberlandverbindung nicht fern zu sein. Wäre es nicht im hohen Grade erwünscht, wenn sie durch Deutsch-Ostafrika geführt werden könnte, wo man schon jetzt die Ableitung des früheren Verkehrs nach dem Viktoria-Nyanza merklich empfindet? Die Bedenken gegen den kostspieligen Bau einer deutsch-ostafrikanischen Hauptbahn an die beiden Seen sind vielfach begründet und durchaus nicht zu unterschätzen, aber sie treten doch einigermaßen zurück, wenn

man sich vor Augen hält, daß die deutsch-ostafrikanische Bahn keine Sackbahn werden, sondern Anschluß erhalten wird an ein weites Gebiet, das Spielraum für unübersehbare Unternehmungen gewährt. Erfüllen die Leiter des Kongostaates ihre Pläne, woran kaum zu zweifeln ist, dann kann das Deutsche Reich kaum noch zurückbleiben, dann wird es mit Notwendigkeit dazu gedrängt, auch die deutsch-ostafrikanische Hauptbahn zu bauen, will es nicht allen Binnenverkehr von seinem Schutzgebiet abziehen und Deutsch-Ostafrika veröden lassen. Dagegen würde sich mit Hilfe des Bahnanschlusses der deutsche Unternehmungsgeist von Deutsch-Ostafrika aus mit besserer Aussicht auf Erfolg auch an der Erschließung des Kongo-Hinterlandes beteiligen können. Angesichts der großen kongostaatlichen Verkehrsunternehmungen gewinnt der deutsch-ostafrikanische Eisenbahnplan doch ein ganz anderes Gesicht und erheischt nochmalige Erörterung auch von einem höheren Standpunkt aus. Gerade gegenüber Verkehrsunternehmungen haben die Berechnungen im kleinen oft zu ganz falschen Anschauungen geführt, wie vor zwanzig Jahren den Baron Hirsch, als er über die geplante Kongo-Eisenbahn spottete.

Im Interesse des Deutschen Reiches und seines ostafrikanischen Schutzgebietes liegt ein Zusammenwirken mit dem Kongostaat bei den geplanten Eisenbahnbauten. Es handelt sich auf beiden Seiten des Tanganyika um die Anlage von Eisenbahnstrecken von annähernd gleicher Länge, von je 1200 km. Was der Kongostaat will, sollte auch das Deutsche Reich können. Dagegen wäre eine Anlehnung an den Rhodesschen Eisenbahnplan Kap—Kairo bedauerlich und nachteilig gewesen. Diese Bahn, die nunmehr in absehbarer Zeit wohl nicht gebaut werden wird, hätte niemals eine Daseinsberechtigung gehabt, da sie von der überlegenen Konkurrenz des Seeweges erdrückt worden wäre. Und hätten die Engländer wirklich aus politischen Gründen durchgeführt, was wirtschaftlich nicht gerechtfertigt gewesen wäre, so würden sie das neue Verkehrsmittel nur benutzt haben, um das kecke Rhodessche Wort „Afrika englisch vom Kap bis zum Nil!“ durchzusetzen und die Deutschen aus ihrem ostafrikanischen Schutzgebiet zu verdrängen.

* * *

Eine weltwirtschaftliche Neuheit ist die Abwicklung des chinesischen Kriegsentschädigungsgeschäftes. China hat sich in Artikel 6 des Friedensprotokolls verpflichtet, an die Mächte eine Entschädigung von 450 Mill. Taels (rund 1350 Mill. Mark) zu zahlen innerhalb 39 Jahren, in halbjährlichen Raten mit 4 pCt. verzinslich. Um diese Zahlungen zu ermöglichen, willigten die Mächte ein, daß China seine Zölle auf 5 pCt. des Wertes der Waren erhöhte, auch die zollfreien Erzeugnisse mit einem fünfprozentigen Wertzoll belegte und endlich einzelne kleine Binnenzolleinnahmen abtrat. Wenn kein Zwischenfall eintritt, wird voraussichtlich das Geschäft glatt abgewickelt werden, denn die überwiesenen Einnahmen werden von der chinesischen Seezollverwaltung erhoben, die eine ziemlich selbständige europäische Behörde ist, allerdings überwiegend unter englischem Einfluß steht. Diese Behörde erhebt, was sie schon bisher gethan hat, die chinesischen Seezölle, vereinnahmt auch die übrigen ihr überwiesenen Steuern und führt die eingehenden Beträge an die berechtigten Staaten nach Maßgabe ihres Anteils an der chinesischen Kriegsentschädigung ab. Auf Deutschland entfallen etwa 260 Mill. Mark.

Die geldbedürftige französische Regierung will den französischen Anteil in Höhe von 267 Mill. Francs benutzen, um auf Grund der chinesischen Annuitäten eine neue dreiprozentige Rente in Höhe von 210 Mill. Francs auszugeben. Wahrscheinlich wird die Volksvertretung diesen Vorschlägen zustimmen, denn es wird dadurch die Ziffer der öffentlichen Schuld nicht erhöht und der Steuerzahler nicht belastet. Stocken die chinesischen Zahlungen, dann allerdings ändert sich die Sache, und die französische Kasse muß für die Verzinsung auch der neuen Renten einstehen. Diese eigentümliche Operation ist ein Zeugnis für die Höhe der Finanzkunst, nicht für die Höhe der Finanzpolitik der republikanischen Regierung. Das Deutsche Reich wird diesen Weg nicht betreten. Dagegen verlautet von Rußland, daß es seinen Anteil an der chinesischen Kriegsentschädigung auf dem Pariser Markt flüssig machen möchte.

Bei genauerem Zusehen ergiebt sich übrigens, daß es die Europäer in den chinesischen Vertragshäfen sind, die den wesentlichen Teil der chinesischen Kriegsentschädigung aufzubringen haben werden. Denn gerade die europäischen Waren, die sie mit Vorliebe bezogen und verbrauchten, waren bisher zollfrei, wie Mehl, Biskuits, präserviertes Fleisch und Gemüse, Käse, Butter, Zuckerwaren, Kleider, Juwelierwaren, Parfümerien, Seife, Kerzen, Tabak und Zigarren, Wein, Bier und Spirituosen, Hausgeräte, Papier, Tapisserie, Messerschmiede-, Glas- und Kristallwaren und endlich Arzneien. Die genannten Waren gingen bisher zollfrei nach China, weil sie gar nicht in das Land kamen, sondern von den Europäern in den Vertragshäfen verbraucht wurden. Diese Annehmlichkeit hört nun auf. Auch die Europäer in den Vertragshäfen müssen 5 pCt. Zoll zahlen und hierdurch einen sehr erheblichen Beitrag leisten zur Abzahlung der chinesischen Kriegsentschädigung an die europäischen Mächte einschließlich der Nordamerikanischen Republik.

Herbststimmung.

Herbstfrisch die Luft; im kahl gewordnen Wald
Mit bleichem Glast gebäufte Blätter glänzen,
Ein Hauch streift drüber wie von Totenkränzen.
Dies Himmelblau wie matt, wie flimmernd kalt!

Verschüchtert spielt Kaninchenbrut am Pfad:
Die Welt im Sterben zeigt so fremde Züge!
Sie merkt verwirrt: Die Sommerlust war Lüge,
Und weiß noch nicht, daß einmal Frühling naht.

Aus „Gedichte" von Viktor Blüthgen. Neue vermehrte Ausgabe. (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1901.)

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Deutsche Schulen im Auslande. — Sparkassen für Deutsche im Auslande. — Nationale Industrie- und Handelsschulen in Amerika und sonst im Auslande. — Vom Deutschtum in Nordamerika.

Deutsche Schulen im Auslande. Der Reichszuschuß für die Erhaltung deutscher Schulen im Auslande betrug vor einigen Jahren nur 60 000 M. jährlich und wurde dann auf Antrag des Abg. Hasse wiederholt erhöht, zuerst auf 100 000 M., 1898 auf 150 000 M. und beläuft sich gegenwärtig auf 300 000 M. Das ist verhältnismäßig wenig, wenn man in Betracht zieht, daß Italien für diesen Zweck jährlich 800 000 M. und Frankreich 640 000 M. verwendet. Dabei sind unzweifelhaft im Auslande weit mehr Deutsche als Italiener und Franzosen anzutreffen.

Die Verwendung des gedachten Zuschusses hängt von dem Ermessen der Reichsregierung ab. Doch wird hoffentlich bald die Notwendigkeit erkannt werden, daß die Reichsregierung die Oberaufsicht über die deutschen Schulen im Auslande übernimmt, Fachmänner zur Inspektion dieser Schulen entsendet und einen Beirat geeigneter Sachverständigen beruft, um das Bedürfnis nach Unterstützung deutscher Schulen im Auslande im allgemeinen und sodann von Fall zu Fall einer Prüfung zu unterziehen, System in die Sache zu bringen, eine Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden und nötigenfalls auch eine weitere Erhöhung des Zuschusses in Vorschlag zu bringen. Die Grundlage der Erhaltung des Deutschtums im Auslande besteht in der Schaffung und Förderung deutscher Schulen. Auch der Verein für deutsche Auswandererwohlfahrt hat eine ausgiebigere dauernde Unterstützung solcher Schulen durch das Reich befürwortet. Das deutsche Schulwesen im Auslande ist von solcher Bedeutung, daß es nicht nur vom Reich, sondern auch von den Einzelstaaten und nicht zuletzt auch durch freie Opferwilligkeit der Deutschen im Reiche wie im Auslande unterstützt werden sollte.

Wie unterstützungsbedürftig selbst verhältnismäßig günstig gelegene Schulen sind, zeigt das Budget der deutschen Schule in Brüssel. Im Jahre 1900 betrugen die Einnahmen dieser Schule an Schulgeldern 22 984 Fr., an freiwilligen Spenden 17 311 Fr., an Beiträgen der 287 Schulvereinsmitglieder 11 149 Fr. und an Reichszuschuß 12 340 Fr. Dagegen belaufen sich die Ausgaben einschließlich 47 000 Fr. für Lehrergehälter insgesamt auf 73 118 Fr., so daß trotz all der Unterstützungen noch immer ein Fehlbetrag von mehr als 8000 Fr. verblieb.

Auf ähnlicher Grundlage wurde 1898 die deutsche Schule in Athen errichtet. Freiwillige Spenden erbrachten 45 000 M. und der dortige Schulverein mit 108 Mitgliedern steuerte 1800 M. dazu bei. Das Deutsche Reich giebt einen Zuschuß von annähernd 3000 M., der aber jedes Jahr neu erbeten werden muß und wie ein Almosen erscheint. Ist es nicht geradezu eine Pflicht des Reiches, derartige Anstalten mit ausreichenden Mitteln zu versehen?

Anfang September wurde in Schanghai das Gebäude der deutschen, 1894 begründeten Schule eingeweiht, die gegenwärtig über 40 Schüler zählt. Die Eröffnungsrede hielt der Vorsitzende des Schulvorstandes, der Generalkonsul Dr. Knappe. Für diese Schule hat das Offizierkorps der deutschen Besatzungstruppen eine jährliche Beihilfe von 1200 M. bewilligt.

Es kann nur eine Frage der Zeit sein, daß für die wachsende deutsche Bevölkerung auch in Tientsin, Singapore, Penang, Nagasaki, Tokio, Kobe u. s. w. deutsche Schulen, und zwar auch höhere, Schulen errichtet werden, da es für die betreffenden Eltern doch zu unerwünscht und kostspielig werden würde, ihre Kinder zur Ausbildung nach Deutschland zu senden.

Nach einer Mitteilung aus Buenos Aires hat sich daselbst ein Allgemeiner deutscher Schulverband für Argentinien gebildet mit der Aufgabe, das Deutschtum dadurch zu erhalten, daß er die deutsche Sprache pflegt, deutschen Geist und deutsche Erziehung fördert. Außerdem will er sämtliche konfessionslose und paritätische deutsche Schulvereine Argentiniens wie der übrigen Länder Südamerikas zusammenschließen und einen Lehrerpensionsfonds gründen, damit diejenigen Erzieher, die an den deutschen Schulen in Südamerika mitgewirkt haben, für den Verlust ihrer Pensionsansprüche in der Heimat entschädigt werden können.

Da in der Regel die deutschen Lehrer im Auslande nicht genügend sichergestellt sind und nach wenigen Jahren in die Heimat zurückkehren, so verdient die Anregung von Heinrich Lemcke in Mexiko Beachtung, den deutschen Schulen im Auslande die Erlaubnis zu erteilen, daß deutsche Lehrer Stellungen an den Schulen deutscher Kolonieen im Auslande annehmen dürfen, ohne ihre Pensionsrechte im Deutschen Reich zu verlieren. Hierdurch würde der leidige Lehrerwechsel an den deutschen Schulen im Auslande vermieden und ihnen in einem wichtigen Punkte Förderung zu teil werden.

Inzwischen hat der preußische Kultusminister angeordnet, daß im Interesse der Errichtung und Erhaltung deutscher Schulen im Auslande Anträgen auf Ueberweisung von Lehrern dahin thunlichst entgegenzukommen sei. Doch sollen nur tüchtige und zuverlässige Lehrkräfte ausgewählt werden. Wird der betreffende Lehrer nur beurlaubt, so ist ihm die Zeit bei seinem Rücktritt in den heimischen Schuldienst anzurechnen. Erscheint die Beurlaubung nicht angängig, so kann dem betreffenden Lehrer die Wiederzulassung zum preußischen Schuldienst nach der Rückkehr aus dem Auslande in Aussicht gestellt werden. Doch gilt diese Verordnung nur für die öffentlichen Schulen in den deutschen Kolonieen sowie für die vom Reiche unterstützten Schulen im Auslande, während die übrigen deutschen Schulen im Auslande als Privatschulen anzusehen sind. Infolge dieser Verordnung werden naturgemäß alle deutschen Schulen im Auslande bestrebt sein, vom Reiche eine Unterstützung zu erlangen, schon um tüchtige Lehrkräfte aus dem Reiche

heranziehen zu können. Das mag die Verordnung des preußischen Kultusministers nicht beabsichtigt haben, wird sie aber bewirken.

Notwendig ist auch die Errichtung einer Auskunftsstelle für die deutschen Schulen im Auslande, etwa im Anschluß an den angeregten Beirat in Berlin. Wenn irgendwo im Auslande, namentlich in überseeischen Gegenden, die Deutschen sich zusammenthun und eine Schule gründen, dann ist es in der Regel für die betreffenden Herren keine leichte Sache, die erforderlichen Lehrmittel und Schulbücher zu beschaffen. An geschäftlichen Anpreisungen fehlt es zwar nicht. Aber man wünscht doch überall und gerade in solchen deutschen Schulen das Zweckmäßigste und Praktischste zu haben, man möchte in dieser Hinsicht Fragen stellen und von einer vertrauenswürdigen und befugten Seite Auskunft erhalten. Ist eine solche Auskunftsstelle eingerichtet, so wird sich bald herausstellen, wie vielseitig und ersprießlich sie wirken kann.

Im italienischen Ministerium des Auswärtigen besteht ein Generalinspektorat der italienischen Schulen im Auslande, das summarische Berichte über die Verwendung des Zuschusses erstattet. Darnach wurden im Jahre 1900 aus dem Zuschuß 79 italienische Schulen im Auslande ganz erhalten und unterstehen der genannten Inspektion, außerdem wurden 320 unterstützt. Die meisten dieser Schulen befinden sich in der Levante, in der europäischen und asiatischen Türkei, in Egypten, Tripolis und Griechenland, einige auch in Amerika.

Sparkassen für Deutsche im Auslande. Die Verwaltung der französischen Postsparkasse besitzt Zweigstellen auch bei den französischen Postämtern im Auslande, insbesondere in Alexandria, Port Said, Smyrna, Beirut, Konstantinopel, Saloniki und Tanger. Ende 1899 betrugen die Einlagen in Port Said 435 000 Frcs. und in Alexandria 254 000 Frcs. Selbstverständlich bestehen auch solche Zweigstellen bei den Postämtern in den französischen Kolonieen. Unter Hinweis darauf hat Dr. Schachner in der „Sozialen Praxis“ angeregt, ähnliche Einrichtungen auch für die Deutschen im Auslande zu schaffen. Das Deutsche Reich hat nun zwar ebenfalls Postämter in seinen Kolonieen, auf türkischem Gebiet und in Ostasien, kann aber diese nicht ohne weiteres zu Annahmestellen für Spareinlagen machen, da es bekanntlich zur Schaffung von Reichspostsparkassen in Deutschland noch nicht gekommen ist. Zu erwägen wäre vielleicht die Einrichtung von Annahmestellen für Spareinlagen bei deutschen Konsulaten in geeigneten Bezirken des Auslandes etwa, wie Schachner vorschlägt, unter Mitwirkung der ansässigen Deutschen im Auslande nach dem System der deutschen Gemeindesparkassen. Jedenfalls ist die Schaffung von Sparkassen für die Deutschen im Auslande wünschenswert und würde geeignet sein, die Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und seinen Angehörigen im Auslande fester zu knüpfen. Nachahmenswert ist ferner die französische Einrichtung von Zweigsparkassen an Bord der französischen Kriegsschiffe. Die Angehörigen der französischen Flotte können ihren Sold diesen Kassen übergeben, die nach Auftrag gewisse Beträge in die Heimat übermitteln. Die Einzahlungen bei den französischen Marinesparkassen beliefen sich im Jahre 1899 auf 887 000 Frcs.

Nationale Industrie- und Handelsschulen in Amerika und sonst im Auslande. Beachtenswert erscheint der Plan des französischen Handelsministers Millerand, in einer geeigneten Stadt der Nordamerikanischen Republik eine französische

Industrie-Akademie zu schaffen ähnlich denjenigen, die in Rom für französische Künstler und in Athen für französische Gelehrte bestehen. Es sollen nicht mehr einzelne Sendlinge nach den Vereinigten Staaten zur Ausbildung geschickt werden, sondern Zöglinge der verschiedenen technischen Hochschulen Frankreichs in größerer Zahl und gemeinsam in die geplante Industrie-Akademie. Nach ihrer Ausbildung würden dann diese Zöglinge in ihrem Vaterlande verwerten können, was sie in Nordamerika gelernt und beobachtet haben. Der französische Handelsminister soll sogar die Einrichtung französischer Handelskurse in den verschiedenen Hauptstädten des Auslandes erwägen, damit die jungen französischen Kaufleute Gelegenheit haben, die Fortschritte des Handels und der Industrie in den betreffenden Staaten und Städten eingehend zu studieren. Diese Gelegenheit selbst zu suchen und sich über die Handelsverhältnisse des Auslandes zu unterrichten, sind die deutschen Kaufleute erfreulicherweise im allgemeinen aus eigenem Antrieb beflissen.

Vom Deutschtum in Nordamerika. Schon seit Jahren zeigt sich unter den Deutschen Nordamerikas das Bestreben, alle Stammesgenossen in der Republik zu einer großen, Achtung gebietenden Vereinigung zusammen zu fassen. Im Frühjahr 1899 hielten Vertreter und Mitglieder von mehr als 300 deutschen Vereinen und Gesellschaften zu Chicago eine Versammlung ab und beauftragten den Organisationsausschuß, eine feste Vereinigung aller Deutsch-Amerikaner zu schaffen. Damals war in Nordamerika eine bedenkliche Deutschenhetze zu beobachten, angestachelt von englischer Seite und betrieben von den nordamerikanischen Imperialisten und Chauvinisten. Diese Kreise suchten Unfrieden und Feindschaft zwischen Deutschland und Nordamerika hervorzurufen. In Chicago wendete man sich zunächst gegen diese Feinde und Neider der Deutschen. Wilhelm Bocke wies darauf hin, daß Preußen und später das Deutsche Reich stets treu zu Amerika hielten, während England geradezu als der Erbfeind der Union zu betrachten sei, Wilhelm Rapp erhob Einspruch gegen den Versuch, das amerikanische Volk zu einem angelsächsischen zu stempeln und zu einem Helfer Englands zu machen. Nicht England, sondern ganz Europa, sagte man, ist das Mutterland aller weißen Bewohner der Vereinigten Staaten. „Wir wollen deshalb nicht nur mit Deutschland, das seit 120 Jahren unser Freund war, gute Beziehungen unterhalten, sondern mit allen Völkern. Wir wollen weder mit England noch mit irgend einem anderen Staate ein Bündnis schließen.“ Mitte 1900 wurden auf einer Besprechung in Philadelphia die Grundsätze des „Deutsch-amerikanischen Nationalbundes der Vereinigten Staaten“ aufgestellt, und nach längeren Verhandlungen schritt man am 6. und 7. Oktober 1901, an dem deutschen Tage, dem Jubeltage der Gründung der ersten deutschen Niederlassung in der neuen Welt zu Germantown, zur Bildung des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes. Nach den bereits früher vereinbarten Grundsätzen will der Bund das Einheitsgefühl in der Bevölkerung deutschen Ursprungs wecken und fördern, die Deutschen zentralisieren und organisieren, so daß sie ihre Macht ausüben können zum Schutze solcher berechtigter Wünsche und Interessen, die dem Gemeinwohl der Republik und den Rechten und Pflichten guter Bürger nicht zuwider sind. Der Bund will die nativistischen Uebergriffe abwehren und die Pflege und Sicherung guter und freundschaftlicher Beziehungen Amerikas zu dem alten deutschen Vaterlande anstreben. Im Adoptivvaterlande will der neue

Bund keinen Staat im Staate gründen, sondern er erblickt in der Zentralisierung der deutschen Bevölkerung die beste Gewähr für die Erreichung seiner Ziele. Der Bund forderte zugleich alle deutschen Vereinigungen, diese organisierten Vertreter des Deutschtums, zur Mitwirkung auf und befürwortete die Neubildung von Vereinigungen zur Wahrung der Interessen der Deutsch-Amerikaner in allen Staaten der Union und zu ihrer schließlichen Zentralisierung in einem großen deutsch-amerikanischen Bunde. Allen deutschen Vereinigungen wurde die Ehrenpflicht auferlegt, der Organisation in ihrem Staate beizutreten.

Unter den besonderen Bestrebungen des Bundes sind hervorzuheben die Einführung des deutschen Unterrichts in allen öffentlichen Schulen, die Erwerbung des amerikanischen Bürgerrechts seitens aller Deutschen, damit sie sich möglichst rege am öffentlichen Leben beteiligen können, die Gründung deutscher Fortbildungsvereine und Veranstaltung deutscher Vorträge. Außerdem will der Bund mit Hilfe deutscher Theatervereine in den Hauptstädten des Landes eine deutsche Schaubühne sichern. Die nächste Versammlung soll 1903 in Baltimore abgehalten werden.

Von großer Wichtigkeit ist die Forderung nach Einführung des deutschen Unterrichts in allen öffentlichen Schulen. Nach der Statistik des „Deutsch-amerikanischen Lehrerbundes" ist der deutsche Unterricht in den nordamerikanischen Schulen durchaus ungenügend. Dazu tritt noch die beklagenswerte Gleichgiltigkeit der eingewanderten Deutschen gegen ihre Muttersprache. In Chicago meldeten sich 1899 40 000 Schüler zum deutschen Unterricht, darunter 15 000 Kinder von deutschen Eltern, 12 200 Kinder von anglo-amerikanischen Eltern und 12 800 Kinder anderer Nationalitäten. Dagegen bilden die Deutschen rund 37 pCt., also mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung Chicagos. Unter den 304 000 Schulkindern Chicagos mußten daher mehr als 100 000 deutscher Herkunft sein. Und dennoch meldete sich nur ein Siebentel dieser Zahl zu den deutschen Lehrstunden, so daß annähernd sechs Siebentel der deutsch-amerikanischen Kinder in Chicago ohne deutschen Unterricht aufwachsen! In anderen Gegenden dürfte dies Verhältnis noch trauriger sein. In New York-Brooklyn nahmen 1898 unter 186 000 Schulkindern nur 8100 am deutschen Unterricht teil!

Es ist sehr verdienstlich, daß sich in Nordamerika endlich ein deutscher Nationalverein zur Organisation und Vereinigung der zersplitterten deutschen Kräfte gebildet hat. Man darf annehmen, daß 8 Millionen Bewohner der Republik deutscher Geburt sind und etwa doppelt so viel deutscher Herkunft. Hoffentlich gelingt es dem neuen Bunde, zunächst die führenden Geister um sich zu sammeln und sodann das nationale Bewußtsein in den Deutschen Nordamerikas wieder mehr zu erwecken. Welche Wege der Bund zu beschreiten hat, um dieses höchste Ziel zu erreichen, werden seine Leiter selbst am besten wissen. Nur in einem Punkte sei eine Mahnung von reichsdeutscher Seite gestattet. Die Einführung des deutschen Unterrichts in allen öffentlichen Schulen ist gewiß als Ziel aufs innigste zu wünschen, aber ein fernes Ziel, in absehbarer Zeit vielleicht unerreichbar. Aus diesem Grunde möchten wir den Leitern des neuen Bundes anempfehlen, sich nicht mit einer bloßen politischen Agitation zu begnügen, sondern dieser Agitation vorzuarbeiten durch Schöpfungen aus eigener Kraft, durch Gründung und Unterstützung von deutschen Schulen überall da, wo eine ausreichende deutsche Bevölkerung vorhanden

ist, durch die Popularisierung dieser Schulen bei den Bewohnern deutscher Herkunft, alles in allem durch die Organisation deutsch-amerikanischer Schulvereine, die sich dieser überaus wertvollen Kleinarbeit unterziehen.

An der Wiege des Deutschtums in Nordamerika, in Philadelphia, wo eine Viertelmillion Deutsche wohnen, wurde am 1. Oktober das Deutsche Theater mit „Egmont" eröffnet. Es steht unter dem Schutz des Deutschen Theatervereins, der Abonnements im Gesamtbetrage von 14 000 M. monatlich und einen Grundstock von 24 000 M. zusammenbrachte. Unter den 1225 Abonnenten befinden sich 40 deutsche Vereine. An der Spitze des Deutschen Theatervereins steht Dr. Hexamer, der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien.

Kinderlos.

Klein Almet ist ein süßes Ding,
Ein schöner Kind gabs nie.
So flattrig ist kein Schmetterling
Und so schwebend zierlich wie sie.

Sie springt durch die Zimmer im weißen Rock,
Keine Schneeflocke tanzt so hold;
Im Nacken wuschelt ihr Blondgelock,
Und die Sonne bestäubt es mit Gold.

Sie hat ein Gesichtchen wie Milch und Blut
Und lächelt so lieb und so schlau,
Und das Näschen zuckt ihr vor Uebermut;
Ihre Augen sind kornblumblau.

Sie hat eine Stimme wie Heimchen im Gras,
Wie der Bach über Kiesel rinnt.
Und sagt sie dies, und trägt sie das —
Drauf käme kein ander Kind.

Wir wandeln die Straßen auf und ab;
Klein Almet braucht vielerlei,
Das Niedlichste, was es zu kaufen gab,
Wir suchtens ihr aus, wir zwei.

Zu Weihnacht bekommt sie der Kleidchen zwölf —
Und Jäckchen! — und Hütchen! — und Schuh!
Und Spielzeug giebts für die kleine Elf —
Drei Wagen braucht es dazu.

Und kommt uns solch blondes Wunderkind,
Daß alles sich umdreht und lacht,
Dann treffen sich unsere Augen geschwind
Und wir haben an Almet gedacht . . .

Klein Almet ist unser Glück und Gram;
Kein Auge sonst wird sie sehn,
Ihr Stimmlein kein andrer Mensch vernahm,
Es kann kein Wunder geschehn.

Nur wenn das Zimmer im Zwielicht liegt,
Und die Stille atmet im Raum,
Und eins sich schweigend ans andere schmiegt,
Dann spielt sie durch unsern Traum.

Aus: Viktor Blüthgen. Gedichte. G. Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Band LXXIV.

Litterarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

„Ein starkes Talent muß jeder Mann haben, der zum Volke spricht — das Talent an Gott und Menschen zu glauben und den Sieg der Gerechtigkeit und Freude zu erhoffen. Hätte jemand alle Talente, aber dieses nicht, dann müßte er schweigend sich zurückziehen in eine dunkle Höhle, um zu grollen und zu verzagen. Die irdische Wahrheit ist ernst genug, aber sie verträgt es recht gut, von dem Sonnenschein der Poesie beleuchtet zu werden, ohne daß sie unwahr wird. Die Welt ist reich an Niedertracht und sie ist reich an Größe und Schönheit. Nur darauf kommt es an, was wir Poeten liegen lassen oder auflesen."

Peter Rosegger, der alte Waldbauernbub, spricht sich also in seinem neuesten Buche aus. Als er anno 1900 statt Waldsonnenschein und der üblichen „steierischen, bayrischen Diandl juchheirassa" seinen Freunden religiöse Bekenntnisse und Geständnisse bescherte, gab es, wie er erzählt, einiges Kopfschütteln, daß der weltfrohe Waldgeschichtenmann ein Schwärmer und Kopfhänger geworden sei. Da fühlt er gleichsam die Verpflichtung, sich zu rechtfertigen. Und er verspricht: „So lange Gott mir mein Himmelreich bewahrt, soll es in meinen Büchern keine Kopfhängerei geben, sondern möglichst viel Freude und Sonnenschein."

In alledem steckt ein natürliches und gesundes Empfinden, das litterarisch noch nicht verkränkelt ist. Wir haben so sehr wenig Dichter, die Freudenbringer sind, was zuletzt doch eigentlich alle Poeten sein sollten; es ist so selten, daß eine große Begabung auch eine glückliche ist. In den Kleinen lebt das sichere Gefühl dafür, daß echte Kunst das Lebensgefühl nicht vermindern, sondern kräftig erhöhen müsse. Es lebt im Volke. Es ist nur ein Ausfluß dieses Gefühls, wenn so und so viele, gerade der im Volke verbreiteten Zeitschriften und Zeitungen „gute, befriedigende Schlüsse" der Erzählungen zur Bedingung machen. Man wird gewiß vom litterarischen Standpunkt darüber spotten können. Aber auch diese Medaille hat eine gute Kehrseite. Sie lehrt und erzählt, daß in unsern Volksschichten noch ein so — ich möchte sagen: moralisch sicheres naives Gefühl, noch so viel Kraft und Glauben lebt. Und das ist doch schließlich mehr wert als alles andere. Man muß dieses Gefühl im Volke stärken, und jeder Volksbildungsapostel, der nicht in erster Linie darauf ausgeht, hat von vornherein verspielt und schadet mehr, als er nützt. Es giebt kuriose Leute darunter, die das Volk durchaus zu Hebbel erziehen wollen oder ihm — das ist Thatsache! — an „Volksbildungsabenden" Dehmel, Mombert

und moderne Symbolisten vorsetzen. Aber ich hatte stets den ketzerischen Gedanken, daß etwa der alte Hackländer für die vom Tagewerk Müden nicht nur viel unterhaltender, sondern auch viel wichtiger, nützlicher und besser zu lesen sei als der dunkle, stets auf der Jagd vor sich selbst begriffene Hebbel. Je kleiner und dürftiger die Hütte, um so mehr Sonne muß hinein! Der geringste Strahl ist besser als der gewaltigste Schatten. Das wird gerade jetzt, wo tausende bei der Arbeit sind, die Kunst ins Volk zu tragen, viel zu sehr übersehen. Wir haben nur wenig, was den Hütten ebensoviel Freude macht wie uns. Zu dem Wenigen gehören die Bücher des Krieglacher Poeten.

Schon deshalb müßte man dem Himmel für Rosegger dankbar sein, ob man auch sonst dies und jenes wider ihn auf dem Herzen hat. Was der Wald ihm zugerauscht, das hat wie der Wald selbst etwas Freies und Befreiendes, etwas Frisches und Herzfröhliches. Tannengeruch und Waldsonnenschein ist immer noch was Besseres als die feinste Seelenanalyse, und dafür macht die Fenster der Armen auf! Licht und Gesundheit kommt mit den beiden in die Stuben, ein kerniger Frohsinn, der stählt und das Lebensgefühl erhöht. „Nur mit ein bischen Freude," singt Conrad Ferdinand Meyer, „heilt man ein zerrissnes Herz."

„Sonnenschein" schlechthin nennt der steierische Volksdichter sein neuestes Buch. (Leipzig, Staackmann 1901.) Eine Geschichtensammlung, wie Rosegger deren viele herausgegeben — nicht die beste, aber erfreulich wie jede. Man kennt seine Art, man kennt ungefähr die Gestalten, die er am liebsten hat, aber wenn er ein paar dieser Prachtkerle von neuem herausholt, erstaunt man immer wieder. Die kräftige Art, wie er zupackt, die gemütvolle Treuherzigkeit und Eigenheit, mit der er plaudert, der goldne Humor, der plötzlich dazwischen aus einem Satze wie rechter Himmelssonnenschein herausschaut — — es ist schwer, den Waldbauernbuben da nicht lieb zu haben. Wenn man diese Geschichten liest und das Buch zuklappt, weiß man kaum, was man da eigentlich gelesen hat, aber man weiß, daß es schön war und daß im Herzen eine Wärme zurückblieb. Grad' wie man durch den Wald geht und froh wird, ohne zu wissen warum. Es ist auffallend, daß die Roseggerschen Skizzen immer schöner werden, je weniger Handlung drin ist. „Die Komödie des Todes", stofflich vielleicht die reichste des Bandes, ist gleichzeitig dichterisch die schwächste. Ganz herrlich aber ist im „Waldsonnenschein" der Holzknecht Riedel mit seiner „Lebenssüßigkeit", der einäugigen Kellnerin im Unterthal. Und lange hält das Herz die Geschichte von den drei „Kreuzhütten-Buben" fest, die ihre alte Mutter pflegen — das Hohelied der Kindesliebe, das getränkt voll ist von schlichtester Schönheit und Poesie. Was thuts, wenn daneben auch mal ein Pflänzchen Unkraut gedeiht? Ich sagte schon, die stofflich ärmsten Erzählungen seien die besten; Rosegger muß nicht eine oft wenig glaubwürdige Fabel vorwärtstreiben wollen, er muß „plauschen" können. Manchmal giebts dann wohl eine Verlegenheitsskizze, so als ob er nicht recht gewußt hat, was er eigentlich schreiben soll. Aber dann erfreut eine artige Wendung mitten drin oder eine feine Pointe am Schlusse. Ob man hintereinander gerade viel solcher Roseggerschen Waldbücher lesen kann, ist eine andere Frage. Und eine zweite: ob der alte Waldbauernbub nicht manchmal ein ganz, ganz klein bißchen gar zu sehr „Waldbauernbub" sein will gegenüber den „Höllsakra, den Herrischen" und leise übertreibt und unterstreicht, wie der Tiroler, der vorm Publikum

steht, der der bewußte Tiroler wird und immer zu sagen scheint: Bin ich nicht ein ganz prächtig treuherziger Bub, holdrio? Aber die Worte sind für die leise Empfindung schon zu schwer; sie sollen auch niemandem die Freude verkümmern an diesem „Sonnenschein" und an dem steierischen Dichter, der weltfreudig die Höhen liebt und die Tiefen kennt, der heiter ist, ohne seicht zu sein, der in Schönheit und Harmonie schafft, aber auch Kraft und Knorren hat.

Die Knorren hat Adolf Wilbrandt nicht; er hat nichts Bäuerisches; er ist dem Waldbuben gegenüber der Kulturmensch; er ist mehr Bildungs- als Volksdichter. Ein feiner, stiller, einsamer Poet, den man ungerechterweise immer an Paul Heyses Rockschöße hing, ob seine ganze Art in vielem auch der Heyseschen entgegengesetzt ist. Um ihn als Romanschriftsteller kennen zu lernen, muß man den „Ifinger", mehr noch „Die Osterinsel" und „Die Rothenburger" gelesen haben. Darin zwingt er zur Liebe. Es geht ein Zug durch die „Rothenburger", dem kein warmes Herz widersteht, ein jugendlicher Schwung, der mitreißt. Es scheint immer, als habe Wilbrandt, bevor er sich an den Schreibtisch setzte, einen feuerblütigen Wein getrunken, der ihm das Blut noch rollen macht. Seine Helden haben meist „furchtbar viel Glanzlicht in den braunen Augen, einen tönenden Hammer in der schönen Stimme"; es sind Ausnahmenaturen, Schwärmer, Genies, Renaissancemenschen, ein bißchen schwankend und verbummelt zuerst, dann aber vom Schmerz (Verlust der Geliebten!) zum Ritter geschlagen. Und gern läßt man sich mit ihnen vom Dichter in die Höhen reißen aus der staubigen Niederung.

Ich weiß nicht, ob es schon jemandem auffiel, wie wenig Mecklenburger der Mecklenburger Wilbrandt eigentlich ist. Das Obotritenländchen hat aus allen Jahrhunderten immer einen ganz bestimmten Schlag von Dichtern gezüchtet. In die große deutsche Litteratur sind ein paar davon eingezogen, die als gleiche Brüder immer die gleiche Kappe tragen. Von Herrn Peter Kalfs Redentiner Osterspiel (15. Jahrhundert) zu Johann Laurembergs vier Scherzgedichten, von Liscows Satiren zu Vossens Luise, von Fritz Reuter zu Heinrich Seidel — es ist immer dasselbe. Ueberall ein nüchterner Wirklichkeitssinn, ein derber Humor, ein kräftiger niederdeutscher Realismus. Die Magenfrage ist vielfach die Hauptsache. Es ist etwas ganz Prächtiges um diesen Mecklenburger Schlag, ob in allen Dichtern des Landes auch eine gewisse topfguckerische Gutbürgerlichkeit alias Philistrosität lebte. Wilbrandt hat nichts von alledem. Er hat weder den nüchternen Wirklichkeitssinn, noch den derben Humor. Er ist ein Schönheitsschwärmer, er hat Feinheit, Grazie, Form, er hat Höhensehnsucht — kurz, er hat alles, was ihn in direkten Gegensatz zu den Mecklenburgern und ihren Dichtern stellt.

Wenn man sich das vorhält, so wird man seinen neuen Roman etwas erstaunt in die Hand nehmen, denn er heißt „Ein Mecklenburger" (Cotta, Stuttgart 1901). Entweder, sagt man sich, ist Wilbrandt unter Verzicht auf sein Temperament nur Schilderer, oder er bringt einen wunderlichen Mecklenburger zu stande. Mag's mir der Dichter nicht verübeln: der Mecklenburger ist wirklich wunderlich, und ich bezweifle, daß es einen Menschen im ganzen Obotritenländchen geben wird, der in diesem Ewald Haideck einen Stammesgenossen erkennt. Es ist zwar von seinem Humor die Rede, aber er hat ja gar keinen. Er ist ein Schwärmer, ein Phantast ohne einen Funken des Bäuerlichen, das den Obotriten auszeichnet. Melancholisches Feuer, seelisch-ernstes Träumen, aristo-

kratisch-edles Aussehen wird ihm zugesprochen; im Mondschein schwärmt er von Schönheit; als er die Schönheit sieht, laufen ihm die dicken Thränen runter; er will ein Märchen leben, sich dann totschießen — — — „nu hür up", sagte ein echter „Meckelnbörger" Junge zu mir, als ich ihm diesen Landsmann geschildert hatte. Der Roman selbst ist eigentlich ein Theaterstück in fünf Akten und ganz als solches komponiert. Es scheint, als hätte der Dichter schon das Schauspiel im Kopfe fertig gehabt, es aber im letzten Augenblicke als Roman geschrieben. Eine Inhaltsangabe läßt sich nicht gut machen. Genug, daß Personen, die im ersten Akt bei Kroll auf dem Maskenball tanzen, sich im dritten in der Sierra Nevada zum Goldgraben treffen. „Er griff sich mit beiden Händen an den Kopf: er verstand es nicht", heißt es im dritten Buch. Und selbst Wilbrandts große Kunst hat die Fülle von Unglaublichkeiten, die im Stoffe selbst liegen, nicht wegschaffen und glaublich machen können. Er selbst hat das auch empfunden. Brauch' ich zu sagen, daß trotz alledem in dem Buche, ob Homer darin auch geschlafen hat, viel Schönes, echt Wilbrandtsches steckt? Daß man ganze Absätze wieder mit Freuden liest und sich bereitwillig der lebendigen, schwungvollen Art des Erzählers hingiebt? Wenn er wortreich schreibt, so schreibt er doch auch wortfein. Sein Stil blitzt und funkelt manchmal, und jedes seiner Bücher ist ein Dichterbuch, so verschieden man die einzelnen werten mag und muß.

Eine bittere Enttäuschung hat mir, und wahrscheinlich vielen im Lande, die neue Romandichtung von J. C. Heer, Felix Notvest, gebracht (Cotta, Stuttgart). Peter Rosegger hat in heller Begeisterung seiner Zeit den ersten Roman des jungen Schweizers, „An heiligen Wassern", neben die besten Werke Jeremias Gotthelfs gestellt. „Der König der Bernina" mochte auch noch gefallen. In J. C. Heer war wieder einmal ein urechter Erzähler erstanden, dem man in atemloser Spannung folgte und der doch auch hohen dichterischen Anforderungen genügte. Besonders hatte er stets grandiose Stoffe. Wer nur die ersten Kapitel von „An heiligen Wassern" gelesen hat, kommt nicht mehr los von dem Buche. Daneben gab es in diesem Werke jedoch an manchen Stellen eine gewisse Marlitterei und teilweise wohl auch eine Stoffanhäufung, die zu groß war, als daß sie im Rahmen eines Bandes ganz durchgearbeitet werden konnte. Aber nur dem nachprüfenden Kritiker fielen diese Bedenken ein, der Leser ward einfach mitgerissen. Und nun hat J. C. Heer in „Felix Notvest" ein Werk geschaffen, das seinem jungen Ruhm fast den Todesstoß versetzen kann. Auch hier ist die Anlage zwar grandios; der gebotene Stoff hätte gut und gern für einen Fünfbänder gereicht, und drei Bände gehörten wenigstens dazu, den Roman aus dem Rohstofflichen heraus zu arbeiten, die seelischen Wandlungen vorzubereiten und durchzuführen. Der Schweizer Dichter hat das nicht gethan. Er wirft uns einfach eine Unmenge rein äußerlicher Geschehnisse an den Kopf, läßt alles, was psychologische Entwickelung heißt, zwischen den Kapiteln liegen und hastet, stoffhungrig wie ein Sensationsschriftsteller, drauf los. Es ist nicht möglich, auch nur anzudeuten, was in diesem Roman alles passiert. Die Ereignisse überstürzen sich, von einem wird man zum andern gehetzt, man begreift schließlich garnichts mehr, weil alles umgekehrt auch geschehen konnte, und kommt atemlos und erschöpft ans Ende. Nicht nur im Tempo der Erzählung, auch in der Charakteristik der Personen und im Stil zeigt sich das Ueberhastete. Keine Gestalt kommt plastisch heraus — dazu ist nicht Zeit

genug — flach wie Zeichnungen liegen sie da. Die Intriguantin, der Schuft, der edle Volksmann, der Hausthrann, der keusche Backfisch, der geniale Künstler — es sind wohlbekannte Typen, durch keinen eigenen Strich gehoben und verlebendigt. Mit vollen Segeln steuert J. C. Heer ins Fahrwasser der Marlitt. Auch seine Sprache wird blumig. Er entschuldigt sich schon, wenn er — in einer Bauerngeschichte — das Wort „Dung" ausspricht. Blumig und konventionell werden seine Vergleiche. Sigunde Fürst ist immer „schön wie ein Märchen"; Christli ist immer wie „unberührter Frühling", ist immer „Maililie". Er schildert sie Seite 138 folgendermaßen: „Dunkle Augen unter seidenen Wimpern, sanftgerötete Wängelchen, ein feingebogenes Näschen, ein herbes Mündchen, über dem schmalen Gesicht ein Hauch wie unberührter Frühling". Seite 271 wiederholt er diese Schilderung wörtlich. Mir will darnach und nach anderen Beobachtungen scheinen, als ob der Roman auch sehr flüchtig geschrieben ist. Charakteristisch ist es auch, daß das Präsens wie in den ersten Romanen der Ossip Schubin vorherrscht. Daß ferner viele Personen gleichsam matte und kleinere Abzüge von großen Gestalten der Weltlitteratur und Geschichte sind, daß sie Heer wenigstens an das mächtige Vorbild heran erhöhen will. So wird der „Kommandant" zu König Lear, das greise Elternpaar Felix Notvests zu Philemon und Baucis, Sigunde Fürst zu Königin Agnes von Ungarn in Parallele gesetzt. Aber um so krasser tritt das Mißverhältnis hervor. Man glaubt auch nicht an den Helden, der sich in allen entscheidenden Augenblicken wie ein sentimentaler Schwächling benimmt; man glaubt nicht an die Leidenschaft, in deren Ausdruck sich der Dichter stets vergreift, in der die Leute gleich immer wie Betrunkene taumeln, schwanken, rasen, stöhnen, weinen, knirschen. Das alles ist nur aufgepeitschte Phantasie, der das Maß fehlt.

Emanuel Geibel, der Vielverkannte, hat von einem noch lebenden Poeten gesagt, ein Uebermaß an nicht genug gezügelter Phantasie verhindere ihn, die Schönheitslinie inne zu halten. Das ist ganz der Fall Heer. Wenn er sich nicht sehr mäßigt, werden sich die Hoffnungen, die sich an ihn knüpften, nicht erfüllen. Er steht jetzt am Scheidewege, ob er ein beliebter Autor der Gartenlaube ohne litterarische Prätensionen oder ein Künstler werden will. Der eine mißlungene Roman will ja noch garnichts besagen. Erst die nächsten Bücher werden entscheiden. Gerade dieser nächsten Bücher wegen ist der Felix Notvest hier so scharf angefaßt worden. Talent verpflichtet. Hoffen wir, daß der Dichter sich selbst wieder findet, und er seine gar zu extensive Phantasie zu Gunsten einer mehr intensiven zügeln lernt.

Von Gabriele Reuter liegt ein neuer Novellenband unter dem Titel „Frauenseelen" vor (S. Fischer, Berlin 1902). Ihr berühmter Erstling „Aus guter Familie" hat es inzwischen schon zur zehnten Auflage gebracht. Die Novellen sind delikat — man kann es nicht anders nennen. Sie sind sehr fein, manchmal sogar mit einem Stich ins Hysterisch-Ueberfeine; jeder Satz behauptet sich mit einer gewissen Eigenheit; jeder Vergleich ist Gabriele Reuters eigenstes Eigentum. Sie greift nie zu einer gangbaren, vielleicht gar schon abgenutzten Münze; sie würde ein geschmackloses neues Bild unbedingt einem trivial gewordenen vorziehen. Ihre Stoffe sind dürftig; was an Stofflichem vorhanden ist, kommt kaum in Betracht. Die Stimmung, das feine Detail sind durchaus die Hauptsache. Die flüchtigsten, seltsamsten Empfindungen, die kaum die Bewußtseins-

schwelle überschreiten, fängt sie am liebsten ein. Sie ringt darnach, Unsagbares, für das alle Worte schon zu schwer sind, zu sagen, geheimstes Sehnen so auszudrücken, daß es trotz der Worte noch fern und geheim bleibt. Feinheit und Ueberfeinheit hat sie von Jens Peter Jacobsen gelernt, dem zarten Dänen. Aber sie hat nicht seine leuchtende Farbenglut, sie malt am liebsten in Grau. „Graue Stunden" heißt ein Stimmungsbild in den „Frauenseelen", das meisterhaft gemacht ist. Ueberhaupt muß man vom litterarischen Standpunkt aus das Buch rühmen. Der artistische Feinschmecker wird eine seltene Freude daran haben. Es hat etwas so Apartes.

Und doch — in diesem Buche der Feinheit liest man mit Vergnügen eine kleine Geschichte, die weniger apart ist, aber mehr Körper hat: das Opernglas. Ein schnurriger Einfall — mehr nicht; gewiß hält Gabriele Reuter diese Skizze, die sie ans Ende gestellt hat, für die billigste des ganzen Buches. Das ist sie auch. Aber man behält sie, während man die andere nicht behält; man ist mehr in unserer aller Welt, man kann die Dinge anfassen, ohne daß sie gleich zerbrechen oder wie ein Hauch verschweben. Und von hier kann man weitergehen. Was Gabriele Reuter fehlt, das ist ein wenig Robustheit, ein wenig dichterische Ursprünglichkeit, ein wenig natürliche Kraft. Was sie der Heldin ihrer Novelle „Treue" zuspricht: ein nervös-sensibles Temperament und damit vereint das Kalt-Grüblerische, die lauernde Beobachtungsgabe — das charakterisiert sie selbst. Sie zerfasert alles und jedes. Es reicht nie zu einem Vollgefühl, zu ganzer Freude, zu ganzem Schmerz. Es ist nie Tag oder Nacht bei ihr — immer Dämmerung. Sie ist nie harmlos unbefangen, immer apart. Und die schönste Seelenanalyse wiegt die kräftige Ursprünglichkeit einer ungebrochenen Natur nicht auf. Freudenbringer soll nach Rosegger der Dichter sein. Gabriele Reuter ist kein Freudenbringer. Und das ist traurig, weil ihre Bücher bei alledem so voll feiner Kunst und stiller Schönheit stecken. Was ihr fehlt, hat Clara Viebig im Ueberfluß, und sie entbehrt gerade etwas von Gabriele Reuters Feingeistigkeit. Es würde eine wundervolle Mischung sein, wenn man diese beiden Dichterinnen harmonisch verbinden könnte. Aber da dieses Kunststück nicht zu ermöglichen ist, muß man halt jede für sich nehmen und sie gelten lassen.

Gleichzeitig mit der zweiten Auflage seines etwas matten Romans „Liebe ist ewig" hat Wilhelm von Polenz ein Bändchen Dorfgeschichten, „Luginsland" bei Fontane und Co. in Berlin erscheinen lassen. Die Steine, die schwer ins Rollen kommen, werfen meist jeden Widerstand, den sie auf ihrem Wege finden, am wuchtigsten nieder. Ich habe vor Polenz stets das Gefühl einer Schwerfälligkeit, die manchmal nichts mit sich anzufangen weiß, aber, einmal auf dem richtigen Wege, mit unbeirrbarer ruhiger Sicherheit zum Ziele geht. Auf dem richtigen Wege war er mit seinen großen Bauernromanen. Scheint er manchmal zu schwanken, so kann man ihn nur immer wieder auf das Land weisen, darin er wurzelt. Wenn er zähe und unbekümmert von seiner Scholle aus schafft, werden ihm Kränze blühen, ob er auch für den Augenblick von leichtfüßigeren Gefährten überholt wird. Das Beste in ihm ist das Zähe, Bäuerische, recht eigentlich Germanische. Es giebt im ganzen Umkreis der jetzigen Dichtung kaum jemanden, der in der körnigen Gestaltung bäuerischer Art mit ihm wetteifern könnte. Sowie er das enge — und doch wie weite! — Gebiet verläßt, ist es mit seiner ruhigen Sicherheit, die selbst sicher macht, aus. Er bleibt dann immer noch ein guter Schriftsteller, aber nicht der Polenz, den

wir lieben. Seine Dorfgeschichten, so klein und anspruchslos sie erscheinen, zeigen ihn von der guten Seite. „Mutter Maukschens Liebster" ist ein ganz prächtiges Stück, derbkräftig, ohne grob und klobig zu sein, sparsam mit Gefühlsausdrücken, aber um so packender. Die Geschichte ist nicht leicht erzählt, aber das Schwere, fast Schwerfällige wirkt bei diesem Stoff als das Notwendige und Natürliche. Der deutsche Bauer, den die Litteratur bald zu einer komischen Figur machte, bald sentimental verbrämte, ist hier mit einem gesunden Realismus in seinem innersten Wesenkern gepackt, in allem Guten und Bösen auf die Beine gestellt. Ich meine: wer das kann, wer Kraft genug dazu hat, der kann viel.

Die „Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg" hat Liliencrons Gedichte in einer Auswahl für die Jugend bei Schuster und Loeffler in Berlin herausgegeben. Mit wenigen Ausnahmen stammen die besten Gedichte doch aus den „Adjutantenritten", so die Perle des ganzen Bandes: „Wer weiß wo" (Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757). Das ist ein großes, herrliches und so unsagbar schlichtes Gedicht, wie es nur wenigen Dichtern gelang. Und „Mit Trommeln und Pfeifen", Kleine Ballade, die Schlacht- und Biwakgedichte, die Heidebilder — ach, wenn man die allbekannten wieder liest, packen und schütteln sie, man vergißt gern alles, was die Liebe zu Liliencron trübte, man hält nur sein Reinstes und Bestes fest und sagt danach in alter Freudigkeit und Begeisterung, ein wie köstlicher, kräftiger, deutscher Poet dieser holsteinische Baron doch ist. Das Leben hat ihn zerzaust, die allerjüngste Jugend ist viel zu nervös und sensitiv, um das Kraftvolle an ihm zu schätzen, die älteren stehen ihm zum Teil noch fern, sogar aufs Ueberbrettl hat man ihn gezerrt — aber bei alledem ist etwas Unverwüstliches in ihm. Er bleibt wohl in seinem Besten der bedeutendste lebende Lyriker. Die enge Auswahl zu dem bestimmten Zweck, gegen die sich manches sagen ließe, bringt das naturgemäß nicht ganz heraus. Doch versteht man, wie gerade Liliencron der Jugend vorgeführt wird, der ihr mit seinem kräftigen Nationalbewußtsein und seiner allem Abstrakten abholden frischen Gegenständlichkeit entgegenkommt. Ueber den ganzen Liliencron vielleicht ein anderes Mal . . . hier wollt' ich nur die kleine Auswahl streifen. Und es schien mir daneben Pflicht, wo so viel Anderes, Kurzlebiges genannt wird, auf einen Poeten hinzuweisen, von dem dies und das all unsere weitberühmten Romane überleben wird.

Noch an einem anderen lyrischen Poeten, einem vielgeliebten und vielgesungenen, möchte ich nicht vorübergehen, ohne ihn zu grüßen und ihm die verdiente Ehre zu geben. Viktor Blüthgen hat eine neue, vermehrte Ausgabe seiner „Gedichte", die lange schon schmerzlich vermißt wurde, herausgegeben; sie bildet den 74. Band der Groteschen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Mit erlesenem Geschmack ist das Buch ausgestattet; Robert Engels, der Zierleisten dafür gezeichnet, war nicht immer so diskret und glücklich. Mit noch größerer Freude darf ich von den Gedichten selbst reden. Sie strahlen eine herzliche Wärme aus, sie geben sich so gläubig vertrauend, so offen und ehrlich, daß man bald von dieser Offenheit der Seele gewärmt und entzückt ist. Was der Dichter aus der Fülle des Herzens gestammelt, das nahm der Künstler in strenge Zucht, bis es Form erhielt und jene feine lyrische Melodie, in der es sich nun vor uns liegt. Viele Töne werden angeschlagen, und dem kräftigen Anschlag folgt eine

gleich kräftige Durchführung, wie sie nur der seiner selbst sichere Poet hat. Und wunderlich verschlingen sich Jugend und Alter in dem Buche: Jugend, die fest zupackt, frisch und freudig loslegt, begeisterungskräftig sich aufschwingt; das Alter, das diesem Poeten über jede wohlfeile Liebenswürdigkeit hinaus eine schönmenschliche Güte, eine Güte des Herzens gab, die nun wärmt und wohlthut.

Viktor Blüthgen ist eine feine, anschmiegsame Poetennatur. Es kommt vor, daß man andere Dichter leise hier und da heraushört, aber immer drückt er doch selbst diesen Liedern seinen eigenen Stempel auf. Das hat ihn auch vor Einseitigkeit bewahrt und ihn die verschiedensten Töne finden lassen. Da sind prächtige Liebesgedichte, gefühlsstark, aus überströmendem Herzen geboren; da sind ganz außerordentlich feine Naturstimmungen, wie z. B. in dem auch formell sehr aparten Gedicht „Auf Schwarzwild", das die unbestimmten Geräusche der Sommernacht, das Leben und Weben in Wald und Feld fein wiedergiebt; da sind zierliche poetische Nippsachen, etwas süß oft, aber voll reizender Schelmerei und Grazie; da sind Phantasiestücke und Rhapsodien voller Verve und lebendiger Kraft der Darstellung. Die entzückenden, weitberühmten Kinderlieder fehlen; sie werden wohl einen Band für sich allein bilden. Leider fehlen auch — außer einem Gruß an Bismarck — die nationalen und oft sehr wuchtigen Klänge und Weckrufe, die der Dichter in glücklicher Stunde fand. Das energische Flottengedicht: „Zu Hamburg sprach der Kaiser" wird mancher ungern vermissen. Mögen sich viele Hände nach dem schönen Buche ausstrecken, das seinen Platz behaupten wird.

Ich komme nun zu einem Roman, der sich von allen eben besprochenen sehr unterscheidet. Nicht nur äußerlich, durch die Größe seines Umfangs — er ist 825 Seiten stark —, sondern auch durch die Größe des Ziels. Ein Roman, der unsere Gegenwart mit allen ihren Problemen, ihrem Suchen und Streben, ihren Kämpfen und Zielen in einen gewaltigen Rahmen spannen, der eines der „großen epischen Bücher unserer Litteratur", ein Zeit- und Erziehungsroman großen Stils sein will. Gewiß heißt das, Gewaltiges wollen. Und die „Vossische Zeitung", die Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen, hat dieses Werk aus allen herausgehoben und es neben, ja fast über den „grünen Heinrich" von Gottfried Keller gestellt. Der Mann, der so Großes gewollt und nach mancher Meinung erreicht hat, heißt Felix Holländer, sein Buch „Der Weg des Thomas Truck" (S. Fischer, Berlin 1901).

Felix Holländers frühere Romane hatten bei vielen Vorzügen immer etwas Knalliges, sie waren immer mit Rattengift versetzt und auf Sensation zugeschnitten. Der feinere Geschmack wandte sich oft traurig von ihnen ab — traurig, weil ausgezeichnete Eigenschaften und Fähigkeiten sich darin ausprägten, aber durch das Arbeiten mit schreienden Anilinfarben und durch eine unkünstlerische Effekthascherei wieder aufgehoben wurden. Offenbar hat Felix Holländer nun in „Thomas Truck" alles Gute, was in ihm war, zusammenfassen wollen. Er griff gleich nach der schwersten Aufgabe. Und man soll einem so großen Wollen und einer Energie, die ein so umfangreiches, nach künstlerischen Zielen strebendes Werk durchführt, seine Anerkennung nicht versagen. Das erzwingt Achtung. Man wird ferner gern zugeben, daß der Roman im ganzen mit glänzender Technik geschrieben ist, daß viel ehrliches Ringen darin steckt, daß ein paar gut gesehene und treffend wiedergegebene Figuren daraus hervortreten. Es wäre kleinlich,

sich dadurch an diesem Werk zu reiben, daß man ein paar schlechtgebaute Sätze, ein paar Unwahrscheinlichkeiten oder dergleichen daraus hervorsuchte. Dieses Vergnügen mag anderen überlassen bleiben.

Aber was man soll, wozu dieses Buch geradezu nötigt: man soll den Geist wägen, der daraus spricht; man soll sich fragen, ob hier ein Dichter, indem er ein großes Zeitbild einfängt, die Zeit auch dichterisch durchdringt und von uns entfernt, ob er den Irrenden ein Licht anzündet und die Wege weist, ob er die Erlöstseinwollenden erlöst, ob er die Gegenwart und ihre Zerrissenheit bezwingt und sich und andere damit zugleich frei macht. Wir wollen schauernd erkennen, daß die Persönlichkeit, die im Mittelpunkt steht, Fleisch ist von unserem Fleisch und Geist von unserem Geist; wir wollen mit ihr an alle Pforten klopfen, mit ihr wandern und irren, suchen und finden, wachsen und werden, und mit ihr endlich reif und frei sein.

Ins Leben und Ringen der Zeit werden wir auch wirklich ausgiebig geführt. Es läßt sich nicht aufzählen, was der Roman alles ausschüttet. Sozialismus und Individualismus, Zionismus und Antisemitismus, Heilsarmee und Egidysche Versöhnung, Christentum und Buddhismus, Stirner, Marx, Nietzsche, Christus -- es pufft von allen Seiten. Und an alledem zerbeißt sich ein Kreis seltsamer Menschen im Schweiße des Angesichts die Zähne — voran Thomas Truck, der Held, den wir auf seinem Wege von frühester Kindheit an bis zum reifen Mannesalter verfolgen, in dem wir uns selbst wiedererkennen sollen.

Ich möchte mit seinem Worte sagen, weshalb dieses letztere nicht geschieht, weshalb dieses ganze Werk uns nie und nimmer etwas werden kann: weil nämlich Thomas Truck kein deutscher Typus, sondern ein jüdischer ist, wie der Roman, der von ihm handelt, überhaupt. Gerade weil das Buch ernst und ehrlich gedacht ist, sei das hier auch ruhig und ehrlich ausgesprochen. Felix Holländer, selbst von jüdischer Herkunft, hat in dem Weg des Thomas Truck ganz natürlich *seinen* Weg nach bestem Gewissen gestaltet, nach bestem Wissen hat der Referent der „Vossischen Zeitung" dieses Werk gepriesen und als den Zeitroman anerkannt, denn auch er ist Jude und hat seine Freuden und Schmerzen, seine Kämpfe und Wandlungen in diesem Werk poetisch verklärt wiedergefunden. Nun sei aber mir erlaubt zu sagen — es soll keine Wertung, sondern eine bloße Konstatierung sein, — daß wir andern in diesem Thomas Truck so gut wie nichts von uns erkennen, daß unser Weg, selbst wenn er dieselben Stationen berührt, ein so wesentlich verschiedener ist, daß wir dem Denken, Fühlen, Handeln dieses Thomas Truck manchmal kopfschüttelnd, manchmal achselzuckend, manchmal ohne jedes Verständnis gegenüberstehen, daß wir uns niemals mit ihm identifizieren und deshalb nie im tiefsten Innern ergriffen und bereichert werden können. Es mag sein, daß dieser Roman ein „Grüner Heinrich" ist, aber er ist ein jüdischer „Grüner Heinrich", wie Jakob Wassermanns vielgepriesene „Renate Fuchs" eine jüdische „Marie Grubbe" ist. Und weil Felix Holländer gerade verschleiert hat, was er hätte hervorheben müssen, so klafft ein Riß durch das ganze Gebäude. Wir wären dankbar gewesen, wenn er uns die Entwickelungsgeschichte eines modernen Juden gegeben hätte; wir würden, wenn er unter diesem Gesichtspunkte die Kindheit des Thomas Truck geschildert hätte, Vieles begreifen, was wir

jetzt nicht begreifen, und Vieles, was jetzt in der Luft schwebt, hätte seine natürliche Basis gehabt.

Ich habe das anschneiden müssen, weil es das entscheidende Urteil über das ganze Werk erst ermöglicht. Es ist ein ganz spezifisch ungermanisches Buch. Die Menschen darin sind alle auf einer rasenden Jagd nach sich selbst, nach Begriffen und Weltanschauungen, sie drehen sich fortwährend im Kreise, bis sie selbst und alle, die sie ansehen, schwindlig werden, sie entwickeln sich alle fortwährend keuchend, als lägen sie in Geburtswehen, sie suchen gleichsam sportsmäßig nach einer Weltanschauung, und wenn sie eine haben, schleppen sie sie, jedem sichtbar, mit sich herum, wie Atlas die Weltkugel, bis sie plötzlich ihre Kugel fortwerfen und ächzend eine neue aufladen. Das alles geschieht mit einer wahren Wut und Freude, geschieht im Schweiße des Angesichts. Sie sind alle so hohe Idealisten, daß sie sich durch den ganzen Kuchenberg der Probleme durchessen, sie kauen immerzu daran, sie thun immer das Entgegengesetzte, was ein normaler Mensch thun würde, sie übertreiben alles maßlos, zerfasern sich ewig selbst, läuten schwitzend große Glocken und benehmen sich so, daß man manchmal unter lauter Irrsinnigen zu sein scheint. Eigentlich muß man lachen, wenn man ihnen zusieht. Andererseits habe ich mir bei der Lektüre immer wieder gesagt, wie seicht, philisterhaft und beschränkt meines Vaters Sohn doch eigentlich sein müsse. Denn ich bekenne beschämt, daß ich in solchen erschrecklichen Weltanschauungs-Geburtswehen niemals lag, daß ich auch meine Freunde nie wie rotgeheizte Lokomotiven dampfen sah, daß ich mir stets einbildete, eine Entwickelung gehe meist im stillen vor sich, eine Weltanschauung blühe auf und wachse wie Blume und Schmetterling, die kein Geschrei machen, wenn sie die Kelche erschließen resp. die Puppe brechen. Aber diese bedeutenden modernen Persönlichkeiten hier befördern so oft Weltanschauungen zu Tage, wie das Huhn ein Ei, und gackern nicht minder bei jeder glücklichen Legung.

Man wird danach verstehen, wie fern und fremd uns das Buch ist; man wird verstehen, daß man es für ernst und ehrlich — vom Autor aus — halten und es doch von uns aus als oft verlogen und unnatürlich empfinden kann. Was heilige Herzensglocken für Felix Holländer sein mögen, das fühlen wir als Phrasenglöcklein, die bimmeln, bimmeln, bimmeln und sich am eigenen Klang berauschen. Wer kann dafür? So glaube ich, daß dieser Roman, ob er auch einen noch so lauten Tageserfolg haben mag, noch viel schneller verschwinden wird als die Zeitromane des jungen Deutschlands. Doch aber war es nötig, sich mit ihm auseinanderzusetzen, nicht nur, weil das Buch viel von sich reden macht — es hat in wenigen Wochen mehrere Auflagen erlebt —, sondern auch, weil es großen Zielen zustrebt und bestechend geschrieben ist. Es sei daneben noch einmal anerkannt, daß es auch eine Reihe sehr feiner Nebenfiguren zeigt, etwa Fründel, den Volksschullehrer Heinsius und vor allem den russischen Juden Lissauer, in dem ein prächtiger Typus mit sicherer Kunst geschaffen ist.

Thomas Trucks Mutter heißt mit Vornamen Tamara. Von einer Tamara ist seltsamerweise auch in einem etwas früher erschienenen Buche des Cottaschen Verlages die Rede: in Lou Andreas-Salomés „Ma“. Es mag das letzte sein, wovon ich heute rede. Es ist auch das beste. Es ist ein Buch so voll inneren Reichtums, von solcher Feinheit und Innigkeit, daß ich es selbständigen Lesern nicht genug empfehlen

kann. Stoffhungrige Hyänen kommen bei dieser psychologischen Studie allerdings nicht auf ihre Kosten. Allen anderen aber sei es ans Herz gelegt. Ma, die Mutter, die langsam ihre Kinder verliert, die diesen Kindern alles opfert, ist mit einer verschwenderischen Fülle intimster Züge ausgestattet, die alle von feiner Künstlerhand geordnet sind. Mit behutsamen und vorsichtigen Fingern ist alles angefaßt, das Buch wächst gleichsam mit und vor einem, bis das Ganze in wundervoll feiner Schönheit dasteht. Wie die handelnden Personen auseinander gehalten sind, wie über der ganzen Erzählung die goldenen Kuppeln des heiligen Kreml leuchten, wie sich Anfang und Ende symbolisch verschlingen, die Iberische Gottesmutter und jene andere Mutter, die auch heilig ist — das ist ganz einzig. Es wollte mir manchmal vorkommen, als sei das Gesicht der Dichterin gar zu klug, als wären die feinsten Züge den Personen manchmal nur aufgelegt — aber ich gestehe, daß ich am Schlusse ganz bezwungen war. Lou Andreas-Salomé hat sich eine Zeitlang etwas exzentrisch gegeben. Doch ein Buch wie es „Ruth" war, ein Buch, wie es jetzt „Ma" ist, soll ihr nimmer unvergessen bleiben. Sie ist heute schon die tiefste und feinste der modernen Erzählerinnen. Wenn sie der Problem-Gefahr entgeht und sich zu immer kräftigerer Gegenständlichkeit durcharbeitet, wird sie bald auch unbestritten die erste sein. So wollen wir das diesmalige Kapitel schließen mit einer Hoffnung.

Es raucht ein Herd . . .

Es raucht ein Herd nach Osten zu,
Das Heimchen singt im stillen Haus,
Dort ging ein' schöne stille Frau
In alten Jahren ein und aus.
Kein Bettler kam den Weg entlang,
Er zog denn fort mit Gruß und Dank.

Die Diele war so weiß gelegt,
So gastlich war der Tisch bestellt.
Aus diesen blanken Fenstern sah
Ich einst das erste Stückchen Welt.
Da lag ich lang auf Mutters Tuch
Und sprach mit meinem Bilderbuch.

Und wenn's im Hause Mittag schlug
Und rasselnd fiel das Uhrgewicht,
Nach unsrem Vater sahn wir aus
Und wichen nicht und wankten nicht.
Mir ist, ich hing die ganze Zeit
Wie eine Klett' an ihrem Kleid. —

Ich weiß nicht, ob der Herd noch raucht
Und noch am Herd das Heimchen singt,
Ob heut noch jeder Bettler gern
Wie sonst an unser Thürlein klinkt.
Nur Sonntags mein' ich dann und wann,
Ich träf' so alles wieder an.

Die Mutter stünde vor der Thür,
Die Augen schattend mit der Hand, —
Wie wenn ich von der Reise käm',
Und alles hätt' den alten Stand.
Ich hör' das Zirpen durch den Raum —
Seid still, — es ist mein Sonntagstraum.

Aus „Vagabunden". Neue Lieder und Gedichte von Carl Busse. (Stuttgart, Cotta 1901.)

Vom deutschen Theater.

Von

Max Marterſteig.

II.

Antike Dramen. — Björnſtjerne Björnſon. — Ueber unſere Kraft. — Laboremus. — Paul Lange und Tora Parsberg. — Heyermanns' Die Hoffnung.

Die Klage über ungehobene Schätze der dramatiſchen Dichtung iſt nicht ohne Berechtigung, und einem ſtrebſamen Bühnenleiter hängen an kaum mehr betretenen Pfaden noch Kränze, die nur herunter zu langen ſind. Sollen jedoch Wert und Glück auf einige Dauer ſich vermählen, ſoll namentlich einem Theater der Großſtadt klingender Gewinn aus ſolchen Verſuchen erwachſen, ſo müſſen dieſen Wiederbelebungsverſuchen gewiſſe Bedingungen entgegenkommen: es muß etwas in dem „ausgegrabenen" Werk der Maſſenſtimmung der Zeit entſprechen. Ein geſchickter Dramaturg wird darum ebenſo achtſam zurück wie vorwärts blicken, denn er erkennt, daß es am Theater faſt mehr noch als in der Induſtrie „Konjunkturen" giebt. Die Berliner Theaterleiter waren in den letzten Jahren, von der Not ums tägliche Theaterbrot getrieben, nicht ohne glücklichen Spürſinn und verdankten dieſem einige überraſchende Erfolge.

Während bis vor etwa fünf Jahren die Rolle der Tragödie gänzlich ausgeſpielt erſchien, und man uns beſonders vom Drama der Griechen im Bruſtton ſtärkſter Ueberzeugung verſicherte, daß es dem modernen Empfinden unerträglich ſei und keine lebendige Kraft mehr habe, zeitigte die während derſelben Jahre ſo bemerkbar gekräftigte Sehnſucht: den naturwiſſenſchaftlichen und ſoziologiſchen Erkenntniſſen, die als Erzeugnis eines halbhundertjährigen geiſtigen Entwickelungsganges ernſthaft nicht mehr wegzubeweiſen waren, wieder eine befriedigende ethiſche Spitze zu ſuchen, eine neue Bereitſchaft in den Geiſtern. Die neuerkannten Geſetze unter ein oberſtes, alle und alles umfaſſendes, zu ordnen, vermöge einer dem modernen Wiſſen angepaßten Weltanſchauung wieder zum Begriff einer Weltidee zu kommen, rief man die ernſte, die hohe Kunſt wieder zu Hilfe. Die tragiſchen Probleme der Weltdichtungen in ihrem Ewigkeitswert kamen neu zu Ehren, und ſelbſt von der neuzeitlichen tragiſchen Dichtung verlangte man wieder mehr als nur einen trockenen, zur ironiſchen Selbſtaufhebung hinneigenden Peſſimismus. Dieſe „Konjunktur" brachte dem deutſchen Theater im vorigen Winter die nicht geringe Merkwürdigkeit der Oreſtie-Aufführungen in Berlin, in Wien und in verſchiedenen anderen deutſchen Städten; auch die Wiederbelebungen altgriechiſcher Dramen in Frankreich hängen mit ihr zuſammen.

Man wird kaum behaupten können, daß eine in unſeren Tagen beſonders hervorgekehrte Neigung zu der ſchönen Form der helleniſchen Tragiker dieſe Welle des Geſchmacks veranlaßt hätte. So dankenswert und der faſt unbeſchränkten Bewunderung würdig die

Aeſchylos- und Sophokles-Übertragungen, die Ulrich von Willamowitz-Moellendorff uns darbot, und die den Berliner Aufführungen zu Grunde lagen, auch ſein mögen, ſie allein würden nicht zu ſtande gebracht haben, was in früheren und helleniſcher Kultur enger verwachſenen Tagen ſo oft geſcheitert war.

In den vierziger Jahren mutete Ludwig Tieck, der Leib-Dramaturg des romantiſchen Preußenkönigs, den Berlinern zu, an Sophokles und Euripides auf der modernen Bühne ſich zu ergötzen. Der heilige Zorn des vormärzlichen Liberalismus beſtrafte eine ſolche „Rückwärtserei“ — zu der Mendelsſohn die Muſik geſchrieben hatte! — in den heftigſten Ausdrücken. Der knatterige Heinrich Laube hat dann dieſes Verdammungsurteil in ſeinem „Norddeutſchen Theater“ verewigt. Die antike Tragödie iſt tot — ganz tot, ſchrieb, Laubes Geiſte ſich geſellend, ein hochangeſehener Berliner Kritiker, als vor etwa fünf Jahren die Antigone hier wieder geſpielt wurde. Und nun erleben wir das Wunder, wir die geſcholtenen Dekadenten, denen die Kraft, eine Zeit Schillers, ja ſelbſt nur die eines Laube zu leben, ſo häufig abgeſprochen worden iſt, daß der „ſüße“ Sophokles, wie die Griechen ihn nannten, und der eherne Aeſchylos tauſend und abertauſend von Hörern in tiefſte Bewegung ſetzen! Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich darin ein Zeugnis ſehe für die behauptete Sehnſucht, das Leben wieder unter eine höhere Ethik zu rücken, als ſie uns der mehr oder minder nur Nützlichkeitsidealen nachſtrebende radikale Liberalismus in ſeinem Haß gegen alle metaphyſiſchen Werte zu bieten vermochte.

Aber hüten wir uns, der vor kurzem hier dargelegten Gründe eingedenk, deshalb von einem „Wendepunkt“ zu ſprechen. Bezeichnend iſt ſchon, daß nicht dem öffentlichen Theater das Verdienſt jener Aufführungen zufiel: die friſche Jugend der Berliner Studentenſchaft hat es ſich erworben, und nur durch eine außergewöhnliche Anſpannung der Kräfte, deren unſere Geſchäftstheater gar nicht fähig ſind, wurde das Ereignis ermöglicht. Hier hatten wir wirklich einmal ein Stück Feiertagskunſt an der „Feſtſtraße des Lebens“ ... einen Ausnahmefall. Als ſolcher wäre er auch abgethan geweſen, wenn ſchneller Eifer nicht die hier entſtandene Wirkung bedeutſam zu verknüpfen verſucht hätte mit dem rauſchenden Erfolg, der gleichzeitig einer durchaus modernen Tragödie zu teil wurde, nämlich Björnſtjerne Björnſons Doppeldrama „Ueber unſere Kraft“, das — gleichfalls ein ſchon vorhandener Schatz — von dem Berliner Theater aus dem ans Buch gefeſſelten Daſein ins Leben des Bühnenlichtes gehoben wurde.

Nicht wenigen dünkte der Mut, den Paul Lindau, der zur Rettung dieſes der künſtleriſchen und geſchäftlichen Agonie beinahe ſchon ganz verfallenen Theaters herbeigerufene Leiter, dadurch bewies, ganz außerordentlich. Denn ehedem war das Berliner Theater die ausgeſprochene Lieblingsſtätte des bürgerlichen Mittelſtandes, und auch unter der neuen Leitung ſollte es den Hausfreunden einen von jeglichem Bacillus ſozialer oder politiſcher Natur ſorgfältig ſauber gehaltenen Aufenthalt bieten. Wie ſtimmte zu dieſer Abſicht nun gerade dieſe Tragödie Björnſons? War ſie nicht die ausgeſprochene Revolution? Iſt Björnſon, der Mann mit dem Stiernacken und den buſchig-trotzigen Brauen, nicht der moderne Danton des norwegiſchen Storthings, der unermüdliche und wirkſamſte Rufer in jeglichem Streit, wo es radikalen Fortſchritt gilt?

Weil es ſo ſcheint, ſchien auch der tiefe Eindruck, den „Ueber unſere Kraft“ hervorbrachte, auf einer Linie zu ſtehen mit der gewaltig erſchütternden Wirkung des griechiſchen

Tragikers, die uns die Tod verachtende Tapferkeit im Kampfe um des Lebens höchste Werte und unerschütterliche Standhaftigkeit im Ertragen tiefster Schmerzen lehrt. Die Probleme selbst *scheinen* die gleichen: könnte die Aeschyleische Triologie, die Orestes, des unseligen Muttermörders, Schicksal schildert, nicht treffend auch „Ueber unsere Kraft" heißen? Ueber unsere Kraft ist ein dem Menschensinne widerstrebendes, unfaßbares Pflichtgebot, das der Seele sich mit der Macht des Schicksals auferlegt und zu der That sie zwingt, der unentrinnbare Verdammnis mit eherner Notwendigkeit folgt. Selbst die Lösungen scheinen nicht merklich verschieden. Orestes wird vor dem Areopag frei gesprochen — mit knapper Majorität würden wir heute sagen —, und die den Ausschlag gebende Motivierung beruft sich darauf, daß nur aus ungeheuerer Schuld ein sicheres, von ehrfurchtsvoller Scheu mit Heiligkeit umkleidetes Gesetz der Sitte sich entwirkt. Rache wird zur Gerechtigkeit: die fluchdürstenden Erinnyen wandeln sich zu den ernsten, das Heiligtum neu gegründeten Rechtes hütenden Eumeniden — und mildes Verzeihen der allwaltenden Götter entsühnt mit segnender Hand die gebrandmarkte Stirn. Unselige Thaten auszulöschen durch werkthätige Liebe —, ist das nicht der Sinn auch der Björnsonschen Dichtung? Der in furchtbaren Interessengegensätzen wurzelnde Haß soll entwurzelt werden durch das erschütternder Tragik sich entwirkende Verständnis für die in unserem Lebenskampfe zu Tage tretenden und in maßlosen Leidenschaften sich entstellenden Kräfte. Ein Akkord reinster, auch aus furchtbarem Leid geborener Menschlichkeit zittert dem gräßlichen Todesschrei nach, der die Luft durchgellte, als die verzweifelnden Streikenden, zum Verbrechen des Wahnsinns getrieben, das Schloß durch Dynamit vernichteten, worin die Arbeitgeber in höhnischer Verstocktheit tagten. Und diese Stimmung verklärt der Dichter zur tragischen Erhebung. Dennoch aber klafft ein nicht zu überbrückender Unterschied zwischen diesen beiden Dichtungsarten, dennoch ist es im Grunde ganz etwas Anderes, was der griechische Tragiker aus goldenen Wolken uns ertönen läßt und was Björnstjerne Björnson lehrhaft uns lehrt. Der Grieche würde zu dem Vorschlag lächeln, seiner Orestie den Untertitel der Björnsonschen Dichtung zu geben. Mit trüber, schmerzlicher Verwunderung würde er den Banausen, der ihn etwa machte, betrachten: Ueber unsere Kraft? — Aber versteht Ihr denn nicht mehr, — so würde er sagen — daß es im weiteren Ring des Menschlichen nichts giebt über unsere Kraft und daß das Unterliegen der unerhört Wollenden und darum unerhört auch Leidenden der Menschheit Ewigkeitsberuf uns vorempfinden läßt, . . . hört Ihr in den Klagen des an den Felsen im Kaukasus geschmiedeten Feuerbringers nicht das die Weltenstürme überbrausende ewige Siegeslied der heldenhaften Seele? Den unsterblichen Menschen, seht Ihr ihn nicht in Prometheus, in Orestes, in Oedipos — und fühlt Ihr nicht mit heiligem Schaudern die Hände, die viel verbrachen, segnend heute noch auf Eueren Scheiteln, Ihr Ur-Urenkel der Unbesiegbaren, der Götterüberdauerer . . .?

„Wenn etwas ist, gewalt'ger als das Schicksal
So ists der Mensch, der's unerschüttert trägt" . . .

Von solchem Menschenwert Zeugnis abzulegen, ist aller Tragödie Ziel und Zweck. Ist das auch Björnsons Meinung, auf den durch den bedeutendsten Erfolg der vorigen Spielzeit und durch die Anfänge der diesjährigen alle Hoffnungen, als auf den stärksten modernen tragischen Dichter sich vereinigen? —

Björnstjerne Björnson, einer der scharfsichtigsten, eifrigsten Verwalter der vom vergangenen Jahrhundert uns vererbten fortschrittlichen Gedanken, wird auch — wie wir alle — gelernt haben und fest davon überzeugt sein, daß wir über den rohen Begriff des Schicksals der Griechen weit hinaus gewachsen sind. Das ist ein Fundamentalsatz moderner Moral und moderner Aesthetik. Der Stolz auf die großen Errungenschaften des neuzeitlichen Menschentums läßt es nicht mehr zu, das in uns wirkende Gesetzmäßige in einem außer uns wahrnehmbaren oder geahnten Unbegreiflichen zu symbolisieren; er verlangt auch bei der poetischen Behandlung seelischer Vorgänge, daß wir den „Dämon" in uns, der unser Schicksal ausmacht, über den übrigens schon Oedipus so beweglich sich beklagte, klarlegen als die Wirksamkeit ganz bestimmter Veranlagung. Das Seelische betrachten wir auch nur als eine chemische Formel, die unter den und den Umständen die durchaus bestimmbare Wirkung hervorbringen oder erleiden muß. Und auch die Umstände selbst haben wir heute an der Schnur als bestimmt abgewertete Größen, als welche Staatswissenschaft, Volkswirtschaft, Soziologie und andere Disziplinen sie uns kennen lehrten. Des Stolzes über solchen Besitz darf vor vielen Björnson froh sein. Denn ganz gewiß hat er an diese Fragen ein vielbewegtes, strebensreiches Leben hingegeben. Was ihm da Erkenntnis wurde, dem hat ein starkes, impulsives Temperament, ein nicht geringes Genie der Sprache jederzeit eine glückliche Formel gefunden. Wann und wo dieser starknochige und heißblütige Normandsohn zu uns spricht, hören wir ihn gern, oft hingerissen und immer mit jenem Interesse, das sonst nur Vollnaturen uns abgewinnen können. Er wägt gerecht, sieht alle Seiten der Dinge mit ungewöhnlicher Schärfe; und wo das Gewebe der Charaktere ohne Schwierigkeit sich entwirren läßt, die Konflikte durchsichtig sind, zeichnet er und baut er auf mit fast immer einwandfreier Sicherheit. Das deutsche Theater auf seinem Wege zu neuen Formen ist auch ihm zu Dank verpflichtet: „Das Fallissement" und „Die Neuvermählten" waren Bereicherungen unseres „nützlichen Vorrats", um mit Gottsched zu reden. Die Nachbarschaft aber, in die ihn sein großer Erfolg der letzten Spielzeit brachte, verträgt er nicht. Die Dämmerung noch der seit zwei Jahrtausenden verglühten wirklichen tragischen Größe läßt das Fanal, das seine tragische Problemdichtung entzündete, nur in blassen Flammen leuchten. Er darf nicht neben Aeschylos zu stehen kommen; und selbst neben jedem wirklichen Seher der Dichtung schrumpft er zusammen. Man merkt dann, daß der Eindruck eines ungemein durchgeistigten Auges vielleicht nur auf Rechnung der scharfen Brille zu setzen ist, die er trägt — physiognomisch und psychologisch. Die geistige Brille nämlich setzt ihm der politische Doktrinär auf, der er im innersten Wesen und vorwiegend ist. Ihn beherrscht, wenn man Fechners Unterscheidung anwenden will, doch die „Nachtansicht" der Welt, wenn er sie auch durch künstliche Flammen zu illuminieren weiß, — und nicht die „Tagesansicht" des anschauenden Genies, das sich selbst Lichtquelle ist. Hinter dem Recken aus Norrland aber steckt dennoch — ein Philister. Nicht im übelen Sinne des Wortes natürlich; nur in dem, der den meisten, auch der großen Söhne des vorigen Jahrhunderts diese Signatur aufprägt, weil sie die Idee der Welt wissenschaftlich erschöpfen zu können meinten.

Das verrät eigentlich schon mit aller Ehrlichkeit, die bei Björnson überhaupt nie in Zweifel zu ziehen ist, der Name seiner tragischen Dichtung: Ueber unsere Kraft.

So dürfte eben keine tragische Dichtung heißen! Das Zugeständnis: das ist über unsere Kraft, bricht jedem Problem die Spitze ab, die in die tragische Sphäre ragen könnte. Wollte man hier mit dem Einwand „Hamlet" kommen und auf Goethe sich berufen, so müßte ich so unbotmäßig sein, in diesem Falle Goethe eines Mißverständnisses zu zeihen. Fragen wir die Dichtung Björnsons selbst: — es ist gar nicht das mit der Skepsis in Seelenqualen ringende religiöse Genie, das uns hier das Wunder als über unsere Kraft tragisch erkennen läßt, — es ist der Rationalist, der treue Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, der bei aller großen Klugheit so thöricht ist, den Glauben an das Wunder an die Handlung zu knüpfen — statt an das Sein überhaupt. An dem Wunder, das den Tod selbst überwindet, ist der echte Fromme, wie der echte Philosoph nie irre geworden. Weil es für ihn keinen Tod giebt, braucht der Gottschauende gegen ihn kein Wunder. Das Wunder aber, das Sang erbetet, tritt ja ein! Und wenn er, nachdem es sich ihm erfüllt, um des Todes willen an der Kraft seines Glaubens irre wird, so war dieser Glaube ein überheizter Wahn, — ohne jede sittliche Bedeutsamkeit für das Problem, also auch kein tragisches Motiv. Der Rationalist Björnson streift hier, wo er ganz poetischer Weisheit voll zu sein wähnt, sehr nahe an eine große Trivialität.

Ebenso ist es nicht der mit Ewigkeitsmaßen wägende Ethiker, der das soziale Problem, — den Inhalt des zweiten Teils der Dichtung, — im Sinne einer modernen Weltidee zu lösen sich anschickt, sondern der Politiker, der die „Kunst des Möglichen" — sein Metier — von seinem Standpunkte aus in Dichtung umsetzt. Auch hier freilich überrascht er durch den Reichtum an ganz objektiv scheinenden Beobachtungen und scharfsichtigen Schlüssen und wie er die Einzelheiten zu plastischen Gedankenbildern formt. Wir begegnen wahren Menschen in diesem großzügigen Werk; die einzelnen Gedanken darin sind fast immer von schlagender Wahrheit, aber der Gedanke der Dichtung selbst, ihre Idee, ist schief; die poetisch-konsequente Schlußfolgerung zu ziehen, dazu fehlt es Björnson zu sichtlich am echten tragischen Geist. So hat denn der blasse, versöhnende Schimmer, den er aus dem dunkelen, von blutigen Blitzen wild durchzückten Gewölk der Katastrophe wie eine sanfte, zur Versöhnung stimmende Abendröte heraufführt, auch keine erlösende, keine tragische Kraft. Björnson meint, die heute so bedrohlich zugespitzten Gegensätze in geistigen, religiösen und sozialen Fragen würden von überspannten Phantasieen, von überspannten Willen ergriffen, in denen stets etwas „über unsere Kraft" sei: das ist wohl im wesentlichen nie anders gewesen, — und die Tragödie des sozialen Problems ist wahrlich nicht die neueste, ist vielmehr die allerälteste Form des Dramas. Nur ist es gerade dieser Kunst höchstes Ziel nicht, das an sich Löbliche zu bewirken; und ihre tragischen Gebilde bezwecken nicht, Mitgefühl für die Lehre des Martyriums zu wecken oder zu mahnen, daß „einer den Anfang machen muß mit dem Vergeben". Das ist gute, tugendhafte Vernunftweisheit, aber nicht tragische Gesinnung, die, nach dem immer noch zuverlässigen Aristoteles, Furcht und Mitleid in uns reinigen, — das heißt etwas freier übersetzt, zur Tapferkeit umschweißen soll. Nach politischer Opportunität hat der Dichter nicht zu fragen, und besonders nicht der Tragiker. Er sieht, was ist und war und auf welchen Wegen die Menschheit zu neuen sittlichen Werten kam. Da trifft er aber immer gerade Menschen von ungewöhnlich gehäufter Willenskraft am Werke: den ungeheuerlichen Unmenschen so gut wie den in strahlender Reine durch die

Niederungen ſchreitenden Drachentöter, den Hagens Speer von rückwärts niederſtreckt, — ſie ſind alle „über die Kraft“ hinausragend und nur dadurch erſt äſthetiſch intereſſant. Der Dichter betrügt ſich ja um ſeinen höchſten Triumph: das Notwendige zu zeigen, das immer auch das Geiſtbewältigende iſt, — wenn er ſeinen Helden ſelbſt kritiſiert und aus den vom Sturme des Schickſals umſchütterten Höhen in die Niederung der Hoſpitalluft und nach Ausgleichung ſuchender Sentimentalität herunterleitet. Dieſen Mangel enthüllte gerade die Bühnenwirkung des Dramas, und für ſchärfere Augen war Björnſons großer Sieg eine Niederlage und eine Enttäuſchung.

Die auch im Reiche hoher Kunſt finſter waltenden Vergelterinnen forderten Sühnung für den den echten Tragikern keck entriſſenen Kranz. In der unberechenbaren Wandelbarkeit der Theatermenge, die den Lorbeer von geſtern heute mit dem Rutenbündel vertauſcht, leben die Erinnyen weiter. Unter dem Stern Björnſons war die vorige Spielzeit zu Ende gegangen, ſollte auch die neue beginnen; aber ſtatt eines neuen Sieges wurde dem nordiſchen Dichter diesmal eine nun allen erkennbare glatte Niederlage. Zwei Stücke fielen unter dem ſchaudervollen Hohngelächter der Immerwachen: „Laboremus“ und „Paul Lange und Tora Parsberg“. Fielen, — das erſtgenannte Drama gleichzeitig in München, Stuttgart und Berlin; das letztgenannte kürzlich am deutſchen Schauſpielhaus in Hamburg.

Waren ſie ſo unendlich viel ſchlechter als das mit Aeſchylos um den Preis ringende? Hatte den Dichter plötzlich die Kraft verlaſſen? — Gewiß nicht: auch in ihnen kamen alle ſeine Vorzüge, aber auch alle ſeine Fehler zur Geltung. Nur daß die Fehler hier, wo die Hypnoſe durch den großen Gegenſtand ausblieb, augenfälliger zu Tage traten. „Laboremus“ fiel, weil die tugendhafte Lehrmoral hier unverhüllt zu Tage trat und ihr ſo gar kein entſprechender Reiz des Elementaren, des Leidenſchaftlichen, des Chaotiſchen des Lebens das Gegengewicht bot. Man mochte an die männliche Hauptfigur, den Zukunftskomponiſten einer recht unklar ſkizzierten Oper „Undine“ nicht recht glauben und hielt es am Ende nicht für ſo gar weſentlich, wenn das angefangene Werk ein Jahr länger im Schreibpult liegen würde, weil der junge Mann mit ſichtlichem Gefallen in den Netzen einer leichten Dame ſich berauſchte. Dieſe Dame freilich iſt nicht nur leicht, — ſie iſt auch eine Hochſtaplerin der Kunſt, eine Mörderin ſogar und ſoll, nach des Dichters eben leider nicht ganz gelungener Abſicht, ein berückender Dämon ſein. Sie muß den Furien anheimfallen, ſie hat es tauſendfältig verdient; und bis hierher iſt der Dichter in ſeinem Rechte. Aber wenn der komponierende Antonius, wie alle dem Weibe gegenüber nur erleidenden Männer, wenig Anteil gewinnt, hätte die Kleopatra einem wirklichen Dichter doch ein reizvollſter Vorwurf ſein können. Das aber leidet der eifervolle Moraliſt in Björnſon nicht: ihm liegt vor allem daran, daß das Laſter beſtraft, das Scheuſal in die Wolfsſchlucht geworfen werde, die Tugend aber an dem nicht mehr ganz unbekannten Tiſch der Pflicht ſich mit dem ſalbungsvollen Ausruf niederſetze: „Laboremus!“

„Arbeiten wir weiter!“ ſagte Goethe, als ihm ſeines Sohnes Tod gemeldet wurde, nach einem langen Schweigen verwundenen Schmerzes. An anderen Orten aber, da, wo nicht der Pflichtmenſch, der zur Kälte ſich zwingende Bemeiſterer des Lebens ſpricht, läßt der „Dichter“ den Herzen ſeiner Menſchen frei entſtrömen, was ſie leiden. Und das iſt, trotz der Achtung, die wir alle vor dem „Laboremus“ haben — mehr!

Dagegen scheinen mir die Hamburger etwas ungerecht gegen den Dichter gewesen zu sein. Sein Drama mit dem doppelten Familiennamen könnte kürzer „Das politische Gewissen“ heißen: denn um dieses und um den ungemein subtilen Begriff der politischen Ehre handelt es sich in ihm. Das tragische Maß, dessen Björnson sich hier bedient, ist ihm zuständiger und zutreffender, als dies bei den vorher besprochenen Stücken gefunden werden konnte. Sein Held muß sterben, sowie er mit seinem schwachen Gewissen, das einzig von der politischen Wahrhaftigkeit seine Stärke leiht, in Widerspruch geräth; und gut ist ihm, dem blutlosen Zögling des parteipolitischen Zeitgeistes, die auf die Stärke des individuellen Menschen pochende Frau mit ihrem Anspruch auf Leben gegenübergestellt. Aber auch hier verletzt uns im poetischen Sinne die Schwäche des nur Unterliegenden, der uns tausendmal näher rücken würde, wenn seine Tugend wirklich die Kraft hätte, selbst auf Kosten des Verbrechens die Tyrannei der Meinung zu brechen. Wir wissen, daß „keiner lebet, der aus diesem Kampf die Seele rein zurückgezogen hätte“; und es scheint uns als neuer sittlicher Wert bedenklich, wenn die mimosenhafte Empfindlichkeit des Gewissens sich dem leidigen Doktrinarismus vermählen sollte. Das Bedenken teilt ersichtlich auch der Dichter; nur schade, daß auch hier wieder seine Schwingen zu schwach sind, einen Aufschwung zu innerer Freiheit aus der Niederung des mehr traurigen als tragischen Verzichtes nehmen zu können. In diesem Werke neigt der Dichter allerdings ersichtlich dahin, von Heilmitteln gegen den tragischen Charakter des Lebens abzusehen; und das kann als Vorzug gelten. Nur soll und kann darin nun nicht das gesehen werden, was wir von einer modernen Tragödie verlangen. Das wäre die Anschauung des Pessimismus. Und Schopenhauer allerdings erklärt die Tragödie als den in allen Zeiten erbrachten künstlerischen Beweis vom Unwert, von der Ungeheuerlichkeit des Lebens. Ihm waren darum die meisten griechischen Dramen „widerlich“, — weil er den in ihnen trotz aller Härte der Schicksalsentscheidungen waltenden tapferen Optimismus in seiner Lehre nicht brauchen konnte.

Ein Dichter nach Schopenhauers Herzen wäre der Holländer Hermann Heyermanns gewesen, dessen „Seestück“, Die Hoffnung, nachdem es im Frühjahr schon im Neuen Theater erschien, nun auf der Bühne des Deutschen Theaters vortrefflich gespielt wird. Zwei Zeitströmungen finden hier einen vollendet zu nennenden künstlerischen Ausdruck: der philosophischen Einsicht in „dem sinnlos grausamen Charakter des Lebens“ gesellt sich der trübste Skeptizismus in der Auffassung der sozialen Frage; und daneben ist die Wirklichkeitsschilderung der naturalistischen Schule wohl kaum je in einem Drama so ohne Abweichung, ohne Zugeständnis an irgend welche konventionelle Forderung der Bühne durchgeführt worden wie hier. So scheint es wenigstens; sieht man aber genauer zu, so findet man gerade einen in unserer Zeit sehr seltenen Aufwand von künstlerischer Form, der den Naturalismus ästhetisch adelt. Und so ist das Drama trotz der verhängnisvollen irrtümlichen Weltanschauung als die Frucht eines feinsten Künstlergeistes zu begrüßen. Eine Dichtung, bei der die Freude an dem Wie die von dem Was schmerzlich verletzte Seele aufrichtet.

Uebersicht über den augenblicklichen Stand der Elektrotechnik.

Von

Paul Heyck.

Die wissenschaftliche Erforschung und technische Ausnutzung der Elektrizität hat im Laufe der letzten drei Jahrzehnte eine so hervorragende Rolle in Wissenschaft und Industrie aller Kulturländer gespielt, die Anwendung derselben im täglichen Leben ist eine so umfangreiche geworden, daß sie sich in das Interesse der ganzen gebildeten Welt hineingedrängt hat. Die Kraft, mit der am Anfang des vorigen Jahrhunderts die gebildete Welt spielte, ist schnell herangewachsen, und aus dem Spielzeug ist ein Werkzeug geworden, das fast auf allen Gebieten des Erwerbes und Verkehrs sich so bedeutungsvoll bewährt, daß von der Weiterentwicklung der Elektrotechnik für das gesamte wirtschaftliche und soziale Leben ungemein viel abhängen wird.

Diese Weiterentwicklung kann nach zwei Seiten hin betrachtet werden.

Der Fortgang der Entwicklung nach innen hin wird sich neben dem stetigen wissenschaftlichen Fortschritt auf die immer größere Ausarbeitung und Vervollkommnung des ganzen Systems, somit also der Erzeugung der Elektrizität, ihrer Fortleitung und Anwendung erstrecken. Hierher gehört die oft angeregte Frage: Wird es möglich sein, die Elektrizität und deren Erzeugung unabhängig von der Dampfkraft zu machen? Es könnte einmal an einen Ersatz der Dampfkraft durch Wasser- oder Windkraft gedacht werden, aber diese Möglichkeit wird natürlich zu sehr durch die Abhängigkeit vom guten Willen der Natur eingeschränkt, als daß sie die stets dienstbereite und von der Oertlichkeit unabhängige Dampfkraft ersetzen könnte. Es bliebe daher kaum ein anderes Mittel, als daß man die Elektrizität direkt durch chemische Vorgänge gewönne oder, anders ausgedrückt, daß man chemische Energie direkt in elektrische Energie umwandelte. In kleinem Umfange kann man das bekanntermaßen; ist doch der Prozeß in allen sogenannten galvanischen Elementen, die für Telegraphie und Telephonie lange benutzt werden, nichts Anderes, als eine Umsetzung chemischer Energie in Elektrizität. Der Grund, weshalb man dieses Verfahren nicht in großem Maßstabe zur Erzeugung von Elektrizität benutzt, liegt in der Unwirtschaftlichkeit dieses Verfahrens gegenüber der durch rotierende Maschinen erzeugten Elektrizität. Erst mit der Erfindung des elektro-dynamischen Prinzips durch Werner v. Siemens beginnt der Aufschwung der Elektrotechnik, nicht mit der Erfindung des galvanischen Elementes. Die Entdeckung eines Verfahrens, das dem jetzigen System der Elektrizitätserzeugung überlegen wäre, ist auch heute nicht zu erwarten. So ist denn bislang und wahrscheinlich auch fernerhin die Elektrizität mit der rotierenden Maschine (der Dynamo oder dem Generator) an eine Kraftquelle gebunden,

ſei es eine Wärmekraftmaſchine, wie Dampfmaſchine oder Gasmotor, oder eine durch Waſſer bezw. Wind betriebene Kraftmaſchine.

Die Rentabilität dieſer Umſetzung der Kraft liegt in der Möglichkeit, dieſelbe in der Form der Elektrizität leicht und billig fortzuleiten, und in der weitgehenden und vielſeitigen Verwendbarkeit derſelben. Mit dieſen beiden Eigenſchaften iſt die Möglichkeit zur Centraliſation gegeben, und hierin liegt der auszeichnende Vorteil der Elektrizität vor anderen Energieformen. Das iſt denn auch der Weg, auf dem die innere Entwicklung fortgeſchritten iſt, zu immer größeren Maſchinen und Maſchinenſätzen geführt hat, zu räumlich immer umfaſſenderen Abſatzgebieten, alſo größerer Entfernung der Uebertragung, damit zu höheren Spannungen und anderen Formen der Elektrizität. Die bei Gleichſtrom verwendeten Spannungen ſind nach und nach von 65 auf 110 Volt, 2×110 und neuerdings auf 2×220 und 500 Volt geſtiegen; neben dem Gleichſtrom iſt der Wechſelſtrom, beſonders in der Form des Dreiphaſen- oder Drehſtroms, eingeführt worden, der weit höhere Spannungen und leichtere Transformierung derſelben zuläßt und ſich darum beſonders zur Uebertragung auf weite Entfernungen eignet. Damit iſt die wichtige Möglichkeit gegeben, die Elektrizitätswerke größerer Städte an den Rand derſelben zu legen, wo Baugrund billig zu haben iſt und auch ſonſt durch Kanäle oder Schienenſtränge günſtige Lage ſich bietet, ſowie ferner auch die ſogenannten Ueberland-Centralen anzulegen, die von einem beſonders geeigneten Orte aus einen größeren Bezirk von Ortſchaften mit Kraft und Licht verſorgen.

Dieſe weitgehende Centraliſierung der elektriſchen Energie iſt ferner möglich und zugleich wirtſchaftlich wichtig wegen der ungemein vielſeitigen Verwendbarkeit derſelben.

In der elektriſchen Beleuchtung iſt neben der wachſenden Verbreitung auch größere Vervollkommnung und damit größere Wirtſchaftlichkeit zu erwarten. Auf dem Gebiete der Bogenlampentechnik ſind neben Doppelbogenlampen und Dauerbrandlampen, die ſich durch Vereinfachung der Bedienung auszeichnen, neue Konſtruktionen geſchaffen, wie z. B. die Bremer Lampe, die eine weſentliche Verbilligung des elektriſchen Lichtes verſprechen. In der Glühlampentechnik iſt es vor allem die Nernſt-Lampe, bei der ein neues Prinzip mit Erfolg durchgeführt iſt, das ſich beſonders durch größere Oekonomie auszuzeichnen ſcheint. Darauf aber wird man bei der elektriſchen Beleuchtung ein Hauptaugenmerk richten müſſen, auf noch beſſere Lichtausnutzung der Energie, größere Oekonomie und ſomit größere Billigkeit, ſoll ſie neben der Gasbeleuchtung beſtehen können.

Anders bei der elektriſchen Kraftübertragung. Hier wird in nächſter Zukunft eine Verbilligung der direkten Koſten kaum zu erwarten ſein, denn die Syſteme der elektriſchen Maſchinen und Motoren ſowie Transformatoren ſind in kurzer Zeit der höchſtmöglichen Vervollkommnung in Bezug auf rationelle Ausnutzung der Kraft ſo nahe gekommen, wie auch die letzte Pariſer Ausſtellung dargethan hat, daß eine größere Wirtſchaftlichkeit kaum zu erreichen ſein wird. Dabei hat die elektriſche Kraftübertragung viel weniger Konkurrenz als die elektriſche Beleuchtung. Eine Uebertragung mittels Dampf oder Druckluft bezw. Druckwaſſer auf große Entfernungen iſt überhaupt ausgeſchloſſen, und auf kurze Entfernungen iſt die Kraftübertragung auf elektriſchem Wege mindeſtens ebenſo billig wie irgend eine andere Art und weiſt in vielen Fällen große Vorteile auf. Hier liegt der Fortſchritt in der Erſchließung neuer Verwendungsgebiete.

Die Großinduſtrie hat ſich ſchon heute in großem Umfange der Elektrizität bemächtigt und damit, neben dem Vorteile, durch Fortfall der vielen Transmiſſionsriemen helle, überſichtlichere Fabrikationsräume zu haben, durch ſogenannten Gruppenantrieb größere Betriebsſicherheit bei geringeren Betriebskoſten erlangt. Der Kleininduſtrie iſt durch den Elektromotor, der überall ohne beſondere Schwierigkeiten und Koſten aufgeſtellt werden kann, ein unſchätzbares Betriebsmittel gegeben. Auch die Landwirtſchaft wird ſich vorausſichtlich der Elektrizität in größerem Maße bedienen, die gemachten Erfahrungen berechtigen durchaus zu dieſer Annahme und die verhältnismäßig geringe Verwendung zur Zeit hat ihren Grund nicht in der Unwirtſchaftlichkeit des Syſtems, ſondern im Mangel an Kraftquellen, an Ueberland-Centralen, denn die eigene Einzelanlage rentiert oft nicht oder wird nicht gewagt, wo ein Anſchluß an ein beſtehendes Leitungsnetz ohne weiteres erfolgen würde. Bergbau und Marine ſind neue aufblühende Verwendungsgebiete der Elektrizität, bei denen beſonders die ungemeine Anpaſſungsfähigkeit bei geringſtem Raumbedarf wichtige und auszeichnende Eigenſchaften des Syſtems ſind. Auf Kriegsſchiffen ganz beſonders hat neben der Beleuchtung und Verſorgung mit Kraft zu Zwecken der Munitionshebung und Geſchützbedienung vor allem das Signaliſierungsweſen durch Einführung der Elektrizität eine Vervollkommnung erfahren, die auf keinem anderen Wege zu erreichen geweſen wäre. Eine der wichtigſten und weitgehendſten Aufgaben aber der Elektrizität liegt im Bahnweſen. Die umfaſſende Einführung der elektriſchen Straßenbahnen hat die abſolute Ueberlegenheit dieſes Traktions-Syſtems ſchon vollauf bewieſen, und die künftige unabweisbare Entwicklung der Eiſenbahnen zu Schnellbahnen wird höchſt wahrſcheinlich der Elektrizität ein großes neues Feld erſchließen.

Während ſo die Starkſtromtechnik durch Vervollkommnung ihrer Mittel und Erweiterung ihres Gebietes auf der ganzen Linie vorwärts drängt, bleibt die Schwachſtromtechnik nicht zurück. Hier ſind es die Verbeſſerung der vorhandenen Syſteme und Entdeckung neuer Erſcheinungen, die auf dem Gebiete der Telegraphie und Telephonie in neueſter Zeit zu ſo weſentlichen Fortſchritten geführt haben durch Erfindung der Schnelltelegraphen, der Telegraphone, der drahtloſen Telegraphie, daß hier bedeutende praktiſche Neuerungen zu erwarten ſind, die mit dem wachſenden Bedürfnis des Sicherheitsdienſtes und Verkehrs überhaupt Schritt halten und der Elektrizität im täglichen Leben eine immer größere Rolle zuweiſen.

So ſind denn überall die techniſchen Vorbedingungen für eine geſunde Weiterentwicklung der Elektrotechnik im neuen Jahrhundert gegeben, und bleibt zu hoffen, daß die Geſamtentwicklung des wirtſchaftlichen Lebens eine ſolche ſei, daß ſie die zahlreichen Hilfsmittel, die durch die Elektrizität gegeben ſind, ausnutzen kann.

Bücherschau.

Rudolf Eucken, Der Wahrheitsgehalt der Religion. Leipzig, Veit & Comp. 1901. 448 S.

Die Zeit der fast ausschließlichen Herrschaft des Materialismus ist vorüber. Wenn je dann wird die Menschheit gerade unserer Tage von einem immer stärkeren Bedürfnis nach höheren Idealen, nach einer Neubelebung der ethischen und religiösen Mächte durchzogen. Die Religion ist, wie Eucken in obigem Buche S. 43 ff. auseinandersetzt, unter uns nicht wie ein mattes Licht erloschen, sondern im 19. Jahrhundert mit frischer Kraft emporgestiegen. Das zeigt sowohl die Machtentfaltung der Kirchen als auch das Wachstum der religiösen Mächte außerhalb derselben. Wie ist diese Wendung zu verstehen, zumal die Gegenbewegung gegen die Religion nicht aufgehört hat? Zunächst hat die Religion neue Vermögen gezeigt, indem sie nach Erschütterung ihrer alten Grundlagen neue suchte durch eine Aufweisung unzerstörbarer Wurzeln im tiefsten Wesen des Menschen; sie hat sich ferner inmitten des modernen Lebens durch große praktische Leistungen bewährt, besonders durch eine großartige Hilfsthätigkeit gegenüber wachsenden moralischen und sozialen Schäden. Aber der Hauptgrund ihres Erstarkens ist indirekter Art, er liegt in schweren inneren Verwicklungen derjenigen geistigen Macht, deren Vordringen die Religion am härtesten bedrohte, er liegt in der Erschütterung des Glaubens an die Allgenugsamkeit der modernen weltfrohen und selbstbewußten Kultur. Wir beginnen zu empfinden, daß die Welt nur so lange als ein System der Vernunft erschien, als noch die Idee einer Ueberwelt ihren Glanz auf sie warf. Wir fühlen die innere Verarmung in aller äußeren Bereicherung, den Mangel eines festen Haltes gegenüber der stürmischen Lebensflut, das Fehlen eines großen, den ganzen Umkreis des Lebens beherrschenden, die Menschheit zusammenhaltenden, jeden einzelnen über seine kleine Natur erhebenden Zieles. Und zugleich beginnen die uralten Rätsel des menschlichen Daseins mit frischer Kraft wieder aufzusteigen: das tiefe Dunkel über unser Woher und Wohin, unsere Abhängigkeit von undurchsichtigen Mächten, die Gegensätze in unserem eigenen Innern, die Schranken unseres geistigen Vermögens, der Mangel an Liebe und Gerechtigkeit, kurz der schroffe Widerspruch der geistigen Anlage und der wirklichen Lage des Menschen. Diese Rätsel können zur Verzweiflung führen, aber sie treiben zugleich am Punkte äußerster Verzweiflung eine Gegenwirkung hervor. Mögen alle Begriffe versagen, alle Aussichten auf Rettung zu entschwinden scheinen, — im tiefsten Grunde beharrt ein unzerstörbarer Lebensaffekt und giebt dem Menschen die unerschütterliche Ueberzeugung, daß Tieferes in ihm wirkt, daß hinter seiner Festhaltung am Sein mehr steckt als ein selbstisches Glücksverlangen, daß es sich bei dem Lebenskampf nicht um das bloße Erreichen des Punktes, sondern um unabweisbare Aufgaben handelt, die das Ganze angehen und über alle sichtbare Ordnung hinausweisen, auf welche der Mensch daher weder verzichten kann noch darf. Damit aber verwandelt sich auch mit einem Schlage die Stellung der Religion: es wird uns klar, daß bei dem Kampf um die Religion unser ganzes Glück auf dem Spiele steht. Bei Empfindung dessen kommt über die Menschheit wieder eine große Sehnsucht nach Religion, ein Verlangen nach ewigen Wahrheiten, nach inneren Zusammenhängen, nach Rettung eines geistigen Wesens, nach Versetzung aus kleinmenschlicher Enge in ein übermenschliches Leben. Deutlich genug sehen wir inmitten aller Verwirrung der Zeit eine neue Woge des Lebens sich ankündigen, die andere Kräfte mit sich bringt und nach ganz anderer Richtung zieht als die den Beginn der Neuzeit bezeichnende Lebensflut. Diese Bewegung muß auch die Philosophie ergreifen, sie muß einen wissenschaftlichen Ausdruck für die inneren geistigen Bewegungen suchen, welche sich in der Menschheit neu

aufringen. Da ist denn nun unsere Freude eine sehr große, daß Eucken als der Berufensten einer der allgemeinen Zeitlage entgegengekommen ist und eine neue wissenschaftliche Fundamentierung des religiösen Problems versucht hat. Sein Buch ist keine Religionsphilosophie; eine solche zu schreiben ist, wie er richtig bemerkt, die Lage der Gegenwart zu verworren. Aber um so eindringlicher hat er sich bemüht, ausgehend vom gesamten Lebensprozesse, unter Aufweis der Thatsache eines allumfassenden Geisteslebens die Wahrheit der Religion zu erweisen und sie zumal in ihrer Ausprägung durch das Christentum, über alle Angriffe zu erheben. Wir geben hier keine Inhaltsangabe des hochbedeutenden Buches, das weit über die neueste philosophische und nichtphilosophische Litteratur hinausragt. Wir wollen nur die Leser unserer „Monatsschrift" auf eine Arbeit aufmerksam machen, von der wir überzeugt sind, daß sie Bewegungen wachrufen wird, welche so bald nicht wieder verlaufen werden.

Fermersleben. Otto Siebert.

Heinrich von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsakten. Neue billige Ausgabe in 7 Ganzleinenbänden. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

Das Urteil über Heinrich von Sybels „Begründung des Deutschen Reiches" steht längst fest. Am besten formuliert hat es wohl Schmoller in der „Gedächtnisrede auf Sybel und Treitschke", die er 1896 in der Berliner Akademie der Wissenschaften hielt. Er nennt Sybel den „feinsten und klarsten politischen Erzähler" und urteilt, daß „viele Teile des Werkes, wie die Schilderung des Feldzuges von 1866 und der Bismarckschen Staatskunst von 1863—1866, für alle Zeiten zu den Perlen der historischen Litteratur zählen" werden. Dabei verhehlt Schmoller freilich nicht, daß, seit im Jahre 1894 Sybel den siebenten Band seiner Geschichte abschloß, unsere Kenntnis der von ihm geschilderten Zeit (1858—1870) nach allen Seiten hin an Umfang und Vertiefung gewonnen hat. Er hat auch die Schranken der Begabung Sybels hervorgehoben. Trotzdem können wir kein anderes Buch nennen, das uns den Sybel ersetzen kann. Nach wie vor wird, wer einen lebendigen Eindruck jener großen Jahre gewinnen will, auf ihn zurückgreifen müssen.

Es ist bekannt, daß Bismarck an der Sybelschen „Begründung des Reiches" in gewissem Sinn als ein Mitarbeiter beteiligt ist. Er hat ihm den Zugang zu den Aktenmaterialien des Auswärtigen Amtes eröffnet, mündliche Erläuterungen gegeben, hie und da wohl auch am Manuskript gestrichen und zugefügt. Auch der Titel des Werkes „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." dürfte nicht ohne sein Zuthun entstanden sein. Er wußte, daß er ohne seinen edlen König und Kaiser sein Werk nimmermehr hätte vollführen können. Dennoch gehört die „Begründung des Reiches" als historische Leistung ganz dem Genius Sybels. Die Richtung seines Talentes, seine Weltanschauung, sein politisches Denken und Empfinden kommen überall zu voller Geltung. Nicht Bismarck, sondern er redet und urteilt. Es ist nun aber höchst merkwürdig, wie Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" sich die Sybelsche Darstellung zu eigen gemacht hat. Wo er nicht Bekanntes wiederholen will, verweist er auf ihn, er hat gleichsam Sybels Erzählung in einen dauernden Zusammenhang mit dem großartigen Rückblick gesetzt, den er auf sein politisches Leben wirft. Beide Bücher lassen sich nicht von einander trennen, und gerade der ungeheuere Unterschied der Naturen des großen Staatsmanns und des Historikers, der die heroische Periode seines Lebens schildert, bietet dem Vergleichenden immer neue Anregung und Belehrung.

Die neue, für weite Kreise berechnete billige Ausgabe des Sybel giebt uns einen unveränderten Abdruck der letzten, von Sybel selbst durchgesehenen Edition. Nur ein Namen- und Sachregister ist neu hinzugekommen, und das bedeutet einen Vorzug. Daß keine Veränderungen des Textes vorgenommen wurden, können wir nur billigen. Das Buch, so wie es ist, hat sich seinen Platz nicht nur in unserer historischen Litteratur, sondern auch in weiten Kreisen der Nation gesichert, weil es genau die Auffassung wiedergiebt, welche in der Generation lebendig war, die das Werk der „Begründung des Reiches" erlebte und es erst widerstrebend, dann in thatkräftiger Mitarbeit, zu dem Ausgang führen half, den wir kennen: Die Erziehung des

deutschen Volkes zu nationaler Einheit: das war das Lebenswerk Bismarcks und des Königs, es ist zugleich der Grundgedanke, der durch Sybels „Begründung des Deutschen Reiches" geht.

Theodor Schiemann.

Eckermann, Gespräche mit Goethe. Neue Ausgabe in zwei Bänden von **Adolf Bartels.** Eugen Diederichs Verlag, Leipzig.

Eckermanns Gespräche mit Goethe sind in den letzten Jahren seines Lebens erschienen, wie erwähnt, zuerst im Jahre 1835, und zwar in zwei Bänden. Ein dritter Band mit Nachträgen folgte im Jahre 1848. Hier waren auch Aufzeichnungen des Schweizers Soret, der ebenfalls Erzieher des Erbprinzen Karl Alexander gewesen war, benutzt. Die Original-Ausgabe der Gespräche hat dann, zuletzt von Heinrich Düntzer herausgegeben, sechs Auflagen erlebt. Seit 1884 sind billige Ausgaben entstanden. Die Bartels-Diederichsche will vor allem auch eine äußerlich würdige sein; ein Lebens- und Bildungsbuch wie den Eckermann will man in einer Gestalt besitzen, die lieb und vertraut werden kann. Der Druck geht selbstverständlich auf die Original-Ausgabe zurück, und es ist dem Herausgeber gelungen, eine ganze Reihe von Fehlern, die sich nach und nach in den Text eingeschlichen hatten, wieder zu entfernen.

Die Einteilung des Werkes erfolgt in zwei Bänden statt der üblichen drei. Möge das teure Werk, dieses „Hauptbuch der ganzen Goethe-Litteratur", eins der herrlichsten und bedeutendsten Bücher des ganzen deutschen Litteraturschatzes, noch viel breitere Kreise in Deutschland erobern und „ein geliebtes Hausbuch werden, wo es irgend möglich ist!" J. L.

Platon von **Wilhelm Windelband.** (Mit Bildnis.) Dritte, durchgesehene Auflage. 191 Seiten. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1901.

Unter den Denkern der Vergangenheit ist kein zweiter, der so fortwährend die Gemüter bewegt und über die gelehrten Kreise hinaus Interesse erweckt wie Platon. Aber ein richtiges und anschauliches Bild von ihm zu geben, ist überaus schwer; seine zahlreichen Schriften und seine lange Entwickelung enthalten eine solche Fülle von Problemen, daß die gelehrte Arbeit oft gänzlich dadurch festgehalten wird. In der öffentlichen Meinung überwiegt aber, nicht ohne Schuld der höchst einseitigen Schilderung Platons in Goethes Farbenlehre, ein arg verzerrtes Bild des großen Philosophen, indem er als eine besonders ruhige, geklärte, sanfte Persönlichkeit erscheint. Gegenüber solchen Gefahren und solchen Irrungen ist es besonders dankenswert, wenn ein hochgeschätzter Denker und Forscher wie Professor Windelband in großen und markigen Zügen, sowie in geistvoller, allgemeinverständlicher Darstellung uns den großen, von allen menschlichen Problemen aufs tiefste erregten und mit Aufbietung höchster Kraft neue Bahnen brechenden Philosophen nahebringt. Er thut das, indem er in knappen, aber sehr inhaltreichen Abschnitten den Mann, den Lehrer, den Schriftsteller, den Philosophen, den Theologen, den Sozialpolitiker, den Propheten schildert. Ueber verschiedenes Einzelne wird sich streiten lassen, wie überhaupt alle Berichtigung der Begriffe nicht wird verhindern können, daß von einem so persönlichen Denker, wie Platon es ist, sich jeder sein eigenes Bild macht, daß jeder seinen eigenen Platon hat. Aber der Platon Windelbands sollte allen Freunden des großen Mannes gegenwärtig sein; daß er vielen etwas zu sein vermag, das zeigt schon die rasche Folge der Auflagen, sicher wird diese dritte Auflage nicht die letzte sein. n.

Weltgeschichte, herausgegeben von **Hans F. Helmolt.** Leipzig und Wien. Bibliograph. Institut 1899 ff. Erschienen sind bislang Bd. 1, 3, 4 und 7.

Wieder eine neue Weltgeschichte, so wird mancher skeptisch ausrufen, wozu die ewigen Wiederholungen und neuen Anläufe, uns den gesamten Verlauf der menschlichen Entwickelung in einem anscheinend fortlaufenden und doch thatsächlich durch vielfache Lücken unterbrochenen Zusammenhang zu schildern? Hier liegt aber wirklich Neues vor, Neues sowohl hinsichtlich der Perspektive als auch bezüglich des Materials. Selbstverständlich können wir hier nicht ausführlich den Standpunkt und die Methode des ganzen Werkes begründen, es muß

genügen, wenn wir uns auf einige Andeutungen beschränken. Maßgebend ist zunächst der unverbrüchliche Zusammenhang der Geographie und Ethnographie mit der Geschichte etwa in dem Sinne, wie der geniale Karl Ritter denselben (wenn auch etwas phantastisch) aufgefaßt hat. Dadurch versteht es sich von selbst, daß auch die Naturvölker, die Vertreter der niederen Gesittungsstufen, mit in den Bereich der Darstellung gezogen sind, selbstredend soweit bei ihnen von einem geschichtlichen Leben die Rede sein kann. Dies ist in psychologischer Beziehung eine nicht zu unterschätzende Bereicherung; im übrigen steckt selbst in Zentralafrika mehr fortlaufende sozial-politische Entwickelung (wie das schon Bastian sagte), als man auf den ersten Blick meinen sollte. Auf jeden Fall ist mit dieser Erweiterung der früher so unvollständige Rahmen der Weltgeschichte einigermaßen übersichtlich und einheitlich geordnet. Eine wirkliche, induktiv aufgebaute Kulturlehre läßt sich erst auf diesem umfassenden Material errichten, und so gelangen wir zu einem erschöpfenden Verständnis der Menschheit. Ja die Meisterhand eines Joh. Ranke läßt uns noch einen ahnungsvollen Blick in die Vorgeschichte, in den Dämmerungsmorgen der eigentlich sozialen Differenzierung des Genus homo sapiens thun. Sodann ist streng der ernste, empirische Charakter in der Untersuchung gewahrt; so verführerisch sich der Betrachtung die Teleologie nahen mag, so kann doch die nüchterne Wissenschaft sich nicht mit der vorgeblichen Erkenntnis in einen verborgenen Weltplan brüsten und darnach ihre Beurteilung des Details bemessen. Hier herrscht lediglich die Kausalität und für unsere Reproduktion somit die sorgfältige Aufsuchung dieses logischen Leitfadens, der uns durch alle Wirren und Dunkelheiten siegreich zum Licht führt. Wir wissen noch nichts von der Zukunft, und gleichfalls in dieser Beziehung sollten wir uns Bescheidenheit und Zurückhaltung auferlegen. Die bisherige Darstellung umfaßt den folgenden Stoff: Band I: Allgemeines (Grundlegung). Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ocean. Band III: Westasien. Afrika. Band IV: Die Mittelmeervölker. Band VII: Westeuropa bis 1800. Eine fast unübersehbare Fülle des Materials thut sich vor unseren Blicken auf; auch hier mögen einige Hinweise ausreichen. Daß dem Stillen Ocean eine selbstständige, geographisch-kulturgeschichtliche Studie gewidmet ist, darf als ein besonderer Vorzug bezeichnet werden. Die Bedeutung der westasiatischen Kultur für die Entwickelung Europas ist sorgfältig nachgewiesen, die geistige Einheit, welche die Mittelmeervölker in Sitte und Weltanschauung und in der gegenseitigen Wechselwirkung mit einander darstellen, vortrefflich geschildert und endlich der Eroberungszug unserer westeuropäischen Zivilisation über den Erdball hin, der sich unter unseren Augen jetzt vollzieht, im VII. Band nach den verschiedenen dabei in Betracht kommenden Faktoren erklärt. Einzelne, besonders wichtige Erscheinungen sind dabei einer speziellen Untersuchung unterzogen, so die Entstehung des Christentums, seine Ausbreitung durch die Mission, die große soziale Frage, die Kolonialpolitik u. s. w., und zwar alles bis hinab auf die letzten Ereignisse. So erleben wir noch den Burenkrieg oder die Uebergabe Kubas an die Vereinigten Staaten. Ein schöner und auch zum Verständnis des Textes öfter nicht unwesentlicher Schmuck ist die fast verschwenderische Fülle vortrefflicher Illustrationen, mit denen das Werk ausgestattet ist. Trotz aller wissenschaftlichen Gediegenheit, wofür außer dem Herausgeber auch die Namen der Mitarbeiter bürgen, ist die Darstellung für jeden Gebildeten ohne weiteres verständlich und ansprechend, so daß wir die erfreuliche Thatsache wohl begreifen, daß das Unternehmen, das übrigens auch ins Englische übertragen wird, bei uns eine weitgehende Beliebtheit genießt.

Bremen. Th. Achelis.

Diplomatenleben. Bunte Bilder aus meiner Thätigkeit in vier Weltteilen. Von Sir **Edward Malet,** früherem Britischen Botschafter am Berliner Hof. Einzig autorisierte Uebersetzung von Heinrich Conrad. Frankfurt a. Main. 1901. Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H. 8°. 225 S.

Sir Edward Malets „Diplomatenleben" in der musterhaften Uebersetzung von Heinrich Conrad ist ein in jeder Hinsicht zu empfehlendes Buch. Es ist ihm umsomehr Verbreitung zu wünschen, als unserer öffentlichen Meinung das gerechte und ruhige Urteil über englische Dinge verloren zu gehen droht. In Sir Edward Malets anspruchslosen Erzählungen finden

wir aber gerade die durch ein langes, ehrenhaftes und ehrenvolles Leben praktisch bethätigten Eigentümlichkeiten der englischen Natur, die wir hochschätzen und lieben. Mannhaft, klar im Urteil, von edler, Menschlichkeit und sicherem Pflichtgefühl erfüllt, so ist er durchs Leben gegangen, von seinem 16. Jahre an, da er als Attaché in Frankfurt a. M. seine Laufbahn begann, bis zum Abschluß seiner Thätigkeit als Botschafter in Berlin, ohne jede Unterbrechung im Dienste seines Landes thätig, fast immer an demjenigen Punkt des Erdballs, wo sich gerade die interessantesten und wichtigsten Dinge abspielen. Während des Sezessionskrieges finden wir ihn in Washington, 1870 und 1871 in Paris, wo er mit dem jetzigen englischen Botschafter in Berlin Sir Frank Lascelles die bösen Tage der Kommune durchmacht, 1878 in Konstantinopel, während der kritischen Jahre 1879 bis 1882 in Egypten, dann 11 Jahre lang in Berlin. Er ist 1840 in Paris, als die Ueberreste des ersten Napoleon in den Dôme des Invalides übergeführt werden, und hat teilgenommen an der Beerdigung von Wellington und von Moltke; er hat gesehen, wie Bismarck um den Kaiser Friedrich weinte, er hat Lincoln und drei deutsche Kaiser gekannt. Das alles erzählt er uns in der humoristischen Umkleidung eines Trauminterviews, im Tone liebenswürdigster Plauderei, durchwoben von farbenreichen, persönlichen Erinnerungen, Charakterzeichnungen, Anekdoten, gelegentlich auch von wirklich neuen historisch bedeutsamen Thatsachen. Wie Lord Lyons nach dem Sezessionskriege einen Bruch zwischen England und den Vereinigten Staaten verhinderte, wie in Wirklichkeit sich die englische Okkupation Egyptens vollzogen hat, wie Evelyn Baring beinahe türkischer Finanzminister geworden wäre und dergleichen mehr. Es sind nicht wichtige diplomatische Geheimnisse, die uns aufgedeckt werden, und doch wird gerade derjenige, welcher die Geschichte der jüngsten Vergangenheit verstehen will, aus dem Buch Sir Edw. Malets die reichste Belehrung schöpfen, weil diese leicht hingeworfenen Erinnerungen, die, wie wir einmal beiläufig erfahren, in ihrem Fundament auf gleichzeitige Aufzeichnungen zurückgehen, die Zeitgeschichte mit souveräner Sicherheit beherrschen.

Endlich sei noch erwähnt, daß Malet dem Deutschen Reich und unseren großen Männern eine freundschaftliche Gesinnung entgegenbringt, die in dem Satze gipfelt, „daß die Entwickelung des Deutschen Reiches für England sehr wohlthätig gewesen sei". Aber das Buch will gelesen, nicht excerpiert sein. Es wirkt als Ganzes und soll deshalb als Ganzes genossen werden.

Theodor Schiemann.

Finländische Rundschau. Vierteljahrsschrift für das geistige, soziale und politische Leben Finlands. Herausgegeben von **E. Brausewetter.** Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig. Preis des Jahrgangs 6 Mark.

Die bekannten politischen Wendungen in Finland, welche die nationale Selbständigkeit eines tüchtigen und eigenartigen Volkes schwer bedrohen, haben auch in Deutschland die Aufmerksamkeit und das Interesse für jenes Land sehr gesteigert. So wird es vielen willkommen sein, aus bester Hand eine fortlaufende Orientierung über finländisches Leben und finländische Schicksale zu erhalten Die Finländische Rundschau berichtet sowohl alles Wesentliche aus den aktuellen Vorgängen als sie die bleibende Art jenes Volkes und seine Leistungen auf den verschiedenen Lebensgebieten in anschaulichen Bildern vorzuführen sucht. Jenes geschieht in voller, männlicher Offenheit, aber in durchaus ruhiger und würdiger Weise, bei diesem ist sehr anerkennenswert das Geschick, mit dem die verschiedenen Seiten der Arbeit gleichmäßig zur Entfaltung gebracht werden. So enthält z. B. das kürzlich erschienene dritte Heft Artikel über finnische Textilornamentik (mit Illustrationen sehr wertvoller Art), über Studentenleben in Finland, über den Dichter Lars Stenbäck, der in der religiösen Bewegung jenes Landes eine große Rolle spielte, es bringt ferner eine Erzählung des bekannten Schriftstellers Juhani Aho, u. s. w. Dabei beschränkt sich die Finländische Rundschau nicht ausschließlich auf Finland, sie erörtert auch allgemeinere Fragen, welche mit den Schicksalen und den Idealen des finländischen Volkes in irgendwelchem Zusammenhange stehen. In dieser Hinsicht sind besonders die Beiträge des ausgezeichneten holländischen Staatsrechtslehrers Prof. W. van der Vlugt beachtenswert, das dritte Heft enthält einen Artikel von ihm über „Expansionsethik". Nach dem allen kann die Finländische Rundschau dem deutschen Publikum warm empfohlen werden. n.

Aus Spätherbsttagen. Erzählungen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** 2 Bde. Berlin 1901. Gebr. Paetel.

Köstliche Früchte eines klaren, sonnenwarmen Spätherbstes hat uns Marie von Ebner-Eschenbach mit den neun Erzählungen dieser neuesten zwei Bände geschenkt. Sie fügen nicht wesentlich neue Züge dem Bilde der greisen Dichterin hinzu, aber zeigen die Kunst der Siebzigjährigen in ihrer vollen Reife und in ungeschwächter Kraft. Das Herz der Dichterin, dieses reiche Herz voll Mitleid und Liebe zu allem Lebendigen, ist noch immer der tiefsten Eindrücke fähig und strömt seine erwärmenden, belebenden Fluten auf Bilder und Gestalten, Erschautes und Erdachtes aus. Marie Ebner besitzt durchdringende Welt- und Menschenkenntnis, von treuer Beobachtung der Wirklichkeit geht ihre Kunst aus, aber sie bleibt nicht dabei stehen; sie hat mehr zu geben als die gemeine Wahrheit und grobe Deutlichkeit der Dinge: sie geht dem Kern und Wesen der Erscheinungen nach und giebt in ihrer Darstellung zugleich die Gestaltung ihrer eigenen Anschauung, mit einem Wort sie bringt künstlerisch-organischen Zusammenhang in die bunte Mannigfaltigkeit und Wirrnisse des Lebens. Der Genius ihres gütigen Herzens erschaut mit dem Blick der Liebe im Dunkel und im trüben Wahn auch das Licht, die Sterne der Hoffnung, die aus der Finsternis hinausleuchten. Die alte Forderung, daß die Novelle einen Wendepunkt haben müsse, entspricht demnach dem innersten Wesen dieser Dichterin: mögen ihre Menschen noch so sehr in Schuld und Leiden sich verstricken, einmal sehen sie doch der Wahrheit und dem Sinn ihres Lebens auf den Grund, mit anderen Worten: alle Menschen und alle Dinge haben, wie Raabe dies einmal ausdrückt, in dieser Welt einen Augenblick, in welchen ihnen das letzte Recht gegeben wird. Die Menschen der Ebner machen darum eine Entwickelung durch, aus Schuld und Schicksal wächst ihnen eine Erkenntnis zu. Aber jedes Leben hat seine eigene Lehre; Sache der Künstlerin ist es, diese „Moral" mit innerer Notwendigkeit aus dem individuell bestimmten Menschenschicksal heraus zu begründen, werden und wachsen zu lassen. In dieser Verschmelzung von sittlichem Idealismus und poetischem Realismus liegt das Eigentümliche der Ebnerschen Kunst. Jede der neun Erzählungen hat ihren eigenen Ton, ihre eigene „Moral", alle spielen auf deutschem und slavischem Boden und behandeln Fragen, Menschen und Dinge der unmittelbaren Gegenwart. Die einzelnen Erzählungen zu charakterisieren, verbietet mir der Raum. Am höchsten stelle ich „Maslans Frau", eine bäuerliche Ehetragödie, und die an das „Gemeindekind" und „Krambambuli" erinnernde, gemütvolle Hunde- und Menschengeschichte „Die Spitzin", dann die das Thema „alter Mann — junge Frau" behandelnde Novelle „In letzter Stunde" und vor allem die nach Form und Inhalt ebenso kunst- wie lebensvolle Problemnovelle und Rahmenerzählung „Die Reisegefährten". Giebt es für besondere Menschen in besonderen Fällen ein „Drüberstehen" über der „ganz ordinären, deutlich vorgezeichneten Pflicht?" das ist hier die Frage. Die Dichterin läßt einen alten, in harter Lebensschule gereiften Arzt einem jungen, harmlosen Russen, den jener kaum kennen gelernt hat, erzählen, wie und warum er in einem bestimmten Falle die „ordinäre" Pflicht aus höherem Pflichtgefühl verletzt und einen Mord auf sein Gewissen geladen habe. Mit vollendeter Kunst ist hier alles vorbereitet und motiviert: daß der Doktor sein Geheimnis gerade dieser harmlosen Reisebekanntschaft auf einer nächtlichen Fahrt anvertraut, wie beide Kontrastgestalten sich in Rede und Gegenrede spiegeln, Stellung zu der Frage nehmen und gegensätzlich aufeinander wirken, wie aus der vollen Gestaltung eines ganz besonderen Stückes Menschenlebens zugleich die Lösung einer sozial-ethischen Frage sich ergiebt, ohne daß die Beantwortung den Anspruch allgemeiner Gültigkeit macht, aber doch den Einzelfall wahr und überzeugend darstellt, — das alles und einiges mehr ist mit einer Kunst entwickelt und gestaltet, die an Feinheit und Unmittelbarkeit nicht übertroffen werden kann. An den übrigen Erzählungen mit tragischem Ausgang („Der Vorzugsschüler", „Uneröffnet zu verbrennen", „Ein Original") ließe sich das eine oder andere aussetzen, doch im ganzen sind auch sie Zeugen einer abgeklärten Erzähler- und Darstellungskunst. Voll köstlichen Humors sind „Fräulein Susannes Weihnachtsabend" und „Die Visite", diese mit satirischem Spotte auf bildungsheuchelnde Blaustrümpfelei gewürzt.

Worms. Karl Berger.

Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Band XIII: Der Väter und die Söhne. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von **Felix Dahn.** Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1901.

Dieser Roman ist eine Geschichte aus der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts n. Chr., in deren Mittelpunkt der Gotenkönig Leovigild steht und seine beiden unähnlichen Söhne, Hermenigild der schwache, der sich von den römisch-katholischen Priestern umgarnen läßt, und Rekared, der jüngere, ein tapferer Krieger und echter Gote, der nach dem Tode des Bruders sich die Krone aufs Haupt setzt und freiwillig das katholische Bekenntnis annimmt, um den ewigen Religionskämpfen ein Ende und Sueben, Franken, Byzantiner aus Feinden zu Glaubensgenossen zu machen. So sichert er sein Reich. Starke Konflikte, eine große Stofffülle sind in das schmale Bändchen zusammengedrängt, das denjenigen Kreisen, die nicht nur den Meister der Ballade, sondern auch dem Erzähler Dahn gern lauschen, gewiß willkommen sein wird.

Carl Busse.

Vagabunden. Neue Lieder und Gedichte von **Carl Busse.** Stuttgart 1901. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Es ist die dritte lyrische Sammlung schon, die der eben 29jährige Dichter erscheinen läßt. Seine ersten „Gedichte" liegen zur Zeit in vierter, seine „Neuen Gedichte" in zweiter Auflage vor. Die „Vagabunden", die den Ertrag von sechs Jahren des Schaffens zusammenfassen, werden gewiß hinter diesen Erfolgen nicht zurückbleiben.

Da schilt man unsere Zeit noch als materiell gesinnt und allem Poetischen abhold. Freilich muß man es verstehen, an alles das zu rühren, was ihr zu tiefst im Herzen ruht. So war es früher und so wird es auch bei diesem Buche sein, von dem ich vermeine, daß es für Busse einen guten Schritt vorwärts bedeutet. Sah aus seinen früheren Büchern noch manchmal das große Vorbild Storms, an dem er emporgewachsen ist, hervor — hier ist auch dieser Einfluß mehr und mehr überwunden, hier hat Busse seine ureigene Handschrift gefunden, die er mit kräftigen Zügen schreibt. Mit unendlicher Liebe hängt er vor allem an der herben Schönheit seiner märkischen Landschaft, und ihr Erdgeruch steigt würzig aus manchen Abschnitten des Buches empor.

Ob der Kritiker Busse sich auch nie auf das Programm „Heimatkunst" festgelegt hat — ein Heimatsdichter ist er selber durch und durch. Durch die Luft schießen die Bekassinen, der Kiebitz stelzt im Grase, die Graugans schreit, der Nebel zieht überm Flusse, die Kiefern knarren — das Landschaftsbild ist spezifisch norddeutsch. Und norddeutsch die Menschen darin. „Es raucht ein Herd nach Osten zu." Das sind Strophen von ergreifender Schönheit, die unsere Leser als Probe in diesem Hefte finden.

Daneben stehen ernste Zeitklänge, steht jene Studentenfahrt nach Friedrichsruh, das bekannte Flottenlied und vor allem das Gedicht auf Bismarcks Tod. Unwillkürlich fühlt man hier dem Dichter nach: Diese Verse durften nicht in Reimen enden! Aber auch die übermütigsten Töne werden angeschlagen, und glücklicher als in „Sieben Wochen sagt die Alte", als in „Das Mädchen singt" u. a. kann der Volkston nicht leicht getroffen werden. „Schöne Nacht", „Ewige Liebe" sind daneben Perlen deutscher Lyrik.

„Vagabunden" heißt das Buch. Warum? Nicht so, weil der Dudelsack einmal durch die Seiten bläst, nicht nur, weil lustige Zechbrüder darin die Becher läuten lassen. Hier sind Vagabunden im höheren Sinne gemeint: All' Volk, das da wandert, Pilger zur irdischen und mehr beinahe noch zur ewigen Heimat. Von ewiger Heimat redet die letzte Abteilung des Buches, die „Sterne". Da werden tiefe religiöse Sehnsuchtsklänge angeschlagen vom großen Sabbat, dessen Kerzen so wunderbar leuchten . . .

Noch eine ganze Reihe des Schönen und Schönsten ließe sich anführen, und mag man auch hier und dort an Vers und Strophe etwas auszusetzen haben: wer den Sinn für reine Schönheit nicht verloren hat, der wird das Buch mit stiller Freude lesen und immer wieder und wieder zu ihm zurückkommen.

Berlin. Oskar Horn.

Das Frommelgedenkwerk. Frommels Lebensbild. I. Band: Auf dem Heimatboden. II. Band: Vom Wupperthal zur Kaiserstadt. Von **Dr. Otto Frommel,** Pfarrer. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung, Berlin.

Ein köstliches Buch, eine sprudelnde Lebensquelle. Wir empfangen hier das Bild eines großen, reichgesegneten Daseins, das wie eine Sonne lebendig Lebenswirkung ausstrahlt; das Bild eines Menschen, dessen Elemente Licht und Wärme, Menschenliebe und Ewigkeitsbegeisterung, Milde und Güte waren; eine Persönlichkeit tritt uns entgegen von dem Zauber herzerquickender Liebenswürdigkeit, die, wo sie erscheint, unmittelbar sieghaft wirkt, die uns in ihrer Lebensweisheit und Liebeswirkung oft an Männer wie Gellert und Lavater erinnert. Ein ganzer Mann und ein ganzer Christ steht vor uns, der, die Hand im Himmel, der ganzen Welt unverzagt Trotz bieten konnte und in seiner frischen Herzenstapferkeit, seinem zornsprühenden Dazwischenfahren, der Derbheit und Schlagkraft seines Humors, auch als kernhafter Volksschriftsteller, geradezu an Züge in Luthers Charakterbilde erinnert. Emil Frommel, der, wie Karl von Hase sagte, „ein seltener Mann von zugleich künstlerischer und religiöser Naturanlage" war, konnte seiner ganzen, poetisch-künstlerischen Eigenart kein eigentlicher Kirchenmann im engbegrenzten Sinne dieses Begriffes sein, aber ein Priester war er, ein Priester voll Liebeshoheit, der uns mit seiner Dichterkraft in großen Stunden oft wie auf Adlerflügeln zu Gott und Ewigkeit emportrug, der bei aller ehrlichen Strenggläubigkeit doch voll in seiner Zeit stand und aus der Gegenwart heraus das Ewige verkündete. Jener „Notanker", von dem er uns erzählt, erscheint er uns selbst zu sein, der Tausenden und Abertausenden aller Stände in seiner unerschöpflichen Fülle, oft bis zu eigener Lebenserschöpfung, Halt und Stütze, Labe und Erquickung wurde. Alles, was er erlebte, sah und erfuhr, wurde ihm dabei zum höchsten Symbol. Sein Humor quoll aus einer tiefharmonischen Seelenstimmung voll Mitleid und Menschenliebe, aus allversöhnender Weisheit. Dabei gab ihm diese Liebeskraft die seltene Fähigkeit, den im Leben am höchsten Stehenden und in gleicher Weise den Aermsten und Bedrücktesten, ja auch dem dem kirchlichen Leben völlig Fernstehenden ein allverständlicher Weg- und Himmelsweiser zu werden. Man muß in dreißigjähriger freundschaftlicher Verbindung dieses gesegnete Leben verfolgt haben, um das Maß vornehmer Zurückhaltung, zarten Taktes, das der Verfasser dieses Lebensbildes, der Sohn Frommels, in seiner Darstellung walten läßt, voll würdigen zu können. Sei dieses echte Lebens- und Hausbuch, sowie der immerdar frisch-sprudelnde Gesundquell von Emil Frommels Volksschriften jedem christlich empfindenden deutschen Hause auf das Wärmste empfohlen.

Julius Lohmeyer.

Die Kunst des Pseudonyms von **Edwin Bormann.** Mit 83 authentischen Illustrationen. Leipzig 1901. Edwin Bormann's Selbstverlag.

Zur weiteren Beweisführung für die Anschauung, daß als Verfasser der Shakespeare-Dichtungen Francis Bacon, der ebenso gelehrte wie geistvolle Lordkanzler anzusehen sei, tritt Bormann mit diesem Werke, das sich seinem ‚Shakespeare-Geheimnis', ‚Bacon-Shakespeare's Venus und Adonis', der historische Beweis der ‚Bacon-Shakespeare-Theorie' auf das engste anschließt, wiederum vor die Schranken. So vielerlei auch die Gegner der Bacon-Theorie vorbrachten: sie aus der Welt zu schaffen waren sie nicht im stande. Im Gegenteil. Ihre Einwendungen dienten nur zur Belebung der Forschung auf diesem Gebiete, dessen Quellen um so mehr Scharfsinn erfordern, je unzulänglicher sie erscheinen. In der ‚Kunst des Pseudonyms' kommt Bormann auf die auch von Preyer und Werckmeister verfochtene Ansicht, daß Bacon seine Autorschaft in den Titeln und Widmungen der Shakespeare zugeschriebenen Werke geheimschriftlich niedergelegt habe, zurück und zeigt an klassischen Beispielen, wie der Brauch des Pseudonyms und Anonyms von jeher gang und gäbe war, zumal aber zur Zeit Bacons. Zwischen den Tagen eines Hutten, Luther, Melanchthon, Calvin und der Zeit Goethes gab es Scharen von deutschen, französischen, italischen, englischen Gelehrten und Dichtern, die ihren Namen versteckten. Selbst wer sich der Bacon-Theorie gegenüber gleichgiltig verhält, wird großes Vergnügen an dieser litterarhistorischen Abhandlung über das Pseudonym finden, deren zahlreiche Faksimiles direkt in die Maskerade der Dichter und Gelehrten führen und das Studium

der Originale unnötig machen. Schon allein hierin liegt anerkennenswertes Verdienst. In vielen Fällen überläßt es Bormann dem Leser, naheliegende Schlüsse selbst zu ziehen, und das mit Recht, denn er wendet sich nicht an die breite Masse, sondern an Leser, deren Selbstdenken eine Notwendigkeit ihres Lebens ist, und denen die Frage nicht überflüssig vorkommt: ob die meisterhafte Vereinigung von poetischer Schaffensfreiheit mit Treue gegen den derweiligen Stand der Wissenschaft, wie sie sich in den Dramen des großen Briten offenbart, einem Manne eigen gewesen ist, der wie Goethe Poet, Forscher und Staatsmann war, oder ob ein Schauspieler jene gewaltigen Monumente menschlichen Geistes verfaßte, um Stücke für das Publikum zu haben und sich und seinen Kollegen Brot zu schaffen. Julius Stinde.

Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Bd. 8. **Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit.** Mit 151 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Von **Ernst Mummenhoff.** Leipzig, 1901. Eug. Diederichs.

Den bereits im ersten Heft erwähnten Monographieen reiht sich würdig die Darstellung des „Handwerkers in der deutschen Vergangenheit" von Ernst Mummenhoff an. Zeitlich zerfällt die Geschichte des Handwerks in drei Abschnitte: Das Handwerk in der vorstädtischen Zeit, in der städtischen Zeit und dann die Verfallsperiode des Handwerkswesens. Wachstum, Blüte und Verfall des Handwerks sind innig verknüpft mit der Entwickelung des Zunftwesens. Deshalb werden dem Werden und Wesen dieses Organismus und der Luft und Umgebung, worin die Zunft gedieh, aber viel mehr noch verkümmerte, hier eingehende Betrachtungen gewidmet. Die Organisation der Handwerker im Lehrlings-, Gesellen- und Meisterwesen wird nach allen Seiten hin behandelt, und der materiellen Lage und dem Bildungsstand des Handwerkers ein eigener Abschnitt gewidmet. Ein reicher Bilderschmuck ist auch diesem Bande beigegeben; man braucht nur Künstlernamen, wie Hans Schäuflein, J. Ammann, Jacob v. d. Heiden, Abraham Bosse, Le Cloud, J. Collaert, Jan Joris von Vliet, Hans Brosamer, Chodowiecki, F. Halm zu nennen, um dem Kenner einen Begriff von dem Kunstreichtum dieses Bandes zu geben. Wer aber kein Kenner ist, der kann auf die einfachste und glücklichste Weise durch die Abbildungen dieser Monographieen auch eine Anschauung von der alten Stech- und Schneidekunst erhalten.

Worms. Karl Berger.

Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. Von **Albrecht Wirth.** München, 1901. F. Bruckmann A.-G.

Der bekannte Weltreisende und Geschichtsschreiber Albrecht Wirth sucht hier von der Seite weltgeschichtlicher Betrachtung und Vergleichung die Bedeutung von „Volkstum und Weltmacht in der Geschichte" zu ergründen. Mit Gobineau, Chamberlain, Ammon u. a. ist der Verfasser von der ungeheuren Bedeutung der Rasse für die Entwickelung der Menschheit und der Einzelvölker überzeugt, mit ihnen teilt er die Erkenntnis von unvergleichlichem Werte des Arier- und Germanentums. Von Rasse verschieden ist Volkstum! Volksbünde lassen sich nur auf gemeinsames Volkstum begründen, nicht auf gemeinsame Rasse; Allromanentum, Allgermanentum, Panslavismus sind undurchführbare Ideen, während ein Alldeutschtum, Allbritentum und ähnliche Bünde aussichtsvoll sind. Aber Wirth läßt eine klare Begründung und Durchführung der Begriffe „Rasse" und „Volkstum" vermissen, und so fehlt es dem geistreichen und gedankenvollen Buch an einem festen Fundament und Gerüst; es hat keine rechte Einheit und zeitigt keine klaren, übersichtlichen Ergebnisse. Wirth durchzieht die Weltgeschichte wie ein Reisender in flottem, keckem Tempo. Die Darstellung ist beweglich, sprunghaft, voll geistreicher Beziehungen und Parallelen, Beispiele und Folgerungen. Für den heutigen Deutschen am wertvollsten sind die Schlußabschnitte, in denen die Beziehungen des Volkstums zur Entvolklichung, zum Boden, zum Staat und Erwerb, seine Bedeutung für die Weltmacht und Volksbünde behandelt werden. Neuland und Bauernansiedelungen, nicht bloß neue Absatzgebiete für Handel und Industrie brauchen wir, eine neue überseeische Heimat für unseren Volksüberschuß, sagt Wirth mit Recht: denn „Weltmacht soll in Wahrheit eine Förderung, Vertiefung und Verklärung deutschen Volkstums sein".

Worms. Karl Berger.

Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs. Im Auftrage der württembergischen Kommission für Landesgeschichte gesammelt und herausgegeben von Professor **Dr. Karl Steiff,** Bibliothekar an der kgl. öff. Bibliothek in Stuttgart. Stuttgart. Druck und Verlag von W. Kohlhammer. 1899/1901.

Ein kostbarer, geschichtlich, kultur- und litteraturgeschichtlich fast gleich wertvoller Schatz wird durch dieses Buch aus dem Württemberger Boden gehoben. Was irgendwie an volkstümlichen Liedern und Sprüchen, die auf geschichtliche Vorgänge innerhalb der Grenzen des jetzigen Württemberg Bezug haben, in Bibliotheken und Archiven vorhanden ist, soll hier gesammelt werden, und zwar von den ältesten Zeiten bis in die neuere Zeit herein. Diese Fortführung in die neuere Zeit ist ebenso verdienstlich wie die Ausgrabung der Lieder aus älterer Zeit. Bis jetzt sind zwei Lieferungen erschienen mit 66 Nummern. Das erste Lied, aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, behandelt die Fehde zwischen der Stadt Rottweil und Graf Friedrich von Zollern und die Zerstörung der Burg Hohenzollern; weitaus die Mehrzahl beschäftigt sich mit dem württembergischen Fürsten, der von allen am tiefsten in den Herzen der Schwaben lebt, mit Herzog Ulrich. Noch hängen in vielen Dorfwirtshäusern und Bauernhäusern als ein von den Vätern ererbter Schatz jene kleinen verräucherten Bilder, auf welchen Herzog Ulrichs Leben und Thaten verewigt sind, oft ein halbes Dutzend aneinander gereiht; noch singen unsere Kinder den Kinderreim von 1534: Bide, bide, pomp! — Der Herzog Ulrich kommt — Er liegt nicht weit im Feld, — Er bringt en Sack voll Geld. — Jedenfalls haben wir ihn mit der gesamten Dorfjugend noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gesungen. Nach der Bemerkung des Herausgebers, Seite 255, scheint er indessen wenigstens in der Hauptstadt verklungen zu sein. Damit kommen wir auf die Thätigkeit des Herausgebers. Er hat jedes Gedicht mit sprachlichen und geschichtlichen Fußnoten versehen und genaue Erläuterungen beigegeben über den geschichtlichen und poetischen Wert, den Anlaß, den Verfasser, die Quelle u. s. w. Welch eine Summe von Fleiß und Forschung in diesen Anmerkungen steckt, das wird selbst der Laie auf diesem Gebiete beim ersten Blick in das Buch erkennen.

Ich weiß nicht, ob andere Länder schon mit einer derartigen Sammlung vorausgegangen sind; wenn nicht, werden sie vielleicht dem württembergischen Beispiele nachfolgen. Solche Veröffentlichungen sind in ihrer Art auch Beiträge zu der Heimatkunst und trefflich geeignet, die Anhänglichkeit an den Mutterboden, dem einer entsprossen ist, zu pflegen und zu fördern. Wenn man sich in ein solches Buch vertieft, scheint man in einer ganz anderen Welt zu leben, und wird doch auf Schritt und Tritt daran gemahnt: es ist deine Welt, und die Fäden spinnen sich ganz von selbst von der deutschen Vergangenheit in die deutsche Gegenwart.

Richard Weitbrecht.

Raabenweisheit. Zum 70. Geburtstage des Dichters aus den Werken Wilhelm Raabes ausgewählt, zusammengestellt und herausgegeben von **Hans von Wolzogen.** Berlin 1901. Verlag von Otto Janke.

Eine Geburtstagshuldigung für den Jüngstgefeierten, mit seiner Zustimmung vorbereitet. „Eine Festgabe, die des Gefeierten würdig ist", sagt der Herausgeber selber in der Vorrede, „denn sie trägt ja durchaus den Stempel seines Geistes; und die zugleich seinem Volke, hoffentlich recht vielen seines Volkes, ihn noch im 70. Lebensjahre in einem neuen, hellen Licht zeigt, oder doch einen alten Zauber, den er ausgeübt, den persönlichen Zauber seiner geistigen Macht, seiner Weltanschauung ihnen zu vollem, klarem Bewußtsein bringt". Hans von Wolzogen hat eine Reihe von Gedanken-Exkursen und gelegentlichen Einfällen aus Raabeschen Romanen herausgegriffen und in die Gruppen: Menschenleben und Schicksal, der Mensch, der Mensch unter Menschen, Idealismus und Kunst, deutsche Art geordnet. Eine geschlossene Weltanschauung kann uns aus diesen Einzelstellen nicht wohl entgegentreten, aber die Sammlung gewährt einen Einblick in die Art, wie der geistvolle und liebenswürdige Humorist eine Reihe wichtiger Lebensfragen höchst persönlich streift, und so hat das Werkchen als Beitrag zur Charakteristik Raabes seinen ganz besonderen Wert.

Victor Blüthgen.

Tristan und Isolde von **Gottfried von Straßburg.** Neu bearbeitet von Wilhelm Hertz. Dritte Auflage. Stuttgart und Berlin 1901, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Die klassische Tristan-Ausgabe von Hertz liegt hier in dritter Auflage vor. Nicht die Originaldichtung Gottfrieds von Straßburg, sondern eine neuhochdeutsche Bearbeitung von der Hand eines unserer ausgezeichnetsten Dichter, der sich bemüht, eine der schönsten mittelalterlichen Litteraturschöpfungen für die Gegenwart voll genießbar zu machen und mit peinlich sorgfältiger wissenschaftlicher Quellenforschung in das rechte Licht zu rücken. Zu dem Zweck ist manche störende Länge im Text beseitigt; statt des fehlenden Schlusses in der Dichtung Gottfrieds von Straßburg der Schluß jenes Werkes angefügt, aus dem Gottfried seinen Stoff geschöpft, der Dichtung des Trouvere Thomas; endlich eine Fülle kritischen Materials beigegeben, ein Muster litterargeschichtlicher, erschöpfend gründlicher Forscherarbeit. Für den bloß genießenden Leser wird wohl die Bearbeitung von Hertz zusammen mit dessen wahrhaft kongenialer Weiterdichtung immer in erster Linie Wert behalten. Die Ausstattung des Buches ist mustergiltig, modern und vornehm zugleich. Victor Blüthgen.

Margarete Stern. Ein Künstlerinnenleben. Von **Adolf Stern.** Mit 2 Photogravüren. Dresden und Leipzig. C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). 1901.

Ein ganz eigenartiges Buch, ein Denkmal zartester Pietät, das uns „die Erfahrungen, Beglückungen und Leiden eines deutschen Künstlerinnenlebens in der zweiten Hälfte des 19ten Jahrhunderts" schildern soll und „mit dem Namen auch das Gedächtnis eines reinen und unermüdlichen Strebens" zu bewahren bestimmt ist.

Margarete Stern, geb. Herr, die früh dahingegangene Gattin des Verfassers, des hochangesehenen Litterarhistorikers, war bekanntlich eine der ausgezeichnetsten Pianistinnen aus der Schule Liszts. Wir erleben hier den Werdegang einer überaus sympathischen, poetisch feinveranlagten, bescheiden-vornehmen, reinen Künstlernatur und verfolgen ihr sehnsuchtsvolles, rastloses Aufwärtsringen auf einem Dornenwege von Enttäuschungen und Triumphen, von Glück und Leid, auf einer reichen Künstlerlaufbahn, die sie in unbeirrtem Drange durchmißt, um sich endlich zu höchster Freiheit und Meisterschaft emporzuarbeiten. Und wir blicken dabei zugleich in ein entzückendes Eheverhältnis zweier echter Künstlerseelen, die in rührendster Zuneigung und Verehrung sich ergeben, gegenseitig in hingebender Sorglichkeit sich den Lebenspfad zu ebnen und zu erhellen suchen, und verfolgen diesen ergreifenden Lebensroman bis zu dem allzu frühen Hingang der anmutsvoll-lauteren Künstlerin, bis zu dem erschütternden Losreißen aus einem Dasein voll Liebe und reinstem Glück und endlich errungener Meisterschaft. Das Buch hinterläßt jeder sinnigen Natur unvergeßliche Eindrücke und hebt sie zu edleren Lebensentschließungen.

Julius Lohmeyer.

Fritz Lienhard: Gesammelte Gedichte. Verlag von Georg Heinrich Meyer, Berlin SW. 46.
— **Wasgaufahrten.** Ebenda.

Erst in letzter Stunde wird uns die erfreuende Mitteilung von dem demnächstigen Erscheinen der gesammelten Gedichte von Fritz Lienhard, welche Sammlung auch die „Lieder eines Elsässers", „Nordlandslieder", „Burenlieder" und viel Ungedrucktes zusammenfassen wird.

Fritz Lienhards „Wasgaufahrten", dieses herrliche Wanderbuch, das zugleich ein modernes Weltanschauungsbuch ist und „Jung Elsaß und Jung Deutschland" gewidmet wurde, den Verehrern des Dichters längst ein herzerquicklicher Schatz, erscheint gleichfalls in neuer Auflage. Wir freuen uns, der großen Gemeinde des Dichters diese Nachricht geben zu können, und behalten uns vor, eingehender auf die Sammlungen zurückzukommen. J. L.

Schlaglichter auf Ostasien und den Pacific von **Otto Wachs,** Major a. D. Berlin 1901. Richard Schröder, Verlagshandlung.

Die vorliegende Broschüre verdient ihres interessanten und zeitgemäßen Inhalts wegen eine weitgehende Würdigung, sie ist eine sehr geschickt, scharfsinnig und gut geschriebene militär-geographische Studie. Sie lehnt sich an Helmolts Weltgeschichte Bd. I Kap. 6, die geschichtliche Bedeutung des Stillen Meeres, an und zeigt uns, daß der sogenannte Stille Ocean durch die neue Weltpolitik seine „Stille" völlig verloren hat. —r.

Intermezzo. Gedichte von **Frida Schanz.** Mit Buchschmuck von M. Stüler-Walde. Verlag F. A. Lattmann, Berlin, Goslar, Leipzig.

Wer den Werdegang dieser innig empfindenden Dichterin mit unbefangener Anteilnahme verfolgt hat, sieht sie von Jahr zu Jahr, von Sammlung zu Sammlung zu immer größerer Sicherheit des künstlerischen Könnens und zu einer Höhe der Lebensanschauung gelangen, die nur die Ergebnisse eines sehr ernsten künstlerischen und seelischen Ringens sein können. In ihrem vor einigen Jahren erschienenen Buch „Unter dem Eschenbaum" überraschten uns bereits eine hohe Gehaltenheit der Empfindung, eine Macht realistischen Ausdrucks, eine Energie der Darstellung, die uns ganz neue Züge in diesem früher beinahe allzuzarten Dichterbilde offenbarten. In dieser neuesten Sammlung „Intermezzo" ringt aber eine Glut und Kraft des Gefühls zum Ausdruck, gewinnen die Bilder eine leuchtende Plastik, die Form eine Prägnanz und Vollendung, die uns klar erkennen lassen, daß hier in der That eine echte Meisterin ausreift. Frida Schanz darf in Wahrheit von sich sagen, was Meister Geibel von der gedankenlos dahintrottenden Kritik seiner Tage sagen konnte:

„Sie klopft noch stets die abgetrag'nen Kleider,
Die ich vor zwanzig Jahren trug."

Aber eine einsichtsvolle Kritik beginnt der Dichterin von Jahr zu Jahr gerechter zu werden. — Der Buchschmuck von M. Stüler-Walde und die Ausstattung des neuen Werkchens sind sehr reizvoll und eigenartig. Julius Lohmeyer.

Eine Dienstreise nach dem Orient. Erinnerungen von Staatsminister **Dr. R. Bosse.** Leipzig, F. W. Grunow.

Im Gefolge der Kaiserreise nach Palästina im Spätjahr 1898 sind eine ganze Reihe von stattlichen Prachtwerken und leichteren Schriften erschienen. Auch der inzwischen verstorbene preußische Kultusminister Bosse hat seine zuerst, wenn ich nicht irre, in den „Grenzboten" veröffentlichten Berichte in Buchform herausgegeben. Der Hauptreiz des Büchleins besteht in seinen anschaulichen Schilderungen des Lebens an Bord und im Morgenland, von Land und Leuten in Nord-Afrika und im heiligen Lande, der Reisegesellschaft u. s. w. Bosse giebt sich immer schlicht, liebenswürdig, mild — christlich; wo er sein Volk voranschreiten sieht, hat er seine echte Freude. Es ist eine Dienstreise, aber reich an menschlichen Eindrücken, Stimmungen und Erlebnissen, an Beziehungen zu mancherlei Menschen und an bunten Erfahrungen. Wer das Büchlein liest, wird sich angezogen und erwärmt fühlen von der kenntnisreichen, edlen und vornehmen Persönlichkeit seines Verfassers. H. Montanus.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden auf Grund ungedruckter Briefe und Dichtungen mitgeteilt von **Karl Theodor Gädertz.** Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalen von Theodor Schlöpke und Fritz Reuter. Dritter (Schluß-) Band. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1901.

Wo man Reuters Werke kennt und liebt, und wo man über dieses kernigen Humoristen Leben und Schaffen mehr erfahren will, als die bekannten Lebensdarstellungen geben, wird man in diesem Werk, das nun vollständig vorliegt, eine reizvolle Gabe auch für den Weihnachtstisch finden. Meist wird bei solchen Nachlaßschriften der Stoff von Band zu Band magerer und bleibt kaum vollwertig. Hier hat indessen das außerordentliche Findertalent von Gädertz immer neuen anziehenden Stoff zu entdecken gewußt, und wahrlich, seine Spürkraft ist zu bewundern. Geschmackvoll weiß er seine Funde von bisher unveröffentlichten Dichtungen, Briefen und Erinnerungen aneinander zu reihen. Der erste Band erregte vor einigen Jahren bei allen Reuter-Freunden ein freudiges Aufsehen durch die Darbietungen mancher reizvollen Dichtungen und Episteln aus jener Reuter-Truhe, die die Witwe Reuter der Schillerstiftung vermacht hatte, besonders durch den zurückgehaltenen Teil seines Schwanengesanges „Ok 'ne lütte Gaw för Dütschland" 1870/71. Im zweiten Bande fesselten vorzüglich die sehr originellen Enthüllungen über den Kommandanten Oberst von Bülow und seine Familie auf der Festung Dömitz, unschätzbare Beiträge zu Reuters „Festungstid". Der Schlußband krönt die Sammlung durch die

eigenartigen, auch kulturgeschichtlich hochinteressanten Aufklärungen über den alten Amtshauptmann Weber, seine Frau „Reiting", über des Dichters Eltern, über Onkel und Tante Herse, Mamsell Westphalen, Fritz Sahlmann und andere uns vertraute Persönlichkeiten aus der Franzosenzeit. Dazu kommt eine Fülle durchaus mitteilenswerter, meist sehr lustiger Episteln, Gedichte, Erlebnisse und Charakterzüge unseres teuren Humoristen und seiner Gestalten, darunter auch Onkel Bräsigs. Die zahlreichen Original-Illustrationen, die z. T. von Reuter selbst herrühren und ein gewisses Zeichentalent beweisen, betrachtet gewiß jeder wieder mit Vergnügen. Der Preis für dieses allen Reuter-Freunden werte Werk ist ein verhältnismäßig niedriger, und wurde wohl nur durch eine besonders starke Auflage ermöglicht, die im Hinblick auf die jedenfalls große Verbreitung, welche auch bei diesem neuesten Bande vorauszusehen ist, nachdem der erste schon drei Auflagen erlebt hat, veranstaltet werden konnte. Gädertz hat in dieser Sammlung ein deutsches Volksbuch im besten Sinne des Wortes geschaffen und damit unserem Fritz Reuter ein neues Ehrendenkmal gesetzt.

Paul Dehn.

Franz Mach, Das Religions- und Weltproblem. Dresden. 1902. E. Pierson. 2 Bde.

Der Verfasser dieses sehr zeitgemäßen Werkes ist ein aus der römischen Kirche zum Altkatholizismus übergetretener Theologe. Er ist schon vielfach auf katholisch-apologetischem Gebiete litterarisch thätig gewesen, hat aber schließlich in der bloßen Verteidigung blinden Kirchen- und Dogmenglaubens keine Befriedigung mehr gefunden und sich zu einer geläuterten Weltanschauung durchgerungen. Wir heben aus dem reichen Inhalt des Buches folgende Kapitel heraus: Was ist Glauben und was ist Wissen? Wie gelangt der Menschengeist zur Wahrheit? Läßt sich das Dasein einer persönlichen, vor- und überweltlichen Gottheit beweisen? Welcher wissenschaftliche Wert kommt dem von den positiven Religionen aufgestellten Gottesbegriffe zu? Welches ist das Wesen der Religion? Läßt sich der messianische und göttliche Charakter Jesu und die Göttlichkeit seines Werkes erweisen? Wie verhält sich die biblisch-theologische Lehre von der Erschaffung, dem Alter des Menschen sowie der Einheit des Menschengeschlechts zu Vernunft, Erfahrung, Wissenschaft? Läßt sich die Substanzialität und Unsterblichkeit der Menschenseele beweisen? Ist die menschliche Willensfreiheit Thatsache oder Fiktion? u. s. w. Alle diese und ähnliche Fragen behandelt Mach mit eindringlicher Schärfe und Klarheit. Seine große Belesenheit tritt in jedem Kapitel deutlich hervor. Wenn man von jeder größeren litterarischen Arbeit sagen kann, sie biete in gewisser Hinsicht einen Teil des innersten Ichs des Verfassers, so gilt das auch von diesem Werke; es repräsentiert nach M.'s eigenem Geständnis die Summe seines Denkens und Forschens, seines geistigen Lebens, Strebens und Ringens und trägt so recht den Charakter eines seelisch-geistigen Vermächtnisses an sich. Auch dieses Buch ist ein beredtes Zeugnis dafür, daß die sittlich-religiösen Mächte in unserer Zeit im Steigen begriffen sind. Da es in unserer kirchlich-konfessionell so zerrissenen Zeit dem hohen Ideal einer religiösen Einigung der Menschheit resp. unseres deutschen Volkes zustrebt, muß es unsererseits trotz vielfacher prinzipieller Ablehnung in Einzelfragen den Gebildeten unseres Volkes warm empfohlen werden; die das ganze Buch durchziehende Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit leiten zu ernstem Nachdenken über die tiefsten Fragen an. Eine genaue Inhaltsangabe der einzelnen Kapitel sowie ein alphabetisches Register erleichtern das Studium des Buches. Dem Werk ist eine eingehende Biographie seines Verfassers vorangesetzt.

Fermersleben. Otto Siebert.

Meyer's Historisch-Geographischer Kalender, Sechster Jahrgang (1902).

Gediegen wie alle Veröffentlichungen des Bibliographischen Instituts bietet auch dieser Jahrgang des historisch-geographischen Kalenders eine Fülle von bildlichen Darstellungen — es sind deren mehr als fünfhundert. Das Interesse der weiten Kreise, für deren Gebrauch der Kalender bestimmt ist, dürften vorwiegend die geographischen Abbildungen in Anspruch nehmen, zu deren Herstellung der Meyerschen Verlagshandlung ja so reichhaltige Sammlungen von Vorlagen zur Verfügung stehen wie wohl keiner andern europäischen Anstalt ihrer Art. Dabei zeichnet sich die Ausführung der Bilder vor vielen ähnlichen vorteilhaft aus, und dies Lob gilt

nicht allein von den unmittelbar nach Photographieen, sondern auch von den nach älteren Darstellungen gefertigten Ansichten. Vielleicht gerade durch die anspruchslose und einfache Art, auf welche die einzelnen Bilder hier dem Beschauer allmählich vorgeführt werden sollen, haften sie besser als beim Durchblättern eines Buches. Jedenfalls werden sie bei sehr vielen einen höheren Zweck als den der bloßen Unterhaltung erfüllen, denn die lebendige Anschauung ist namentlich in allem, was mit der Erdkunde irgendwie zusammenhängt, wirksamer als ausführliche Schilderungen. Selbstverständlich ist den einzelnen Blättern eine das Verständnis erleichternde, ganz kurz und allgemeinverständlich gehaltene Erläuterung beigefügt. K. Dove.

Taschenbuch der deutschen und der fremden Kriegsflotten. Mit teilweiser Benutzung amtlichen Materials. III. Jahrgang 1902. Herausgegeben von **B. Weyer**, Kapitänleutnant a. D. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Das Taschenbuch hat infolge seines reichhaltigen praktischen Inhalts, seiner handlichen Form und seines billigen Preises die weiteste Verbreitung gefunden. In der deutschen Marine wird es ganz allgemein benutzt und es steht nach dem Urteil der deutschen, englischen und französischen Fachpresse an erster Stelle unter den seemännischen Handbüchern. Neben den ausführlichen Schiffslisten aller Kriegsflotten der Welt und den Bildern aller wichtigen Schiffstypen enthält der Kalender alles Wissenswerte über die Organisation der Seestreitkräfte, die Flaggen, die Kommandobehörden, das Offizierskorps, den Eintritt als Seekadett und die Offizierslaufbahn, Deutschlands Seeinteressen und Seegefahren 2c. 2c. Für Fachleute von größtem Interesse sind die ganz neuen Vergleichstabellen der Geschoßwirkungen aller Seegeschütze der Welt, woraus die Ueberlegenheit der Kruppschen Geschütze glänzend hervorgeht. Von allgemeinem Interesse sind einige hervorragende Abhandlungen wie „Kann Großbritannien seine Uebermacht zur See dauernd behaupten?", „Die Marinebudgets der Seestaaten", „Die allgemeinen Tendenzen für die Armierung, Panzerung und Konstruktion der Linienschiffe und großen Kreuzer". Eine große Zahl von Tabellen über Schiffbau, Stärke der Flotten, Leistungen der Werften 2c. 2c. machen das Buch für jeden, der sich für die Flotte interessiert, zu einem unentbehrlichen Vademecum.

Heimatklänge aus deutschen Gauen, ausgewählt von **Oskar Dähnhardt.** I. Bd. Aus Marsch und Haide. II. Bd. Aus Hochland und Schneegebirg. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, 1901. Teubner.

Die einzelnen deutschen Stämme können durch nichts, glaube ich, sich gegenseitig näher gebracht werden als durch wechselweises Vertrautwerden mit ihren Eigentümlichkeiten und Besonderheiten, wie sie am deutlichsten in der mundartlichen Stammeslitteratur sich spiegeln. Fritz Reuter und Klaus Groth haben so viel zur Annäherung der Oberdeutschen an niederdeutsches Wesen beigetragen, und den umgekehrten Dienst haben gewiß auch schon Dichter wie Rosegger, Anzengruber u. a. dem Norden geleistet. Ohne es direkt zu erstreben, baut die Dichtung auf diese Weise auch heute noch Brücken zwischen den Stämmen, sie verrichtet nationalpolitische Arbeit. Aus doppelten Gründen ist daher eine Sammlung wie die Dähnhardtsche zu begrüßen. Bis jetzt liegen die Bände für den niederdeutschen und den oberdeutschen Sprachbezirk vor. Die Sichtung und Sammlung der mundartlichen Scherzgedichte und Schnurren, der heiteren und sinnigen Geschichten und Humoresken ist nach volkstümlichen Gesichtspunkten unter Berücksichtigung ihrer nationalen, kulturellen, sozialen, sprachlichen und litterarischen Bedeutung vorgenommen; der Herausgeber hat damit für Schule und Haus, zur Belehrung und Unterhaltung ein gleichverdienstliches Werk geschaffen. Der dritte Band wird das mitteldeutsche Sprachgebiet behandeln.

Worms. Karl Berger.

Das **„Jahrbuch des Deutschen Flotten-Vereins"**, herausgegeben vom „Präsidium des Flotten-Vereins" ist soeben in seinem dritten Jahrgange — für das Jahr 1902 — erschienen. Der zweite Jahrgang des Flotten-Jahrbuches scheint bahnbrechend für die lange vermißte internationale Finanzstatistik gewirkt zu haben; als Vorzug des neuen Jahrganges darf die außerordentliche Reichhaltigkeit in der Beibringung von neuem Material gelten. Auf die

folgenden neuen Aufsätze sei besonders hingewiesen: „Die Marineausgaben im Staatshaushalt der Großmächte", „Riesenunternehmungen der Seeschiffahrt und des Schiffbaues", „Strikes im Handel und in der Schiffahrt", sowie auf den Aufsatz über „Die Kriegsflotten der Welt", welcher dadurch an Wert gewinnt, daß er durch Beifügung von Geschützabellen bereichert ist. Neu sind 15 Skizzen von Kriegsschiffen aller Nationen. Ueber „Welthandelsländer und Welthandelsartikel", „Deutschlands Handelsverkehr mit den Freihäfen und mit Helgoland", „Zollfreie Schiffbaumaterialien", „Seeverkehr in deutschen Häfen", „Deutschlands große Rhedereien", „Deutschlands Werften", „Rentabilität der großen Schiffahrtsgesellschaften und Werften Deutschlands", „Die Schiffbautechnische Gesellschaft", „Schiffsklassifikationsinstitute", „Seeversicherung", „Die biologische Station auf Helgoland", „Unfallversicherung der Seeleute", „Die überseeische Auswanderung" ist reiches Material beigebracht. Vieles Material wird durch das Flotten-Jahrbuch in der deutschen Litteratur wohl überhaupt zum ersten Male dargeboten, so die zusammenfassende Veröffentlichung über die „Kohlenstationen in der ganzen Welt, die Preise, Bedingungen für Kohlenübernahme ꝛc.", ferner die „Zusammenstellung der Marine-Litteratur der Neuzeit", die eingehende Besprechung der „Weltschiffahrtslinien in Gegenwart und Zukunft". Das „Flotten-Jahrbuch 1902" bildet einen starken Band von 490 Seiten und ist vorzüglich geeignet, das deutsche Volk über Wesen, Ziele, Zukunft ꝛc. von Flotte, Handel und Verkehr aufzuklären.

An empfehlenswerter Lyrik und Epik bieten sich u. a. drei Bändchen dar:

Von Weib und Welt. Gedichte von **Karl Vanselow.** Berlin-Tempelhof, Schulhaus-Verlag 1901.

Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien von **Heinrich Vierordt.** Heidelberg 1902, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Balladen von **Wilhelm Brandes.** Zweite vermehrte Auflage. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler 1896.

Karl Vanselow gehört mit seiner ganzen Art der jungen Generation an. Er führt die vollmundige, blumen- und farben- und klangreiche Sprache, welche die jüngste Technik als Errungenschaft der Modernen fordert. Es ist nicht schwer, sich diese Sprache anzueignen, die leider so bequem über den wahren lyrischen Gehalt täuscht, wie eine pikante Sauce über das eigentliche Gericht. Zu seinem Glück ist Vanselow außerdem ein Dichter, der recht hübsche lyrische Werte findet, ein Ich-Poet, weich, weiblich, jugendlich, aber von bemerkenswertem Instinkt für das, was ein gutes Gedicht macht.

Auch Heinrich Vierordt ist ein geschmackvoller Poet, frisch und farbig, aber mehr ein sinniger Beobachter der Außenwelt, der er eine Fülle gefälliger Eindrücke abgewinnt, hier speziell italienischer, die wie gute Momentaufnahmen eines mit seiner Camera bewaffneten Vergnügungsreisenden aussehen und die er gern mit einer Glosse retouchiert; manchmal etwas trocken und nüchtern, nie wertlos.

Wilhelm Brandes, der sein Buch seinem Freunde Raabe gewidmet hat, liefert Balladen, die zwar Uhlandsche und Fontanesche Wege gehen, aber in dieser Art ausgezeichnet sind, so kraftvoll und so glänzend pointiert, vorwiegend ältere historische Balladenstoffe behandeln, daß Liebhaber von Balladen sich das Buch nicht entgehen lassen sollten. Unter den neueren Balladendichtern wüßte ich außer dem größeren Börries von Münchhausen keinen, der es besser könnte.

Victor Blüthgen.

Hoffmann von Fallersleben. Unsere volkstümlichen Lieder. Vierte Auflage. Von K. H. Prahl. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann. 1900.

Wer die Schwierigkeiten kennt, die das Forschen nach Autor und Komponist sogenannter „Volkslieder" mit sich bringt, der erst wird die vorliegende Arbeit, die Erneuerung, Umwandlung und Vervollständigung des Hoffmannschen Werkes durch den Dr. K. H. Prahl voll zu würdigen wissen. Hunderte von diesen Volksliedern hat er auf ihren Ursprung und in ihren Wandlungen verfolgt, und nicht nur ihren Verfasser und Vertoner ermittelt, sondern auch, wenigstens in den

meisten Fällen, Entstehungs- und Kompositions-Jahr nachgewiesen, wobei der überraschende Umstand zu Tage tritt, daß die 20er, 30er und 40er Jahre des 19. Jahrhunderts ganz außerordentlich fruchtbar an volkstümlichen Liedern gewesen. Erst mit den 50er Jahren läßt der Segen, und zwar gleich sehr bedeutend nach, um weiterhin, bis in unsere Tage, fast ganz zu versiegen. Dies giebt zu denken und läßt recht klar erkennen, wie sehr das Naive in der dichterischen Produktion geschwunden. Denn dieses allein, das behaupten wir, giebt dem Liede die Bürgschaft auf Volkstümlichkeit. Aber auch aus den früheren Jahrhunderten hat der fleißige, überaus belesene und unermüdlich forschende Verfasser manche Liedes-Autorschaft, manchen Komponisten vielgesungener Verse aufgespürt und manches, was frühere Forschung verrückt hatte, richtig gestellt, wenn auch, wie natürlich, die Quellen für diese älteren Gesänge weit spärlicher fließen und deshalb eine Aufklärung in manchen Fällen, trotz aller Bemühungen, nicht erzielt werden konnte. Aber des Ermittelten ist so viel, daß kein Kommers- oder Liederbuch-Herausgeber fortan das Prahlsche Buch übergehen kann: er wird ihm eine Fülle von Feststellungen und Notizen zu verdanken haben, wenn er anders seiner Publikation die relativ höchste Vollständigkeit geben will. Die Geschichte dieser Lieder, ihrer Schicksale, Wandlungen, Verballhornung und Wiedergeburt, wie sie uns Prahl in seinen Anmerkungen erzählt, ist sehr amüsant, interessant und lehrreich, und macht allein schon das hübsche, von der Verlagshandlung vornehm ausgestattete Buch zu einem höchst lesenswerten. Ein gutes Stück Kulturgeschichte entrollt sich dabei unseren Blicken. Und nicht ohne Staunen wird der Laie vernehmen, wie dieses und jenes angeblich neue Liedchen schon uralt, wie hier sich zwei, ja drei Persönlichkeiten um die Autorschaft eines Liedes streiten, wie ein alter ehrwürdiger Herr sich als Verfasser eines vielgesungenen Kantus proklamiert, aber von der unerbittlichen Forschung mit seinem Anspruche abgewiesen und ad absurdum geführt wird, wie andere wieder ihre Verfasserschaft verschämt verstecken oder gar abzuleugnen versuchen und wie erbitterte Kämpfe um die Vaterschaft einer Melodie entbrennen. Auf 1350 Lieder und ihre Weisen erstreckt sich die Untersuchung des Verfassers, und es ist als merkwürdig hervorzuheben, daß, wie das Verzeichnis der Wort- und Tondichter dieser Lieder erweist, hier, wo es sich lediglich um Volkstümlichkeit handelt, unsere Poeten und Komponisten ganz anders rangieren wie sonst in den Litteratur- und Kunstgeschichtsbüchern. Manch einer, der sonst nur nebenbei mitläuft, hat hier eine erste oder doch zweite Stelle und umgekehrt. Zwar steht der große Wolfgang auch hier an der Spitze (mit 51 Liedern); aber nicht ganz gerechterweise, wie wir glauben. Wenigstens scheint es uns zweifelhaft, ob Lieder, wie „Burgen mit hohen Mauern und Zinnen", „Zwischen dem Alten, zwischen dem Neuen" u. a. wirklich je vom Volk gesungen worden sind, unzweifelhaft aber, daß sie heutzutage nicht mehr gesungen werden. Hier hat wohl ein zwar begreiflicher, aber doch allzu hoher Respekt des Guten zu viel gethan. Auch an den 52 Liedern (noch eines mehr denn Goethe!) Hoffmanns von Fallersleben ließe sich mäkeln, obwohl dieser unbestreitbar zu den im Volke meist gesungenen Dichtern zählt. Eine neue Auflage könnte wohl noch manches in der Sammlung vergessene Lied berücksichtigen: „Es blinkt der Tau", „Feins Liebchen unter dem Rebendach", „Wer hat das erste Lied erdacht", „Nähe nicht, lieb Mütterlein" (der rote Sarafan), „Fischerin, du kleine", „Herr Dietrich, der Ritter vom durstigen Stein" u. a. Georg Böttticher.

Gustav Renner, Ahasver. Eine Dichtung. Verlag von Julius Werner, Leipzig.

Eine starke Ausnahme-Erscheinung in unserer heutigen Litteratur! Da ist jeder Satz inneres Erlebnis, da sind auf jeder Seite Gedanken und Bilder von kräftigem und persönlichem Gepräge, da ist Herzblut und künstlerisches sowie sprachliches Können zugleich! Renner hat sich bereits durch seine „Gedichte" und „Neuen Gedichte" (Selbstverlag: Wilmersdorf bei Berlin, Preußische Straße 8) einen geachteten Namen geschaffen. Er hat sich aus schweren Verhältnissen emporgearbeitet; viel bitter-ernster Unterton klingt immer in seinem Wesen durch; aber alles in allem herrscht vor ein männlicher und unsentimentaler Geist mit einem Zug ins Große. Die vorliegende Dichtung, teils lyrisch-episch, teils lyrisch-dramatisch, faßt Ahasver als jenen trotzigen und bewußten Diesseitsmenschen, der sich und die Menschheit aus irdischem sozialen Leid erlösen will zu einer selbstbewußten, erdbewußten Gemeinde. Ausgehend von Jerusalem umfaßt die

Dichtung in gut gewählten Bildern und in bedeutsamer Gesamtkomposition den Entwickelungskampf dieses unsteten Ahasver, und mit ihm eines wesentlichen Stückes Kultur, getaucht in eine oft düster-phantastische Stimmung, endigend in einem neuen Bethlehem. — Dem Buch ist das vortrefflich ausgeführte Bild des Verfassers beigegeben. Wir wünschen sehr, daß solche ernsten und einsamen Talente von Renners Art endlich wieder zu Worte kommen. —b.

Ernst Wachler, Schlesische Brautfahrt. Schauspiel in 5 Akten. Berlin, Verlag von G. H. Meyer.

Frisch und edel, von schönen und weiten Gesichtspunkten spricht hier deutscher Geist ein poesievolles Einigungswort zu den österreichischen Deutschen hinüber. Das Stück ist in Jamben geschrieben von einer wohlthuenden Natürlichkeit, die es streng vermeidet, sich vom Vers tragen zu lassen und in bloßer Schönrederei zu gleiten. Ein Sohn des schlesisch-preußischen Geschlechtes der Donyn kommt unbekannt in das feindliche Haus der, österreichisch und katholisch gestimmten, böhmischen Donyns; es ist da ein günstiger alter Freiherr, es ist da ein Töchterlein Gisela, es ist da auch ein werbender Tscheche — kurz, zu menschlich und volkspsychologisch bedeutsamen Verwickelungen ist Anlaß genug. Aber alles verläuft behaglich: der schlesische Donyn gewinnt Herz und Hand der Oesterreicherin. Das ist in ungefährer Andeutung der Inhalt. Wie man sieht, ein überaus zeitgemäßer Stoff, Heimatkunst im edlen Sinne des Wortes. —b.

A. Linz-Godin, „Dora Reval." Erzählung für junge Mädchen. Verlag von Gustav Weise, Stuttgart.

Die vortreffliche Märchenerzählerin und Freundin der Jugend giebt in diesem neuen Werke für junge Mädchen eine umfangreiche Novelle, die auch der Erwachsene mit Lust und Förderung lesen wird. Im Grunde eine einfache Geschichte, aber so glücklich komponiert und so vortrefflich erzählt, so voll warmen und reichen Lebens, die verschiedenartigen Persönlichkeiten in ihrer gegenseitigen Einwirkung auf einander so plastisch und lebendig dargestellt, daß sich der Leser kaum der Einfachheit der Handlung bewußt wird. Eine reiche Lebenserfahrung, ein edler hoher Sinn sprechen aus dem lieben Buche, dessen Lektüre für seine jugendlichen Leserinnen gewiß nicht ohne tieferen Nutzen für ihr Gemütsleben bleiben wird. Karl Emmrich.

Otto Felsing, „Gert Janssen's China-Fahrten." Reise- und Kriegserlebnisse eines jungen Deutschen. München, Verlag von J. F. Lehmann.

Diesem 14. Bande von Julius Lohmeyers „Vaterländischer Jugendbücherei" hat der Verfasser eine bemerkens- und befolgenswerte Vorrede vorangestellt. Er verlangt darin kurzweg für die reifere Jugend eine ganz andere Art von Büchern, als die übergroße Mehrzahl der bisher für sie geschriebenen ist, nämlich Werke, welche die Erwachsenen ebenso interessieren sollen wie die reifere Jugend. Bücher, die vom gereiften Menschen nicht mit berechtigter Mißachtung bei seite geschoben werden sollen. Es wäre in der That vom litterarischen wie pädagogischen Standpunkte aus „ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen", wenn der klaffende Riß zwischen der „Litteratur" für die reifere Jugend und der für das Publikum im allgemeinen endlich ausgefüllt würde durch Werke, an denen die Jungen wie die Alten ihr Genüge haben könnten, durch „wirkliche Litteratur", also auch für die Jugend. Was an diesen Werdenden unseres Volks gesündigt wird durch eine „nur für die Jugend" zurechtgemachte unlitterarische Litteratur — — wir wissen es alle! Daher ist es an sich schon ein Verdienst, daß der Verfasser dieser „China-Fahrten" so klipp und klar auf eine neue Bahn hinweist, ein neues Ziel vor all denen aufrichtet, die Bücher für die reifere Jugend schreiben, wie all denen, die welche kaufen wollen! Denn was hülfen selbst die besten Bücher, wenn sie nicht gekauft werden! Das Publikum muß das Ziel erkennen; an ihm ist es, allmählich das unter der Flagge „Jugendlitteratur" gehende, oft mittelmäßige, noch öfter jammerhafte Zeug zu ersetzen durch Bücher, die ihren Wert auch dann behalten, ja gesteigert zeigen, wenn der jugendliche Besitzer ein Jahrzehnt älter geworden ist. Wenn sich nur die Käufer dafür finden, die Schriftsteller dafür haben sich schon vielfach gefunden, u. a. in Lohmeyers „Vaterländischer Bücherei"! — Was nun im besonderen Felsings „China-Fahrten" anbelangt, die ersichtlich von einem Manne geschrieben sind, der diese

Fahrten zu Wasser wie zu Lande selber unternommen hat, so ist das ein außerordentlich interessantes Buch; sogar für den, der „China schon über hat". Es gipfelt natürlich in der Darstellung des letzten Chinakrieges, giebt aber nicht nur einen für jung und alt höchst anziehenden, geradezu dramatisch lebendigen zeitgenössischen Roman („ohne Liebe") auf diesem Kriegsuntergrunde, sondern auch, was viel mehr ist, eine mit erstaunlicher Detailfülle ausgestattete, aus der „Handlung" hervorquellende Darstellung von Land und Leuten in China, Eingeborenen und Fremden. Wer dieses Buch liest, erkennt — oft in atemloser Spannung — wie die große Gewitterwolke dräuender und dräuender heranzieht und wie sie sich endlich über der Ebene von Petschili mit der Notwendigkeit eines gewaltigen Naturereignisses entladen mußte. Der Leser macht dabei die Bekanntschaft einer Menge scharfgezeichneter Personen, darüber hinaus aber die des eigentlichen chinesischen Volkes im Thun und Denken, Arbeiten und Handeln. Und das ist es, was den bleibenden und sich steigernden Wert des Felsingschen „Jugendbuches" ausmacht: denn erst jetzt eigentlich beginnt unsere „Beziehung zu China"; die junge Generation der alten Kulturwelt wird weit mehr und wichtigeres mit China zu schaffen haben als wir, — und aus diesem Buche kann sie in der That, wie das Vorwort sagt, „China kennen lernen, wie es ist, zu einer Zeit, wo Deutschland und die ihm verbündeten Nationen mit dem Schwerte das erste Thor brachen in die geistige Große Mauer des Altchinesentums". Es ist ein Buch, das die Jugend entflammen und belehren, die gereiften Leser von der ersten bis zur letzten Zeile interessieren muß. — Daß dieses 30 Druckbogen starke Werk trefflich ausgestattet ist — es enthält außer vielen Vollbildern und Zeichnungen des kenntnisreichen und talentvollen Malers A. Hoffmann in München eine große Anzahl von Reproduktionen nach Originalphotographieen — bedarf bei einem Buche des trefflichen Verlages J. F. Lehmann in München kaum einer besonderen Hervorhebung. Dr. Otto Conrad.

Unter dem Dreizack. Neues Marine- und Kolonialbuch für Jung und Alt. Herausgegeben von **Julius Lohmeyer.** Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Wenn ein deutschgesinnter Mann einem Buche wünschen möchte, daß es unter jedem Weihnachtsbaume liegen sollte, so gälte dieser Wunsch gewiß dem „Dreizack"! Es wäre das ein Festgeschenk für die ganze Familie, denn es handelt sich hier in Wahrheit um ein Marine- und Kolonialbuch „für jung und alt"; jeder Leser, auch die Leserin findet in diesem höchst stattlichen, mit einer Menge Zeichnungen, farbigen Bildern und Farbentafeln ausgestatteten, nahezu 500 Seiten umfassenden Werke eine Fülle des Interessanten, Unterhaltung und Belehrung. Aber nicht das ist es, was den eigentlichen Wert dieses Buches ausmacht; der liegt vielmehr darin, daß es den Leser förmlich umschlingt mit der Liebe zum Meere, die in dem Buche lebt und webt, daß es uns vertraut macht mit dem Wasser, auf dem in Wahrheit „unsere Zukunft liegt", uns zeigt, mit welch' entschlossenem Willen schon die jetzige Generation daran arbeitet, uns das Meer unterthan zu machen, uns verdeutlicht, was schon geschaffen und erworben, und sehen läßt, um wie viel uns die anderen großen Völker darin schon zuvorgekommen sind! Und das wird nicht etwa im dozierenden Tone vorgetragen; nein, in leichter, aber darum doch sehr gehaltvoller Plauderei belehren die einen unter den Mitarbeitern, in Form der Rückerinnerung an vergangene Tage schildern die andern, die nämlich, die selber mit haben schaffen und erwerben helfen, was wir auf dem Meere an Schiffen, jenseits des Meeres an Besitzungen haben! Wie auf den „deutschen Schiffswerften" gearbeitet wird, berichtet Lehmann-Felskowski, vom „Hochseepanzer und seinem Gefolge" Ernst Förster, wie und mit Hilfe welcher Instrumente der Seemann über den pfadlosen Ozean findet, schildert Dr. Schulze-Lübeck — der selbst einst Seemann war und nun Seeleute ausbildet als Direktor der Lübecker Navigationsschule —, und wie die Schiffe unter sich auf See oder nach dem Lande zu „reden" mittels der Flaggensprache, das erzählt unter Heranziehung vieler eigener Erlebnisse aus ihren Fahrten um den Erdball die frühere Kapitänsgattin Helene Pichler-Felsing, deren Darlegung des Systems wie der Geschichte der Flaggensprache die Verlagshandlung eine farbige Flaggentafel, sowie 24 Illustrationen in Farbendruck beigegeben hat. Eine bildlich veranschaulichte Statistik giebt das Verhältnis von Deutschlands Kriegsflotte, Schiffahrt und See-

handel im Vergleich zu dem der anderen Staaten. Wie sich Leben und Treiben an Bord abspielt, das schildert flott und frisch John Wilmers; die Laufbahn des Seeoffiziers und die des „Marine-Ingenieurs" wird dargestellt, das segensreiche Wirken der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" kommt in Form einer Badeplauderei von Otto Felsing unter dem Titel „2717 Menschen gerettet" zur Darstellung; kurzum, wenn man noch hinzufügt, daß unsere Lyriker, wie z. B. Julius Wolff, Felix Dahn, Graf Bernstorff und Prinz Emil Schönaich-Carolath, Reinhold Fuchs und Karl Busse, Julius Lohmeyer, das Meer und das Leben auf dem Meere besingen, daß Eugenie Rosenberger mit einer Novelle „Jens Tillers" und Helene Pichler-Felsing mit einer Schiffsjungengeschichte „Der Tugendspiegel" uns das Leben an Bord der Kauffahrer lebendig vor Augen stellen, Paul Dehn das Reisen zur See in unseren großen Ozeanpassagierdampfern behandelt und auch der Segelsport seine Darstellung findet — — so muß man zugeben, daß das Leben auf dem Meere kaum eingehender zur Veranschaulichung kommen konnte! Aber auch das Leben des Meeres selber findet seine Würdigung: ein reich illustrierter Artikel schildert das Meeresleben „an der Schwelle des Nordpols", und das rätselhafteste Meergeschöpf wird in einem ebenfalls illustrierten Artikel „historisch" behandelt, wenngleich .... seine Existenz noch nicht einmal zweifellos erwiesen ist: die „große Seeschlange"! So ist denn dem Leser das Meer nach allen Richtungen hin im „Dreizack" nahe gebracht, und nicht minder anziehend, ja oft mit glänzenden Farben wird vom Leben jenseits des Ozeans, in den jungen deutschen Kolonieen erzählt, wo immer Deutschland seinen „Platz an der Sonne" endlich einzunehmen trachtet. So hat P. F. Nordenfels die Thaten unserer wackeren blauen Jungen und des ostasiatischen Expeditionskorps bei der Eroberung Tientsins wie die Befreiung der Pekinger Eingeschlossenen in einer lebendig gehaltenen Erzählung „Nur ein Chinesenjunge" behandelt, so erzählt H. v. Wissmann aus ostafrikanischen Kampfestagen den Tod des Stabsarztes Schmelzkopf, A. Leue die „Safari" (ostafrikanische Karawanenreise) und die ehrenvolle „Niederlage" einer Expedition gegen die Masiti: Graf Pfeil schildert einen Reisetag im südwestafrikanischen Ochsenwagen, Seidel die „Götterlaunen" (und das Priestergesindel!) im Togolande, während Reinhold Werner eine Jagd auf Sklavenfahrer, Dr. Finsch, dem Deutschland einen zukunftsreichen Besitz in der Südsee verdankt, von seinem nach Europa gebrachten Schützling Tapinowanne Torondoluan erzählt und uns Julius Stinde in einer Humoreske das Strandvolk schildert. Füge ich, um die Liste nicht gar zu lang zu machen, nur noch hinzu, daß das Buch auch eine mit sehr klaren Karten versehene Uebersicht der deutschen Kolonieen am Beginn des 20. Jahrhunderts enthält und daß es illustrativ geradezu glänzend ausgestattet ist, so kann das Endurteil nur lauten: Der „Dreizack" ist ein Buch, wie wir noch keines hatten, es ist „das" uns bislang fehlende Flotten- und Kolonialbuch für unsere Jugend. Dr. C. O. Fels.

Chodowiecki und Lichtenberg. Daniel Chodowieckis Monatskupfer zum „Göttinger Taschen-Kalender" nebst Georg Christoph Lichtenbergs Erklärungen. Mit einer kunst- und litterargeschichtlichen Einleitung, herausgegeben von **Dr. Rudolf Focke**, Oberbibliothekar an der königlichen Universitätsbibliothek zu Greifswald. 1778—1788. Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher).

Höchst interessantes Denkmal aus dem Gebiete der deutschen Kunst und der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Sie bildet eine wesentliche Ergänzung sowohl zu den bisherigen Vervielfältigungen Chodowieckischer Werke, als auch zu den Ausgaben der Schriften Lichtenbergs.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Bohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Einzelheft
30 Pfge.

Abonnement:
3 Mk. 25 Pfg.

Aufgabe der Zeitschrift ist die Verbreitung der Kenntnisse über unsere und fremde · Armeen · · · Marinen · · · Kolonieen · Länderkunde und überseeische Interessen, ferner Wasser-, Reit- und Jagdsport usw.

Reich illustrierte Aufsätze * Probehefte kostenfrei * Skizzen, Novellen, Romane

Boll & Pickardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.

Weltberühmte deutsche Kunstblätter.

W. von Kaulbachs Wandgemälde

im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin.

Babelturm.

Homer und die Griechen.

Zerstörung von Jerusalem.

Hunnenschlacht.

Kreuzfahrer vor Jerusalem.

Zeitalter der Reformation.

Meisterhafte Kupferstiche

grossen Formats (Stichgrösse 53 : 60 cm, Papiergrösse 81 : 100 cm)
weiss Mk. 36.—, gerahmt Mk. 50.— bis Mk. 70.—
chines. „ 45.—, „ „ 60.— „ „ 80.—

kleinen Formats (Stichgrösse 20½ : 24½ cm, Papiergr. 38 : 51 cm)
weiss Mk. 3.—, gerahmt Mk. 7.50 bis Mk. 20.—.

Mk. 20. **Kaulbach-Album.** Mk. 20.

Enthält obige sechs kleine meisterhafte Kupferstiche in eleganter Leinwandmappe.

In Kaulbachs Wandgemälden ist die gewaltige Idee verwirklicht: die Entwicklung des Menschengeschlechts, in welthistorischen Perioden aufgefasst, zur Darstellung zu bringen.

Alles, was die Menschheit je bewegt, in Religion, Staatsleben, Wissenschaft, Kunst und Industrie geht hier in mächtig lebendigen Bildern dem Auge des Beschauers vorüber.

Ein Gesamtbild der Kulturgeschichte der Menschheit, wie es der Buchstabe darzustellen nie lebendiger vermocht hat!

Ueber die anderen Teile der Wandgemälde

16 Blatt Zwischenbilder und 6 Blatt Fries

steht auf Wunsch genauer Prospekt zur Verfügung.

Alexander Duncker, Verlag, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON
JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

I. Jahrgang. Januar 1902. Heft 4

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Januarheftes. Heft 4.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

	Seite
Leitspruch von Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg: Mahnruf an Jung-Deutschland	481
Wilhelm Jensen: Der Tag von Stralsund. Ein Bild aus der Hansezeit	481
Ausprüche aus dem „Goldenen Buch“	510, 575 und 582
Friedrich Birth: China im Zeichen des Fortschrittes	511
Karl Dove: Totensonntag am Meere	535
M. Wilhelm Meyer: Die gemeinsamen Züge im Weltenbau (Schluß)	536
Albert Klein: Kaisers Geburtstag auf See	548
Fritz Lienhard: Persönlichkeit und Kultur	549
J. Trojan: Weihnachtserinnerung	553
Freiherr O. von Zedlitz und Neukirch: Zolltarif und Reichssteuerreform	554
Ausprüche Bismarcks	568
Karl Peters: Die Weltstellung Englands	569
W. von Massow: Deutsches Land und polnische Flut	576
H. von Wißmann: Meine Kämpfe in Ostafrika. III. Das Gefecht gegen Sunda	583
Aphorismen von Wilhelm von Polenz	590
Theodor Schiemann: Die auswärtige Politik im Jahre 1901	591
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik	599
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau	604
Paul Dehn: Deutschtum im Auslande	613
Carl Busse: Litterarische Monatberichte. IV.	618
Epigramme von E. Kegerloß	625
Max Martersteig: Vom deutschen Theater. III.	626
Leopold Schmidt: Musikalische Rundschau. II.	634

Bücherschau von Friedrich Ratzel, Karl Berger, F. Lienhard, H. Schurtz, Eduard Heyck, Hermann von Blomberg, Oskar Weißenfels, Martinus, Hans Schliepmann, Victor Blüthgen.

Die „Deutsche Monatsschrift“ erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:

vierteljährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . Mk. 5,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 6,25
jährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . . „ 20,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 25,—

Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpostvereins-Gebiet „ 2,50

Die „Deutsche Monatsschrift“ ist zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1901 No. 1846a) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

Mahnruf an Jung-Deutschland.

Willst du deinem Vaterlande wahrhaft treu und nutzbringend dienen, so achte und liebe vor allem deines Volkes Sitte und Eigenart; lerne seine großen Eigenschaften und Vorzüge verstehen.

Auf dieser Grundlage betrachte nüchtern und unbefangen die Völker der Erde in dem, was sie für sich geleistet haben und was sie für uns leisten können, verachte sie nicht, aber erniedrige dich auch nicht vor ihnen und dir selbst, indem du ihnen nachäffst. Lerne von ihren guten und schlechten Erfahrungen zum Nutzen der eigenen Heimat. In ihr, in deinem eigenen Volkstum gründe fest dein innerstes Sein und gewinne dir stets neue Lebenskraft, um an deinem Teile zur Erhaltung und Entwickelung deiner geistigen Schätze deines besonderen Stammes beizutragen, aber stets im Hinblick auf die gesegnete Entfaltung aller Kräfte des gemeinsamen deutschen Vaterlandes.

Schwerin, im Januar 1899.

Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg.

Aus dem „Goldenen Buch".

Der Tag von Stralsund.

Ein Bild aus der Hansezeit* von

Wilhelm Jensen.

In den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts sieht die skandinavische Welt eine Frau von überragendem Geist und ungewöhnlicher weiblicher Thatkraft. Waldemar Atterdag hat zwei Töchter, Ingeborg und Margarete hinterlassen, die erste, ältere ist mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg, die zweite mit dem König Hakon von Norwegen vermählt. So fällt rechtgemäß dem Sohne Ingeborgs die Thronfolge in Dänemark zu, doch ihre jüngere Schwester handelt mit rücksichtsloser schneller Energie und gewinnt für ihr fünfjähriges Söhnlein Olaf die dänische Krone. Dies Ziel erreicht sie durch die mächtige Unterstützung der Hansa, die, von den ihr gemachten vorteilhaften Versprechungen vorbedachtlos verblendet, ihr Beihülfe leistet. Nach dem Tode seines Vaters ist Olaf König von Norwegen und Dänemark, für den unmündigen Knaben führt seine Mutter

* Die Weltgeschichte ist ein seltsames Buch, zugleich von unerschöpflichem und von einfachem Inhalt. Auf jeder seiner zahllosen Seiten bringt es Neues, zuvor noch nicht Gewesenes, und doch wiederholt es auch immer nur Altes, schon früher Geschehenes. Seine Berichte sind mehr trübe als freudig, dienen dem Lesenden seltener zu einer Emporhebung, als zu einer Bedrückung des Gemüts. Nicht häufig erfüllen sie ihn mit einem Stolzgefühl, der Menschheit anzugehören, von deren Trachten und Thun das Buch Zeugnis ablegt. Denn kaum findet sich ein Blatt darin, das nicht mit Blutflecken bedeckt wäre. So weit Ueberlieferungen zurückreichen, verkünden sie gleichmäßig bei allen Völkern der Erde, den geistig vorgeschrittenen, wie den niedrigststehenden, wenig von einem goldenen Zeitalter des Friedens, der Eintracht und Freundschaft, genügsamer, gerechter und menschlicher Sinnesart. Fast überall vernehmen wir nur von eiserner Zeit unterlaßloser Kämpfe und Kriege, der Gewaltthat, Herrschsucht und Willkür, des Hasses, der Habgier und Grausamkeit. In stille Verborgenheit des Einzeldaseins zieht das Edlere, das Milde und Schöne sich zurück; auf der weiten Schaubühne des Lebens toben mit seltener Unterbrechung die Zwietracht, der Streit, von der Eigensucht erzeugt und die Rohheit nährend.

die Herrschaft. Noch kaum sechzehnjährig aber stirbt er, und unmittelbar danach wird die bisherige stellvertretende Regentin nicht nur zur Königin von Norwegen, auch zur „Fürstin des Reiches Dänemark" erwählt.

Eine mit dem König Albrecht von Schweden zerfallene starke Adelspartei ruft sie gegen diesen zum Beistand über den Sund und sagt ihr auch die schwedische Krone zu. Rasch folgt sie der Aufforderung, das Kriegsglück ist ihr günstig, und im Jahre 1389 vereinigt sie in ihrer Hand die Herrschaft über sämtliche drei skandinavischen Reiche. Ihr mannhaft kühnes Wesen damit bezeichnend, giebt man ihr dort den Beinamen „Margarete Sprengehest", im übrigen Europa benennt man sie die „Semiramis des Nordens". Die deutsche Hansa hat einen gewaltigen, nicht wieder wett zu machenden Fehlgriff begangen, daß sie in den Ländern ihrer Hauptgegner die Vereinigung der drei Kronen auf einem Haupt nicht nur geduldet, sondern selbst dazu behülflich gewesen ist.

Um diese Zeit spielt, unweit von der Hansestadt Rügenwalde im östlichen Pommerlande, manchmal am einsamen Ostseestrand ein siebenjähriger Knabe mit farbigen Steinen und Muscheln, die ihm die Wellen vor die Füße spülen. Er wandert dorthin von einer nah der Küste belegenen Burg, die, obwohl von Wall und Graben umgeben, mehr nur einer großen ländlichen Hofstätte gleicht als einem fürstlichen Schloß, obwohl der Herzog Wratislaw von Pommern-Wolgast drin haust, der Vater des kleinen Knaben.

Diesem bläst der Seewind dunkelbraunes Haargelock um die Schläfen, zuweilen läßt er von seinem Spieltreiben ab und sieht eine Zeitlang unbeweglich aus großaufgeweiteten, hell und scharfgesternten Augen über die uferlose Wasserfläche hin; in seinen Zügen liegt dann ein horchender Ausdruck, als lausche er auf etwas durch die Luft über die See Herkommendes. Doch gemeiniglich nur immer das Gleiche ist's: Summen des Windes und ein leis singender Ton der Wellen. Nur wenn der Sturm von Norden her braust, wirft er zornig rauschende

---

Lernen wir etwas aus der Betrachtung dieser Weltgeschichte, oder führt sie uns nur millionenfache Auftritte eines sinnlos verworrenen Lärmstückes vorüber? Fast will's so erscheinen, daß die Nachfolger äußerst geringen Erfahrungsnutzen aus der Hinterlassenschaft ihrer Vorgänger ziehen. Bei allen Wandlungen der Zeiten bleiben die Bedingungen des Menschheitlebens die nämlichen, und aus ihnen erwachsen die gleichen Triebe und Thaten. Einen Besserungsvorschritt haben die letzten Jahrhunderte wenigstens in der Mehrzahl der Länder Europas, die sich „Kulturländer" benennen, gebracht, innerhalb desselben Volkes den mittelalterlichen Kämpfen aller gegen alle ein Ende gesetzt. Daß es möglich sei, dem Drängen der selbständigen Völker wider einander jemals durch Schiedssprüche ein gleiches Ende zu bereiten, ist eine Thorheit, die nur in einsichtslosen Köpfen ihr kindliches Wesen treiben kann.

Denn Eines lernen wir doch als unabänderlich aus der Weltgeschichte, die Wahrheit des Ausspruchs Spinozas: „Unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet". Dem verlieh der große Friedrich mit anderem Wort Ausdruck, als er seinen Kanonen die Inschrift eingraben ließ: „Ultima ratio regis"; in unseren Tagen würden wir sie in „Ultima ratio nationis" umwandeln. Die Geschichte lehrt, daß es stets so war, als eine Naturnotwendigkeit, die man beklagen, doch nicht ändern kann, so ist und in aller Zukunft so bleiben wird. Prägen

und knatternde Wogen ans Ufer; das sind Stimmen des Aufruhrs, die den Horchenden wie in einem Bann zu fesseln scheinen. Er mag fühlen, daß der wütende Nord ihm wie mit Dorngerten ins Gesicht peitscht, daß die kochende See Gischt und Schaum bis über seine Kniee heraufschleudert, doch er achtet nicht darauf, es thut ihm wohl, und ein Funkeln sprüht zwischen seinen Lidern, als höre er jetzt das, wonach sein Ohr sich gespannt.

Ein ungewöhnlich schöner Knabe ist's, mit eigenartigem, kühnem Schnitt des Antlitzes, drin die Augen sich unter eine stark vorgewölbte Stirn zurückziehen, bei dem Kinde schon von einem schweren Bogen dichter, schwarzer Brauen überschattet. Bald um ein Jahrhundert zuvor hat drüben jenseits der Ostsee der Strand der Insel Seeland das nämliche Knabenbild gewahrt, gleich und doch verschieden. Es hat auch so mit Muscheln und Steinen gespielt, auch mit solchen Augen und Zügen aufs Meer hinausgeblickt, doch nicht mit dunkel umrahmten, denn König Waldemar Atterdag hatte dänisch blondes Haar. Sonst aber gleicht ihm auffällig sein Nachkomme, der Enkel seiner ältesten Tochter, der schönen Ingeborg, Erich von Pommern. Nur hat bei diesem sich das „wendische" Blut der alten pommerschen Fürsten hinzugesellt, sein anderer Ahnherr Swantibor, der heidnische wilde Todfeind des Christentums, ihm das dunkle Scheitelgelock übermacht. Das erhöht die Knabenschönheit Erichs von Pommern noch über die weitberufene, alle Frauenaugen bezwingende seines dänischen Urältervaters hinaus.

Er ist ein Fürstensohn, doch nicht von fürstlichem Prunk und Reichtum umgeben, die schmucklose Burg bei Rügenwalde bezeugt's. Trotz einem ausgedehnten Landgebiet sind die Herzöge von Pommern-Wolgast, unter brandenburgischer Lehnshoheit stehend, nur karg gestellt, durch unglückliche Fehden mit streitbaren Nachbarn herabgekommen; im Innern trotzt ihnen auffässiger Adel hinter festem Gemäuer, und noch mehr thun's die fast ausnahmslos dem Hansabund beigetretenen Städte, zu denen jenseits des Stettiner Haffs auch noch Stralsund und

---

auch die Kulturvölker ihrem Staatsgebäude die goldene Inschrift auf: Jus fundamentum civitatis, die Geschichte aller Zeiten, und nicht am wenigsten die der neuesten lehrt, daß zwischen Völkern einzig die Kraft das Recht behauptet.

* * *

So sahen auch die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts fast alle Länder Europas von Stürmen und Ungewittern übertobt, in manchem noch wilderer Art, als das vergangene sie gekannt. Im Westen warf der König Heinrich V. von England seine Heermassen über den Kanal, dem schwachsinnigen König Karl VI. von Frankreich Krone und Reich zu entreißen; jahrelang durchwütete und verwüstete der Krieg die französischen Lande. In kleinerem Maße vollbrachte gleiches der Herzog von Burgund, „Philipp der Gute" benannt, bemächtigte sich gewaltsam der Besitztümer Jacobäas von Holland, trennte dies, den Hennegau und Luxemburg, alte deutsche Lande, vom deutschen Reich ab, das bald danach auch das Herzogtum Lothringen an einen Verwandten des französischen Königshauses verlor. Eroberungssucht und Beutegier schwangen von den Thronen herab die Brandfackel über Städte und Erntefelder; neben dem im Tageslicht sich rotfärbenden Schwert des Soldknechts schlich im Dunkel der Dolch des Meuchelmörders, von Fürsten gegen Fürsten abgesandt. Die Blutthaten der Hochstehenden verzeichnete

Greifswald gehören. Sich das reichsfreie Lübeck zum Vorbild nehmend, erhöhen sie in immer wachsendem Maße ihre Selbständigkeit, versagen dem Landesherrn die Steuern, verschließen ihm nach Gutdünken ihre Thore. Diese Unbotmäßigkeit muß er schweigend dulden, zu einem Kampf mit der Macht der Hansa reichen seine Kräfte weitaus nicht hin. Der Herzog von Pommern-Wolgast führt in seinem Lande nur eine Scheinherrschaft, keine wirkliche.

Das weiß oder fühlt der am Strand spielende Knabe. Auch auf die Redeführung in seiner Väterburg hat er mit frühreifem Verständnis gehorcht, weiß, daß er ein Nachkomme des großen Waldemar Atterdag ist und daß nach seiner Abkunft rechtmäßig die Königskrone von Dänemark ihm gehört hätte, nicht seinem Vetter Olaf von Norwegen. Aber die dudesche Hansa hat diesem zu ihr verholfen.

Nicht nur das äußere Bild des Königs Waldemar hat die Blutserbschaft in dem Knaben Erich von Pommern wiederholt, auch das innere Wesen desselben hat sie ihm mitgegeben. Seine pommerschen Vätervorfahren lassen ihn gleichgültig, er fühlt sich als ein Sproß seines mütterlichen Ahnherrn, dessen Bild immer vor der Vorstellung seiner Augen und Gedanken steht. Begehrlich lauscht er, wenn von diesem gesprochen wird, von dem unschreckbaren Mut, der Tapferkeit und verschlagenen Klugheit, dem hochfahrenden Königsstolz Waldemars; von seiner beherrschenden Macht im ganzen Norden, seinem Sturz und Untergang, seiner Verjagung von Thron und Reich. Das hat die dudesche Hansa gethan.

In der Brust seines Urenkels lodert, von Jahr zu Jahr stärker genährt, ein ohnmächtiger tiefer Grimm gegen die dudesche Hansa. Vor allem ein wilder Haß gegen seines Vaters Stadt Stralsund. Sie hat mit Lübeck zusammen am meisten die Erniedrigung des großen Dänenkönigs ins Werk gesetzt, und sie ist's, von der er täglich hört, daß sie, auf ihre Mauern und Wehrbürger, ihre Stellung im Städtebund und ihren Reichtum pochend, am trotzigsten, fast mit unbemänteltem Hohn die Gebote ihres Oberherrn mißachtet. Die Welt hat sich verwandelt seit

---

die Geschichte, den Untergang und Jammer der Niedrigen begrub sie wie immer unter dem Bahrtuch des Schweigens und der Vergessenheit.

Eine Zeit der tiefsten Schwäche des „Heiligen römischen Reichs deutscher Nation" ist's, von den Namen der drei Kaiser Wenzel, Ruprecht von der Pfalz und Sigismund gekennzeichnet. Die kaiserliche Macht hat sich zur Ohnmacht, zum Spott und Spielzeug ihrer Gegner verwandelt, der kleinen, wie der großen. Im Innern des Reiches sprachen ihr Hunderte von unbotsamen Kurfürsten, Herzögen, Grafen, Bischöfen und Herren aller Arten Hohn, sich bald so, bald so untereinander und gegeneinander verbündend. In rastlosen Kämpfen unterliegt der Schwächere, erbeutet der Stärkere Gewinn; als selbstverständlich sieht die Zeit es an. Denn der „Landfrieden" steht als Satzung nur auf dem Blatt, überall fehlt die Kraft, ihm Geltung zu erzwingen. Sowohl dem Großen gegenüber, wie dem kleinen Faustritter, dem gemeinen Buschklepper. Wie auf den Schlachtfeldern entscheiden auch auf den Straßen und Wegen nur die besseren Waffen, behüten den einzelnen vor Ueberfall und Raub. Das Recht hängt allein von der Kraft ab; hilf dir selbst! ist der Wahlspruch aller.

Von außen her drohen die Türken, fressen unterlaßlos am siechen Körper des Reichs, dessen Heerkräfte zugleich mehrfach in der lombardischen Ebene ihr Grab finden. Doch das

den Tagen, in denen Waldemar mit stolzer Verachtung auf die „Peberswende" herabgeblickt, jetzt zucken die Pfeffergesellen geringschätzig über die Fürsten ihre Schultern. In dem Knaben Erich von Pommern schwillt und kocht das Blut seines Urältervaters gegen den „gemeinen Kaufmann" auf bei der einbildnerischen Vorstellung, an den Städtebürgern, der dudeschen Hansa, der Stadt Stralsund Rache üben zu können.

König Waldemar hat seinen Beinamen nach einem oft von ihm im Munde geführten Wort erhalten: „Morgen ist wieder — atter — ein Tag"; ein Tag, dessen kluge Benutzung zu stande bringen wird, was heute fehlgeschlagen, und in der Handhabung dieses „morgen" ist er ein Meister gewesen. Sein Urenkel baut am Strand aus Tang und Steinen eine Mauerrundung auf — das ist die verhaßte Stadt Stralsund — und er gräbt von ihr eine breite Rinne im Sand bis zum Wasser. Dann ruft er dies an und befiehlt den Wellen — das sind seine Heertruppen — vorzurücken, die Wälle von Stralsund zu erstürmen und niederzureißen. Doch sie folgen dem Gebot nicht, plätschern nur leis spielend in den Graben hinein; es wird Abend, er muß zur Burg zurück, seine Hand droht der Stadt noch einmal zum Abschied — und er sagt dazu: „Morgen ist wieder ein Tag". Aber er ist nicht Waldemar Atterdag und kein Herrscher über die See. Das „morgen" und die nachfolgenden Tage beweisen es ihm in gleicher Weise. Er kann seine Ungeduld, die das Warten nicht länger verträgt, nicht zügeln, und weil er Stralsund vernichtet sehen will, zerstört er es wieder. Doch seine eigene Hand muß es thun; jemand ist Zeuge des kinderhaften Treibens oder vernimmt davon, und in der Hansestadt Rügenwalde dient den Bürgern der Sohn ihres Herzogs zu spöttischer Belustigung.

Wie die Jahre weitergegangen, sieht die Ostsee Erich von Pommern keine Knabenspiele mehr am Strand anstellen, doch gewahrt ihn dafür eines Tages, ungefähr fünfzehnjährig, auf einem kleinen Fahrzeug westwärts der pommerschen

---

furchtbarste Brandgeschwür an seinem Leibe bildet Böhmen, vom Hussitenaufstand durchtobt, den die Verbrennung des Reformators Johannes Huß, trotz kaiserlicher Geleitszusicherung, ins Ungeheure entzügelt. Ein Krieg, so voll an Greueln, mit solchem Lodern des Hasses, des Ingrimms, der Todesverachtung und tierischer Wut geführt, wie's die Welt noch selten gesehen. Die rächenden Vergelter des Treubruches Kaiser Sigismunds begnügen sich nicht mit seiner Demütigung, sondern tragen in verheerenden Kriegszügen den Schrecken ringshin weit in die deutschen Lande hinein. Mit besonderer Gewandtheit bedienen sie sich des schon seit mehr als einem Jahrhundert bekannten, doch bisher noch wenig zu erfolgreicher Anwendung gelangten Schießpulvers, und ihr grobes Geschütz erhöht überall das Entsetzen ihrer wilden Anstürme.

* * *

Aus dieser Zeit der Zerspaltung, Ohnmacht und Erniedrigung des Reiches, der scheulosen Gewaltthat, Recht- und Treulosigkeit hebt sich eine neue, seltsame und doch menschlich wohl begreifbare Erscheinung auf. Schon seit zwei Jahrhunderten ist sie in ihren Anfängen hervorgetreten; die bedeutendsten Städte des Reiches sind hinter fester Ummauerung durch das Anwachsen ihrer Bevölkerung und ihres Wohlstandes erstarkt, fühlen sich gleicherweise von der Unsicherheit aller Zustände, der Willkür fürstlicher und adliger Herren bedroht und die Not-

Küste entlang segeln; heimlich hat er die Schloßburg verlassen, als ein gewöhnlicher Bauernjunge verkleidet, die Neigung dazu scheint ihm auch als ein Erbteil von Waldemar Atterdag überkommen zu sein, wie nicht minder ein anderes. Hochaufgewachsen hat er sich früh zum Jüngling entwickelt, nach dem die Augen der Mädchen gehen; ebenso aber richten die seinigen sich nach ihnen, finden mit raschem Blick aus einer größeren Anzahl die am meisten mit Reizen Begabte heraus. Die Phantasie ist mächtig in seinem Kopf, sie treibt ihn heut' übers Wasser fort; ihm ist zu Gehör gekommen, am Rand der Insel Wollin in der Oderausmündung sei in grauer Vorzeit eine große Stadt Julin, eine urbs Venetorum, der Wenden, danach auch Vineta benannt, von der See verschlungen worden, doch bei heller Luft könne man ihre Trümmer noch drunten unter den Wellen gewahren. Das hat in seinem Kopf gezündet, er verwendet seinen geringfügigen Geldbesitz dazu, einen Schiffer zu dingen, der ihn in seiner Schute dorthin bringt und noch anderes zu erzählen weiß. Auf dem Dünenhang neben der versunkenen Stadt haben noch vor dieser die Jomsvikinger die Jomsburg erbaut gehabt und der dänische Seekönig Palnatoke drin gehaust, der Schrecken aller Länder und Völker ringsum an der ganzen Ostsee. Als der nach unzählbaren Heldenthaten gefühlt, daß der Tod die Hand nach ihm strecke, ist er im Vollmondschein zur höchsten Dünenkuppe aufgestiegen, hat eine weiße Locke von seinem Scheitel geschnitten und in die See drunten hinabgeworfen. Da rauschen wie sturmgepeitscht die Wogen auf, Schiffe mit blutroten Segeln steigen aus der Tiefe, ihre goldenen Schnäbel flammen, auf den Kastellen klirren und rasseln tausend Schwerter, Speere und Schilde, und von tausend Lippen hallt's: „Du hast uns gerufen, Herr, aus unsrer Meerrast!" Die Kriegsfahrtgenossen Palnatokes sind's, die vor ihm von Sturm und Flut verschlungen worden; nun grüßt er sie, und seine Hand winkt. Da birst der Wasserschlund auseinander, das Vikingschiff des Seekönigs hebt sich aus ihm empor, er tritt hinein, und die Segel umbauschen ihn wie ein Purpurmantel. Mit

wendigkeit eines Schutzes dagegen aus eigener Kraft. So haben sie, besonders am Rhein und in Oberdeutschland, sich in mannigfacher Richtung von ihren Oberherren unabhängig zu machen gesucht, zur Erreichung dieses Ziels Bündnisse untereinander geschlossen. Fraglos sind diese städtischen Gemeinschaften die hervorragendsten, wenn zu der Zeit nicht die einzigen Vertreter des Rechtssinnes und vorschreitender Bildung; aus dem Bürgertum hebt sich der Beginn einer langsam aufdämmernden neuen Weltanschauung empor. Doch verfolgen sie bei ihrem Zusammenschluß nicht ideale Zwecke, sondern lediglich praktische, vor allem die Sicherung und Förderung ihres Handels, des Fundaments ihres Wohlstandes und ihrer Kraft. Unbewußt aber bahnen sie damit auch einen geistigen Fortschritt an, werden zu Aufhellern der mittelalterlichen Finsternis, gleichwie der Genueser Colon westwärts den Seeweg nach Indien suchte und eine neue Welt entdeckte.

Diese Bestrebungen der größeren Städte reichen mit ihren Anfängen schon bis ins 12. Jahrhundert zurück, jedoch erst die zweite Hälfte des 13. gewahrt die Entstehung eines Bundes an den nordischen Meerufern Deutschlands, der, mählich sich ausdehnend, ungefähr mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts zur höchsten Stufe seiner Entwickelung aufsteigt. Eine Vereinigung der seehandeltreibenden Städte an der Nord- und Ostsee ist's, die nach der gleichen Sicherung

Waffenklang und Jubelgesang seine Heldenthaten und seinen Ruhm preisend, umringen ihn seine Vasallen und geben dem alten Recken das Totengeleit zum Meeresgrund hinunter.

Auch eine Mondnacht ist's, in welcher der Schiffer während der Fahrt an der pommerschen Küste entlang seinem jungen Begleitsmann davon erzählt, und am andern Tag gegen Sonnenuntergang landen sie am einsamen Gestade der Insel Wollin. Der phantastische Sinn Erichs von Pommern hat reiche Nahrung eingesogen; unter der ruhigen Wasserfläche stellen die abendlichen Goldstrahlen ihm klar die Trümmerreste von Vineta vor Augen. In Wirklichkeit sind's nicht solche, sondern ein absonderlich geformtes Steingerippe aus alten Findlingsblöcken am Seegrund, doch die Einbildungskraft gestaltet dem jungen Beschauer daraus Ueberbleibsel von versunkenen Mauern, Türmen und Palästen. Dann steigt er im Dämmern allein zu der „Silberberg" benannten Dünenhöhe hinauf, wo die Jomsburg des Seekönigs Palnatoke gestanden. Nur wenig Gesteinreste geben noch Kunde davon, daß hier einmal ein Bau gewesen; er setzt sich und hängt Vorstellungen nach, die ihm aus dem einfallenden Nachtdunkel heraufkommen. Drüben im Westen, wo den Himmelsrand noch ein rotbrauner Saum färbt, liegt die verhaßte Stadt Stralsund — wäre er der Seekönig Palnatoke, so zöge er mit seinen Vikingschiffen zu ihr hinüber, sie zu erstürmen und in Trümmer zu legen, wie dort unten Julin. Von Osten her steht der Nachtwind auf, und unter den Dünen beginnen Wellen murrend auf den Vorstrand zu rauschen, doch dabei auch zu blinken und hellere Schaumkämme zu zeigen, denn die Vollmondscheibe reckt sich aus der See empor. Eine Zeitlang wie ein glühender Feuerball, dann wird sie silbern, übergießt die stille Ferne der Sandkuppe mit weißem Licht. Erich steht auf, vom langen Sitzen ist's ihm kühl geworden und überfröstelt ihn, so geht er, am abgeredeten Platz den Schiffer wieder zu finden. Aber wie er an den Rand der Düne kommt, hebt sich vor

---

auf dem Wasser trachten wie auf den Landwegen. Die Schiffe jeder einzelnen sind hülflos der Uebermacht fremdländischer Fürsten und hohnlachender, wilder Seeräuber preisgegeben; so haben sie beschlossen, mit vereinten Kräften sich Recht und Schutz zu erzwingen. Zuerst nur wenige der größeren, zu einem tastenden Versuch, doch rasch verdoppelt, verzehnfacht sich die Zahl. Auch die kleineren erkennen ihr Heil in dem Anschluß, erhöhen durch zahlreichen Beitritt die Stärke der Gesamtheit; nicht nur am Meere belegene, ebenso die handeltreibenden Städte im niederdeutschen Binnenland, die nicht durch gewappnete Schiffe und Waffenträger, doch durch Geldbeisteuer die Macht des Bundes vermehren und dafür sich unter seiner Obhut bergen. Jetzt erstreckt er sich von der esthländischen Küste bis zur niederländischen an der Grenze Frankreichs, mehrfach sogar bis gegen Oberdeutschland hinauf.

Es ist ein stolzklingendes Wort, das zu jener Zeit die ganze Nordwelt Europas durchhallt: „De dudesche Hanse" — die deutsche Hansa. Der Ursprung des Namens liegt im Dunkel; „Hans" oder „Hansa" bezeichnet schon im Gotischen und Althochdeutschen eine Genossenschaft, eine Kaufmannsgilde. Und als solche tritt die deutsche Hansa ins Leben, als ein Bund des „gemeinen Kaufmanns", wie die Zeit ihn nennt, das heißt, der vereinigten Allgemeinheit der Kaufleute.

ihm ein dunklerer Schatten vom gelblichen Grund ab, dort sitzt etwas am Boden, ein Mensch, eine weibliche Gestalt mit lang auf Rücken und Schulter niederfallendem, tief dunklem Haar. Rasch überhellt sie das Mondlicht so deutlich, daß auch ihr Gesicht erkennbar wird, mit schönen Zügen und von einer weißen Farbe, die im Strahlenauffall ein eigenartiger perlender Glanz überrieselt. Sie hat dadurch etwas von einem aus dem Wasser heraufgestiegenen Meerweib; offenbar ist's eine Wendin, ein noch blutjunges Mädchen, an Jahren wohl ungefähr dem auf sie Zutretenden gleich. Verwundert fragt er: „Wer bist Du? Kommst Du von Julin hier herauf?" Sie sieht ihn aus auch dunkelglimmenden Augensternen antwortlos an, nur ein sonderbar halblachender Ton, an einen Wasservogelruf erinnernd, kommt ihr vom Mund, dabei blicken zwischen den Lippen ihre Zahnreihen noch weißer perlend als die Gesichtsfarbe hervor. Er wiederholt: „Wer bist Du? Wie heißt Du?" Mit seiner bäuerischen Kleidung nicht übereinstimmend, klingt etwas Befehlendes aus den Worten, und nun erwidert sie: „Gesa". Er weiß nicht, warum ihm dabei ein anderer Gedanke durch den Kopf fährt, dem er Ausdruck mit der Frage giebt: „So stammst Du vom König Palnatoke ab?" Dazu lacht sie abermals, doch begleitet dies mit einem Nicken. Jetzt faßt er nach ihrer, im Mondlicht auf dem Gewand über den Knieen wie eine kleine Schaumwelle glitzernden Hand und sagt: „Komm mit mir zurück in seine Burg, dort erzähl' mir von ihm!" Sie leistet keinen Widerstand; beim Aufrichten steht sie schlankwüchsig höher da, als ihre Gestalt in der sitzenden Haltung erschienen. So gehen beide miteinander dem Platz der ehemaligen Jomsburg zu, lassen sich zusammen dort auf dem Dünensand nieder. Unter ihren Füßen murren die Wellen, der Wind, stärker anschwellend, stiebt ihnen das Haar an den Schläfen auf, und kühl liegt der weiße Nachtglanz um sie. Doch Erich fröstelt's nicht mehr, seine Blutwellen drängen sich rasch; mit mancherlei Fragen bringt er sprunghaft ungestüm auf Gesa ein, und ihre sonder-

---

Eine seltsame, nur aus den wirr-schwankenden Zuständen jener Jahrhunderte erklärbare Genossenschaft. Mit wenig Ausnahmen keine Verbündung freiselbständiger Städte, die große Mehrzahl ist Landesherren unterthan, jede einzelne, dieser Angehörigkeit gemäß, dem ihrigen verpflichtet, seinem Geheiß unterworfen. Und doch stehen in der Gesamtheit der „Hanse" alle unabhängig, selbst ihr Wollen und Thun bestimmend, da; es entspringt der Kraft des Zusammenschlusses, den die Herrschsucht und Habgier der unter sich zerspaltenen Fürsten nicht anzutasten wagt. Sie haben es bei dem Versuch einer Gewaltthat nicht mit „ihrer" Stadt zu thun, sondern mit dem Bündnis des „gemeinen Kaufmanns" im ganzen deutschen Norden. Mit den wehrhaften Bürgern, der Geldmacht und Mauerfestigkeit, den mit Feuergeschützen ausgerüsteten Kriegskoggen aller zu Schutz und Trutz vereinigten Städte.

Es ist ein hochtönendes, viel Schrecken wachrufendes, viel heimlichen Ingrimm zum Lodern schürendes Wort: de dudische Hanse. Mit niederdeutschem Namen nennen sie sich, denn plattdeutsch ist ihre Sprache.

Gewaltiges umschließt das Wort an klugem Ratschlag, Kraft und zielbewußter That, an Ausdauer und Vergangenheit, doch, der Unbeständigkeit aller irdischen Dinge unterworfen, bleibt die Hansa auch während ihres höchsten Glanzes von inneren Zwistigkeiten, Zerwürfnissen, Neid,

bare Stimme, aus der helltönig etwas klingt, wie wenn das Wasser mit kleinen, klirrenden Strandkieseln spielt, antwortet nun drauf.

Wie der junge, flüchtige Besucher Julins und der Jomsburg, der den Jahren nach noch ein Knabe, doch in Wirklichkeit schon weiter vorgeschritten ist, um zwei Tage später wieder bei Rügenwalde anlandet, hat sich ganz ein Gedanke seines Kopfes bemächtigt. Er will ein Seekönig werden, obgleich man ihm heute nur den Namen eines Seeräubers beilegen wird, sobald er's vermag, ein Vikingschiff ausrüsten und damit gegen Kauffahrer der budeschen Hansa, vor allem gegen die von Stralsund ausziehen. Die will er überfallen, entern, ihrer Waren und Reichtümer berauben, zu Orlogskoggen umwandeln, um sich aus ihnen eine Flotte zum offenen Kampf wider die Hansa zu schaffen. Sein Schiff soll nicht gleich denen der „Pfefferknechte" einen Erzengel- oder Heiligennamen führen, sondern das Bildnis eines jungen Meerweibes am Bugsprit tragen und „Gesa" heißen. Ein kinderhafter Plan ist's, eines ohnmächtigen Wunsches; zur Ausführungsmöglichkeit gebricht ihm alles, nicht am wenigsten der Geldbesitz. Es spielt damit nur eine Einbildung, die sich noch als die eines Knaben kundthut.

Da erwacht mit fünfzehn Jahren eines Morgens Erich von Pommern als der König von Dänemark, Norwegen und Schweden.

Die Semiramis des Nordens besitzt keinen Erben ihrer drei Kronen mehr, alternd hat sie sich erinnert, daß noch ein letzter Abkomme ihres Vaters unter den Lebendigen ist, und mit plötzlicher Entscheidung erwählt sie den Enkel ihrer Schwester zu ihrem Nachfolger. Mit der männlichen Kraft ihres Willens setzt sie sofort den gefaßten Entschluß ins Werk und um ein paar Wochen nachher wird auf dem alten Schloß Kalmarhus an der Südküste Schwedens der Sohn des kleinen Pommernfürsten mit gewaltigem Feiergepränge zum König der drei nordischen Reiche gekrönt; eine Untrennbarkeit derselben setzt zugleich der Ab-

---

Wankelmut und Abfall nicht frei. Oft durchtobt auch die Straßen der Städte lauter Aufruhr, Parteien, Geschlechter und Zünfte bekämpfen sich in ihnen auf Leben und Tod; hier und dort wird das bestehende Regiment der Burgemeister und Ratsherren gestürzt, ein neues aufgerichtet. Das Blut der Unterliegenden färbt den Richtplatz, oder noch rechtzeitig entkommen, rufen sie sich Beihelfer von auswärts, um ihre Herrschaft zurückzugewinnen; Bestechung, Verrat und Verschwörung drängen sich ein, lähmen nicht selten von den erkrankten Gliedern aus die Kraft des Gesamtkörpers zu schwerer Schädigung für ihn auch nach außen. Und dem bewußten Unrecht, mit dem die fürstlichen Machthaber überall die Zwecke ihrer Eigensucht verfolgen, ihrer Härte, Wildheit und grausamen Unmenschlichkeit setzen die trotzigen Bürger der Hansestädte mannigfach ebenso bewußt das Gleiche entgegen. Denn die weichmütige Schwäche büßt Recht und Besitz ein, einzig die eiserne Faust verbürgt Sicherung und Gewinn.

Aber trotz solcher Wechselfälle steht im Beginn des 15. Jahrhunderts die deutsche Hansa als beherrschende Macht auf der Ost- und Nordsee von der russischen Küste bis zur englischen da, hat ihr Hauptziel, sich die drei skandinavischen Reiche. Dänemark, Norwegen und Schweden, botmäßig zu machen, erreicht. Sie hat nach langem Kampf ihren größten Gegner, den Dänenkönig Waldemar Atterdag, zu Boden gebrochen, von Thron und Reich verjagt, daß der ehedem

schluß der „Kalmarischen Union" fest. In Wirklichkeit jedoch führt der Gekrönte, auch nachdem er ins Männlichkeitsalter gelangt, nicht die Herrschaft, Margarete Sprengehest ist nicht die Frau, so lange sie lebt, das Szepter in andere Hand zu legen; wie die assyrische Semiramis einstmals für ihren Sohn Ninyos bis zu ihrem Tode fortregiert hat, thut sie's für ihren Großneffen, der gleich jenem nur den Schein der Majestät vor der Welt trägt. Erst um fünfzehn Jahre später, als das zweite Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts schon ein Weilchen begonnen, scheidet die merkwürdige Frau aus dem Leben, und Erich von Pommern ist wirklich der König der von ihr vereinigten, aus früherer vielfacher Gegensätzlichkeit zur kraftvollen Eintracht emporgeförderten nordischen Welt.

Auf ihrem Thron sitzt ein dem Blut Waldemars Atterdag entsprossener Herrscher. Wie er diesem im bestrickenden Aeußeren ähnelt, ist er von hochfahrendem Selbstbewußtsein, leidenschaftlich, wild-verwegen, treulos und falsch wie Waldemar Atterdag, noch mehr als dieser ein haßerfüllter Todfeind der dudeschen Hansa. Nur mangelt seinem heißblütigen Ungestüm, nicht die Verschlagenheit, doch die überlegene Klugheit, der kühl rechnende Verstand und das Gewaltige, der im Edlen und Unedlen bezwingende Zug, mit dem sein Urältervater seine Ziele ins Auge gefaßt und Jahrzehnte lang als Obsieger erreicht hat.

Laut und lärmend nach ältestem Herkommen ging's auch im Weitervorschritt des 15. Jahrhunderts in den Länderküsten um die Ostsee, wie an der von Norwegen zu. Zwischen mancherlei alten Widersachern tobte der offene Kampf, doch nicht minder lohten die Flammen des inneren Haders bald hier, bald dort in den Hansastädten auf, zehrten an der Gesundheit und Kraft ihres Gemeinwesens. Als schlimmstes Uebel aber war, gleichsam zu einem Widerspiel der Hansa, das Seeräuber-Unwesen der „Vitalienbrüder" aufgediehen, das seinen Anfang während der Belagerung Stockholms durch Margarete Sprengehest genommen. Damals versah eine Anzahl kühner Schiffer von der wendischen Küste die bedrängte Stadt

---

auf seine Allmacht Ueberstolze landflüchtig, fruchtlos um Beihilfe bettelnd, in die Fremde geirrt. Sie schreibt den skandinavischen Ländern Gesetze vor, setzt dort Könige ab und ein. Denn die deutsche Hansa, nur aus handeltreibenden, den verschiedensten Oberherren angehörigen Städten zusammengefügt, der „gemeine Kaufmann" ist die gebietende Großmacht des Nordens geworden, weil er die See beherrscht.

An der Spitze des Bundes als allseitig anerkanntes Haupt steht Lübeck, neben ihm treten von Anfang her vier seiner Nachbarn an der Ostsee hervor, Wismar, Rostock, Greifswald und Stralsund, das letztere nach Lübeck die zweite Rangstelle einnehmend. Diese fünf tragen den Namen der „wendischen Städte"; mit allen übrigen zum Ostseegebiet gehörigen bilden sie die „Osterlinge", auf denen die Hauptkraft der Hansa beruht. Doch stehen ihnen im Westen, als die wichtigsten Bundesglieder an der Nordsee, die „Westerlinge" Hamburg, Bremen und Emden nicht nach, vor allem das niederländische Brügge, das an Schiffzahl und Reichtum hervorragt; die „Brüggelinge" gelten als die feinsten unter den „Hansen", geben lange Zeit hindurch in der Kleidung und im Benehmen den „guten Ton" an. Im ganzen haben schon an den Kriegen gegen Waldemar Atterdag weit über hundert Städte direkt oder indirekt Anteil genommen.

Das äußere Bild der Hauptbedeutenden unter ihnen zeigt sich, trotz den weiten räumlichen

vom Meer aus mit Lebensmitteln, danach erhielten sie den Namen Vitalien= das hieß Viktualienbrüder. Zugleich jedoch rüsteten die Städte Rostock und Wismar sie ohne Vorwissen der „gemeinen" Hansa mit „Stehlbriefen" aus, dänische und norwegische Kauffahrzeuge aufzugreifen und als Beute wegzuschleppen; in einem sicheren Hafen verteilten sie ihren Raub gleichmäßig nach der Kopfzahl unter sich, benannten sich selbst danach „Likedeeler". Daraus war im Weitergang Bitterböses großgewachsen, denn ungezählt strömte den wildverwegenen Abenteurern waghalsig=gieriges Volk zu, das nichts zu verlieren, nur zu gewinnen hatte, Unedle und Edle, vorm Rad und Galgen davongelaufene Schelme. So schwollen sie zu einer Macht an, die sich frech an der Hansa selbst vergriff, das Comptoir derselben in Bergen, die „deutsche Brücke", überfiel, plünderte, beraubte, verwüstete, die alte Hansestadt Wisby auf Gotland völlig in ihre Gewalt brachte, darin ihr Hauptquartier aufschlug und auf der Ost= und Nordsee gleichen Schrecken unter den deutschen Schiffen ausbreitete wie unter den skandinavischen. Ihre Hauptanführer, die geraubte Heiligengebeine zum Festmachen auf der Brust bargen, waren zwei hünenhafte Gesellen, Godeke Michelsson, der eine Eisenkette wie Bindfaden zerriß, und Claus Störtebeker, der an Stelle seines abgelegten Adelsnamens diesen davon trug, daß ihm kein Humpen zu mächtig war, ihn nicht auf einen Zug hinunterstürzen zu können. Die beiden zwar hatte schließlich eine gegen sie ausgerüstete Hamburger Flotte, vor allem „die mit starken Hörnern durch die See brausende „Bunte Kuh", das Orlogschiff des Flottenhauptmanns Simon von Utrecht, auf der Nordsee erjagt, und tagelang hatte auf dem Grasbrook in Hamburg der „Meister" Rosenfeld mit seinen „Schobanden" in geschnürten Schuhen bis an die Knöchel im Blut von anderthalb Hunderten geköpfter, geviertelter und aufs Rad geflochtener Likedeeler gewatet. Als er seine „Arbeit" zu Ende gebracht, trat ein Ratsherr zu ihm heran mit den Worten, er müsse wohl zu Tod müde von der Anstrengung sein. Doch mit einem

Entfernungen, der Verschiedenartigkeit der Himmelsstriche merkwürdig übereinstimmend; die nämliche Bauart, die „hansische", hat es gestaltet. Dorpat und Riga an der livländischen Küste, Wisby auf der schwedischen Insel Gotland, Amsterdam, Brügge, Köln, Soest und Münster bieten im allgemeinen dieselbe Erscheinung dar wie Bremen, Hamburg, Lübeck, Stralsund und Danzig. Ueber ihre trotzige, von breiten Gräben oder Wasserläufen umgürtete Mauerumwallung ragen, weithin sichtbar, hohe, nadelförmige Spitztürme der Kirchen empor, blicken auf ein Gewirr zumeist schmaler Gassen nieder, deren Häuser sämtlich hoch aufgetreppte, sich nur wenig unterscheidende Giebel in die Luft strecken; vielfach suchen überkragende Stockwerke nach oben die Wohn= und Warenräume zu erweitern. Mächtige Rathausgebäude stechen daraus hervor, gewaltige Kirchen, stolzblickende Patrizierhöfe und Gildehäuser. Alle Städte erfüllt dasselbe „hansische" Leben, das Gleiche an Brauch und Tagesgewohnheit, Handels= und Gewerkbetrieb; überall, in Esthland wie in Holland, herrscht im Verkehr die niederdeutsche, die hansische Sprache vor. Der große Verband besitzt vier Hauptniederlassungen, „Kontore", zur Wahrung und Betreibung seiner gemeinsamen Handelsinteressen, zu Nowgorod, Bergen in Norwegen, Brügge und London. Doch noch an vielen anderen Orten spricht ein „deutscher Kaufhof", selbst im fernen Venedig im Fondaco dei Tedeschi, von der stolzen Macht der „dudeschen Hanse".

grimmigen Lachen versetzte der Befragte: Ihm sei's nie wohler gewesen und er habe noch Kraft genug, um den ganzen wohlwürdigen und ehrsamen Rat ebenso abzuthun. Für einen Spaß solcher Art jedoch war dieser nicht empfänglich, sondern gab schleunig Auftrag, den Kopf des zu witzigen Meisters denen der Likedeeler auf dem Boden nachrollen zu lassen. Mit ihnen aber war die schlimme Saat nicht ausgerodet worden, der Wellenboden der See trieb ihr Gewucher immer neu herauf, und in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts flößte der Name Bartholomas Voet nicht minder Entsetzen im ganzen Norden ein, als vordem Claus Störtebeker und Godeke Michelsson. Seine festgegliederten Raubbanden hüteten sich vor offenem Kampf mit den großen, gewappneten Orlogskoggen der Seestädte, aber sie bargen sich noch überall da und dort in unzugänglichen Schlupfwinkeln und Klippenlöchern, brachen bei Nacht und Nebel mit ihren schnellsegelnden Schniggen daraus hervor. Und nicht nur an manchen Fürsten und Herren besaßen sie einen verschwiegenen Rückhalt, der Verdacht ging um, daß heimlich auch die Urheber der Vitalienbrüderschaft, Wismar und Rostock, ja gelegentlich noch andere hochstehende Hansestädte den Seeräubern zur Erreichung von Sonderzwecken und -Vorteilen durch die Finger sähen.

Eine blutige Fülle an Parteikämpfen durchwogte um diese Zeit die Bundeshauptstadt Lübeck, doch kaum minder wilde Geschehnisse folgten sich in dem von jeher leicht zu Aufstand und Gewaltthätigkeiten entflammten Stralsund. Mehrfach wurden die Burgemeister gestürzt und nach dem Brauch der Tage von den Siegern sofort auf den Richtplatz gebracht; das Geschlecht der Wulflam ragte am mächtigsten durch Ansehen und Reichtum hervor, eine Mordverschwörung fällte das Haupt desselben, und seine Wittib saß als die „arme reiche Frau" vor den Kirchentüren, Almosen in einer silbernen Schüssel erbettelnd. Am glühendsten aber loderte das Blut der Bürger Stralsunds gegen priesterliche Herrschsucht und Habgier auf. Ihr kirchlicher Oberherr Kurt von Bonow wies geringwertige neue Pfennige als Opfergeld zurück, verließ vor der darüber ausgebrochenen allgemeinen Empörung die Stadt, überfiel diese mit einer großen Schar adliger Genossen und verheerte, da er sie nicht zu erstürmen vermochte, aufs grausamste die ihr angehörigen Dörfer und das Land um die Mauern. Da stand, zu blindester Wut gestachelt, im Innern das Volk auf, drang in die Kirchen und Pfarrhäuser ein, schleppte die drin zurückgebliebenen sechzehn „Pfaffen" heraus auf den Neuen Markt, wo es die drei obersten von ihnen „zu weißer Asche verbrannte". Hussitischer Geist lag schon in der Luft, und der Rachedurst forderte „Aug' um Auge, Zahn um Zahn". Von Rom her traf aus dem Munde des Bischofs von Schwerin der Bannfluch Stralsund, in seiner Bevölkerung herrschte durch die weltlichen und kirchlichen Gegensätze tiefe Entzweiung; von außen her lauerten Feinde darauf, die Stadt zu überfallen, deren Wehrkraft völliger Zerrüttung entgegen zu gehen schien.

Der König Erich von Dänemark, Norwegen und Schweden aber glaubte

die Zeit zur Stillung auch seines von Knabentagen her angesammelten Rachedurstes gekommen und brach mit einem starken Kriegsheere in die Lande seines Vetters, des Grafen von Holstein, ein. Nicht dem galt's im eigentlichen Grunde, sondern dem Hansabund, und dieser fühlte es, rüstete sich, dem Angegriffenen Beistand zu leisten. Auch Stralsund sollte, seiner Hansapflicht gemäß, daran teilnehmen, doch erschienen in ihm seine Landesfürsten, die drei Herzöge Wratislaw, Barnim und Kasimir von Pommern-Wolgast und Stettin, die auf dem Rathaus eine Ansprache an Burgemeister und Rat richteten, mit der Mahnung, ‚nicht ohne Ursach einen mutwilligen Krieg gegen König Erich, füglich einen mitgehuldigten Herzog von Pommern zu beginnen. Nachdrücklichen Worts redete der weißköpfige Altburgemeister Nicolaus von der Lippe mit seiner mächtig über die weit vorgeschobene Unterlippe hallenden Stimme wider dies fürstliche Ansinnen, stellte als oberste Aufgabe Stralsunds dar, daß es seine Bundespflicht erfülle, wie's seine eigene Wohlfahrt als Notwendigkeit fordere. Doch die Parteienzerspaltung der Stadt hatte auch den Rat in zwei gegnerische Hälften geteilt, verhinderte das zu Standekommen eines einmütigen Willens. Zwar erhob niemand laute Einsprache gegen die Rede des Burgemeisters, doch ohne Beschlußfassung nahm die Tagung im Ratssaal ihr Ende.

* * *

Einem ungeheuren Seekraken ähnelnd, schwamm der pommerschen Küste bei Stralsund gegenüber, von ihr nur durch einen schmalen Meeresarm abgetrennt, die Insel Rügen, nach allen Richtungen polypenartige Arme ausreckend. Ihr südlicher Teil enthielt Adelsburgen und Ackerbau treibende Dorfschaften, fast alles übrige lag, nur äußerst schwach besiedelt, zumeist unfruchtbar; die öden, von Sandriffen umgürteten Dünenufer waren, als der Schiffahrt gefährlich, verrufen und gemieden: besonders die Halbinsel Jasmund im Norden, deren Küste an mehreren Stellen mit langhingestreckten, schwindelnd hohen Kreidefelswänden zum Seestrand hinunterschoß. Die standen im übelsten Ruf; ihre weißen Abstürze schimmerten im Abendlicht weit, wie in einem geisterhaften Gewande auf die See hinaus und wohlbegründet, denn arge Geister gingen dort von jeher in der einsamen Wildnis um. Wenig Leute nur gab's, die von Sturmdrängnis hinverschlagen, die unheimliche Welt in der Nähe gesehen, kaum solche, deren Fuß ein Stück in sie eingedrungen, mit Ausnahme der vor Gott und Teufel, Kobolden und Gespenstern nicht zurückschreckenden Seeräuber, denen sich hier zu aller Zeit bei Verfolgungen die sicherste Unterkunft geboten. Als die Königin Margarete einmal im Verein mit der Hansa eine große Wasserjagd auf sie angestellt, hatte sich auch Claus Störtebeker mit einer Anzahl seiner Genossen in den Klüften und Schluchten der ‚Stubbenkammer', der mächtigsten Kreidewand auf Jasmund, geborgen, deren slavischer Name den gestuften Fels bedeutet. Hierher in ihre Schlupflöcher war ihnen niemand nachgesetzt, und von ihrem Aufenthalt redeten

da und dort noch in den weichen Kreidefels eingegrabene Zeichen, die gleichen, die sie zum Hohn auf ihren Kleidern getragen, Rad und Galgen. Im Volk lief noch ein von ihnen im Mund geführter Reimspruch um, durch den sie sich mit nicht minderem Hohn gekennzeichnet hatten, als

‚Der Dänen Verheerer,
Der Bremer Verteerer,
Der Holländer Krüz und Belenger,
Der Hamborger Bedrenger‘.

Nun aber mußte an einem Sommerabend doch ein Schiff an der Jasmunder Nordküste Zuflucht suchen, eine schnelllaufende Snigge, die aus dem großen Belt herkommend durch den Strelasund nach Stralsund gewollt, doch von heftig aufgestandenem West ostwärts verschlagen worden. Ein Handelsfahrzeug ohne Vorderkastell wars, mit leichtem Bau seinem Namen ‚Schwalbe‘ entsprechend, allein wie solche konnte es gegen den zum Sturm angeschwollenen Wind die Flügel nicht behaupten, und der Schiffer ließ mit kurzem Entschluß den Mann am Ruder geradaus unter die Deckung der Stubbenkammer zuhalten. Seine Mannschaft that's nicht gern, die übel berufene weiße Hochwand glimmerte ihnen durchs einfallende Zwitterlicht wenig verlockend vor den Augen, und wie die Seeleute aller Zeiten und Länder waren sie böser Geistergeschichten voll. Putte Kock, der ‚Putzenmaker‘, der Possenreißer an Bord, meinte: „Herr Jürgen, glöwt Ji, wi brukt unse Knaken noch günt an de Steenkant, sünst kunn ick min gliks hier vör de Dösch laten“. Doch der angesprochene Schiffer erwiderte mit trocken ernsthaftem Ton: „Nee, Putte, dat geit nich, wovun schulln wi denn Hasenpoten to Nach kaken?“ Darüber grinste den andern ein breitmäuliges Lachen um die weißen Gebißreihen, die Zunge ihres Schiffsführers kriegte die des Putzenmakers doch noch unter, oder eigentlich seine ein bischen vorgeschobene Lippe. Die Anrede an ihn mit vorgesetztem ‚Herr‘ hatte, zumal da er erst in der Mitte der Zwanziger stand, Ungewöhnliches, zumeist pflegte die Mannschaft auch mit dem Schiffer in der Sprache auf gleichem Fuß zu verkehren. Doch ließ sich diesem anmerken, er sei nicht von allgemeinem Seemannsschlag; über dem hohen Wuchs und kraftvoll gewölbter Brust saß der Kopf mit einem feineren Gesichtsschnitt, als ihn die See bei der großen Mehrzahl der auf ihr Umtreibenden wahrnahm. Wer einmal den Stralsunder Altburgemeister Nicolaus von der Lippe gesehen, konnte dessen Züge bei dem Schiffer wieder herausfinden, nur jugendlicher, und die starke Unterlippe, die mutmaßlich von einem Vorahn her dem Geschlecht den Namen eingetragen, trat bei dem Sohn nicht so augenfällig vor wie beim Alten. Doch einen kühn-trotzigen Willensausdruck und die großen, blaue Strahlen werfenden Augen an den Seiten der Hakennase hatte Jürgen oder Jörg von der Lippe ohne Abschwächung vom Vater zum Erbteil bekommen.

Augenscheinlich ebenso auch die sichere Entschlossenheit bei der Ausführung eines Vorsatzes, denn vom niedrigen Hinterkastell aus griff er jetzt selbst nach

dem Steuerruder, hielt die Snigge grad auf die unheimliche Kreidewand los. Wie aber in Stralsund niemand sich eine offene Widerrede gegen das Wellengedonner der Worte des Burgemeisters getraute, so verhielt auch die Schiffsmannschaft sich schweigend bei dem Thun des Jungen; sie wußte, an seinem Willen war nichts zu biegen, und sein Ansehen hatte er sich durch unschreckbaren Mut, Tüchtigkeit und Klugheit bei allen gleicherweise erzwungen wie der Alte. Die Eigenschaften bewährte er voll auch hier, durchdrang mit der Schärfe von Mövenaugen das Dämmerlicht, fand eine schmale Zugangrinne zum drohenden Felsufer auf; sein Geheiß ließ im richtigen Augenblick die Segel fallen, und sturmgeborgen schmiegte das leichte Fahrzeug sich wie ein die Flügel zusammenklappender Vogel ins Geklipp und Geklüft hinein. Daß er's so fertig bringen würde, hatte eigentlich keiner anders erwartet und nahm seine Leute im Grund garnicht wunder, denn dafür war er Jörg vun de Lipp, der beste und keckste Schiffer an der Wendlandküste; nur daß sie die Nacht unter dem üblen Geistertreiben um die Stubbenkammer verbringen sollten, überlief ihnen mit einem Gruseln die Haut. Aber es aus dem Mund herauszulassen, verging jedem; ihr junger Schiffsführer hatte zu oft seinen Unglauben an Nachtgespenster ohne Kopf Leichenlichter, Erdmänner und Meerweiber, Kobolde und Hexen bezeugt, und dem Spottklitschen seiner Zunge wollte sich keiner bloßlegen.

So brachten sie auf einem passenden Vorstrandplatz ein Feuer zum Brennen, sich Nachtkost daran warm zu machen; eine kleine Tonne mit kräftigem, in allen Ländern des Nordens hochgeschätztem Hamburger Bier war noch übrig geblieben, die gab Herr Jürgen zum besten. Es belustigte ihn, bei dem Schmausen in den Gesichtern der Kerle, die der grimmigsten See, dem wildesten Sturmgeheul und Brandungsgekrach lachende Zähne wiesen, die verhohlene Geisterfurcht zu lesen und daneben die Anstrengung, nichts von ihr merken zu lassen; aus ihrem Gerede konnte er herausfühlen, daß sie einen gemeinsamen Trost in sich hegten. Der abnehmende, doch noch ziemlich gutgerundete Mond mußte kommen, der „fraß die Wolken", und dann ließ sich wenigstens mit Augen sehen, was auf unhörbaren Geisterfüßen heranschlich. Der Mond war überhaupt etwas viel Nützlicheres als die Sonne, denn er machte die Nachtfinsternis hell, während sie bei Tag am Himmel stand, wenn kein Licht nötig fiel. So hielten die Blicke sich nach Osten gerichtet, und dort schob sich auch pünktlich die rote Kugel aus der Wasserfläche am Horizont herauf. Daraus goß sich einige Beruhigung aus, die das gute Hamburger Bier weiter unterstützte. Der und jener legten den Kopf auf den weichen Kreidesand zurück und die Augdeckel fielen ihnen zu; der Sturmtag hatte Fäuste und Füße tüchtig im Tauwerk gerüttelt und geschüttelt, und Seeleute waren von jeher begnadet, wenns nichts zu thun gab, in jedem Augenblick auf der Holzdiele fest wie Hamsterratten einschlafen zu können. Einige hielten noch das Mundwerk im

Gang, riefen ab und zu nach den am Deck gebliebenen Wachen hinüber, sich zu vergewissern, daß dort offene Augen seien. Erfreulich kam jedesmal die Antwort zurück, das ließ am Land die noch auseinander gehaltenen Wimpern allmählich auch zublinzeln. Das Feuer losch aus und die Kohlen verglühten; dafür stand der Mond, der in der That nach seiner Pflicht die Wolken gefressen hatte, jetzt als Silberscheibe da, strahlte beinahe blendend von der weißen Stubbenkammerwand wieder, und ein vielfältiges Schnarchen überspann heute den sonst tonlosen Strand mit unbekanntem Geräusch. Das setzte an ihm alteingesessene Anwohner in Verwunderung, so daß sie hier und da sich aus dem Wasser am Klippengestein als dunkle Schatten in die Höhe reckten. Wie aufhorchende und umlugende Menschenköpfe nahmen sie sich aus, doch hurtig wieder untertauchend, wo etwas sich Bewegendes zu nahe an ihnen vorbeikam.

Dies war die am Strand entlang wandernde Gestalt Jörgs von der Lippe, der noch keinen Schlaf zwischen den Lidern hatte, sondern einen Trieb in sich, zur Höhe des Steilufers hinanzusteigen, um von dort in der hellen Nacht auf die See niederschauen zu können. Ein absonderes Gelüst war's, das nicht viele mit ihm geteilt hätten, doch ihn überkam's so, die Natur mußte ihm eine Anlage dazu mitgegeben haben. So scheuchte sein Schritt die huschenden Schatten, die keine ruhlosen Geister hier im Gang der Zeiten ertrunken ausgeworfener Seefahrer, vielmehr nur neugierige Seehunde waren, von dem Geklipp ins Wasser zurück, und ihm geriet's keinen Augenblick in den Sinn, sie für etwas Anderes, Uebernatürliches zu halten, denn dazu trug er keinerlei Anlage in sich. Mit dem Aufwärtskommen aber wollte es eine ziemliche Strecke weit nicht gelingen, die weiße Wand verblieb dabei, gleichmäßig, fast scheitelrecht abzufallen; dann indes zerspaltete sich die Felsmasse einmal, ein Einschnitt klaffte in sie hinein, und der junge Schiffer besann sich nicht lange, drin aufzuklettern. Recht steil zwar ging's auch hier noch in die Höh, doch für rüstige Kräfte fiel's möglich, bis beinah plötzlich der leuchtende Nachtglanz um den Aufgestiegenen auslosch, daß er nichts mehr vor sich sah, nur noch halb erkannte, hohe Laubbäume schlugen ihre Schatten über ihm zusammen. Aber von seinem Vorhaben ließ er sich nicht leicht durch ein Hindernis abbringen, sondern setzte den Fuß weiter vorwärts, obwohl er unverkennbar in völlig lichtlos dichten Wald geriet. In einer Hinsicht freilich machte sich's jetzt leichter als vorher, weil der Boden eben geworden; merkbar war er auf die Höhe der Stubbenkamer hinaufgekommen, ob auch nutzlos, denn ein freier Ausblick ließ sich hier nicht erwarten oder wenigstens nicht finden. Da er gleichfalls eine gesunde Mitgift von Vernunft im Kopf herbergte, wollte er von weiterem abstehen und zum Strand zurück umkehren; das erwies sich jedoch als nicht so leicht ausgeführt, wie beabsichtigt: ihm konnte bald nicht viel Zweifel bleiben, er habe auch die Richtung, aus der er hergeraten, nicht wieder gefunden. Hier oben war's nicht still, wie drunten unterm

Windfang, oder mindestens nicht in der Höhe; ein Sausen durchfuhr die Luft, als jage das Heer des wilden Jägers droben, oder als donnere eine Brandungswelle um die andere durch die Wipfel der mächtigen Bäume; der noch andauernde Weststurm schleuderte sie krachend in einander. Endlich, nach geraumer Zeit glaubte der im Dunkel Umhertastende doch an den Ausgang zurückgekommen zu sein, ein Schimmer fiel ihm entgegen, auf den er zwischen alten Buchenstämmen hindurch zuschritt. Wie er in der That so ins Freie hinausgelangte, lag aber völlig anderes vor seinem Blick, als das Erwartete, nur eine kleine, nicht mehr als einige hundert Schritt lange, rundum von Baumriesen umgebene Lichtung, die nur eben unterscheidbar ein schwarzer Wasserspiegel ausfüllte. Diesen zu erhellen, stand der Mond noch nicht hoch genug, erst am westlichen Rand begann er über die Wipfel her einen schmalen Flimmerstrich entlang zu ziehen, das übrige deckte tiefer Schatten. Hier herunter vermochte der Wind nicht zu stoßen, die Fläche des winzigen Waldgewässers dehnte sich reglos und lautlos im Dunkel hin. Nur ein leicht plätschernder Ton scholl von ihr her, drüben mußte sich ein Fisch aufschnellen, und auch ein ungewisses Geflimmer wie von silbernen Schuppen deutete die Stelle.

Aber da überlief's doch auch Jörg von der Lippe einmal ähnlich den Rücken, wie seinen vor Nachtunholden grauelnden Leuten drunten am Strand. Der Mond verbreiterte rasch seine Bahn auf dem kleinen See, und in ihr nahm der jetzt deutlicher wiederum auftauchende Fisch etwas Menschenartiges an. Beim ersten Draufblick zwar hielt der Hinüberschauende es nur für ein Täuschungsbild in seinen Augen, doch schnell konnte kein Zweifel bleiben, es seien weiße Schultern und Arme, die blinkernde Wellenkreise um sich erregten, sich daraus hervorhoben und niedersenkten. Dann auch ein Gesicht wie der offene Kelch einer großen Wasserrose, über die sich ihre Blätter dunkel zusammenzufalten schienen; indes die Helligkeit nahm so zu, daß sie sich als dunkles, ausgebreitet und langfließendes Haar erkennen ließen. Alles umgab wie mit leichtem Schleiergewebe ein Gerinnsel glitzernder Tropfen, als ob Silberfunken die Luft durchsprühten; so hielt sich's in der anwachsenden Glanzgarbe des Gewässers, trieb gleichsam mit dieser näher der Seite zu, wo der junge Beobachter nicht wahrnehmbar im tiefen Schattenfall stand. Körperlich bewegte er sich nicht, aber im Innern durchging ihn eine fremdartige, starke Erregung, halb schreckhaft und halb mit einem reizvoll überfließenden Schauer. Das Gerede des Volksmundes hatte also doch recht, es gab in Wirklichkeit Wesen von äußerer menschlicher Erscheinung, doch nicht menschlicher Natur, die nächtlich an einsamen Orten aus Erdgründen und Wassertiefen heraufkamen, bis zum Morgengrau beim Mond- oder Sternenlicht Luft in sich einzuatmen. Mitternacht mußte ungefähr über dem See liegen, und die aus ihm herauf Gekommene konnte nichts Anderes sein als ein Meerweib, dessen Fischschwanz sich unsichtbar unter dem Wellen-

glimmern barg. Erkennbar war nur, an Gestaltung und Antlitz sei's keine Unholdin, sondern eine noch ganz junge Seejungfer mit mädchenhaft gebildeten Gesichtszügen.

Da that Jörg von der Lippe unwillkürlich etwas, was er gleich nachher bereute. Doch ihn überfiel's mit einem Schreck, sie komme mit der Mondbahn bis dicht vor seine Füße ans Ufer heran, und ihm flog ein Ausruf vom Mund, sie davon abzuhalten, unbedacht, er wußte nicht warum, denn er hätte sie eigentlich gern noch näher und deutlicher gesehen. Bei dem Ton aber schlug ein Rauschen des Wassers auf, unter das, blitzschnell verschwindend, das weiße Gebild niederschoß. Ein glimmerndes Wallen an der Oberfläche zeigte, daß es ein Stück weit eilig unter dieser sich schwimmend fortbewegte; danach tauchte noch ein paarmal nur augenblickkurz ein ungewiß blinkender Schein auf, entfernte sich hurtig weiter und losch, wie in den Grund versinkend, unter schwarzem Schatten am Nordrand des Sees aus. Dorthin suchte der Veranlasser dieses raschen Vorgangs mit einiger Schwierigkeit sich nun auch durch sperrendes Unterholz einen Durchweg, doch, als er an das Wasserende gelangte, lag alles ohne Regung und Laut, und sonderbar war auch sein Mund, der einen Ruf ausstoßen wollte, außer stande, diesen laut hervorzubringen. Nur der Sturm rohrte über seinem Kopf in den Baumwipfeln; ihm kam's vor, als träume er nur davon, daß er umblickend und aufhorchend hier in der nächtigen Einsamkeit stehe. Dann jedoch besann er sich auf die Wirklichkeit; der Mond war inzwischen hoch genug aufgestiegen, auch den Waldgrund mit einem Dämmerschein zu durchsetzen, und kundig, sich nach den Himmelsrichtungen zurecht zu finden, kehrte er ziemlich geradenwegs an die Felskluft, durch die er emporgeklettert, zurück, kam zum Strand hinunter und streckte sich, von der Nachtwanderung schlafsüchtig geworden, neben seinen schnarchenden Schiffsleuten auf den Sand. Beim Aufwachen mußte er sich erst etwas besinnen; die Sonne fiel ihm ins Gesicht, doch er meinte, es sei der Mond, und zwischen seinen aufgeschlagenen Lidern lag ein eigentümlicher Ausdruck, daß einer von der Mannschaft dem bei ihm Stehenden ins Ohr raunte: „Kiek sin Dogen, he hett vun Nach wat sehn.“ Im übrigen waren alle jetzt im Tageslicht ihrer Geisterfurcht ledig und warteten auf das Geheiß, die Segel der Snigge wieder loszumachen; der Sturm hatte sich augenscheinlich draußen auf der See soweit gelegt, daß kein Bedenken mehr vom Auslaufen abhalten konnte. Zur allgemeinen Verwunderung aber zeigte der junge Schiffer sich heut' morgen überbehutsam; er stand eine Zeitlang nachdenklich über das ruhige Wasser ausblickend, sagte dann kurz, draußen stehe die See noch hoch mit widrigem Wind, es sei nötig, noch bis zum Mittag zu warten, und nach dieser Aeußerung ging er davon, am Strand entlang, anfänglich ab und zu anhaltend, als ob er sich an dem Treiben der Seehunde belustige. Aus den Augen der Nachschauenden gelangt, beschleunigte er indes den Schritt und

stieg wieder durch den Felseinschnitt, den das Mondlicht ihm gedeutet, aufwärts. In seinem Kopf lagen zwei Dinge miteinander im Widerstreit, die gesunde Vernunft, mit der er immer über den Glauben seiner Schiffsgenossen an Wasseralben und Meerweiber gespottet hatte, und die Erinnerung an das, was ihm in der Nacht droben vor Augen gestanden. Daran mußte, wenns im wachen Zustand auch aus seinem Gedächtnis weggeschwunden war, vermutlich während des Schlafs ein Traum noch fortgesponnen haben, denn seiner hielt sich eine unbekannte Gewalt bemächtigt, über die er zum erstenmal im Leben mit vernünftiger Ueberlegung und Willenskraft nicht aufkommen konnte. Ein wunderliches Gefühl ließ ihn nicht los, in dem Wald über der Stubbenkammer sei gar kein See vorhanden, sondern seine Einbildung habe ihm den nur vorgespiegelt und etwas Weißes hineingesetzt, das er von der mondbeschienenen Kreidewand in seinen Augen mit hinaufgebracht.

Darüber ins Klare zu geraten, trieb's ihn nochmals durch die Kluft in die Höh', und jetzt im Morgenlicht fiel's ihm leicht, die Richtung, die er gestern genommen, wieder zu finden. Unerwartet schnell lichteten sich die alten, wohl manchhundertjährigen Buchen, und da lag wirklich das dunkle, ringsum dicht von hohem Laubgürtel umschlossene Wasserbecken vor ihm, bei Tage noch weniger umfangreich erscheinend als in der Unsicherheit des Mondlichts. Den Hinzutretenden rührte es wie mit einer befreienden Empfindung an, daß er sich nicht thöricht von einem Gaukelspiel in seinem eigenen Kopf habe betrügen lassen, und er sah durch die kleinen Lichtungswände umher. Völlig lautlos war's überall, und ganz unbewegt breitete das Gewässer sich wie ein großes, nachtschwarzes Auge aus, nur an den Rändern spiegelten die alten Baumkronen aus der Tiefe zurück. Drüben am Westrand hob die Ufereinfassung sich beträchtlich höher auf, doch wie's erschien, nicht von der Natur so geschaffen, Menschenhände mußten dran thätig gewesen sein. Aber vor langen Zeiten, denn auf einem sich im Halbkreis rundenden, mauerartigen Erdwall standen die Buchenstämme zu gleicher Mächtigkeit emporgewachsen wie an den übrigen Seiten; zerstreut lagen einige große Steinblöcke, halb übermoost und grasumwuchert, da und dort, wie einmal von der Wallhöhe niedergerollt.

Nun jedoch faßte den Umherblickenden ein entgegengesetztes Gefühl an; ungefähr inmitten des Sees nahm er etwas Weißes gewahr, das sich zweifellos als etwa ein halbes Dutzend nahe zusammen gedrängter blühender Wasserrosen ergab. Daraus befiel's ihn mit einem Unmut, denn ihm ging Erkenntnis auf, er habe sich doch selbst einbildnerisch bethört. Der Sturm war von oben heruntergefahren, Wellen erregend, von denen die weißen Blumen hin und wider geschaukelt worden, und seine, vom erhitzenden Aufstieg mit Blut überfüllten Augen hatten im Mondlicht aus den auf und nieder bewegten Blüten ein Gesicht, Schultern und Arme erschaffen. Diese einfache Erhellung seines Selbstbetrugs

verdroß ihn zwar, ließ ihm indes doch auch ein Lachen vom Mund klingen, auf das aber seltsam ein anderes erwiderte. Stutzend horchte er; jetzt verstummte es, und unwillkürlich rief er laut: „Wer lacht da?“ — „Lacht da,“ kam eine Antwort zurück. Da ging's ihm auf, daß er sich abermals einer Täuschung nicht erwehrt habe; nur ein Echo seiner eignen Stimme von der Laubwand drüben überm See war's gewesen. Doch trotzdem konnte seine Vernunft nicht Herrin über die Vorstellung werden, der Rückklang sei aus dem Wasser heraufgekommen, von dorther, wo in der Nacht die Gestalt seiner Einbildung zum Grund hinuntergetaucht war. Er begriff sich nicht, die einsame Waldstelle trug verschwiegen Geheimnisvolles in sich, das ihm sein selbstsicheres Wesen fremd verwandelte. Von einer Furcht vor etwas Unsichtbarem durchlaufen, stand er, vermochte am lichten Tag nicht Herrschaft über das Trugspiel seiner Sinne zu behaupten.

Dann suchte Jörg von der Lippe mit einem gewaltsamen Ruck diese Fremdherrschaft abzuwerfen und setzte den Fuß weiter. Doch nicht ostwärts zurück, er sagte sich, wenn er die Richtung nach Norden einschlage, müsse er, die Wand der Stubbenkammer umbiegend, ebenfalls an den Strand hinunter und diesem entlang zu seinem Schiff kommen. Das bewährte sich, eine Strecke weit dauerte der Wald noch an, danach gab kreidiger Steingrund keinen Wurzeln mehr Nahrung, und vor freiem Ausschau dehnte sich drunten die See. Nicht steil ging's hier abwärts, sondern mählich, nur hin und wieder einmal sprang eine Felsrippe vor, in die augenscheinlich zur Herstellung eines Pfades von Menschenhand Stufen eingekerbt worden, wohl in schon ferner Vergangenheit, denn sie waren ausgeschürft und vom Regen verwaschen. Damals mußten also menschliche Bewohner hier gehaust haben, nicht nur Alben und Meerweiber; wider seine Verstandeseinsicht blieb der Hinuntersteigende von dieser Vorstellung der letzteren umsponnen. Nun jedoch gewahrte er Unerwartetes; nicht allein in Vorzeiten hatten Menschen hier gelebt, sondern thaten's noch. Linkshin zog sich, die offene See von einem Binnenhaff, einem „Bodden“ abscheidend, eine lange, ganz schmale Sandnehrung, und an ihrem Beginn hoben sich aus der weiten Oede ein paar niedrige Hütten vom Boden auf; offenbar trachteten dort Fischer auf diesem nie besuchten Erdfleck ihrer Nahrung nach. Beträchtlich weit noch war's zu ihnen hinüber, und der niederfallende Pfad bog jetzt von ihrer Richtung zur Rechten ab an den Strand hinunter, wo schon der nördliche Absturz der Stubbenkammer dicht herzutrat. Da hielt der Schiffer überrascht vor einem unerwarteten Anblick den Fuß an.

Auch hier, in völliger Einsamkeit lag ein Haus, erst ganz in der Nähe zu gewahren, zur See hinaus durch einen Dünenwall gedeckt, an den Seiten von zerklüftetem Felsgestein umfaßt und überragt, wie zu diesem gehörig erscheinend. Mit seiner Farbe hob sich's in nichts davon ab, denn es war aus losgebrochenen, nur roh behauenen Stücken der weißen Kreidewände aufgebaut, nur das Dach war von breitübergelegten, dicken, mit Seetang ausgefugten Baumstämmen ge-

bildet, und die Zugangsthür war aus Holzbohlen gezimmert. So lag's absonderlich da, breitgestreckt, keiner Fischerhütte gleichend, wie eine für die Ansammlung von vielen hergerichtete, zum Schutz gegen Unwetter überdeckte Halle; noch verwunderſamer aber stellte sich ein Zierat an den Wänden dar. Wo bis zu Manneshöhe aufwärts ein Stück ebener Fläche es möglich gemacht, waren in das weiche Gestein Bildumrisse von Rad und Galgen eingeritzt, neben der Thür einer, der einen Mann in Scharfrichtertracht mit hoch aufgehobenem Schwert wiedergab. Der seltsame Bau schien leblos verlassen zu sein, nur eine große Möwe mit breitklafterndem Flügelschlag zog drüber hin. Doch wie sie beim Anblick des von der Waldhöhe Herabgekommenen einen schrillen Ruf ausstieß, ging die breite Thürbohle auf, und ein Weib trat in die Oeffnung. Sichtlich eine Wendin, das dunkle Haar fiel ihr, leicht graudurchsprenkelt, lang bis über die Hüften herunter und darunter ein wunderliches Gewand vom Hals zu den Füßen nieder, denn sein baumrindengrauer Stoff war ebenso wie das Haus mit kleinen Abbildern von Galgen und Rädern besteppt. Sie heftete die schwarzen Augensterne mit einem scharf eindringenden Blick auf den unweit vor ihr Stehenden, betrachtete ihn kurz und fragte dann in der Sprache des niederdeutschen Nordens: „Von wo kommst Du hierher?" Auch ein paar schattenhafte Furchen auf ihrer Stirn thaten kund, daß sie für eine Frau nicht mehr jung sei, doch in ihrer Stimme lag noch etwas Helltöniges, an den Klang von kleinem Strandgestein erinnernd, wenn die Uferwellen dazwischen hineinspielten.

Verwundert hielt auch der Befragte den Blick in ihr Gesicht gerichtet und antwortete: „Wohnst Du in diesem Kreidehaus? Du trägst ein sonderbares Kleid."

Nun zog sie die Oberlippe zu leichtem Lachausdruck über die weißen Zähne herauf und gab zurück: „Solches Kleid webt der Wind hier. Kennst Du's nicht? Da kommst Du nicht mit rotem Segeltuch."

Es regte den Eindruck, daß er ihrer Augenprüfung nicht mißfalle, denn sie setzte hinzu: „Hast Du Hunger? Das Haus steht offen. Iß und trink!"

Sich umkehrend, trat sie ins Innere zurück, das ungeteilt nur einen einzigen großen Raum enthielt. Er sah aus, als diene er einer beträchtlichen Anzahl von Männern zum Aufenthalt, doch befand sich niemand drin. Auf Gesimsen standen erzene Becher und Humpen, Schilde und mancherlei Gewaffen hingen an den Wänden, die von Bänken umlaufen waren; ein riesiger Tisch aus Eichenholz mit dicken Kolbenbeinen nahm fast eine der Querseiten ein. Gegenüber lag die gleichfalls aus geschwärztem Kreidegestein aufgerichtete Herdstatt, zwei Lagerstätten erhoben sich kaum fußhoch über dem Boden, doch zeigten sie sich auffällig mit prächtigstem ‚Buntwerk' aus Nowgorod überdeckt, wie die Pelzschauben der vornehmsten Ratsherren in den großen Hansestädten es nicht kostbarer aufweisen konnten. An mehreren Stellen waren in die Wandungen runde Fensteröffnungen

hineingebrochen, durch die Licht in den eigentümlichen Raum des Baues fiel, der wohl kaum irgendwo an der Ostsee seinesgleichen haben mochte; Jörg von der Lippe wußte ihn sich nicht zu deuten. Er saß an dem Tisch, wo die Bewohnerin des weißen Hauses auf einer Erzschüssel einen kalten gebratenen Buttfisch vor ihn hinsetzte und Brot daneben legte; da er in der That von Hunger befallen worden war, griff er unwillkürlich zu und aß. Nun holte sie einen Krug, nahm einen gewaltigen Humpen vom Sims, den sie mit goldgelbem Met anfüllte und dazu sagte: „Kannst Du den mit einem Zug zwingen?" Das Riesengefäß ansehend, schüttelte er den Kopf: „Das kann ein Mensch nicht." Sie schlug ein Lachen auf: „Einer war, der hat's gekonnt. Aber Du hast nicht von seinem Blut in Dir. Was hat Dich hergebracht? Sag, wer Du bist?"

Sie setzte sich neben ihn, und er gab ihr Auskunft; während er sprach, suchte sein Kopf vergebens umher, was er aus ihr und ihrer Behausung machen sollte. Wer hatte die so gebaut, so ausgerüstet und lebte mit ihr drin? Keine Fischerhütte war's und sie kein Fischerweib; in ihrem Behaben und Gesicht lag ganz Andres, nicht Benennbares, sie mußte schön gewesen sein, wars noch jetzt. Aber auf Fragen, die er vorbrachte, antwortete sie nicht, sondern lachte. Nur wie er von dem kleinen See droben im Wald redete, erwiderte sie: „Willst Du jung bleiben, schwimme drin. Herthas Wasser giebt Jugend und Kraft." Ihre Art erregte ihm den Eindruck, als ob sie nicht ganz rechten Sinnes sei; das mußte sie ihm aus dem Blick lesen, ihr kam vom Mund: „Du denkst, was war; aber was war, ist gewesen. Im Herbst werden die Früchte reif und die Menschen klug. Das thut die Sonne, die ist stärker als der Mond. Nur über junges Blut hat er mehr Gewalt als sie. Wareſt Du im Mondlicht an Herthas Wasser? In Deinen Augen steht's. Der Mond hebt die Wellen aus dem Grund, daß sie schwellen und kreisen. Ich bin nicht mehr thöricht, aber Du bist noch zu jung und mußt in die Sonne."

War das Irrsinn oder was? Der Hörer vermochte sich's nicht zu erklären, doch fühlte er, sein Kopf sei heute in einem sonderbaren Zustand, der ihm längeres Verbleiben in dem wunderlichen Raum nicht rätlich mache. Aus den Reden des Weibes kam etwas ihn wie mit einem Schwindel Anfassendes; er stand auf, dankte für die Bewirtung und zog ein Geldstück hervor, um es auf den Tisch zu legen. Doch die Frau sagte mit einer geringschätzig abweisenden Handbewegung: „Behalt's, das hast Du nötig, nicht wir." Den Sinn schien's zu haben, daß Geld hier in der Einöde wertlos sei, da sich nichts dafür kaufen lasse. Aber wie sie hinterdrein sagte: „Wir haben genug an der Ehre, die ein Burgemeisterſohn von Stralsund uns angethan," nahm sein verwirrter Blick zum erstenmal gewahr, die schwere Schüssel, aus der er gegessen, sei von getriebenem Silber. Lachend setzte sie nochmals hinzu: „Vielleicht kommt auch einmal ein König zu uns zu Gast, dem müssen wir auf goldnem Gerät aufwarten." Zugleich jedoch regte

sich etwas unter der offen gebliebenen Thürwölbung, die Augen Jörgs von der Lippe gingen unwillkürlich dorthin, und plötzlich stieß er besinnungslos hervor: „Du warst es — Du bist's —"

Ein Mädchen trat herein, auf den ersten Blick als die Tochter des Weibes erkennbar. Die Antlitzzüge waren die gleichen, und das gleiche seltsame Gewand umgab ihren schlanken Wuchs; nur sahen zwei grauperlend helle Augensterne aus dem Gesicht, und sie trug das lange, schwarze Haar zu einem losen Knoten verschlungen über dem weißleuchtenden Nacken. Ihre Hand hielt in einem Rohrgeflecht am Strand gesammelte Möweneier, die bloßen Füße setzten sich schmal, doch zu vollkommener Schönheit ausgebildet unter dem Kleidsaum vor. Höchstens siebzehnjährig mochte sie sein, blickte erstaunt den unerwarteten Fremdling an.

In seinem Gedächtnis war aus den Worten der Mutter undeutlich etwas einmal Vernommenes aufgewacht, ein Name, den er als Kind von einem Schiffer aus Olde Vehr, dem Dorf auf Rügen Stralsund gegenüber, nennen gehört. Das ließ ihm ungewiß jetzt die Frage vom Mund kommen: „Bist Du Hertha — und gehört Dir der See dort oben im Wald?"

Die Frau sah ihn kurz, wie nach einem Verständnis suchend, an, dann gab sie, wieder lachenden Tons, Antwort: „Ja, Hertha gehört er, meiner Tochter. An seinem Grund steht ihr Schloß, und alles hier ist ihr zu eigen, Wasser und Land. Ich bin ihre Dienerin nur und darf über ihrem Schlaf wachen, wenn die Nacht kommt. Willst Du schon fort von uns, Jörg von der Lippe? Setze Dich noch wieder, ich sehe, Hertha erlaubt Dir's, noch zu bleiben."

Die Sprecherin holte ein kostbares Zobelfell herbei, das sie über eine Bank zum Sitz für ihre Tochter deckte; darauf ließ diese sich nieder, und sinnverworren setzte auch der junge Schiffer sich zurück. Er wußte nicht, was ihm seinen ersten jähen Ausruf entrissen habe; zu unsicher hatte das Mondlicht der Nacht den See übersponnen, um die Gesichtszüge der weißen Erscheinung zwischen den glimmernden Wellen unterscheiden zu lassen. Aber trotzdem erfüllte ihm gleichsam Leib und Seele eine Ueberzeugung, die dort vor ihm Sitzende sei's gewesen, durchfloß ihn mit einem unbekannten, zugleich schreckhaften und köstlichen Grausen. War's ein Menschengeschöpf oder eine Seejungfer? Ihr Schloß, hatte das Weib geredet, stehe drunten am Wassergrund, und alles umher gehöre ihr zu eigen; so sprach das Volk von der Hertha, die droben auf der Insel bei der Kreidewand hause. Wortlos sitzend, richtete er den Blick unter niedergeschlagenen Lidern auf ihre Füße hinab. Die erschienen als ungewöhnlich schöne Füße eines jungen Mädchens, fast noch wie die eines erst halbwüchsigen Kindes. Doch er traute seinen Sinnen nicht, sie umgaukelten ihm seit gestern Auge und Ohr mit Täuschung. Freilich auf einem Fischschwanz hätte sie nicht durch die Thür hereingehen können, aber wie die Hüter von etwas Geheimnisvollem umschlossen die Wände des weißen Steinhauses den Raum, und seine Luft atmete sich ein, als sei Betäubendes in ihm.

Mit einem Ausdruck von Verwunderung hafteten die hellen Augen der Hertha auf dem Gesicht des jungen Gastes, wie wenn sie bis heute noch nichts seiner Art gesehen habe. Doch mehr noch staunte er bei ihrem Anblick; war sie ein Menschenkind, so gab's kein ihr ähnliches, das ihm irgendwo begegnet. Das Gewand mit den abstoßenden Bildzeichen fiel an ihr nieder, als sei's ein Fürstenmantel, und sie saß auf der Holzbank wie auf einem Thron. Oder lag eine Verrückung über seinen Augen, die ihm nur ein solches Bild vorspiegelte? Er hatte noch keinen Ton aus ihrem Munde gehört und konnte sich ihre Stimme nicht vorstellen; endlich gelang's ihm, Mut und Sprache zu finden, die Frage von den Lippen zu bringen: „Bist Du heut Nacht droben in dem See geschwommen?"

Nun antwortete sie: „Ja. Ich thu's immer, wenn der Mond hoch am Himmel ist." Die Stimme klang hell gleich ihrem Blick, dem Hörer war's, als schimmere auch aus ihr ein Glanz. Doch ganz einfach hatte sie's erwidert und fügte nach: „Woher weißt Du's?"

„Ich sah Dich und rief Dir zu. Bist Du ein Mädchen?"

Bedachtlos und unbewußt flog's ihm hervor, er erschrak, wie er's in seinem Ohr gehört, und widerrief's hastig: „Nein, nur etwas im Wasser sich bewegen sah ich, doch konnt' es nicht erkennen, ich glaubte, ein Fisch sei's."

Seinem Gefühl war auf einmal doch zweifellos aufgegangen, ein Menschenkind sitze vor ihm, ein Mädchen, dem seine Augen Unziemliches angethan, das er unverhohlen kundgegeben. Furcht hatte ihn befallen, sie werde sich beleidigt von ihm abkehren und davongehen, doch ihr Gesicht zeigte nichts von Unwillen, sie blickte ihn an wie zuvor und versetzte: „War's Deine Stimme, die ich hörte? Also redest Du mit Fischen bei Nacht?"

Dazu lachte sie fröhlich, und ihm ward's, als sei zugleich Mondlicht und Sonnenglanz um ihn. Vom blinkenden Wellenspiegel gewiegt sah er sie, und sie saß da in dem rätselhaften Kleid; nicht Begreifbares umwob sie mit einem Schleier, doch ein junges Menschenbild, wie er noch keines gesehen. Nicht an dem Maß anderer Mädchen in Städten und Dörfern war sie zu messen, denn ihr Gleichendes gab's nicht zum andernmal; wie ein lebendiges Abbild des weißen Kreidefelsens mit dem dunklen Waldkranz auf seinem Scheitel erschien sie, aus ihm zum Licht unter Sonne und Mond heraufgekommen. Auch der junge Schiffer mußte jetzt lachen, über sich selbst, daß er zur Nacht mit einem Fisch gesprochen haben sollte. Ihm war's nicht mehr unheimlich in dem Kreidehaus mit der seltsamen Ausstellung von Waffen und Schilden, kostbarem Pelzwerk und silbernem Gerät; für sein Empfinden gebührte das alles der Hertha, deren Dienerin sich ihre Mutter benannt, und er sann nicht darüber nach, wie es in diese Strandöde hergeraten sei. In seinem Kopf war für kein Denken Platz, er sah und hörte nur die hellen Augen und die helle Stimme vor sich. Denn sie redeten jetzt weiter mit einander; die Frau ging an den Herd, Mittagskost zuzurüsten, und die beiden

blieben, hin und her sprechend, scherzend und lachend, als wären sie sich altbekannt, an dem großen Eichentisch sitzen. Der mußte mancherlei befahren und gesehen haben; runde Krüge hatten sich vielfach in seine Platte eingedrückt, wie vom Niederstoßen schwerer Erzhumpen, und quer drüberhin lief ein Schnitt, als ob einmal ein Schwerthieb auf ihn heruntergefahren sei.

Als Jörg von der Lippe unter dem Steilhang der Stubbenkamer weiter am Strand entlang schritt, war die Sonne aus ihrer Himmelshöhe schon wieder ein Stück abwärts gestiegen, und ihm lag's um die Sinne, er habe die Tageshälfte in einem Traum verbracht, aus dem er noch nicht zum Wachwerden gekommen. An dem Ankerplatz seiner Snigge zurückgelangt, sprach er kaum, gab nur kurz Befehl zur Abfahrt; Putte Kock, der Putzenmaker, zerrte mit einer Grimasse seine Mütze vom struppigen Kopf und blies mit aufgepumpten Backen hinein. „Wat hest to pusten?" fragte einer, und er antwortete: „Güstern to veel, hüt to münner; ick versök, dat wi'ne Mütz vull Wind kriegt." Doch Herr Jörgen schürzte die Lippe nicht zu einer Abfertigung der anzüglichen Rede, ließ sie ganz unbeachtet, schaute nur mit abwesendem Blick vor sich hin. So seinem Wesen zuwider, daß die Mannschaftsleute sich ins Ohr tuschelten: „De löppt nich wedder an de Kriedkant an, de hett wat sehn." Im übrigen verhielt sich's draußen mit der Windlosigkeit nicht allzu schlimm, aus der Stille unter der Stubbenkamerwand herausgebracht, blähte die „Schwalbe" ihre Linnenflügel doch genügend auf, um, südwärts davonziehend, nach ein paar Stunden die menschenlos öde, vielzerrissene und zerklüftete Halbinsel Mönchgut zu umkreisen. Der Sommertag erhielt lange seine Helligkeit, geleitete die Snigge durch den Greifswalder Bodden bis in den schmalen, den Südrand Rügens vom Festlande abtrennenden Strelasund, und als sie an der kleinen Insel Strela vorüberlief, hoben sich unweit hinter dieser in erst beginnendem Dämmerlicht noch deutlich unterscheidbar die hohen gotischen Türme der Jakobi- und Nikolaikirche jenseits der mächtigen Umwallungsmauer Stralsunds in die Luft; die gewaltige Marienkirche, die vordem alles überragt gehabt, befand sich, gegen den Ausgang des letzten Jahrhunderts mit ihrem Hauptteil zusammengestürzt, noch erst im Wiederaufbau. Ueberaus festgesichert lag die Stadt, ringsum vom Wasser des Sundes und drei kleiner Landseen oder großer Teiche umschlossen, auf einer Insel, nur über drei schmale Dämme durch starke Thore vom Land her Zugänge verstattend. Das Schiff legte neben dem außerhalb der Mauer belegenen Kloster und Siechenhaus „Sankt Jürgen am Strande" an und der heimgekehrte Schiffer erhielt, dem Wächter aus Knabenzeit her bekannt, durch das bereits nächtlich mit niedergelassener Zugbrücke wohl verwahrte, schon manches Jahrhundert alte „Knieper Thor" Einlaß. Eine Straße mit hochgegiebelten Häusern durchschreitend, trat er bald auf den „Alten Markt" hinaus, über den sich als dunkle Schattenmasse die Nikolaikirche emporhob, daneben breit hingelagert das viel-

betürmte Rathaus. Dem gegenüber ragte ein besonders stolzer Giebelbau auf, ehemals der Wohnsitz des Burgemeisters und Flottenhauptmanns Wulf Wulflam, der „der reichste Mann an der ganzen Ostsee" gewesen, vor der Königin Margarete selbst wie ein Fürst gestanden hatte, und als er seine Braut zum Altar in der Nikolaikirche geführt, mit ihr über den Alten Markt ganz auf kostbarstem, ländischem Tuch dorthin geschritten war; nun aber lag sein Haus lange verwaist, da er während der blutigen Wirrsale im Innern der Stadt vertrieben worden und in der Fremde gestorben. Nah vor der Thür war bald danach der Kopf seines Hauptgegners, des Burgemeisters Karsten Sarnow auf dem Marktplatz unterm Richtschwert gefallen. Heute jedoch lag alles still und friedlich im einfallenden Nachtdunkel, die Angehörigen der „Geschlechter" saßen bei den Weinkannen in der Trinkstube des Rats, die Zünfte beim Hamburger Bier in den Gildestuben versammelt, und unter einem alten, den Markt begrenzenden, pfeilergetragenen Laubengang mit gotischem Gewölbe hindurch trat der junge Führer der Snigge in einen weitgeräumigen Hausflur und, die breite Treppe aus schwedischen Granitsteinen hinansteigend, in ein großes, von Pechpfannen erhelltes Gemach. Doch auf einem Tisch brannten zwei dicke Wachskerzen, davor saß, ein Schriftstück überlesend, ein Mann von machtvollem Wuchs mit vollem, fast weiß den Kopf bedeckendem Haar. Das war der jetzige Altburgemeister Stralsunds, Herr Nikolaus von der Lippe; von dem Pergamentblatt weg richtete er seine scharf eindringenden Augen auf den Ankömmling, erhob sich und sagte, diesem die wuchtige rechte Hand hinstreckend: „Bist Du zurück? Steht's zurecht auf der Schusterbrücke in Bergen?"

So hieß das wichtige Hansakontor droben in der norwegischen Stadt, deren deutsche Kaufleute und Gewerbtreibende unter dem Sammelnamen „Schuster" zusammengefaßt wurden. Es zeugte von starkem Vertrauen in die Tüchtigkeit und Einsichtigkeit des jungen Mannes, daß er nach Bergen geschickt worden war, die dortigen, vielfach unliebsam zerfahrenen und verwilderten Zustände zu begutachten und Bericht davon abzulegen. Das that er jetzt und offenbar mit klugem Einblick zur Befriedigung des Hörers. Doch seltsam stach sein Verhalten von dem ab, das er auf dem Schiff gegen die Mannschaft gezeigt. Nichts Kühnes und Selbstbewußtes lag darin, geschweige denn Trotziges; unsicher, beinahe scheu stand er, die Augenlider halb niedersenkend. Man sah, hier fühlte er sich nicht als den Herrn, nur als der Junge vor dem Alten, war der Sohn des Hauses noch wie in Knabenzeit ohne eigenen Willen; ihn schreckte kein Sturm und keine Gefahr, aber vor dem auf ihm haftenden Blick des Vaters strich er die Segel seines Muts und seiner Zuversicht. So brachte er den Bericht zum Ende, und Herr Nikolaus nickte: „Gut, ich bin mit Dir zufrieden. Du hast die Augen offen gehabt. Das Salzwasser macht Hunger und Durst; setz Dich an den Tisch". Weiter, nach der langen Fahrt, ob sie an den nordischen Schären oder sonst in

den dänischen Wassern bedrohlich gewesen sei, fragte er nicht; selbstverständlich war's, daß sein Sohn über jeden Widerstand Herr geworden. Dann saßen sie zusammen beim Nachtmahl, daran auch Adelheid und Landhill, die Hausfrau und Tochter, mit teilnahmen, und, aus gefülltem Pokal dem Heimgekehrten den Willkomm zutrinkend, sprach Nikolaus von der Lippe danach: „Richlint Wulflam wird morgen warten, daß Du ihr von Deiner Bergenfahrt erzählst". Eine Nachkommin des großen Geschlecht war's, und schon seit einiger Zeit war in der Stadt Rede gegangen, um langjährigen Zwist zur Ruh zu bringen, trage der Burgemeister eine Verbindung zwischen ihrer Sippe und der seinigen im Sinn. Das fiel dem Angesprochenen nicht ein und gleichgültig, mit hellem Lachen gab er Antwort: „Da wird Richlint Wulflam umsonst warten, denn ich weiß zu thun, was mir lieber ist." Doch sein Vater versetzte drauf: „Ich denke, dem Werber kann nichts lieber sein, als Rede mit der Jungfrau zu pflegen, die er sich zur Braut küren will." Nun nahm Jörg gewahr, daß die buschigen Brauen des Alten sich etwas auf die Augenhöhlen herabzogen; ablenkend erwiderte er: „Meßt Ihr mir solcherlei Vorhaben zu? Dafür halt' ich mich zu jung noch und gedenke Eurem Vorbild nachzufolgen, erst reifer an Einsicht Euch eine Schwäherin in's Haus zu führen." — „Dessen bedarfst Du nicht, da meine reife Einsicht Dir beihilft. Mit der habe ich die Wahl für Dich getroffen; Richlint Wulflam bringt Deiner Zukunft das Ansehn ihres Geschlechts zu und reichere Brautgift, als eine zweite Tochter unserer Stadt." — Bedachtlos flog dem Jüngeren heraus: „Um Geld brauch' ich nicht zu freien, dessen hab ich selbst genug". Jetzt aber schob Herr Nikolaus die breite Unterlippe vor und entgegnete scharftönig: „Du hast Geld, weil Dein Vater es seinem Sohn giebt. Wäre meine Lade Dir zugeschlossen, hättest Du keines". Ein schreckhafter Ausdruck befiel die Gesichter der Mutter und Schwester Jörgs, ängstlich sahen ihre Augen auf ihn hin, denn er stand vom Sitz auf, und über seiner Stirn schien mit einer roten Flamme als sein väterliches Erbteil auch der Willenstrotz emporzuschlagen. Doch vor dem stählernen Blick des Alten verstummte der Junge, die Antwort, die sich ihm aufgedrängt, stockte auf seiner Zunge, und er entgegnete nur: „Ich habe in letzter Zeit nicht Schlaf gefunden und bin müde; verargt mir nicht, Herr Vater, daß ich Euch für heute schon verlasse und in meine Kammer gehe." Das Blut derer von der Lippe kennzeichnete sich in seinem Gesicht, aber aus seiner Stimme wagte es sich nicht hervor.

In das Haus Richlint Wulflams jedoch ging Jörg von der Lippe am andern Tag nicht, dagegen suchte er eines auf, das an der Papengasse in einem Hinterwinkel der Jakobikirche belegen war und stieg darin, zuletzt mehr auf einer Leiter als einer Treppe, hoch bis zum vierten Stockwerk hinan. In enger, dürftiger Giebelkammer hauste hier ein Mann mit langem, aschengrauem Haupthaar, der von der Mehrzahl der Bevölkerung Stralsunds gemieden wurde. Ein gelehrter

Magister war's, des Namens Bertram Wigbold, er stand im Ruf, der Geisterkunde und schwarzer Künste mächtig zu sein; hauptsächlich aber flößte er Scheu ein als ein noch lebender Bruder Cord Wigbolds. Der war an der neuen Hochschule der Nachbarstadt Rostock gleichfalls Magister der Weltweisheit gewesen, doch hatte er eines Tags sein Lehrkatheder mit dem Schiffskastell vertauscht, um als Genosse Claus Störtebekers und Godeke Michels einer der wildverwegensten und am meisten gefürchteten Likedeeler zu werden, bis schließlich der Meister Rosenfeld auch ihm auf dem Grasbrook im Hamburg den Kopf vom Rumpf abgeschlagen und seine Gliedmaßen aufs Rad geflochten. Das besonders umgab Wigbold mit Unheimlichkeit, doch nicht für den Burgemeisterssohn, der sich vor nichts auf der Welt fürchtete als vor seinem Vater. Außerdem kannte er den Magister seit langem her, denn er hatte als Knabe Unterricht in der lateinischen Sprache von ihm bekommen; so setzte den Alten der Besuch heute nicht in Verwunderung. Nur kam's ihm bald zum Gefühl, daß seinen ehmaligen Schüler eine Absicht hergebracht habe, mit der er unschlüssig zurückhalte, nicht recht wisse, wie er sie ausführen solle. Dann indes sagte Jörg von der Lippe, wie er gestern an den hohen Kreidefelsen von Rügen vorübergesegelt, sei ihm dunkel in der Erinnerung aufgewacht, daß der Magister einmal davon gesprochen, der römische Geschichtsschreiber Tacitus rede in einer seiner erhalten gebliebenen Schriften von der Insel; da habe ihn danach verlangt, zu erfahren, was dies sein möge. Den Wunsch konnte Wigbold ihm befriedigen, denn er hatte als kostbaren Schatz eine Abschrift der „Germania" des Tacitus in seinem Besitz, aus der er jene Kunde geschöpft, und legte die hervorgesuchte mit der aufgeschlagenen Stelle vor Jörg von der Lippe hin. So weit aber reichte dessen Kenntnis der alten Sprache doch nicht, er mußte nach einem fruchtlosen Versuch den Magister um eine Verdeutschung bitten, und dieser übertrug ihm den kleinen Abschnitt:

„Sonst ist nichts bei diesen Völkerstämmen anzumerken, als daß sie gemeinsam die Göttin Nerthus, das heißt die Mutter der Erde verehren, die nach ihrer Aussage hier erscheint. Auf einer Insel des Ozeans ist ein heiliger Wald und in ihm, mit einem Gewand bedeckt, ein geweihter Wagen, den nur der Priester berühren darf; er erkennt die Anwesenheit der Göttin in ihrem Heiligtum und begleitet in tiefer Andacht ihren von weiblichen Rindern gezogenen Wagen. Dann sind frohe Tage und Feste an den Stätten, die sie ihres Kommens und Aufenthalts würdigt; keine Kriege finden statt und keine Waffen werden ergriffen, alles Eisen liegt verschlossen; dann allein ist Frieden und Ruhe bekannt und nur dann geliebt, bis derselbe Priester die ihres Umgangs mit den Sterblichen satt gewordene Göttin in ihren Tempel zurückführt. Alsbald werden dann der Wagen, das Gewand und — wenn man dem Glauben schenken darf — die Gottheit selbst in einem geheimen See gebadet; Sklaven sind dabei behülflich, die gleich danach dieser See verschlingt. Deshalb umgiebt ein verschwiegener

Schauer und heilige Unkundigkeit jenes Wesen, das nur solche, die dem Tode anheimzufallen bestimmt sind, erblicken."

Bertram Wigbold fügte dem Vorlesen nach: „Es steht wohl in Zweifel, ob damit wirklich die Insel Rügen gemeint ist. Doch habe ich vernommen, daß von Leuten, die dort am Nordrande leben, ein Waldgewässer heutigen Tags der See der Hertha benannt werden soll." Unbewußt flog Jörg hervor: „Ja, Hertha — und Geheimnisvolles liegt um ihren See — aber sie ist eine Jungfrau von Menschenart, nicht die Göttin, von der Tacitus berichtet." Forschend hielt der Magister seine klugen, mit grünlichem Schimmer flimmernden Augensterne auf den Sprecher gerichtet, bevor er entgegnend sagte: „So waret Ihr am Lande bei dem Kreidefelsen der Stubbenkamer und habt selbst das mit Augen gesehn, wovon Ihr redet." Nun erst geriet dem jungen Mann zum Bewußtwerden, daß ihm diese Kundgabe vom Mund gekommen sei; er zauderte kurz, doch stand dann auf und sprach: „Ihr habt mir die lateinische Schrift übersetzt, weil mein Verständnis dafür nicht ausreichte. Aber es mangelt mir noch für anderes, vielleicht finde ich auch zu dessen Aufhellung an Euch einen Beirat. Gelobt mir mit Eurer Hand, Ihr wollet vor jedem Ohr verschwiegen halten, was ich Euch kundthue."

Der Magister gewährleistete die Anforderung mit seiner Hand, und Jörg von der Lippe berichtete ihm ausführlich von dem rätselhaft Unbegriffenen, das er auf Jasmund angetroffen. Wortlos gab der Zuhörende auf die Erzählung acht, erwiderte nach ihrer Beendigung: „Was Ihr zu wissen begehrt, kann ich Euch sogleich zur Stelle nicht sagen, doch Ihr seid mit Eurem Wunsch zu mir nicht fehlgegangen. Mein Gedächtnis bedarf der Unterstützung, die ich in einigen Schriftstücken nachsuchen will. Wollet Ihr, der Sohn des Burgemeisters dem noch am Leben verbliebenen Bruder des ehemaligen Seeräubers die Ehre anthun, heute gegen den Abend wieder hier vorzukehren, so hoffe ich, Euch wenigstens in einigem die Auskunft, nach der Ihr Verlangen tragt, geben zu können."

Als die Abenddämmerung herankam, trat Jörg von der Lippe zum andernmal an diesem Tag aus der Behausung des Magisters hervor; sein Gesicht überzog eine stark rote, von innerer Erregung zeugende Färbung, ein Ausdruck selbständigen, entschlossenen Willens füllte ihm die Augen. Er begab sich nicht zum Alten Markt in sein Vaterhaus zurück, sondern vors Thor an die lange Ladebrücke der Stadt hinaus, rüstete dort eine kleine, ihm gehörige einmastige Schute für eine Fahrt zu. Mit der segelte er ein Stück weit nordwärts am Hafenrand entlang, landete an und nahm eine hier wartende Gestalt auf. Rasch stieß das Fahrzeug wieder vom Ufer ab, lief bei günstigem Wind hurtig dem „Gellen", der nördlichen Fortsetzung des Strelasundes, zu; über Rügen her stieg der Mond in die Höhe und machte dem am Steuer sitzenden jungen Schiffer

gegenüber die Züge des Magisters Bertram Wigbold erkennbar. Unter der langen Insel Hiddensö hin durchzog die Schute den Gellen in die offne Ostsee hinaus, umbog im anbrechenden Morgenlicht das öde, nur von zahllosen Uferschwalben überschwärmte Vorgebirge Arcona an der Nordspitze Rügens, von der wendischen Urbevölkerung so als „am Ende der Welt" benannt; ragend sahen von dem steilen Hang die Trümmer des zerstörten Tempels herüber, in dem die Slaven vordem das ungeheure Standbild ihres obersten Gottes Swantewit verehrt hatten. Nun legte Jörg von der Lippe das Ruder herum, und das vollgebauschte Segel flog durch die breite Bucht der „Tromper Wiek" südwärts der im Frühsonnenstrahl weiß aufschimmernden Kreidefelsenküste von Jasmund entgegen. (Schluß folgt.)

Aussprüche aus dem „Goldenen Buch".*)

Letztes Ziel der Politik ist, den Einzelnen dahin zu bringen, daß er seinen Egoismus mit Bewußtsein unter die für die Allgemeinheit als nützlich erkannten Zwecke beugt.

Bernhard von Bülow, Reichskanzler.

Je stärker die Wogen des Materialismus branden, je stärker soll auch das Bewußtsein des Deutschen werden, daß seine Heimat das Vaterland des Idealismus ist.

Philipp Graf zu Eulenburg-Hertefeld, Kaiserl. Botschafter.

Deutsche Kultur und deutsche Wissenschaft sind der Sauerteig europäischer Zivilisation.

Theodor von Holleben, Kaiserl. Botschafter.

Das kommende Jahrhundert wird weniger unter dem Zeichen innereuropäischer Kämpfe als unter dem Zeichen überseeischer Weltwirtschaftspolitik stehen, und Deutschland ist unter allen Kontinentalmächten Europas an erster Stelle befähigt und berufen, dank seiner Bevölkerungszunahme, seiner militärischen und geistigen Begabung, dank seiner nationalen Energie, in diesem Konkurrenzkampfe um Erschließung neuer Absatzgebiete, um das Erbe altersschwacher asiatischer Staatengebilde und um den Uebergang von Kolonieen aus schwachen in stärkere, kulturfähigere Hände sich durch Sicherung der Seegewalt die ihm gebührende Weltmachtstellung zu erwerben und zu erhalten. Und der jugendliche Recke wird diese Aufgabe lösen, wenn er nur der Leidenschaften im Innern Herr zu werden weiß.

Graf Hermann von Arnim, Moskau.

*) „Goldenes Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende". Bd. I. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Verlag von J. J. Weber, Leipzig.

China im Zeichen des Fortschrittes.

Von

Friedrich Hirth.

Festina lente, das ist jetzt die Losung des von einem sanguinischen Kaiser und seiner weltklugen Erzieherin gehaltenen Drachenbanners. Die vor drei Jahren durch den Staatsstreich derselben Kaiserin-Witwe, von der jetzt die kühnsten Pläne Kuang-süs gut geheißen werden, so jäh unterbrochene Aera der Reformen hat nun wirklich eingesetzt, diesmal unter Mitwirkung vieler Elemente, die damals noch sich recht kühl verhielten, wenn nicht offenen oder versteckten Widerstand leisteten. Die Gründe, weshalb die Auspizien, unter denen sich die neueste Reformbewegung vollzieht, weit günstigere sind als diejenigen des Jahres 1898, treten klar zu Tage, wenn wir uns die Umstände vergegenwärtigen, unter denen sie sich damals entfaltete, gegenüber der heute so gänzlich veränderten Lage.

Reformanläufe waren ja in einzelnen Zweigen des chinesischen Staatslebens schon seit Jahrzehnten gemacht worden, zum Teil mit Erfolg. Man denke nur an den Seezolldienst und an die Ausbildung einzelner Truppenteile nach europäischem Muster. Aber der Gedanke an diesen Umschwung in den Grundlagen des gesamten Regierungssystems, der den Reformplänen des Kaisers zu Grunde lag, war erst die Folge der gänzlichen Niederlage der Chinesen im japanischen Kriege. Nur die krasseste Verblendung, wie sie leider bei den chinesischen Konservativen alten Schlages noch oft zu finden ist, konnte sich der Einsicht verschließen, daß Japan, das ja früher ähnlich wie China sich vor dem Eindringen westlicher Kultur ängstlich abgeschlossen hatte, erst durch die gänzliche Umkehr von seinen alten Vorurteilen groß und stark geworden war. Die nächste Folge war, daß einige denkende Politiker alles Heil für China in der Nachahmung des von Japan gegebenen Beispiels suchten. Dieser Gedanke beherrschte nicht nur den Kaiser Kuang-sü und seine unmittelbaren Berater, den gelehrten Reformtheoretiker K'ang Yu-wei und seine Freunde; auch die Kaiserin-Witwe, die ja nach allem, was sie bis dahin gethan hatte, gegenüber den Stock-Konservativen fast liberal genannt werden durfte, war von der Notwendigkeit gewisser Reformen überzeugt. Ein seitenlanges kaiserliches Edikt vom 17. Januar 1898, das — wie man zwischen den Zeilen lesen kann — unter ihrem Einfluß entstanden ist, legte schon

damals Zeugnis davon ab. Endzweck dieser Reformen war freilich nicht der freundliche Verkehr mit anderen Völkern, sondern das, was er zweifellos auch jetzt noch ist, die Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Reiches in militärischer Beziehung, um nötigenfalls einem nationalen Unglück, wie es der japanische Krieg gewesen war, vorzubeugen. Der Kaiser, in dessen Namen das Edikt ausgefertigt ist, beschwert sich darin, daß infolge des Krieges mit Japan zwar zahlreiche Vorschläge zur Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der chinesischen Macht aus Mandarinenkreisen eingelaufen seien, daß jedoch, so oft wirkliche Schwierigkeiten mit den fremden Mächten in Aussicht ständen, gerade die Urheber solcher Vorschläge sich als unfähig in Rat und That erweisen, da das Land militärisch den von allen Seiten drohenden Gefahren nicht gewachsen sei. Deshalb sei die Reform der Verteidigungsmittel in erster Linie geboten. Als Haupthindernis dabei sei die schlechte Finanzwirtschaft zu betrachten, hervorgerufen durch die Unterschleife der Likinbeamten, die heimlich ihre Taschen mit Staatsgeldern anfüllen, und die Unterhaltung zweckloser Truppen in den Provinzen. Trotz des kaiserlichen Befehls, in dieser Richtung Abhilfe zu schaffen, seien gerade diese beiden Punkte von den Gouverneuren in ihren Denkschriften nicht berührt worden. Nur der Justizminister Kang I (berüchtigten Angedenkens) habe die Reform des Heerwesens und der zu diesem Zwecke nötigen Finanzwirtschaft empfohlen. In seinen Vorschlägen hatte Kang I vor allen Dingen die Abstellung gewisser Unsitten befürwortet, namentlich die Anwerbung minderwertiger Mannschaften für die Armee, der Unterschleife in den Likinämtern, gewisser kostspieliger Einrichtungen in der Salzsteuereinnahme, der Sinekuren für Günstlinge, überflüssiger Ausgaben bei den an fremden Höfen beglaubigten Gesandtschaften, bei den Arsenalen und Schiffswerften und verschiedenen vom Staat ernannten Körperschaften.

Es klingt wie Ironie, doch geht es aus dem soeben genannten Edikt klar hervor, daß Kang I, der Erzfeind aller Fremden, einer der ersten gewesen ist, die den Kaiser oder in diesem Falle wohl die Kaiserin-Witwe von der Reformbedürftigkeit des chinesischen Staatswesens zu überzeugen suchte. Zwar handelte es sich damals nicht um so weitgehende, alles Herkommen umstürzende Pläne, wie sie der Kaiser im Sommer desselben Jahres zur Ausführung bringen wollte; aber man würde doch zu weit gehen, wollte man den als ultra-konservativ bekannten Staatsmännern lediglich auf Grund ihrer persönlichen Abneigung gegen die Fremden jedes Verständnis für solche Reformen absprechen, die sich in der Abstellung schreiender Mißstände äußern. Dasselbe darf man von der Kaiserin-Witwe sagen. Wenn sie, die während eines Menschenalters die Last der höchsten Verantwortung getragen hatte, es nur ungern sah, daß der Kaiser, ihr Zögling, sich ganz in die Hände von zwar gelehrten, aber erfahrungslosen Theoretikern begab, so ist dies mindestens erklärlich. Ihre augenblickliche Ohnmacht, daran etwas zu ändern, mag ihre Leidenschaft angefacht und aufs äußerste getrieben

haben. Vielleicht hätten die fortschrittsfreundlichen Bestrebungen des Kaisers bei ihr größeres Entgegenkommen gefunden, wären sie von altbewährten, hochgestellten Staatsmännern ausgegangen und in gemäßigterem Tempo betrieben worden. Die Abenteurer jedoch, die, wie sie glaubte, ihren wohlerzogenen Pflegesohn verführt hatten, wurden für sie Gegenstand glühenden Hasses; eine Zeit der Verfolgungen setzte ein; die Reaktion der Reformfeinde gewann die Oberhand, und sie, die es verstanden hatte, sich bei den Aufgeklärten ihres Volkes wie bei Fremden in den Ruf der Liberalität zu setzen, schloß sich den Führern der Gegenpartei an.

Die Erinnerung an das nach unseren wie nach allgemein menschlichen Begriffen ungesetzliche Eingreifen der Kaiserin-Witwe durch die bekannte Palastintrigue im September 1898 und ihre spätere Begünstigung der mit verbrecherischen Mitteln arbeitenden Partei des Prinzen Tuan läßt uns selbst jetzt noch übersehen, daß sie bei allem Hasse gegen die vermeintlichen Urheber der rücksichtslosen Ueberstürzung der kaiserlichen Reformpolitik doch augenscheinlich aus eigenem Antrieb mancherlei Reformmaßregeln begünstigt hat. Liest man heutzutage, wo die Leidenschaft des Parteiinteresses einer ruhigeren, mehr geschichtlichen Auffassung Platz macht, wiederholt die dem Staatsstreich folgenden Edikte der nunmehr wieder allein regierenden Kaiserin durch, so erhält man den Eindruck, daß sie durchaus nicht gesonnen war, den Wünschen der Ultra-Konservativen nachgebend, die Reformbewegung gänzlich zu unterdrücken. Wie im Reiche die höchsten Aemter zwischen Fortschrittlern und Rückschrittlern, Freunden und Feinden der Fremden und ihrer Interessen nach wie vor geteilt blieben, so verraten auch die in ihren Edikten ausgesprochenen Ansichten durchaus nicht den einseitig konservativen Standpunkt, den wir von der erbitterten Feindin der Reformtheoretiker K'ang Yu-wei und Genossen erwarten sollten. Zwar ist der Zweck vieler unter der Rubrik „Reformen" zu verzeichnender Maßregeln ein ziemlich durchsichtiger, da alles, was z. B. für die Verstärkung der Armee, die Ausbesserung der Stadtmauern von Peking u. s. w. gethan wird, dem wohl schon jetzt ins Auge gefaßten Plane zu einem großen Kampfe gegen die Fremden dienstbar war. Aber es finden sich doch auch Zeichen eines tieferen Reforminteresses auf anderen Gebieten. Während einesteils viele von den durchgreifenden Aenderungen des Kaisers, wie die Abschaffung der als Wön-tschang bekannten Examenarbeit, des „lateinischen Aufsatzes der Chinesen", rückgängig gemacht werden und namentlich das Erziehungssystem auf seine ursprünglichen Grundlagen zurückgeführt wird, weist die Kaiserin mit Entschiedenheit den Antrag des Ministeriums der Ceremonien auf Abschaffung der von dem Kaiser ins Leben gerufenen Schulen für europäische Wissenszweige zurück. Das genannte Ministerium, das ja der Natur der Sache entsprechend in der Aufrechterhaltung des Bestehenden gewissermaßen eine Existenzfrage erblicken muß, hatte befürwortet, daß in diesen Schulen, wie ehedem, aus-

schließlich die Lehren des Confucius vorzutragen seien. Die Kaiserin war jedoch der Meinung, daß Astronomie, Geographie, Militärwissenschaften, Mathematik u. s. w. für den modernen Chinesen unentbehrlich sind.

So lassen sich aus den in der chinesischen Staats-Zeitung veröffentlichten Aktenstücken nicht wenige Beweise dafür beibringen, daß die Kaiserin trotz ihrer zeitweiligen gänzlichen Unterordnung unter die teuflischen Pläne des Prinzen-Tuan, so lange sie einigermaßen selbständig entscheiden konnte, der Reformidee nicht ganz abgeneigt war. Daß die Universität selbst während der Zeit, als die Reformnot am größten war, wenn auch nicht unterstützt, so doch wenigstens am Leben erhalten wurde, darf ihrem Einfluß zugeschrieben werden. Ebenso kann es nur ihre über den Parteien stehende Macht gewesen sein, durch die trotz aller Anfeindungen eines Yü Hién oder Kang Ÿ die liberalen Satrapen der mittleren Provinzen, Liu K'un-i, Tschang Tschi-tung und K'ui-tsün fest im Sattel blieben. Sie hatte zweifellos gute Gründe dazu und mochte aus der innersten Seele des reformbedürftigen und nach Reform dürstenden Volkes mehr herauslesen als ihre konservativen Berater. Vielleicht sah sie den unvermeidlichen Umschwung voraus, in der Stille hoffend, daß die konservative Partei doch noch die Oberhand behalten würde. Für den Fall, daß es anders kommen sollte, mochte sie es für geboten halten, sich zwei Wege offen zu halten. Wie die meisten ihrer Leute ist die Kaiserin Opportunistin. Ihre Sympathien wenden sich nach einer Zeit des Schwankens nicht auf einmal, aber langsam und sicher der Partei zu, die den Sieg errungen hat, und dies ist, dank der Intervention der fremden Mächte, die Reformpartei. Konnte sie doch dem Drängen eines großen und mächtigen Teiles des Volkes nicht widerstehen und mußte sie doch zu der Erkenntnis kommen, daß die Waffenerfolge der Japaner lediglich die Folge des auch im Nachbarvolke erkämpften Sieges einer Reformpartei gewesen sind.

Kurz nach der Flucht des Hofes lauteten die Nachrichten aus der neuen Hauptstadt Si-an-fu noch wenig günstig. China sagt nicht gern „peccavi"; das beweisen die verschiedenen, als Friedensbedingung auf Veranlassung der fremden Mächte erlassenen Edikte. Was die Kaiserin im Interesse des Friedens that, soll den Anschein des spontanen Entschlusses tragen. Auch die neuesten Reformedikte, in deren Ausfertigung sie mit dem Kaiser wetteifert, sind der Form nach der Ausfluß ihrer innersten Ueberzeugung. Und jetzt kommt es ihr zu statten, daß sie schon lange vor Ausbruch der Wirren, kurz nach dem Staatsstreich, sich hier und da als liberale Landesmutter gezeigt hat, die mit der linken Hand den Lehren des Westens Schulen gründet, während die Rechte schützend über den Tempeln des Confucius ruht.

Noch ist das Reformwerk nicht vollendet, und im Interesse des Friedens ist ein langsames Tempo mit möglichster Schonung althergebrachter Vorurteile sehr zu wünschen. Aber wir besitzen für das Vorhandensein des kräftigen Einsetzens

dieser das Kulturwerk mehrerer Jahrtausende umstürzenden Bewegung schon jetzt unzählige greifbare Beweise.

Die durch den japanischen Krieg 1895 gemachten Erfahrungen, die ja den Anstoß zur Reformidee großen Stils gegeben haben, sind durch die Ereignisse des Jahres 1900 selbstredend doppelt und dreifach bestätigt worden. Das Gefühl der Ohnmacht und das verzweifelte Suchen nach Mitteln zur Hebung der politischen und militärischen Leistungsfähigkeit, das schon bald nach dem Frieden von Schimonoseki bei den Aufgeklärten des Volkes an die Nachahmung des von Japan gegebenen Beispiels denken ließ, hat sich nach der Strafexpedition der verbündeten Truppen nun auch bei der großen Masse des Volkes geltend gemacht.

Die Leichtigkeit, mit der die für uneinnehmbar gehaltenen Pässe an der großen Mauer beim ersten Ansturm kleiner fremder Truppenabteilungen genommen wurden, hat dazu viel beigetragen. Man glaube nicht, daß die lügnerische Straßenlitteratur mit ihren fingierten chinesischen Siegen und den blutigen Boxer-Bilderbogen ihren Zweck, die Täuschung des Volkes über den wahren Sachverhalt, erreichen wird. Worauf es in erster Linie ankommt, ist die Aufklärung der Gebildeten, und diesen steht die durchaus nicht schlecht bediente chinesische Presse zur Verfügung. Die Presse aber ist zum großen Teil in den Händen von Anhängern der Reformpartei. Dasselbe läßt sich von dem über das ganze Reich verbreiteten Telegraphendienst sagen, dessen Beamte meist etwas englisch verstehen und aus halbeuropäischen Schulen hervorgegangen sind. Wer in chinesischen Städten tief im Innern des Reiches gelebt hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß wichtige politische Nachrichten zunächst durch die Indiskretionen der Telegraphenbeamten in die Kreise der Mandarinen, Litteraten und Notabeln dringen, und daß bald darauf die Leitartikel der chinesischen Zeitungen aus Schanghai, Hongkong oder Tientsin in den Comptoiren der wegen des Handels mit den Küstenplätzen selten fremdenfeindlichen Kaufleute und Bankiers besprochen werden. Auch durch die Missionare und ihre Anhänger werden Nachrichten verbreitet, die dem verderblichen Wirken der Hetzlitteratur entgegenwirken. Daß diese viel Schaden anrichten kann, soll hier nicht bestritten werden, allein es scheint, daß das schließliche Bekanntwerden des wahren Sachverhalts in den Kreisen der Gebildeten, auf die es ja hauptsächlich ankommt, dadurch nicht verhindert werden kann. Mehr als Presse und Telegraph wird jedoch auf das Volk das Verhalten der Spitzen des Staates einwirken, obenan der Kaiser und die Kaiserin-Witwe.

Die Teilnahme der letzteren an den Regierungsakten des Kaisers ist uns Europäern an und für sich nicht sympathisch. Liest man die seit der Flucht des Hofes als Ausfluß der höchsten Machtvollkommenheit veröffentlichten Edikte, so weiß man nicht, wer eigentlich in China regiert. Ein solcher Dualismus selbst in der äußeren Form dürfte in der Geschichte Europas seinesgleichen nicht

finden. Man darf unter den in der letzten Zeit erschienenen Edikten drei Arten unterscheiden: solche, in denen der Kaiser allein in seinem Namen spricht; ferner solche, in denen er seine Befehle als nach Einholung des mütterlichen Rates erlassen mitteilt, und endlich Edikte, die ausschließlich im Namen der Kaiserin-Witwe, bisweilen mit ihrem vollen, aus 19 Schriftzeichen bestehenden Ehrentitel ausgefertigt sind. Sie schließen sämtlich mit den Worten K'in-tz'I, d. h. „mit der dem Kaiser schuldigen Ehrfurcht (erhielten wir) dies", die von dem Kollegium des Staatsrats als Beweis der Authenticität hinzugefügt werden; es wird also vorausgesetzt, daß die von der Kaiserin-Witwe emanierenden Kundgebungen denen des Kaisers gleich sind. Die Kämpfe in Tschi-li haben also gegenüber der ihnen vorausgehenden Zeit in dieser Beziehung keinen Wandel geschaffen.

Und doch ist das Verhältnis zwischen Kaiser und Kaiserin-Witwe ein gänzlich verschiedenes geworden. Von einer Abdankung Kuang-süs oder seiner durch Krankheit verursachten Regierungsunfähigkeit ist schon lange nicht mehr die Rede. Der laut Edikt vom 24. Januar 1900 von dem invalid erklärten, angeblich regierungsmüden Kaiser zum Thronfolger erklärte Sohn des Prinzen Tuan namens P'u-tsün, der sich von allen in Frage kommenden Prinzen von Geblüt durch besondere „Tugend und Nüchternheit" auszeichnen sollte, rechtfertigte diesen ihm angedichteten Ruf in keiner Weise. Seine in Si-an-fu Aufsehen erregende Liederlichkeit wurde nur noch von der Frechheit übertroffen, mit der er niemand in seiner Umgebung verschonte; namentlich soll er es dem Kaiser Kuang-sü gegenüber durchaus an dem nötigen Respekt haben fehlen lassen. Hier zeigt sich nun ein großer Wechsel in den Anschauungen der Kaiserin. Daß der junge P'u-tsün seiner Anwartschaft auf den Thron für verlustig erklärt, zum Herzog degradiert und enterbt wurde, spricht deutlich dafür, daß der in der Verbannung bei Verwandten in der Mongolei lebende Prinz Tuan thatsächlich keinen Einfluß mehr am Hofe besitzt.

Ueberhaupt scheint sich in der Politik der Kaiserin-Witwe infolge des gänzlichen Scheiterns aller fremdenfeindlichen Anschläge allmählich ein vollkommener Umschwung vollzogen zu haben. Die in Tientsin erscheinende chinesische Zeitung Ji-ji-sin-wön berief sich im August auf eine einem Freunde gegenüber gemachte Mitteilung des zum Arbeitsminister ernannten Tschang Po-hi,*) wonach dieser bei seinem Abschied vom Hoflager in Si-an-fu den Eindruck gewonnen

*) Dies ist derselbe Beamte, der im Februar d. J. zum Spezial-Gesandten in England ernannt werden sollte, von der englischen Regierung jedoch laut Telegramm der „Times" vom 11. Februar als eine ihr gänzlich unbekannte Persönlichkeit abgelehnt wurde. Tschang Po-hi wird schon, wie ich seiner Zeit den „Münchener Neuesten Nachrichten" mitteilte, im chinesischen Staatshandbuch vom März 1900 als Archiv-Direktor im Groß-Sekretariat (nei-ko-hio-schi) angeführt und hatte als solcher den Rang eines Unterstaatssekretärs im Ministerium der Ceremonien. Sein unmittelbarer Kollege, dessen Name im Staatshandbuch neben dem seinigen

habe, daß Kaiser und Kaiserin-Witwe seit einiger Zeit in friedlicher Eintracht leben, wie man es früher nicht gekannt habe, und daß man dort allgemein annehme, dies hänge mit der gesamten Lage der Dinge zusammen; die Ungnade, in der sich Prinz Tuan befinde, äußere sich in unüberwindlichem Haß gegen den Thronfolger, der sich öfter Vergehen gegen die Hofetikette zu schulden kommen lasse und von der Kaiserin streng gemaßregelt werde, so oft der Kaiser sich über ihn beschwere. Der Kaiser sei gegenüber seiner früheren schweigsamen Art seit einiger Zeit geradezu gesprächig geworden.**)

So wenig Glauben derartige Berichte in vielen Fällen verdienen, so darf man doch diesen Mitteilungen deshalb ein gewisses Vertrauen schenken, weil sich seitdem die Folgen der veränderten Gesinnung der Kaiserin bereits gezeigt haben: der Thronfolger ist abgesetzt und zu seinem Vater in die Verbannung geschickt worden, und die neuesten Edikte, von denen schwerlich ein vernünftiger Mensch behaupten wird, daß sie nur auf die Täuschung der Fremden berechnet sind, beweisen, daß das chinesische Staatsschiff nunmehr nach dem vom Kaiser beliebten Kurse gesteuert wird.

Sähen wir auch lieber den Kaiser selbst als Steuermann, so ist es doch immerhin ein großer Erfolg des Eingreifens der fremden Mächte, daß die unförmige Barke nun endlich im richtigen Fahrwasser segelt, ein Erfolg, dessen Tragweite erst durch die Zukunft in das rechte Licht gestellt werden wird. Denn niemand kann daran zweifeln, daß die Reformfrage für China auf den Schlachtfeldern in Tschi-li entschieden worden ist. Von der Lösung der Reformfrage im Sinne der europäischen Kultur hängen alle übrigen Desiderata ab, die den in manchen Kreisen ganz mit Unrecht als abenteuerlich verschrieenen Feldzug rechtfertigen, namentlich die Bürgschaft für die Sicherheit der fremden Gesandten, die für die Entfaltung des Handels erforderlichen geordneten Zustände im Lande, der Schutz der Missionen, die programmmäßige Amortisation der Entschädigungsschuld. Diese und viele andere Fragen gehen gewissermaßen in der Reformfrage auf, deren Lösung zweifellos das vornehmste und alle anderen Fragen in den Hintergrund stellende Ergebnis der jüngsten Anstrengungen der verbündeten Mächte bildet. Daß an einzelnen Schuldigen ein Exempel statuiert worden ist, war sicher nicht überflüssig; ob jedoch unter den ehemaligen Fremdenfeinden wirklich erschöpfend aufgeräumt wird, ob jeder der vor Jahr und Tag infolge confucianischer

---

stand, war der zum Spezial-Gesandten in Japan ernannte und dort anstandslos empfangene Na T'ung. Da seine notorische Reformfreundlichkeit nicht erst mit dem neuen Kurs entstanden ist, verdient er alles Vertrauen. Er hatte vor dem Staatsstreich den nunmehr verfemten K'ang Yu-wei zu einem Gesandtschaftsposten empfohlen und wurde dafür durch Edikt vom 8. Oktober 1898 dem Ministerium des Persönlichen zur Bestrafung übergeben. Vor seiner am 25. Juli 1901 erfolgten Ernennung zum Arbeitsminister war er Präsident des Censorenamtes.

**) Nach dem in Shanghai erscheinenden Tschung-wai-jï-pau vom 31. Juli 1901.

Befangenheit an dem verbrecherischen Treiben Beteiligten jetzt noch dafür zur Rechenschaft gezogen wird, scheint mir weit weniger wichtig zu sein, als das endgültige Eindringen von Anschauungen in die Masse des Volkes, die geeignet sind, die ehemaligen Boxerfreunde zur Vernunft zu bringen. Es hat zu allen Zeiten Renegaten gegeben, und wenn ehemalige Gegner der Reformidee jetzt, ob aus innerer Ueberzeugung oder aus Klugheit, bereit sind, Arbeitskraft und persönlichen Einfluß der herrschenden Strömung unterzuordnen, so ist die Amnestie, die wir als ferne, jedoch durch lebhaftes Interesse beteiligte Zuschauer ihnen im Geiste gewähren, wohl am Platze. Es wird, wie mir scheint, mit dem in vielen Fällen nicht einmal begründeten Wort „Boxerfreund" in der anglo-chinesischen Presse bei Gelegenheit von Ernennungen zu hohen Aemtern gern Mißbrauch getrieben. Bedenken wir, daß Ueberläufer doch recht oft zur Stütze einer früher gemiedenen Partei geworden sind. Wenn es in der nächsten Zeit recht viele solcher Ueberläufer geben wird, so liegt dies zum großen Teil an dem von der Kaiserin-Witwe gegebenen Beispiel.

Ein Blick auf die in den letzten Monaten erlassenen kaiserlichen Edikte genügt, um selbst dem Mißtrauischsten zu beweisen, daß an dem Ernste, mit dem von oben herab der große Kulturschub gefördert wird, nicht zu zweifeln ist. Den Anfang einer bereits ansehnlichen, wenn auch noch lange nicht beendeten Reihe von kaiserlichen Willensäußerungen zu Gunsten der großen Umwälzung bildete die im April d. Js. von Si-an-fu aus befohlene Gründung eines besonderen Amtes, einer Art „Gesetzgebenden Körpers", dem sämtliche von den Staatsmännern des Reiches gemachten Vorschläge zur Begutachtung vorgelegt werden sollten.*)

Die neue Körperschaft ist aus Konservativen und Reformfreunden zusammengesetzt. Dies ist für chinesische Verhältnisse, wie sie nun einmal sind, eine Notwendigkeit. Wie die Kaiserin-Witwe genießen auch gewisse hohe Beamte konservativer Richtung im Reiche großes Ansehen; und da die konservativen Elemente für die von ihnen verabscheuten Umwälzungen viel leichter günstig gestimmt werden, wenn sie von Gesinnungsgenossen geprüft worden sind, als wenn sie ausschließlich von ihren Gegnern vorgeschlagen und gutgeheißen werden, so kann ein aus Vertretern verschiedener Richtungen bestehendes Kollegium der Sache nur förderlich sein. Die chinesische Reformpresse war freilich mit der Zusammensetzung des Kollegiums wegen einzelner Namen wie Yung Lu und Lu Tsch'uan-lin nicht sonderlich zufrieden; es soll auch hier nicht in Abrede gestellt werden, daß das ihnen entgegengebrachte Mißtrauen durch ihr früheres Auftreten nicht ungerecht-

*) Der Verfasser verweist hier auf die von „Nauticus" im „Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen für 1901" in dem Artikel „Die chinesische Frage" ausgesprochenen, sich mit den seinigen deckenden Ansichten. Der „Gesetzgebende Körper" und seine Zusammensetzung findet sich dort auf S. 141 ff. besprochen.

fertigt ist. Dennoch darf jetzt darauf hingewiesen werden, daß jene vor sechs Monaten von „Nauticus" ausgesprochene Ansicht*) sich insofern bewährt hat, als verschiedene höchst wichtige, im Sinne des Kaisers vorgeschlagene Umwälzungen zum Gesetz geworden sind, ohne daß die Gegenwart konservativer Mitglieder im gesetzgebenden Körper daran etwas geändert hätte. Der sich aus Klugheit, der so gänzlich veränderten politischen Lage Rechnung tragend, den Bestrebungen des Kaisers anbequemende Wille der Mitregentin scheint hier allein maßgebend zu sein.

Nächst der Konstituirung eines „Gesetzgebenden Körpers" mit der besonderen Befugnis die neu zu schaffenden Staatseinrichtungen in Vorschlag zu bringen, ist für den Verkehr mit den fremden Regierungen von besonderer Wichtigkeit die Abschaffung des Tsung-li Yamen, an dessen Stelle laut Edikt vom 24. Juli ein besonderes Ministerium unter dem Namen Wai-wu-pu, d. h. Ministerium der äußeren Angelegenheiten, getreten ist. Das alte Tsung-li Yamen hatte bekanntlich nicht den Rang eines Ministeriums. Da die bis dahin vorhandenen „sechs Ministerien" (Liu-pu) eine uralte Einrichtung bildeten und die ihnen entsprechende Sechs-Teilung der Staatsgeschäfte (Persönliches, Finanzen, Ceremonien, Militär, Justiz und öffentliche Arbeiten) auch die Grundlage aller Verwaltungsämter in den Provinzen bildete, so läßt es sich erklären, weshalb man trotz der zunehmenden fremden Beziehungen bisher so wenig geneigt war, den durch alte Ueberlieferung sanktionierten sechs Kategorien, in welche die Staatsgeschäfte jeder Art gezwängt zu werden pflegten, noch eine siebente hinzuzufügen. Das im Jahre 1885 eingerichtete Hai-pu oder Marineamt, dem seiner Zeit Prinz Tschun, der Vater des Kaisers, vorstand, kann bei seiner ephemeren Bedeutung kaum als Ministerium im Sinne der chinesischen Ueberlieferung angesehen werden. China wird sich nun aber doch daran gewöhnen müssen, sich in unzähligen Fragen des öffentlichen Lebens von der bisher heilig gehaltenen Tradition zu trennen. Im übrigen würde eine bloße Veränderung des Namens nicht viel bedeuten, wenn nicht im Edikte des Kaisers der Grundsatz ausgesprochen wäre, daß im Gegensatz zum alten Tsung-li Yamen, einer Kommission von Mitgliedern anderer Ministerien, die sich mit seinen Geschäften nur im Nebenamt befaßten, das Wai-wu-pu aus Ministern ad hoc zu bestehen habe. Wird schon dadurch dem Amte ein ernsterer, die prompte Erledigung seiner Obliegenheiten mehr als bisher fördernder Charakter gegeben, so ist vor allen Dingen die moralische Wirkung nicht zu unterschätzen, die in der ferneren Bestimmung liegt, daß das

*) In dem angeführten Werke S. 147: „Sollen die konservativen Elemente in der Beamtenwelt wie im Volke einigermaßen versöhnt, sollen sie für die Reformidee allmählich gewonnen werden, so ist es nicht nur kein Nachteil, sondern sogar in hohem Grade wünschenswert, daß im gesetzgebenden Körper auch konservative Elemente vertreten sind. Ein lediglich aus umstürzlerischen Reformleuten bestehendes Kollegium hätte von vornherein bei konservativen sowohl wie bei den gemäßigt fortschrittlichen Parteien Mißtrauen erregt."

Wai-wu-pu allen übrigen Ministerien an Rang voranstehen soll. Nach dem chinesischen Staatshandbuch folgten sich die „sechs Ministerien" bisher in der oben mitgeteilten Reihenfolge, d. h. an der Spitze stand das aus begreiflichen Gründen in den Augen der Mandarinen wie des Volkes höchst angesehene Ministerium des Persönlichen (li-pu), dem die Ernennung der Beamten des Reiches obliegt. Das mit den gleichen Funktionen betraute Amt behauptete schon zur Zeit der Dynastie Tschóu (1122 bis 255 vor Chr.) den höchsten Rang unter den „sechs Ministerien", deren Reihenfolge die nämliche war wie die heutige. Nach dem Tschóu-li, einem Werke, das (ob mit Recht, thut hier nichts zur Sache) von den meisten Gebildeten in China seiner Entstehung nach in das 12. Jahrhundert vor Chr. verlegt wird, stand als Chef des damaligen Ministeriums des Persönlichen der T'ién-kuan, d. h. „der Mandarin des Himmels oder des Kaisers", über allen anderen Beamten des Reiches, und daß der erste Minister des Persönlichen noch heute so heißt, zeugt von dem hohen Einfluß, der diesem Amte zuerkannt wird. Wenn auch die Ernennungen zu den höheren Beamtenstellen vom Kaiser oder von der Kaiserin-Witwe ausgehen, so liegt es doch auf der Hand, daß ein Beamter wie der moderne „Mandarin des Himmels", wenn auch nur auf Grund seines Rechtes, über die Beamten des Reiches Bericht zu erstatten, auf die Zusammensetzung des Mandarinen-Personals den größten Einfluß ausüben kann. Die in vielen Fällen auf seinen Vorschlag erfolgende Versetzung fremdenfeindlicher Gebietsverwalter in Gegenden, deren Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen fremde Missionare, Ingenieure oder Kaufleute geneigt ist, kann beispielsweise ungemein viel Schaden anrichten; umgekehrt kann der Minister des Persönlichen sehr viel zur Aufrechterhaltung guter Beziehungen mit den Fremden beitragen. Es ist daher für Europa durchaus nicht gleichgültig, wer hier am Ruder sitzt. Daß im Frühjahr 1900 ein Mann wie der berüchtigte Starrkopf Sü T'ung, neben sich die nicht minder fanatischen Minister zweiter Klasse Hi King und Sü Fu, an der Spitze gerade dieses Ministeriums stehen mußte, hat der fremdenfeindlichen Strömung im Reiche großen Vorschub geleistet. Sie haben es alle drei, jeder auf seine Art, mit dem Leben büßen müssen.

Es bedeutet also einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt im Sinne Europas, wenn den fremden Beziehungen im Gegensatz zu der früheren Geringschätzung nunmehr die erste Stelle im Staatsleben zugewiesen wird. Es ist vielleicht als ein Zeichen der Zeit anzusehen, wenn der Staatsanzeiger kurz nach der Gründung des neuen „höchsten" Ministeriums eine Reihe für die Reforminteressen durchaus günstiger Ernennungen bringt: Tschang Po-hi, ein wohlbekannter Anhänger der Reformpartei,*) wird zum Arbeitsminister, der bisherige

*) Er wurde nach dem Staatsstreich durch Edikt vom 8. Oktober 1898 dem Ministerium des Persönlichen zur Bestrafung übergeben, weil er es gewagt hatte, den Reform-Philosophen

Gesandte in Berlin Lü Hai-huan zum Präsidenten des Zensorenamtes, der militärisch ehrgeizige ehemalige Generalissimus Yung Lu, zuletzt Kriegsminister, wird zum Chef des Finanz-Ministeriums, der bisher mehr in Zivilämtern erfahrene K'un Kang statt seiner zum Kriegsminister ernannt, die Minister des alten Tsung-li Yamen Tschung Li, Kui Tsch'un, Na T'ung und P'u-hing werden von der Mitwirkung im neuen Auswärtigen Amt ausgeschlossen. Ueberhaupt darf man neuerdings schon aus der Besetzung hoher Beamtenstellen mit notorisch reformfreundlichen Männern schließen, daß in China ein anderer Wind weht. Der Busenfreund des berüchtigten Kang Y, ein gewisser Ho Nai-ying, wurde im August als Vize-Präsident des Zensorenamtes abgesetzt. Man wird mehr und mehr zu der Erkenntnis kommen, daß solche Leute in hohen Stellungen sich mit der herrschenden Richtung nicht mehr vertragen. Europa soll nur Geduld haben, wenn sich die erwünschten Veränderungen in der Stellenbesetzung nicht so plötzlich vollziehen, als ob es sich um einen Präsidentenwechsel in den Vereinigten Staaten handelte; auch müssen wir bedenken, daß unter den ehemaligen Reformfeinden sich viele Renegaten befinden, die sich bei dem großen Seilziehen der Parteien neuerdings bereitwilligst auf die Seite stellen, die am kräftigsten zu ziehen im stande ist; dies ist augenblicklich, wie hoffentlich für alle Zukunft, die Partei des verständigen, gemäßigten Fortschrittes, die sich hüten wird, zum zweiten Male den Zorn der als stark und einig erkannten fremden Welt auf das schwergeprüfte China heraufzubeschwören. Es ist daher recht oft übel angebracht, wenn europäische Zeitungen nach dem Vorgang der chinesischen Reform-Presse wegen der Ernennung eines ehemaligen Fremdenfeindes zu einem hohen Amte Lärm schlagen. Es wird noch manches Sündenregister verbrannt werden müssen, wenn die Reformbewegung nicht vieler wertvoller Stützen beraubt werden soll. Unter diesen werden die von der Macht der Ereignisse zu anderen Ansichten bekehrten Renegaten nicht zu entbehren sein.

Der Umschwung in der Politik des Hofes von Si-an-fu, der in jenem ersten wichtigen Schritt, der Organisation des neuen Wai-wu-pu, zum Ausdruck kommt, fällt in die Zeit, in welcher die von den Mächten genehmigten Friedensbedingungen zur Entscheidung vorlagen. Am 25. Mai 1901 wurde dem Staatsrat der vom Prinzen K'ing und Li Hung-tschang befürwortete Plan der Umwandlung des Tsung-li Yamen in ein neues Ministerium mit dem Befehle vorgelegt, daß der für die Begutachtung aller Reformvorschläge im April ernannte „Gesetzgebende Körper" (tschöng-wu-tsch'u) gemeinschaftlich mit dem

K'ang Yu-wei zu einem Gesandtschaftsposten zu empfehlen. Trotz seiner hohen Stellung als Archiv-Direktor im Groß-Sekretariat mit dem Range eines Unterstaats-Sekretärs und seiner durchaus günstigen Antezedentien, wurde er im Februar 1901 von der englischen Regierung als Spezialgesandter abgelehnt, da er gänzlich unbekannt sei. Seitdem ist er wieder in hoher Gunst beim Kaiser und der Kaiserin-Witwe.

Ministerium des Persönlichen ein Regulativ für das neue Ministerium auszuarbeiten und zur Bestätigung vorzulegen habe. Der Wortlaut dieses Regulativs ist durch die chinesischen Zeitungen im September v. J. bekannt geworden. Danach besteht das neue Amt aus vier Abtheilungen, nämlich

1. der politischen Abtheilung (ho-hui-ssï) für alles, was mit den fremden Gesandten zusammenhängt; dazu gehören die Audienzen beim Kaiser, Vorschläge für Ordensauszeichnungen, die Personalverhältnisse des diplomatischen Dienstes (Gesandtschaften und Konsulate im Auslande), Zivil- und Militärschulen, sowie Beförderungen, Versetzungen und Belohnungen innerhalb des Ministeriums;

2. der Abteilung für öffentliche Arbeiten (k'au-kung-ssï), insbesondere für Eisenbahnen, Bergwerke, Telegraphenanlagen, Arsenale, Engagement von fremden Generälen und Offizieren, die Kuli-Auswanderung und Entsendung Studierender ins Ausland;

3. der Finanz-Abteilung (küé-suan-ssï) für das Seezollwesen, Handel und Schiffahrt, Staatsanleihen, Münzwesen, Postverwaltung, die Ministerial- und Gesandtschaftskasse, und

4. der Abteilung für diverse Angelegenheiten (schu-wu-ssï), insbesondere Grenzregulierung, Küstenvertheidigung, Missionswesen, Reisepässe, Fremdenschutz, Entschädigungen, Verbote und Warnungen, Anklagen.

Nicht aufgeführte Fälle sollen der Abteilung zufallen, in die sie gehören. Die persönlichen Verhältnisse sind denen der Ministerien des Auswärtigen in europäischen Staaten nachgebildet, ein regelrechter diplomatischer Dienst ist eingerichtet mit festen Normen für Rang, Gehalt und Beförderung der Beamten. Was jedoch besondere Beachtung verdient, ist die vollständige Unabhängigkeit dieses Dienstes von den übrigen Ministerien, insbesondere dem des Persönlichen: das neue Auswärtige Amt reguliert sein Personal unabhängig vom letzteren, hat sein eigenes Budget, obgleich wegen der Verwendung der mit den fremden Seezöllen erhobenen Tonnengebühren, von denen früher ein Teil dem Tsung-li Yamen zufloß, neuerdings Schwierigkeiten zu bestehen scheinen, und ist höchste Instanz für eine Reihe wichtiger Verwaltungszweige. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß schon damit ein Teil des Erfolges aller Reformanstrengungen gesichert ist. Das ganze Programm, ein Vermächtnis Li Hung-tschangs, ist durchaus nüchtern, und da es sich in allen Hauptpunkten an bereits Vorhandenes, aus der Praxis des Staatslebens Herausgewachsenes anlehnt, voraussichtlich keinen Schwierigkeiten in der Ausführung ausgesetzt, solange die Leiter von dem Geiste ihres Kaiserlichen Herrn durchdrungen sind.

Auch mit der Auswahl der leitenden Minister darf Europa zufrieden sein. Zum Präsidenten wurde Prinz K'ing*) ernannt, zum Vize-Präsidenten der

*) K'ing heißt er in gewöhnlichem Chinesisch, da das diesem Namen zu Grunde liegende Schriftzeichen dem K'ing in den Städtenamen Tschung-k'ing und Ngan-k'ing unserer Landkarten

Groß-Sekretär Wang Wön-schau, zu Mitgliedern der bisherige Arbeits-Minister K'ü Hung-ki, vor dem Staatsstreich ein eifriger Förderer der Reformbewegung, ferner der ehemalige Gesandte in Korea Sü Schóu-p'öng und der zu diesem hohen Amte beförderte Hofamts-Direktor Lién Fang. Laut neuerdings eingetroffenen Meldungen ist Sü Schóu-p'öng verstorben und die dadurch eintretende Vakanz durch den soeben frei werdenden bisherigen Gesandten in Berlin Lü Hai-huan besetzt worden. Man darf bei einem derartig zusammengesetzten Kollegium immerhin tieferes Verständnis für europäische, besonders auch die deutsche Politik voraussetzen als bei dem ehemaligen Tsung-li Yamen, das zur Zeit der Wirren von reformfeindlichen Politikern wie dem Prinzen Tuan und Tschau Schu-k'iau terrorisiert wurde.

Infolge der Errichtung dieses neuen Amtes wurden die überlebenden Minister des alten Tsung-li Yamen, sämtlich Mandschuren und zum Teil von zweifelhafter Vergangenheit, ihrer Funktionen enthoben; ebenso wurde eine frühere Verordnung aufgehoben, wonach die Provinzial-Chefs und Tartarengenerale ex officio Mitglieder des genannten Instituts waren. Es wurde jedoch diesen Beamten ausdrücklich anbefohlen, den Beziehungen zu den Fremden besondere Sorgfalt zuzuwenden.

Das Siegel des Tsung-li Yamen, wodurch so manche Staatssünde sanktionirt worden ist, wurde vor kurzem auf Antrag des Prinzen K'ing feierlich eingeschmolzen, und ein neues Petschaft aus Silber, nach Form und Material gleichwertig dem der übrigen sechs Ministerien, mit der Legende „wai-wu-pu" hat die kaiserliche Bestätigung erhalten.

Da die Umwandlung des Tsung-li Yamen in ein Ministerium ersten Ranges als eine der Friedensbedingungen erst auf fremde Anregung hin erfolgt ist, kann man darin an und für sich kaum ein Symptom freiwilligen Reformeifers erkennen. Es ist zwar anzunehmen, daß die chinesischen Staatsmänner das Nützliche dieser Neuorganisation vollkommen einsehen; allein das Zugeständnis, daß der Gedanke dazu kein ganz spontaner gewesen ist, wird in einer dem gesamten Volke vorzulegenden Kundgebung so wenig Platz finden, wie die wahren Gründe für die Aufhebung der Staatsprüfungen an bestimmten Plätzen,

entspricht. Tsching ist die Aussprache derselben Silbe im Dialekt von Peking, der allerdings als Geschäftssprache unter Beamten weit verbreitet ist, aber von der in Europa nun einmal anerkannten traditionellen Art der Umschreibung chinesischer Namen in gewissen Punkten so beträchtlich abweicht, daß er sich nicht als Grundlage zur Wiedergabe solcher Namen eignet. Wollte man nach Analogie der Schreibart Tsching statt k'ing, Tschihsiu statt K'i Siu oder Hsütschingtscheng statt Hü K'ing-tsch'öng verfahren, so müßte man konsequenterweise auch Futschien für Fu-kién, Nantsching für Nanking, tschiang für Kiang (Fluß) schreiben. So sehr sich daher die Umschreibung im Pekinger Dialekt für dienstliche Zwecke in China selbst, z. B. im chinesischen Zolldienst, im diplomatischen Dienst der verschiedenen Vertragsmächte oder im Schutzgebiet von Kiautschou, bewähren mag, so ungeeignet ist sie für die Zwecke der China-Litteratur in Europa, namentlich auf Landkarten und in wissenschaftlichen Werken.

die der Hof am liebsten in ein allgemeines Prüfungsverbot verwandelt hätte, um der Sache den bitteren Beigeschmack des politischen Zwanges zu nehmen. Dazu ist es zwar nicht gekommen, doch dürften ähnliche Gedanken sich an die Gründung der Wai-wu-pu knüpfen. Jetzt, wo die bisher geheiligte Sechszahl der Ministerien doch einmal überschritten ist, wird man nicht anstehen, um der Ministeriengründung den Anschein des freiwilligen Entschlusses zu geben, noch mancherlei Veränderungen dieser Art vorzunehmen. Die chinesischen Zeitungen, insbesondere das in Tientsin erscheinende Ji-ji-sin-wön, brachten bereits im Oktober die Nachricht von einer geplanten Ausdehnung der jetzt bestehenden sieben auf zehn Ministerien, darunter ein Ministerium des Innern (nei-wu-pu) und im Anschluß an die Akademie der Wissenschaften ein besonderes Ministerium der Litteratur-Gelehrsamkeit (wön-hiau-pu). Die verschiedenen jetzt noch außerhalb der Ministerien stehenden kleineren Metropolitanämter würden in Gestalt von Abteilungen jener obersten Behörden in denselben aufgehen. Als kritisierendes Gegengewicht, gewissermaßen die Stelle eines Parlamentes vertretend, stand bisher der gesamten Regierung das Institut der Zensoren gegenüber, dem neuerdings ebenfalls eine Neuorganisation zugedacht sein soll. Da weitere Nachrichten abzuwarten sind, gehe ich auf das Nähere hier nicht ein. Jedenfalls darf man schon jetzt darauf rechnen, daß die Gründung eines Auswärtigen Amtes den Ausgangspunkt zu einer Reihe hochwichtiger Reformen in der gesamten Staatsverwaltung in nächster Zukunft bilden wird.

Von diesen Hoffnungen abgesehen, hat die Reformbewegung zuerst deutlich greifbare Gestalt angenommen in zwei Edikten vom 29. August, von denen das erste eine völlige Umgestaltung der für die Ausbildung der Zivilbeamten hochwichtigen Examina, das zweite eine nicht minder durchgreifende Aenderung in den Militärprüfungen anordnet.

Die Umgestaltung der Staats-Examina war schon im Sommer 1898 einer der hauptsächlichsten Reformpunkte des Kaisers gewesen. Am 11. Juni jenes denkwürdigen Jahres erschien unter seinem Namen ein langes Edikt, worin er in großen Umrissen seine Gedanken über die Reform des chinesischen Erziehungs-Systems im allgemeinen niederlegt. Man darf sagen, daß die Weltgeschichte kaum einen Fall kennt, in dem der Wille eines so patriotischen und weit in die Zukunft blickenden Monarchen einem für seine Gedanken so wenig empfänglichen Volke gegenüber stand. Welcher Mut mußte dazu gehören für ihn, der seine Leute wohl kannte, mit solchen Plänen vor das chinesische, das konservativste, kulturstolzeste aller Völker zu treten! Und wie sehr steht dieser Mut im Widerspruch zu jener Unterwürfigkeit, zu der ihn übertriebene kindliche Liebe drängte, die Frucht derselben althergebrachten Erziehungsmethode im Familienleben, die er, der Vater des Volkes, im Staatsleben bekämpfen wollte! Ein psychologisches Rätsel, wie es der Welt nur selten aufgegeben worden ist.

Der Kaiser argumentierte in jenem Edikte etwa folgendermaßen: „Männer, die in der Sorge um das Vaterland alt geworden sind, halten dafür, daß das alte System als Muster aufrecht zu erhalten, der Reformgedanke zu verwerfen sei, worauf hin eitle Schwätzer gern viel Worte machen, ohne daß man Thaten sieht. Da fühlt man sich versucht zu fragen: wenn wir bei der heutigen Weltlage und bei der Verfassung, in der unser Vaterland sich befindet, fortfahren, unsere Truppen nicht zu drillen, um Unkosten zu sparen, wenn wir unsere Beamten ohne solides Wissen, unsere Arbeiter ohne Lehrer lassen, während doch unsere Stärke zu unserem Reichtum in so ungleichem Verhältnis steht, werden wir dann wirklich im stande sein, mit Knüppeln gegen harte Panzer und scharfe Waffen vorzugehen?*) Wenn ich als Kaiser das Reich nicht in Ordnung halte und infolgedessen meine Befehle nicht zur Ausführung gelangen, so müssen schreiende Uebelstände dieser Art zu einem Streit der verschiedenen Meinungen führen, die sich miteinander vertragen wie Wasser und Feuer. Da die Gepflogenheiten der Dynastieen Sung (960—1278 n. Chr.) und Ming (1368—1644 n. Chr.) gegenüber den Regierungsgrundsätzen unserer Zeit auch nicht den geringsten Fortschritt bezeichnen, so befinden wir uns, da doch die Staatsphilosophie Chinas nicht von den Kaisern der Urzeit übernommen sein kann, gewissermaßen in der Lage eines Menschen, der, angesichts der Thatsache, daß man im Winter Pelzwerk, im Sommer leichte Stoffe benötigt, nicht mit beiden versehen ist. Wir geben es daher allgemein kund und zu wissen, daß in Zukunft die Staatsbeamten aller Rangklassen vom Prinzen und Herzog bis herab zum kleinen Mann mit Anspannung aller Kräfte und mit hochstrebendem Eifer ihr Möglichstes thun sollen, um zur Erwerbung vollkommener Staatsweisheit einen festen Grund zu legen; sie sollen sich umfassende Kenntnisse in allen Zeitfragen aus dem Wissensschatze des Westens aneignen, und zwar durch fleißiges Studium, um sich gegen die Gefahren hohler Falschwisserei zu schützen; sie sollen mit ganzem Herzen und mit festem Willen bei der Sache sein, dann wird der Geist immer wieder nach mehr Geist verlangen, man wird nicht äußeren Dingen nachgehen, noch den Schall der Worte nachplappern. Um es kurz zu sagen, sie sollen Nutzloses in Brauchbares umwandeln, um sich zu Beamten aus-

*) Der Kaiser entlehnt hier ein Bild vom Philosophen Mencius, der einem im Kampfe gegen seine Feinde unglücklichen König folgenden Rat erteilte: „Wenn Euere Majestät dem Volke ein wohlwollendes Regiment bescheren, mit Geld- und Leibesstrafen sparsam umgehen, mäßig Steuern erheben, wenn der Bürger nach gründlichem Pflügen und Jäten in freien Stunden die Tugend der kindlichen Liebe, die dem jüngeren Bruder zukommende Ehrfurcht und Treu und Glauben übt, indem er im Hause dem Vater und älteren Bruder, außer dem Hause den Volksführern und Vorgesetzten dient, dann werden wir gegen die harten Panzer und die scharfen Waffen unserer Feinde mit Knüppeln angehen können." Die Edikte des Kaisers sind voll von Anspielungen auf die Litteratur und Geschichte des chinesischen Altertums, ein stilistisches Reizmittel, dessen geschickte Verwendung zur Eroberung der in philologischen Liebhabereien aufgehenden Litteratenherzen von besonderer Wichtigkeit ist.

zubilden, die wohl ihren Confucius auswendig können, dabei aber auch am Reformwerk mitzuarbeiten befähigt sind."*) Mit dem Tage, an dem dieses Edikt erschien, dem 11. Juni 1898, stürzte eine viertausendjährige Kultur, brach für China eine neue Aera an, so sagt der Reformtheoretiker Liang K'i-tsch'au. In der That wird China noch in fernen Jahrhunderten Grund haben, diesen Jubiläumstag in Ehren zu halten. Wenige Tage später, am 23. Juni, begann die eigentliche Reformarbeit. Der kaiserliche Pionier legt die Axt gleich an die Wurzel des morschen Baumes, den er fällen will, indem er allen anderen Reformen die Umwandlung der Staatsexamina vorausschickt, die den Beamten des Reiches bis dahin eine bestimmte Erziehung vorgeschrieben und damit den mit dem Geiste der Neuzeit unverträglichen altchinesischen Stempel aufgedrückt hatten.

„Zur Zeit der Dynastieen Sung und Ming", sagt der Kaiser, „wurde die Auswahl der Beamten auf Grund eines Aufsatzes über ein Thema aus den Schriften des Confucius vorgenommen. Unter dem Kaiser K'ang-hi (1662 bis 1723) wurden die Prüfungen in diesem Aufsatz (den sogenannten pa-ku, d. h. den ‚acht Beinen' oder ‚Artikeln', aus denen jeder Aufsatz bestehen mußte, der auch unter dem Namen Wön-tschang bekannt war) abgeschafft, und durch schriftliche Fragen und Antworten ersetzt. Dies dauerte jedoch nicht lange, denn es wurde bald darauf zu dem alten System zurückgekehrt." Der Kaiser schildert nun, wie gerade in jener Zeit unter seinem Vorfahren K'ang-hi die besten Beamten ausgebildet und wie infolge der Rückkehr zu dem alten Schlendrian die Beamtenwirtschaft das geworden sei, als was wir sie heute kennen, ein Hindernis für jede gesunde Entwickelung des Staatswesens. Er befiehlt deshalb, daß der Wön-tschang abzuschaffen und, wie unter K'ang-hi, durch die Beantwortung gewisser Fragen zu ersetzen ist. Zwar sollen die alten chinesischen Klassiker als Grundlage der Litteratur nicht vernachlässigt werden, aber die Themata sollen den Examinanden Gelegenheit zur Entfaltung zeitgemäßen Wissens geben.

Einen Monat später, am 19. Juli, erschien schließlich ein Edikt, worin die Regelung der Staatsexamina endgiltig beschlossen wird, und zwar nach einem vom Vizekönig Tschang Tschi-tung gemeinsam mit dem Gouverneur von Hunan Tsch'ön Pau-tschön**) dem Kaiser vorgelegten Plane, bestehend in einem ge-

*) Nach dem Wu-sü-tschöng-pién-ki, d. h. „Geschichte der Reformfrage im Jahre 1898", des Reformtheoretikers Liang K'i-tsch'au, wo die Originaltexte der auf die Reform bezüglichen Edikte abgedruckt sind.

**) Eine der treuesten Stützen des Kaisers in seinen Reformbestrebungen, der ihn in einem seiner Reformedikte, worin die verrottete Beamtenwirtschaft als die Wurzel alles Uebels in China gebrandmarkt wird, allen Mandarinen als Muster hinstellt. Nach dem Staatsstreich, als der Reformtheoretiker K'ang Yu-wei als der Schuldigste aller Schuldigen in der Verführung des Kaisers dazu verurteilt wurde, lebendig in Stücke geschnitten zu werden, welchem Schicksal er sich mit seinem Freunde Liang K'i-tsch'au durch die Flucht entzog, wurde Tsch'ön Pau-tschön dafür verantwortlich gemacht, daß er dem Kaiser die ihn mit ihren Irrlehren umstrickenden

mischten System, wobei neben den alten chinesischen Fächern namentlich auch Kenntnisse in der Geschichte, Geographie und Verwaltung fremder Länder verlangt werden. Die nach unseren Begriffen rein mechanische Kunst des Schönschreibens, die seit 1500 Jahren unter den chinesischen Geisteswissenschaften eine geradezu herrschende, mancherlei wichtigere Dinge in den Hintergrund schiebende Stellung eingenommen hatte, wird ihrem wahren Werte nach gewürdigt, d. h. nicht mehr zu den obligatorischen Erfordernissen gezählt.

Die Reform der Staatsprüfungen sollte zunächst nur ein kurzer schöner Traum bleiben. Nach dem Staatsstreich wurde selbstredend das Gegenteil der meisten Veränderungen des Kaisers in Szene gesetzt. Das Edikt betreffend die Abschaffung des Wön-tschang mit dem damit verbundenen Befehl, der Regierung in den Zeitfragen erfahrene Kandidaten zu empfehlen, wurde am 9. Oktober 1898 förmlich widerrufen.

Dabei wäre es geblieben, zweifellos auf lange Zeit hinaus, hätte nicht die Leidenschaft der Parteien nach einer Entscheidung in dem seit Jahren entbrannten Kampfe gedrängt. Die Reformfrage war infolge einer gänzlich unbegründeten Panik, die einen Teil des chinesischen Volkes glauben ließ, Europa gehe darauf aus, China allmählich zu zerstückeln,*) in den Vordergrund getreten und in hohem Grade aktuell geworden. Dies hatte die Energie ihrer Gegner zu verdoppelten Anstrengungen gereizt. Die beiden Extreme, die Partei K'ang Yu-wels und seiner Freunde, die das Ohr des Kaisers für sich gewonnen hatten, und die sogenannte Mandschu-Partei unter der Führung des Prinzen Tuan, Kang Js und anderer Obstruktionisten, denen es gelungen war, die Kaiserin-Witwe auf ihre Seite zu bringen, standen sich immer feindlicher gegenüber. War

---

Staatsphilosophen zugeführt habe, und nebst seinem Sohne auf ewige Zeiten aus dem Staatsdienst entlassen. Die Ungnade der Kaiserin-Witwe ging so weit, daß selbst ihr eigener Neffe Yung Lu, der spätere Generalissimus, dafür in Strafe genommen wurde, daß er seiner Zeit Tsch'ön Pau-tschön, den Reformfreund, für den Gouverneurposten in Hunan empfohlen hatte. Eine ausführliche Würdigung seiner Reformthätigkeit ist in einem Nekrolog der chinesischen Zeitung Tschung-wai-jï-pau vom 8. bis 18. Oktober 1901 enthalten.

*) Liang K'i-tsch'au betrachtet diese Zerstückelungsfurcht geradezu als eine der hauptsächlichsten Triebfedern zur Reformbewegung Nach dem großen Siege der Japaner mußte es scheinen, als ob dem ohnmächtigen Reiche ein Zugeständnis nach dem anderen ohne großen Widerstand abgerungen werde, da sich die Abtretungen von Kiautschou, Port Arthur, Ta-lienwan, Weihaiwei, Kuang-tschóu-wan und Kaulung, verschiedene Eisenbahn- und Bergwerks-Konzessionen, die den Engländern gegebene Zusicherung, daß das Yangtse-Thal an keine andere Nation „vergeben" werden dürfe, sowie ähnliche Versprechungen bezüglich anderer Provinzen, die als „Einflußsphären" gewissermaßen zwangsweise vergeben wurden, in auffallend kurzen Zwischenräumen folgten. Der bei den Patrioten aller Richtungen erwachende Wunsch, das Reich in seiner Integrität zu erhalten, erzeugte bei den liberalen Parteien den Gedanken an die Reform nach japanischem Muster als den einzigen Hoffnungsanker, bei den ultra-konservativen den wahnsinnigen Plan der Fremdenaustreibung.

auch der Endzweck beider Extreme der gleiche, nämlich die Emanzipation Chinas von den angeblichen Zerstückelungsgelüsten der Fremden, so verhielten sich doch die Mittel, mit denen sie diesen Zweck zu erreichen suchten, um das vom Kaiser gebrauchte Bild anzuwenden, zu einander wie Feuer und Wasser. Die Reformbewegung war ihrer Natur nach auf die Fremden, ihre Lehrer, angewiesen; ehe man diese mit ihren eigenen Mitteln bekämpfen konnte, mußte man ihnen die Geheimnisse ihrer Ueberlegenheit in Güte abzugewinnen suchen. Die Gegenpartei des Prinzen Tuan wollte es mit der Gewalt probieren. So prasselten Wasser und Feuer nach dem Staatsstreich auf einander los. Tuan rief die Boxer, den Reformleuten kamen die Fremden zu Hilfe. Der Ausgang ist bekannt.

Die Kämpfe der verbündeten Truppen in Tschi-li bedeuten den endgültigen Sieg der Reformbewegung in China. Die Kaiserin-Witwe, immer noch die mächtigste Persönlichkeit im Reiche, ist durch den Zwang der politischen Lage zu einem Kompromiß gedrängt worden. Wie sie früher, solange man noch nicht recht wissen konnte, welche der beiden feindlichen Richtungen schließlich das Feld räumen müsse, hin und her schwankte, indem sie sich den Vizekönigen und Gouverneuren beider Richtungen als Gönnerin erwies und gelegentlich auch gewissen Reformen gegenüber als Beschützerin auftrat, so ist sie seit dem gänzlichen Fiasko des Tuanschen Anschlages allmählich auf die Seite des Kaisers getreten und unterstützt nun nach Kräften alle seine Lieblingsideen, jedoch, wie es scheint, unter der einen Bedingung, daß er sich von dem ehemaligen Spiritus rector der Reformvorschläge, dem in Singapore in der Verbannung lebenden K'ang Yu-wei, vollständig lossagt. Daß der Stein jetzt thatsächlich ins Rollen gekommen ist, dafür sind die schon jetzt vorliegenden, mit Unterstützung der Kaiserin-Witwe veröffentlichten Edikte der beste Beweis; an der Spitze die am 29. August 1901 aufs neue erfolgte Abschaffung des Wön-tschang.

An die Reform der Staatsprüfungen für den Zivildienst schloß sich unmittelbar die der militärischen Examina an. Der Gedanke dazu lag ja bereits nach den handgreiflichen Mißerfolgen im japanischen Kriege nahe, und selbst konservative Berater der Krone, wie der ehemalige Generalissimus Yung Lu, hatten lange vor dem großen Reformanlauf des Jahres 1898 darauf bezügliche Vorschläge gemacht. Daß die Reformleute nicht zurückstanden, beweisen die bereits im Februar auf die Militärprüfungen gerichteten Vorschläge Hu Yü-föns, des um die Entwickelung des Eisenbahnwesens hochverdienten damaligen Gouverneurs von Peking, und der von Tschang Yin-huan, dem später in der Verbannung hingerichteten ehemaligen Gesandten, im September gemachte Vorschlag, die bis dahin geplante Ausbildung einzelner Truppenteile nach europäischem Muster auf die gesamte Armee auszudehnen. Zweifellos hatte der Kaiser schon damals die Abschaffung jener unnützen Akrobatenkünste ins Auge gefaßt, mit denen sich die zukünftigen Offiziere der Armee bis in die neueste Zeit quälen

mußten.*) Trotzdem war bei allem Reformeifer in jenem denkwürdigen Sommer noch keine Entscheidung getroffen worden; der Kaiser hatte, wie ein Edikt vom 12. September andeutet, die bis dahin eingelaufenen Vorschläge für ungenügend befunden. Was er im Sinne hatte, war vielleicht auf die für Ende Oktober befohlene große Truppen-Revue aufgespart worden, bei welcher Gelegenheit er sich persönlich von der Geschicklichkeit seiner Offiziere zu Pferde und zu Fuß, wie auch im Schießen mit Pfeil und Bogen überzeugen wollte. Der 21. September 1898 machte bekanntlich allen Reformplänen vorläufig ein Ende.

Inzwischen haben die den Chinesen aufs neue beigebrachten Beweise für ihre militärische Ohnmacht ihre Wirkung ausgeübt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man diesmal, anstatt sich mit der Anschaffung kostspieliger Waffen für einzelne Truppenteile zu begnügen, dem Uebel in seinen primären Ursachen auf den Leib geht. Dies ist in erster Linie die ganze früheste Ausbildung des chinesischen Offiziers und aller, die den Ehrgeiz haben, es werden zu wollen. Gleich in der Einleitung dieses ersten neuerdings auf die militärische Erziehung gerichteten Edikts werden die Prüfungen im „Bogenspannen, Schwertschwingen, Steinheben und Pfeilschießen zu Fuß wie zu Pferde" als „von der Ming-Dynastie überkommene alte Mißbräuche" hingestellt, deren Uebung mit den Interessen der Armee nichts gemein habe, und deren Beibehaltung heutigen Tags nicht den geringsten Nutzen mit sich bringe. Alle Militärprüfungen dieser Art seien deshalb ein für allemal abzustellen; die nach dem alten System geprüften Kandidaten der verschiedenen Grade seien in ihre Regimenter einzustellen, um sich an den Beruf des Soldaten zu gewöhnen, desgleichen soll es tüchtigen jungen Leuten, die bereits studiert haben, erlaubt sein, bis zur Vereinbarung von Regulativen für die Aspiranten-Prüfungen der demnächst in allen Provinzen einzurichtenden Militärschulen einstweilen in das Heer einzutreten.

Diese beiden an einem Tage ausgegebenen Edikte bedeuten für China und seine ganze Kultur eine Umwälzung, wie man sie sich in Europa nur schwer vorstellen kann. Hätten wir vor dreißig Jahren dem ersten besten wohlerzogenen Bürger des Mittelreiches prophezeien wollen, daß er die Abschaffung des altehrwürdigen Wön-tschang zu Gunsten solcher Schnurrpfeifereien, wie Mathematik, Astronomie, Länderkunde Europas u. s. w., erleben könne, er hätte uns ins

*) Während meines Aufenthalts in Tschungking im äußersten Westen hatte ich Gelegenheit, auf dem meiner Wohnung nahe gelegenen Paradeplatz täglich die kindischsten militärischen Uebungen mit anzusehen. Die jungen Offiziere übten sich alles Ernstes im Schießen mit Pfeil und Bogen, im Heben großer Gewichte à la Monsieur Herkules und manövrierten mit einer Art Donnerbüchse, die an die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs erinnerte und von vier oder sechs Soldaten auf den Schultern getragen wurde; und dies alles zu einer Zeit, als im Osten des Reiches Kruppsche Kanonen und Panzerschiffe den Japanern gegenüberstanden (es war im Jahre 1894) und auf die Truppen des Westens als Ersatz für verlorene Regimenter gerechnet wurde!

Gesicht gelacht. Die Aufregung, die sich unserer gebildeten Kreise schon dann bemächtigt, wenn von verhältnismäßig geringen Veränderungen in der Erziehung unserer Jugend die Rede ist, mag als Maßstab für das dienen, was augenblicklich ein Teil des chinesischen Volkes empfindet. Wäre die Losung bei uns plötzlich: alle humanistischen Gymnasien sind innerhalb eines Jahres zu schließen, um als Handels- und Gewerbeschulen wieder eröffnet zu werden, so würde die dadurch hervorgerufene Erregung nur einen schwachen Begriff von den Gefühlen geben, die augenblicklich unzählige Chinesen von altem Schrot und Korn bewegen. Wäre das chinesische Volk nicht so leicht von seinen Führern, den Mandarinen, zu leiten, und wäre für diese nicht das Beispiel der höchsten Spitzen des Staates maßgebend, so dürfte man den nach jenen Umwälzungen im Erziehungssystem sicher nicht ausbleibenden Unruhen mit Besorgnis entgegensehen. Um den letzteren entgegenzuwirken, wird bei dem Uebergang zu den neuen Zuständen mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen werden müssen. Tausende von jugendlichen Brauseköpfen, die seit Jahren nach dem alten System studiert und darin Hervorragendes zu leisten versprechen konnten, werden sich in ihren Hoffnungen getäuscht sehen, da Konkurrenten ganz anderer Art, auf die sie mit dünkelhafter Verachtung herabzusehen gewohnt waren, statt ihrer in den Vordergrund treten werden. Soll die Armee nur annähernd die ihr vom Kaiser gesteckten Ziele erreichen, so müssen selbstredend unzählige in ihrer Art und vom alten Standpunkt betrachtet nicht untüchtige Offiziere „abgesägt" werden. Ein ganzes Heer von Mißvergnügten wird bemüht sein, dem guten Willen der mit so großen Opfern für die Reformidee gewonnenen Regierung Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Schon jetzt äußert sich die Reaktion in Bittschriften und Protesten, mit denen die Vizekönige und Gouverneure der Provinzen bestürmt werden. Man bittet um Aufschub. Man müsse den nach dem alten System ausgebildeten Kandidaten Zeit zur Vorbereitung geben. Mancher, dem der neue Kurs ein Dorn im Auge ist, mag nach echt chinesischer Art erwarten, daß Zeit gewonnen, alles gewonnen sei. Aber die Kaiserin-Witwe, deren Autorität das früher Unmögliche jetzt durchgesetzt hat, da die mächtigen Satrapen in den Provinzen, Männer wie Liu K'un-i, Tschang Tschi-tung, K'ui Tsün und T'au Mu, die früher *ohne* sie den Plänen des Kaisers einen schlecht verhohlenen passiven Widerstand entgegensetzten, nunmehr *mit* ihr Feuer und Flamme für die schleunige Umgestaltung Chinas nach japanischem Muster sind, hat bereits ihre Antwort auf alle Einwände zu Protokoll gegeben.

Am 2. Oktober erschien ein im Namen der Kaiserin mit ihrem vollen Titel und allen Formalitäten der kaiserlichen Autorität erlassenes Edikt folgenden Inhalts:

„Wir Tz'i-hi, u. s. w., thun kund und zu wissen: Seit Jahr und Tag, vom Ausbruch der Unruhen bis jetzt haben Wir, dem guten Geist Unseres Haus-

altares vertrauend, dem Tag Unserer Rückkehr nach Peking entgegengesehen. Die Zeit, da Wir auf Reisig schliefen und Uns von Galle nährten,*) wird Uns ewig unvergeßlich sein. Die unserer nationalen Schwäche zu Grunde liegenden Ursachen machen es nicht leicht, die glücklichen Zeiten von ehedem zurückzurufen. Vor einiger Zeit ist zu diesem Zwecke ein „gesetzgebender Körper" geschaffen worden, um Ideen sammelnd und erweiternd unter der Menge der einlaufenden Vorschläge diejenigen auszuwählen, die später allmählich in Kraft zu setzen sind. Indem Wir das Gute unter den Methoden des Westens auswählen, wird es Uns nicht schwer, mit Hintansetzung der eigenen Person der Gesamtheit zu dienen, und indem Wir den Mängeln der Methoden Chinas zu Hülfe kommen, thun Wir im Grunde weiter nichts, als das Richtige anstreben dadurch, daß Wir den Umständen gerecht werden. Seit einigen Monaten sind Edikte erlassen worden, nach denen die Gründung neuer Einrichtungen, sowie die Abschaffung früher bestehender in Kraft treten soll. Darunter sind jedoch einige, die wegen der Zahl der daran zu knüpfenden Einzelbestimmungen weiterer Prüfung bedürfen, bei anderen hinwiederum wird man sich schwer über die Art der Ausführung einigen können. Es wird sich daher empfehlen, nach der Rückkehr Unseres Hofes je nach Dringlichkeit das Geplante zu Ende zu führen. Die Minister des gesetzgebenden Körpers Yung Lu und Genossen haben in einem Uns gehaltenen Vortrag in Anbetracht der großen Verantwortung, die mit der Reform Unseres Regierungssystems verknüpft sei, beantragt, daß eine nachdrückliche Ermahnung in Gestalt eines Manifestes an das gesamte Volk erlassen werde, worin angesichts des vom Kaiserlichen Hofe getroffenen unabänderlichen Entschlusses und der Ernennung eines gesetzgebenden Körpers Unseren Organen in und außerhalb der Hauptstadt dringend anheimzugeben sei, einmütig und mit ganzer Kraft Uns in der Ausführung des Werkes beizustehen.

„Wir erlassen daher hiermit dieses außerordentliche Edikt,**) indem wir euch, den Ministern und Beamten***) in und außerhalb der Hauptstadt die strenge Verpflichtung auferlegen, davon Kenntnis zu nehmen, daß der unglücklichen Lage, in die unser Vaterland geraten ist, nun und nimmermehr durch

*) Ein dem Dichter Su Tung-po (11. Jahrh.) entlehntes Bild für schwere Entbehrungen und tiefen Kummer.

**) i-tschi, ein „Kaiserinnen-Edikt," zum Unterschied von den vom Kaiser selbst erlassenen Edikten.

***) Es ist kaum möglich, die in jedem Satze aller dieser von höchster Stelle ausgehenden Dokumente eingestreuten Anspielungen auf die ältere Litteratur in der Uebersetzung wiederzugeben. Der hier gebrauchte Ausdruck für „Minister und Beamte," tsch'ön-kung, bildet den Anfang einer allen Gebildeten in China wohlbekannten Strophe in dem uralten „Buch der Lieder," bei Viktor von Strauß (Schi-king, S. 477): „Auf, auf, Minister und Bestallte, nehmt wahr, was eures Amtes ist!" Besser als durch jedes andere Mittel wird durch diesen stillschweigenden Hinweis auf die patriarchalischen Verhältnisse des grauen Altertums die loyale Gesinnung der Beamten angerufen.

nachlässiges Flickwerk abgeholfen werden kann. Das einzige Mittel zu Wohlfahrt und Gedeihen liegt für Uns in der Reform Unserer Regierung. Der Lebenspuls, der die Regierung in den Stand setzt, der Gefahr mit Ruhe entgegenzusehen,*) besteht in der eigenen Stärke, mit ihr wird sich ein Wendepunkt im Leben des chinesischen Volkes einstellen. Für Mich und den Kaiser sind die Interessen Unseres Hauses identisch mit denen des Volkes, ohne dieses Verhältnis giebt es kein Heil für uns. An euch, den Ministern des Reiches, die ihr so schwerwiegende Gnadenbeweise von Uns erhalten habt, ist es nunmehr, mit der Reform Neues ins Leben zu rufen und Altes abzulegen, kräftig die daraus erwachsenden Schwierigkeiten zu ertragen und mit alten Gewohnheiten zu brechen, denn nur dadurch ist der Not der Zeiten abzuhelfen.

Vor einiger Zeit erhielten Wir von Liu K'un-i und Tchang Tschï-tung eine gemeinschaftliche Denkschrift**) „über die Neuordnung des chinesischen Regierungssystems nach dem Vorbild des westlichen." Wir haben dieselbe Punkt für Punkt sorgfältig in Betracht gezogen und das Wichtigste, für den praktischen Gebrauch Geeignete, daraus Uns angeeignet. Ich habe mit dem Kaiser früh und spät rastlos gearbeitet, doch nun sind Mutter und Sohn eines Herzens in dem brennenden Wunsche für die Wiederkehr glücklicher Zeiten. Damit diese Unsere Gedanken bei Ministern und Beamten aller Rangklassen thatkräftige Aufnahme finden, haben Wir dieses Manifest zur allgemeinen Kenntnisnahme erlassen. K'in-ts'ï."

Ich habe versucht, eine möglichst sinnentsprechende Uebersetzung dieses mir im chinesischen Urtext vorliegenden Ediktes herzustellen, weil unter allen öffentlichen Kundgebungen der Kaiserin-Witwe keine so geeignet ist, die augenblickliche Lage der Dinge in China zu beleuchten. Die zahlreichen Privatmitteilungen, die meist durch die Korrespondenten reformfreundlicher chinesischer Zeitungen in die anglo-chinesischen Blätter und von da durch oft nur dem Sensationsbedürfnis des Publikums dienende Telegramme in die europäische Presse gelangen, leiden

*) Wieder ein Gedanke des Philosophen Mencius. Derselbe sagt von einem Fürsten, dem nicht zu raten und zu helfen ist: „in der Gefahr erblickt er vollkommene Sicherheit, im Unglück einen Vorteil."

**) Als Antwort auf einen vom Kaiser am 29. Januar 1901 an die hohen Mandarinen des Reichs gerichteten Befehl, sich über die bevorstehenden Aenderungen im Regierungssystem gutachtlich zu äußern. Diese Gutachten sind in einer besonderen Publikation in vier Heften erschienen, von denen die oben erwähnte Denkschrift der Vizekönige von Nanking und Wu-tschang in drei Abschnitten etwa die Hälfte bildet. Es finden sich sonst noch darin die Vorschläge von T'au Mu und Hü Ying-k'ui, den Vizekönigen von Canton und Foochow, von Yüan Schï-k'ai, Gouverneur von Schantung, sowie seinen Kollegen in Anhui und Tschökiang. Daß so viele unter den Satrapen auf die Aufforderung des Kaisers nicht reagiert haben (vgl. „Nauticus" für 1901, S. 143) wird der Sache nicht schaden, da die meisten wohl schwerlich viel zu sagen gehabt haben würden.

oft an der Einseitigkeit des Parteiinteresses, dem sie entspringen. Dagegen handelt es sich bei den Aktenstücken der Staatszeitung um Thatsachen, die nicht so bald dementiert werden können, die zwar auch bisweilen cum grano salis zu lesen sind, aber immerhin das beste Material zur Beurteilung der Verhältnisse abgeben, wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Was nun die vorliegende Kundgebung betrifft, so kann ich die Besorgnis des Pekinger Korrespondenten des „North China Herald" vom 30. Oktober nicht teilen, der die Aufrichtigkeit der darin ausgesprochenen Reformfreundlichkeit anzweifelt, wenn er sagt: „we need not suppose that the Dowager is sincere in her noble and correct utterance." Im Gegenteil scheint es mir, daß der Gedankengang des Manifestes den Stempel der Echtheit in sich trägt. Wird es doch offen angedeutet, daß ein persönliches Opfer im Aufgeben alter Vorurteile zum Besten des Gemeinwohls nötig war, um den nunmehr als einzige Rettung erkannten Plänen des Kaisers beizustimmen. Mag die so gänzlich veränderte politische Lage das Ihrige gethan haben, um diesen Wechsel in den Anschauungen der Kaiserin hervorzubringen; Hauptsache bleibt immer, daß die Reformbewegung in ihr eine mächtige Gönnerin erhalten hat, ohne deren Mitwirkung sie möglicherweise zum zweitenmal Schiffbruch gelitten hätte. Wir müssen das chinesische Volk nehmen wie es ist, nicht wie wir es uns wünschen. Die Geschichte des Staatsstreiches hat gelehrt, daß die Gnadenbeweise, auf die sich neuerdings die ehemalige Gebieterin, nunmehr die Egeria des Numa Kuang-sü, den Ministern gegenüber beruft, thatsächlich schwerwiegende gewesen sein müssen. Den schönen Plänen des Kaisers wurde von Anfang an selbst bei den fortschrittlich gesinnten Vizekönigen höchstens akademische Würdigung zu teil; an die Ausführung wagte niemand zu denken, so lange die Kaiserin nicht Beifall nickte, der so ziemlich jeder ältere Beamte im Reiche seine Karriere verdankte. Dies ist selbstredend auch heute noch der Fall. Man darf es daher mit Freuden begrüßen, daß die Erzieherin des Kaisers, gleichviel, ob aus Klugheit oder aus Neigung, ihm jetzt wieder eine Stütze und Freundin geworden ist. Mit der Enterbung des Thronfolgers P'u-tsün ist ein großer Strich durch ein dunkles Blatt im Buch der chinesischen Geschichte gemacht worden: wenden wir uns zu einem neuen Blatte, das den Ruhm patriotischer Entsagung verkündet! Ob die Reformen des Kaisers zu stande kommen oder nicht, ist für China jetzt Lebensfrage; den Chinesen selbst muß daher jedes Mittel willkommen sein, das dazu beiträgt, einen Schiffbruch zu vermeiden, um wieviel mehr uns, den wohlwollend Zuschauenden! Hoch über dem Parteihader steht jetzt die Lebensfrage; wer bereit ist zur Mitarbeit, sollte nicht durch Mißtrauen abgeschreckt werden, mag er auch einst zu den Verführten des großen Staatsverbrechens gehört haben, das Prinz Tuan und seine Leute durch die zweifellos dauernde Ungnade des Hofes büßen, denn aufrichtige Renegaten sind oft die eifrigsten Verfechter einer guten Sache.

Mit der Reform der Staatsprüfungen und dem unumwundenen Glaubensbekenntnis der Kaiserin-Witwe ist der Würfel gefallen, der über Chinas Zukunft entscheidet. Es giebt kein „Zurück" mehr, alles übrige mag kommen, wie es will und wann es will, aber es muß kommen. So sehen wir denn heute, nach wenigen Monaten, alles in fieberhafter Thätigkeit. Den ersten, das Signal zur Arbeit gebenden Edikten sind in unglaublich kurzer Zeit die Befehle zum weiteren Ausbau des neuen Gebäudes gefolgt: am 11. September werden die liberalen Satrapen Li Hung-tschang, Liu K'un-i, Tschang Tschi-tung und Yüan Schi-k'ai, die Hauptstützen der Bewegung, mit der Niederschrift von Regulativen für die in ihren Provinzen bereits bestehenden Militär-Akademieen beauftragt. Dieselben sollen als Muster für die zahlreichen, auch in anderen Teilen des Reiches zu gründenden Institute dieser Art dienen. An demselben Tage verbietet der Kaiser auf Antrag der Kaiserin-Witwe den bisher, je nach den Erfordernissen des Budgets, bald erlaubten, bald wieder abgeschafften Verkauf von Beamtenstellen ein für allemal. Am 13. September folgen die ersten Instruktionen für die Einrichtung von Reformschulen. Jede Provinz soll ihre nach dem Muster der Pekinger Universität eingerichtete Hochschule haben, während in den Bezirks- und Distriktshauptstädten allerorten Mittel- und niedere Schulen im modernen Sinne einzurichten sind. Jetzt ist selbstredend große Nachfrage nach solchen Chinesen, die im stande sind, in den neuen Schulen zu lehren; wer weiß, wie lange es dauern wird, daß die Nachfrage durch das Angebot gedeckt wird. Schon jetzt werden viele unter den weiland verstoßenen Reform-Agitatoren willkommen geheißen. Reuige Schafe werden mit offenen Armen aufgenommen, wenn sie versprechen, ruhig und bescheiden ihre Pflicht zu thun, darunter hervorragende „alte Sünder", wie der bisher in der Verbannung lebende Redakteur der chinesischen Reform-Zeitung „Lat-pau" namens K'iu Schu-yüan. Derselbe war mit den immer noch als Hochverräter behandelten Hauptführern der Reformbewegung vor dem Staatsstreich K'ang Yu-wei und Liang K'i-tsch'au eng befreundet und daher verbannt, und niemand hat in der Verfolgung jener angeblichen Verführer des Kaisers größeren Eifer gezeigt als der Vizekönig Tschang Tschi-tung, der, selbst eine der mächtigsten Stützen des neuen Kurses, damit blinde Ergebenheit gegen seine Wohlthäterin, die Kaiserin-Witwe, verbindet. Der ehemalige Redakteur hat nun feierlich widerrufen und seine Loyalität durch ein zur Unterstützung der Hungersnot in China bestimmtes Geschenk von 10 000 Taels bekräftigt. Tschang Tschi-tung selbst beantragt infolgedessen seine Begnadigung, die zugleich mit seiner Ernennung zum Ministerial-Sekretär unter Verleihung von Knopf und Rang erfolgte. Nachdem die Vizekönige von Nanking, Wu-tschang und Tsch'öng-tu auf eigene Initiative junge Leute ins Ausland, namentlich nach Japan, zum Studium fremder Einrichtungen entsandt hatten, erließ der Kaiser am 17. September ein Edikt, worin dieses Beispiel zur allgemeinen Nachahmung

empfohlen wird. Wie seit Jahren sich Japaner in Europa und Amerika überall einfanden, wo es etwas Nützliches zu lernen giebt, so werden wir bald jungen Chinesen in unseren Hörsälen, unseren Werkstätten, unseren Regimentern begegnen, die, auf Regierungskosten ausgebildet, fremde Civilisation in die Heimat zurückbringen. Da sie gleichzeitig hohen Anforderungen in der Kenntnis ihrer eigenen Litteratur entsprechen müssen, wenn ihnen höhere Beamtenstellen in China zufallen sollen, so steht ihnen keine leichte Aufgabe bevor. Schon während des Sommers wurden durch die Kaiserin-Witwe die Gesandten im Auslande aufgefordert, ihr Augenmerk auf die im Auslande studierenden jungen Chinesen zu lenken und besonders begabte Kandidaten, wenn sie Zeugnisse, Diplome u. s. w. aufzuweisen haben, auf Staatskosten in die Heimat zurückzuschicken, wo sie nach weiterer Prüfung zu verwenden seien.

Es ist schon jetzt kaum möglich, ohne weitläufige Auseinandersetzungen die aus allen Kundgebungen der Regierung hervorgehenden Beweise für den Ernst, mit dem seit Monaten vorgegangen wird, aufzuzählen. Europa darf mit diesem Erfolg seiner Waffen zufrieden sein. Ohne den Zwang der Ereignisse wäre es nie dahin gekommen, und der Verfasser eines mir vor kurzem zu Gesicht gekommenen Leitartikels einer chinesischen Zeitung stellt nicht mit Unrecht die paradoxe Behauptung auf, daß niemand zu dieser glücklichen Wendung im chinesischen Staatsleben mehr beigetragen hat als Prinz Tuan und seine Boxer. Ein hoher, blutiger Preis für eine Errungenschaft, von der man eines Tages sagen wird: sie konnte nie zu teuer erkauft werden.

Totensonntag am Meere.

Wenn sich die Nebel senken
Auf Gräber im Blumenkleid,
Dann will ich eurer gedenken,
Der Toten im Meere weit;
Giebt auch kein Hügel die Kunde,
Nennt auch kein Denkstein das Ziel,
Doch schlummern tief unten im Grunde
Der Eichenherzen so viel.

Schlaft wohl auch ihr und träumet
In stolzer Wogen Hut,
Es steigt empor und schäumet
Hoch über euch die Flut.
Auch euch wie euren Brüdern
Tönt heut ein heiliger Klang,
Euch singt gleich Kindheitliedern
Zur Ruh des Sturmes Gesang.

Karl Dove.

Die gemeinsamen Züge im Weltenbau.

Von

M. Wilhelm Meyer. (Schluß.)

Wenn das Tagesgestirn bei Gelegenheit einer totalen Verfinsterung vom Monde soweit für unser Auge verdeckt wird, daß sein Glanz seine nächste Himmelsumgebung nicht mehr überstrahlt, so bemerkt man häufig ungeheure rote Flammen über den Sonnenrand sich erheben. Man hat diese sogenannten Protuberanzen inzwischen mit Hilfe des Spektroskops auch zu allen Zeiten außerhalb einer Sonnenfinsternis wiedersehen können. Mit Staunen und geheimem Schauder bemerkte man, daß diese Flammen oft in wenigen Minuten bis über einen Raum emporzüngelten, der den unserer ganzen Erdenwelt um ein Mehrfaches übertrifft. Im September 1893 zum Beispiel sah man eine Protuberanz, die in einer Viertelstunde bis zu einer Höhe von 500 000 km emporschlug. Solche Geschwindigkeiten von 350 km in der Sekunde zeigt nur unter gewissen extremen Verhältnissen ein materieller Körper, und nur die Fortpflanzung von Wirkungen der Naturkräfte, wie die des Lichtes und der Elektrizität, übertrifft sie. Trotz der ja zweifellos ganz unvorstellbar gewaltigen Vorgänge auf dem Sonnenballe konnte man es doch kaum für möglich halten, daß materielle Teile des Sonneninnern wirklich mit solcher Kraft ausgeschleudert werden könnten, ganz besonders, da man den Sonnenball als eine große Nebelmasse aufzufassen hat, in der wohl die Materie im Innern stark verdichtet sein muß, aber doch nicht solche furchtbaren Spannungen hervorbringen könne, wie sie derartigen Explosionen vorangehen müßten. Man hat denn auch gefunden, daß man die Protuberanzen als rein optische Erscheinungen anzusehen hat, als abnorme Refraktionen, Strahlenbrechungen in vorher dort schon vorhandenen Gasen, deren brechende Kraft sich nur durch Vorgänge, die allerdings auch im Sonneninnern entspringen müssen, so schnell ändert. Die lichtbrechende Kraft eines Gases schwankt namentlich mit seiner Temperatur. Diese muß also hier so enormen Aenderungen unterworfen sein, und wir sehen hieraus, wie mächtig die Wärmekraft hier im Centralherde des Planetenreiches arbeitet.

Ungewöhnliche Strahlenbrechungen müssen auch sonst noch auf der Sonne eine eigentümliche Rolle spielen und uns wahrscheinlich ein ganz falsches Bild von

ihrer äußeren Umgrenzung vorspiegeln. In je dichtere Gase die Lichtstrahlen eindringen, je mehr werden sie von ihrem geraden Wege abgelenkt. Deshalb beschreibt ein Sonnenstrahl auf seinem Wege von den äußersten Grenzen unserer Atmosphäre bis zu unserm Auge eine krumme Linie, weil ja die Luft immer dichter wird, je näher sie sich der Erdoberfläche befindet. Das Bild der Sonne wird dadurch so viel gehoben, daß sie für unser Auge bereits etwa fünf Minuten früher aufgeht, als es nach den rein geometrischen Gesetzen geschehen müßte. Ganz Aehnliches muß auch auf der Sonne selbst mit ihren eigenen Strahlen geschehen; sie werden gekrümmt, und da ist nun ausgerechnet, daß in einer ganz bestimmten Entfernung von ihrem Mittelpunkte die Größe dieser Krümmung gerade derjenigen gleichkommt, die die Oberfläche der Sonne an derselben Stelle besitzen müßte. Die Strahlen müssen also hier immer in demselben Abstande von der Sonnenoberfläche bleiben, wenn sich dort etwa eine solche befände, und nun immer um dieselbe herumlaufen, ohne sich jemals von ihr zu entfernen. Dieses Gebiet, in welchem sich eine große Anzahl von Sonnenstrahlen fangen, wird demnach besonders hell erscheinen, wenn es sich auch physikalisch garnicht von unter oder über ihm liegenden unterscheidet. Dies bedeutet aber nichts Anderes, als daß hier eine strahlende Oberfläche zu sein scheint, wo in Wirklichkeit gar keine besondere materielle Abgrenzung vorhanden ist. Es ist deshalb sehr wohl möglich, ja sogar höchst wahrscheinlich, daß die Sonne keine irgendwie fest umgrenzte Kugel, sondern eine sich ganz allmählich in den Weltraum verlierende, nach ihrem Mittelpunkte hin verdichtete Gasmasse ist. Wir kennen derartige Gas- und Nebelmassen in allen Abstufungen der Verdichtung, die das Weltgebäude überall in großer Zahl bevölkern, und uns noch beschäftigen werden.

Wir haben jedenfalls die Sonne als einen Gasball kennen gelernt, bei dem man keinerlei Anzeichen dafür bemerkt, daß er etwa unter den Atmosphärenschichten, die wir direkt sehen können, eine flüssige oder gar feste Hülle besäße. Trotzdem muß durch den Druck der überliegenden Massen die Materie der Sonne in ihrem Innern viel dichter zusammengedrängt sein als bei uns in den dichtesten und festesten Stoffen, die wir kennen. Die enorme Temperatur der Sonne hält jedoch ihre Materie in einem Zustande, den wir immer noch als ein Gas im physikalischen Sinne bezeichnen müssen, denn es giebt, soweit wir wenigstens auf der Erde sehen, für alle Stoffe eine bestimmte sogenannte kritische Temperatur, von der ab sie sich erst in einen anderen Aggregatzustand überführen lassen, gleichgiltig, unter welchem Druck dies geschieht. So kann man beispielsweise Luft so stark zusammendrücken, wie man will, sie wird bei gewöhnlicher Temperatur sich doch niemals in den flüssigen Zustand zwingen lassen, während dies bei 200 Grad unter Null ganz leicht ist, selbst bei dem gewöhnlichen Druck unserer Atmosphäre.

So sehen wir also in unserem Sonnensystem alle Abstufungen von Aggregatzuständen der Weltkörper. Die Sonne selbst ist noch ein Gasball, in welchem sich die Materie in denjenigen Regionen, die wir seine Oberfläche nennen, irgendwie vorübergehend zu kondensieren beginnt, dadurch die Erscheinungen der Sonnenflecke 2c. erzeugend. Es grenzt sich hier etwas wie eine erste Atmosphäre von den übrigen Schichten des Gasballes ab. Jupiter ist jedenfalls von einer sehr hohen Atmosphäre umhüllt, unter der sich wohl eine glühend flüssige Oberfläche befinden kann. Indes gestattet die stets mit schweren Wolken behangene Dunsthülle des Planeten nicht, einen Blick in diese tieferen Regionen zu werfen. Aehnliche Verhältnisse herrschen auch auf Saturn. Unsere Erde hat eine feste Oberfläche und eine Atmosphäre darüber, die abwechselnd mit Wolken verhüllt oder durchsichtig ist, um unsern Blick zu jenen anderen Welten schweifen zu lassen, mit denen wir unsern Wohnsitz nun vergleichen können. Auch im Innern der Erde wird sich durch den Druck der überlagernden Gesteinsmassen die Temperatur in genügender Tiefe soweit steigern, daß wir ihre dicht zusammengepreßten Massen doch gasförmig nennen müssen. Auf dem Mars ist der Wandel der Aggregatzustände noch mehr nach der festen Seite hin vorgeschritten. Sein Luftmantel ist bereits sehr dünn und zeigt nur äußerst selten etwas wie einen leichten Nebeldunst, der uns seine feste Oberfläche zuweilen teilweise verschleiert. Wenn das, was wir die Meere des Mars nennen, wirkliche Wasserbecken sind, so müssen sie jedenfalls sehr flach sein und besitzen eine relativ viel geringere Ausdehnung gegenüber den Landmassen, als es auf der Erde der Fall ist. Unser Mond endlich besitzt überhaupt keine merkliche Atmosphäre und sicher keine Meere; er ist, abgesehen von seinem unbekannten Innern, ein völlig fester Körper geworden. Es ist sehr auffällig und bedeutsam, daß diese Abstufungen in den Aggregatzuständen, die wir hier verfolgten, parallel laufen mit den Größenverhältnissen der bezüglichen Weltkörper. Die Sonne, als der größte, ist noch ganz gasförmig, Jupiter, der nächstgrößte, ist schon weit mehr verdichtet, die Erde, abermals wesentlich kleiner, hat es längst zu einer festen Oberfläche gebracht, auf dem noch kleineren Mars sehen wir die Atmosphäre sich noch deutlicher klären und verdünnen, wie auch der Wassergehalt seiner Oberfläche selbst relativ zu seiner Größe ein viel geringerer geworden ist. Auf dem Monde endlich sind Luft und Wasser so gut wie verschwunden. Dieser Parallelismus ist nicht zufällig, und man hat die vermutliche Ursache bald gefunden. Der Uebergang der Aggregatzustände ineinander ist in erster Linie von der Temperatur abhängig. Ein kleinerer Körper verliert aber seine Wärme leichter als ein größerer. Wir können also aus den gegenwärtigen Zuständen der Körper unseres Systems schließen, daß sie zu einer gewissen Zeit einmal alle ungefähr die gleiche Temperatur besaßen und sich inzwischen wesentlich abkühlten, jeder nach Maßgabe seiner Größe mit verschiedener Geschwindigkeit. Nur bei der Sonne selbst scheint hier ein bedenkliches Fragezeichen gemacht

werden zu müssen, deren ganz enorme Temperatur kaum die Annahme einer seit Millionen Jahren stattgehabten Abkühlung zuläßt.

Außer den Planeten umkreist die Sonne noch eine Schar von Myriaden anderer Himmelskörper, die Kometen, die Meteoriten und die Sternschnuppen. Die Bewegungen all dieser Körper haben ihren gemeinsamen Brennpunkt in dem gewaltigen Centralgestirn, das sie noch bis in die unbekanntesten Weiten jenseits der Bahn des letzten Planeten beherrscht.

Von diesen Himmelswesen nehmen die Kometen die hervorragendste Stelle ein. Sie waren seinerzeit sehr gefürchtet, als man ihre kosmische Natur noch nicht erkannt hatte, sondern sie für Erscheinungen in den höheren Luftschichten der Erde hielt, die allerlei Einflüsse in materieller wie auch seelischer Hinsicht als „Zuchtruten Gottes" zu üben im stande wären. Diese Kometenfurcht schwand aber keineswegs sogleich, als man erfuhr, daß diese Himmelswesen weit außerhalb des irdischen Dunstkreises, meist viele Millionen Meilen von uns entfernt, ihre fest vorgeschriebenen Straßen ziehen. Ja, während man früher ihnen höchstens den Ausbruch einer Pest oder eines Krieges zuzuschieben trachtete, fürchtete man nun von ihnen nichts weniger als den Untergang der Welt selbst. Man hatte ja erfahren, daß solch eine Kometenbahn gelegentlich die der Erde kreuzen könne, man hatte selbst bestimmte Kometen entdeckt, die diese Durchkreuzung der Erdbahn in der That bei jedem ihrer Umläufe um die Sonne an einer bestimmt anzugebenden Stelle ausführten. Wenn also beide Körper hier einmal zusammenträfen, müßte es doch zu einem Zusammenstoß kommen, der zum mindesten unsere menschliche Weltordnung völlig über den Haufen werfen könnte. Die Weltuntergangspropheten haben sich deshalb immer mit Vorliebe an diese fürchterlichen Kometen gehalten, die ihren schrecklichen Leib oft im Laufe weniger Tage über das halbe Himmelsgewölbe gespensterhaft ausbreiteten, und die unerwartet kamen wie Sendboten einer jenseitigen Welt, und wieder so geheimnisvoll verschwanden, wie sie gekommen waren.

Wir wissen, daß die Kometen aus einem verhältnismäßig kleinen und hellen Kopf bestehen, der allein niemals ein auffälliges Objekt am Himmel sein würde, an den sich aber, wenigstens bei den mit freiem Auge sichtbaren Gestirnen, der oft ungeheuer lange Schweif hängt. Dieser ist das eigentlich Geheimnisvolle an der Erscheinung. Er dehnt sich oft so weit in den leeren Raum hinaus, daß er den Weg von einem zum andern Planeten oder selbst zwischen uns und der Sonne überbrücken könnte. Wir sehen dann den Raum an diesen Stellen aufleuchten und doch ist der Inhalt der Kometenschweife für alle unsere feinsten Beobachtungsmethoden ein vollkommenes Nichts, das außer auf das Auge keinerlei Wirkung ausübt, die wir doch sonst von jeder Materie ausgehen sehen. Das vollkommenste Vakuum, das wir in unsern physikalischen Laboratorien noch erzeugen können, ist eine dicke Luft gegen den Inhalt der Kometenschweife. Denn

wären die ungeheuren Räume derselben überall auch nur mit so viel Materie angefüllt, wie sie beispielsweise in unsern Röntgenröhren zurückbleibt, so müßte dies im ganzen immerhin so viel ausmachen, daß die Anziehungskraft dieser Masse auf die anderen Weltkörper bemerklich würde, was dennoch bei den genauesten Beobachtungen niemals wahrgenommen wurde. Man neigt deshalb in neuerer Zeit immer mehr zu der Ueberzeugung hin, daß die Kometenschweife überhaupt nichts Reelles, sondern nur ein optisch-elektrisches Phänomen seien, wie wir sie ja auch in den möglichst von jeder Materie entleerten Crookeschen oder Hittorfschen Röhren zu erzeugen vermögen. Hierfür spricht ja auch namentlich der bekannte Umstand, daß die Kometenschweife sich von der Sonne beständig abwenden, gleichviel wie sich der Kometenkopf, von dem der Schweif ausgeht, bewegen mag. Die Sonne entwickelt zweifellos sehr große elektrische Kräfte, die solche Fernwirkungen wohl hervorzubringen im stande sind. Freilich könnten solche Entladungen im völlig luftleeren Raume doch nicht vor sich gehen. Entweder strömt also doch eine zwar ganz außerordentlich geringe Menge von Materie vom Kopfe in den Schweif, oder der überall im Weltraum vorhandene Staub spielt die vermittelnde Rolle; auch beides kann zugleich wirken, was wohl das Wahrscheinlichste ist.

Der Kometenkopf aber ist ganz sicher etwas Materielles; er könnte ja sonst nicht von der Sonne angezogen werden, das heißt, gegen die Sonne eine Fallgeschwindigkeit besitzen, die sich von genau derselben Größe erweist, wie die, durch welche alle Planeten ihre Bahnen um die Sonne beschreiben. Außerdem sehen wir bei Annäherung der Kometen an die Sonne leuchtende Stoffe ihrem Innern entströmen, deren chemische Natur wir durch das Spektroskop mit aller Sicherheit bestimmen können. Wir wissen deshalb, daß die Kometenkerne namentlich die vier überall in den Massenansammlungen des Weltalls anzutreffenden Elemente Wasserstoff, Kohlenstoff, Eisen, Natrium enthalten, so daß wir annehmen können, die Materie der Kometen sei im wesentlichen von der der übrigen Himmelskörper nicht verschieden.

Die meisten Kometen kommen aus unbekannten Fernen des Weltgebäudes und fallen fast geradlinig gegen die Sonne hin. Nur eine kleine seitliche Bewegung, die sie mitbringen, verhindert bei den meisten den Sturz in die Sonne; sie rasen dann oft mit Geschwindigkeiten, die man an keinen andern Himmelskörpern wahrgenommen hat, an dem mächtigen Gestirn vorüber, daß sie zum Umkehren zwingt, und eilen nun mit beständig abnehmender Geschwindigkeit wieder in den unbekannten Weltraum zurück. Alle diese Bewegungen entsprechen völlig genau den Fallgesetzen, durch welche sich auch die in unsern Händen befindliche Materie dem Erdmittelpunkte entgegen bewegt. Während sich aber die Planeten in nahezu kreisförmigen Bahnen bewegen, so daß ihr Abstand von der Sonne sich nur wenig ändert, kommen dagegen die Kometen aus dem kalten

Weltraum, in welchem sie sich meist Jahrtausende lang träge bewegten, wie schon gesagt, in fast gerader Linie auf die gewaltige Wärmequelle zu, und streifen sie oft so nahe, daß sie jedenfalls in ihre obersten Atmosphärenschichten eindringen. Diese ungeheueren Temperaturdifferenzen, denen die merkwürdigen Himmelskörper oft innerhalb weniger Wochen ausgesetzt sind, geben sich bei ihrem Anblicke im Fernrohr durch offenbar sehr vehemente Vorgänge zu erkennen, die die Materie des Kernes zum Teil zur Verdunstung bringen. Dampfstrahlen brechen aus der der Sonne zugewandten Seite hervor und scheinen zunächst gegen diese hinstürzen zu wollen. Aber nach einiger Zeit wenden diese leuchtenden Fontänen von Weltkörpergröße in großem Bogen um; sie werden offenbar von der Sonne abgestoßen und gehen nun in den Schweif über. Auch in unsern Laboratorien sehen wir heftig austretende Dampfstrahlen elektrisch werden. Auch plötzliche Lichtschwankungen verraten die gewaltigen Revolutionen, welche in den Kometen während ihrer Annäherung zur Sonne stattfinden müssen. Erst dann entwickelt sich ihr Schweif zu so ungemeiner Länge, während das Gestirn früher überhaupt keinen gehabt hatte und ihn später auf dem Rückwege in den Weltraum stets wieder allmählich verliert.

Während wir also offenbar von den Kometenschweifen nichts zu fürchten haben, sind doch die Kometenkerne sicher materielle Körper, deren Zusammentreffen mit der Erde doch vielleicht bedenkliche Folgen haben könnte. Es hat sich gezeigt, daß die Kometen sich unter Umständen in Sternschnuppenwolken auflösen, die sich längs der früheren Kometenbahn ausbreiten, einen sogenannten Sternschnuppenring bildend, den die Erde durchfliegen muß, wenn er ihre Bahn kreuzt. Dadurch entstehen dann die stets an bestimmten Jahrestagen wiederkehrenden periodischen Sternschnuppenfälle, weil ja die Erde alljährlich zum selben Datum sich auch an derselben Stelle ihrer Bahn um die Sonne befindet. Die Sternschnuppen sind also Stücke von Kometen, die bis in unsere Atmosphäre gelangen und dort durch die Reibung an der Luft plötzlich in so große Hitze versetzt werden, daß sie augenblicklich verpuffen, das heißt in Gasform übergehen. Waren sie vorher als größere Weltstäubchen immerhin selbständige Körper, so werden sie nun in ihre Atome aufgelöst und hören auf, als Himmelskörper zu existieren. Rings um die Erde herum fallen in jeder Nacht Millionen von Sternschnuppen, und Millionen von Weltuntergängen finden also damit statt in unserer nächsten Nähe. Wir haben uns zu fragen, ob außer diesem Weltstaub nicht auch größere Körper, deren Dimensionen etwa zwischen denen der Sternschnuppen und der kleinsten bekannten permanenten Himmelskörper liegen, den Weltraum durcheilen und mit uns zusammenstoßend eine Katastrophe herbeiführen könnten.

Solche Körper sind zweifellos vorhanden. Wir sehen häufig genug mit furchtbarem Donnerkrachen Feuerkugeln aufleuchten und über unsern Häuptern in Stücke zerspringen, die dann auf die Erdoberfläche herabfallen als Meteor-

steine. Seit Menschengedenken sind deren Hunderte vor unseren Augen gefallen, wenngleich keiner derselben so groß war, daß er erheblichen Schaden anrichten konnte. Das Größere ist immer seltener wie das Kleine, im Weltgebäude sowohl wie auf der Erde. Deshalb sehen wir in jeder Nacht so viele Sternschnuppen fallen, aber nur wenige Meteorsteine im Jahre. Da es keinen Grund giebt, weshalb in der Stufenfolge der Größe der Himmelskörper ein Sprung vorhanden wäre, es also deren innerhalb bestimmter Dimensionen überhaupt nicht geben sollte, so ist eine Wahrscheinlichkeitsrechnung darüber aufzustellen, innerhalb welcher Zeitläufte von Hunderttausenden oder vielleicht Millionen Jahren einmal ein Himmelskörper mit uns zusammentreffen müsse, der der irdischen Weltordnung gefährlich werden könnte.

Die Meteoriten werden immer erst sichtbar, wenn sie in unsere Atmosphäre eingedrungen und dadurch weißglühend geworden sind. Die Bahnen, welche sie dort über unsern Häuptern beschreiben, beweisen, daß diese Körper in den bei weitem meisten Fällen aus den fernsten Räumen des Universums zu uns gelangen, wo das Reich der Sonne und ihre anziehende Kraft längst aufgehört haben. Dies kann man von den Kometen nicht mit gleicher Sicherheit sagen, die wahrscheinlich doch Teile des Sonnensystems sind, welche nur bis an dessen letzte Grenzen hinauseilen, um dort umwendend mit einer Anfangsgeschwindigkeit gleich Null wieder gegen die Sonne zurückzufallen. Die Meteoriten dagegen dringen mit einer relativ großen Anfangsgeschwindigkeit, die sie irgend wo anders, also nicht durch die Anziehungskraft der Sonne, erworben haben, in ihr Gebiet ein und vergrößern diese Geschwindigkeit noch durch jene Anziehungskraft. Dieser Unterschied ist für uns sehr wichtig.

Diese vielleicht von anderen Sonnensystemen zu uns herüberfliegenden Materieproben bestehen aus keinen anderen chemischen Elementen wie die Gesteine unserer Erde, nur daß die Mischungsverhältnisse andere sind. Man kann die Meteorsteine in zwei Klassen teilen, die Steinmeteorite und die Meteoreisen. Die ersteren haben Aehnlichkeit mit den krystallinischen Gesteinen unserer tiefsten Erdschichten, doch sind sie in ihrer Zusammensetzung deutlich von ihnen unterschieden. Die Meteoreisen dagegen haben auf der Erde gar keine Repräsentanten, denn es giebt bei uns kein gediegenes Eisen, aus dem diese Himmelskörper bestehen; das Eisen ist vielmehr auf der Erde bereits überall mit dem Sauerstoff und anderen Elementen in Verbindung getreten. Dieses Metall ist ja bekanntlich dem Einfluß des Sauerstoffs sehr zugänglich; es rostet leicht. Das himmlische Eisen kann also mit jenem auf der Erde fast allgegenwärtigen Sauerstoff noch nicht in dauernde Berührung gekommen sein; es hat unter wesentlich anderen Bedingungen existiert wie die Materie der Erdoberfläche. Freilich in den tieferen Schichten der Erdkruste, die uns bisher nicht zugänglich geworden sind, könnte sehr wohl gediegenes Eisen vorkommen, und auch die Eigenart der Stein-

meteoriten spricht dafür, daß sie einst den tieferen Schichten eines Weltkörpers angehört haben könnten, der von unserer Erde nicht sehr verschieden aufgebaut war.

Die Meteoriten leiten uns in die Regionen außerhalb des Sonnensystems hinüber, aus denen sie kommen. Sie sagen uns, daß auch in diesen unendlichen Fernen Weltkörper existieren, deren Materie eine überraschende Aehnlichkeit mit der unseres heimatlichen Planeten hat. Alle anderen bezüglichen Thatsachen der Beobachtung befestigen diese Ueberzeugung. Richten wir das Spektroskop auf einen jener Fixsterne, die das Himmelsgewölbe zu Millionen bevölkern, und von denen der nächste so weit von uns absteht, daß das Licht, in einer einzigen Sekunde dreihunderttausend Kilometer zurücklegend, mehrere Jahre gebraucht, um von dort zu uns herüberzuflimmern, so sehen wir dieselben Linien wie im Spektrum der Sonne in derselben Anordnung und Stärke, daß man ein schwächeres Sonnenspektrum vor sich zu haben meint. Diese Linien beweisen, daß die gleichen Stoffe unter nahezu der gleichen Temperatur und überhaupt den gleichen physischen Bedingungen dort vorhanden sind wie auf unserm Centralgestirn.

Freilich zeigen wohl die meisten, aber doch nicht alle Sterne dieses Spektrum. Wie es in der Planetenwelt verschiedenartige Himmelswesen giebt, so auch unter den Fixsternen. Aber es handelt sich dabei ebenso wie bei den Planeten immer nur um Abstufungen einer im wesentlichen gleichen Beschaffenheit. Es giebt Sterne, die offenbar viel heißer, und andere, die erheblich kälter sind als unsere Sonne. Erstere geben sich auch meist schon dem bloßen Auge durch ihre mehr ins bläuliche spielende Farbe zu erkennen, während die kälteren Sterne rot sind, ganz entsprechend der Rotglut erhitzter Körper. Unsere Sonne ist in einem Mittelstadium, das ja überall die zahlreichsten Vertreter hat; man muß sie einen gelblichen Stern nennen.

Trotz ihrer unvorstellbar großen Entfernungen, die nur in den wenigsten Fällen noch für uns ausmeßbar sind, hat man die Größen einiger weniger Fixsterne bestimmen können, und fand sie stets größer als die unserer Sonne, wenn auch nicht um ein sehr Bedeutendes. Unsere Sonne gehört also zu den kleineren Gestirnen ihrer Art.

Die Sterne sind sehr ungleich über das Himmelsgewölbe verteilt, wie schon der bloße Anblick desselben zeigt. Bei näherer Untersuchung ergiebt sich trotz aller scheinbaren Regellosigkeit, mit welcher die Sterne verstreut sind, daß ihre Zahl nach der Milchstraße in bestimmtem Verhältnis zunimmt, und in der Milchstraße selbst drängen sie sich bekanntlich so dicht zusammen, daß sie dadurch für das bloße Auge jenen mysteriösen Schein erzeugen, der als ein ungeheuerer Ring die ganze Welt von Sonnen zusammenfaßt, in welcher unsere Sonne als eine unter Millionen gänzlich verschwinden würde, wenn wir uns außerhalb

dieses Sonnenschwarmes stellen könnten. Diese, wenn auch nur ungefähre regelmäßige Verteilung zeigt auf jeden Fall, daß die Materie aller dieser Sonnen einmal in gemeinsamen Beziehungen zu einander stand oder noch steht, daß ein Milchstraßensystem existiert, wie wir ein Sonnensystem kennen. Auch die Sonnen dieser größeren Gemeinsamkeit führen Bewegungen aus, die eine allgemeine Gesetzlichkeit vermuten lassen, wenngleich exakte Untersuchungen hierüber vielleicht erst nach Jahrhunderten ausgeführt werden können, bis die wegen ihrer Entfernung sehr klein erscheinenden Eigenbewegungen der Sterne genauer zu überblicken sind. Man kennt indes schon heute einige Sterne, die so große Eigenbewegungen besitzen, daß die Anziehungskraft aller anderen Sterne des Milchstraßensystems auf diese nicht genügen würde, um die rasende Geschwindigkeit, mit der sie durch den Raum eilen, zu erklären. Arkturus, jener bekannte rötliche Stern im Bootes, bewegt sich um mindestens 3—400 km in der Sekunde durch den Raum. Wir müssen deshalb annehmen, daß die Fixsterne sich wohl im allgemeinen unter dem Einfluß der Gesamtschwerkraft, die sich im Mittelpunkte des Systems vereinigt, bewegen, daß sie aber außerdem wirkliche Eigenbewegungen besitzen, die sie dieser Schwerkraft nicht verdanken, und die sie von System zu System treiben müssen, ebenso wie wir die Meteoriten im Gegensatz zu den Kometen und den Planeten mit Eigenbewegungen in unser Sonnensystem eindringen sahen. Auch diese müssen ja den Bereich der Sonne wieder verlassen, wenn sie nicht zufällig mit einem Planeten zusammenstoßen und von diesem festgehalten werden, wie bei einem Sturze auf die Erde. Diese Meteoriten sind irrende Sterne wie jene großen Sonnen; sie gehören keiner Vereinigung dauernd an, wie sonst der größte Teil der Weltmaterie, der sich stets zur Schöpfung größerer und schönerer Weltorganisationen durch die Gemeinsamkeit gesetzlicher Verbindungen zusammenschließt. Wir dürfen aus diesem Vergleich jener irrenden Sonnen mit den Meteoriten von vornherein vermuten, daß die ersteren ebenso wie diese gelegentlich mit anderen Weltkörpern zusammenstoßen können, da ihre Bewegungen nicht durch feste Bahnen an ein bestimmtes System gebunden sind, wenngleich dies wohl in Anbetracht der ungeheueren leeren Räume, welche zwischen den Fixsternen bestehen, sehr selten stattfinden wird.

In der That beobachtet man am Himmel gelegentlich Ereignisse, die man gar nicht anders als durch einen Zusammenstoß von Weltkörpern erklären kann, ich meine das Aufleuchten sogenannter neuer Sterne. Erst im Februar 1901 ist bekanntlich ein solcher im Perseus erschienen, der das hellste derartige Objekt seit dem berühmten tychonischen Sterne von 1572 war. Diese Sterne leuchten plötzlich auf; man hat noch niemals einen wirklich erscheinen sehen; sie sind immer nur als vorhanden entdeckt worden. In einigen Fällen zwar konnte man noch während kurzer Zeit nach ihrem Aufleuchten ein geringes Hellerwerden beobachten, aber jedenfalls schon nach wenigen Tagen begannen sie stets wieder sehr allmäh-

lich zu erblassen, viel langsamer als sie an Glanz zunahmen. Gelegentlich bemerkte man wohl auch ein Schwanken der Helligkeit, ein geringes Auf- und Niederflackern; aber immer sind diese Sterne wieder nach Wochen oder Monaten verschwunden.

Es ist kein Zweifel, daß sich auf diesen Sternen gewaltige Katastrophen ereigneten, und alle Ergebnisse der Beobachtung deuten darauf hin, daß es sich hier in der That um Zusammenstöße handelt, durch welche ungeheuere Mengen von Wärme in sehr kurzer Zeit freigemacht werden. Ein Teil der betreffenden Weltkörper wird dadurch in glühende Gase verwandelt, von denen man sie dann nach einiger Zeit deutlich umgeben sieht. Aber in den bisher beobachteten Fällen kann es sich doch nicht etwa um Zusammenstöße von Sonnen miteinander handeln. Es sind alles verhältnismäßig kleine Ereignisse gewesen, da schon nach wenigen Monaten ein so großer Teil der entwickelten Wärme wieder ausgestrahlt war, daß die Sterne uns entschwanden. Für den neuen Stern, der 1892 im Fuhrmann erschien, ist es sehr wahrscheinlich gemacht, daß er durch einen Schwarm von Sternschnuppen oder Meteoriten flog, die beständig auf ihn niederstürzten, zuweilen in größerer und dann wieder geringerer Menge und dadurch seine Glühhitze mit Schwankungen lange anhalten ließ, bis er den Schwarm verließ und dann ziemlich schnell erblaßte. In der Meteoritenwolke hatten sich dabei glühende Gase angesammelt, wodurch dieselbe als eine leuchtende Nebelmasse sichtbar wurde. Aehnliches beobachtet man augenblicklich wieder an dem neuen Stern von 1901, der noch immer in den Fernrohren sichtbar ist. Es wurde schon oben gesagt, daß Zusammenstöße von Körpern im Weltraume um so seltener sein müssen, je größer dieselben sind. Deshalb haben wir bis jetzt nur solche kleineren Ereignisse zwischen Sonnen und den häufiger vorkommenden Meteoriten glücklicherweise aus jener großen Entfernung erlebt. Aber wir müssen doch aus dem Vorangegangenen schließen, daß der Zusammensturz zweier Körper von Sonnengröße nur eine Frage der Zeit sein kann, und Zeit steht ja der Entwickelung der Weltkörper in auf- und absteigender Linie in unendlicher Menge zur Verfügung.

Es ist sehr auffällig, daß alle neuen Sterne in der Milchstraßengegend aufleuchteten, also dort, wo die Materie jenes großen Systems von Sonnen augenscheinlich am dichtesten ausgestreut ist, Zusammenstöße also auch am leichtesten stattfinden können. Ein solches Ereignis fand sogar einmal mitten im Sternhaufen der Andromeda statt, wo die Sterne sich wie eine Saat von Diamanten zusammendrängen. Unser Sonnensystem befindet sich dagegen in dem inneren, vom Ringe umschlossenen Teile des Sonnenschwarmes, wo die Zahl der sichtbaren Sonnen sich wieder wesentlich vermindert. Die Wahrscheinlichkeit eines weltzerstörenden Zusammenstoßes wird also hier geringer wie in jenen äußeren Partieen des eigentlichen Milchstraßenringes.

Diese Milchstraße besteht indes, wie auch schon der bloße Anblick zeigt, nicht aus einer gleichmäßig zusammenhängenden Ansammlung von Sternen; sie zeigt hellere und dunklere Schattierungen, wird in ihrem Zuge breiter und schmaler und verzweigt sich sogar an einer Stelle, so daß die beiden Züge eine dunkle Insel zwischen sich lassen. Eingehendere Untersuchungen stellen uns die Milchstraße als eine Gruppierung einzelner Sternenwolken dar, die einen etwa linsenförmigen Raum ziemlich unregelmäßig erfüllen. Die Materiezentren scheinen also auch in diesem größeren System einstmals in ganz ähnlicher Weise angeordnet gewesen zu sein wie in unserm Sonnenreiche, wo sich ja die Planeten auch innerhalb eines linsenförmigen Raumes bewegen. Später aber scheinen die Sonnen sich in besondere Gruppen geordnet zu haben, die gemeinsame Eigenbewegungen besitzen und dadurch den Ring allmählich auflösen. Es scheint ferner, daß die eigentliche Figur dieses ungeheuern Weltgebildes gar nicht die eines Ringes, sondern vielmehr einer Spirale sei, deren einzelne Windungen sich nur für unsern Standpunkt im Innern derselben perspektivisch zu einem Ringe vereinigen. Die vorerwähnte Verzweigung der Milchstraße deutet namentlich hierauf hin.

Solche spiraligen Gebilde kommen am Himmel noch sehr vielfach vor. Einige unter ihnen zerfallen im Fernrohr in einzelne Sterne, wie die Milchstraße, andere dagegen erweisen sich als gasförmige Körper; man nennt die letzteren Nebel, die ersteren sind Sternhaufen. Die meisten dieser Körper scheinen flach, linsenförmig, zu sein. Sie würden entstehen, wenn eine vorher kugelige Masse von einem sie durchdringenden zweiten Körper getroffen wird; dieser reißt dann die Materie des ersteren mit sich fort, und es entsteht eine Wirbelbewegung darin, durch welche ihre Materie längs der Ebene, in der der Stoß stattfand, sich spiralig anordnen muß. Auch hier sehen wir also überall am Himmel Spuren, die auf Zusammenstöße zwischen Weltkörpern hindeuten.

Die Nebel sind, wie schon erwähnt, gasförmig. Man findet in ihnen den allgegenwärtigen Wasserstoff, dann Stickstoff und ein unbekanntes Gas. Oft sind mitten in solche Nebel wirkliche Sterne verstreut, und es giebt alle denkbaren Uebergänge von diesen zu jenen. Man hat deshalb angenommen, daß die Nebel die Bildungsstätten für die Sterne seien, indem diese durch die Verdichtung der Nebelmasse allmählich entstanden. In neuerer Zeit hat man durch die Photographie Nebelmassen von ungeheuerer Ausdehnung entdeckt, die ganze Sternbilder mit einem allerdings außerordentlich mattleuchtenden Schleier überziehen. Durch das Spektroskop hat man die Natur dieser Gebilde nicht untersuchen können; es ist indes wahrscheinlich, daß wir es hier mit ungeheueren Wolken kosmischen Staubes zu thun haben, der sonst leere Weltenräume erfüllt. Damit sind wir an den äußersten Grenzen sowohl des Weltenraumes wie der feinsten Verteilung der Materie in demselben angelangt.

Wir haben in der Anordnung wie der Beschaffenheit dieser weltbildenden Materie überall einheitliche Züge entdeckt. In den fernsten Nebeln, in denen noch kein Keim zu einer werdenden Welt zu erkennen ist, begegnen wir dem Wasserstoff, dem leichtesten aller Gase, das überall auch am Aufbau unserer Erde beteiligt ist. Wo sich diese Nebel zu Sonnen verdichten, zeigen diese auch im wesentlichen die Zusammensetzung der unserigen. Wir sehen, wie alle die mächtigen, strahlenden Wirkungen, mit denen die Sonne über ihr Reich herrscht, auch von jenen fernen Leuchten des Universums ausgehen. Denn auch die strahlende Wirkung der Anziehungskraft regiert dort die Massen wie hier. Wir kennen Doppel- und mehrfache Sonnen, die sich nach genau denselben Gesetzen um ihren Massenmittelpunkt bewegen wie die Planeten um die Sonne, nur daß jene Körper in der Regel beide selbstleuchten, der bewegte wie der bewegende. Solch ein Doppelsternsystem bildete auch einstmals die Sonne mit Jupiter und wohl auch mit den anderen Planeten, als diese noch eine glühende Oberfläche besaßen. Dunkle Begleiter dieser fernen Sonnen, also wirkliche Planeten, sind ohne weiteres von unserm Standpunkt nicht mehr zu erkennen, dagegen haben sich solche dadurch verraten, daß sie sich gelegentlich, wie unser Mond bei einer Sonnenfinsternis, vor ihre Sonne stellten, und dadurch das Licht jenes Sternes periodisch teilweise von uns abhielten. Es giebt also zweifellos dunkele Himmelskörper, welche die Sonnen jenseits der unsrigen begleiten, und auf denen wir eine Lebensentwicklung ähnlich der unsrigen wohl als vorhanden vermuten dürfen.

Auch Lichtschwankungen von der Art hat man wahrgenommen, wie sie unsere Sonne durch die Periodizität ihrer Fleckenerscheinungen besitzen muß, nur sind diese Schwankungen bei diesen sogenannten veränderlichen Sternen viel intensiver, weil wir sie sonst ja auch überhaupt nicht mehr erkennen könnten. Dasselbe Spiel der Naturkräfte, welches die Sonnenflecke hervorbringt, findet also auch auf jenen Sternen statt. Dasselbe helle Aufleuchten unserer Atmosphäre, welches eine plötzlich eindringende Feuerkugel hervorbringt, ist in entsprechend verstärktem Maße die Ursache des Erscheinens der „neuen Sterne". Es giebt auch in jenen Fernen des Weltgebäudes Meteoritenwolken und Weltstaub wie bei uns. Und wie viele verwandtschaftliche Züge besitzen die Planeten unter einander! Wir haben vorhin nur die interessantesten derselben aufgezählt. Sie bestehen wie die fernsten Sterne aus denselben Stoffen, die unsern Erdkörper bildeten; sie drehen sich alle um eine Achse und ordnen ihre Bahnen um das Centralgestirn in einem flach linsenförmigen Raume an, wie die Milchstraße ihre Sonnen und Nebelmassen ihre Spiralen. Alle Materie, die wir daraufhin prüfen konnten, bewegt sich um sich selbst und fortschreitend, entweder um ein gemeinsames Massencentrum oder geraden Weges von System zu System irrend. Durch die Drehung um sich selbst wird auf den Planeten der Wechsel von Tag und Nacht erzeugt, der in der irdischen Weltordnung eine so bedeutende Rolle

spielt. Die meisten Planeten besitzen sicher Atmosphären, zwar wohl in sehr verschiedenen physikalischen Zuständen, denn es zeigt sich überall bei der wunderbaren Uebereinstimmung allgemeiner Züge eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit, ganz ebenso, wie wir es an unserer irdischen Natur wahrnehmen.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese gemeinsamen Züge aus gemeinsamen Ursachen entspringen, die den Entwicklungsgang aller Weltkörper leiteten, wie verschiedene Wege sie auch später gehen mochten. Beobachtungen, die wir in dieser Hinsicht an anderen Weltkörpern machen, können uns deshalb auch über das Schicksal unserer Erde unter gewissen Einschränkungen Auskunft geben.

Und diese gemeinsamen Züge, diese große Einheit der Weltordnung erfüllt uns mit geheimnisvollem Ahnen eines Weltgeistes, der, wie unser Geist über unseren Körper, über die Materie aller Weltgebäude erhaben ist und diese Ordnung denkend schuf.

Kaisers Geburtstag auf See.

Still zieht mein Schiff auf blauer Flut
Fern meinem trauten Vaterland,
Am Himmel Abendsonnenglut —
Mein Auge heimatwärts gewandt:
Gott grüß Dich, liebe Mutter fern,
Wie wär' ich jetzt bei Dir so gern!
Doch meinem Kaiser schwur ich ja —
Hurra mein Kaiser, mein Kaiser hurra!

Es heult der Sturm, es brüllt die See,
Auf schwanker Rah' in Nacht und Graus
Auf meinem Posten hier ich steh
Umtobt von Sturm- und Wogenbraus.
Schwer ist der Dienst an Schiffes Bord,
Der Tod, er lauert hier und dort!
Doch meinem Kaiser dien ich ja —
Hurra mein Kaiser, mein Kaiser hurra!

Und steigt die Flagge einst blutrot
Am Mast empor, heißt's: an den Feind!
Zieht mich die Woge in den Tod —
Sterb' fern ich einsam, unbeweint —
Süß ist das Leben jungem Blut,
Schwer ist das Sterben frohem Mut,
Doch meinem Kaiser sterb' ich ja —
Hurra mein Kaiser, mein Kaiser hurra!

Albert Klein.

Gesprochen bei der Kaisergeburtstagsfeier an Bord S. M. S. „Moltke" 1901.

Persönlichkeit und Kultur.

Von

Fritz Lienhard.

Wenn man sich in die gesteigerte Aufregung und folglich seelische Unruhe und geistige Unfestigkeit der Mehrzahl unserer Zeitgenossen im Kleinkram des Tages gelegentlich verliert, so kann man Stunden schwerster Verzagtheit erleben. Die Presse trägt uns jeden Tag eine Fülle von Trivialitäten ins Haus. Jede Ueberbrettl-Gründung — die neueste heißt „die zuckende Seele" — jedes Interview wird ebenso wie jeder Mord und Unfall besprochen. Als neueste That des Geistesbundes, der als „Goethebund" ins Leben trat, wird ein Rundschreiben an die Einzelverbände mitgeteilt, man möge — gegen das Duell Stellung nehmen. Gleichzeitig wird, in offenbarem Gegensatz zum kaiserlichen Schillerpreis, ein Volks-Schillerpreis von derselben Stelle aus vorgeschlagen. Das sind Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, wie sie fast jeder Tag bringt, Kleinigkeiten, die uns das eine Wesentliche bezeugen, daß ein Mangel an großer und klarer Führung unserer jetzigen Geisteskultur das Gepräge giebt.

Gerüchtweise vernimmt man demgegenüber, daß in etlichen Kreisen ein Lieblingsgedanke Herman Grimms, ein Gedanke, den auch Freytag und Treitschke gelegentlich erwogen haben, wieder in Erwägung gezogen werde. Und ich glaube in der That: die Gründung einer deutschen Akademie, die für unser Litteratur- und Theaterwesen ebenso wie für unsere Sprache einen würdigen, anregenden fördernden Hof bedeutender Männer darstellte, die endlich, endlich den Unfug des Theater-Spekulantentums zu Gunsten einer groß und bedeutsam eingegliederten Nationalbühne aufhöbe, die durch Preisverteilungen, Unterstützungen, Aufgaben, Anregung eine lebendige Macht würde — ich glaube, daß gerade in diesen zerfahrenen Tagen eine solche Gründung ein außerordentlicher Appell an die Männer von der Litteratur wäre, sich als Glieder eines Volksganzen zu fühlen und dem geistigen Zigeunertum, das unsere Dichtung nur mit ziellosen Einfällen bereichert, endgiltig zu entsagen.

Dazu wären aber allerlei Vorbedingungen nötig. Wir müßten vor allen Dingen erst wieder wissen und in Mark und Seele aufgenommen haben, was eigentlich Kultur ist.

Wir stehen, von außen betrachtet, auf ungewöhnlicher Kulturhöhe. In Handel und Industrie, in Naturwissenschaft, Kriegswissenschaft, Heilwissenschaft, in der Raschheit und Bequemlichkeit des Verkehrs, im Zeitungs- und Zeitschriftenwesen, in tausenderlei kleinen Luxusdingen des täglichen Lebens — überall rund um uns her sehen wir eine starke, eine fast glänzende Produktivität in Entfaltung. Und Deutschland steht darin nicht zurück und soll auch nicht zurückstehen. Das „made in Germany" hat auf allen Gebieten einen guten Klang, und wir haben, denke ich, auch hier wieder bewiesen, daß wir nicht nur das Volk der Dichter und Denker sind, sondern ebenso das Volk der That.

Dies ist das Gepräge des Bismarckischen Zeitalters. Und etliche ganz feine Köpfe haben sogar gemeint, der Gegensatz der Tage Caprivis gegen den Alten vom Sachsenwald sei auf ein Bemühen zurückzuführen, den feineren seelischen Stimmungen des öffentlichen Lebens, gegenüber so viel That und Temperament, wieder zu besserer Geltung zu verhelfen, eine Meinung, die nur den Wert einer geistreichen Spielerei beanspruchen darf. Denn jene Entwickelung zu einem „Deutschland der That" ist eine gesamteuropäische Entwickelung, die wir mitmachen mußten. Für immer dahin sind die Tage des gemütlichen Partikularismus. Es fragt sich jetzt, ob nicht auf so breiter und großer Grundlage eine neue, größere, tiefere Gemütskraft nun erst recht siegreich durchbrechen und das Eroberte nun auch verklären und wahrhaft beherrschen könne. Es fragt sich ferner, ob nicht gerade wir Deutsche vor allen anderen Völkern Europas berufen seien, solche größere Seelenkraft im größeren Deutschland weltüberleuchtend zu entfalten. Zum militärischen Führerberuf, den wir durchaus nicht fahren zu lassen gewillt sind, nunmehr auch den seelischen Führerberuf! Neben das Schwert den Palmzweig hoher Gemütskraft, neben den Blitz den leuchtenden und wärmenden Sonnenschein und den erquickenden Regen!

Das ist es, was ich kürzlich in die Forderung zusammenfaßte: dem großen Reiche die große Seele! Mit dem Deutschland der That gilt es zu vermählen das Deutschland des alten, nunmehr auf breiter Grundlage frischer und stärker wieder zu entfaltenden Idealismus.

Gelingt uns dies, so sind wir wahrhaft, und dann erst ganz, das Führervolk der Welt. Nichts haben wir dann poetischen Träumereien geopfert, wohl aber haben wir eine neue und wahrhafte Durchleuchtungskraft echt deutscher Art gewonnen.

Und wie denn das? Ich will auf die gesamt-europäischen Sorgen, die sich uns in der Sozialdemokratie entgegenstellen, auf die Unbehaglichkeit des Ultramontanismus, auf die noch nicht fest und modern-national geregelten Erziehungsfragen nicht eingehen. Darüber werden in jedem Jahre Bücher geschrieben. Der Fachmann liest und beurteilt sie, das Volksganze saust daran vorüber. Wir können zunächst nur jeder in seinem Bezirke eine neue Kultur *leben*. Von diesem

gesammelten Punkt aus strahlt das dann weiter. Und so werden durch diese ansteckenden Ausstrahlungen von Mensch zu Mensch neue Lebensstimmungen übertragen, bis ein ganzes Netzwerk frischeren In-die-Welt-Sehens allmählich hergestellt ist. Füge man also den allgemeinen Theorieen, deren Notwendigkeit freilich nicht bestritten werden soll, eine noch notwendigere Ergänzung bei durch Selbstbesinnung auf die eigene Persönlichkeit und deren machtvolle Durchwärmungskraft.

Mit anderen Worten: vergesse man neben so viel Kopf-Theorieen nicht den noch wichtigeren Machtfaktor: das Herz! Ich meine nicht das sentimentale Herz, das in Couplets und Liebesgeschichten eine Rolle spielt: nein, jene Kernkraft des Menschen, die mit der zeugenden, schaffenden, rastlos werbenden Liebe vor allen Dingen den geklärten Willen verbindet. Diese Art Liebe, von der das Neue Testament spricht, deren Wesen in jedem großherzigen Menschen die treibende Kraft ist, die in Kinderaugen ebenso blüht wie im Genie: sie ist die Macht, die Heere beflügelt, die den Denker rastlos ringen läßt um sein Ideal, die dem religiösen Menschen Kräfte ewigen Lebens giebt. Diese Art Liebe ist der Kernpunkt einer wahrhaft lebendigen Persönlichkeit. Sie müßte auch das seelenbildende Element in einem Volksganzen sein. Sie müßte leuchten aus unserer Kunst und Dichtung, sie müßte unsere Kirche nach wie vor als Sauerteig wirken lassen, sie müßte unsere Wissenschaft verklären und uns alle vor Materialismus und Vernüchterung bewahren.

Diese weltumspannende und weltverklärende Gemütskraft, größten Aufschwungs fähig und doch gütig im kleinen — sie müßte gerade von uns Deutschen, im Gegensatz zum „Jahrhundert-Niedergang" (fin de siècle), nunmehr im Jahrhundert-Aufgang der ganzen Welt gepredigt, gestaltet und vorgelebt werden.

Ist das etwas Neues? Nur für die neueste Zeit, die den Menschen selbst und seinen besten Herzenskern verschütten ließ unter Kulturballast. Für alle guten und starken Zeiten der Weltgeschichte ist das aber nichts Neues. Noch am Anfang des verflossenen Jahrhunderts wuchsen in unserem geistigen Deutschland, wie zwei Edelbäume, Männer von echten und großen Kulturidealen: Goethe und Schiller. Ihnen war das Wesentliche aller Kultur die Persönlichkeit. Sie ist das Beste, sagt Schiller, was ein Dichter geben kann, sie muß es also auch wert sein, vor der Oeffentlichkeit ausgestellt zu werden. Und Goethe nennt sie schlechthin „höchstes Glück der Erdenkinder" und hat demgemäß selber gelebt, ohne Rast, aber auch ohne Hast, Ring an Ringe setzend wie der gesund wachsende Baum, an dem der himmlische Gärtner seine Freude hat.

Nehmen wir dazu noch einige geschlossene Charakterköpfe wie Stein, Treitschke, Lagarde, in England Carlyle und in späterer Zeit den herrlichen Ruskin, nehmen wir hinzu Bismarcks Vollkraft, Wagners Schaffen, auch sonst allerlei einzelne philosophische Schriftsteller und Hochschullehrer, sogar den scheinbar so negativen

Nietzsche: — so bemerken wir zwar, daß jener Kerngedanke vom Mittelpunktswert der Persönlichkeit auch in diesem erregten Jahrhundert nicht erloschen, daß er aber auch nicht der schlechthin führende, national-erzieherische Machtfaktor geworden ist.

Und nun meinen mit Recht die Besten von uns, jene andern und in ihrer Wichtigkeit nicht zu unterschätzenden Organe unseres Volkskörpers, soweit es sich um technische und wissenschaftliche Errungenschaften unserer Kultur handelt, hätten sich bisher genügend mit einseitiger Kraft bethätigt: wir meinen, daß unser Gesamt-Organismus nunmehr einfach aus dem Gleichgewicht gerät, wenn das so einseitig fortgeht. Gegen die vielen Posaunen und Blechinstrumente kommen die feineren Saiteninstrumente einfach nicht mehr auf. Das Orchester hat folglich keine Harmonie mehr oder vielmehr, zukunftsfreudiger gesprochen: es hat noch keine Harmonie. Wir müssen sie ihm erst wieder schaffen.

Und so sei es denn wieder in aller Schärfe betont: das A und Z aller Kultur ist der Mensch selbst. Der Mensch als Persönlichkeit. Sei es ein Schulmeisterlein Wuz, sei es eine Chamissosche Waschfrau, sei es Bismarck oder Goethe — nicht die Begabungsstärke und Wirkungsweite ist an sich das Wesentliche. Das Wesentliche von hier aus ist, daß ein Mensch in sich selber, im Göttlichen, das in uns allen lebt und uns führen will, den Sammelpunkt gefunden habe, so daß er nun eine Welt für sich bildet, nicht zwar trotzig abgesondert, wohl aber in sich geschlossen und freiwillig sich eingliedernd ins Ganze, in die Nation, in die Menschheit.

Es ist etwas Köstliches um solchen echten Menschen! Es giebt keinen höheren Gewinn als eine echte Persönlichkeit, und sei sie schließlich nur ein Steinklopferhans in geflicktem Aelplerkleid. Nicht „Rückkehr zur Natur" fordern wir mit Rousseau, nein, „Heimkehr zum Menschentum!" — das ist heute unser Lockruf. Persönlichkeit hat der Mensch, der gewissermaßen durchdrungen ist von architektonischem Gefühl, weil er alles schön in sich und seine Welt einfügt oder energisch ausscheidet, je nachdem geläuterter Instinkt und geklärte Kopf- und Herzensbildung ihn leiten. Ein Gärtner ist die Persönlichkeit: er sucht die Edelpflanze Mensch möglichst reich zum Wachsen und Blühen zu bringen auf natürlichem Boden, mit liebevoller Benutzung natürlicher Begünstigungsumstände. Wenige haben die Gottesgabe, Kunstwerke zu schaffen: alle aber haben wir die gleichwertige Möglichkeit, Kunstwerke zu sein.

Wahre Kultur hat somit nur ein Volk — mit Ruskin zu sprechen —, das möglichst viele Persönlichkeiten hat. Der Mensch ist das Centrum der Kultur. Und das Göttliche im Menschen ist das Centrum des Menschen. Die freien Schweizerbauern der Zeiten von Sempach, Murten oder St. Jakob hatten nichts von der sogenannten Kultur, die man eher Barbarei oder mindestens Hyperkultur nennen sollte, des Neronischen Roms; aber sie hatten kraftvolles und würdiges Menschentum, und darum erst blüten ihre Kantone. Nicht anders in Athen.

Sämtliche Kulturgaben und noch mehr als früher waren auch im späteren Griechenland reichlich vorhanden, aber die innere Kraft der Menschen war nicht mehr dieselbe. Diese innere Kraft, die jeden von uns zu einer geschlossenen Welt mit eigener Atmosphäre und umleuchtender Wärme machen kann, droht uns verloren zu gehen. Darum immer wieder: wo sind denn die Dichter, die wahren Weltverklärer, in deren Schaffenscentrum dieser Gesichtspunkt mächtig ist, Gestalten schafft, Worte prägt? Wo ist dies instinktive Gefühl für Menschenwert, durch alle Formen hindurch, zu einer sondierenden und Rang anweisenden Macht geworden? Sind wir ein „Volk von Genies" oder sind wir ein innerlich freudloses Volk von eifersüchtigen oder verdrossen in Sachlichem erstickenden Ständen, Kasten und Konkurrenten?

Wer einmal von hier aus in unsere Kultur schaut, der wird ordentlich erschrecken. Er wird bei Seite treten, um den Strom zunächst an sich vorbeitreiben zu lassen und seine Zeitgenossen, wie bereits von historischem Standort aus, zu überschauen. Dann wird er das ewig Bleibende in dem allem und hinter dem allen suchen und darin Anker werfen für Zeit und Ewigkeit. Nun beginnt er, an sich selber und seiner Welt zu arbeiten, von hohen, bleibenden, göttlichen Gesichtspunkten aus, mit unerschütterlicher Gelassenheit und Erfolgs-Gleichgiltigkeit, in sich und Gott beruhigt, keiner Mode mehr unterworfen, immer mehr hineinwachsend in Freudigkeit. Andere gesellen sich zu ihm, sie werden allmählich und fast ungewollt eine wärmende und erhellende Macht, durch einfaches Ausstrahlen ihres Wesens in Wort und Werken.

Das sind dann die „Besten einer Zeit", das sind die wahren Kulturträger.

Weihnachtserinnerung.

Das war doch eine gute Zeit,
Als manchmal sich zu mir verirrt
Ins Zimmer eine Kleinigkeit,
Wie sie geschenkt den Kindern wird.

Merkwürdig war es wirklich doch
Und lustig, was sich bei mir fand,
Als zwischen meinen Büchern noch
Manchmal ein hölzern Schäfchen stand.

Als, wenn ich heimkam, dann und wann
Gemütlich eine Puppe saß
Auf meinem Sopha – denkt nur an! –
Und mich mit großen Augen maß;

Als noch auf meinem Tisch sogar
Mitunter — wie nur ging das zu? —
Ein kleiner Strumpf zu finden war,
Mitunter auch ein kleiner Schuh.

Beim Schreiben ward ich oft gestört
Durch kleiner Wesen Uebermut,
Wenn ich ihr hell Geschrei gehört,
Und dennoch, mein' ich, klang es gut.

Was klein war, ist emporgediehn,
Und jene Tage liegen weit.
Als noch die kleinen Stimmen schrien,
Das war doch eine gute Zeit!

J. Trojahn.

Zolltarif und Reichssteuerreform.

Von

Freiherr O. von Zedlitz und Neukirch.

Wie immer die Ordnung der Finanzen des Reiches und ihres Verhältnisses zu den Finanzen der Bundesstaaten sich nach der formellrechtlichen Seite gestalten mag, so kann jedenfalls von einem dauernd befriedigenden Zustande nur dann die Rede sein, wenn einerseits das Reich in der Hauptsache als Regel selbst für die Deckung seines Ausgabebedarfs sorgt, und wenn anderseits dem lawinenartigen Anschwellen der Reichsschuld wenigstens für die Zukunft vorgebeugt wird.

Die Finanzen aller Bundesstaaten sind in ihrer festen Ordnung bedroht, wenn sie nicht vor im Betrage schwankender, in ihrer Höhe im voraus nicht übersehbarer Inanspruchnahme für den Aufwand des Reiches bewahrt werden. Die finanziell minder leistungsfähigen Bundesstaaten können aber auch einen einigermaßen festen Beitrag von einiger Erheblichkeit zu den Kosten des Reiches nicht ohne schweren Druck aufbringen, weil sie die Steuerkraft ihrer Angehörigen zur Deckung des Landesbedarfs ohnehin stark in Anspruch nehmen müssen. Daß es im Interesse des Reiches liegt, es nicht zu einer drückenden Last für den schwächeren Teil seiner Glieder werden zu lassen, liegt auf der Hand. Die Verpflichtung gegenüber dem nationalen Gemeinwesen und das nobile officium des Stärkeren gegenüber dem Schwächeren weisen sonach gleichmäßig die finanzkräftigen Bundesstaaten darauf hin, einer Ueberlastung der Landesfinanzen durch das Reich vorzubeugen. Dasselbe gilt in noch höherem Maße von dem Reiche, der Reichsregierung, wie dem Reichstage.

Die Reichsschuld erreicht trotz ihres starken Anwachsens im letzten Jahrzehnt auch annähernd nicht die Höhe der preußischen Staatsschuld. Während aber diese ganz überwiegend zur Vermehrung des werbenden Staatsvermögens, namentlich des Staatsbahnbesitzes aufgenommen ist und der Bedarf zur Verzinsung und Tilgung derselben aus den Reinerträgen des mittelst Anleihen erworbenen oder erweiterten Staatseigentums voll gedeckt wird, ja ein erheblicher Ueberschuß für allgemeine Staatsausgaben übrig bleibt, sind von den Reichsschulden nur wenig über 10 % zur Vermehrung des erwerbenden Vermögens auf-

genommen. Davon entfallen noch 109 Millionen auf den Kaiser-Wilhelms-Kanal, welcher wenigstens bis jetzt keine entsprechende Rente abwirft. Der Rest der Reichsschuld ist ganz überwiegend für Landesverteidigungszwecke erwachsen. Der Aufwand für die Reichsschuld, welcher für das laufende Jahr auf über 88 Millionen veranschlagt ist, findet daher nur zu einem verschwindenden Bruchteile einen Ausgleich in dem Reinertrage mit Anleihen erworbener oder verbesserter Vermögensstücke, muß in der Hauptsache vielmehr aus anderen Einnahmen bestritten werden. Wenn es daher ganz unbedenklich erscheint, daß in Preußen alljährlich Eisenbahnkredite bewilligt werden, weil in normalen Zeiten der Reinertrag der Bahnen stärker steigt als der Aufwand für die Eisenbahnschuld, ist die Steigerung des Bedarfs für die Reichsschuld im letzten Jahrzehnt von über 55 auf über 88 Millionen Mark finanziell sehr bedenklich. Wenn das Anwachsen der Reichsschuld in demselben Tempo fortginge, wäre nach 10 Jahren mit einem Bedarf von über 140, nach 20 Jahren mit einem solchen von über 220 und nach einem Menschenalter mit einem solchen von über 350 Millionen Mark zu rechnen. Das starke Anschwellen der Reichsschuld rührt, abgesehen davon, daß man anfänglich sehr viele einmalige Ausgaben für Heer und Flotte, welche nach den Regeln solider Finanzwirtschaft aus ordentlichen Einnahmen zu bestreiten gewesen wären und seit einer Reihe von Jahren in der Hauptsache auch aus solchen bestritten werden, auf Anleihen übernommen hat, vornehmlich davon her, daß auch für die rechtzeitige Tilgung derjenigen Anleihen, welche zur Bestreitung von periodisch wiederkehrenden Ausgaben dienen, wie die mit der von Jahrfünft zu Jahrfünft eintretenden und der durch die Fortschritte der Waffentechnik bedingten einmaligen Ausgaben, nicht gesorgt worden ist. Es entspricht zwar durchaus der Billigkeit, daß solche einmalige Ausgaben nicht ausschließlich demjenigen Rechnungsjahre, in dem sie zu leisten sind, zur Last bleiben, sondern unter Mithilfe des Reichskredits auf längere Zeit verteilt werden. Aber der Zeitraum, auf den die Verteilung ohne unsolide Belastung der Zukunft erfolgen darf, deckt sich mit demjenigen bis zur regelmäßigen Wiederkehr einer Ausgabe derselben Art. Die einmaligen Ausgaben infolge eines Quinquennatsgesetzes müssen also von dem Jahrfünft bis zu dessen Ablauf, die Kosten eines neuen Gewehrs von den Jahren, in dem es im Gebrauch ist, abgetragen werden. Wenn bis in die letzte Zeit nur zu häufig auch bei Ausgaben dieser Art der Gegenwart nur der Bedarf zur Verzinsung der Anleihen auferlegt, damit aber auch die Zukunft voll belastet worden ist, obwohl dieser doch in absehbarer Zeit dieselben Ausgaben blühen, so ist das eine völlig unzulässige Entlastung der Gegenwart auf Kosten der Zukunft.

Andere Ausgaben, welche nicht so wiederkehren wie die Kosten der ersten Erbauung unserer Flotte nebst den dazu gehörigen Anlagen und Einrichtungen, können auch nach strengen Finanzgrundsätzen auf eine lange Reihe von Jahren

verteilt werden, allein man wird, um die Zukunft für die ihr zweifellos bevorstehenden weiteren Aufgaben leistungsfähig zu erhalten, dieser nicht dauernd die volle Zinslast aufbürden dürfen, sondern für eine angemessene Tilgung der Anleihen sorgen müssen. In den letzten Jahren ist durch Heranziehung von Mehrerträgen der Ueberweisungssteuern über den Etatsansatz zur Schuldentilgung zwar etwas in der vorbezeichneten Richtung geschehen, und die Beschränkung des Zuschusses aus Anleihen zu den Kosten des Baues und der Ausrüstung der Kriegsschiffe auf den 6% des jeweiligen Kapitalwerts der Flotte übersteigenden Teil der Schiffsneubaukosten im Etat für 1901 erscheint sogar als ein bedeutungsvoller erster Schritt auf dem Wege zur richtigen Behandlung der Reichsschuld. Allein beide Maßnahmen reichen zur Verhütung eines ungesunden Anwachsens derselben nicht aus, haben auch die Probe schlechter Jahre noch nicht bestanden, scheinen nach dem Entwurf des Reichsetats für 1902 diese Probe vielmehr nicht bestehen zu sollen.

Die Vorbedingung für eine Behandlung der Reichsschuld, wie sie notwendig ist, um die Zukunft nicht ungebührlich zu belasten, ist eine solche Entwickelung der ordentlichen Einnahmen des Reiches, daß die Reichsanleihen in dem ihrer Zweckbestimmung entsprechenden Tempo getilgt werden können.

Wenn also eine den Interessen des Reiches wie der Bundesstaaten gleichmäßig entsprechende Ordnung ihres beiderseitigen finanziellen Verhältnisses an die Voraussetzung geknüpft erscheint, daß die ordentlichen Einnahmen des Reiches ausreichen, um der Regel nach die dauernden und die ihrer Natur auf sie anzuweisenden einmaligen Ausgaben zu bestreiten, so werden sie darüber auch noch so viel liefern müssen, um die rechtzeitige Tilgung der Reichsschulden zu gewährleisten.

Daß die jetzigen Einnahmequellen des Reichs nicht reich genug fließen, um die Erfüllung dieser Voraussetzung einer befriedigenden und sicheren Ordnung der Reichsfinanzen auch in mageren Jahren sicher zu stellen, ist leider kaum zu bezweifeln.

Der Etat des laufenden Jahres macht allerdings einen entgegengesetzten Eindruck. Denn die ordentlichen Einnahmen reichen zur Dotierung des Extraordinariums mit der bisher nie dagewesenen hohen Summe von 213,5 Millionen Mark aus; eine so hohe Bemessung der für einmalige Ausgaben aus ordentlichen Einnahmen verfügbaren Mittel dürfte für jetzt zur Erfüllung der Voraussetzung nach allen Richtungen befriedigender Ordnung des Finanzwesens des Reiches genügen. Aber die Dauer eines so günstigen Verhältnisses zwischen ordentlichen Einnahmen und Ausgaben ist nichts weniger als gesichert. Es war schon für das laufende Jahr nur dadurch möglich geworden, daß die Einnahmen desselben durch den reichen Ueberschuß des Rechnungsjahres 1899 im Betrage von mehr als 32 Millionen ergänzt wurden. Aber auch abgesehen davon, dürften, wenn

das letzte Drittel des Etatsjahres nicht eine ungleich günstigere Entwicklung der Einnahmen aufweist als die ersten zwei Drittel desselben, das Istergebnis der steuerlichen Einnahmen schwerlich das Etatssoll erreichen. Bei den Reichsstempeln ist ein sehr beträchtlicher Ausfall so gut wie sicher, und ein Ausgleich durch Mehrerträge anderer Steuern trotz des Steigens der Getreideeinfuhr nach den bisherigen Ergebnissen wenig wahrscheinlich. In Wirklichkeit reichen daher auch die ordentlichen Einnahmen des laufenden Jahres weitaus nicht hin, um so viel an einmaligen Ausgaben zu bestreiten, als der ordentliche Etat aufweist. Der Etat für 1902 liefert aber ein ungleich ungünstigeres Bild: die ordentlichen Einnahmen bleiben so weit hinter dem Bedarf zurück, daß man vor der Wahl steht, entweder die Bundesstaaten mit Matrikularumlagen zu überbürden oder nach dem Vorschlage des Bundesrats Schulden zu machen, um die ordentlichen Ausgaben zu bestreiten.

Man wird sich, auch wenn man voll in Betracht zieht, was an vorübergehenden Ursachen zu der augenblicklichen schlechten Finanzlage beiträgt, und auch sonst sich vor unberechtigtem Pessimismus hütet, daher doch zu der Ueberzeugung bequemen müssen, daß man mit so hohen und so rasch steigenden Erträgen der Reichseinnahmen, wie im letzten Jahrfünft, nicht auf die Dauer rechnen kann. Alsdann aber ist auch die Schlußfolgerung nicht abzuweisen, daß, wenn es notwendig ist, aus den eigenen ordentlichen Einnahmen des Reiches mehr als 200 Millionen Mark im Jahre zur Bestreitung einmaliger Ausgaben verfügbar machen zu können, eine beträchtliche Vermehrung der eigenen Einnahmen des Reiches unabweisbar ist.

Eine solche Vermehrung der ordentlichen Deckungsmittel steht dem Reiche mit dem Inkrafttreten des dem Reichstage vorliegenden neuen Zolltarifs, beziehungsweise der auf Grund desselben abgeschlossenen Handelsverträge in Aussicht. Wie hoch die zu erwartende Mehreinnahme zu veranschlagen sein wird, läßt sich natürlich auch nicht annähernd übersehen, bevor nicht Tarif- und Vertragszollsätze und ihre Geltungsbereiche feststehen. Soviel aber steht schon jetzt fest, daß dabei die Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle eine Hauptrolle spielen und von deren Höhe, namentlich von den Zollsätzen für Getreide, der Betrag der Mehreinnahme aus den Zöllen abhängen wird. Die Getreidezölle stehen schon jetzt weitaus an der Spitze der Zolleinkünfte; sie brachten selbst in den Jahren reicher Inlandsernten 1899 und 1900 über 25 % des gesamten Zollertrages auf, im Durchschnitt des vorangehenden Jahrvierts aber 28—29 %, und durchschnittlich etwa das Doppelte des an zweiter Stelle stehenden Petroleumzolles. Die im Zollgesetzentwurfe vorgesehenen Minimalzollsätze bedeuten für Weizen eine Zollerhöhung von rund 57, für Roggen eine solche von rund 43 %. Daß die Getreideeinfuhr infolge der Erhöhung der Zollsätze erheblich zurückgeht, ist kaum zu erwarten. Nach dem jetzigen Stande der landwirtschaftlichen Technik ist zwar eine

erhebliche Steigerung unserer Getreideproduktion sehr wohl möglich, und ebenso ist eine Vermehrung der Anbaufläche infolge von Einschränkung des jetzt übermäßig ausgedehnten Anbaues von Hackfrüchten denkbar. Beides aber nur unter der Voraussetzung, daß der Getreidebau wieder rentabel genug wird, um den Uebergang vom Anbau von Hackfrüchten und kostspielige Meliorationen oder Kulturarten wirtschaftlich zu rechtfertigen. Eine so günstige Wirkung ist aber von den geplanten Mindestzollsätzen im allgemeinen sicher nicht zu erwarten. Man wird daher auch nur mit einer sehr mäßigen Hebung des heimischen Getreidebaues rechnen dürfen. Dagegen steht in den zwölf Jahren der nächsten Handelsvertragsperiode eine Vermehrung der Bevölkerung um mehr als 15 % in ziemlich sicherer Aussicht, sodaß, wenn die Inlandsproduktion von Getreide sich nicht vermehrte, mehr als Verdoppelung der Getreideeinfuhr eintreten müßte. Die Getreidezölle dürften daher nach 1903 an Bedeutung unter den Einnahmen des Reiches noch erheblich gewinnen; ihre Erhöhung bildet jedenfalls ein besonders charakteristisches Merkmal der in Aussicht stehenden Vermehrung der Zolleinnahmen des Reiches.

Die landwirtschaftlichen Zölle sind reine Schutzzölle; für ihre Einführung sind wirtschafts- und nicht steuerpolitische Gesichtspunkte entscheidend. Gleichwohl darf ihre Geringwertigkeit als Steuerquelle nicht unbeachtet bleiben, wenn es sich um die sachgemäße Beschaffung der notwendigen Einnahmen für das Reich handelt. Insbesondere die Brotkornzölle entbehren, weil sie ein notwendiges Lebensmittel treffen, des Hauptvorzuges richtig gewählter indirekter Steuern: der Anpassungsfähigkeit an die finanzielle Leistungsfähigkeit. Der Getreidezoll kann nicht oder wenigstens nicht annähernd so, wie z. B. Tabak- und Getränkesteuer, durch Einschränkung des Verbrauchs ausgeglichen werden. Er beschwert den Haushalt auch der breiten, minder wohlhabenden Klassen wenigstens annähernd mit dem vollen Betrage der durch ihn bewirkten Preiserhöhung der Brotfrucht. Käme, was nur bei knappen Welternten eintreten wird, die geplante Zollerhöhung im Preise derselben voll zum Ausdruck, so würde sich die Mehrbelastung auf ziemlich genau 3 Mark auf den Kopf der Bevölkerung belaufen. Bei besseren Welternten wird sie niedriger sein, namentlich wenn damit eine gute Inlandsernte zusammentrifft. Immerhin bedeutet sie eine vom Standpunkt steuerlicher Gerechtigkeit, wie im Interesse der Lebenshaltung der großen Massen gleich bedauerliche Mehrbelastung auch der schwächeren Schultern, und es ist daher nur zu erklärlich, daß von wohlmeinenden Sozialpolitikern nach einem Ausgleich gesucht wird. In Centrumskreisen denkt man daran, den Mehrertrag der Getreidezölle für neue soziale Aufgaben, namentlich für die Versorgung der Witwen und Waisen der Arbeiter mit Beschlag zu belegen. Professor Sering schlägt in dem trefflichen Aufsatze „Die deutsche Bauernschaft und die Handelspolitik“ im Novemberheft dieser Zeitschrift die Aufhebung des Kaffeezolles und der Salzsteuer

vor, wodurch eine Erleichterung um mehr als 2 Mark für den Kopf der Bevölkerung und somit ein ausreichender Ausgleich für die Erhöhung des Zolles auf Brotfrucht gewährt werden würde.

Beiden Vorschlägen steht entgegen, daß sie die von dem Zolltarif erhoffte Besserung der Finanzlage vereiteln würden. Der Centrumsplan würde den größten Teil des Mehrertrages aufzehren, Professor Serings Vorschlag sogar die Einnahmen erheblich stärker vermindern, als sie durch den Zolltarif erhöht werden würden. Ohne eine weitere beträchtliche Vermehrung der Einnahmen des Reiches wäre daher keiner von beiden ausführbar, am wenigsten der Seringsche. Gleichwohl beruht der letztere auf einem richtigen Grundgedanken, während dem Centrumsplane, auch abgesehen von der finanziellen Seite der Sache, die erheblichsten Bedenken entgegenstehen. Ich lege dabei das Hauptgewicht nicht auf den mehr formellen Einwand, daß es mit dem Grundsatze der Einheit des Reichshaushalts unvereinbar sein würde, eine bestimmte Einnahme für einen besonderen Verwendungszweck festzulegen. Der Grundsatz der Einheit der Finanzen ist schon öfter durchbrochen worden, und zwar bei der lex Huene und in den Uebergangsbestimmungen des Einkommensteuergesetzes sehr zum Nutzen der preußischen Steuerreform. Allerdings handelte es sich dabei in der Regel um Maßnahmen vorübergehender Natur behufs Erleichterung späterer organischer Reformen, während es sich bei den jetzt in Rede stehenden sozialpolitischen Maßnahmen um dauernde Einrichtungen, und zwar um solche handelt, deren Wiederbeseitigung einfach undenkbar ist. Mit dieser Natur der mit den Mehrerträgen der Getreidezölle zu finanzierenden sozialpolitischen Maßnahmen berührt man den schwerwiegendsten Einwand gegen den Centrumsvorschlag: den unlösbaren Widerspruch zwischen der unbedingt dauernden Natur des Verwendungszweckes und dem Charakter des Deckungsmittels als vorübergehender Notbehelf zur Ueberwindnng eines zeitweiligen wirtschaftlichen Notstandes. Nur als ein solcher Notbehelf sind die Getreidezölle gedacht, und wenn Professor Dr. Julius Wolff in Breslau mit der Auffassung recht hat, daß im zweiten Viertel des Jahrhunderts der Weltmarktpreis des Getreides wieder eine Höhe erreichen wird, bei der in Deutschland der Getreidebau sich ausreichend lohnt, erscheint sogar die Zeit nicht mehr allzu fern, wo auf diesen Notbehelf ganz oder zum Teil wieder verzichtet werden kann. Für die Witwen- und Waisenversorgung der Arbeiter bildet daher der Mehrertrag der Getreidezölle keine ausreichend sichere und deshalb auch keine geeignete finanzielle Grundlage. Umgekehrt aber enthielte die Gründung jener hochwichtigen sozialen Einrichtung auf die Getreidezölle die Gefahr, daß diese aus finanziellen Gründen aufrecht erhalten werden müßten, auch wenn sie zur Erhaltung des heimischen Getreidebaues nicht mehr notwendig sind.

Schließlich denkt man doch auch nicht daran, die Kosten der Witwen- und Waisenversorgung dem Reiche ganz aufzuerlegen. Ohne erhebliche neue Belastung

der Arbeitgeber und Arbeitnehmer würde es dabei nicht abgehen können; eine solche aber erscheint bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage ausgeschlossen. Auch wer die Versorgung der Witwen und Waisen der Arbeiter als eine ebenso wichtige wie dringliche sozialpolitische Aufgabe ansieht wie ich, wird sich mit der Verschiebung ihrer Lösung bis zu einem günstigeren Zeitpunkte bescheiden müssen.

Wird man daher dem Centrumsplane bei einer sachlichen Beurteilung nicht zustimmen können, so erkennt man andererseits unschwer, daß dem Seringschen Vorschlage der richtige Gedanke zu Grunde liegt, es sei die Aufgabe richtiger, auf das Leitmotiv der Gerechtigkeit gestimmter Steuerpolitik, für die Schattenseiten der Getreidezölle als Steuerquelle in der Ordnung der Besteuerung selbst einen Ausgleich zu gewähren. Thatsächlich ist auch niemals bei uns anders verfahren worden. In ursächlichem Zusammenhange mit dem Zolltarif von 1879, durch welchen erstmalig ein Zoll von 1 Mark für den Doppelzentner Getreide eingeführt wurde, stand die Befreiung der Einkommen bis 900 Mark von Klassensteuer und die Steuerermäßigung für die Einkommen bis 3600 Mark durch die preußischen Steuergesetze von 1881 bis 1883. Hand in Hand mit der Erhöhung der Getreidezölle im Jahre 1885 ging dann die beträchtliche Erleichterung der Kommunallasten durch die lex Huene, und auf die letzte Erhöhung jener Zölle im Jahre 1887 folgte die Erleichterung der Volksschullasten, insbesondere die Aufhebung des Kopfschulgeldes. Letzteres betrug zumeist rund 5 Mark für das Schulkind; seine Aufhebung entlastete daher den Haushalt kinderreicher Arbeiterfamilien allein schon stärker, als ihn die Zollerhöhung schlimmstenfalls belastet hätte. Den Abschluß dieser steuerpolitischen Ausgleichsmaßregeln bildete die Miquelsche Steuerreform mit ihrer starken Entlastung der schwächeren Schultern von Staats- und namentlich von Kommunalsteuern.

Allerdings ist dieser Ausgleich nicht im Reiche, nicht durch dessen Gesetzgebung und nicht auf dem Gebiete der Reichssteuern, sondern durch die Gesetzgebung Preußens und auf dem Gebiete der Landes- und Kommunalsteuern erfolgt. Das ist aber für die steuer- und sozialpolitische Wirkung belanglos; auch wird man, wenn man eine möglichst gerechte Verteilung der gesamten Steuerlast erreichen will, neben dem Reiche auch Staat und Gemeinde und ihre Besteuerung zu berücksichtigen haben. Diese Vorgänge weisen daher mit beinahe zwingender Gewalt darauf hin, bei weiterer Erhöhung der Getreidezölle sich nicht bei dem finanziellen Erfolge für die Reichskasse zu beruhigen, sondern in eine Nachprüfung der ganzen Besteuerung in Reich, Staat und Gemeinde einzutreten, um die Durchführung des Grundsatzes der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit gegenüber der entgegengesetzten Wirkung jener Zölle sicher zu stellen. Dabei wird neben der in erster Linie zu erörternden Frage, wie zweckmäßig einer Ueberlastung der schwächeren Schultern vorzubeugen sein wird, die andere wenigstens zu streifen sein, ob die stärkeren Schultern an der Gesamtlast nach

dem Maße ihrer Leistungsfähigkeit mittragen helfen, und was gegebenenfalls nach dieser Richtung noch erforderlich ist.

Betrachtet man das Zoll- und Steuersystem des Reiches unter dem Gesichtspunkte, wo zweckmäßig zu einer wirksamen Entlastung des Haushaltes der breiten Massen die Hand angelegt werden kann, so hat man von vornherein eine Reihe wichtiger Zweige desselben von der Erörterung auszuschließen. Die Stempelsteuern müssen außer Betracht bleiben, weil sie für die große Masse der Bevölkerung ohne Bedeutung, vielmehr gerade zu einer angemessenen Belastung der stärkeren Schultern bestimmt sind. Dasselbe gilt von den Luxuszöllen. Ferner scheiden aus sämtliche Schutzzölle, weil bei ihrer Bemessung nicht finanzielle, sondern wirtschaftliche Gesichtspunkte und zwar ausschließlich die Interessen der Produktion und nicht die des Konsums maßgebend sind. Endlich auch Tabak- und Getränkesteuern, weil diese Abgaben wegen ihrer Ertragfähigkeit und wegen ihrer leichten Anpaßbarkeit an die Leistungsfähigkeit zu den weitaus besten indirekten Steuern zählen.

Von den Zöllen bleibt, da auch der Petroleumzoll seiner handelspolitischen Bedeutung wegen nicht in Frage kommt, somit, wenn man von Nebensächlichem absieht, in der That nur der von Professor Sering in Aussicht genommene Kaffeezoll übrig. Mir scheint es aber mehr als zweifelhaft, ob der Nutzen einer Beseitiguug desselben in richtigem Verhältnis zu dem Einnahmeausfall von etwa 64 Millionen Mark brutto stehen würde. Der Kaffee gehört nicht zu den notwendigen Lebensbedürfnissen, der Kaffeezoll entbehrt daher nicht der Anpassungsfähigkeit an den Beutel des Verbrauchers. Der Kaffee hat keinen Nährwert, sein Genuß erfolgt öfter auf Kosten kräftigerer Nahrung. Auch ist der Großhandelspreis des unverzollten Kaffees im letzten Jahrzehnt auf nahezu die Hälfte gesunken.

Ungleich mehr eignen sich Zucker- und Salzsteuer zum Ausgleich für die Mehrbelastung des Haushalts der breiten Massen durch die Getreidezölle. Der Zucker ist ein Nahrungsmittel von großem Nährwert und hat, wie die starke Zunahme des Zuckerverbrauchs zeigt, längst aufgehört, für die großen Massen bloßes Genußmittel zu sein. Es wird vielfach schon jetzt unter die notwendigen Nahrungsmittel gezählt. Die Verbilligung des Zuckerverbrauchs erscheint daher als ein besonders geeignetes Ausgleichungsmittel gegenüber der Belastung des Konsums mit Getreidezöllen. Die davon zu erwartende Hebung des Inlandsverbrauchs würde der Zuckerindustrie sehr nützlich sein und die Unsicherheit ihrer Lage in erwünschter Weise vermindern. Die vertragsmäßige Aufhebung der Ausfuhrprämien, welche doch wohl nur noch eine Frage kurzer Zeit ist, würde die Ermäßigung der Verbrauchsabgabe um rund 35 Millionen Mark oder 0,63 Mark auf den Kopf der Bevölkerung auch finanziell möglich machen. Eine solche Ermäßigung der Verbrauchsabgabe vom Zucker würde wirksamer und auch sonst

zweckmäßiger sein als die Aufhebung des Kaffeezolls, und ist daher jedenfalls in ernste Erwägung zu ziehen.

Mit vollem Recht weist Professor Sering sodann auf die Aufhebung der Salzabgabe als geeignetes Ausgleichmittel gegenüber den Getreidezöllen hin. Die Salzsteuer trifft ein notwendiges Nahrungsmittel und wirkt kopfsteuerartig, wenn nicht gar progressiv nach unten. Sie beträgt ungefähr 1 Mark brutto auf den Kopf; ihre Beseitigung würde daher eine merkliche Entlastung gerade des Haushalts der ärmeren Bevölkerung bedeuten, zumal bei ihrer Höhe im Vergleich zu dem Preise des Salzes selbst anzunehmen ist, daß die preisermäßigende Wirkung nicht vom Zwischenhandel aufgezehrt, sondern sich bis zum Konsumenten geltend machen wird.

Aufhebung der Salz- und Erleichterung der Zuckersteuer bedeuten zusammen eine Entlastung von etwa 1,63 Mark; die Belastung der hauptsächlich Roggen verbrauchenden ärmeren Bevölkerung durch die erhöhten Zölle auf Brotfrucht stellt sich in Mißerntejahren auf höchstens 2,7 Mark auf den Kopf, bei besseren Ernten auf weniger. Ein großer Teil der Mehrbelastung würde daher durch jene Steuerermäßigungen und Aufhebungen schon seinen Ausgleich finden. Etwas kann, wie später dargelegt werden wird, wenigstens in Preußen auf dem Gebiete der Landessteuern nachgeholfen werden. Erwägt man schließlich noch, ein wie großes Interesse alle Teile der Bevölkerung an der Erhaltung einer leistungsfähigen Landwirtschaft, namentlich des Bauernstandes haben, so wird man den Schluß nicht unberechtigt finden, daß mit jenen Steuerleistungen geschehen wäre, was billigerweise vom Standpunkte steuerlicher und sozialer Gerechtigkeit zu verlangen und demzufolge von weiser Staatskunst im Sinne wahrhaft staatserhaltender Politik auch zu gewähren ist.

Die Frage ist freilich, ob dem Reiche der Verzicht auf die Salzsteuer ohne Ersatz finanziell möglich ist. Sie wird zu verneinen sein. Die Mehreinnahme aus den Zöllen infolge der Neuregelung unserer Zoll- und Handelsverhältnisse entzieht sich zur Zeit zwar noch der Schätzung. Allein daß sie nicht ausreichen wird, zugleich dem Reiche die nötigen Mehreinnahmen und vollen Ersatz für den Ausfall von etwa 50 Millionen Mark bei der Salzsteuer zu liefern, läßt sich schon jetzt mit Sicherheit übersehen. Ohne Vermehrung der Reichseinnahmen wird es daher bei Beseitigung der Salzsteuer keinesfalls abgehen; nur der Umfang des Vermehrungsbedürfnisses, nicht dieses selbst, ist noch zweifelhaft.

Der Gedanke liegt nahe, zur Erzielung der notwendigen Einnahmevermehrung einen Weg zu wählen, bei dem auch ein Ausgleich gegenüber der Belastung der großen Masse der Bevölkerung durch die Agrarzölle vermittelst stärkerer Besteuerung der wohlhabenden Minderheit stattfindet. Was nach dieser Richtung auf dem jetzigen Gebiete der Reichsbesteuerung geschehen kann, ist aber so ziemlich bereits bei Gelegenheit des Flottengesetzes verwirklicht. Eine weitere

Erhöhung der Luxuszölle verspricht keinen Mehrertrag, und bei den Stempelsteuern scheint die vom finanziellen Standpunkt zulässige Höchstgrenze selbst bereits überschritten zu sein. Es bleibt kaum noch etwas übrig, als eine Steuer auf die inländischen stillen Luxusweine. Eine solche ist allerdings schon geboten, wenn auch die billigen Schaumweine besteuert werden. Aber der Ertrag würde nur gering sein.

Von den anderen, zur Ergänzung der Reichseinnahmen vorgeschlagenen Steuern kommt eine Reichseinkommensteuer nicht ernstlich in Betracht. Eine solche ist ohne eine Ausdehnung der Einrichtungen und Zuständigkeiten des Reiches, wie sie mit der verfassungsmäßigen Souveränität der Bundesstaaten und dem föderalen Charakter des Reiches völlig unvereinbar sein würde, nicht durchführbar. Der entschiedene Widerspruch der verbündeten Regierungen gegen einen solchen Vorschlag ist somit nicht nur geradezu selbstverständlich, sondern auch vollberechtigt und daher unüberwindlich.

Damit ist zugleich der Gedanke einer Reichsvermögenssteuer gerichtet; denn eine Steuer nach dem Vermögen ist in einem nach dem Grundsatze der Gerechtigkeit eingerichteten Steuersysteme nur deshalb am Platze, weil sie die beste Art der Heranziehung der besonderen Steuerkraft des fundierten Einkommens ist. Sie bildet daher ihrer Natur nach lediglich eine Ergänzung der allgemeinen Einkommensteuer; die Gesetzgebung Preußens bezeichnet die Vermögenssteuer auch ausdrücklich als Ergänzungssteuer und bringt sie in untrennbare Verbindung mit der Einkommensteuer durch die Bestimmung, daß beide nur zugleich und in gleichem Maße ermäßigt oder erhöht werden dürfen. Die Vermögenssteuer muß daher so gut Landessteuer bleiben wie die Einkommensteuer.

Auch der Gedanke einer Wehrsteuer ist schon deshalb aussichtslos, weil eine solche, da sie doch unmöglich als Kopfsteuer gedacht werden kann, nach Art der Einkommensteuer veranlagt, verwaltet und erhoben werden müßte und deshalb denselben ausschlaggebenden, grundsätzlichen und praktischen Bedenken unterliegt wie eine Reichseinkommensteuer.

Eine Reichserbschaftssteuer würde allerdings diesen durchschlagenden Einwendungen nicht begegnen. Sie ist der Form nach eine Verkehrssteuer, wurde in Preußen früher zu den Stempelsteuern und wird auch jetzt noch zu den indirekten Steuern gezählt. Camphausen wollte die Erbschaftssteuer dem Reiche überweisen, und eine solche Ueberweisung würde auch technisch unschwer durchführbar sein. Die Gegengründe liegen auf anderem Gebiete. Die Umwandlung der Erbschaftssteuer in eine Reichssteuer würde tief in die Finanzen einiger Bundesstaaten eingreifen. Preußen könnte die 8—9 Millionen Mark Einnahme aus dieser Steuer freilich leicht entbehren und dürfte gern bereit sein, mit einem solchen Opfer ein im übrigen befriedigendes finanzielles Verhältnis zum Reiche zu erkaufen. Aber bei einigen Staaten, Hamburg, Bremen, dem Reichslande u. a., bildet der Ertrag

derselben einen wesentlichen Teil der Staatseinnahmen, und der Verlust dieser Einnahmequelle müßte das Gleichgewicht in ihrem Haushalte empfindlich stören und sie zu einem starken Anziehen der Steuerschraube nötigen. Vor allem aber fällt dagegen ins Gewicht, daß die Erbschaftssteuer, wenn auch der Form nach Verkehrsabgabe, ihrem Wesen nach nichts Anderes ist als eine Form der Steuer nach dem Vermögen. Sie unterscheidet sich von der Vermögenssteuer nur durch die abweichende Art der Erhebung und spielt in einem rationellen Steuersysteme, wie diese, auch nur die Rolle einer Ergänzung der allgemeinen Einkommensteuer behufs Erfassung der größeren Steuerfähigkeit des fundierten Einkommens. Die Erbschaftssteuer wird daher auch aus grundsätzlichen und praktischen Gründen stets der Einkommensteuer folgen, d. h. Landessteuer bleiben müssen. Zu diesen sachlichen Gegengründen kommt noch der grundsätzliche Widerspruch, auf den im Reichstage, wie im Landtage die Besteuerung der Erbanfälle an Descendenten und Ascendenten stößt. Mit dem Plane einer Reichserbschaftssteuer ist daher auch praktisch nichts anzufangen, und man wird sich wohl dazu bequemen müssen, der Landesbesteuerung nach wie vor die Aufgabe zu überlassen, für die angemessene Heranziehung der wohlhabenden Minderheit zu sorgen. Der Landesgesetzgebung erwächst damit die Ehrenpflicht, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Die Erfüllung dieser Ehrenpflicht ist zugleich ein Gebot politischer Klugheit; namentlich da, wo das Wahlrecht nach der Steuerleistung abgestuft ist wie in Preußen. Hier ist man auch in der That bei der Neuordnung des Staatssteuersystems unter Miquel sich dieser Ehrenpflicht voll bewußt gewesen; man ist ihr namentlich durch die stark nach unten abfallende, nach oben progressive Steuerskala der Einkommensteuer gerecht geworden. Man wird sich, wenn das, was bisher nach dieser Richtung geschehen ist, als genügend angesehen werden kann, auch jetzt der Prüfung nicht entziehen können oder wollen, was zweckmäßig zum Ausgleiche der Mehrbelastung der breiten Massen durch die Agrarzölle weiter nach dieser Richtung zu unternehmen wäre. Bei dieser Prüfung stößt man auf den ersten Blick auf zwei Punkte, in denen die Gesetzgebung in Bezug auf die Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit gerade betreffs der kräftigsten Schultern auf halbem Wege stehen geblieben ist. Die Progression der Steuersätze hört bei 100 000 Mark Einkommen mit 4 Prozent auf; alle größeren Einkommen, selbst die Millionen-Einkommen, sind gleichmäßig mit 4 Prozent besteuert. Das ist formell unsystematisch, sachlich unlogisch und ungerecht. Der Antrag der Konservativen, die Progression über 100 000 Mark Einkommen bis zu dem Satze von 5 Prozent fortzusetzen, ist 1891 auch nur aus dem taktischen Grunde abgelehnt worden, um den ohnehin starken Widerspruch gegen die Progression über 3 Prozent hinaus nicht noch zu verstärken. Dieses Verfahren war angesichts der Thatsache, daß das Herrenhaus diese Progression zunächst abgelehnt hatte und erst unter dem Drucke einer Wiederholung des bezüglichen Beschlusses des Abgeordnetenhauses mit sehr starker Mehrheit

nachgab, damals durchaus berechtigt. Jetzt hat sich die Progression über 3 Prozent völlig eingelebt; Sachsen ist mit dem Beispiel des Hinaufgehens bis zu 5 Prozent bereits vorangegangen. Der Zeitpunkt, mit jener Unebenheit in der Steuerskala aufzuräumen und die Steuersätze der Einkommen von über 100 000 Mark systematisch bis zu 5 Prozent aufsteigen zu lassen, ist daher gekommen.

Daß die Vermögenssteuer nach dem gleichen Satze von $^1/_2$ auf das Tausend erhoben wird, ist nicht minder ungerecht und unlogisch, denn die Steuerkraft der großen Vermögen ist relativ sehr viel stärker als die der kleinen. Der Thalermillionär kann in der Regel 1500 Mark sehr viel leichter entbehren als der Kleinkapitalist von 10—20 000 Mark Vermögen seine 5 oder 10 Mark Ergänzungssteuer. Man hat 1893 von einer Abstufung der Vermögenssteuer auch nur deshalb abgesehen, um die Schwierigkeiten nicht noch zu vermehren, welchen das Zustandekommen des Ergänzungssteuergesetzes ohnehin in beiden Häusern des Landtages begegnete. Auch dieses Gesetz hat sich inzwischen ausreichend eingelebt, um ohne Gefahr die bessernde Hand anlegen zu können. Bei der Niedrigkeit des Steuersatzes wird man von der Einführung einer vollständigen, stufenweise aufsteigenden Steuerskala absehen und sich mit der Festsetzung eines zweiten höheren Einheitssatzes für die großen Vermögen begnügen können. Den Uebergang von dem niedrigeren zu dem höheren Einheitssatze würden einige wenige Steuerstufen zu vermitteln haben. Ohne Zweifel wird dieser Plan auf scharfen Widerspruch stoßen. Wie ein im Herrenhause eingebrachter Antrag beweist, wird in manchen Kreisen mit Rücksicht auf die niedrige Rente der meisten großen ländlichen Besitzungen schon der jetzige Betrag der Vermögenssteuer schwer empfunden, ihre Erhöhung würde daher sicher scharf bekämpft werden. Allein es ist in Anbetracht der Vortheile, welche dem Großgrundbesitz aus den Getreidezöllen erwachsen, ein nobile officium und ein Gebot politischer Klugheit zugleich, diesen Widerspruch gegen eine Maßnahme aufzugeben, welche nicht nur an sich einer Forderung steuerlicher Gerechtigkeit entspricht, sondern auch mit dazu beitragen soll, einen weiteren Ausgleich für die Belastung der minder wohlhabenden Schichten der Bevölkerung durch die Getreidezölle auf dem Gebiete der Landessteuern zu ermöglichen. Denn die Mehreinnahme aus der höheren Besteuerung der großen Einkommen und Vermögen wird zweckmäßig zu einer weiteren Entlastung der schwächeren Schultern zu verwerten sein. Man wird zwar schwerlich die Befreiungsgrenze noch weiter hinaufrücken oder die Degression der Steuersätze steigern können. Wohl aber läßt sich, was übrigens auch Miquel empfahl, der Gedanke der Berücksichtigung besonderer, die Steuerfähigkeit beschränkender Verhältnisse bei der Veranlagung noch weiter ausgestalten, als dies in dem Einkommensteuergesetze vom 24. Juni 1891 geschehen ist. Insbesondere wird dabei darauf Bedacht zu nehmen sein, daß die Zahl der Kinder bei den minder Wohlhabenden in ungleich höherem Maße, als zur Zeit der Fall ist, zu einer Ermäßigung des Steuersatzes

führt. Und zwar natürlich auch des fingierten Steuersatzes für die Einkommen unter 900 Mark, damit diese ärmsten Schichten der Bevölkerung wenigstens einer Ermäßigung der Kommunalsteuer bei größerer Familie teilhaftig werden. Unter dem Gesichtspunkte des Ausgleiches gegenüber der Belastung des Haushalts durch Getreidezoll ist eine mit der Zahl der Brotesser im Hausstande wachsende Ermäßigung von Staats- und Gemeindesteuer von besonderem Wert. Dieser Entlastung der ärmeren Steuerzahler mit zahlreicher Familie wäre in Verbindung mit der höheren Besteuerung der großen Einkommen und Vermögen, durch welche namentlich auch die an den Getreidezöllen am stärksten interessierten Latifundienbesitzer betroffen werden, eine wichtige Ergänzung des im Reichssteuersysteme zu gewährenden Ausgleichs gegenüber den Getreidezöllen; die preußische Landesgesetzgebung würde damit ihrer Aufgabe nach deren beiden Richtungen gerecht geworden sein. In Preußen würde alsdann von einer ernstlichen Mehrbelastung der wirklich bedürftigen Haushaltungen durch die erhöhten Getreidezölle nicht mehr die Rede und einem ungünstigen Einflusse derselben auf die Lebenshaltung und damit auf die Gesundheit und Kraft der Bevölkerung wirksam vorgebeugt sein.

Folgten die anderen Bundesstaaten dem Beispiele Preußens nach Maßgabe ihrer Steuerverfassung, so würde dasselbe für ganz Deutschland erreicht sein.

Läßt sich so auf dem Gebiete der Landesbesteuerung den Forderungen ausgleichender Gerechtigkeit genügen, so verschafft man doch auf diesem Wege dem Reiche nicht die zur Durchführung der in seiner Besteuerung zu gewährenden Kompensationen notwendige Vermehrung der Einnahmen. Dafür wird also im Reiche selbst gesorgt werden müssen. Kann dabei weder eine Erhöhung der Reichsstempelabgaben und Luxuszölle noch die Einführung einer Reichs-Einkommens-, Vermögens-, Erbschafts- und Wehrsteuer ernstlich in Frage kommen, so beschränkt sich der Umfang der diskutablen Steuerquellen auf Verkehrsabgaben anderer Art und auf Getränke- und Tabaksteuern.

Abgesehen von der 1887 erst neugeordneten Branntweinsteuer ist eine stärkere Ausnutzung aller dieser Steuerquellen von den verbündeten Regierungen im Zusammenhange mit dem Heeresgesetze von 1893 vorgeschlagen worden. Quittungs-, Frachtschein- und Checkstempel sollten 15—16 Millionen Mark einbringen. Daneben war eine Erhöhung der Brausteuer und nach dem Fallenlassen dieses Planes durch Graf Caprivi bei den Verhandlungen über das Heeresgesetz von 1893 eine Tabakfabrikatsteuer in Aussicht genommen. Sie sollte einen Mehrertrag von 45 Millionen Mark, nach Ermäßigung der Steuersätze in der zweiten Vorlage von 1894 immer noch einen solchen von 33 Millionen Mark bringen. Die Brausteuer wird in Bayern, Württemberg, Baden und dem Reichslande nicht erhoben, diese Länder besteuern das Bier für eigene Rechnung und zahlen dafür nach dem Matrikularfuße Ausgleichungsbeträge an das Reich. Durch Verdoppelung des Ertrages der Brausteuer würde einschließlich dieser Ausgleichungsbeträge dem

Reiche eine Mehreinnahme von rund 40 Millionen Mark zugeführt werden, also nahezu ebensoviel, wie ihm durch den Verzicht auf die Salzsteuer an Reineinnahme verloren ginge. Die Biersteuer ist in den süddeutschen Staaten durchweg sehr viel höher als bei uns, und zwar nicht bloß auf den Kopf, sondern auch auf das Hektoliter. Das Reich erhebt auf dieses 0,75, Bayern dagegen 2,44, Württemberg 2,17 und Baden sogar 2,61 Mark. Dabei spielt der Bierverbrauch in Süddeutschland eine ungleich größere Rolle als bei uns. Er ist namentlich in Bayern nahezu $2^1/_2$mal so groß als in der Brausteuergemeinschaft. Tabaksteuer und Tabakzoll betragen jetzt ungefähr 1,17 Mark auf den Kopf und bleiben weit hinter dem zurück, was die andern großen Kulturstaaten aus dem Tabak herausschlagen.

In Süddeutschland sieht man die Tabakfabrikatsteuer, auf welche kürzlich ja auch der bayerische Finanzminister bei der Finanzdebatte in der Kammer der Abgeordneten hingewiesen hat, als das kleinere Uebel an. Das ist sehr erklärlich. Eine Erhöhung der Brausteuer würde für die süddeutschen Staaten nur die entsprechende Steigerung der ihnen so schon sehr unangenehmen Ausgleichungsbeträge bedeuten, dazu wahrscheinlich eine Erschwerung des Mitbewerbs der bayerischen Biere in Nord- und Mitteldeutschland. Der Druck der Tabakfabrikatsteuer würde dagegen in ungleich größerem Maße den Verbrauch, die Fabrikation und den Handel Norddeutschlands treffen. In Norddeutschland ist die Beurteilung natürlich eine wesentlich andere. Besonders scharfem Widerspruche sind die Tabaksteuervorlagen von 1893 und 1894 in den Hauptsitzen der Cigarrenfabrikation und der Tabakeinfuhr begegnet. Ihre Verwerfung ist indessen keineswegs allein oder auch nur hauptsächlich aus sachlichen Bedenken, sondern in erster Linie deshalb erfolgt, weil die Mehrheit, und zwar mit Recht, angesichts des raschen Steigens aller Einnahmen ohne neue Steuern auszukommen glaubte. Der Führer des Centrums hat ausdrücklich die Ablehnung als nicht präjudiziell für die Zukunft bezeichnet. In der That würde die Sachlage doch jetzt eine wesentlich andere sein, wenn es sich darum handelte, durch höhere Belastung eines reinen, hauptsächlich allein von den Männern verbrauchten Genußmittels die Abschaffung der Steuer auf ein notwendiges Nahrungsmittel, von der die kinderreichen Familien am schwersten betroffen werden, zu ermöglichen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, positive Vorschläge zur Deckung des Einnahmebedarfs des Reiches zu machen. Das würde erst möglich sein, wenn sich übersehen ließe, wie hoch die Mehreinnahme ist, welche außer dem Mehrertrage aus dem Zolltarife noch beschafft werden muß. Für jetzt genügt es, darzulegen, daß das Reich noch Reserven in seinen Einnahmequellen in ausreichendem Maße besitzt, um bei der Neuordnung seines Steuersystems nach Abschluß der Zollkampagne neben dem Gesichtspunkte der Einnahmevermehrung auch den einer steuerlichen Kompensation für die Agrarzölle voll zu berücksichtigen. Das zu thun

aber ist die soziale Pflicht der gesetzgebenden Faktoren des Reiches, welche um des höheren Gesichtspunktes des Wohles des Ganzen willen einer Erhöhung des Zolles auf Brotfrucht zugestimmt haben. Es ist zugleich eine Forderung staatserhaltender Politik. Daß mit der Gewährung von Kompensationen für die Erhöhung der Agrarzölle den Agitationen aus Anlaß dieser Erhöhung gesteuert werden würde, ist zwar nicht zu erhoffen; denn diese Agitationen sind zum Teil Selbstzweck und Kampfmittel in dem Ringen um politische Macht. Aber die vergiftende Wirkung dieser Agitationen wird zu einem guten Teile schwinden, wenn einer Benachteiligung des Haushalts und der Lebenshaltung der großen Masse der Bevölkerung durch die Zölle auf Brotgetreide in der Hauptsache vorgebeugt ist. Dieses Moment praktischer Politik verstärkt daher noch das Schwergewicht der Gründe, welche unter dem Gesichtspunkte des Gemeinwohls und der Staatsraison ohnehin für die Verhütung jeder nicht völlig unabweislichen Verschlechterung der Lebenshaltung der großen Masse des Volkes ins Gewicht fallen.

Aussprüche Bismarcks.

Zwischen befreundeten großen Staaten, die keine streitigen Interessen mit einander haben, giebt es unzählige Fälle, wo sie naturgemäß miteinander gehen, weil ihre Interessen dieselben sind, ohne daß man deshalb den Versuch zu machen braucht, die Beziehungen dadurch zu stören und zu verbittern, daß man dem einen die Rolle der Unterordnung, dem andern die der Leitung zuwendet. (9. Dezember 1867.)

Die Politik zweier Großstaaten neben einander kann man vergleichen mit der Lage zweier Reisenden, die einander nicht kennen, in einem wüsten Walde, von denen keiner dem andern traut: wenn der eine die Hand in die Tasche steckt, dann spannt der andere schon seinen Revolver, und wenn er den Hahn des ersten knacken hört, feuert er schon. So ist es bei Mächten, von denen jede Einfluß auf die Entscheidungen der andern hat; da muß man Mißtrauen und die erste Verstimmung der andern sehr sorgfältig vermeiden, wenn man die Freundschaft bewahren will. (11. Januar 1887.)

Die Grenzen zwischen Staat und Kirche lassen sich nicht festlegen, weil beide Teile von Hause aus von verschiedenen Ueberzeugungen dabei ausgehen. Die Grenze, die der Staat für eine gerechte hält, ist notwendig, und immer nicht nur im Christentum, sondern auch in heidnischen Ländern, auch in jüdischen Staaten — wo immer Priester und König miteinander gekämpft haben — streitig gewesen und geblieben, und wird es auch immer in der Theorie bleiben. Es handelt sich nur darum, ob es uns gelingen wird, das Gefühl, daß wir alle Deutsche und Landsleute sind, höher und stärker in uns lebendig zu machen als das Gefühl, daß wir verschiedenen Konfessionen angehören. (4. Mai 1886.)

Die Weltstellung Englands.

Von

Karl Peters.

Wie herrlich sah sich diese schöne Erde vor einem halben Jahrhundert von den Kreidefelsen Albions aus an. Damals war England noch im wahren Sinne des Wortes ein Inselreich und die Herrin der Meere. Es gab keine Flotte in der Welt, welche neben der britischen auch nur genannt zu werden verdiente, und in ihr war der Nimbus der Nelsonschen Heldenthaten noch wirksam. In der Mitte von Europa zankten sich Preußen und Oesterreich um den Vorrang in Deutschland und neutralisierten dadurch die gewaltige Waffenkraft der germanischen Welt. In Italien rang die Einheitsbewegung gegen die reichlich so starken reaktionären Mächte, und auch dieses Land fiel für den Wettbewerb um die Reichtümer unseres Planeten einfach aus. In Frankreich aber etablierte sich gerade das englandfreundliche zweite Empire Napoleons III., der eben von King Street, St. James Street nach Paris übergesiedelt war und seine Schulden im Café Royal, Regent Street, noch nicht bezahlt hatte. Das zweite Empire richtete seine Spitze gegen Rußland. Der Westen und Osten des Kontinents neutralisierten sich also ebenfalls. Inzwischen sahen die Staatsmänner von Albion wie die Geier über die Erde hin, und ungestört von kontinentaler Konkurrenz griffen sie sich an Beute, wonach ihnen gelüstete. Das „Goldene" Zeitalter der Königin Viktoria zog herauf. Noch stand die englische Industrie unbestritten an der Spitze der Nationen, England vermittelte den Schiffsverkehr auf den Weltmeeren, die Bank von England war das große Kreditinstitut der Erde. Throgmorton und Lombard Street kommandierten die internationalen Kurse; Birmingham und Manchester versorgten die Menschheit mit ihren Bedarfsartikeln! Truhen und Kasten füllten sich. Ja, es war eine herrliche Zeit. Wir finden ihren Reflex in Thackerays und auch in Dickens' Romanen. Ach, wenn es doch immer so bliebe!

Wenn wir billig urteilen, müssen wir zugeben, daß diese Vorherrschaft des Angelsachsentums um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre sittliche Berechtigung hatte. In England, und allein in England, hatte sich der Gedanke der bürgerlichen Freiheit durch die Krisen der drei Jahrhunderte von der Reformation

bis auf die französische Revolution gerettet. In England war die Habeas-Corpusakte immer in Geltung geblieben, hier hatte sich die power of the purse der Commons in der Cromwell-Revolution behauptet und war zur Grundlage für die parlamentarische Verfassung des Inselstaates geworden. Die Entwickelung der freien, vornehmen Männlichkeit hatte nirgendwo auf unserem Planeten bessere Voraussetzungen. Bis in die entferntesten Teile der Erde trug die englische Eroberung bürgerliche Freiheit, und der Union Jack war das Symbol der Selbstbestimmung der neu entstehenden Gemeinwesen. Auch die Revolutionen in den Staaten des Kontinents knüpften immer wieder an englische Institutionen und Grundanschauungen an. Der germanische Gemeindesinn, germanisches Recht, selbst germanisches Familienleben mit seinem „my house is my castle" fanden ihre reinste Entwickelung auf den nebelumhüllten Inseln Großbritanniens, während die germanische Welt im Herzen von Europa römisches Recht und römische Staatsformen annahm.

Damals herrschte in England noch das „Little England"-Wesen vor, wie es so reizend in einzelnen Erzählungen von Dickens aufbewahrt geblieben ist. Noch war die Landwirtschaft nicht völlig durch Cobdens Freihandelspolitik zerstört, und die Werte schaffende Industrie begann gerade ihr Monopol auf der Erde auszuüben. England war damals noch nicht auf die Wirtschaftsstufe des reinen Kapitalismus herabgesunken. Die Börse von London war noch nicht der wesentlichste Ausdruck der Erwerbsthätigkeit dieses Landes.

Nun trat die Umformung des Kontinents von Europa ein. In Deutschland schuf Bismarck mit seiner Politik von „Blut und Eisen" die stärkste Militärmonarchie, welche die Geschichte der Menschheit gesehen hat. Schlimmer — für England — den Gegensatz gegen das ebenfalls kriegerische Oesterreich wandelte er in ein festes Bündnis zu Schutz und Trutz um. Dadurch wurde die riesenhafte latente wirtschaftliche Kraft des Deutschtums aktuell. Schnell entwickelte sich die deutsche Industrie, der deutsche Handel, die deutsche Reederei. Aus dem ehemaligen bequemen „armen Vetter" wurde ein höchst unbequemer, ja geradezu gefährlicher Konkurrent. Eine ähnliche Entwickelung setzte in Frankreich ein. Auch hier begann eine ungeahnte Entwickelung des Industrialismus, und der Gegensatz gegen Rußland schlug ebenfalls in eine begeisterte Allianz um. Dazu kam, daß auch die „angelsächsischen Vettern" in den Vereinigten Staaten mit in die Schranken traten und ihren europäischen Vettern einen Handelsmarkt nach dem anderen wegnahmen. Die alten schönen Zeiten des ungestörten Monopolismus auf der Erde versanken unter dem Horizont geschichtlicher Erinnerungen.

Indes, gegen allen diesen Aufschwung von rechts und links hält Großbritannien bis auf den heutigen Tag noch seine wirtschaftliche Vorherrschaft fest. Zwar ist sein Ackerbau ruiniert, zwar verliert sein Handel einen Markt

nach dem anderen. Aber noch immer beherrscht seine Reederei mehr als die Hälfte des gesamten Verkehrs auf den Ozeanen und, wo die britische Industrie nicht mehr konkurrenzfähig ist, kauft britisches Kapital fremde Betriebe auf der ganzen Erde auf und zieht in Form von Dividenden den eigentlichen Profit in seine Taschen. Dem englischen Kapitalisten ist es am Ende gleichgiltig, ob er seine Einnahmen aus Eisenfabriken in Birmingham und Tuchfabriken in Manchester, oder aus Spinnereien in Sachsen, Brauereien in München, Eisenbahnen in Chicago, Goldminen am Rand, Weinhäusern in Oporto bezieht. Durch Dividendenzahlungen sind alle Länder unseres Planeten tributpflichtig nach London. Dies wird bei der Behandlung dieser Frage in der Regel ganz übersehen. Der englische Kapitalismus, wie er in der City von London sich äußert, produziert seine Werte heute da, wo er sie am billigsten schaffen kann, so lange er nur die Gewinne daraus für sich sichert. Er geht nach Rußland, China oder Brasilien ebenso gern, wie er sich in London, Birmingham oder Glasgow engagiert. Englands Reichtum steht und fällt heute mit dem System des internationalen Kapitalismus, ist aber völlig unabhängig von seiner nationalen Landwirtschaft und Industrie.

Dies nun ist alles so lange schön und gut, als es sich um friedlichen Lebensgenuß und Luxus handelt. Aber es wird zu einer furchtbaren Gefahr für einen Staat, wenn es zu Krisen auf Leben und Tod kommt. Ein Volk, welches den Schwerpunkt seines gesamten Wirtschaftslebens in die Fremde verlegt, wird damit abhängig von allen Schwankungen dieser Fremde. Es ist berechnet worden, daß Großbritannien, wenn es nur sechs Wochen lang von einer anderen Macht blockiert werden könnte, durch Hungersnot zur Ergebung gezwungen werden müßte. Wenn das Ausland sich vereinigte, Dividendenzahlungen nach England zu verhindern, würden alle Jahreseinnahmen hier bis in die kleinsten Familien hinein einen ruinierenden Ausfall erleiden.

Auch das antike Rom war in seinen Bedürfnissen abhängig von den übrigen Ländern des Mittelmeerbeckens. Es war direkt für seine Tagesmahlzeiten angewiesen auf überseeische Zufuhren. Aber es hielt die Welt, welche es ausplünderte, umklammert mit dem ehernen Wall seiner Legionen; niedergestampft waren die Nationen, welche ihm dienen mußten. Dies ist nicht der Fall mit Großbritannien, welches zwar immer noch über die mächtigste Flotte unseres Planeten verfügt, aber schon nicht mehr im stande sein würde, einer Koalition von drei Großmächten auf der See stand zu halten, militärisch dagegen die schwächste der europäischen Großmächte ist. Man erkennt den Unterschied zum Weltreich des alten Rom und die drohende Gefahr, in welcher England sich fortdauernd befindet. Einmal im Kriege gründlich niedergeworfen, würde Großbritannien die Grundlagen für sein Wirtschaftsleben überhaupt verlieren. Von den 42 Millionen Menschen, welche heute auf den britischen Inseln leben, würde

mindestens die Hälfte auswandern müssen; denn diese Inseln selbst, auch wenn England die Rückwandlung vom Kapitalismus zum Industrialismus und Ackerbau durchführen könnte, würden aus sich selbst höchstens 20 Millionen Menschen ernähren können.

Indes trifft diese Bemerkung auf Großbritannien nur zu, wenn man das europäische Mutterland für sich betrachtet. Auf „Greater Britain“ paßt sie nicht, da das Weltreich, als ein Ganzes angesehen, volle wirtschaftliche Selbständigkeit hat. England mit seinen Kolonieen und Besitzungen ist im stande, alle seine Bedarfsartikel selbst zu produzieren, und hat das Ausland überhaupt nicht nötig. Ein Viertel der Erdoberfläche ist unter britischem Scepter. Von den Polen bis zu den Tropen ist jedes Klima der Erde vertreten, und im britischen Weltreich ist jeden Augenblick Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht. Von der Großartigkeit dieser imposantesten Machtbildung der Weltgeschichte macht sich der kontinentale Europäer niemals eine ganz klare Vorstellung. Unendlich weit bleibt die Römerwelt an Ausdehnung und Vielgestaltigkeit hinter dem „Größeren Britannien“ zurück.

Aber es ist doch außerordentlich fraglich, ob es der britischen Staatskunst jemals gelingen wird, diese gewaltigen Ländermassen in ein einheitliches Wirtschaftssystem zusammen zu schweißen. 1897 ließ es sich gar sehr an, als ob die Kolonieen sich als entfernte Provinzen ein und desselben Staates fühlen lernten; und daß sie eventuell auch die erforderlichen zollpolitischen Opfer bringen würden. Der südafrikanische Krieg hat möglicherweise auch diesen Zusammenwachsungsprozeß gestört. Die Schwäche der britischen Landarmee hat sich zu deutlich offenbart, als daß sie nicht auch den Jingos in Kanada, Australien und Neu-Seeland zu denken geben sollte. Es wirkt direkt lächerlich, wenn man die Thatsache, daß Großbritannien mit Aufwand aller seiner Kräfte den Burenkrieg nicht beendigen kann, neben die Prahlereien stellt, welche hier vorher gang und gäbe waren und in dem Ausruf gipfelten: „let them all come“. Ende der neunziger Jahre machte in England ein Roman Aufsehen: „The final war“, in welchem Großbritannien gleichzeitig Deutschland, Frankreich und Rußland schlägt, Stralsund und Paris besetzt. Heute gehört es hier nicht zum guten Ton, an solche Rodomontaden zu erinnern. Auch ist das übliche Prahllied aus den music halls, welches früher systematisch die Verachtung alles Ausländischen in die breiten englischen Volksmassen trug, heute völlig verschwunden. Ich vermute, daß eine ähnliche Abkühlung in den Köpfen der Kolonialen eingetreten ist, und daß man weder in Australien noch in Kanada 1902 so begierig sein wird, nur Provinzen von „Greater Britain“ zu sein, wie man dies 1897 war. Es ist nun einmal auf allen Gebieten so: es wird in diesem Erdendasein niemandem etwas geschenkt, und ein Volk, welches ein Weltreich festhalten will, muß aus sich heraus auch die lebendigen Machtmittel schaffen, um die Mitbewerber jeden Augen-

blick niederschlagen zu können. Die britische Politik aber hat im 19. Jahrhundert im wesentlichen mit „bluff“ (Prestige) gearbeitet. England könnte in dieser Richtung sehr vieles aus Carlyle lernen.

Ich bin leider kein Prophet und demnach nicht in der Lage, den Schleier der Zukunft zu lüften. Aber es erscheint mir heute immerhin zweifelhaft, ob die Menschheit jemals den Ausbau des britischen Weltreiches erleben wird. Wenn dies nicht gelingt, dann befindet sich England in der oben gekennzeichneten großen Gefahr, welche jede unnatürliche Verlegung des wirtschaftlichen Schwerpunktes außerhalb der Grenzen des eigenen Landes mit sich bringt. Eine große politische Katastrophe muß die Existenz von vielen Millionen Staatsbürgern in unmittelbare Gefahr der Vernichtung bringen. Meine Leser werden einsehen, welch vitales Interesse aus diesem Grunde Großbritannien hat, daß der Kontinent von Europa in sich gespalten, die sogenannte „europäische Balance“ erhalten bleibt; und wie unbedingt erforderlich die Ueberlegenheit der britischen Flotte, womöglich über alle anderen vorhandenen, für die Aufrechterhaltung dieses Systems ist. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß auf der Vorherrschaft in der überseeischen Welt recht eigentlich die Lebensbedingungen für die meisten Bewohner Großbritanniens und Irlands liegen. Deutschlands Zukunft wird stets nur auch über See sein; Großbritanniens liegt dort ausschließlich. Ich möchte bemerken, daß mich Erwägungen wie die ausgeführten, für Deutschland, in die Reihen der Agrarier geführt haben. Ich halte es für eine Lebensbedingung des Deutschen Reiches, seinen wirtschaftlichen Schwerpunkt möglichst innerhalb der Reichsgrenzen zu suchen und hierzu vornehmlich eine blühende Landwirtschaft, daneben eine kräftige Industrie sich zu sichern. Die zentraleuropäische Militärmonarchie, mit den Russen zur Rechten, den Franzosen zur Linken (vom Standpunkt der Landkarte aus) könnte sich waghalsige wirtschaftliche Experimente wie das stolze, unnahbare Inselreich in der That nicht gestatten. Von solcher festen Grundlage aus ist freilich eine möglichst energische Entwickelung unserer überseeischen Interessen, von denen etwa 10 Millionen Deutscher direkt oder indirekt leben, eine weitere Aufgabe der deutschen Politik.

In der Verfolgung seiner überseeischen Politik kann Deutschland mit den Interessen Großbritanniens in kriegerischen Konflikt geraten. Eine derartige feindliche Politik hat Sinn und Verstand, wenn es seinerseits glauben darf, im stande zu sein, sich selbst an die Stelle Englands zu setzen. Nun wird kein deutscher Staatsmann im Ernst annehmen, daß das Deutsche Reich jemals Australien oder Indien oder Kanada annektieren könnte. Sollte Großbritannien zusammenbrechen, so würde Kanada den Vereinigten Staaten von Amerika zufallen, Australien und Indien aber würden vermutlich unabhängig werden, wobei das letztere dem Chaos zutaumeln würde. Auch wird die deutsche Politik kaum jemals direkt nach Südafrika oder Aegypten greifen wollen. Aus diesem Grunde

ist nicht recht ersichtlich, welchen Vorteil das Deutsche Reich aus der Zertrümmerung Großbritanniens haben könnte, so lange dieses seine traditionelle Freihandelspolitik beibehält, welche dem deutschen Handel volle Gleichberechtigung mit dem englischen in den weiten Ländern unter dem Union Jack garantiert. Wenn denn doch einmal Aegypten oder Kanada einer fremden Großmacht gehört, ist es für den deutschen Handel immerhin besser, daß England sie beherrscht als das schutzzöllnerische Frankreich oder Nordamerika.

Ein Krieg gegen England kann nur den einen Sinn haben, einen gefährlichen Mitbewerber, der fortdauernd einen großen Teil der deutschen Auswanderung sich aneignet, zu beseitigen. Von diesem Standpunkt aus kann ich es verstehen, wenn die pangermanistische Bewegung systematisch auf solchen Krieg hinarbeitet. Aber ich nehme nicht an, daß die Führer dieser Bewegung diesen Krieg schon im Jahre 1902 wollen. Wenn dies so ist, halte ich es für falsch, ja für geradezu gefährlich, die Anglophobie heute in Bahnen zu treiben, welche jeden Augenblick zu einem Konflikt führen können. So lange die deutsche Politik England in Afrika freie Hand läßt, ja ihm den Rücken deckt, ist mir die Engländerhetze im deutschen Volke unverständlich. Denn eine solche Bewegung muß sich doch ein praktisches Ziel stellen; bloße Kundgebungen ohne einen reellen Endplan sind niemals nach meinem Geschmack gewesen. Oder hofft man bei uns, die Regierung zwingen zu können, für die Unabhängigkeit der Burenrepubliken im letzten Augenblick doch noch das Schwert zu ziehen? Und ist man bereit, ein solches Opfer an Gut und Blut für ein fremdes Volkstum zu bringen? In dem Fall — à la bonheur. Das ist ein Ziel, über welches sich reden ließe. Wenn aber all der Lärm um nichts gemacht wird, dann halte ich es für mindestens unklug, die Empfindungen des englischen Volkes in so maßloser Weise zu reizen und die Beziehungen zwischen den beiden Nationen endgültig zu vergiften.

Großbritannien ist heute kein bloßes Inselreich mehr. Es ist eine europäische, eine amerikanische, eine afrikanische, eine australische, vor allem aber eine asiatische Großmacht. Es ist demnach nicht mehr unangreifbar für kontinentale Militärstaaten. Selbst das Deutsche Reich, im Bunde mit Oesterreich und der Türkei, könnte es unter Umständen in Aegypten, vielleicht sogar in Indien angreifen. Aber ich glaube nicht, daß der Staatsmann schon geboren ist, welcher unser Volk in eine so phantastische, ja geradezu abenteuerliche Politik hineinführen möchte. Ich nehme auch an, daß England im Verlauf eines solchen Krieges unter allen Umständen Bundesgenossen auf dem Kontinent finden würde; vielleicht auch in den Vereinigten Staaten von Amerika. Wie der nächste Seekrieg ausfallen wird, das ist vollständig unberechenbar. Ein Krieg mit England ist für Deutschland in jedem Fall ein äußerst gefährliches Risiko; zunächst würde das überseeische deutsche Geschäft dabei in die Brüche gehen. Ehe

ein Volk in eine solche neue Bahn einlenkt, muß es sich ganz klar sein über das Maß seiner Kraft und alle möglichen Folgen. Wenn unsere Staatsmänner aber einen Krieg mit Großbritannien nicht wollen, werden sie weise daran thun, den Strom der Verbitterung und Verhetzung zur Zeit zurückzudämmen.

Eines läßt sich mit Bestimmtheit heute behaupten, daß, auch wenn das britische Weltreich in Trümmer ginge, die gemäßigten Zonen der überseeischen Welt dennoch im wesentlichen englisch bleiben würden. Nordamerika und Australien wenigstens können nicht wieder entnationalisiert werden. Nur würde die leitende Macht der angelsächsischen Menschheit nicht mehr in Europa, sondern in Nordamerika sitzen. Was hiermit für Deutschland gewonnen wäre, ist kaum ersichtlich. Das ist der großartigste Zug in der Weltstellung Englands, daß es überall da, wo es aufgetreten ist, tief und unauslöschbar den Ländern den Stempel seiner nationalen Eigenart aufgeprägt hat. Was immer sein Ende sein mag, in dieser Beziehung steht es unbestritten an der Spitze der großen weltgeschichtlichen Nationen. Auch ist es heute noch nicht in Entartung begriffen, sondern es birgt in den Tiefen seines Volkstums genug lebendige Kraft, um die Krisis, in welcher es sich gegenwärtig befindet, siegreich zu überwinden.

Aussprüche aus dem „Goldenen Buch". *)

Wie ernst war doch das Streben jener deutschen Männer, die vor Beginn deutscher Kolonialgeschichte, ohne das erhebende Gefühl der Arbeit für ein großes und geeintes Vaterland empfinden zu können, der afrikanischen Welt ihre Geheimnisse entrissen! Möchten wir, das jüngere Geschlecht, ihren Spuren folgen, und möchte die Nation sich bewußt sein, daß jeder Quadratfuß Erde, dem deutsches Wesen aufgeprägt wird, einen Fortschritt in der Gesittung der Menschheit bedeutet!

Adolf Graf von Götzen.

Das vaterländische Machtbewußtsein, welches stetig steigender Volkswohlstand und nationales Ansehen bis zur nächsten Jahrhundertwende in uns wachgerufen haben werden, wird es kaum begreiflich finden lassen, daß gegen Ende dieses Jahrhunderts das Interesse für den ethischen und Verständnis für den wirtschaftlichen Wert unserer Kolonien nicht schon ein allgemein regerer war; und mißbilligendem Erstaunen werden die Kurzsichtigen überliefert werden, die heute öffentlich und mit Nachdruck sich als Gegner unserer überseeischen Politik bekennen.

Joachim Graf von Pfeil.

*) „Goldenes Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende." Bd. I. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Verlag von J. J. Weber, Leipzig.

Deutsches Land und polnische Flut.

Von

W. v. Massow.

Sie schaffen in der Provinz Posen ein preußisches Irland! — so rief in der Polendebatte im deutschen Reichstage am 10. Dezember ein Mitglied der Polenfraktion, der Posener Rechtsanwalt Dr. v. Dziembowski-Pomian, in das Haus hinein. Er hatte mit dieser Parallele schon darin unrecht, daß er außer acht ließ, wieviel die preußische Regierung in den hundert Jahren ihrer Herrschaft für die Provinz Posen gethan hat. Wenn England in mehr als siebenhundert Jahren für Irland auch nur annähernd so viel gethan hätte, so gäbe es heute keine irische Frage. Eine Polenfrage aber würde es für uns auch dann geben, wenn die preußische Regierung das Doppelte und Dreifache für die Polen gethan hätte; ja es würde uns dann aus dem Polentum die doppelte und dreifache Gefahr erwachsen.

Die Erkenntnis dieser Gefahr arbeitet sich in nationalgesinnten Kreisen langsam durch, aber ihre Verbreitung entspricht noch nicht entfernt der Größe der Gefahr. Unkenntnis der wahren Verhältnisse, ein mißleitetes, unklares Gerechtigkeitsgefühl, allerhand Nebenrücksichten und Parteidoktrinen lassen die volle Würdigung der Lage des Deutschtums in den Ostmarken nicht aufkommen. So kann sich immer noch die Vorstellung erhalten, als ob die Mehrheit der Deutschen in den Ostmarken aus bloßem Haß gegen das Polentum und aus brutalem Nationaldünkel die fremdartige Minderheit unterdrücken und ihrer Muttersprache berauben wolle. Die Polen dagegen werden dargestellt als Leute, die weiter nichts wollen, als an ihrer Muttersprache und ihren nationalen Erinnerungen festhalten, und die nur durch den deutschen „Chauvinismus“ zum Widerstande und zur Feindschaft gegen das Deutschtum gereizt werden. Und selbst wenn hier und da zugegeben werden muß, daß die Polen ihre nationalen Wünsche lebhafter betonen, als sich mit dem Interesse des preußischen Staats verträgt, so finden sich unter uns Verteidiger dieses Standpunkts, die sich vollständig bei dem Gedanken beruhigen, den Polen könne man doch die Anhänglichkeit an ihre Nationalität nicht verübeln, und somit sei es eine Forderung der Gerechtigkeit, die Polen wegen eines solchen Vorgehens nicht zu tadeln.

Merkwürdige Verirrung, die einen Mangel an nationalem Pflichtgefühl als einen Ausfluß des Gerechtigkeitssinns hinzustellen sucht!

Es ist aber auch völlig falsch, von den Verfechtern einer entschiedenen Kampfpolitik gegen das Polentum anzunehmen, daß sie den Polen nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen. Sie wissen sie in Wahrheit besser zu verstehen und zu würdigen als jene anderen, die so schnell mit dem Urteil bei der Hand sind, daß die Polen recht und die Deutschen unrecht haben. Denn die Meinung dieser scheinbaren Polenfreunde ist doch im Grunde die, daß die Polen, wenn sie nur einigermaßen anständig von den Deutschen behandelt werden, sich gern in die Verhältnisse schicken und gegen das Zugeständnis der Pflege ihrer Muttersprache und Nationalität ebenso treu ihre Staatsbürgerpflichten erfüllen werden wie die Deutschen. Und damit — so meint man — können wir zufrieden sein, wenn sich auch die Liebe zum deutschen Vaterland bei den Polen garnicht oder erst ganz allmählich einstellt. Mit andern Worten: gerade in den Augen dieser angeblichen Freunde sind die Polen eigentlich recht jämmerliche Gesellen, Angehörige eines in Wahrheit abgestorbenen, aus dem Buche der Geschichte ausgestrichenen Volks.

Es ist eine keineswegs zu scharfe Behauptung, wenn man feststellt, daß sich in dieser Meinung nicht nur eine große Unkenntnis der Verhältnisse, sondern auch eine arge historische Unbildung ausspricht. Gerade wer die Polen kennt, wer vor allen Dingen neben ihrer jetzigen Art und Entwickelung auch ihre Geschichte kennt, läßt ihnen Gerechtigkeit widerfahren, und diese Gerechtigkeit zwingt zu der Erkenntnis, daß das polnische Volk trotz des Verlustes seiner staatlichen Existenz doch alle Merkzeichen einer lebenden Nation trägt.

Denn so wertvoll für eine Nation auch die staatliche Selbständigkeit ist, das allein Entscheidende für den Begriff der Nation kann sie nicht sein. Eine durch Sprache, Sitte, Geschichte und Glauben verbundene Gemeinschaft ist dann eine Nation, wenn alle diese Güter als lebendiges, geistiges Besitztum und als selbständig wirkende Kraft mit Bewußtsein von Generation zu Generation überliefert werden. Es kommt dabei nicht darauf an, wie groß die geistige Wirkung ist, die von einer solchen Nation auf andere und auf die ganze Menschheit ausgeht; es genügt, daß jene gemeinsamen Güter innerhalb der Gemeinschaft eine starke Wirkung ausüben. Gegenüber manchen oberflächlichen Urteilen erfordert es die Wahrheit, festzustellen, daß die als barbarisch verschrieene polnische Sprache reich, bildungsfähig und wohlklingend ist, daß sie als heiliges Gut sorgfältig gepflegt wird, daß sie eine Litteratur erzeugt hat, die sich als Ganzes freilich nicht mit den geistigen Leistungen der großen Kulturvölker messen kann, die aber innerhalb ihres Volkes ein mächtiges Bildungsmoment und ein achtungswerter Hebel des Nationalgefühls geworden ist. Und ebenso ist zwar das polnische Volk in Kunst und Wissenschaft bei Fremden in die Schule gegangen, aber es

hat dem Gelernten ein nationales Gewand angezogen und es zu einem Gegenstand gemeinsamer Begeisterung und eifrigen Strebens gemacht, das wir nur zu unserm Schaden unterschätzen können. Die polnische Geschichte ist dem Polen ein heiliges Vermächtnis, und man würde sich schwer täuschen, wenn man annehmen wollte, daß die Erinnerung an die Demütigungen, die dieses Volk durch eigene schwere Schuld erlitten, auf das Gemüt eines Polen eine andere Wirkung haben könnte, als die eines starken Ansporns, in der Zukunft erfüllen zu helfen, was die Vergangenheit versagt hat. Wir wollen nicht Vogel Strauß-Politik treiben, sondern wollen uns bemühen, dieses Volk, so wenig sympathisch es manchem von uns sein mag, in seiner Eigenart ehrlich zu studieren und es zu verstehen. Dann aber können wir zu keinem anderen Ergebnis kommen, als zu der sicheren Erkenntnis: das polnische Volk ist trotz seines politischen Zusammenbruchs, den es vor hundert Jahren erlebt hat, eine wirkliche Nation.

Man könnte ja nun der Ansicht sein, daß eine Nation, wie diese, am besten thäte, sich an ihrem idealen Besitz genügen zu lassen und sich nicht in politische Abenteuer zu stürzen. Um zu erkennen, wie sich die Polen zu dieser Frage stellen, ist es nicht nötig, den theoretischen Streit um die Bedeutung des sogenannten Nationalitätsprinzips zu erneuern. Wir können uns auch so überzeugen, daß es für die Polen nur eine Antwort auf diese Frage giebt. Denn das polnische Volk ist nicht einer jener Volkssplitter, der nur in der Anlehnung an ein anderes Volkstum oder in Verbindung mit einem solchen zur Geltung gelangt ist und plötzlich auf den Einfall kommt, auf der einzigen Grundlage der sprachlichen Verhältnisse eine politische Berücksichtigung zu fordern, die in schroffem Gegensatz zu seiner Bedeutung steht. Nein! Die Polen haben eine wirkliche nationale Geschichte, und wenn im Verlauf derselben sogar die furchtbarste Katastrophe, die ein Volk treffen kann, die Kraft des selbständigen nationalen Lebens nicht zu brechen vermocht hat, so folgt daraus mit unerbittlicher Notwendigkeit, daß die Polen die Wiedererlangung ihrer staatlichen Selbstständigkeit als eine notwendige Ergänzung ihres nationalen Daseins ansehen. Wer diese unbequeme Wahrheit bestreiten will, wird sich vergebens nach einem Beweis umsehen. Einen solchen Beweis giebt es eben nicht, weder in der Gesinnung der Polen, — sofern man sich nur die Mühe giebt, unter der Schale gewohnheitsmäßiger Hinterhaltigkeit den Kern zu erkennen, — noch in irgendwelchen geschichtlichen Erfahrungen, sei es an den Polen selbst, oder an einer anderen Nation. Es ist eine ungemein kindliche Auffassung, die sich die einzelnen Polen daraufhin ansieht, ob sie heute oder morgen Revolution machen wollen. Darüber allerdings sind die führenden Kreise des polnischen Volks hinaus, daß sie in vollständiger Verkennung der internationalen Lage und der Machtverhältnisse zur Unzeit die Thorheiten wiederholen wollen, die ihnen 1830, 1848 und 1863 teuer genug zu stehen gekommen sind. Sie haben gelernt, daß —

im für sie günstigsten Falle — eine Erfüllung ihrer nationalen Hoffnungen erst von einer voraussichtlich noch fernen Zukunft erwartet werden kann, daß sie aber auch dann nur möglich ist, wenn das polnische Volk in einem Gebiet von ausreichender Größe eine herrschende Stellung erlangt hat, nicht nur in Bezug auf die Stärke der nationalen Gesinnung, sondern auch durch ein soziales und wirtschaftliches Uebergewicht, das nur die Frucht einer langen vorbereitenden Arbeit sein kann, bestehend in der Unterwerfung aller erdenklichen Berufsinteressen unter die Interessen des Polentums.

Diese Arbeit ist es, die jetzt von den Polen gethan wird. Unter dem Schutz der Staatsgesetze, die sie äußerlich erfüllen, benutzen sie jedes Mittel zur Ausbreitung des Polentums innerhalb des preußischen Gebiets, und zugleich erfüllen sie jedermann, der ihnen durch Geburt oder Propaganda angehört, mit der Begeisterung für polnisches Volkstum, ebenso aber auch mit dem Geist rücksichtslosen fanatischen Deutschenhasses. Wenn jene Begeisterung vielleicht aus den allgemeinen Bestrebungen zur Erhaltung der Nationalität zu erklären ist, dieser Haß erklärt sich nur aus dem Hinblick auf die künftige Stunde der Befreiung.

Dazu hat unser nationales Gewissen Stellung zu nehmen. Aber das kann nicht geschehen, indem wir fragen, ob wir das Thun der Polen für recht oder unrecht halten, oder wie wir an ihrer Stelle handeln würden. Wir haben nur zu fragen: Welche Folgen hat dieses Treiben der Polen für unser Vaterland? Sind es schädliche Folgen, so haben wir das Unsrige zu thun, um diesen Schaden abzuwenden. Das Ziel der polnischen Nationalbestrebungen aber richtet sich gegen Bestand und Interessen des preußischen Staates, gegen deutsches Gebiet und gegen die Sicherheit der Reichsgrenze. Unsere Pflicht steht also fest, und daran kann nichts dadurch geändert werden, daß wir das Verhalten der Polen von ihrem Standpunkt aus begreiflich finden. Niemand, der ein Besitztum zu verwalten hat, wird einem andern gestatten, Teile dieses Besitztums für sich in Anspruch zu nehmen. Er wird ein solches Vorgehen auch dann abwehren, wenn er von dem guten Glauben des andern überzeugt ist. So wird er verfahren, selbst wenn er großmütige Neigungen und freie Verfügung über seinen Besitz hat, wievielmehr nicht bei Gütern, für die er andern verantwortlich ist. Für unser Vaterland aber tragen wir eine solche Verantwortung im höchsten Maße; wir tragen sie vor Gott, vor der Geschichte, vor unsern Volksgenossen, vor unsern Kindern und Kindeskindern. Wir haben hier kein Recht, großmütig und weichherzig zu sein.

Hätten wir ein Richteramt zwischen unserm eigenen Volk und dem fremden, selbst dann würde es keine Gerechtigkeit sein, die nur das Recht der Polen kennt. „Gerechtigkeit" bedeutet, daß jedem das Recht werde, das er ohne Beeinträchtigung gleichwertiger Rechte anderer genießen kann; sie bedeutet aber

nicht die Verschleuderung wohlerworbener Rechte an die Ansprüche anderer. Wenn wir überhaupt den polnischen Rechtsstandpunkt bei der Bestimmung unseres Verhaltens mitsprechen lassen wollen, dann muß es in ganz anderem Sinne geschehen. Dann müssen wir uns sagen: Je mehr die Polenfrage ein Konflikt berechtigter Interessen ist, je stärker unser Gegner infolgedessen ist, desto energischer, zäher, pflichtbewußter und unerbittlicher müssen wir den Kampf zum Schutz unserer nationalen Stellung und unseres Staatsgebiets führen. Gerade deshalb dürfen wir uns nicht von Mitleid und allerhand schwächlichen und verzagten Erwägungen leiten lassen.

So steht die Sache, wenn wirklich einige unter uns glauben, daß die Polen ein gutes Recht haben, so zu handeln, wie sie es thun. Aber wir müssen vor allem Eins betonen: Wir selbst haben ein unbestreitbares Recht auf diese Gebietsteile, die uns die Polen entfremden wollen. Es wird immer noch von dem „Unrecht" der Teilungen Polens gesprochen. Gewiß können wir ruhig zugeben, daß die überlieferte, noch in vielen Unterrichtsbüchern enthaltene Begründung dieses geschichtlichen Vorgangs anfechtbar ist. Man hört da sehr häufig die Theorie eines Interventionsrechts vertreten, das in veralteten Vorstellungen aus der Zeit der Kabinettspolitik und des beschränkten Unterthanenverstandes wurzelt und unsern weiter entwickelten, geschichtlichen und politischen Grundsätzen nicht mehr zusagt. Lassen wir aber überhaupt jede falsche Fragestellung nach Recht oder Unrecht und suchen wir die politische Notwendigkeit aus den geschichtlich feststehenden Umständen zu begründen, so wird uns klar werden, daß Friedrich der Große nicht anders handeln durfte. Nicht um der inneren Unruhen in Polen, sondern um der Politik Rußlands willen durfte er die gegebene Gelegenheit nicht verpassen, um seine Hand auf Westpreußen zu legen. Es war altes deutsches Land; die Polen selbst hatten es erst dem deutschen Orden abgenommen, dessen Rechtsnachfolger der König von Preußen war. Friedrich gefährdete Ostpreußen, einen wertvollen Teil seiner Monarchie, an dem der Rechtstitel seiner souveränen Königskrone haftete, wenn er der russischen Politik freien Lauf ließ und nicht dafür sorgte, daß an der unteren Weichsel ein Zusammenhang zwischen den getrennten Teilen des Staatsgebiets hergestellt wurde. Die Politik seines Nachfolgers bei der zweiten und dritten Teilung Polens entsprang weniger klaren und unanfechtbaren Gesichtspunkten. Sie war formell eine Nachahmung und Fortsetzung der Politik Friedrichs des Großen und doch etwas Anderes. Sie war erklärlich bei den Anschauungen der Zeit über Volksrechte und Nationalität und bei der damaligen Ueberschätzung des Werts von Gebietserweiterungen, aber es gereichte jedenfalls zum Heil Preußens und Deutschlands, daß dieses Gebiet in den Stürmen der napoleonischen Zeit wieder verloren ging — bis auf die heutige Provinz Posen. Wenn dieser Besitz von Preußen festgehalten wurde, so lagen dafür besondere Gründe vor. Die schon

zu Zeiten der polnischen Könige vorhandene starke Durchsetzung dieses Landesteils mit deutschen Bevölkerungselementen ließ seinen Besitz unbedenklich erscheinen, seine Lage zwischen Westpreußen und Schlesien, die Entwickelung der wirtschaftlichen Beziehungen, die Sicherheit der preußischen Ostgrenze forderten ihn. Nicht auf Grund seines alten Besitzrechts von der zweiten Teilung Polens her, sondern auf Grund besonderer neuer Verständigung mit Rußland hat Preußen im Wiener Kongreß 1815 diese Provinz wiedererlangt. Westpreußen aber war ihm sogar von Napoleon gelassen worden. Unter solchen Umständen war es ein Fehler der preußischen Diplomatie, daß sie sich bei den Verhandlungen des Wiener Kongresses über die polnische Frage als Grundlage den status quo von 1772 und demzufolge die Rolle als eine der sogenannten „Teilungsmächte" aufdrängen ließ. Aus diesem Fehler, dessen Vermeidung durchaus im Bereich der Möglichkeit lag, — darauf einzugehen, würde natürlich hier zu weit führen, — sind alle Unklarheiten über das Verhältnis des preußischen Staates zu seiner polnischen Bevölkerung entstanden, die den Wiener Verträgen von 1815 vorzuwerfen sind und den Polen Anlaß geben, sich noch heute auf sie zu berufen. Eines ist aber auch nach dem Wortlaut der Abmachungen von 1815 klar, daß die Provinzen Westpreußen und Posen ein untrennbarer Bestandteil des preußischen Staates sind, dem keinerlei Sonderrechte zugestanden sind. Diejenigen Rechte, die die Polen innerhalb des preußischen Staates auf Grund der Zusicherungen des Königs wirklich zu fordern haben, sind ihnen, obgleich sie durch Aufstandsversuche und offene Feindseligkeit gegen den Staat eigentlich verwirkt waren, dennoch dadurch gewährleistet worden, daß die Polen mit vollständig gleichem Recht Bürger des preußischen Verfassungsstaates geworden sind. Die Pflicht, die ihnen dadurch gegen den preußischen Staat auferlegt wird, war auch bereits die Voraussetzung der Zusicherungen von 1815, und es ist bei letzteren niemals beabsichtigt gewesen, den Polen Sonderrechte oder ein größeres Maß von Rechten zuzuweisen als andern Staatsbürgern.

Wenn es so staatsrechtlich und verfassungsrechtlich feststeht, daß es innerhalb des preußischen Staates niemals ein polnisches Sondergebiet irgendwelcher Art oder eine andere Rechtsgrundlage als die preußische Verfassung geben kann, so muß auch darauf hingewiesen werden, daß das Deutschtum ein moralisches Recht auf dieses Land hat. Alles, was an Kultur dort vorhanden ist, ist deutschen Ursprungs; auch die Polen wandeln in den Fußstapfen der Deutschen. Deutscher Fleiß hat das Land zur Blüte gebracht, ist der Lehrmeister der Polen gewesen; deutsches Kapital von höchstem Wert steckt darin; das Land ist zur Sicherheit des Reichs notwendig, und deutsches Blut ist dafür geflossen. Ist es nicht ehrlos, dieses Land im Stich zu lassen und zuzusehen, wie sich Fremde in arglistiger Absicht darin ausbreiten und unser Volkstum an die Wand drücken?

Es ist nicht Aufgabe dieses Aufsatzes, die Mittel zu erörtern, mit denen wir uns gegen das Polentum zu verteidigen haben. Nur ein verbreiteter Irrtum mag hier noch mit kurzen Worten erörtert werden. Ich meine den Irrtum, als ob es einzelne bestimmte Maßregeln geben könnte, die uns in verhältnismäßig kurzer Zeit an das Ziel unserer Wünsche bringen würden. Mindestens die Hälfte von allem, was über die Polenfrage von Deutschen geschrieben, gedruckt und geredet wird, ist Kritik an dem, was andere Deutsche oder die Regierung gegen die Ueberhandnahme der polnischen Gefahr thun oder vorschlagen. Der Inhalt dieser Reden und Aufsätze läuft immer darauf hinaus, daß es heißt: „Mache es nicht so, sondern anders, und zwar so, wie ich sage!“ Ueber gewisse Maßregeln allerdings, namentlich solche, die durch einen Akt der Gesetzgebung festzulegen sind, ist ein Meinungsaustausch nötig, aber es ist tief bedauerlich, wenn unsere deutschen Volksgenossen weiter nichts thun können, als sich gegenseitig nachweisen, daß sie in dieser oder jener Einzelheit Fehler begehen und Mißerfolge gehabt haben. Das wahre Rezept zur Lösung der Polenfrage ist viel allgemeiner und einfacher als die meisten denken. Es lautet: Jeder denke in seinem Wirkungskreise daran, daß er ein Deutscher ist und den Bestrebungen des Polentums Widerstand zu leisten hat! Er mag selbst über die Mittel nachdenken, mit denen er das thun kann; er soll aber auch jedes Bestreben achten und unterstützen, das in seiner Sphäre nach dem gleichen Ziel trachtet. So lange das nicht oberste Richtschnur aller Deutschen im Kampfe gegen das Polentum ist, werden uns weder Ansiedlungskommission, noch Sprachenverordnungen, noch kulturelle Hebungsversuche erheblich vorwärts bringen. Aber alle diese Mittel können uns mit der Zeit ans Ziel bringen, wenn neben ihrer beharrlichen und stetigen Anwendung zugleich auch in den kleinen und kleinsten Beziehungen des Alltagslebens jeder Deutsche nach seiner Art auf dem Posten ist.

Aus dem „Goldenen Buch“.*)

Gelehrte und Schriftsteller bilden keine Gegensätze. Sie ergänzen sich gegenseitig, auch wenn ihre Funktionen nicht in einer Person vereinigt sind. Die Wahrheit erforschen und sie der Menschheit kundthun sind gleich notwendige und heilsame Leistungen für den Fortschritt der Kultur. Die Einwirkung ernster Schriftsteller auf die Gesittung, auf die Erweckung geistigen Interesses, auf das Gemütsleben des Volkes verdient wohl eine größere Würdigung, als sie ihr bisher in Deutschland vielfach zu teil geworden ist.

Miquel.

*) „Goldenes Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende“. Bd. I. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Verlag von J. J. Weber, Leipzig.

Meine Kämpfe in Ostafrika.

Von

Hermann von Wissmann.

III. Das Gefecht gegen Sunda.

Mehr als 8000 Trägerlasten, darunter Teile des Dampfers für den Nyassa-See, waren vermittelst aller nur denkbaren Transportmittel von der Küste am Südende des Sees angelangt.

Ich hatte, nachdem ich den Transport gesichert sah, eine geeignete Werft eingerichtet, übergab einem Teil meiner Expedition den Aufbau des Dampfers, begab mich nach dem Nordostufer des Nyassa, suchte und fand einen für die Station Langenburg geeigneten Küstenplatz mit Hafen, befestigte denselben und teilte abermals mein Expeditionskorps, indem ich zur Besetzung und für den Aufbau der Station einen Teil zurückließ, so daß ich für die weiteren Aufgaben der Expedition nur noch fünf Europäer und achtzig Soldaten übrig behielt.

Der ganze Süden Deutsch-Ostafrikas hatte von unserer Besitzergreifung noch nichts verspürt. Die Häuptlinge der zahlreichen dort befindlichen Stämme waren mit uns noch nicht in Verbindung getreten; vor allem aber war hier im Süden des Tanganyka- und im Norden des Nyassa-Sees noch lebhafter Sklavenhandel im Gange. Diesen hier zu vernichten und die Eingeborenen mit unserer Oberhoheit bekannt zu machen, ich möchte sagen, politisch Ordnung zu schaffen, war nun meine Aufgabe während der Zeit, die der Bau des Dampfers und der Station in Anspruch nehmen würde.

In Etappen marschierte ich vom Nordende des Nyassa längs der Grenze des Schutzgebietes nach Westen, indem ich während meiner verschiedenen Aufenthalte mit den Eingeborenen verhandelte.

Zwei Tagemärsche nördlich von meiner Straße, unweit der südöstlichen Ecke des Rikwa-Sees, herrschte ein Häuptling Sunda über eine Anzahl gut bewohnter und wohl befestigter Dörfer. Auch ihm hatte ich wegen vieler Klagen, die mir zugingen, eine Warnung und Einladung zukommen lassen und ihm, da ich hoffte, friedlich mit ihm auszukommen, unsere Flagge zugesandt. Meine Boten hatten aber vor dem übermütigen Häuptling, der die ihm überreichte Flagge in den Kot trat, nur knapp ihr Leben gerettet.

So beschloß ich, Sunda in seinem eigenen Lande unsere Macht zu zeigen,

hielt für diese Aufgabe jedoch einen Teil meiner Truppe schon für genügend und sandte, da ich überdies zur Zeit mit einigen größeren Häuptlingen in Unterhandlung stand, einen meiner Offiziere mit vierzig Mann ab, um Sunda mit Güte oder Gewalt zu holen.

Merere, der bekannte große Häuptling der Warori, der früher auch die Wahéhé beherrscht hatte, und der gleichfalls unter den Räubereien des ihm benachbarten Sunda gelitten, verstärkte meine Truppe durch dreihundert, nur mit Gewehren bewaffnete Krieger, sämtlich in rote Turbane und Mäntel gekleidete ruga-ruga, unter der Führung seines ältesten Sohnes, des heutigen Merere, so daß die kleine Strafexpedition doch ein ganz eindrucksvolles, kriegerisches Aussehen gewann.

Dr. Bumiller, der Führer dieser Straftruppe, wurde schon bei seinem Anmarsch in unübersichtlichem Gelände hier und da beschossen. Alle Dörfer, die am Wege lagen, zeigten sich geschlossen und zum Kampfe fertig besetzt. Vor Sundas Hauptdorf angekommen, wurde der Versuch, mit den Eingeborenen Verhandlungen anzuknüpfen, mit Schüssen beantwortet. Dr. Bumiller bezog, fünfhundert Schritt vom Dorfe und etwas höher gelegen, ein Lager, das er noch am ersten Tage mit einem dichten Astverhau umgab.

Da der Weg der Verhandlungen durchaus abgeschnitten war, so versuchte Bumiller gleich am nächsten Tage, das Dorf im Sturm zu nehmen. Er leitete den Angriff durch ein kurzes Gewehrfeuer ein, das natürlich, da der Feind hinter dichten Palliſaden stand, wirkungslos blieb, und ging dann mit Hurra auf die Palliſaden los. Der Angriff wurde jedoch hart abgeschlagen.

Die Truppe gelangte bis an einen vier Meter tiefen Graben, dessen Böschung steil und dessen Sohle weich und sumpfig war. Auf der anderen Seite zwischen den Palliſaden und dem Grabenrand war nicht Fuß zu fassen; die Palliſaden waren neu und fest gefügt. Jedenfalls befanden sich im Dorfe einige gute Schützen, denn schon beim Anlauf wurden einige Leute von Merere zu Boden gestreckt. Trotz dieser Erfahrungen aber machte Bumiller mit seinen Sudaneſen den Versuch, sich mit der Axt einen Weg zu bahnen. Mein Fahnenträger, ein Sudanneger, eine Hüne von mehr als sechs Fuß Höhe, eine herkuliſch gebaute, kriegerische Erscheinung und ein Mann von unbestreitbarem Mute, ja von Tollkühnheit, der allerdings auch leicht zum Meutern neigte, im Gefecht aber unübertrefflich war, wurde durch die Stirn geschossen. Ein schwarzer Offizier, ein verwegener und gewandter Sudaneſe, erhielt einen Schuß in den Mund; die Kugel mußte sich jedoch schon beim Durchgang durch die Palliſaden matt geschlagen haben, sie durchschlug nur die rechte Wange, schlug zwei Zähne des Unterkiefers mit einem Stück des Kiefers heraus und ward nicht mehr gesehen. Der Mann behauptete später, er habe die Kugel verschluckt; jedenfalls fehlte der Ausschuß.

Noch einer meiner Leute fiel; zwei wurden verwundet; auch einige Leute von Merere blieben liegen. Die Palliſaden gaben nicht nach, die Leute konnten ſich an dem glatten Hang nicht halten, mußten in den Graben zurückſpringen und wurden, als Mereres Leute ſich zur vollen Flucht wandten, mitgeriſſen.

Im Lager ſammelten ſich die Leute wieder. Aus dem Dorf Sundas ertönte Hohngeſchrei, Spottgeſänge und das Rühren der großen Kriegstrommel, das von allen Seiten her von anderen Dörfern beantwortet wurde.

Es mußten jetzt, um die Sunda-Leute abzuhalten, das Lager Bumillers von allen Seiten anzugreifen, ſtärkere Patrouillen ausgehen, welche mehrfach auf Trupps des Feindes ſtießen, die ſich bereits auf dem Wege nach dem Lager befanden. Dieſe wurden überall geworfen und bis zu ihren Dörfern verfolgt, ſo daß eine Beunruhigung des Lagers bei Tage wenigſtens nicht mehr ſtattfand.

Jetzt erhielt ich, der ich an der Tanganyka-Straße lag, von Bumiller Meldung, das Dorf ſei ohne Geſchütz nicht zu nehmen, er erbäte dementſprechende Unterſtützung. Ich ſandte einen Offizier mit dem kleinen Geſchütz (6 cm italieniſches Berggeſchütz) ſowie dem maxim gun und einigen Mann Bedeckung ab. Nach Eintreffen dieſer Verſtärkung verſuchte Bumiller, der moraliſchen Wirkung der Geſchütze vertrauend, gegen die ſcheinbar ſchwächſte Stelle der Befeſtigung abermals einen Sturm, der ausgiebig von Granaten und von dem Feuer des maxim gun eingeleitet wurde. Auch dieſer Angriff wurde aber abgeſchlagen, wieder mit Verluſt von einigen Soldaten und Merere-Leuten, welche letzteren ſich dieſes Mal ſchon ſchlechter ſchlugen, bereits vor dem Befeſtigungsgraben ſtutzten und zurückprallten.

Die Granaten waren zu klein, um die noch friſchen Palliſaden aus Palmenſtämmen zerſtören zu können. Der Feind hatte überdies, wie wir ſpäter ſahen, höhlenartige Erddeckungen ausgehoben. Offenbar mußte ein Führer im Dorfe ſein, der ſchon an der Küſte gegen mich gefochten hatte, und es verſtand, den Mut der Eingeborenen aufrecht zu erhalten, denn die Verteidiger benahmen ſich auffallend geſchickt und ſchneidig. Zu den Schwierigkeiten der Lage kam noch, daß die Merere-Leute ſich zu „verkrümeln“ begannen, teilweiſe deſertierten, teils ſich von gefährlicher Arbeit drückten, und daß der Feind durch ſeine Erfolge ſo dreiſt geworden war, daß er nun begann, Bumillers Lager nachts zu beunruhigen.

Bumiller ließ Patrouillen aus je zwei ſeiner beſten Leute mit 10—20 Merere ruga-ruga die ganze Nacht hindurch die in der Nähe gelegenen Dörfer umſchwärmen. Trupps der Eingeborenen wurden mehrfach überraſcht und mit Verluſt zerſtreut. Aber Bumiller machte ſich doch klar, daß, um Erfolg zu erzielen, vor allem gegen das Hauptdorf Sundas eine bedeutend ſtärkere Truppe oder längere Zeit nötig wäre, um ein völliges Einſchließen zu ermöglichen und ſich an die Befeſtigung heranzuarbeiten, und ſo bat er mich, daß ich ſelbſt

kommen und mich von der Lage überzeugen möchte. Ich brach sofort auf und marschierte mit dem Rest meiner Leute nach Sundas Dorfe ab.

Als ich mich Bumillers Lager näherte, riefen uns die Sunda-Leute aus dem Dorfe höhnend zu: „Jetzt kommt nun endlich der bwana mkubwa, nun wollen wir sehen, ob er es besser kann. Versuche nur deine Kunst, kitschoa tanu!" („Fünfkopf!" einer der mir von den Eingeborenen beigelegten Namen.) Schon diese Zurufe bewiesen, daß die Verteidiger mit der Außenwelt in Verbindung standen und wußten, was bei uns vorging. Später fanden wir Beweise dafür, daß die Sunda-Leute von den uns begleitenden Merere-Leuten genaue Nachrichten über unsere Absichten erhielten.

Das Dorf stieß mit etwa dem dritten Teile seiner Umfassung an einen undurchdringlich dichten, grundlos sumpfigen Galerie-Urwald, dessen Boden unter Wasser stand, und der sich längs des Baches stellenweise in ziemlicher Breite ausdehnte und auch anderen feindlichen Dörfern oberhalb unserer Stellung Anlehnung bot. Der Vorteil, den ein solcher Wald, der bis auf wenige Schritte an die Palliſaden des Dorfes heranreicht, dem Angreifer, wie man meinen sollte, bieten müßte, geht durch seine absolute Unpassierbarkeit für Fremde verloren. Die Eingeborenen legen in solchen Sümpfen schmale Knüppeldämme an, meist von zwei neben einander liegenden Baumstämmen gebildet, die im Zickzack sich an einander reihen und fußhoch mit Morast oder Wasser bedeckt nicht zu erkennen sind. Die Eingeborenen finden jedoch vermöge nur ihnen erkennbarer Zeichen an den Bäumen und Lianen den bedeckten Weg.

Eine Unterbrechung der Verbindung des Verteidigers mit außerhalb wäre nur mittelst eines breiten Durchhaues durch den Urwald und eines viele Arbeit erfordernden Knüppeldammes zu erreichen gewesen. So beschloß ich, um meiner kleinen Truppe diese unberechenbar langwierige und schwierige Arbeit in dem unübersichtlichen Gelände, mit einem an Zahl weit überlegenen Feinde, zu ersparen, zunächst andere Mittel zu versuchen. Auf eine Wiederholung der Versuche, durch einen gewaltsamen Angriff an das Ziel zu gelangen, verzichtete ich; denn die bereits erlittenen Verluste waren für meine schwache Truppe schon recht fühlbare gewesen. Es blieben mir nur noch ungefähr sechzig Mann, unter der Führung von zwei Offizieren und zwei Unteroffizieren, und Mereres Sohn mit noch annähernd zweihundert ruga-ruga, die jedoch in ihrem kriegerischen Feuer so herabgestimmt waren, daß auf sie nur mehr als Statisten zu rechnen war.

Die Sunda-Leute hatten klugerweise die größte Zahl ihrer mit Stroh bedeckten Häuser abgedeckt und nur in der Mitte des Dorfes einige Hütten unter Dach gelassen. Immerhin mußte bei etwas Wind das Aufflammen dieser Hütten ihnen den Aufenthalt in einem Teile des Dorfes unmöglich machen und somit für den Angriff Chancen bieten.

Alle in der Umgegend liegenden Dörfer ließ ich Tag und Nacht beunruhigen, auf allen Plätzen ringsum Hinterhalte legen, ja durch Scheingefechte größerer Patrouillen den Glauben erwecken, als wollte ich demnächst andere Dörfer angreifen. Einen Teil des eigenen Lagers ließ ich als Reduit besonders befestigen, um mit dem größten Teil der Truppe frei operieren zu können, und auf einer dicht beim Lager gelegenen Höhe, von der aus man Sundas Hauptdorf fast einsehen konnte, einen befestigten Posten einrichten und mit 20 Mann besetzen. Von hier aus konnte man über den Urwald hinweg das ganze Gelände weit umher beobachten.

In der nächsten Nacht wollte ich, da schlechtes Wetter und Wind eingetreten waren, versuchen, die vorhin erwähnten Häuser im Dorf anzuzünden, um in der durch das Feuer entstehenden Unordnung die Palliſaden zu übersteigen.

Es wurden alle nur denkbaren Arten von Brandern hergerichtet. Faustgroße Steine wurden mit Bast und Zunder umwickelt und diese Umhüllung mit an beiden Seiten angespitzten Hölzern durchstochen, so daß das Ganze einem Igel ähnlich sah. Der Zunder wurde mit Petroleum, das ich von der englischen Station an der Tanganyka-Straße erhalten hatte, getränkt. An einer kurzen Schleife sollte dann dieser Brandigel geschleudert werden. Die Spitzhölzer sollten sich in dem Stroh der Dächer festbohren. Die besten Speerwerfer der wenigen Somali, die ich bei mir hatte,*) erhielten Speere, deren Spitzen hinter den Widerhaken mit getränktem Zunder umwickelt waren. Auf dieselbe Weise ließ ich sonst von Bogen abzuschießende Brandpfeile und Brandstöcke herstellen, die aus den großen glattläufigen Gewehren der Merere-Leute — mit geringer Pulververladung — abgefeuert werden sollten. Die Träger der Brander sollten von Schützen begleitet werden, um die Löschversuche der Belagerten zu stören. Da dies alles bei voraussichtlich sehr dunkler Nacht vor sich gehen würde, denn der Himmel blieb bedeckt, verteilte ich an die Schützen mit Schrot geladene Vorderlader, wie sie stets die Lastträger auf meinen Zügen als Waffe trugen.

Noch vor Eintreten der Dunkelheit wurde das Geschütz und das maxim gun nach dem Dorfe eingerichtet. Um Mitternacht kamen die Branderabteilungen unbemerkt bis an den Graben heran. Trotzdem man das Anzünden der Brander durch vorgehaltene Decken abblendete, war der Verteidiger doch aufmerksam geworden. Ohne Verluste gelang jedoch das Anzünden der Brander und das Schleudern derselben, aber ... die Brise setzte in diesem Augenblick aus, und, obwohl die Schützen nach den gedeckten Hütten zu ein lebhaftes Feuer unterhielten, blieb dort alles dunkel. Der Feind hatte schnell die Palliſaden besetzt und beantwortete den mißglückten Brandversuch mit Hohngeschrei. Später nach der Ein-

*) Diese Leute sind fast alle wunderbare Speerwerfer. Ein Wettwerfen, das ich zwischen ihnen und Bantu-Negern meiner Expedition abhalten ließ, zeigte deutlich, wieviel höher die Somali auch in dieser Kunst stehen als jene.

nahme des Dorfes sahen wir, daß der Feind offenbar von dem ganzen Vorhaben Kenntnis gehabt haben mußte. Ueberall zeigten sich Wasserkübel aufgestellt, und der größte Teil der noch unter Dach gewesenen Hütten schien gleich nach Einbruch der Dunkelheit abgedeckt worden zu sein. Beschämt, wie das Raubtier nach verfehltem Sprunge auf sein Opfer, zog sich meine Truppe in das Lager zurück. — Ich ließ nun die Besatzung Tag und Nacht beunruhigen. Mit Ablösung lag stets ein Europäer mit dem Gewehr fertig, um auf alles, was sich im Dorfe zeigte, zu feuern. Während früher einzelne Leute des Feindes sich im Innern blicken ließen, um uns Spottworte zuzurufen, lag nun das Dorf wie verlassen.

Ich mußte in erster Linie die Verbindung des Dorfes mit der Außenwelt abschneiden. In der Nacht ließ ich, nur 150 Schritt vom Dorfe, dicht am Rande des Waldes, einen Schützenstand für fünfzehn Mann ausheben, um am nächsten Tage, denn bei Nacht war diese Arbeit unausführbar, von da aus durch den Sumpf einen Damm zu legen, dessen entgegengesetztes Ende am Rande des Waldes ebenfalls befestigt werden sollte. Vom Damm aus beabsichtigte ich, möglichst während der Dunkelheit und zuletzt hinter beweglichen Deckungen so dicht als thunlich an das Dorf heran und zuletzt in das Dorf selbst zu gelangen. In dem erwähnten Schützenstand lag stets ein Europäer schußbereit, so daß auf diese nahe Entfernung auf das kleinste Ziel geschossen werden konnte. Zweimal schien es, daß Leute des Feindes, die auf Leute meiner Truppe geschossen und sich dabei gezeigt hatten, getroffen worden waren.

Das Benehmen unseres Gegners änderte sich von jetzt an in auffallender Weise. Höhnische Anrufe, ja Spottlieder, die bisher ein Zeichen seines Selbstvertrauens gewesen waren, verstummten ganz.

Am nächsten Morgen begann die Arbeit im Sumpfwald. Nur ein Schuß war von dem bereit liegenden Offizier gefallen, und sofort waren Klagerufe und große Unruhe im Dorfe vernehmbar. Als eben wieder mit der Arbeit begonnen worden war, kam die Besatzung meines Beobachtungspostens von der Höhe hinter meinem Lager in fliegendem Lauf herabgerannt und rief uns schon von weitem zu, das Dorf würde vom Feinde verlassen. Man habe schon jenseits des Waldstreifens Krieger in voller Flucht gesehen.

Ich ließ nun sofort zum Angriff blasen, und in Trupps, wie gerade die Leute zusammen zu raffen waren, liefen wir an das Dorf heran, halfen uns gegenseitig über den Graben und über die Palliſaden und fanden in der That das Dorf verlassen. Eilig sandte ich Trupps von Merere-Leuten, von je fünf Mann meiner Truppe geführt, zur Verfolgung aus, sowie zur Beobachtung der anderen Dörfer. Nach einigen Stunden kamen die Patrouillen zurück; sie hatten nur noch den flüchtenden Feind verfolgen können und alle Dörfer verlassen gefunden. Alle brachten Herden von Groß- und Kleinvieh mit.

Es bestätigte sich später, daß der am frühen Morgen von meinem Offizier

erschossene Mann der Führer einer Wanderoboschar*) gewesen war, der offenbar den zähen Widerstand geleitet hatte, der mit seinem Tode aufhörte.

Große Massen von Getreide, im Dorfe angebundenes Vieh und aufgestapeltes Viehfutter zeigten, daß sich die Sunda-Leute auf eine zähe Verteidigung gefaßt gemacht hatten. Das Dorf war in einer für Neger bewunderungswürdigen Art befestigt. Die starken Pallisaden waren tief eingegraben und gestützt. An der Krone derselben waren spitze Hölzer und Dornenbündel angebracht. Der Graben schloß sich auf beiden Seiten an Sumpfland an und war, da er tiefer als das Niveau des Sumpfes lag, auf seiner Sohle tief morastig, außerdem aber noch in den letzten Tagen überall, wo man hätte Fuß fassen können, mit eingegrabenen Dornenbüschen dicht besetzt. Ueberall standen Löschvorrichtungen bereit und waren Erddeckungen aufgeworfen, ja sogar solche, die von oben her Deckung boten. Der Pulverraum war ein fester Keller. Rückwärts im Urwald fanden wir hoch in einem Baume eine Kanzel, von der aus man unser Lager einsehen konnte.

Die Beute an Vieh war reichlich. Ich gab ein Drittel der Beute an Mereres Sohn und nahm die übrige später mit nach Langenburg, als einen guten Anfangs-Viehbestand für die junge Station.

Unser endlicher Erfolg wurde durch reiche Fleisch- und Kornverteilungen und stundenlange Kriegstänze der Merere-Leute gefeiert. Diese erhitzten sich im Tanze so sehr, daß sie sich zuletzt für die Haupthelden des Tages hielten und nicht müde wurden, ihre Thaten zu preisen. Mit etwas spöttischem Selbstbewußtsein sahen sich meine Soldaten die nachträglichen Heldenthaten der Tanzenden mit an.

Als sich einen Monat später Sunda unterwarf und um die Flagge bat, wurde ihm ausdrücklich mitgeteilt, daß wir auf weitere ihm in Aussicht gestellte Strafzahlungen verzichteten, weil sich seine Leute so gut geschlagen hätten, und daß wir hofften, aus so tüchtigen Feinden verläßliche Freunde werden zu sehen. Sunda erhielt sogar einige Geschenke, die in Afrika stets eine eindringliche Sprache reden.

Sundas Macht, sein Reichtum war besonders in der geographischen Lage seiner Dörfer begründet. Viele Elefantenkadaver wurden alljährlich beim Abbrennen der Schilf-Dschungeln des Rikwa-Sumpfes (denn einen See kann man diesen kaum nennen) gefunden und lieferten jährlich eine gute Elfenbein-Ausbeute. Es scheint, daß von den Eingeborenen krank geschossene oder überhaupt kranke Elefanten von weit im Umkreis her sich in diese durchaus unwegsamen Schilfwildnisse zurückziehen, um dort ungestört einzugehen.

---

*) Wanderobogesellschaften durchziehen als Elefantenjäger Ostafrika und stehen im Rufe guter Schützen.

Infolge der den Eingeborenen durch dieses Gefecht erteilten Lehre und der bald darauf folgenden Bestrafung der Sklaven jagenden Wawemba, sowie durch die gut gelegene und stark befestigte Station Langenburg und nicht zum wenigsten durch den den Nyassa-See beherrschenden Dampfer war unser Ansehen im Süden Deutsch-Ostafrikas in kurzer Zeit derart begründet, daß dem Gouvernement fortan und bis heute hier keinerlei ernste Schwierigkeiten mehr erwuchsen.

Leider wurde meinem Wunsche, die Expedition des damaligen Gouverneurs gegen die Wahéhé, zur Strafe für die Vernichtung der Zelewskischen Expedition vom Nyassa aus, mit vielen Tausenden mir hier zur Verfügung stehender Krieger zu unterstützen, nicht entsprochen. Sind auch Hülfstruppen, wie sie mir von den dortigen großen Stämmen in großer Anzahl zu Gebote standen, zum eigentlich entscheidenden Angriff nicht viel wert, so sind sie gerade für den Teil des Gefechtes, der den Gegner am meisten schädigt, zur Verfolgung, weit besser verwendbar als unsere regulären Truppen, und abgesehen von diesem Vorteil bringt uns die Eingeborenen nichts näher als Waffenbrüderschaft gegen einen gemeinsamen Feind. Die Erfüllung meines Wunsches hätte, davon bin ich überzeugt, nicht allein die Wahéhé viel nachhaltiger niedergeworfen, sondern auch mit den drei größten Stämmen der Eingeborenen im Süden des Schutzgebietes, den Warori, Wakwangwara und Wakonde, schneller ein vertrauliches Verhältnis angebahnt.

Aphorismen.

Die Menschheitskultur aus der Ferne gesehen, gleicht einem mächtigen Gebirgsstock mit einzelnen einsam ragenden Zacken, Schroffen und Graten. Einmal ist alles das ein Hochplateau gewesen, dessen Niveau das der jetzigen höchsten Spitzen war. Das, was das Gerippe des Gebirges einst umgab, bedeckte und verhüllte, ist weggeschwemmt — wohin? Als Dünger in die Thäler, oder auch als unfruchtbarer Sand in das Weltmeer. Der leichte Boden und das lockere Geröll sind abgerutscht, wurden unrettbar zur Tiefe gerissen, während der echte Fels aus dem Urgrund aller Dinge emporzuwachsen scheint und die Jahrtausende überdauert.

Wilhelm von Polenz.

♥

Ich sah neulich einen gefällten Eichbaum auf einer Lichtung im Walde liegen. Ich betrachtete mir die Schnittfläche, um zu taxieren, wie alt der Riese wohl gewesen sein könne. Da ergriff mich wirkliche Bewunderung für die treue Arbeit, die der Baum im Laufe der Jahrhunderte geleistet hatte. In aller Stille, Jahr um Jahr, einen Ring nach dem anderen angesetzt! Nun er geschlagen dalag erst offenbarte er sein Geheimnis, wie er hatte so groß und stolz und alles überragend werden können.

So sollte der Mensch, der Künstler, sich selbst aufbauen! Alle guten Eigenschaften, alles Talent, muß so im Verborgenen pflanzenhaft still und zäh am Werke sein, um Früchte zu zeitigen.

Wilhelm von Polenz.

Die auswärtige Politik im Jahre 1901.

Von

Theodor Schiemann.

Wenn diese Zeilen dem Leser vor Augen treten, liegt das erste Jahr des neuen Jahrhunderts als Vergangenheit hinter uns. Wir blicken zurück und fragen wohl, was es uns gebracht hat, welche Wünsche und Hoffnungen es erfüllt, welche anderen es sich versagt hat, welche Aufgaben es uns für die Zukunft setzt, die verhüllt vor uns liegt? Wie weit endlich wir vorbereitet sind, sie zu lösen?

Es ist nicht gar so lange her, daß der politische Gedankenkreis, in dem wir uns heute zu bewegen gewohnt sind, als ein Neues, fast Verpöntes, nur das Achselzucken „besonnener" Männer hervorrief. Wer wollte von Weltpolitik für Deutschland hören? Die Aera des Ministeriums Caprivi bewegte sich in politischen Anschauungen, wie sie etwa das Ministerium Gladstone zu Anfang der 70er Jahre für England vertrat. Die Kolonieen galten ihm als ein Uebel, das man hinnehmen mußte, weil es eben da war, von dem sich vielleicht die Hand langsam zurückziehen ließ, das man aber zu erweitern keineswegs gesonnen war. Für Deutschland kam hinzu, daß alle Ueberlieferungen unserer Vergangenheit vor allem auf Behauptung unserer Stellung als erster Militärmacht des Kontinents hinzuweisen schienen. Zugleich zu Lande und zur See eine Rolle spielen zu wollen, erschien fast wie ein Frevel. Wer durfte der Nation, die ohnehin durch ihre schwere Kriegsrüstung genug belastet war, zumuten, noch weitere Opfer über ihre Kräfte hinaus zu bringen?

Es gehörte außerordentlicher Mut dazu, dem gegenüber das kühne Wort zu finden und auszusprechen: unsere Zukunft liegt auf dem Meere!

Aber noch das alte Jahrhundert brach den Bann. Dank der Initiative des Kaisers und dank dem richtigen politischen Instinkt des deutschen Volkes thaten wir in rascher Folge die entscheidenden Schritte. Die deutsche Kriegsflotte als ein Organ der wachsenden Volkskraft wurde Wirklichkeit, und heute dürfen wir mit aller Zuversicht sagen, sie bleibt Wirklichkeit, denn es giebt keine politische Kombination, die uns veranlassen könnte, auf dem eingeschlagenen Wege stehen zu bleiben.

Stillstand ist Rückschritt, und der Maßstab des Vorwärtsschreitens, der dadurch geboten wird, bedingt sich aus der Kombination unserer Leistungsfähigkeit mit dem Verhältnis, in welchem wir uns zu den Leistungen der anderen setzen.

Wir sind, darüber kann kein Zweifel sein, in ein neues Stadium unserer nationalen Entwicklung getreten, das zunächst noch den Charakter einer Vorbereitung trägt, und eben deshalb uns nötigt, sehr genau in jedem einzelnen Fall mit uns zu Rate zu gehen, wenn Zeitumstände oder eine jener leidenschaftlichen Empfindungen, wie sie die Volksseele oft ergreifen, zu kühnem Wagnis drängen. Erst wägen, dann wagen! ist in

Perioden des Ueberganges eine besonders ernste Pflicht, und, wenn wir recht sehen, ist hierin der Schlüssel zu der Politik zu finden, die wir im Jahre des Herrn 1901 verfolgt haben.

Zwei große politische Fragen haben im Laufe des Jahres die ganze Welt in Spannung gehalten. Der Konflikt in Ostasien und die Tragödie in Südafrika.

In beiden Fällen ist die Politik unserer Regierung nicht die gewesen, die den Wünschen der meisten entsprach. Die Expedition nach China war zunächst höchst unpopulär, und wenn das heute, nach dem ehrenvollen Ausgange des Krieges, so gut wie vergessen ist, sehen wir darin nur einen Beweis mehr für die alte Wahrheit, daß nichts uns leichter aus dem Bewußtsein schwindet als der Wechsel der Stimmungen, der sich in uns selber vollzieht.

Wir dürfen aber jetzt ohne jeden Rückhalt sagen, daß, wenn Mißgriffe in der äußeren Inszenierung der chinesischen Expedition stattgefunden haben, ihre Notwendigkeit doch nicht mehr bestritten werden kann und die Rolle, die uns dabei zugefallen ist, in jeder Hinsicht als eine ehrenvolle bezeichnet werden muß. Wir haben auf deutschen Schiffen, ohne jeden Unfall, ein Heer von Freiwilligen übers Meer geschickt und, von Erfolg zu Erfolg schreitend, siegreich das vorher gesteckte Ziel erreichen sehen. Wir haben unter der bewunderungswürdigen Leitung des General-Feldmarschalls Grafen Waldersee militärisch die Führung einer Koalition behauptet, wie sie so vielköpfig noch niemals an einem Werk zusammen gewirkt hat, und trotz der nationalen Rivalitäten und Interessengegensätze die Eintracht zwischen all diesen englischen, russischen, französischen, amerikanischen u. s. w. Kontingenten aufrecht erhalten. Als infolge der Streitigkeiten über die Besetzung der Eisenbahn von Tientsin Engländer und Russen einander so erregt gegenüber standen, daß ein Konflikt fast unvermeidlich schien, hat deutsche Vermittelung den Ausgleich gefunden, mit dem sich beide Teile zufrieden gaben, und Deutschland ist es gewesen, das im März durch sein Yangtse-Abkommen mit England die handelspolitische Erschließung Chinas, so wie sie heute zu recht besteht, erst möglich gemacht hat. Und doch hatte England ziemlich genau zwei Jahre vorher das Thal des Yangtsekiang für sein ausschließliches Handelsgebiet erklärt (April 1899).

Wir sind aus dem chinesischen Konflikt wesentlich gestärkt hervorgegangen, im Orient angesehener, in Kiautschou weiter gefestigt und doch so gestellt, daß wir bei künftigen Konflikten nicht genötigt werden können, einzugreifen, wo nicht direkt deutsche Interessen geschädigt sind. Das Wesentliche aber bleibt, daß wir die erste Probe auf die Leistungsfähigkeit unserer improvisierten Transportflotte und unserer improvisierten Kolonialarmee gemacht haben. Unsere Kriegsmarine aber hat unter höchst schwierigen Verhältnissen gezeigt, daß sie an Kraft der Initiative, an zähem Mut und kühler Geistesgegenwart ebenbürtig der Armee zur Seite steht. Endlich soll auch nicht vergessen werden, daß die Absetzung des designierten chinesischen Thronfolgers Pu-Tschun einen Bruch des offiziellen China mit der sogenannten Boxerbewegung bedeutet. Pu-Tschun ist der Sohn jenes Prinzen Tuan, der als der eigentliche Urheber der Frevel zu betrachten ist, die das Einschreiten der Mächte zur unerläßlichen Notwendigkeit machten.

Das alles hat denn auch eine Wandlung in der öffentlichen Meinung Deutschlands zur Folge gehabt, vor der die Verleumdungen der sogenannten Hunnenbriefe machtlos

abgeprallt sind. Die verhetzenden Führer unserer Sozialdemokratie mußten ihr Rückzugsgefecht antreten, um die moralische Niederlage zu decken, die sie erlitten haben.

Es ist nicht zu hoffen, daß unsere öffentliche Meinung gleich rasch ihr Urteil über die Politik der deutschen Regierung in der südafrikanischen Frage ändert. Wir wundern uns darüber nicht und können es nicht einmal beklagen, obgleich wir der Meinung sind, daß eine andere Politik in diesem außerordentlich schwierigen Problem nicht möglich war. Eine Regierung muß auch Unpopularität und Tadel ertragen können, wo sie sich bewußt ist, im Interesse des Reiches gehandelt zu haben, für dessen Politik sie die Verantwortung auf ihren Schultern trägt.

Aber das Mitgefühl für die Buren hat unser Volk bis in seine Tiefen erregt. Das noch lebendige Bewußtsein der Blutsverwandtschaft, die Vorstellung, daß hier ein bitteres Unrecht gewaltsam durchgeführt wird, die natürliche Neigung, dem Schwächeren beizuspringen, endlich das rein menschliche Mitempfinden mit all den Unglücklichen, die in den Konzentrationslagern Südafrikas oder in den Inselgefängnissen Englands, auf St. Helena, den Bermudas, Ceylon, sich in Sehnsucht nach den Ihrigen verzehren, die Greuel einer Kriegführung, die immer mehr den Charakter rachedürstigen Rassenkampfes annimmt, das alles hat eine Stimmung großgezogen, die das Mitgefühl fast bis zu physischem Mitempfinden gesteigert hat. Wir alle wollten helfen, und das eiskalte „Nein", das unsere Regierung den leidenschaftlichen Wünschen nach einer Intervention zu Gunsten der Buren entgegensetzte, rief erbitterten Widerspruch und rücksichtslose Kritik hervor.

Nun zeigt jede Prüfung der Frage, daß die beiden Wege, die sich für eine Intervention zu bieten schienen, verlegt waren. Ein moralischer Druck hätte sich ausüben lassen, wenn ein Zusammenwirken der großen Mächte zu diesem Zwecke erreicht wurde. Aber Rußland, das durch seine besondere Lage am ehesten die Führung hätte übernehmen können, hatte sich im voraus verpflichtet, keinerlei Schritte zu thun, Frankreich folgte wie immer der in Petersburg gegebenen Parole, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren moralische Autorität in England aus naheliegenden Gründen das meiste Gewicht hat, lehnte beharrlich alle Versuche ab, die nach dieser Richtung gemacht wurden, und von den Mächten des Dreibundes waren Oesterreich-Ungarn und Italien nicht in der Lage, mit Nachdruck über eine Frage zu reden, die völlig außerhalb des Kreises ihrer Interessen lag, und die nicht annähernd in gleicher Weise die öffentliche Meinung dieser Reiche erregt hatte. Wenn Deutschland trotzdem sich zum Wortführer unserer Empfindungen England gegenüber gemacht hätte, zog es sich mit Sicherheit eine hochfahrende Abweisung zu, die entweder einzustreichen oder damit zu beantworten war, daß Deutschland jenen anderen Weg einschlug, aus seiner neutralen Stellung hinaustrat und den Burenkrieg als eigene Sache auf die Schultern der deutschen Nation ablud.

Wir glauben nun, aus Gründen, die im Detail darzulegen überflüssig sind, daß ein solcher Schritt nichts Anderes gewesen wäre als eine zwar großmütige, aber höchst verderbliche Thorheit, deren Ergebnis ein Weltkrieg sein mußte, dessen Ausgang zweifelhaft erscheint, dessen Rückwirkung auf unsere koloniale Stellung aber unter allen Umständen höchst verderblich werden und uns in unserer nationalen Entwicklung um Generationen zurückwerfen konnte. Ein Volk darf seine Existenz nur da einsetzen, wo seine eigenen Lebensbedingungen in Frage gestellt werden, und Deutschland hatte in dieser Krisis vor

allem die Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß es die Spanne Zeit, welche diese Bindung Englands ihm bot, ausnutzte, um weiterzuarbeiten in jener vorbereitenden Thätigkeit, die bestimmt ist, für die Zukunft uns eine Stellung zu sichern, in welcher es leichter möglich sein wird, berechtigte Empfindungen der Nation in Einklang zu setzen mit den Notwendigkeiten der großen Politik.

Wie sehr eine besonnene Erwägung des Möglichen geboten war, haben die kombinierten Angriffe gezeigt, welche von englischen, französischen, russischen, ungarischen und tschechischen Publizisten durch das ganze hinter uns liegende Jahr hindurch in Büchern und Journalartikeln gegen uns gerichtet waren und nichts Minderes bezweckten, als einen Weltbund gegen das Deutsche Reich zu schmieden, um es zurückzuwerfen auf die Stufe, die wir vor 1866 einnahmen. Die in ihren Zielen noch weiter zurückgreifende polnische Agitation hat diesen Chor durch ihre geräuschvollen und vom giftigsten Deutschenhaß getragenen Kundgebungen noch verstärkt. Auch heute sind diese Anschläge nicht ad acta gelegt, und wenn sie nicht Wirklichkeit geworden sind, lag das an den politischen Verhältnissen des Augenblicks, die mehr oder minder auch die Politik der anderen Mächte banden, nicht an dem bösen Willen, dem Neid und der Eifersucht, mit denen wir als mit einer wirksamen Realität zu rechnen haben.

Deutschland hat in dieser latenten Krisis seine politischen Beziehungen zu allen Mächten in offizieller Freundschaft mit Festigkeit behauptet. Zu Rußland hat die Danziger Zusammenkunft eine immer erwünschte Erneuerung der persönlichen Beziehungen zwischen beiden Monarchen zur Folge gehabt. Der wirtschaftliche Kampf, der nebenher geht, ist nur ein Teil der schwierigen Neuregelung, die nach allen Richtungen hin sich eben jetzt vorbereitet und einen Ausgleich zwischen den berechtigten Interessen der überall dem eigenen Vorteil nachgehenden Völker anstrebt. Je klarer dabei die Grenzen gezogen werden, um so besser werden alle mitwirkenden Faktoren dabei gedeihen. In betreff Rußlands, das als größter Nachbarstaat für uns von hervorragendster Bedeutung ist, gilt dieser Satz ganz besonders. Die Formel, nach welcher der Ausgleich zu finden ist, mag noch so sehr umstritten werden, es ist eine Notwendigkeit, daß sie gefunden wird, und sie wird deshalb auch gefunden werden. Rußland hat im verflossenen Jahr sein ungeheures Gebiet durch die faktische Annektion der Mandschurei noch weiter vergrößert, seine Stellung am Stillen Ozean militärisch und politisch gestärkt und so unzweifelhaft aus den chinesischen Wirren den größten Vorteil gezogen. Ihm zumal ist auch die Bindung der englischen Macht durch den südafrikanischen Krieg zu gute gekommen. In Persien dominiert sein Einfluß, der Tod des Emirs von Afghanistan hat auf dem Boden dieses Pufferstaates die Lage zum Vorteil Rußlands geändert, Tibet wird immer mehr in die russische Einflußsphäre hineingezogen; in Turkestan steht ein allezeit marschbereites Heer und auf der Balkanhalbinsel sind heute Serbien, Bulgarien und Montenegro und mit gewissen Vorbehalten auch Griechenland näher an Rußland herangerückt. Es liegt thatsächlich so, daß ein Signal Rußlands die orientalische Frage sofort wieder lebendig machen könnte.

Daß Rußland heute eine solche Politik nicht verfolgt, hat es durch seine maßvolle Haltung in dem jüngsten türkisch-französischen Konflikt gezeigt. Die französische Expedition nach Lesbos, die türkischen Zugeständnisse, der rasche Abschluß der ganzen Angelegen-

heit, die jetzt durch die Audienz des französischen Botschafters Constans beim Sultan endgültig erledigt ist, das alles ist gleichsam unter russischer Kontrole geschehen. Nur in einem Punkte hat die französische Politik die von Rußland beliebten Grenzen überschritten, indem sie nämlich für die katholisch-französischen Schulen und Missionen wesentliche Vorteile ausbedang, und das ist in Petersburg sehr unangenehm empfunden worden. Die Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür, daß Frankreich mit Rücksicht auf die nation amie et alliée einen sehr mäßigen Gebrauch von seinen neuerworbenen Vorrechten machen wird. Es ist mehr eine Maßregel zur Stärkung des Ministeriums, das einen Erfolg brauchte, um sich zu behaupten, als ein ernst gemeinter politischer Schachzug gegen die russisch-griechische Kirche im Orient. Aber in Zukunft einmal, wenn neue politische Kombinationen aufgekommen sind, kann diese Bestimmung allerdings von höchster Wichtigkeit werden.

Frankreich ist, abgesehen von diesem coup de théâtre, nur an einer Stelle aktiv vorgegangen. Es hat, unter Benutzung der englischen Schwierigkeiten, seine Grenzen gegen Marokko wesentlich ausgedehnt und steht im Begriff, eine jener periodisch wiederkehrenden Grenzregulierungen zu vereinbaren, die erfahrungsmäßig sehr bald den Anlaß bieten, neue Forderungen geltend zu machen. Die marokkanische Frage kommt aber nicht zur Ruhe und muß in Zukunft einmal eine ähnliche Bedeutung gewinnen, wie sie sich die orientalische durch den Lauf der Jahrhunderte bewahrt hat. Die eigentliche Sorge Frankreichs aber war während des letzten Jahres die Wendung, die sich in den inneren Angelegenheiten zu vollziehen beginnt. Das Ministerium Waldeck-Rousseau-Delcassé-Millerand hat sich gegen alle Wahrscheinlichkeit behauptet, obgleich die Zahl seiner Gegner täglich wächst. Die Sozialisten beginnen sich der Führung Millerands immer mehr zu entziehen, und nicht ihm gebührt das Verdienst, daß der geplante Massenausstand der Grubenarbeiter nicht erfolgt ist. Der französische Sozialismus in all seinen zu Kommunismus und Anarchismus hinüberleitenden Schattierungen hat aber während des Regiments der Waldeck-Rousseau und Genossen stetig an Macht und Begehrlichkeit zugenommen, ganz wie auch die unter dem Namen Nationalisten zusammengefaßten Gegner des Ministeriums stärker geworden sind. Daß es sich trotzdem behauptet hat, liegt an der Unmöglichkeit, beide Gruppen zu alliieren, und an der Furcht vor den Erschütterungen, die das Greifen ins Unbekannte immer nach sich ziehen kann. In sich folgerichtig ist eigentlich nur die auswärtige Politik Frankreichs gewesen, so weit sie mit der zähen Politik Rußlands verbunden ist, aber an einzelnen Mißgriffen und Inkonsequenzen, wie sie der Mangel an Disziplin herbeiführte, hat es auch auf diesem Felde nicht gefehlt. Das Merkwürdigste ist wohl, daß es so völlig unmöglich ist, sich eine klare Vorstellung von den durch die Armee gehenden Strömungen zu machen. Einer einheitlichen Gesinnung stehen wir jedenfalls nicht gegenüber, und es erscheint nicht undenkbar, daß einmal auch von dieser Seite her Ueberraschungen kommen.

England verlor zu Anfang des Jahres seine greise Königin, und es ist noch in frischer Erinnerung, wie Kaiser Wilhelm zur Bestattung nach London fuhr, und welche wechselnden Stimmungen sich hüben und drüben an diesen Besuch geknüpft haben. Es liegt in dem Wesen der englischen Verfassung, daß mit dem Thronwechsel ein Wechsel der Politik nicht verbunden war. Der neue König muß die Wege der regierenden

Partei gehen, und so kam es, daß keinerlei Wandlung in der inneren oder in der äußeren Politik die beginnende Aera König Eduards VII. bezeichnet hat.

Von wesentlicher Bedeutung war die noch zu Lebzeiten der alten Königin erfolgte Konstituierung des common wealth von Australien. Die autonomen Kolonieen Australiens haben sich zu einer gemeinsamen Vertretung in einem Parlament mit einem gemeinsamen Ministerpräsidenten zusammengethan. In Anwesenheit des künftigen Herrschers des Greater Britain hat die feierliche Inaugurierung dieser australischen „Republik" — denn das heißt common wealth — mit dem überseeischen Könige als Oberhaupt sich vollzogen: ein politisches Rätsel für die Zukunft, dessen Schlüssel gefunden zu haben wir uns nicht vermessen. In England verspricht man sich von der konzentrierten Macht Australiens eine weitere Stärkung des imperialistischen Gedankens, wie er im Haupte Chamberlains sich zu einem Traum von Macht und Reichtum und alles beherrschendem Einfluß gestaltet hat. Ein Widerspruch ist dagegen ebenso wenig angebracht wie etwa die Behauptung, daß alle jene Herrlichkeiten nun wirklich in die Erscheinung getreten sind, und die goldenen Tage der angelsächsischen Rasse aufsteigen. Wenn Pessimisten und Optimisten mit einander streiten, geht die historische Entwickelung ihre besonderen Wege, und nur zu häufig führt sie zu einem Ausgang, den niemand erwartet hat. Die Entwickelung des englischen Kolonialsystems trägt aber unverkennbar die Keime zu einer centrifugalen Tendenz in sich, die bisher freilich nur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ihre letzten Konsequenzen gezogen hat, deren Anzeichen wir aber ebenso sehr in Australien, wie im Dominion of Canada, und wie in Südafrika deutlich zu erkennen meinen.

Was nun die große Republik zwischen den beiden Oceanen und dem Mexikanischen Golf betrifft, so hat sie die beispiellose Gunst ihrer Lage gerade im Verlauf des letzten Jahres mit all der Rücksichtslosigkeit geltend gemacht, die zu einer fast sprichwörtlichen Eigentümlichkeit der Yankee-Politik geworden ist. Das Auftreten Amerikas auf den Philippinen, die besondere Rolle, die es während des chinesischen Konflikts spielte, die Vereinigung der Milliardentrusts zur wirtschaftlichen Beherrschung der Welt, die Unbefangenheit, mit der der Kongreß in Washington sich über Verträge hinwegzusetzen pflegt, und die Naivität, mit der die sog. Monroe-Doktrin gleichsam zu einem obersten Grundsatz der Weltpolitik erhoben worden ist, alle diese Erscheinungen haben mit Recht in der nichtamerikanischen Welt Beunruhigung und Befremden hervorgerufen. Der durch Verbrecherhand gefallene Präsident Mac Kinley galt für den Hauptvertreter dieser Richtung, und noch unter seiner Aegide ist der panamerikanische Kongreß in Mexiko zusammengetreten; was der neue Präsident Roosevelt an besonderen, aus seiner kraftvollen und lauteren Persönlichkeit entspringenden Elementen hinzubringen wird, läßt sich noch nicht absehen. Seine Botschaft rechnet offenbar mit den Machtfaktoren der Republik und hat die Schlagworte, die jeder Amerikaner zu hören verlangt, in stattlicher Folge vorgebracht. Daraus auf die Praxis der Politik zu schließen, die er vertreten wird, erscheint uns verfrüht. Grundsätze, namentlich aber politische, treten niemals so in die Erscheinung, wie sie sich theoretisch formulieren. Die Wirklichkeit fordert ihr Recht, und die Wirklichkeit der politischen Interessen der gesamten Welt setzt sich der These entgegen, die deutlich erkennbar im Hintergrunde der Botschaft liegt; weder Europa noch Asien darf

ein großes Exploitationsfeld für amerikanische Milliardäre oder zum Versuchsboden für die Experimente des rücksichtslosen Egoismus der Trusts werden.

Ueber die Politik der anderen Mächte können wir rascher hinweggehen. Sie ist, abgesehen von den schon erwähnten gemeinsamen Aktionen, überall durch die Bedürfnisse bestimmt worden, welche das Leben im engeren Kreise der eigenen Grenzpfähle brachte. Das Jahr 1901 ist überall ein schweres und sorgenvolles Jahr gewesen. In Rußland Mißernte und Hunger, Studentenkrawalle und anarchistische Attentate. Die durch den Nachfolger Bogolepows, des ermordeten Ministers der Volksaufklärung, den alten General Wannowski, versuchte Reform des Erziehungs- und Unterrichtswesens in Schule und Universität scheint die erwünschten Früchte nicht tragen zu wollen. Als höchst bedenkliche Erscheinung ist das Zusammenwirken der Arbeiter mit den Studenten hinzugekommen, es gährt überall, und die autoritative Richtung, welche die Regierung zu behaupten bemüht ist, stößt auf den zwar verhaltenen, aber um so leidenschaftlicheren Widerspruch der liberalen Intelligenz. Auch der nationale Chauvinismus beginnt sich wieder sehr fühlbar zu regen. Finland fällt ihm zum Opfer, ganz wie früher die drei baltischen Provinzen, gewiß nicht zum Heile des Reichs, ihm geopfert worden sind. Was wird geschehen, wenn es nichts mehr zu verderben und zu vernichten giebt?

In Oesterreich-Ungarn verschlingen sich die vergifteten nationalen Gegensätze, ohne daß bis zur Stunde eine Aussicht auf eine Wendung zum Besseren sich erkennen ließe. Italien, unser zweiter Verbündeter, hat nach den schweren Reinigungsarbeiten im Süden unter dem Ministerium Zanardelli-Giolitti-Prinetti eine sehr erfreuliche Wendung zur Gesundung seines Staatshaushalts gemacht; in Spanien hat am 11. Juni König Alfons XIII. nach erreichter Mündigkeit seine ersten Cortez selbst eröffnen können. Gewiß zu hoher Genugthuung seiner vortrefflichen Mutter, die ihn in sorgenreichen Jahren erzogen und für seinen schweren Beruf herangebildet hat. Aber noch steht Spanien in den alten Kämpfen zwischen Klerikalen, Radikalen, Sozialisten, und es wird viel Entschlossenheit, Zähigkeit und Weisheit dazu gehören, die Nation allmählich in die Bahnen einer gesunderen Entwickelung zurückzuführen.

Die Vermählung der jugendschönen Königin Wilhelmina von Holland mit dem Prinzen Heinrich von Mecklenburg ist in Deutschland mit teilnehmender Freude begrüßt worden. Das holländische Volk, das, wie begreiflich ist, noch mehr als unser Volk von dem südafrikanischen Kriege erregt ist, wird hoffentlich in der Gemeinsamkeit der nationalen Empfindungen und in der neubegründeten dynastischen Verbindung Heilung finden von dem thörichten Mißtrauen, das es bisher dem Deutschen Reiche entgegentrug. Wir wünschen eine wirtschaftliche und politische Verständigung mit Holland, wie sie beiden Teilen nützlich sein muß, wissen aber genau, daß sie nur aus holländischer Initiative hervorgehen kann, und haben Geduld und alle Möglichkeit zu warten.

Die christlichen Staaten der Balkanhalbinsel beginnen allmählich sich von dem politischen Fieber zu erholen, an dem sie alle litten. Das makedonische Komitee in Sofia ist glücklich gesprengt; nach dem Tode König Milans und nach der Vermählung des Königs Alexander mit Frau Draga und nach den damit verbundenen sonderbaren Irrungen ist es auch in Serbien still geworden. Griechenland ist politisch näher an Rumänien herangerückt und hat zugleich sein Verhältnis zur Türkei wesentlich gebessert. Der alte

Wunsch der griechischen Nation, Kreta mit dem Mutterlande vereinigt zu sehen, ist trotz mehrfacher Bemühungen nicht erfüllt worden, wohl aber ist das Provisorium, das die Stellung des Prinzen Georg als Gouverneur der Insel bedeutet, auch für die nächsten drei Jahre gesichert. Damit haben die Griechen sich zufrieden zu geben, da ohne große Erschütterungen, die wahrscheinlich in Makedonien anheben würden, eine Wandlung nicht eintreten kann. Alle großen Mächte sind aber darin einig, gerade das zu verhindern. Von den türkischen Provinzen der Halbinsel macht das unruhige Albanien am meisten Not. Seine Grenzstreitigkeiten mit Montenegro, das immer mehr eine Entwickelung nimmt, die in ihm das künftige Savoyen des Balkan vorahnen läßt, die halbe Unabhängigkeit, die der Stamm der Albanesen behauptet, die politischen Kombinationen, die sich an seine italienischen Beziehungen knüpfen, geben dieser Landschaft einen besonders unruhigen Charakter. Es ist das am wenigsten europäische Gebiet der Halbinsel, zugleich aber das kriegerischste und dasjenige, das am treuesten zur hohen Pforte steht.

Bosnien und die Herzegowina leben sich immer mehr in die österreichische Oberherrlichkeit ein, dank der energischen und klugen Verwaltung des Barons Kalay. Es kann wohl für sicher gelten, daß diese Provinzen für immer österreichisch bleiben.

In der islamischen Welt, die im Sultan ihr Haupt verehrt, hat es sich im Laufe des verflossenen Jahres vielfach geregt. Die englisch-russische Herrschaftskonkurrenz hält Vorder- und Mittelasien in Atem, während gleichzeitig auf afrikanisch-mohammedanischem Boden England und Frankreich einander als Rivalen gegenüberstehen. An der wirtschaftlichen Erschließung Vorderasiens hat auch Deutschland sich zu beteiligen begonnen, aber mit dem Unterschiede, daß es gleichzeitig bemüht ist, auf diesem Boden die Autorität des Sultans aufrecht zu erhalten. Es hat sich daraus für uns eine feste Grundlage guter Beziehungen zur Pforte entwickelt, deren Dauer wir lebhaft wünschen. Die Quelle aller Uebel in der Türkei ist nach wie vor die schlechte Finanzwirtschaft und die Unzuverlässigkeit gerade der höchsten Finanzbeamten; beides die Ursache steter Verlegenheiten, die selbst durch die sehr hervorragende diplomatische Begabung des Sultans nur schwer ausgeglichen werden können. Sowohl der Poststreit, als die schon erwähnte französisch-türkische Verwickelung haben diesen Ursprung gehabt. Weit bedenklicher ist es aber, daß durch den gesamten Islam, von Marokko über die Oasen der Sahara nach Egypten und darüber hinaus bis in den Pundschab und bis China hinein, eine religiöse Gärung geht, die als panislamitische Bewegung ohne Zweifel eine Gefahr darstellt. Der Islam kennt keine nationalen Schranken, darin liegt die Möglichkeit, daß er sich plötzlich zu einem Ganzen zusammenballt und allen denen die höchsten Verlegenheiten bereitet, die für sich die Vormundschaft über diese Völker und Stämme beanspruchen.

Doch auch das ist ein Problem der Zukunft, und uns liegt fern, den Propheten zu spielen. Vielleicht giebt das Jahr 1902 schon die Antwort auf diese Frage wie auf andere, deren Lösung noch ferner zu liegen scheint, vielleicht gehen Generationen darüber hin, ehe diese Antwort kommt.

Aber, um mit einem Wort Bismarcks zu schließen, „wie Gott will, es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt".

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

IV. Der Fall Spahn.

Als „ausschlaggebende" Partei läßt sich das Zentrum gern bezeichnen, und in der That deuten viele Erscheinungen in unserm öffentlichen Leben darauf hin, daß unsere Regierungskreise mehr als wünschenswert zu einer gefährlichen Nachgiebigkeit gegen diese Partei geneigt sind. Die zahlenmäßige Stärke ihrer Vertretung im Parlament kann nicht als einzige Erklärung dieses unerwünschten Verhältnisses gelten. Es kommt auch eine große Unkenntnis der katholischen Kirche in evangelischen Kreisen hinzu, wo man immer noch zu glauben scheint, es handle sich bei Beurteilung dieser Frage um eine persönliche Stellungnahme zu dem katholischen Bekenntnis. Daß eine solche Stellungnahme auch auf evangelischer Seite überwiegend im Geiste der Versöhnlichkeit und Duldung geschieht, könnte als eine Thatsache, die unserm deutschen Volk zur Ehre gereicht, mit Stolz und Befriedigung verzeichnet werden, wenn sich nicht hinter dieser Versöhnlichkeit zugleich ein gut Teil Gleichgiltigkeit und noch mehr Unkenntnis der politischen Bedeutung der Frage verbergen würde. Jeder verständige Deutsche muß wünschen, daß sich die verschiedenen christlichen Bekenntnisse in unserer Nation in Frieden und in gemeinsamer Liebe zum Vaterlande vertragen, und das kann auch geschehen, soweit ein solches Verhältnis auf gegenseitige Achtung der Ueberzeugungen in Glaubensfragen gegründet ist. Aber es ist offenbar, daß, wenn die Bekenner eines bestimmten Glaubens sich zu einer politischen Partei zusammenthun, allermindestens schon eine aufmerksame Prüfung notwendig ist, welche Tragweite diese Hineinbeziehung eines Glaubensstandpunkts in politische Bestrebungen haben muß. Diese Prüfung wird leider von vielen evangelischen Bürgern des Reichs unterlassen, und so kann es kommen, daß häufig ein politisches Zusammengehen mit dem Zentrum unter den Gesichtspunkt eines Kampfes des Glaubens gegen den Unglauben gestellt wird. Damit geschieht genau das Gegenteil von dem, was geschehen müßte: aus dem Geist der religiösen Unduldsamkeit heraus einigt man sich auf politischem Gebiet gerade da, wo die Geister im nationalen Interesse sich scheiden sollten, während man lieber umgekehrt auf religiösem Gebiet sich vertragen, aber in der Politik niemand passieren lassen sollte, der nicht Losung und Feldgeschrei giebt. Die Existenz einer Partei wie das Zentrum könnte auch den, der es aus der Geschichte noch nicht weiß, darauf hinlenken, daß die katholische Kirche nicht nur eine Glaubensgemeinschaft, sondern auch eine weltumspannende politische Organisation ist, die als solche der äußern Machtfülle bedarf und schon um deswillen es garnicht vermeiden kann, zu den Lebensinteressen der einzelnen Nationen vorübergehend oder dauernd in Gegensatz zu treten.

So entsteht jenes furchtbare System, das seine Macht über die Gewissen zu einer absoluten Herrschaft über das gesamte Geistesleben erweitern, die Glaubenstreue der Glieder der Kirche zu Machtzwecken ausbeuten und mit den Schlüsseln des Himmelreichs auch die Thüren zu den irdischen Behausungen der Völker aufschließen will. Diesen Zwecken des Ultramontanismus, der eine der schwersten Gefahren, wenn nicht überhaupt die schwerste Gefahr für unser Deutsches Reich bedeutet, muß natürlich jede Organisation dienen, die im Namen des Katholizismus politisch thätig ist, also auch unsere Zentrumspartei.

Dennoch würde es nicht richtig sein, die gesamte Anhängerschaft des Zentrums für bewußte Vorkämpfer des Ultramontanismus im strengsten Wortsinne zu halten. Unter den Angehörigen des Zentrums giebt es viele gläubige Katholiken, die ihrem religiösen Standpunkt entsprechend überzeugt sind, daß die Kirche in jeder Beziehung nur das wahre Wohl ihrer Bekenner zu fördern vermöge, und die daher auch in der geistigen Unterwerfung Deutschlands unter den Ultramontanismus keinen Schaden sehen. Daneben aber sind sie doch soweit gute Deutsche, daß sie der vatikanischen Politik die Pflicht zuerkennen, die gleichberechtigte Existenz der Völker, also auch das nationale Recht des deutschen Volkes zu achten. Diesen Vorbehalt erkennt der echte Ultramontanismus nicht an. Er ist bereit, der Machtpolitik der römischen Kurie auch die Existenz der Völker zu opfern, und da das Deutschtum mit seinem religiösen Ernst und mit seiner Vertiefung in alle großen Lebensfragen einer mit dem Anspruch göttlicher Autorität auftretenden irdischen Machtpolitik vorzugsweise unbequem ist, so findet es grundsätzlich nirgends die Unterstützung der Kirche, wo es in seiner Existenz bedroht ist. So arbeitet die römische Kirche im Osten für das Polentum, in den Reichslanden für die französischen Interessen. Das Zentrum folgt auf diesem Wege zwar ein gutes Stück, aber nicht ganz. Im Osten entziehen sich die deutschen Katholiken, obwohl auch sie politisch dem Zentrum anhängen, mehr und mehr der ultramontanen Führung. Auch die Haltung des führenden rheinischen Zentrumsblattes, der „Kölnischen Volkszeitung", in der Polenfrage darf uns nicht irreführen. Erstens beruht diese Haltung wenigstens zum Teil auf Unkenntnis der Verhältnisse, und zweitens findet die schroff ultramontane Behandlung der Polenfrage, wie sie Dr. Bachem in diesem seinem Blatte übt, durchaus kein Echo in zahlreichen gutkatholischen Kreisen, die nur deshalb diese Behandlung nicht öffentlich mißbilligen, weil sie teils die Verhältnisse nicht genügend kennen, teils andere Nachteile für die Sache des Katholizismus und des Zentrums fürchten. Thatsache ist, daß es doch noch einen Unterschied giebt zwischen vatikanischer Politik und deutscher Zentrumspolitik.

Man kann einwenden, daß dieser Unterschied insofern wenig Bedeutung hat, als die ultramontanen Ziele durch das eine so gut gefördert werden als durch das andere. Hat erst der ultramontane Geist die Herrschaft erlangt, so ist auch das äußere Schicksal unseres Volkstums in Frage gestellt, und es bleibt dabei gleichgiltig, ob einzelne Vertreter des Klerikalismus heute noch nationale Anwandlungen haben und dem Vatikan gegenüber ihre Vorbehalte machen. Der einmal zur Herrschaft gelangte Ultramontanismus wird auch über diese Schranke leicht hinwegschreiten.

Dieser Einwand ist gewiß richtig, soweit er die Notwendigkeit darthun soll, das evangelische Gewissen gegen die ultramontanen Einflüsse aufzurütteln. Ohne den katholischen Glauben anzutasten, sollte doch jeder Evangelische zunächst einmal einen offnen

Blick gewinnen für die politischen Konsequenzen, die in der Organisation und dem Lehrgebäude der katholischen Kirche enthalten sind, und sodann auch bereit sein, in die Schranken zu treten, wenn Glaubens- und Gewissensfreiheit bedroht sind. Organisationen, die in diesem Geiste wirken, wie der Evangelische Bund, sind daher eine Notwendigkeit. Die Regierungen aber stehen dieser Frage doch etwas anders gegenüber. Sie haben nicht Stimmungen zu pflegen und nicht unmittelbar und direkt die Gesinnungen zu beeinflussen, sondern sie haben positive gesetzgeberische und administrative Arbeit zu leisten. Sie müssen daher auch den vorhin gekennzeichneten Unterschied beachten und es verstehen, auch die schwachen nationalen Ansätze des deutschen Klerikalismus für ihre Zwecke auszunutzen.

In den Reichslanden stützen sich die Elemente, denen die Pflege französischer Interessen und Sympathieen vorzugsweise am Herzen liegt, vornehmlich auf die Kirche. Wenn es schon im allgemeinen der ultramontanen Politik entspricht, das Franzosentum gegen das Deutschtum zu unterstützen, so kommt hier noch im besonderen dazu, daß die Weltpolitik des Vatikans hauptsächlich Anlehnung an Frankreich sucht. Der gegenwärtige Kardinal-Staatssekretär Rampolla ist ein überzeugter Anhänger dieser Politik, die durch die Berufung des französischen Erzbischofs Mathieu nach Rom noch verstärkt worden ist. Von der Kurie ist also nichts zu erwarten, was dem französischen Einfluß in den Reichslanden irgendwie entgegenwirken könnte. Was soll nun die deutsche Regierung thun? Sich im Interesse des Deutschtums auf den Protestantismus stützen kann sie nicht in einem Lande, dessen deutsche Bevölkerung fast zu vier Fünfteln katholisch ist. Sie muß also die Hilfe des Katholizismus annehmen, soweit er deutsch sein will und den deutschen Einfluß zu stärken bereit ist, selbst auf die Gefahr hin, daß auch ultramontanen Bestrebungen bis zu einem gewissen Grade die Thür geöffnet wird. Das geht nun einmal nicht anders. Wer auf diesem Boden und unter diesen Verhältnissen eine bessere Politik weiß, der mag es sagen; nur möge er sich bewußt bleiben, daß bloßes Schelten auf die Nachgiebigkeit gegen den Ultramontanismus uns nicht um ein Haarbreit näher an das Ziel bringt, das uns in den Reichslanden zunächst gesteckt ist, nämlich die Befestigung des Deutschtums. Da das Zentrum bereit war, die Regierung hier auch gegen die Bestrebungen der vatikanischen Politik zu unterstützen, so war es unter den gegebenen Verhältnissen Pflicht der Regierung, die gebotene Hand anzunehmen. Aus dieser Sachlage entstand der Plan, an der Straßburger Universität eine katholisch-theologische Fakultät zu errichten. Aber bekanntlich scheiterten bisher alle Bemühungen in dieser Richtung an der Zähigkeit Rampollas und der anderen Franzosenfreunde im Vatikan. Der deutsche Klerikalismus empfand über dieses negative Ergebnis ein starkes Mißvergnügen, das notwendig zu dem Bestreben führen mußte, in anderer Weise einen geistigen Stützpunkt für den deutschen Katholizismus in den Reichslanden zu schaffen. Diese Wünsche verdichteten sich zu dem Vorschlage, in Straßburg „katholische" Professuren für Geschichte und Philosophie zu schaffen.

Ohne Zweifel barg dieser Vorschlag in sich einen schweren Konflikt. Die Regierung hatte das dringende politische Interesse, darauf einzugehen; andererseits verhehlte sie sich nicht, daß die Erfüllung der klerikalen Wünsche in wissenschaftlichen Kreisen einen überaus schlechten Eindruck machen müsse. Denn wenn auch an manchen alten Universitäten einzelne oder auch sogar alle Professuren konfessionell gebunden waren, so konnte doch

die Neueinführung des konfessionellen Prinzips an einer modernen Hochschule nicht nach diesem Maßstabe gemessen werden. Wie in einem Konflikt zwischen den Bedürfnissen der Wissenschaft und den Forderungen der praktischen Politik zu entscheiden ist, darüber werden natürlich die Meinungen auseinandergehen. Es sollte aber anerkannt werden, daß die Regierung doch den bestmöglichen Ausweg aus dem Konflikt gewählt hat, indem sie sich zwar pflichtgemäß dafür entschied, den Forderungen der praktischen Politik gerecht zu werden, sich aber auch zugleich ihrer Pflicht gegen die Wissenschaft bewußt blieb. Das zeigte die Wahl des Professors Spahn, der einerseits ein anerkannt glaubenstreuer Katholik und als Sohn eines einflußreichen Zentrumspolitikers auch bei dem politischen Katholizismus gut akkreditiert war, andererseits ein tüchtiger, ernsthafter Gelehrter und fern von ultramontanen Neigungen war. Daß nach der von Kaiser und Statthalter getroffenen grundsätzlichen Entscheidung über die Errichtung katholischer Professuren in Straßburg die Personenfrage so, wie geschehen, gelöst wurde, legt nur Zeugnis ab von der Geschicklichkeit und Einsicht der preußischen Unterrichtsverwaltung, die dabei zu Rate gezogen wurde. Ihr kann es nicht zur Last gelegt werden, wenn nachher durch ungeschickte „Enthüllungen" von evangelischer Seite Professor Spahn bei seiner Kirche diskreditiert und so in eine schiefe Stellung gebracht wurde — natürlich auf Kosten des nationalen Gewinns, der sonst dabei herausgesprungen wäre.

Die gerechte Würdigung des Standpunktes der Regierung und der Art, wie sie den Schwierigkeiten der Lage zu begegnen wußte, schließt nicht aus, daß auch die Berechtigung einer starken Beunruhigung in den Kreisen der Wissenschaft vollkommen anerkannt wird. Auch bei voller Einsicht in die politische Notwendigkeit, den klerikalen Wünschen an dieser Stelle und in dieser Art entgegenzukommen, bleibt doch immer die Erwägung zurück, daß damit ein nicht unbedenklicher politischer Präcedenzfall geschaffen worden ist, auf den man sich vielleicht dereinst anderwärts berufen kann, wo keine besondere Notwendigkeit, sondern wirklich nur schwächliche Nachgiebigkeit gegen ultramontane Ansprüche vorliegt. Eine einmütige Kundgebung der Vertreter deutscher Wissenschaft über ihre allgemeine Auffassung der aus dem Straßburger Fall sich ergebenden Prinzipienfrage war nicht nur vollberechtigt, sondern konnte auch den Regierungen im Grunde nur erwünscht sein.

Versucht hatte das schon die philosophische Fakultät von Straßburg im unmittelbaren Anschluß an die Berufung Spahns durch eine Art von Protesteingabe. Der Schritt war insofern verfehlt, als er erstens in formalrechtlicher Beziehung anfechtbar war, — denn die Besetzung der Professuren ist gesetzlich nicht an die Vorschläge der Fakultäten gebunden — und als er zweitens in Bezug auf die Auffassung des Falles verschiedene Mißverständnisse enthielt. Dagegen fand man nun eine andere Form, um die grundsätzliche Stellung der deutschen Wissenschaft zum Ausdruck zu bringen. Professor Mommsen veröffentlichte seinen bekannten offenen Brief gegen die konfessionelle Bindung des Lehramts an deutschen Hochschulen, und nun war für die Lehrkörper der deutschen Universitäten die Gelegenheit gegeben, durch Zustimmungsadressen an Mommsen ihre grundsätzliche Stellung zu der wichtigen Frage der freien Forschung und Lehre zu bekunden. Die große bedeutungsvolle Bewegung ist nicht ganz so verlaufen, wie sie geplant war und erhofft wurde. Von den preußischen Universitäten folgte nur ein Teil, und auch dieser spät und zögernd. Die Ursachen davon sind hauptsächlich in drei Umständen

zu suchen. Erstens nahm eine beträchtliche Anzahl von sehr bedeutenden Gelehrten Anstoß an der viele Angriffspunkte bietenden Ausdrucksweise Mommsens, der, wie spätere Erklärungen zeigten, selbst zu fühlen schien, daß er sich in einzelnen Wendungen vergriffen hatte.

Zweitens wurde der Sache eine politische Spitze gegeben, die von den in den Hergang näher eingeweihten Professoren, namentlich der Berliner Universität, nicht gutgeheißen wurde. Sehr deutlich kam das in München zum Ausdruck, wo auf die Forderung des Professors Brentano hin die dortige „Allgemeine Zeitung" von der Veröffentlichung der Professoren-Adresse ausgeschlossen wurde mit der besonderen Begründung, daß die „Behandlung des Falles Spahn" in dem genannten Blatte die Veranlassung dieser Boykottierung sei. Die „Allgemeine Zeitung" hatte nun in diesem Falle genau ebenso im Kampfe gegen die Ultramontanen gestanden wie die anderen süddeutschen Blätter, aber sie hatte allerdings noch ein Zweites gethan, nämlich — den Kaiser verteidigt gegen die thörichten Nörgeleien und Mißverständnisse, die an sein Telegramm an den Statthalter von Elsaß-Lothringen anläßlich der Ernennung Spahns geknüpft worden waren. In München wollte man also der Bewegung der Professoren ausdrücklich eine Spitze gegen den Kaiser und die Regierung geben. In Berlin kannte und würdigte man aber den Zusammenhang besser und wußte daher auch, daß es ein Fehler sein würde, der Stellungnahme für die freie Wissenschaft eine politische Spitze gegen eine Regierung zu geben, die in einer politischen Zwangslage immer noch das Beste für die Wissenschaft gethan hatte und überdies noch formell im Rechte war. So verging zahlreichen Mitgliedern der Berliner Fakultäten die Lust, sich an der Sache zu beteiligen.

Und nun kam noch ein dritter störender Umstand hinzu. In einer Wochenschrift erschien ein maßloser Ausfall des Straßburger Professors Michaelis gegen die preußische Unterrichtsverwaltung und ihren spiritus rector, den Ministerialdirektor Dr. Althoff. Dieser von starken Uebertreibungen wimmelnde Ausbruch verletzter persönlicher Eitelkeit mußte einen sehr üblen Eindruck bei allen denen machen, die, wie sie auch sonst über diese und jene Maßnahme der preußischen Unterrichtsverwaltung denken mochten, doch das Unberechtigte eines solchen Angriffs voll erkannten. Diese wußten ja überdies auch ganz genau, daß gerade in diesem Falle Dr. Althoff alles nur Mögliche gethan hatte, um neben den ihm auferlegten politischen Rücksichten die Würde der Wissenschaft zu wahren, und daß aus Gründen des allgemeinen und politischen Taktes gerade der Fall Spahn so ungeeignet wie nur möglich sei, um subjektiven Empfindlichkeiten über die Wirksamkeit des preußischen Kultusministeriums Raum zu geben. Es war ein vollständig verfehlter Gedanke, die Wucht einer allgemeinen Kundgebung von grundsätzlicher Bedeutung mit dem Kleinkram persönlich gefärbter Beschwerden zu verquicken.

So hat die deutsche Professorenbewegung für die Freiheit der Wissenschaft nicht ganz das gewirkt, was bei allseitiger Klarheit über die wirkliche Bedeutung der Kundgebungen zu erreichen gewesen wäre. Darum bleibt sie aber doch ein bedeutsames Wetterzeichen in der deutschen Geistesgeschichte und enthält die gewichtige Mahnung, daß die deutsche Wissenschaft ihr Wächteramt hochhält und eine Gewähr dafür fordert, daß sie nicht zur Magd der Politik wird. Diese Feststellung ist das Ergebnis, mit dem man immerhin zufrieden sein kann.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

Kommende Handelsvertragspolitik. — Der Rückgang der Seefrachten. — Deutsche Kohlenniederlagen in Uebersee. — Die Freiheit der Meeresstraße. — Nationale Kapitalien im Auslande. — Der mittelamerikanische Seekanal.

Das Zustandekommen neuer Handelsverträge nach Ablauf der bestehenden ist kaum zu bezweifeln. Alle Völker sind dabei in gleichem Maße interessiert. Alle Staatsregierungen wollen Handelsverträge. Somit liegt kein Grund vor, ein „handelspolitisches Chaos" zu befürchten. Zu einer nicht unfreundlichen Auffassung der handelspolitischen Lage kommt man auch, wenn man die Frage erörtert, welcher Zustand nach Ablauf der bestehenden Handelsverträge eintreten würde, falls neue Tarifverträge nicht zu stande kommen sollten. Werden die Verträge nicht gekündigt, sondern laufen sie vorläufig ungekündigt weiter, so bleibt allerdings der alte Vertragszustand bestehen, kann aber jeden Tag gekündigt werden und erscheint alsdann so unsicher, daß er allerseits beanstandet werden dürfte.

Denkbar ist sodann eine vertragsmäßige Verlängerung der bestehenden Verträge, sei es nun auf ein Jahr oder auf längere Zeit. Diese Lösung würde das Deutsche Reich in eine sehr ungünstige Lage gegenüber Nordamerika versetzen, das seine so rasch angewachsene Ausfuhr nach Deutschland unbehindert weiter entwickeln, dagegen in seiner Gewaltpolitik gegen die europäische Einfuhr fortfahren könnte, ohne ernstere Gegenmaßregeln befürchten zu müssen.

Nicht ausgeschlossen, aber in hohem Grade unwahrscheinlich ist ferner ein allgemeiner Zollkriegszustand, wie ihn phantastische Handelspolitiker als unvermeidlich verkündigen, ein Kampf unter den wichtigsten der in Betracht kommenden Staaten durch Zollzuschläge gegen die fremde Einfuhr. Da nun ein derartiger Zollkrieg alle Beteiligten schädigt, so werden alle Staaten bemüht sein, daß Aeußerste zu vermeiden, um den gewohnten Güteraustausch nicht sperren zu müssen.

Möglich und wahrscheinlich ist endlich ein Zustand, wie ihn Graf Kanitz in seiner Mohrunger Rede über die Handelsverträge angedeutet hat, ein Zustand bewaffneten Zollfriedens. Ein jeder Staat würde seinen autonomen Zolltarif in Kraft setzen und die übrigen Staaten so behandeln, wie sie ihn behandeln, entweder nach dem Grundsatz der Meistbegünstigung, stillschweigend oder vertragsmäßig, oder aber durch Anwendung des Höchsttarifs, je nach Umständen auch durch Zollzuschläge. Dieser Zustand würde

aber nur ein Provisorium sein und über kurz oder lang wieder zu inhaltvolleren Verträgen führen, sobald die Staaten erkennen, daß sie dabei besser fahren.

In jenen Kreisen, die neue Handelsverträge sozusagen um jeden Preis abschließen wollen, denkt man zunächst immer an Verhandlungen mit denjenigen Staaten, die bei Abschluß der mitteleuropäischen Verträge von 1891 in Betracht gezogen wurden, also an Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Schweiz, Belgien, Rußland und Rumänien. Mit diesen Staaten schloß das Deutsche Reich damals Tarifverträge ab, und mit diesen Staaten soll es wiederum zuerst verhandeln. Wer dieser Meinung ist, übersieht, was auch damals übersehen wurde, daß mindestens gleichzeitig die nordamerikanische Republik berücksichtigt werden muß, will man nicht wiederum in die Zwangslage kommen, ihr ohne Gegenzugeständnisse gewähren zu müssen, was man den genannten mitteleuropäischen Ländern einräumt. Das Deutsche Reich hat damals empfindlich darunter gelitten, aber auch die mitteleuropäischen Vertragsstaaten, vor allem Oesterreich-Ungarn. Damals war man in Oesterreich-Ungarn der Meinung, daß die erwirkten Getreidezollermäßigungen deutscherseits der österreichisch-ungarischen Ausfuhr hauptsächlich oder allein zugestanden wurden und nicht auch der nordamerikanischen Konkurrenz. Man konnte nachträglich gegen die Gewährung der Meistbegünstigung deutscherseits an Nordamerika keinen Einspruch erheben, aber man wurde von der Einbeziehung Nordamerikas in das Vertragsverhältnis unangenehm berührt und man mußte bald erkennen, daß die Vorteile der deutschen Getreidezollermäßigungen nur in verschwindendem Maße und schließlich gar nicht der österreichisch-ungarischen Ausfuhr zu gute kamen, sondern ganz überwiegend der nordamerikanischen Konkurrenz. Wollte man in Berlin wiederum zuerst mit Wien in Handelsvertragsverhandlungen treten und in Wien gewisse Zollermäßigungen anbieten, so würde man in Wien nicht wie damals diese Zollermäßigungen als vollgiltig und wertvoll ohne weiteres annehmen, sondern zunächst die Frage stellen, ob diese Zollermäßigungen auch dem überlegenen überseeischen Konkurrenten eingeräumt werden würden und erst darnach ihren Wert für Oesterreich-Ungarn bemessen. Damals erwirkte Oesterreich-Ungarn Zollermäßigungen nicht nur auf Getreide, sondern auch auf Holz, Sohlleder, Paraffin, Baumwollsamenöl u. s. w., und alle diese Zollermäßigungen sind nach der Versicherung des Generalsekretärs des Industriellen Klub in Wien A. G. Raunig, nur in verschwindendem Maße für Oesterreich-Ungarn, in der Hauptsache für Nordamerika von Nutzen gewesen, obwohl dieses keinerlei Gegenzugeständnisse gewährte. Dadurch wurden diese Zollermäßigungen für Oesterreich-Ungarn nahezu wertlos, und, wenn man sie von Berlin aus aufs neue anbieten sollte und nicht hinzufügen könnte, daß Nordamerika davon ausgeschlossen bleibe, so würden sie in Wien als nahezu wertlos erachtet werden und keinesfalls als hinreichend für die Gewährung entsprechender Gegenzugeständnisse.

Aus dieser Erwägung heraus sind in Wien neuartige Vorschläge laut geworden. Darnach sollen sich Oesterreich-Ungarn und Deutschland bei Vereinbarung eines neuen Handelsvertrages verpflichten, die Vereinigten Staaten von der Meistbegünstigung auszuschließen, auf welche Bedingung das Deutsche Reich keinesfalls eingehen kann. Ein anderer Vorschlag will, daß beide Reiche sich verpflichten, wenn sie durch handelspolitische Maßnahmen eines Dritten (Nordamerikas) gemeinschaftlich bedroht erscheinen, gemeinsam

gegenüber diesem Dritten vorzugehen. Selbst wenn eine solche Bestimmung in etwaige neue Verträge mit den mitteleuropäischen Staaten aufgenommen werden sollte, würde das Deutsche Reich dabei den kürzeren ziehen (mindestens, so lange England sich davon ausschließt und England wird sich davon ausschließen), denn der Güteraustausch des Deutschen Reiches mit den Vereinigten Staaten ist unverhältnismäßig größer als der Güteraustausch der mitteleuropäischen Vertragsstaaten. Nach der nordamerikanischen Statistik bezogen die Vereinigten Staaten im Jahre 1899/1900 aus Deutschland für 185, aus Holland für 89, aus Frankreich für 82, aus Italien für 33, aus Spanien für 13, aus Rußland und Oesterreich-Ungarn für je 7, aus Portugal für 6 und aus der Schweiz für $^1/_4$ Mill. Dollars Waren.

Wenn die Reichsregierung nicht aus eigenem Antriebe zu der Erkenntnis kommt, daß sie zuerst mit Nordamerika verhandeln muß, so wird sie durch das Verhalten Oesterreich-Ungarns dazu gedrängt werden. Es läßt sich nun freilich einwenden, daß der Abschluß neuer Handelsverträge noch mehr erschwert wird, wenn gleichzeitig die Vereinigten Staaten in die Verhandlungen einbezogen werden sollten, daß infolge der erhöhten Schwierigkeiten der Abschluß neuer Verträge scheitern könnte. Dieses Bedenken mag zutreffen. Aber wichtiger für das Deutsche Reich als der Abschluß von Handelsverträgen um jeden Preis ist die Notwendigkeit, gegenüber Nordamerika nicht in eine Zwangslage zu kommen, wie nach dem Abschluß der Verträge von 1891, nicht Zugeständnisse machen zu müssen ohne Gegenzugeständnisse und nicht eine weitere unabsehbare Schädigung seiner Interessen im Verkehr mit Nordamerika zu erdulden. Gelingt es schließlich nicht, neue Handelsverträge unter Einbeziehung von Nordamerika zu vereinbaren, so wäre der vertragslose Zustand für die deutschen Interessen noch immer viel weniger schädlich als eine Zwangslage mit dem Dilemma, entweder der nordamerikanischen Republik die Meistbegünstigung zu gewähren oder mit ihr in Zollkrieg zu geraten.

* * *

Nachhaltig wurde die weltwirtschaftliche Entwickelung begünstigt durch den steten Rückgang der Frachtsätze auf dem Seewege im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts. Bemerkenswerte Tabellen darüber veröffentlichte die Hamburger Handelskammer in einem Gutachten über die Kosten der Beförderung von Getreide im Jahre 1896. Darnach stellten sich die durchschnittlichen Frachtsätze für Weizen und Mais von New-York nach Liverpool im Jahre 1873 auf 33 Mark für die Tonne und sanken von Jahr zu Jahr bis auf 6 Mark für die Tonne im Jahre 1894. Nach einem Bericht der „New-Yorker Handelskommission" über den relativen Rückgang des New-Yorker Ausfuhrhandels fielen die Frachtsätze auf dem Hauptverkehrswege zwischen Nordamerika und Europa für den Zentner Getreide von 1,52 Mark in 1870 auf 0,32 Mark in 1895, für Waren nach Kubikfuß in der gleichen Zeit um die Hälfte. Getreide von der unteren Donau wurde nach Hamburg im Jahre 1870 um 37 Mark für die Tonne verfrachtet und hatte im Jahre 1895 nur noch 11 Mark zu zahlen. Die Kosten für die Verfrachtung einer Tonne Reis von Rangoon nach Hamburg beliefen sich im Jahre 1872 auf 73 bis 80 Mark, im Jahre 1895 aber nur noch auf 25 bis 26 Mark. Inzwischen sind unter starken Schwankungen nach Eintritt des wirtschaftlichen Rückganges die Frachten noch weiter gesunken und haben einen erstaunlichen Tiefstand erreicht. Im Herbst 1901 wurde die

Tonne Getreide von New-York nach Hamburg für 5 Mark gefahren. Und das ist noch der gezahlte Durchschnittspreis. Je nach Angebot und Nachfrage ermäßigen sich diese Sätze noch sehr bedeutend. Als im Mai 1899 die offiziellen Sätze New-York—Hamburg zwischen 15 und 17 Mark schwankten, zahlten Berliner Getreidehäuser für die Tonne Mais von Boston nach Hamburg 4,40 und von Portland nach Hamburg 2,48 Mark. Um nicht ganz leer zu fahren oder eine genügende Ballastschwere zu erlangen, nehmen die großen Personendampfer Getreide von New-York zu den billigsten Preisen, ja zuweilen kostenlos mit. Auf diese Weise konnten die Händler Weizen von New-York nach Liverpool in diesem Jahre zeitweitig um 0,75 Mark für die Tonne abfertigen. Im laufenden Jahre sind die Frachtsätze von Amerika deshalb so billig, weil die nordamerikanische Maisernte schlecht ausgefallen und auch Roggen, Hafer, Gerste und Baumwolle in geringeren Mengen verfügbar sind. Wenn einmal der Rhein-Weser-Elbekanal erbaut sein wird, soll nach den angestellten Berechnungen die Fracht für die Tonne Getreide von Bromberg bis Herne i. W. nur 13,70 Mark betragen. Gegenwärtig zahlt eine Tonne deutschen Getreides, um von Ostpreußen nach Mannheim befördert zu werden, auf der Eisenbahn 48 Mark, von Insterburg nach Berlin 32 Mark. Nach Anlage des neuen Kanalnetzes würde sich dieser Satz auf 15 Mark ermäßigen. Wie unverhältnismäßig hoch sind diese Frachtsätze, die das deutsche Getreide auf dem heimischen Markt zu überwinden hati gegenüber den niedrigen Seefrachtsätzen und gegenüber den ebenfalls niedrigen Rhein-, Weser- und Elbefrachtsätzen! Ehedem besaß die deutsche Landwirtschaft einen natürlichen Schutz auf dem heimischen Markt gegen die fremde Konkurrenz, deren Erzeugnis größere Entfernungen zu durchlaufen hatte und dadurch verteuert wurde. Infolge des Rückganges der Seefrachtsätze ist dieser Schutz verloren gegangen, ja, es ist geradezu das umgekehrte Verhältnis eingetreten. Mit Hilfe des billigen Seeweges und der deutschen Stromstraßen überspringt das fremde Getreide die aufgerichteten Zollschranken und macht der deutschen Landwirtschaft eine Konkurrenz, die vernichtend werden müßte, wenn die Seefrachtsätze andauernd auf ihrem niedrigen Stande bleiben und keine anderen Maßregeln dagegen ergriffen werden sollten.

* * *

Einen wichtigen Schritt nach vorwärts auf dem Gebiete des Weltverkehrs bedeutet die Errichtung einer deutschen Kohlenniederlage in Port Said zur Versorgung der deutschen Handels- und Kriegsschiffe mit Bunkerkohlen. Port Said ist ein vorzüglich geeigneter Platz, weil alle Schiffe, die den Suezkanal benutzen, dort Bunkerkohlen einnehmen. Im Jahre 1900 fuhren 462 deutsche Schiffe durch den Suezkanal. Die deutsche Schiffahrt macht sich unabhängig von den englischen Kohlenniederlagen und fördert dabei auch ihre finanziellen Interessen, da sich wiederholt die deutschen Schiffe am Suezkanal bedenkliche Uebervorteilungen von Seite der englischen Händler gefallen lassen mußten.

Die Errichtung deutscher Kohlenlager empfiehlt sich auch an geeigneten Punkten der strategisch wichtigen Besitzungen Deutschlands im Stillen Meer, zunächst im Bismarck-Archipel, auf den Karolinen, auf den Marschall-Inseln und in Samoa. Anfang 1902 wird die deutsche Schantungbahn die Kohlenlager bei Weihsien erreicht haben, Kiautschou-Steinkohlen ausführen und die geplanten Kohlenlager im Stillen Meer mit deutschen

Schantung-Kohlen versorgen können. Allmählich dürften diese Kohlenlager zu Kohlenstationen mit festen Stützpunkten für die Flotte entwickelt werden.

* * *

Inmitten einer politischen Erörterung hat ein englisches Blatt, die „National Review", eine wichtige Weltverkehrsfrage angeschnitten, die in Zukunft noch zu großen Reibungen Anlaß geben wird, nämlich die Freiheit der Meeresstraße. Gewisse englische Politiker wollen den Glauben erwecken, als ob durch die deutschen Flottenverstärkungen Frankreich, Rußland und andere Länder auf dem Meere bedroht würden. Deutschland bedroht niemanden, am allerwenigsten auf dem Meere. Nach deutscher Auffassung soll das Meer eine freie Straße für den Weltverkehr sein und bleiben. Dagegen kann nach englischer Auffassung der Ozean nur einen einzigen Herrn haben und dieser Herr muß England sein und bleiben. Begründen läßt sich eine so seltsame Theorie nicht im mindesten, aber sie besteht gegenwärtig noch in der Praxis. Das hat der Feldzug der Engländer gegen die Buren aufs neue gezeigt. Ungehindert konnten sie ein Heer von nahezu 300 000 Mann nebst 225 000 Pferden und 100 000 Maultieren 10 000 km weit auf dem Seewege entsenden ohne Bedeckung, ohne Besorgnis, ernstlich dabei gefährdet zu werden. Keine zweite Macht würde solches Wagnis gegenwärtig unternehmen können. Die Oberherrschaft Englands auf dem Meere ist vorläufig noch unbestritten, aber die Theorie, daß es so sein und bleiben müsse, wird von keiner anderen Macht anerkannt, sie steht im schroffsten Gegensatz zu den Bestrebungen der Großmächte, ihre Flotten derart zu verstärken, daß der Ozean thatsächlich zu einer freien Weltverkehrsstraße wird, daß nicht mehr eine einzige Macht in der Lage ist, wenn sie es in ihrem Interesse findet, die notwendige Freiheit des Seeverkehrs zu beeinträchtigen oder gar zu beseitigen.

Für alle Länder, auch für die kleineren Staaten, hat das Meer als Weltverkehrsstraße an Bedeutung zugenommen und nachdrücklicher als je müssen alle Staaten darauf bedacht sein, die Freiheit derselben zu sichern.

* * *

Unter dem Einfluß des modernen Weltverkehrs und der vielfachen Verbindungsfäden, die er von Land zu Land spannt, sind in großem, noch nicht übersehbarem Umfange aus den höher entwickelten Staaten neben Menschen (Unternehmern und Arbeitern), neben Waren und Gütern aller Art auch Kapitalien in andere Länder gegangen, um dort gewinnbringendere Anlage zu suchen, als sie im Inlande zu finden war. Diese Wanderungen nationaler Kapitalien nach anderen Ländern waren zeitweilig so bedeutend, daß sie in einzelnen der empfangenden Länder eine Gegenbewegung gegen die Einfuhr fremder Kapitalien hervorriefen, zunächst da, wo die fremden Kapitalien allzugroßen Einfluß ausübten oder wenigstens auszuüben schienen. Diese Kapitalwanderungen sind bisher noch nicht genügend untersucht worden, erheischen aber wegen ihrer zunehmenden Wichtigkeit für die nationale Volkswirtschaft die größte Aufmerksamkeit der aktiven wie der passiven Interessenten.

Großbritannien, Frankreich und Deutschland, Holland und Belgien, seit einigen Jahren aber auch mit an allererster Stelle die nordamerikanische Republik sind

Gläubigerstaaten, sie führen die Ueberschüsse ihres Kapitalreichtums aus und lassen diese Ueberschüsse in anderen Ländern arbeiten, indem sie entweder Schuldverschreibungen geldbedürftiger Staaten ankaufen oder Privatunternehmungen begründen, Verkehrsanlagen, Bergwerke, Fabriken und dergl.

Nach einer Schätzung von R. Giffen befanden sich 1885 fremde Effekten im Werte von 42,3 Milliarden M. in englischem Besitz. Percy Rudolf Broemel hat in seiner „Geschichte des englischen Handels" (London 1899) das im Auslande angelegte englische Kapital auf 40 Milliarden M. veranschlagt und die jährlichen Zinsen daraus mit $4^1/_2$ % auf 1800 Mill. M. An der Londoner Börse berechnete man Mitte 1896 den englischen Besitz an fremden Anleihen auf 60 Milliarden M., an fremden Eisenbahnpapieren auf 12,3 Milliarden M., an fremden Bergwerkspapieren auf 0,8 Milliarden M. Diese Schätzungen dürften eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Schon seit Jahrzehnten haben die Engländer mit Wagemut und Unternehmungsgeist nach dieser Richtung hin eine umfassende Thätigkeit ausgeübt, im Laufe des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland durch Gründung der Eisenbahn-, Kanal- und Bergwerksunternehmungen, von Gasanstalten u. s. w. Ebenso in Oesterreich-Ungarn, vor allem auch in Nordamerika, wo nach englischen Berechnungen am Ende des vorigen Jahrhunderts mindestens 2,8 bis 3,2 Milliarden M. englisches Kapital arbeiteten.

Nach der Wiederaufrichtung des Reiches wurde auch Deutschland kapitalkräftig genug, um sich im Auslande bethätigen zu können. Doch ist es trotz vorübergehender Ueberstürzung freilich noch weit hinter England zurückgeblieben. Nach den Schätzungen Schmollers und Christians in der Börsenenquete von 1892 waren damals etwa 10 Milliarden M. deutschen Kapitals in fremden Werten angelegt, zu einem nicht geringen Teil allerdings in zweifelhaften Werten wie in Argentiniern, Griechen, Portugiesen, Northern Pacific, Serben u. s. w., bei denen die deutschen Beteiligten sehr empfindliche Verluste erleiden mußten. Ende der neunziger Jahre, bei Erörterung der Flottenvorlage, wurde der Gesamtbetrag der in deutschen Händen befindlichen ausländischen Wertpapiere auf mehr als $12^1/_2$ Milliarden M. geschätzt. Damals waren die deutschen Konsuln über die deutschen Kapitalanlagen in überseeischen Ländern bei industriellen und kommerziellen Unternehmungen einschließlich der Eisenbahnen befragt worden. Nach den konsularischen Zusammenstellungen sollen damals $6^1/_2$ bis 7 Milliarden M. deutschen Kapitals in solchen Unternehmungen angelegt gewesen sein, und zwar 2 Milliarden M. in Südamerika, je 1 Milliarde M. in Nordamerika und Afrika, $^3/_4$ Milliarden M. in Australien, $^2/_3$ Milliarden M. in Mittelamerika, $^1/_2$ Milliarde M. in der Türkei 0,3 Milliarde M. in Ostasien und 0,1 Milliarde M. in Indien. Das gesamte im Auslande arbeitende deutsche Kapital hätte demnach rund 20 Milliarden M. betragen.

In Frankreich finden sich Anhaltepunkte über die Anlage nationalen Kapitals im Auslande in der Steuerstatistik. Fremde Wertpapiere unterliegen dort einer Eintragungsgebühr. In der Zeit von 1884 bis 1900 wurden in Frankreich mit dieser Gebühr fremde Wertpapiere in Höhe von 16,7 Milliarden Fr. belegt. Davon entfielen 6,5 Milliarden Fr. auf russische Werte, $1^1/_2$ Milliarden Fr. auf türkische, 1 Milliarde Fr. auf portugiesische und je 0,8 Milliarden Fr. auf österreichisch-ungarische, italienische und

spanische Werte. Der Gesamtbesitz Frankreichs an fremden Werten ist thatsächlich erheblich höher als 16,7 Milliarden Fr., weil in dieser Zahl nur die Eintragungen von 1884 bis 1900 berücksichtigt sind und nicht auch die Erwerbungen fremder Werte vor dem Jahre 1884.

Vielfach hat französisches Kapital im Auslande mit großem finanziellen und politischen Erfolge gearbeitet, vor allem in Nordafrika und im Gebiet des türkischen Reiches. Von Tunis konnte Frankreich leichter Besitz ergreifen, nachdem dieser Staat selbst mit seinen leitenden Kreisen in französische Schuldknechtschaft geraten war. In Marokko verrichtet französisches Kapital ähnliche Pionierdienste. Moralisch betrachtet waren die französischen Geldgeschäfte mit dem Bey von Tunis wie mit dem Vicekönig Ismail von Egypten ebenso wie mit dem früheren Sultan Abdul Aziz in hohem Grade anstößig, Wuchergeschäfte im schlimmsten Sinne des Wortes, aber sehr einträglich für die Interessenten und für Frankreich von politischem Wert. Mit dem Bau des Suezkanals erzielte dagegen Frankreich auch einen moralischen Erfolg und schuf sich mit Hilfe weiterer großer französischer Unternehmungen in Egypten eine einflußreiche Stellung, die es allerdings infolge seiner unschlüssigen Politik an die Engländer abtreten mußte. In der Türkei haben die Franzosen mehr Eisenbahnen gebaut als irgend eine andere Nation, insgesamt 1778 km mit einem Kapital von 366,4 Mill. Fr. Die Hafenanlagen der wichtigsten türkischen Plätze Konstantinopel, Saloniki, Smyrna und Beirut sind in französischen Händen. Glänzend steht die französische Leuchtturmgesellschaft in Konstantinopel da, die an den türkischen Küsten den Leuchtturmdienst vorzüglich organisiert hat. Die erste und wichtigste Bank in der Türkei, die Ottomanbank in Konstantinopel, wirkt überwiegend unter französischem Einfluß. Erheblich ist die Zahl der französischen Handelshäuser in den türkischen Städten. Mit Hilfe des französischen Kapitals wurde der Korinthkanal gebaut, allerdings mit großen Verlusten für die Aktionäre und ohne Bedeutung für den Mittelmeerverkehr. Frankreichs andauernder Einfluß in Oesterreich-Ungarn und Italien beruht nicht zuletzt auf den französischen Kapitalanlagen in Eisenbahnen, Banken und zum Teil in Zeitungen. Und das Bündnis mit Rußland wurde unzweifelhaft fester gekittet durch das französische Kapital. Noch ist es freilich nicht ganz sicher, ob die französischen Kapitalien auf die Dauer ihre Rechnung dabei finden werden. Rußland hat zwar bisher stets mit größter Pünktlichkeit seine Zinsen gezahlt, aber seine Finanzlage ist gegenwärtig nichts weniger als günstig. Immerhin zwingt sie zum Frieden. Dagegen haben die fremden Kapitalien, soweit sie in neuester Zeit in russischen Industrieunternehmungen angelegt wurden, zu einem beträchtlichen Teil die erhofften Gewinne nicht gebracht. Nach einem Bericht der französischen Botschaft in Petersburg sollen in russischen Industrieunternehmungen 734 Mill. Fr. belgisches (darunter viel französisches), 702 Mill. Fr. französisches, 261 Mill. M. deutsches und 236 Mill. M. englisches Kapital angelegt sein. Die beteiligten deutschen Kapitalisten scheinen verhältnismäßig am vorsichtigsten vorgegangen zu sein und dürften beträchtliche Gewinne gemacht haben. Von 148 belgischen Unternehmungen mit einem Gesamtkapital von 495 Mill. Fr., die Ende 1899 bestanden, haben nur 73 Rechnung abgelegt und davon nur 56 mit einem Reingewinn von durchschnittlich 5 % abgeschlossen, der durchaus nicht genügt. Die Baumwoll- und Kohlenkrisis in Süd-Rußland, zahlreiche Arbeiterausstände, das Aufhören der großen Be-

stellungen durch den Staat und andere Ursachen haben das Gedeihen vieler fremder Unternehmungen in Rußland empfindlich gestört und gezeigt, daß die Anlage nationaler Kapitalien im Auslande, wenn sie übereilt und übertrieben erfolgt, auch ihre Schattenseiten hat und von Fall zu Fall sorgsam bedacht werden muß.

* * *

Seiner Verwirklichung nahe gerückt ist ein lang geplantes Verkehrsunternehmen von weltwirtschaftlicher Bedeutung, der Bau des mittelamerikanischen Seekanals zur Verbindung des Stillen und des Atlantischen Meeres. Nach Erwerbung der Hawaii-Inseln, nach Beendigung des Krieges gegen Spanien, nach Angliederung der Antillen und Philippinen erkennt man in Nordamerika zwingender als zuvor die Notwendigkeit des Kanalbaues, um der Republik eine breitere Grundlage für ihre neue Weltmachtstellung im Stillen Meer und in der Richtung nach Ostasien schaffen, zunächst um die Kriegsflotte nötigenfalls rascher zusammenfassen zu können. Europa erstrebte einen mittelamerikanischen Kanal schon lange zur Erleichterung seines Verkehrs, zunächst mit der Westküste Südamerikas. Bisher fehlte es an den erforderlichen Mitteln, deren Beschaffung in Nordamerika nunmehr keinen besonderen Schwierigkeiten unterliegen kann. Fraglich ist es, ob ein Panamakanal oder ein Nicaraguakanal angelegt werden wird. Die Entscheidung darüber dürfte bei dem „King Dollar" liegen, der wenigstens im Senat zu Washington allmächtig ist, d. h. bei der „großen Kapitalsassociation", die nach einem Ausspruch des verstorbenen Bankdirektors und Abg. Dr. Georg von Siemens in den künftigen Kämpfen an Stelle der Diplomatie und Generalität die Führung übernehmen wird.

Von Anfang an neigte man in Nordamerika dem Bau eines Nicaraguakanals zu und es verstärkte sich noch diese Neigung, als der Bau des Panamakanals mit Hilfe von europäischem, insbesondere von französischem Kapital begonnen wurde. Der Nicaraguakanal (301 km, Kostenaufwand 760 bis 800 Mill. M.) ist länger und teurer als der Panamakanal (70 km, Kostenaufwand 570 Mill. M., dazu angeblich 440 Mill. M. Konzessionskosten) und bereitet der Durchfahrt (Nicaraguakanal 33 Stunden, Panamakanal 12 Stunden) größere Schwierigkeiten. Aber er liegt den nordamerikanischen Häfen günstiger, er verkürzt die Entfernung zwischen New-York und San Franzisko um 680 km mehr als der Panamakanal, er ist für die nordamerikanischen Kriegsschiffe leichter erreichbar und eröffnet der nordamerikanischen Republik die Möglichkeit, ihre unmittelbare Interessensphäre bis zu diesem Kanal auszudehnen. Bereits hat die nordamerikanische Republik von Nicaragua für alle Zeiten einen Streifen von 10 km Breite zu Kanalzwecken gepachtet.

Als das Nicaraguakanalprojekt zum erstenmale in den Vordergrund trat, erzwang sich England durch den sogen. Bulwer-Clayton-Vertrag von 1850 eine Mitwirkung an dem Bau und der Verwaltung des Kanals, der außerdem einen neutralen Charakter erhalten sollte. Darüber verstimmt, ließen die Nordamerikaner den ganzen Plan in den Hintergrund treten. In dem Hay-Pauncefote-Vertrag von 1899 verzichtete England auf seine Mitrechte und trat sie an Nordamerika ab, setzte indessen die Bestimmung durch, daß im Kriegsfall der Kanal völlig neutral bleiben und eine dauernde

Besetzung ausgeschlossen sein sollte. Diesem Abkommen erteilte der nordamerikanische Senat seine Zustimmung nicht, er verlangte für die Republik das Recht, den Kanal zu befestigen, zu besetzen und im Kriegsfalle nach Bedarf zu schließen oder zu blockieren. In Erkenntnis seiner Schwäche und zugleich in dem Bestreben, mit Nordamerika ein gutes Einvernehmen zu erhalten, gab England schließlich nach, verzichtete durch das Abkommen vom November 1901 auf alle Rechte und begnügte sich mit der Meistbegünstigung, die Nordamerika gern bewilligte, da eine möglichst umfangreiche Benutzung des Kanals durch Schiffe aller Völker im eigensten Interesse der Kanalverwaltung liegt. Nordamerika hat nunmehr freie Hand, den Nicaraguakanal zu bauen oder nach Ermessen auch den Panamakanal. Der Nicaraguakanal soll unter dem Schutze der Neutralität stehen wie der Suezkanal. Solches vereinbarten England und Nordamerika, ohne die europäischen Mächte heranzuziehen. Thatsächlich kann Nordamerika Trockendocks, Reparaturwerkstätten und Kohlenniederlagen am Nicaraguakanal errichten und auch ohne eigentlichen Kriegshafen und ohne Landbefestigungen sich dort für den Kriegsfall so vorbereiten, daß bei Ausbruch ernster Zerwürfnisse mit England Nordamerika am Nicaraguakanal sich alsbald eine starke und nahezu unangreifbare Stellung zu schaffen vermag, während England sich darauf beschränken muß, den Kanal zu blockieren. Nordamerika hat eine große Errungenschaft zu verzeichnen, zunächst auf Kosten Englands, aber auch der übrigen, an dem Kanalverkehr beteiligten Völker. Es hat, wie man sagt, diese Errungenschaft durchgesetzt als Entgelt für seine Neutralität in dem Burenkriege. Wenn man die langwierigen Verhandlungen zwischen den beiden Weltreichen über den Nicaraguakanal überblickt, so muß man erstaunt sein über das schließliche gänzliche Zurückweichen Englands, das vor dem Ausbruch des Burenkrieges nicht denkbar gewesen wäre. Allerdings haben sich auch die Verhältnisse geändert. Das Nordamerika von 1850 ist eine Weltmacht geworden und behauptet zunächst in Mittelamerika Vorrechte, die England nicht mehr zu bestreiten wagt. Thatsächlich hat in den amerikanischen Gewässern England seine bis dahin behauptete Vormachtstellung auf dem Meere aufgegeben.

Wie versichert worden ist, soll die englische Regierung versucht haben, andere europäische Mächte, zunächst Deutschland und Frankreich, zu einem Protest gegen die monopolisierenden Kanalpläne der nordamerikanischen Republik zu veranlassen, doch ohne Erfolg. Europa ist eben gegenüber Amerika noch nicht einig und wird es nicht werden, so lange eine so unzuverlässige Regierung wie die englische die Führung beansprucht. Stände Europa einig und stark da, so würde es den Ausbau des Panamakanals bewirken ohne Rücksicht auf die nordamerikanischen Klagen, daß die „Baggermaschinen" auf der Landenge von Panama „die Monroedoktrin durchlöchern". Aber an ein solches Vorgehen Europas ist unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu denken. Uebrigens kommt für den Verkehr Europas mit Ostasien der Nicaraguakanal kaum in Betracht, da der Weg von London nach Yokohama über den Nicaraguakanal 1450 km und nach Hongkong 7200 km länger ist als durch den Suezkanal.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Das Erwachen des Nationalbewußtseins unter den Deutschen in China. — Zur Förderung der deutschen Auslandsschulen. — Deutsche Lehrervereine im Auslande. — Verein deutscher Lehrerinnen in England. — Fortschritte der deutschen Sprache in England. — Ungarn. — Rumänien. — Russisch-Asien. — Nordamerika. — Zur Nacheiferung.

Das Erwachen des nationalen Bewußtseins unter den Deutschen in China. In Schanghai ist die erste deutsche Gemeindekirche Chinas fertiggestellt und am 27. Oktober festlich eingeweiht worden, im Beisein der deutschen Kolonie, von Abordnungen der deutschen Besatzungstruppen und der deutschen Kriegsschiffe. Bei der Feier sagte Generalkonsul Dr. Knappe: „Es ist noch garnicht so lange her, und ich erinnere mich noch selbst, obwohl ich erst im ersten Jahre hier draußen bin, der Tage ganz gut, in denen die Mehrzahl unserer Landsleute dem Nationalbewußtsein erst dann eine Berechtigung einräumte, wenn es mit anderen Interessen nicht kollidierte. Man gab Sitten und Sprache auf, nur um in dem großen internationalen Chaos aufzugehen, ja sogar in manchen Fällen konnte man beobachten, daß man nicht ungern sah, wenn man für einen Angehörigen eines anderen Staates gehalten wurde. Die Erziehung der Familie entsprach der der wässrigen Lebensauffassung. Vaterlandsgefühl konnte sich nicht bilden, zumal häufig die deutsche Sprache garnicht einmal gelehrt wurde, und diese ist doch die notwendige Voraussetzung des ersteren. Das ist Gott sei Dank hier in China und besonders in Shanghai anders geworden. Die Gründung der deutschen Kirchen- und Schulgemeinde war das erste äußere Zeichen des aufkeimenden Patriotismus und mit ihrer Hilfe sind dann im Laufe weniger Jahre rapide Fortschritte gemacht. Andere weitere Kreise einschließende Korporationen mit speziell deutsch-nationaler Tendenz folgten; ich nenne die Deutsche Vereinigung und den Flottenverein, und im täglichen Leben kann man beobachten, wie jeder Einzelne sich als Deutscher fühlt und mit Stolz seine Nationalität bekennt. Ich darf bei diesem Anlaß unsere deutsche Zeitung nicht unerwähnt lassen, die seit wenigen Jahren einen ganz anderen Charakter angenommen hat und uns in unserem Streben nach Bethätigung nationaler Gesinnung eine feste Stütze ist. Die Einweihung unserer Kirche hat einen schönen Abschluß gebildet, und die Beteiligung bei derselben legte ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß das gesamte Deutschtum Schanghais sich einig und als ein zusammengehöriges Ganzes fühlt. Die Teilnahme, die wir bei den übrigen deutschen Gemeinden Ostasiens gefunden haben, läßt hoffen, daß wir einer Konzentration auch dieser weiten Kreise entgegengehen."

Zur Förderung der deutschen Auslandsschulen. Bisher hatte nur die deutsche Schule in Konstantinopel die Berechtigung, Zeugnisse für den einjährig-freiwilligen Dienst auszustellen. Diese Berechtigung ist nunmehr auch der deutschen Schule in Brüssel erteilt worden, nachdem Provinzialschulrat Nelson aus Koblenz die Schule wiederholt eingehend besichtigt hatte. Die Brüsseler Schule wurde Mitte 1901 von 186 Kindern besucht, wovon 68 auf das Realprogymnasium entfallen. Die Reifezeugnisse dieses Realprogymnasiums berechtigen zum einjährig-freiwilligen Dienst. In dem Bericht über das letzte (9.) Vereinsjahr bittet der Vorsitzende des Deutschen Schulvereins in Brüssel, Th. Momm, um Beihilfe zum Neubau der deutschen Schule durch Uebernahme einer Anzahl „Baublöcke". Dringend ist zu wünschen, daß noch viele andere deutsche Schulen im Auslande die gleiche Berechtigung erhalten, entweder nach genauer Würdigung ihrer Leistungsfähigkeit oder nach ihrer Hebung mit Hilfe des Deutschen Reiches. Dann werden die deutschen Schulen im Auslande nicht nur größeres Ansehen genießen als bisher, sondern auch noch größere Anziehungskraft ausüben und zugleich wird der junge Nachwuchs der Deutschen im Auslande fester an das Reich gekittet werden.

Deutsche Lehrervereine im Auslande. Unter den Lehrern an den deutschen Schulen im Auslande wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit lebendig, und verschiedene Lehrervereine sind in Bildung begriffen. Schon seit geraumer Zeit wirkt in England der Verein deutscher Lehrer sehr ersprießlich. Ende 1900 wurde in Antwerpen der Verein begründet und im Frühjahr 1901 ein solcher in Argentinien. Am 18. Oktober erließ Direktor von Hassel in Genua einen Aufruf zur Begründung eines Landesvereins der deutschen Lehrer in Italien. Anscheinend werden allmählich in allen Ländern Vereine deutscher Lehrer entstehen und sich schließlich zu einem Gesamtverband vereinigen, wie er schon lange angestrebt wird. Bereits hat Hans Amrhein in Antwerpen-Hoboken (nicht der dortige Verein deutscher Lehrer) an die deutschen Lehrer im Auslande einen Aufruf erlassen, um sie zu einem geschlossenen Ganzen zu organisieren im Interesse des deutschen Schulwesens wie der deutschen Lehrerschaft des Auslandes. Nach der Angabe des Aufrufs bestehen im Auslande 1000 deutsche Schulen. Als Vorort für die Geschäftsführung eines solchen Gesamtverbandes wird Antwerpen vorgeschlagen.

In Verbindung mit dem Aufruf ist das erste Heft einer neuen Monatsschrift „Die deutsche Schule im Auslande", herausgegeben von Hans Amrhein in Antwerpen-Hoboken erschienen mit der Aufgabe, die Gesamtinteressen der deutschen Schulen und Lehrer im Auslande zusammenzufassen, an der Erhaltung deutschen Lebens durch die Förderung der deutschen Schulen im Auslande und ihrer Lehrer mitzuwirken und Erfahrungen über die besondere Art des Unterrichts unter den eigentümlichen Verhältnissen der verschiedenen Länder zum Austausch zu bringen. Diese Bestrebungen erheischen die werkthätige Unterstützung aller nationalen Kreise, insbesondere auch der deutschen Lehrer im Reiche selbst.

In dem ersten Heft der neuen Monatsschrift werden einige taktlose Angriffe der Hamburger „Pädagogischen Reform" von hervorragenden Vertretern deutscher Schulen im Auslande zurückgewiesen, insbesondere von Dr. J. P. Müller, dem Direktor der Allgemeinen deutschen Schule in Antwerpen, von A. Kaufmann, Pastor und Rektor

der deutschen Schule in Alexandrien, von Pfarrer P. Eichler, Vorsitzenden der Diakonie-Schulkommission in Antwerpen, von Dr. Richard Jahnke, Direktor der Deutschen Schule in Brüssel, von Dr. Franz Schmidt, Direktor der Deutschen Schule in Bukarest, von Pastor E. Wedemann von der Deutschen Schule in Kairo, von Friedrich Kleber, Direktor der Deutschen Schule in Neapel, von A. Sigmund, Direktor der Deutschen Schule in Salonik u. a.

Verein deutscher Lehrerinnen in England. Am 6. November feierte dieser Verein in London sein 25. Stiftungsfest. Er ist der erste Verein seiner Art und aus einem pädagogischen Lesezirkel hervorgegangen, den Frl. Adelmann, die noch heute an der Spitze des Vereins steht, schon im Jahre 1869 begründet hatte. Heute zählt der Verein 700 Mitglieder, besitzt drei Häuser und ansehnliche Mittel. „Mit Genugthuung können Sie", so schrieb die Frau Großherzogin von Baden an Frl. Adelmann, „auf die vielen Schutzbefohlenen blicken, die Rat und Unterstützung und ein Heim bei Ihnen gefunden und dadurch eine Erleichterung für den oft mühevollen Beruf, den dieselben sich erwählt." Zu der Feier waren Vertreter verwandter Vereine aus der Ferne erschienen, so Frl. Schultze vom Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein, Frl. Raabe für den Verein deutscher Lehrerinnen in Italien, Frl. Böttcher für den Verein deutscher Lehrerinnen in Frankreich, Frl. Diel für den Verein zu New-York, Frl. Keuck für den Verein in Buenos Aires, Frl. Rother für den Verein in Konstantinopel. Von der Gründung des Vereins erzählte Frl. Adelmann selbst: „Es hieß mit Menschen (Agenten) brechen, die im Bewußtsein ihrer unbestrittenen Macht die Lehrerin, besonders die ausländische, knechteten, weil sie vereinzelt stand im fremden Land. Manch bange Seele wollte uns von unserm Vorhaben abhalten, — ja, aus unserm Lesezirkel schlossen sich damals nur 5 dem Verein an. Keine Behörde, nicht einmal ein deutscher Geistlicher wollte etwas von uns wissen; überall starrten uns die Worte: „Unsinn!" „Lächerlichkeit!" „Unmöglichkeit!" entgegen. Ja, eine Anzahl sogenannter deutscher „Lehrerinnen" verband sich mit gewissen mächtigen Agenten, um uns zu erdrücken; keine von uns sollte je wieder zu einer Stelle gelangen! Es waren harte Zeiten, harte Kämpfe, von denen die heutige Generation keine Ahnung hat." Schließlich mahnte Frl. Adelmann die deutschen Lehrerinnen, auch in Zukunft treu bei der Fahne zu bleiben, sich solidarisch verbunden zu fühlen, keinen Stein des Baues gering zu erachten, der Deutschlands wandernden Töchtern Schutz und Halt verleiht, „weil Ihnen die bitteren Erfahrungen und Kämpfe der Alten erspart geblieben, weil Sie sich vom ersten Augenblick im fremden Land geborgen fühlen dürfen. Wer nie gedarbt hat, kennt den Hunger nicht. Ich sage Ihnen, wenn heute der Verein auseinander geht, dann toben die Gefahren und die alten Feinde, die wir niedergezwungen haben, aufs neue und eben so stark. Nehmen Sie sich ein warnendes Beispiel am Lehrerverein, der bald nach dem unsrigen gegründet und nach 10 Jahren wieder aufgelöst wurde. Für die Herren liegt jetzt alles wie zuvor. Erhalten Sie das, wofür wir gekämpft, gearbeitet haben, seien Sie einig, einig, einig!"

Fortschritte der deutschen Sprache in England. In der Erkenntnis, daß die deutsche Konkurrenz auf dem Weltmarkt erfolgreicher bekämpft werden kann, wenn auf britischer Seite das Studium der deutschen Sprache gründlicher betrieben wird, hat sich

in den letzten zehn Jahren auf den englischen Hauptschulen, wo Deutsch und Französisch, beides aber nicht obligatorisch, gelehrt wird, die Zahl derjenigen Schüler, die freiwillig deutsch lernen, mehr als verdreifacht. Und in demselben Maße ist die Zahl der deutschen Sprachlehrer an den englischen Schulen gestiegen. Auf den wichtigsten Universitäten giebt es bereits ebensoviel Studenten für die deutsche wie für die französische Sprache Dieser Umschwung zu Gunsten des deutschen Sprachunterrichts bedeutet zwar nicht ein Anwachsen der englischen Sympathieen für das Deutsche Reich, wohl aber eine bemerkenswerte Steigerung des Ansehens des deutschen Volkes und seiner wirtschaftlichen Entwickelung. Bei der Eigenart der Engländer ist diese Erscheinung in hohem Grade erfreulich. Beruhen die Beziehungen der beiden Völker auf Achtung, so ist Aussicht vorhanden, daß die bestehende Abneigung, die nun einmal vorhanden ist, sich in den Schranken einer nicht immer maßgebenden Gefühlspolitik erhält und die Möglichkeit eines Zusammengehens in großen weltpolitischen Fragen nicht stört.

Inzwischen haben verschiedene deutsche Vereine in England dringende Warnungen vor Zuwanderung ergehen lassen. Der südafrikanische Feldzug hat in England eine so große Geschäftsnot hervorgerufen, daß viele Leute aus anscheinend sicheren und guten Stellen entlassen werden. Niemand ahnt in Deutschland, schreibt der deutsche christliche Verein junger Männer in London, welche Scharen von gebildeten Leuten hier (arbeitslos) umhergehen, die gern jede Handarbeit verrichten würden und die, von Hunger getrieben, betteln müssen! Häufig stehen nach 10 Uhr abends harrende Landsleute vor unserer Thür, die nicht einmal ein Nachtlager haben! Besonders seien Kaufleute gewarnt, die schlecht bezahlt werden und selbst bei bescheidenen Ansprüchen oft noch zusetzen müssen.

Ungarn. Nach einem Vortrage des höchst verdienstvollen Schulrats Dr. Rohmeder in der Münchener Ortsgruppe des „Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande" zählt Ungarn unter seinen 16 Millionen Einwohnern $7\frac{1}{2}$ Mill. Magyaren, 3 Mill. Rumänen, $2\frac{1}{2}$ Mill. Slaven und $2\frac{1}{2}$ Mill. Deutsche. Die Deutschen sitzen hauptsächlich: im Westen an der österreichisch-ungarischen Grenze (300 000 bayerischen Ursprungs), im Nordwesten in der Zips (80 000 mitteldeutschen Ursprungs), im Südosten in Siebenbürgen (225 000 rheinfränkischen Ursprungs), im Süden im Banat (500 000 schwäbischen Ursprungs), in der Bacska (250 000) und in der „schwäbischen Türkei" (250 000), ferner in und um Ofen und zerstreut in ganz Ungarn. National und politisch am geschlossensten stehen die Siebenbürger Sachsen da. Im Banat beginnen neuerdings die Deutschen sich ihrer nationalen Art bewußt zu werden; in diesem Sinne wirken einige Organe, wie das „Deutsche Tageblatt für Ungarn" (Temesvar), die „Groß-Kikindaer Zeitung", das „Ungarisch-Weißkirchner Volksblatt" und die „Torontaler Zeitung". Trotzdem die Deutschen in Ungarn, insbesondere in Siebenbürgen, nichts Anderes anstreben als die Erhaltung ihrer nationalen Eigenart, vor allem ihrer Sprache, wie sie durch das Nationalitätengesetz von 1868 verbürgt worden ist; trotzdem im ungarischen Abgeordnetenhause der siebenbürgische Abgeordnete Melzer Ende November erklärte, als er gegenüber unhaltbaren Anschuldigungen das Wirken des Gustav Adolf-Vereins in Ungarn verteidigte, daß die Bande, die das siebenbürgische Sachsenvolk kraft seiner Sprache und seines Glaubens mit Deutschland verknüpfen, lediglich dem Gebiete des geistigen und

religiösen Lebens angehören; trotzdem er aufs neue versicherte, was durch die Thatsachen längst erhärtet worden ist, daß das Dasein der Siebenbürger Sachsen als Volksstamm mit dem einheitlichen Bestand des ungarischen Staates untrennbar verbunden sei; erheben sich in Ungarn immer wieder neue Befürchtungen über angeblich pangermanistische Bestrebungen und wenn auch die ungarische Regierung diese Befürchtungen nicht zu hegen scheint, so zeigt sie sich dennoch bestrebt, die deutsche Sprache nach Möglichkeit zurückzudrängen, zunächst in der Schule, neuerdings auch durch die Unterdrückung deutscher Schauspielunternehmungen in der Hauptstadt wie in der Provinz. Die Beseitigung der deutschen Sprache aus den Volksschulen von Pest u. s. w. steht mit dem mitteleuropäischen Bündnis, an dem die ungarische Regierung unzweifelhaft festhält, formell nicht in Widerspruch, wohl aber mit dem Geiste, aus dem heraus dieses Bündnis geschaffen wurde, und die deutschfreundlichen Versicherungen der ungarischen Regierung beziehen sich nur auf das Deutsche Reich und werden kaltblütig verleugnet, wo es sich um die Interessen, ja selbst um die Rechte der Deutschen in Ungarn handelt.

Rumänien. Wertvolle Beiträge zu der aufsteigenden Entwickelung der deutsch-evangelischen Gemeinden in Rumänien, aber auch in Serbien und Bulgarien finden sich in zwei anziehenden, kürzlich erschienenen Büchern. Pfarrer H. Meyer war sieben Jahre in Rumänien thätig und giebt in seinem Werke „Die Diaspora in Rumänien, Serbien und Bulgarien“ (Potsdam 1901), einen Ueberblick über die Geschichte der dortigen deutsch-evangelischen Gemeinden auf Grund genauer Kenntnis ihrer Verhältnisse. Eine willkommene Ergänzung dazu bildet das Buch „Erinnerungen eines Diaspora-Geistlichen“ von R. Neumeister (Potsdam 1901), der 21 Jahre Pfarrer in Bukarest war. Man ersieht daraus, welche großen Erfolge weitblickende und opferfreudige Deutsche im Auslande erzielen können, wie sie der frühere Generalkonsul Karl Freiherr von Meusebach, der Rentner Friedrich Hötsch und Pfarrer Neumeister in Bukarest selbst, aber auch in anderen rumänischen Gemeinden gehabt haben. Friedrich Hötsch ist das Vorbild eines edlen und freigebigen deutschen Mannes im Auslande, sein Andenken wird noch lange bestehen und hoffentlich anderwärts zur Nachfolge anregen.

Niederlande. Nach der Volkszählung vom Dezember 1899 wohnen in den Niederlanden 31 865 deutsche Reichsangehörige, davon rund 10 000 in den vier Großstädten und rund 18 000 in den Grenzprovinzen.

Russisch-Ostasien. In der Fremdenkolonie von Wladiwostok übt das deutsche Element einen von Jahr zu Jahr wachsenden Einfluß aus. Im auswärtigen Handel stand der deutsche weit voran, fast ein Drittel der Einfuhr kam aus Deutschland. An der Spitze der deutschen Kolonie steht der Inhaber des ersten Handelshauses von Wladiwostok Kunst & Albers. Näheres über Wladiwostok und die militärgeographische und handelspolitische Bedeutung seines Hinterlandes veröffentlichte Generalmajor a. D. von Zepelin in der „Marine-Rundschau“, Jahrgang 1901.

Litterarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

IV.

E. v. Wildenbruch, Unter der Geißel; Lachendes Land. — Johannes Schlaf, Die Suchenden. — Max Kretzer, Die Madonna im Grunewald. — Wilhelmine von Hillern, Der Gewaltigste. — Riccarda Huch, Aus der Triumphgasse. — Hermine Villinger, Aus dem Kleinleben; Binchen Bimber.

Es ist eine alte Klage unserer Universitätslehrer, daß unsere Doktorarbeiten keine Resultate mehr ergeben. Es werden auch die seltsamsten und merkwürdigsten Themata aus purer Verlegenheit dafür gestellt. Da ist es doppelt verwunderlich, daß noch niemals eine der interessantesten und auch dem bloßen Fleiß zugänglichen Aufgaben ergriffen ward, die nämlich, an der Hand der Geschichte etwas über die Psychologie des Erfolges zu sagen. Es sollte an den Dichtern eines Jahrhunderts untersucht werden, in welchem Alter, mit welchem d. h. dem wievielten Buche sie ihren größten Erfolg errangen, welche Gründe, Zeitverhältnisse und dergl. dabei mitspielten, wie sich der Rückschlag, die Reaktion dagegen zeigte u. s. w. Das alles ließe sich ja fast ziffernmäßig belegen und könnte uns wertvolle Aufschlüsse geben. Wir wissen ja kaum mehr, daß Goethe niemals auch nur annähernd wieder den Erfolg des Werther und Götz erreichte; wir sehen an allen Lyrikern, daß immer das erste Buch das maßgebende und erfolgreichste ist, daß Heine und Geibel, um nur zwei zu nennen, vergeblich durch Besseres und Tieferes ihre Erstlinge in der allgemeinen Schätzung zu besiegen trachteten; daß wohl überhaupt jedem Lyriker zu mißtrauen ist, der die Welt nicht mit seinem ersten Buche besiegt; daß kein Aquis submersus den dauernden Erfolg des Immensee beeinträchtigen konnte, so sehr Storm darunter litt; daß ganze Dichtertragödien — ich denke an Roquette — sich daran knüpften. Es scheint fast, wie auch Jens Peter Jacobsen bemerkt, ein Gesetz zu sein, daß nach einem ersten erfolgreichen Werke das zweite, ob es tiefer, besser, reicher und feiner sei, abfalle. Den verschiedenen Gründen nachzuforschen, ist hier nicht der Ort. Ich wollte nur auf das Thema aufmerksam machen, das der Fleiß einmal möglichst akten- und ziffernmäßig darstellen sollte. Und es ist charakteristisch, daß, wenn ich fragte, von welchem modernen Poeten aus ich auf diese Einleitung und diese Gedankenkette gekommen bin, nicht eine, sondern zehn, zwölf verschiedene Antworten bereit wären. Der beste Beweis, daß nicht Zufälle, sondern Gesetze hier verborgen wirken.

Es ist in diesem Falle Ernst von Wildenbruch, der mich auf diese allgemeinen Auslassungen führte. Man hat ihn unter die Heiligen erster Ordnung in den Himmel versetzt und ihn hohnlachend zur Hölle gerissen; man hat ihn mit Shakespeare ver-

glichen und boshaft über ihn aus der Scheffelschen Dichtung citiert: „Er ist nur ein Trompeter, und doch bin ich ihm gut!“ Er hat gewiß zuerst des Dankes zu viel geerntet, aber es war nicht nötig, daß der Ausgleich durch so viel Hohn und Undank herbeigeführt werden sollte. Geradezu empörend ist dieser Dichter oft behandelt worden, und jeder journalistische Zeilenschinder glaubte sich als große moderne Persönlichkeit zu erweisen, wenn er einen schlechten Witz über ihn riß. Man hat seinen lautern Patriotismus verdächtigt, man hat ihn den Stabstrompeter der Hohenzollern genannt, ihn als Tendenzpoeten verklagt, aber dieselbe Kritik erhebt den „Stabstrompeter von Waldeck und Manasse“ in den Himmel, einen um 50 Jahre in der Zeitentwickelung zurückgebliebenen Hamburger Schulmeister, der grob zurechtgehauene Tendenzstücke zimmert und dessen dichterische Qualitäten, wenn sie überhaupt vorhanden sind, zu denen Wildenbruchs stehen wie das Mäuslein zum Elefanten. Ich halte es mehr noch für Dichter- als für Kritikerpflicht, das auszusprechen. Der Kritiker, besonders der moderne, versteht eine Erscheinung wie Wildenbruch leichtlich nicht; er ist auf so bestimmte Poeten und eine so bestimmte Poesie dressiert, daß er alles anders Geartete gern ablehnt und in seiner Einseitigkeit über einzelne Sünden garnicht zum Ganzen vordringt. Der Dichter aber muß Wildenbruch lieben und ehren. Denn seine Fehler sind ganz speziell Dichterfehler, das heißt: Fehler, die mit dem Besten zusammenhängen, was der Dichter hat: mit seinem Temperament. Wir aber sind so überschwemmt mit Kniffligem und Ausgetifteltem, „Psychologischem“ und Ciseliertem, daß wir Gott danken sollten, wenn mal einer in Sturm und Feuer kommt statt in zarten Windchen, wenn einer mal nicht schulreitet, sondern ventre à terre dahinfegt, ob er auch wirklich dabei hin und wieder aus dem Sattel fliegt und ihm der Atem ausgeht. Ein Dichter ist doch nicht dazu da, die klugen Köpfe mit Problemen zu versorgen — er soll die Herzen füllen und hinreißen! Das hat Wildenbruch gethan, er hat uns oft herrlich begeistert, er ist der Jugend, der guten deutschen Jugend, die noch helle Augen und den Drang nach dem Schwert und frischer Kraftbethätigung hat, entgegengekommen. Die Herren allerdings, die am liebsten das Weltfriedensfest unter Bertha von Suttnerschen Unterröcken feiern möchten, werden die Achseln zucken und lächeln. Aber ich glaube nicht, daß sie jemand um dieses Lächeln und ihre kühle Ruhe beneiden wird.

Doch sind es nicht Wildenbruchs Dramen, die mich hier angehen. Wie der wilde Trompeter der Revolution, Georg Herwegh, neben seinen roten, tyrannenmordlechzenden Sturmrufen seine fast weichlich-rührseligen Strophen aus der Fremde dichtete, so hat auch Wildenbruch neben seinen lauten, wohl gar lärmenden Dramen ganz schlichte, stille und feine Geschichten geschrieben, die mit sicherer Hand ans Herz fassen und es tief ergreifen. Seine Kindergeschichten, die „Kinderthränen“ und „das edle Blut“, sind ganz einzig schön; seine Novellen und Romane stets bedeutend angelegt, ob auch ungleich. Er vergreift sich auch hier oft, aber ich kenne kein Buch von ihm, das nicht mit glänzendem Zug geschrieben wäre, so daß man folgt, wie seltsame Wege das Phantasieroß auch einschlägt. Aber — es galoppiert diese Wege wenigstens und schleppt sich nicht mühsam als Karrengaul dahin.

Das Galopptempo ist auch in Wildenbruchs neuester Erzählung „Unter der Geißel“ (Berlin, G. Grote). Doch um es gleich zu sagen: es ist diesmal wirklich nur

ein Galopp „unter der Geißel“. Die Phantasie schwingt die Peitsche und hetzt. Wir jagen dahin und werden gejagt auf romantisch-abenteuerlicher Fahrt, auf der es am besten ist, sich nicht weiter zu besinnen. Wenn der Ausdruck erlaubt ist: eine kalte Hitze steckt in dem Buche, das ich bei aller Energie der Darstellung doch zu den schwächeren Leistungen Wildenbruchs zähle. Ein reiner tragischer Eindruck will nicht aufkommen. Die Menschen bleiben uns samt und sonders fern; die beiden, auf die das vollste Licht fällt, Vater und Tochter, sind uns von Anfang an unheimlich, sind vom Wahnsinn belauert. Das Herz kommt nicht auf seine Rechnung, tiefere Herzenstöne werden kaum angeschlagen, alles steht von vornherein gleichsam unter einem Druck und Zwang, der ein freies Aufrichten garnicht mehr erlaubt, und das Ende hat nichts Erlösendes, der Druck bleibt. Man sieht einem seltsamen Schauspiel zu, das man im Tiefsten nicht ganz versteht, fatalen und beinahe fatalistisch genommenen Geschehnissen, denen alles Typische fehlt und damit zugleich auch alles wirklich Tragische. Es wird einem unbehaglich zu Mute, ja, diese Unbehaglichkeit steigert sich manchmal auch bis zu leisem Grauen, aber weiter geht es nicht. Man legt das Buch mit dem Bewußtsein zur Seite, daß man es nicht festhalten wird und daß man sich nicht des Ganzen freuen kann, sondern nur einiger Scenen, die groß und wirkungsvoll geschildert sind, wie etwa der Abend von Königgrätz, wie vor allem der Tanz der Johanna Margarethe . . .

Ganz anders wirkt desselben Dichters „Lachendes Land“, eine vierzehnte vermehrte Auflage der „Humoresken“ mit Hirzelscher Titelzeichnung. Hier wird mit derbkräftigen Mitteln gearbeitet, der prächtige „Onkel aus Pommern“ bringt einen dazu, daß man Thränen lacht, und auch das übrige ist so liebenswürdig, daß man gern eine freie Stunde daran wenden mag. Daß dieses „Lachende Land“ eigentliche litterarische Prätensionen nicht erhebt, beweist auch der neu hinzugekommene Anhang: „Julius Rodenberg als Berlin-Bummler“, in dem — merkwürdig genug — Wildenbruch eine Lanze für Berlin einlegt, fast hätte ich gesagt: Für Berlin als Heimatsstadt. Ob er wirklich jemanden bekehren wird?

Ernst von Wildenbruch und die „Modernen“ standen einst, in den achtziger Jahren, dicht beisammen. In dem Buche, das heute als erstes Dokument Jüngstdeutschlands in den Litteraturgeschichten aufgeführt wird, in Arents „Modernen Dichtercharakteren“, ist als einzigster Aelterer neben Arent, Henckell, Conradi, Hart, Holz u. s. w. der Dichter der „Karolinger“ vertreten, den die Jugend für sich reklamierte. Heute liegt zwischen Wildenbruch und den Modernen eine ungeheure Kluft. Allerdings: die heutigen Modernen sind auch schon wieder andere als die von 1884. Diese letzteren sind teils tot, oder sang- und klanglos verschollen, oder in den Hintergrund gedrängt. Wildenbruch spielt aber immer noch mit leidlich vollem Orchester. Wie dünn und piepsig klingt daneben, was Arno Holz' einstiger Freund, Johannes Schlaf, vorzutragen hat! Es war ein merkwürdiges Paar, die beiden! Arno Holz männlicher, wuchtiger, der kluge Ostpreuße mit einem Schuß Berlinertum, immer etwas überlegen, etwas satirisch. Und neben ihm, seine „bessere Hälfte“, der fast weiblich-weiche Schlaf, Stimmungsmensch mit etwas sentimentalem Anhauch, kraftlos jedem Eindruck nachgebend, ein Nüancenpoet. Seit sich die beiden getrennt haben, experimentiert jeder erfolglos. Holz will eine neue Lyrik und Dramatik erfinden, wie er s. Zt. die laufende Maus erfand, vertrödelt sich

dabei ganz, wird verbittert und schweigt. Schlaf schreibt Romane, Dramen und Gedichte, die alle von peinlicher Kraftlosigkeit sind und — was schlimmer scheint — eine gewisse innere Haltlosigkeit zeigen.

„Die Suchenden" heißt Johannes Schlafs neuester Roman (F. Fontane u. Co., Berlin). Es ist ein fatales Buch — fatal, weil es sich als etwas Besonderes und Eigenes aufspielen möchte, und weil es doch an keiner Stelle verbergen kann, daß es ein Buch dichterischer Impotenz ist. Ich wähle dieses harte Wort, weil der Roman täuschen will und diesen und jenen wohl auch täuschen wird. Die beste Kritik darüber war die Parodie, die im „Ulk" stand. Das Thema ist abgedroschen: der Mann zwischen zwei Frauen. Doch giebt es eine neue Nüance in diesem dreieckigen Verhältnis: Der „Mann" (der übliche Waschlappen aller modernen Romane) erstrebt ein . . . sagen wir: mormonisches Ideal. Er möchte seine Frau behalten, die er aus Gewohnheit, alter Liebe und als Mutter seiner Kinder braucht, und möchte doch auch seine neue Geliebte in sein Haus nehmen. Den zwei Frauen möchte er klar machen, daß er sie beide nötig hat, und sie sollen sich hineinfinden und sich in ihn teilen als gleichberechtigte. Da diese bitter ernst behandelte Lächerlichkeit nur halb zur Ausführung gelangt, und da es mit der neuen Form der Ehe nichts wird, so läßt „der Held" seine Frau sitzen und lebt irgendwo in der Welt mit „Ilona", der freien Persönlichkeit, zusammen, die seine Mannheit endlich dadurch erkannt hat, daß er wütend sie einst prügelte. Diese beiden treiben nun, wie der Schlußsatz des Romans lautet, „ferneren Vollendungen entgegen". Der unfreiwillige Humor dieses Schlusses ist köstlich; der ganze Roman lächerlich. Man brauchte kein Wort mehr daran zu verschwenden, wenn nicht auch hier eine bitter-ernste Seite vorhanden wäre.

Johannes Schlaf hat sich mit dem Papa Hamlet, der auf Hauptmann den entscheidenden Einfluß ausgeübt, und mit der „Familie Selicke" eine litterarische Position geschaffen. Er hat später bewiesen, daß er eigentlich eine schöne Seele ist und daß er ausgezeichnet ein paar feine kleine Naturstimmungen geben kann. Sein „Frühling" (irre ich nicht: im Musenalmanach von Bierbaum) war wirklich köstlich. Dann schüttete er solche Naturnippessachen gleich bandweise aus, und da wirkten sie — vide „In Dingsda" — schon langweilig. Zuletzt trug er Gestalten und Probleme in dieselben Naturstudien und -stimmungen hinein und nannte sie Romane. Wär' der Laubfrosch ein Laubfrosch geblieben, hätt' man sich seiner gefreut. Nun wollt' er sich aufpusten, daß er groß würde wie ein Ochse, aber da platzt er, wenn man ihn anfaßt.

Der Roman „Die Suchenden" hat 321 Seiten. Ich glaube mit gutem Gewissen sagen zu können, daß davon 200 Seiten völlig überflüssige Naturschilderungen und Reflexionen enthalten. Wenn man billig Bogen füllen will, macht man dergleichen immer. Gleich das erste Kapitel zeigt, was man zu erwarten hat. Und dann quält sich Schlaf mühselig weiter. Es wirkt zuletzt nur noch humoristisch, wenn er jedes nebensächliche Kissen, auf dem irgend einer ruht, des Langen und Breiten beschreibt; wenn er ein ganzes Kapitel von 9 Druckseiten dazu braucht, um zu erzählen, wie der zu einer Kranken gerufene Arzt zu ihr hingeht. Humoristisch wirkt es, weil man es als Tric empfindet, als eine Schwäche sondergleichen, die Angst hat vor der Handlung, die trotzdem wohl noch als Stärke genommen sein möchte. Es wäre ein Leichtes, diese große gallert-

artige Masse, die einen Roman vorstellen soll, zusammenzuquetschen, daß nur ein kleiner Rest übrig bleibt. Aber selbst dazu gehört ein bischen Kraft. Von den Personen, die in diesem Brei schwimmen, ist dasselbe verstärkt zu sagen, was Julian Schmidt den Tieckschen Helden nachgesagt hat: es fehlt ihnen die sittliche Schwere. Deshalb glaube ich weder an „Die Suchenden" noch an Johannes Schlaf, den Suchenden, überhaupt. Er sucht, aber er ist zu steuerlos, als daß man glauben könnte, er würde jemals finden.

Gegen diese Schwächlichkeit wirkt Max Kretzer wie ein Athlet, trotzdem er gerade in seinem Neuesten fast zu viel von Nervenzufällen und physischer und psychischer Schwäche redet. Ich schätze die großen sozialen Romane von Kretzer sehr; man soll ihm „Die Verkommenen" erst nachschreiben. Er ist manchmal nüchtern, aber von unerbittlicher Sachlichkeit und Konsequenz. Er mengte weiter wohl Rattengift für Dienstmädchengeschmack in seine ersten Romane, aber er hatte auch grandiose Partieen darin, die von großer realistischer Gestaltungskraft und Phantasiemacht zeugten. Seitdem hat sich sein Geschmack wohl mehr geläutert, doch leider sind auch die grandiosen Partieen zugleich mit dem Rattengift mehr und mehr geschwunden. Er hat sich zum Bourgeois entwickelt, zum guten Erzähler für die weitesten Volkskreise. Das soll kein Vorwurf sein, so vorwurfsvoll es klingt. Ein Dichter ist kein Automat, der immer die gleiche Ware liefert. Und es ist ganz verständlich, daß man als Vierziger anders schreibt, wie als Zwanziger und Dreißiger. „Die Madonna im Grunewald" (Paul List, Leipzig) ist ein Buch des schon behäbiger gewordenen Kretzers. Statt der revolutionierenden Arbeiter giebt es darin Exzellenzen und Landgerichtsräte, Direktoren und Hofphotographen; statt des Sturmwindes des Sozialismus Gespräche über Kunst und Nerven; und aus dem Dunkel des Riesenneste wird man immer wieder in den grünen freundlichen Grunewald geführt, in dem sich ein Pärlein findet. Zögernd und unkräftig setzt die Geschichte dieses Paares ein; man fürchtet bereits, Kretzer wäre ganz farblos geworden und hätte seinen Wein bis zur Unkenntlichkeit verdünnt. Aber allmählich hebt sich die Erzählung, man liest aufmerksam und klappt das Buch befriedigt zu. Der bekannte Name deckt zwar nur Unterhaltungslektüre, doch immerhin eine, die ihm nicht Unehre macht. Es ist im Guten und im Bösen nicht mehr darüber zu sagen.

Drei Feminina mögen den Reigen diesmal beschließen: Wilhelmine von Hillern, Riccarda Huch und Hermine Villinger. Das typische Frauenbuch hat davon Wilhelmine von Hillern, geb. Birch, in ihrem Roman „Der Gewaltigste" (Cotta, Stuttgart) geschrieben. Sie hat seit der seligen Geier-Wally nichts gelernt und nichts vergessen. Es ist wieder eine gewaltige Coulissenschieberei mit großen Knalleffekten und alpinem Hintergrund. Man meint, die Erzählerin müßte in letzter Zeit J. C. Heer gelesen haben, denn genau wie der Schweizer Dichter, von dem der vorige Litteraturbericht sprach, in seinem besten Buch „An heiligen Wassern", schildert sie den kühnen Sohn der Berge im Kampf mit den Elementen, mit der Natur, die er als Ingenieur schließlich besiegt und bändigt. Auch sonst kann ich vieles, was über J. C. Heer gesagt ward, hier wiederholen. Eine bewunderungswürdig ausgiebige, nur nicht gezügelte Phantasie erfindet eine sich überstürzende Handlung. Der Theaterinstinkt, der weibliche Instinkt für das, was packt und fesselt, feiert Triumphe. Mit atemloser Spannung liest man, das Interesse am Roh-Stofflichen ist so groß, daß ein anderes garnicht auf-

kommt. Auch aus diesem Roman ließen sich bequem drei Bände machen. Als retardierendes Moment in dieser Flucht der Ereignisse wirken Naturschilderungen und Betrachtungen, die reichlich eingestreut sind. Es genügt Wilhelmine von Hillern nicht, irgend einen feinen Zug ausgestaltet zu haben. Sie muß immer, damit er nur ja nicht übersehen wird, einen Trumpf draufsetzen. So erhält Veit Collander, der Ingenieur, einen Brief von seiner Geliebten, während seine Braut zugegen ist. Soll er ihn öffnen? Da schlüpft die Braut aus dem Zimmer. Und Wilhelmine von Hillern fügt tiefsinnig hinzu: „O Bildung — und Herzenstakt, welch eine wundervolle Sache!" Was an sich fein gewirkt hätte, wird dadurch grob und komisch. Eine ganze Blütenlese ähnlicher Betrachtungen, die von merkwürdiger Trivialität sind, könnte ich hier zum Kranze winden. Brauche ich hinzuzufügen, daß die 400 Seiten des Romans durchweg im Präsens geschrieben sind? Die Unrast und Erwartung, die durch das fortwährende Niederprasseln der Ereignisse schon erweckt ist, wird dadurch noch weiter genährt. Man scheidet von dem Roman mit halber Trauer. Man muß ihn ablehnen, und doch muß man sich sagen, daß hinter dem vielen Theaterdonner auch ein Teilchen echter Donner steckt, um den es schade ist, daß eine unruhige und fahrige Kraft sich hier im ganzen ergebnislos vergeudet, die, wenn sie zu gelassener Ruhe käme, viele erfreuen könnte.

Ungleich bedeutender, überhaupt eine der eigenartigsten Erscheinungen der modernen Frauenlitteratur, ist Riccarda Huch. Vor vielen Jahren bekam ich ein Bändchen Lyrik in die Hand von Richard Hugo. Es gab darin ein paar ganz wundervolle Gedichte, besonders eins aus dem 30jährigen Kriege, das an markiger Schönheit mir noch heute fast unübertrefflich scheint. Aus dem „Richard Hugo" ward eine Riccarda Huch. Die merkwürdige Frau wandte sich vom Vers ab und schrieb ihren ersten und bisher einzigen Prosaroman, die „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" — ein Buch, dessen erste Hälfte besonders von erstaunlicher Kunst ist. Es dauerte nicht lange, so brachte die „Deutsche Rundschau" litterarhistorische Arbeiten der Dichterin — Charakteristiken einiger frühromantischer Dichter. Die erste Romantik ist mein spezielles Arbeitsgebiet, ich darf also ein Urteil darüber fällen, und dieses Urteil kann nur lauten, daß kaum ein anderer vor ihr die Männer und Frauen jener Zeit in ihrer Fülle und Wesenheit so tief erfaßt und gekennzeichnet hat. Der Litterarhistoriker zog die Umrisse, der Dichter trug Leben und Farbe hinein. Nun ist — mit Buchausstattung von Mediz-Pelikan — ein neues poetisches Werk von Riccarda Huch da: „Aus der Triumphgasse". Lebensskizzen. (Eugen Diederichs, Leipzig 1902.) Wiederum ein Buch von seltsamer Eigenart, ein Ich-Buch wie die Erinnerungen von Ludolf Ursleu. Auch ist dieses erzählende Ich wieder ein Mann, aber es entsteht dadurch kein Widerspruch, weil die Art und Vortragsweise Riccarda Huchs eher als männlich, denn als weiblich empfunden wird. Wie in ihren Versen, so ist sie auch in ihrer Prosa durch die Schule Conrad Ferdinand Meyers gegangen, an dessen Seite Gottfried Keller tritt. Sie hat mit den beiden die große künstlerische Ruhe des Erzählens gemein, aber es fehlt ihr die reine goldne Herzlichkeit Kellers. Es ist weit mehr etwas Dunkles und Schweres in ihr, das sogar manchmal zur Schwerfälligkeit werden kann; daneben etwas seltsam Fremdes. Man hat den Eindruck, als schreibe diese Riccarda Huch auch schwer und langsam, sorgfältig jedes Wort drehend und wendend, immerdar bemüht, jedem Satze

Fülle und Eigenheit zu geben. Deshalb liegt ihr auch der Dialog garnicht. Sie faßt ihn lieber nacherzählend zusammen. Und wenn sie die Leute reden läßt, seien es nun Dirnen und Mörder oder Söhne vornehmer Familien, so läßt sie jeden einzelnen doch in ihrer gewählten Sprache sprechen. Nur leise Nüancen und das, was er sagt, charakterisieren ihn. In der Ich-Erzählung wirkt das auch weniger befremdend, als sonst wohl.

Vom Leben und Sterben erzählt diese Chronik der Triumphgasse, wie davon einst die Chronik der Sperlingsgasse erzählt hat. Schicksale werden ausgebreitet, aber sie sind nicht die Hauptsache, sondern die Personen sind es, die sie sich zimmern und sie tragen. Es werden Fäden gesponnen und abgerissen, Menschen gehen und vergehen, die Gasse bleibt, die abschüssige dunkle, in der dies alles sich ereignet. Das Buch hat keinen Anfang und kein Ende. Die liebevolle Ausmalung der Charaktere ist die Hauptsache, und äußere Begebnisse selbst der ungewöhnlichsten Art werden wie etwas Nebensächliches und Gewöhnliches abgethan. So passieren seltsam viel Morde und Totschläge — Riccarda Huch erzählt davon immer beiläufig, wie etwa, daß ein Knabe in der Triumphgasse einen Milchtopf ausgeschüttet hat. Es sind auch nicht eigentlich die Handlungen, durch die sich die Menschen uns darstellen und aus denen uns scharf und sicher ihr Bild erwächst; sondern jede Person bekommt eigentlich ihr Täflein, auf dem in wundervoller Feinheit ihr Wesen und ihre Art notiert ist.

Wir kommen hier auf den springenden Punkt. Nämlich, es scheint manchmal, als seien diese Menschen nicht aus dem Vollen geschaffen, sondern nur nachgeschaffen. Um es in scharfer Deutlichkeit zu sagen, die allerdings etwas Ungerechtes hat: als wäre das ganze Buch die außerordentlich feinfühlige Nacherzählung eines großen herrlichen Romans, als hätte ein dem Dichter kongenialer Interpret die einzelnen Figuren herausgeholt, sie bis in das Innere ihres Wesens verfolgt und vieles, was sich als Handlung dort gab, hier als Reflexion aufgenommen. Es ist kein großer Unterschied zwischen der Art, wie Riccarda Huch das Porträt von Friedrich Schlegel und wie sie etwa das eines von ihr selbst erfundenen Romanhelden schafft. Ueberall ein gewisses verständiges Raisonnement, eine bewunderungswürdige Abhandlung über einen Menschen, die ihm ganz gerecht wird und eine runde fertige Gestalt vor uns hinstellt. Aber ein letzter Rest geht nicht rein auf. Ich hoffe, mich klar genug ausgedrückt zu haben, daß verständlich wird, was ich meine. Im Grunde geht doch wohl Riccarda Huch die äußerste Ursprünglichkeit ab, ist sehr viel bei ihr bewußte und vielleicht gar gewollte Kunst. Sie wird uns nie hinreißen, aber zur Bewunderung wird sie uns zwingen. Besonders im siebenten Kapitel sind hier Partieen, die man immer wieder lesen kann (S. 126 ff.). Die Künstlerin in ihr ist viel stärker als die Dichterin. Darin liegt schon, daß sie niemals auf breitere Schichten einwirken, aber einem Kreise litterarischer Feinschmecker stets zu Danke schaffen wird. Ich muß bekennen, daß mich noch jedes Buch der merkwürdigen Frau begierig gemacht hat auf das folgende.

Muß man bei Riccarda Huch von einer dunklen Klarheit reden, so bei Hermine Billinger von einer hellen, goldenen. Jene macht nachdenklich, diese fröhlich. Es giebt noch so viel Leute in Deutschland, denen die köstliche Schulmädelgeschichte „Knöpfche“ unbekannt ist. Sie wissen nicht, was sie damit verlieren. Daß daneben jedoch ein großer

Kreis die Dichterin nach Gebühr schätzt, das beweist die soeben ausgegebene vierte Auflage der Geschichten „Aus dem Kleinleben". (Moritz Schauenburg, Lahr.) Zwanzig Skizzen, eine Anzahl prächtigster Volkstypen, alle so überaus sicher gegriffen, daß sie gar nicht anders sein und dastehen können. Wer Wärme braucht — diese Dichterin, die die Liebe der armen Vieh-Marie zum Besen-Jean so verklärt hat, kann allen Frierenden davon mitteilen.

Die eigentliche Neuheit des Jahres ist aber „Binchen Bimber". (Bonz, Stuttgart 1902.) Eine gräßlich illustrierte Geschichte, aber das Buch, das mir von allen am meisten geeignet und wert erscheint, unter deutschen Weihnachtsbäumen zu liegen, das selber ein fröhlich und selig Licht in deutschen Herzen entzünden kann. Reinste Herzensgüte, die sich auch zu den verlorensten Pflänzchen in der Schattenecke hinabbeugt, überstrahlt es; ein echter körniger Humor macht uns das Herz weit — kurz, ein so liebes gutes reines Buch, daß die böse Kritik gern und ganz davor kapituliert. Prachtgestalten wie der Packer Simson und die Näherin Sätchen gehen da durch die Seiten — dieses Sätchen, das von fabelhafter Natürlichkeit ist, das mit sicherer Kraft bis an seine Sterbestunde durchgeführt ist. Die Sterbescene ist — gerade weil jede Spur von Sentimentalität fehlt — tief ergreifend, ist der Höhepunkt der Darstellung. Viel andere Herzensfreuden und -Leiden sind außerdem noch erzählt, das Heidelberger Schloß blickt von Anfang bis Ende auf diese „P'älzer Leut'" hinab, die Studenten singen durch die Gassen:

„Nun werde gesprochen das letzte Wort.
Valet, Geselle, Valet!
Was hier verwelket, das blühet dort,
Und einmal wird alles wett."

Wer will hingehen und dieses herzerquickende Buch lieben lernen?

Menschenmacht.

Mensch, dein Schiff auf dem Strome vermagst du beliebig zu lenken,
Aber die Stromflut selbst meisterst du nimmer nach Wunsch.

Pflanzenleben.

Wohlig gebettet auf schwellendem Moos, so hab' ich gar manchmal
Träumend ins Blättergewirr ragender Buchen gestarrt.
Als ureigenstes Reich idyllischen Friedens erschien mir's;
Amsel und Buchfink auch zollten ihm jubelnden Dank.
Nichtiger Traum! Ihr Kronen, in jeglichem Zweiglein und Blättchen
Führt Lichthunger zumal schweigend den heißesten Kampf.
Alles ja drängt zur Sonne; den Schwächeren mordet der Schatten,
Doch sein zeitiger Tod fördert des Ganzen Gedeihn.

An die Jugenderzieher.

Von des Achilleus Lanze berichtet hellenischer Tiefsinn,
Wunden, die selbige schlug, habe sie wieder geheilt.
Jünger der heiligen Kunst wahrhaftiger Menschenerziehung,
Wählt sie zu eurem Symbol! Also beglückt ihr die Welt.

Salzwedel im Dezember 1901. G. Legerlotz.

Vom deutschen Theater.

Von

Max Marterſteig.

III.

Die rote Robe. — Hedwig Niemann-Raabe. — Madame Réjane. — Unſere Schauſpielkunſt. — Die Japaner.

Der draußen ſo unfruchtbare und von allen Monaten des Jahres ſchier unangenehmſte, der November, pflegt ſeinen üblen Ruf ſonſt in der bunten Welt der Theaterlampen wenigſtens etwas aufzubeſſern; gewöhnlich bringt er die ſtärkſten Neuheiten regſamen Dichterfleißes zur entſcheidenden Probe und höchſtens noch in der erſten Dezemberwoche empfangen wir weitere Gewißheit, was wir für die Spielzeit in das Gewinnkonto der dramatiſchen Buchführung eintragen dürfen. So war es auch heuer: im November gab es die von Frankreich herübergeholte „Rote Robe“ und der Dezemberanfang brachte uns den lange vorausverkündigten „Roten Hahn“ unſeres Gerhart Hauptmann. Vom „Roten Hahn“ und ſeinem wieder allen Heilsglauben an die Entwickelung des naturaliſtiſchen Dramas verleugnenden Krähen ſoll erſt im nächſten Monat hier berichtet werden, obſchon von der „Roten Robe“ an ſich nur wenig zu ſagen iſt. Immerhin hat das mit ſtarken Theatermitteln gebaute Stück des Herrn Eugen Brieux, das ſich ja ganz ehrlich als ein Senſations- und Tendenzdrama giebt, weit weniger hohnvolle und hochmütige Abfertigung verdient, als ihm zuteil geworden und wenn man ſich ſchon an ſeinen aller Welt ſichtbaren poetiſchen Schwächen ſchadlos halten wollte, ſo hätte doch am Ende in einem Land, in dem große Kreiſe über ſeine Rechtspflege in ſo tiefe Beunruhigung verſetzt worden ſind, wie es in den letzten Jahren der Fall bei uns war, gerade der tendenziöſe Inhalt des franzöſiſchen Stückes etwas Nachdenken verdient. Es iſt ja überhaupt von unſerer dramaturgiſchen Weisheit noch lange kein feſtes Geſetz über das im Drama zuläſſige und ihm vielleicht durchaus notwendige Tendenziöſe gefunden worden. Herr Brieux war auch keineswegs ſo geſchmacklos wie zum Beiſpiel Herr Felix Philippi, der der Reihe nach alle berühmten Fälle unſerer heimiſchen jüngſten Geſchichte dramatiſch ausſchlachtet, ſonſt hätte er es ſich ebenſo leicht machen und friſchweg die Dreyfusaffaire auf die Bühne bringen können. Wer weiß, ob ihm das bei uns nicht mit noch ſtärkerem Kaſſenerfolg gelohnt worden wäre. So hat er ſich die allerdings nicht ganz geglückte Mühe gegeben, für ſeinen ſtark empfundenen ſozialkritiſchen Vorwurf eine Handlung künſtlich zuſammenzubauen. Wir aber ſchreien nun über grobe Tendenz. Uns dünkt das, was er von der Schwäche und Erbärmlichkeit franzöſiſcher Rechtspflege meiner Anſicht nach in durchaus redlich pſychologiſch begründeter Weiſe ſchildert, als kraſſe Uebertreibung. Herr Brieux hat den bei uns leider faſt

ganz aus der Uebung gekommenen Mut, den Balken, den er seinen Landsleuten im Fleische sitzen sieht, einen Balken zu nennen, wofür er, was wieder bei uns undenkbar wäre, auch wenn wir ein solches Institut — vielleicht an Stelle unserer Schillerstiftung — hätten, von der Académie française mit einem Preis bedacht wurde. Ich kann auch nicht finden, daß er auf dem gespannten Drahtseil der entrüsteten Phrase rhetorische Seiltänzerei vollführte, wozu der Stoff reizen mochte; ich meine vielmehr, daß er als tiefblickender Kenner gesellschaftlicher Krankheitszustände mit sehr viel würdigem Ernst und sehr viel objektiver Kunst die Ursachen sucht, in die Seelen der Bonzen und der Streber hinableuchtet und die halb oder ganz Unglücklichen, die ausübend oder erleidend in die Räder der modernen Rechtsmaschine geraten sind, mit viel Herz begreift und schildert. Das ist immer kein geringes Verdienst. Es war daher sicher ungerecht, den Franzosen Brieux totzuschlagen, wenn man mit mildlächelnder Nachsicht sich mit den Thatsachen abzufinden bereit war, daß an der der Rangliste nach obersten deutschen Bühne Herr Felix Philippi sein „Großes Licht" leuchten lassen durfte und daß im Berliner Theater die allerälteste Gartenlaubensentimentalität in Gestalt des Meyer-Försterschen „Alt-Heidelberg" wieder zu hohen Ehren gebracht wurde.

Die „Rote Robe" war vor etwa Jahresfrist schon, unter Ausschluß der breiteren Oeffentlichkeit, in der Berliner Freien Volksbühne gespielt worden; die Aufnahme in den Spielplan des Berliner Theaters aber gewann den Charakter eines großen Ereignisses, da sie dem Wiedererscheinen einer unserer stärksten Schauspielerinnen auf der Bühne Gelegenheit bieten sollte, der fast nur der Erinnerung noch angehörigen Hedwig Niemann-Raabe. Ich würde in der Vorfreude, die diese Aussicht mir erweckt hatte, auch keinen Anstand genommen haben, zu sagen: eine unserer größten Künstlerinnen! Denn immer dürfte Hedwig Raabe als eine solche in unserem Gedächtnis leben, wenn — ja, wenn wir seit nicht mehr zu gewahrenden oder vielleicht auch wirklich nie dagewesenen Zeiten von großer Kunst auf der deutschen Bühne überhaupt reden dürften. Wie gern möchte man das. Und fast nie lieber, als wenn man der Tage sich erinnert, da Hedwig Raabe mit hinreißender Gewalt und allem Liebreiz einer Vollnatur die Marianne Goethes uns vor Augen stellte, als sie dann in der Folge das zunächst fremdartig, krankhaft und verworren scheinende komplizierte Gebilde einer Nora mit der urwüchsigen Kraft ihres Temperamentes uns klar legte, — und selbst später noch, als sie endlich einmal die unsere Seelen im Tiefsten bewegende tragische Gewalt und Bedeutung, das moderne soziale Heilandserleben der wundervollen Tischlerstochter, der Klara in Hebbels Maria Magdalena, mit tiefster Empfindung erschöpfte. Wie vielen deutschen Dichtern, hat sie auch Hebbel und seinem über all unser dramatisches Schaffen des nachklassischen Deutschlands so hoch ragenden Gebilde die volle Gewalt der Gegenwartswirkung verliehen. —

Aber war es die Kunst, der Hedwig Raabe solche Siege verdankte, war es ihre Kunst, die so tief in unsere Herzen griff? Oder nicht vielmehr ihre Stärke, ihr Naturell, ihr unerhört leicht bewegliches Temperament, das jetzt ein Feuerwerk von Sonnenfunken um uns sprühen ließ, jetzt in einen Strudel schmerzlichster Empfindung und wirklicher Thränen uns hinabriß, ihre köstliche Ursprünglichkeit? Ihr ansteckendes Koboldlachen, die immer locker hinter den Wimpern haftende Thräne, die, gehorsam jeder leisen Regung, so leicht dem seelenvollen, blauen Auge entperlte, — sicher, das vergißt man nie! Und

Hedwig Raabe hat sich der Jugend, die ihr solche Kraft verlieh, lange erfreut; bis in reifste Jahre hinein blieb ihr die Stärke jugendlichen Frauenempfindens eigen; durch sie wußte sie zu gewinnen und zu behaupten. Aber wie sehr sie dabei von dem großen Glückskapital ihres Talentes lebte und wie wenig sie je zu künstlerischer Vollendung der Form, zur Meisterschaft des Handswerks aus Eigenem gethan hat, — das offenbarte zu aufrichtigem, tiefem Schmerz der sie hoch Schätzenden und fast mehr noch Liebenden ihr Auftreten als Yanetta im Stück des Herrn Brieux. Daran ändert das faustdicke und für einen Franzosen fast plumpe Kompliment nichts, das der Dichter ihr für den großen äußerlichen Erfolg seines Stückes zu machen sich gemüßigt fühlte!

Was hierzu nun gesagt werden soll, gesagt werden muß, selbst wenn es dem nationalen Empfinden weh thut, das geht nicht Frau Hedwig Raabe persönlich an; das trifft die Schul- und Stilfrage unseres deutschen Theaters überhaupt, von der einmal wieder geredet werden muß. Nicht nur bei Frau Raabe konnten wir es stets beobachten, es springt fast bei jeder stärkeren schauspielerischen Wirkung auf der deutschen Bühne in die Augen, daß unsere Schauspielerei fast ganz auf den Zustand der Persönlichkeiten, der Begabungen und so betrübend wenig auf die Kunst des Berufs gestellt ist. Mit wenigen Ausnahmen finden wir überall jene Formlosigkeit in Haltung, Gang, Spiel und Sprache, die man auch bei der jungen Frau Hedwig zu tadeln und zu bedauern schon reichlich Anlaß hatte. Daß sie aber, auf ihre naturalistischen Machtmittel pochend, mit diesen Mängeln so leicht sich abgefunden hat, das rächt sich nun an der von keinem Jugendreiz mehr unterstützten Darstellerin, wie es sich früher oder später bei allen nur impulsiven Talenten rächt. Diese Gleichgültigkeit gegen die Form, diese grenzenlose Verwahrlosung alles Technischen hat unsere Schauspielkunst auf ein Niveau herabgedrückt, wie es kunstloser kaum bei einer anderen Kulturnation anzutreffen ist. Auch bei den englischen und amerikanischen Vettern nicht: so schlimm deren Bühnenzustände im Hinblick auf die Dichtung sind, — der Handwerksehrgeiz ihrer Spieler ist größer, gediegener, ihr Fleiß ausdauernder und ihre Regisseure sind Bühnentechniker ersten Ranges. Hätten wir eine feste Ueberlieferung in dieser Kunst, so dürfte es eben nicht erlebt werden, daß eine gefeierte Darstellerin, selbst wenn sie eine ihren Jahren nicht mehr zuständige Rolle spielt, durch automatenhafte Fechterbewegungen der Arme und Hände, durch den auffälligen Mangel an Beherrschung des Körpers in Haltung und Gang fast den Eindruck einer noch vor allen Anfängen der Kunstausbildung stehenden Dilettantin macht. Wir dürften auf einer deutschen Bühne nicht die ärgste der Qualen erleiden müssen, eine über alle Möglichkeit des Ausdrucks gesteigerte, in häßliches Schreien ausartende Sprache, die die Kraft der inneren Bewegung geradezu parodiert, von einer „Meisterin“ dieser Kunst zu hören. Wenn das ein Bestes oder auch nur ein Gutes deutscher Schauspielkunst ist, so steht es in der That übel um sie!

Hedwig Raabes Entwickelung und noch ein Teil ihres reifen Wirkens fiel in die Zeit, die der Geschichtsschreiber unserer Schauspielkunst, Eduard Devrient, die des Virtuosentums nennt, die nach seiner Meinung eben daran krankte, daß an den deutschen Bühnen kein Werkstattgesetz mehr galt, daß keine fachgemäße Entwickelung des einzelnen, keine Pflege des Zusammenspiels stattfand, dafür aber ein Dutzend Sterne, die gastierend umherzogen, die alle Wirkung auf sich zu konzentrieren, von sich ausgehen zu machen

verstanden, die ohnehin erst in den Anfängen stehende Stilentwickelung zu nichte machte. Diese lehrhafte Warnung stützte sich freilich auf den Grundirrtum, daß am modernen Theater ein Stilgesetz aus dem Willen und der Einsicht einzelner Meister und Berater der Kunst sich schaffen ließe: Derrient rief das Gewissen des Staates wach, daß er helfe, er appellierte an die Ehre des Standes, an die Dichter, — aber er machte die Augen zu vor der furchtbaren Grundursache dieses Verfalls der Bühne, über den, wenn man genau hinsieht, in Deutschland zu allen Zeiten geklagt worden ist. Der irrt auch als geistvollster Meister der Bühne, der da glaubt, unser Theater sei aus dem Gesetz einer Kunsterkenntnis herausgewachsen, es ließe an solche Gesetze sich binden. In unseren modernen Staaten, wo das Volk, das doch eine Kultureinheit sein müßte, wenn man eine Volkskunst ihm bereiten wollte, aus vier, fünf, sechs oder mehr riesigen Gesellschaftsklassen sich zusammensetzt, die eine geradezu trostlose Verschiedenheit der Kultur und des Bedürfnisses nach Kultur aufweisen, wird das Theater niemals mehr das Ergebnis einer künstlerischen Erkenntnis, eines künstlerischen Willens sein. Kaum die individuellsten und nur von einzelnen für einzelne geübten Künste können sich noch einer solchen Entwickelungsfreiheit rühmen. Das Theater aber ist eine Gesellschaftskunst: es kann, seinen Zweck erfüllend, nur gedeihen, wenn es die großen sittlichen Fragen der ganzen Volkheit zum tief bewegenden Gegenstand seines Schaffens und Bildens nimmt. Davon kann bei uns auf unabsehbare Zeit nicht die Rede sein. Will man für unsere modernen, in Nationen zusammengeschlossenen Gesellschaften und für ihre politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Strebungen das Bild einer stetig in hohen Wogen gehenden See gestatten, so ist die theatralische Kultur dieser Gesellschaft dem allerletzten Anbranden der hohen und stürmisch bewegten Wellen an den öden Strand der spielerischen Resignation, des nach Täuschungen lüsternen Ruhebedürfnisses, der Genußgier zu vergleichen. Mit breiten schäumenden, ein lärmendes Schauspiel vorspiegelnden Wellenkronen spülen die Wogen an diesen Strand, was der Sturm draußen im ernsthaften Kampf der Elemente aus den Tiefen wurzellos gemacht und aufgewühlt hat. Das Resultat chaotischer Vorgänge mit künstlerisch scheinendem Aufputz, — kaum mehr! Es ist heute über die Kraft auch eines dramatischen oder nur theatralischen Herakles, Ordnung und System in dieses Werk des Zufalls zu bringen. Aber da das Schauspiel trotzdem noch Millionen immerwieder anzieht, auch immer noch ein Heerbann kostbarer Kräfte diesem Sisyphosmühen sich weiht, so kann gar nicht oft und eindringlich genug darauf hingewiesen werden, daß nur die sorgfältigste und konsequenteste Arbeit wenigstens Regel und Harmonie in dieses chaotische Treiben bringen könnte. Diesem modernen Theater kann kein zu dreifacher Shakespearischer Kraft gesteigerter Genius der Dichtung helfen, wenn es sich selbst nicht zuvor die Kultur einer handwerksmäßigen Schulung erwirbt. Daher war es nur das Urteil der immer gerecht waltenden Notwendigkeit, das auch über die köstliche Hedwig Raabe seinen furchtbaren Spruch fällte: Vae victis.

Es giebt kaum noch Eiferer, die nicht einräumen, daß der letzte Ansturm des Naturalismus den europäischen Künsten allen eine heilsame Krisis bedeutete; die hohl gewordene Form des Epigonentums mußte zerschlagen, das dürre Laub durch einen Sturmwind von den Bäumen geschüttelt werden, damit die von lange angesammelter Kraft geschwellten neuen Triebe zu Blatt und Blüte sich entfalten konnten. Auch der

Schauspielkunst waren Zöpfe von beträchtlicher Länge gewachsen; sie mußten abgeschnitten werden. Aber, daß man hier bei diesem löblichen Beginnen nach Art der Sansculotten verfuhr, statt umzuwandeln, zu reformieren, die absolute Regellosigkeit auf den Thron erhob, das war die schlimme Folge der vorher schon herrschenden Stillosigkeit, des Mangels an festen Handwerksgesetzen. Noch scheint mir freilich die Einsicht nicht reif zu sein, daß die Kunst, die uns die jüngere, unter den Einflüssen des Naturalismus herangewachsene Schauspielergeneration jetzt auftischt, schon einfach unerträglich ist! Noch immer gilt es als etwas ganz Außerordentliches, wenn uns die Herren und Damen auf der Bühne ihre innerlich und äußerlich nichtssagenden „Individualitäten" mit möglichster Treue, das heißt eben, mit dem möglichsten Verzicht auf alle künstlerische Arbeit an sich, entfalten. Um durch seine Individualität zu wirken oder gar zu entzücken, muß man erst eine solche sein: eine Persönlichkeit! Die freilich kann nach Goethe höchstes Glück der Erdenkinder ausmachen und auch Glück verbreiten. Das war der Fall bei Hedwig Raabe! Von den neunundneunzig Prozent aber der wenig oder gar nicht Beglückten sollten wir uns das endlich ernsthaft verbitten. Wir sollten immer mit aller Deutlichkeit betonen, daß es uns ganz und gar nicht interessiert, den Herrn X. Y., der weder gehen, stehen noch sprechen gelernt hat, dafür aber seine schlechten, unerzogenen Manieren als Kunst uns zumutet, kennen zu lernen. Wir wollen die Gestalt des Dichters und wollen vom Schauspieler ein irgendwie sichtbares Bestreben, diese Gestalt zu sein, sie unter möglichstem Abstreifen der Zivilpersönlichkeit so korrekt und so charakteristisch wie möglich darzustellen. Nur das kann doch überhaupt der Schauspielkunst Sinn sein.

Es war für die Darsteller des Berliner Theaters, für den Regisseur der „Roten Robe" und für den Uebersetzer des Stückes ein vernichtendes Verhängnis, daß gleichzeitig das nämliche Drama von Madame Réjane und ihrer Truppe im Lessingtheater gespielt wurde. Ich weiß nicht, ob Frau Niemann-Raabe, ob einer ihrer Kollegen, mit denen sie spielt, die französischen Kunstgenossen sich angesehen hat. Wäre es der Fall, so würde ich es für geboten gehalten haben, daß sie freimütig zu Dr. Paul Lindau gegangen wären und ihn gebeten hätten, ihnen aus Gründen nationalen Stolzes — oder nationaler Scham — weiterhin zu ersparen, einem Vergleich sich aussetzen zu müssen, der die deutsche Kunst nur verächtlich zu machen geeignet war. Aber ich fühle nicht den Beruf, die Moral des Schauspielerstandes zu verbessern; ich halte mich nur an das bei dem Vergleich der französischen und der deutschen Vorstellung desselben Stückes in die Augen springende künstlerische Ergebnis: und das darf, das muß für den Stand unseres Könnens beschämend genannt werden. An jeder Stelle, in jeder Rolle, stand der Ordnung, der Harmonie, der strengen Schulung dort, hier die Lässigkeit, die Karikatur, die übertreibende Willkür gegenüber. Dort überall sichtbar die Zucht einer als innere Verpflichtung empfundenen und mit moralischer Anspannung dargelegten Tradition, bei jedem die äußerste Anstrengung, den besonderen Charakter bedeutsam für sich und das Ganze in der größtmöglichen Korrektheit darzustellen, — und hier — nun ungefähr das platte Gegenteil von dem allen!

Lohnt es nun, an diesem Falle wieder einmal, vielleicht zum tausendstenmal, die grundsätzliche Verschiedenheit zu entwickeln, um die der Streit der Inhalt unserer gesamten theatralischen Entwickelung seit mehr als hundert Jahren gewesen ist? Im

Grunde ist es ja immer wieder nur dieselbe Erfahrung, die schon um 1780 herum gemacht wurde, als das von der Sturm- und Drangdichtung angeregte junge Schauspielergeschlecht, besonders das der „Mannheimer Schule", den französischen Darstellungsstil, den bis dahin das deutsche Theater einzig kultiviert hatte, über den Haufen rannte, — den dann Goethe, nach lang abgewarteter Erfahrung, sorgsam und der triftigsten Gründe dazu sich wohl bewußt, als Heil- und Hilfsmittel wieder aufrichtete. Wohin der Naturalismus diese noch so undisziplinierte Kunst führe, das hatte er als Theaterdirektor am eigenen Leibe erfahren: wie es ihm ganz unmöglich war, auf diesem Wege der Bühne etwas von seinem Wesen einzuflößen. Der immer wieder hervorbrechenden Verwilderung mußten Dämme gezogen werden; und da sich kein national eigenes Gesetz entwickelt hatte, entwickeln wollte, griff er zu dem der französischen Bühnenüberlieferung. Dieser Vorgang hat sich in größeren Zeitwellen seitdem dreimal mit merkbarer Wirkung wiederholt; und lokal beschränkt, von rascher wechselnden, flüchtigeren Richtungen veranlaßt, hält er die Oberfläche unserer Theaterkunst eigentlich immer in Bewegung. Früher nannte man die Gegenstände des Streites „Idealismus" und „Realismus". Aber viel früher schon hätte man anfangen sollen, dieser hochtrabenden Namen sich zu entwöhnen und gute deutsche, jedermann verständliche an ihre Stelle zu setzen. Denn allmählich und nun namentlich, nachdem zwanzig Jahre hindurch kecke, mit dreier Semester Gelehrsamkeit beladene Dilettanten, die in die Bühnenleitungen und auf die Regiestühle sich drängten, die vorerwähnte letzte und mächtigste naturalistische Epoche deutscher Schauspielkunst eingeklüngelt und heraufgeführt haben, wird es immer klarer, daß es sich nicht um Idealismus und Realismus, sondern einfach um „Können und Nichtkönnen" handelt. Um Lernen und Nichtlernen! Um Kunstbegriffe oder Dilettantismus! Einstweilen, wie gesagt, behaupten das Nichtkönnen, das Nichtgelernthaben, der Dilettantismus das Feld. Und so war es nur natürlich, daß eine französische Schauspielerin, mit einer rasch zusammengeworbenen Truppe, wie sie mitten in der Winterspielzeit eben zu haben ist, — also keineswegs, von der großen Künstlerin, Frau Réjane, abgesehen, mit Sternen der französischen Bühne, die im Winter auch in Paris Beschäftigung finden, und lohnendere, als sie ein Gastspiel in Berlin verspricht, — mit guter Mittelware wollen wir also sagen, eine doch auch zu vornehmer Schauspielkunst verpflichtete deutsche Bühne in Grund und Boden spielte.

Ein andermal mag davon gesprochen werden, wie Mangel an Sachkenntnis, Ueberhebung, Gewissenlosigkeit und Frivolität im Wesen unserer mit dem Theater sich befassenden Publizistik viel gesündigt haben, solche traurigen Resultate zu zeitigen. Man prüfe nur die allgemeine und dann gar die Fachbildung nach, die gemeinhin der junge Mann, der an deutschen Zeitungen „das Theater hat", aufweist. Es läuft eben auch da darauf hinaus, daß man zwischen Können und Nichtkönnen keinen Unterschied zu machen versteht; daß bei den Wertungen immer ganz falsche Forderungen unterschoben werden; daß das Wesen der Sache nicht erkannt wird. Mit dieser Art äußerlicher Maßstäbe wurde von einem sehr großen Teil der Berliner Presse auch das merkwürdige Ereignis behandelt, das durch das Gastspiel der Japanerin Sada Yacco der Reichshauptstadt, zuletzt in Wolzogens Buntem Theater, geboten wurde.

Vor einigen vierzig Jahren überwanden zuerst französische Künstler und Kunst

freunde den natürlich auch unſeren Nachbarn hinter den Vogeſen im Blute ſitzenden europäiſchen Kulturdünkel ſo weit, daß ſie in Werken der bildenden Kunſt den entzückenden Reiz eines Stiles empfinden lernten, den wir heute ganz allgemein als Japonismus kennen und ſchätzen. Was bis dahin als Kurioſität angeſehen worden war, erkannte man nun als das Ergebnis einer faſt tauſendjährigen, immer von der feinſten Empfindung geleiteten künſtleriſchen Begabung und Schulung. Wir begriffen endlich die geradezu erſtaunliche Naturbeobachtung und den aus ihr abgeleiteten Realismus, der doch wieder in Formen von intimſter Stiliſierung ſich auflöſt. Der ganze Zauber lebendiger Beweglichkeit, — und doch wieder ſymboliſierende Kunſt in ſchier unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit. Dieſes liebevoll zärtliche Verſenken in die Natur hatten wir in dieſem Maße ſelbſt nicht gekannt und darum auch nicht empfunden. Und an unſerer ſtaunenden Bewunderung lernten wir dann weiter zu ſehen: dieſem genialen Ergreifen der bewegten Geſtalt geſellte ſich eine wie Willkür erſcheinende Farbenharmonie, die bei näherem Zuſehen doch wieder nur von dem liebevollen Erfaſſen empfangener Eindrücke und deren innerlicher Verarbeitung zu künſtleriſcher Sprache, zu einer Art gemalter Poeſie, Zeugnis gab. Aber wir lernten noch mehr: es offenbarte dieſe Kunſt uns ein Geſetz der Technik von weittragender Bedeutung für alle Bildwirkung. Dieſes Nebeneinanderſtellen farbiger Flächen, das uns ehedem ſo naiv erſchien, erinnerte uns nun daran, daß einige der größten Maler auch unſerer Kultur eigentlich nur dadurch ſchon ihre gewaltigen, aber zeitweiſe in Mißkredit geratenen Wirkungen erzielt hatten. Dieſer endlich in ſeinem ganzen Werte empfundene Japonismus wurde der Anſtoß zu der erfreulichen Entwickelung, die unſere Malerei im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts durchlaufen hat.

In Paris erweckte deshalb bei der vorjährigen Weltausſtellung das Auftreten der Japanerin Sada Yacco ein für die Theaterkunſt faſt nicht minder hoch bewertetes Intereſſe, als dies vierzig Jahre früher die japaniſchen Bilder und Drucke vermocht hatten. Und wirklich, wem einmal der Sinn aufgeſchloſſen iſt für dieſen Stil der Innigkeit, der Schönheit, der Grazie und der ſo unendlich fein begriffenen Wahrhaftigkeit im Japonismus, der wird die nämlichen Vorzüge an den Schauſpielern des gelben Zwergenvolkes kaum verkennen. Vielleicht findet er ſie nicht in derſelben Reife, nicht in der nämlichen künſtleriſchen Abgeklärtheit wieder; und das wäre nur natürlich. Es iſt da der Abbruch einzuſchätzen und abzuziehen, um den eine von vielen gemeinſam geübte Kunſt immer zurückſtehen wird gegen das Werk einer einzelnen, ihre eigene Harmonie dem Schaffen aufprägenden Perſönlichkeit. Auch ſagen Kenner Japans, daß die Truppe, mit der Sada Yacco reiſt, noch nicht entfernt erſten Anſprüchen ihrer Landsleute genügen würde und zu genügen brauche; daß nur der Stern der Geſellſchaft von japaniſcher Schauſpielkunſt einen maßgebenden Begriff gebe, daß ſchon Sadas Gatte, Kawakami, der uns doch recht bedeutend erſcheinen will, in Japan von Kuliſſenreißerei nicht ganz freigeſprochen werde. Trotzdem empfing ich von der ganzen Darſtellung, mit Einſchluß der grotesken, alſo vielleicht nicht einmal kunſtreifen Elemente, einen außerordentlichen Eindruck. Der Reichtum an Ausdrucksfähigkeit und wieder, wie bei der bildenden Kunſt, die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit in den zu Tage gebrachten inneren Vorgängen, Stimmungen, Motiven iſt ſo groß, daß man getroſt von einer bei uns unerreichten Meiſterſchaft reden

darf, wenn man nämlich dieses technische Können europäischer Kunstauffassung vermählt sich denkt. In dieser uns fast wie die Naivität reizender kleiner Tiere anmutender Geschicklichkeit — welche Kunstfertigkeit und wirklich welche Kunst. Welche Innerlichkeit und auf welchen Ausdruck gebracht. Und mit welchen feinen, keine Grenze des Natürlichen überschreitenden, aber immer mit haarscharfer Genauigkeit bis an die äußersten Linien des Ausdrucks gehenden Mitteln. Weit, weit mehr als früher schon Russen, Italiener und im letzten Grade erst die Franzosen bringen die Japaner zur ehrenvollen und überzeugendsten Geltung, daß diese Kunst, die auch wir mit ihnen gemeinsam üben, doch auch im Deutschen Schauspielkunst heißt — und nicht Schausprechkunst!

In der ganzen Natur, bei allen Organismen sind die Glieder zu wichtigen Funktionen bestimmt; und je höher wir die Reihe der Lebendigen hinaufsteigen, sehen wir immer mehr diese Funktionen auf die Formgebung, das heißt, darauf gerichtet, daß innere Zustände in Erscheinung treten. Im Menschen endlich will seine Seele im Körper sich aussprechen. Wie konnte es nun kommen, fragt man sich angesichts solcher Schauspielkunst, daß unser Körper, unsere Organe — bis auf die Sprache — fast nur noch stümperhafte, plumpe und meist ungeschickte Äußerungen über unsere inneren Zustände aussagen? Ist es nicht eben diese Ungeschicklichkeit, diese aus Mangel an Uebung eingetretene Verstummung des Körperlichen, woran unsere Schauspielkunst leidet? Beim Anfänger dieser Kunst fällt uns das am meisten auf. Aber wie unsere ganze Rasse und namentlich die modernen Generationen leiden auch unsere Meister der Bühne an diesem Mangel an Formbegabung, an dieser Unfreiheit des körperlichen Daseins. Es ist kein Vorzug des Europäertums, daß wir diese körperliche Beredsamkeit hintangestellt haben; ihre freie Entfaltung würde zurückwirken, wie alles in Wechselwirkung steht, auf unsere auch verbogenen Temperamente und würde das eingeborene Gefühl für Schönheit, das durch tausend doch eigentlich lächerliche Uebereinkünfte unterbunden wird, zur Entfaltung bringen. Ob die Chinesin ihre Füße in Bandagen legt, um ihnen eine unnatürlich kleine, uns verkrüppelt anmutende Form zu geben, oder ob wir unseren Körper, dieses herrliche von der Natur uns verliehene Instrument, unter konventionellen Vorschriften guten Europäertums absichtlich verkümmern und verkümmern lassen, ist im Grunde doch ein und dasselbe. Wer aber gar Meister werden will der Schauspielkunst, der hat — das eben lehren die Japaner — dieses Instrument seines Körpers als Virtuos zu beherrschen.

Von der leisen, immer nur brockenweise in Dialogstückchen hingeworfenen Sprache verstehen wir hierzulande nichts; aber dieser gesprochene Text scheint mir an sich auch das Nebensächliche zu sein. Die durch eine eintönige, aber doch ganz eigen rhythmisch bewegte Musik begleitete Haupthandlung, das Reichste und Ausdrucksvollste der inneren Vorgänge ist dem plastischen Spiele zugewiesen. Und hier wird man nicht müde, sich an dem wunderbaren harmonischen Ineinander von äußerstem Realismus und graziöser Form zu entzücken. „Auch anderswo giebts eine Welt“; — und selbst von dem der europäischen Kultur erst aufzuschließenden Osten dürfen wir in Dingen, denen wir leider so wie so keinen allzugroßen Lebensernst zumessen, doch vielleicht auch etwas lernen.

Musikalische Rundschau.

Von

Leopold Schmidt.

II.

Die ersten drei Monate der musikalischen Saison liegen nun hinter uns. Pünktlich mit dem Beginn des Oktober hat sie eingesetzt und der kritischen Betrachtung ein reicheres Material denn je geliefert. Dabei ist festzustellen, daß im allgemeinen besser musiziert wurde als in den letzten Jahren. Die unreifen Anfänger und Anfängerinnen nehmen die Konzertsäle nicht mehr so häufig in Anspruch, wie es sonst der Fall gewesen, wenn sie auch noch nicht ganz aus ihnen verschwunden sind. Vielleicht kommt doch die Zeit, wo selbst in der Provinz mit der bloßen Thatsache, daß jemand in Berlin aufgetreten, kein Geschäft mehr zu machen ist, und dann wird das öffentliche Kunstleben von einer seiner unerfreulichsten Erscheinungen befreit werden. Einstweilen macht die Berliner Musikkritik ziemlich geschlossen Front gegen die Zumutung, als ob alles, was sich hier an die Oberfläche drängt, auch besprochen werden müßte. Herrschte nun auch im allgemeinen das Gute in der Fülle der Darbietungen vor, so hat uns doch bisher der Winter noch kein Ereignis von ungewöhnlicher Bedeutung gebracht; wir müssen unsern Blick nach Dresden wenden, um von einem solchen zu berichten. Dort wurde am 21. November eine Oper zum erstenmale gegeben, die verdient, daß wir ihr größeres Interesse schenken.

Bis vor kurzem war die Schar der deutschen Komponisten ohne eigentliches Oberhaupt. Nach dem Tode von Johannes Brahms sah man sich vergeblich nach einer Persönlichkeit um, der man die Führung hätte zuerkennen können; stets waren es nur begrenzte Kreise, die sich um diesen oder jenen scharten. Das beginnt jetzt anders zu werden. Seit etwa zwei oder drei Jahren taucht immer erkennbarer in Richard Strauß die ersehnte Persönlichkeit auf, der die Massen sich zuwenden, deren Name in aller Munde ist, für die man sich wieder einmal begeistern kann. Der im besten Mannesalter stehende Komponist ist zwar noch keineswegs losgelöst von der Partei, aus der er hervorgegangen; in ihr hat er noch seine überzeugtesten und lautesten Anhänger, wie es ihm andererseits nicht an erbitterter Gegnerschaft fehlt. Aber schon ist seine Anerkennung eine so allgemeine, daß das große Publikum ihn zu seinen Lieblingen zählt, und auch die ihm nicht Bedeutung und Eigenart absprechen, die in mancher Hinsicht von dem von ihm vertretenen Standpunkt abweichen. Am Rhein wird er geradezu vergöttert; in Berlin hat er in der kurzen Zeit seines Wirkens festen Boden gewonnen, und im Auslande ist vor allen deutschen Namen der seine mit Bewunderung genannt. Nur seine Vaterstadt München verhält sich, wie es scheint, skeptisch, nachdem hier schon das Emporkommen des jungen Meisters nicht gerade durch liebevolles Verständnis gefördert worden ist. Dieser Umstand hat den stets zu allerhand Eulenspiegeleien aufgelegten Musiker auf einen boshaften Gedanken gebracht. München, das einst einen Richard Wagner aus seinen Mauern ziehen ließ, das durch die Erfahrung unbelehrt, auch in

dem kühnen Neuerer Richard Strauß nicht den kommenden Mann gewittert hat, München, und mit ihm der weite Kreis aller ähnlich empfindenden und handelnden Kunstphilister, sollte einmal tüchtig verspottet werden, und zwar in einem dramatischen Scherzspiel.

Für die Ausführung seiner Idee konnte Strauß keinen geschickteren Poeten finden als den launigen, sprachgewandten Ernst von Wolzogen. Den Kern der Handlung gab die Sage vom Liebhaber im Korbe her, wie sie sich in einer niederländischen Ueberlieferung aus Oudenarde vorfindet. Die Verfasser verlegen die Geschichte auch ins Mittelalter, aber lassen sie in München spielen, zur Zeit der Sonnenwende, wo das junge Volk einer alten Sitte gemäß durchs Feuer springt. Kinder sammeln Scheite von Haus zu Haus und kommen so auch vor die Wohnung des Kunrad, dessen einsames und sonderbares Treiben den Bürgern unverständlich und unheimlich ist. Der an irdischem Besitz Arme zögert nicht, alles hinzugeben, was dazu dienen kann, Licht und Wärme zu verbreiten. Wir erfahren, daß ein alter Zauberer (wir erkennen ihn an den Nibelungen-Motiven im Orchester), der einst aus der Stadt vertrieben worden, ihm Haus und geheime Künste zum Erbe vermacht hat. Die Liebesgeschichte Kunrads mit der schönen Bürgermeisterstochter entwickelt sich dann ganz nach dem Vorbild der Sage. Das Mädchen kann sich dem Eindruck von Kunrads Auftreten nicht entziehen, aber Stolz und Kränkung über seine stürmische Werbung stacheln sie an, ein mutwilliges Spiel mit ihm zu treiben. Scheinbar auf seine Wünsche eingehend, zieht sie ihn in einem Korbe nachts zu ihrem Fenster herauf — doch nur bis zu halber Höhe. Dort bleibt er dem Hohn der hinzukommenden Freundinnen und Nachbarn ausgesetzt. Im Märchen löscht ein gewaltiger Zauberer alle Lichter der Stadt, die nur an dem entblößten Rücken des Mädchens wieder entzündet werden können, um den Gefoppten zu rächen; in der Oper übt der Liebhaber selbst diese Rache. Der alte Zauberer verleiht ihm die Kraft dazu, das Feuer verlöschen zu lassen. Und nun erfolgt aus dem Korbe heraus die Strafpredigt, in der den Bürgern ihre Sünden wider den heiligen Geist der Kunst vorgehalten werden. Zerknirscht erkennt die Menge, wen sie verlacht hat; das Mädchen aber zieht inzwischen reuevoll den Verschmähten zu sich empor. Ein ausdrucksvolles Orchesterspiel schildert das Sichfinden der Liebenden während das Volk unten in der dunkelen Gasse verharrt. Immer bewegter, immer leidenschaftlicher schwellen die Tonwogen an, bis mit einem Schlage die hell erleuchtete Bühne Kunde von der erfolgten Sühne giebt. Während auf dem Balkon oben die in Liebe Vereinten ihr Glück besingen, freut sich alles des wiedergegebenen Elementes. So klingt die Satire in eine lyrische, echt musikalische Stimmung aus:

„All Wärme quillt vom Weibe,
„All Licht von Liebe stammt —"

Dies ist der Inhalt der neuen Oper, die unter dem Titel „Feuersnot" in Dresden ihre erste Aufführung erlebte. Der Eindruck war ein starker, obgleich das Publikum durch den sonderbaren Inhalt des Stückes, nicht minder durch die teilweise ganz neue Sprache der Musik einigermaßen verblüfft war. Der Eindruck wurde durch eine geradezu glänzende Wiedergabe noch gehoben; im besonderen feierten Schuchs Direktionskunst und Scheidemantels Gesang und Darstellung Triumphe. Trotz mancher Bedenken hatte man sofort das Gefühl, einem feinen und bedeutsamen Kunstwerke gegenüberzustehen. Die Fabel

des Stückes ist unterhaltend, von eigenem Humor; die hineingedichtete Polemik verleiht ihr noch im Moment einen schärferen Reiz. Ob diese Verquickung, dieses Hineinziehen des Persönlichen dem Werke zum Vorteil geschah, darf freilich fraglich erscheinen. Denkt man an die Zukunft, so muß man es beklagen, daß die Person des Schöpfers (auf die im Orchester in nicht mißzudeutender Weise angespielt wird) nicht völlig von seinem Werke losgelöst ist; denn wer möchte solchen Scherz verewigt wissen? Wie klug vermied dergleichen Wagner, der doch in den Meistersingern einen ähnlichen Zweck verfolgte, aber wohlweislich für Allgemeingiltiges eintrat. Indessen, da die Polemik nun einmal der Ausgangspunkt des Ganzen war, müssen wir uns wohl damit abfinden und den Wert der Oper mehr in ihren musikalischen Schönheiten suchen. Strauß, der schon in seinen letzten Orchesterwerken das Bestreben bekundet, leicht, graziös, durchsichtig zu sein und dem Humor in der Musik ein weiteres Feld zu erobern, hat in der „Feuersnot" mit Bewußtsein von dem schweren Wagnertum sich abgewendet. Ohne die Einflüsse des Bayreuthers zu verleugnen, ohne die ja kein moderner Dramatiker mehr denkbar ist, geht er in Wahl und Behandlung des Stoffes neue Wege. Am auffälligsten tritt dies in der Instrumentation der ersten Szenen hervor, aber auch im Aufbau der Ensembles, in vielen reizvollen melodischen Gebilden, sowie in der Verwendung der Tanzrhythmen und volkstümlicher Münchener Weisen. In einzelnen Szenen liegt eine Anmut und Beweglichkeit, daß man fast an französisches Wesen erinnert wird. Manches dagegen klingt recht bizarr, und andererseits finden sich Stellen, die fast das Triviale streifen. Je weiter jedoch die Handlung schreitet, zu desto größerem Pathos erhebt sich auch die Musik. Das Liebesduett und der folgende Gesamtchor reißt durch die Wärme und die blendenden Klangwirkungen fort, über die der Melodiker, im besonderen der Lyriker Strauß gebietet.

Der Erfolg der „Feuersnot", die inzwischen auch in Frankfurt a. M. gegeben worden ist, wird voraussichtlich Richard Strauß enger mit der Bühne verknüpfen, als es seine erste Oper „Guntram" gethan hat. In der Hauptsache aber ist doch die reine Instrumentalmusik und das einstimmige Lied seine eigenste Domäne. Seine großen Orchesterwerke kommen in allen Symphoniekonzerten zu Gehör, und ganz besonders seine Lieder erobern ihm die Herzen immer weiterer Kreise. Nicht nur die Gattin des Komponisten und seiner Richtung nahestehende Gesangskünstler geben ganze Strauß-Abende; kaum noch eine der zahlreichen vokalen Veranstaltungen versäumt es, das eine oder andere seiner Lieder auf das Programm zu setzen. Diese allgemeine Teilnahme ist erklärlich, denn in den Liedern zeigt sich Strauß von seiner liebenswürdigsten Seite. Seltener als in den reinen Instrumentalformen bricht hier ein burlesker Humor hervor, meist sind sie von tiefstem Ernst und weihevoller Stimmung erfüllt; daneben macht sich, namentlich neuerdings, ein anmutiges, zuweilen tändelndes Wesen bemerkbar. Seine stärksten Wirkungen aber erreicht der Tondichter, wo er Uebersinnliches, Ekstatisches oder Wildleidenschaftliches zu schildern hat. Dem Fachmann stellt die Harmonik seiner Lieder, der oft eine vollkommen neue Art, musikalisch zu denken, zu Grunde liegt, die interessantesten Probleme. Für die Ausführenden bietet die in ungewöhnlichen Intervallen sich bewegende Stimmführung wie der komplizierte Klaviersatz der Begleitung oft enorme Schwierigkeiten, die wohl der Verbreitung mancher Gesänge dauernd im Wege stehen werden.

Ein Rückblick auf die vergangenen Wochen zeigt uns, daß Richard Strauß nicht

nur als Komponist, sondern auch als Dirigent von wachsendem Einfluß ist. Nicht das Alltagstreiben an der Oper, in dem seine Kapellmeisterrolle oft mehr eine passive als eine aktive ist, kommt dabei in Betracht, obgleich Vorstellungen, die ihm, wie beispielsweise „Tristan", am Herzen liegen, meist den Stempel seines Geistes tragen. Viel wichtiger sind die Anregungen, die von ihm im Konzertsaal ausgehen, seitdem er durch die Begründung von besonderen Abonnementsabenden des Berliner Tonkünstlerorchesters sich ein neues Arbeitsfeld geschaffen hat. Diese Abende, deren für den Winter zehn geplant sind, finden im Saale des ehemals Krollschen, jetzt Königlichen Theaters statt; das Orchester ist an ihnen wesentlich verstärkt und leistet an sicherem, sorgfältig vorbereitetem Zusammenspiel Ueberraschendes. Zweck dieser Unternehmung, die sich bald in die vorderste Reihe stellen wird, ist die Vorführung moderner Werke, solcher, die zu unrecht vernachlässigt sind, und aller neuen, die eines Versuches würdig scheinen. In dieser Bethätigung kommt die propagandistische Seite von Strauß' Natur zum Vorschein, die ihn für alles Neue eintreten läßt, und um so lieber, je kühner es sich gebärdet.

So verschieden die zum erstenmale in Berlin aufgeführten Kompositionen auch waren, eins ist den Orchesterwerken unter ihnen gemeinsam: die Zugehörigkeit zur programmatischen Musik. Wir können hier gleich die beiden anderen Serien von Abonnementskonzerten anfügen, die durch ihre künstlerische Bedeutung im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen, die Symphonie-Abende der Königlichen Kapelle unter Felix Weingartner und die von Nikisch dirigierten Philharmonischen Konzerte. Was sie neues brachten, war gleichfalls vorwiegend Programmmusik. Während die Form des Konzertes, sei es für Klavier, Violine oder ein anderes Instrument, noch immer im älteren Stile gepflegt wird, war auf dem Gebiete der Symphonie die absolute Tonkunst lediglich durch Variationen des Engländers Elgar vertreten. Auf der anderen Seite standen die symphonischen Dichtungen „Elaine und Lancelot" von Anton Averkamp, „Es waren zwei Königskinder" von Fritz Vollbach, „La forêt enchautée" von Vincent d'Indy, „Der Woywode" von Tschaikowsky, die Barbarossa-Symphonie uud Dionysische Fantasie von Hausegger, zum Teil auch die E-moll-Symphonie von Hans Huber, die wenigstens in ihrem Schlußsatz durch den Hinweis auf bestimmte Böcklinsche Bilder sich zu außermusikalischen Anregungen bekennt. An anderer Stelle führte ein gastierender Kapellmeister die Arbeit eines böhmischen Komponisten, Eduard Nápravník, vor, die eine Wiedergabe in Tönen des Lermontoffschen Gedichtes „Der Dämon" in seiner ganzen Ausdehnung versucht.

Es steht mithin außer Frage, daß die lebenden Komponisten die freie Form der symphonischen Dichtung gegenüber dem durch die Klassiker festgesetzten Tonspiel der mehrsätzigen Symphonie bevorzugen, daß sie glauben, ihre Empfindungen besser an der Hand eines poetischen Vorwurfs, als nach rein musikalischen Gesetzen übermitteln zu können. Obgleich das Verständnis für den daraus erblühenden neuen Orchesterstil sich schon größeren Kreisen mitgeteilt hat, kann man die Wahrnehmung machen, daß das Publikum vorläufig seine Anhänglichkeit an die ältere Symphonieform keineswegs verloren hat. Die bedeutendsten klassischen und romantischen Schöpfungen sind noch lange nicht verbraucht, ja ihre Wirkungskraft überstrahlt meist siegreich alle Reize der modernen Kunst, und so erklärt es sich, daß die Dirigenten, die doch selbst zu den Fortschrittsmännern gehören, gern immer wieder auf die Vergangenheit zurückgreifen. Die im letzten Trimester vorgeführten neuen Werke waren allesamt nicht dazu angethan, der Programmmusik

Freunde zu erwerben; es fehlte ihnen das starke, persönliche Element, die überzeugende Erfindungskraft. Aber wenn sie auch origineller und musikalisch bedeutender wären, würden sie die Entartung eines an sich richtigen Prinzips darstellen. Die von Liszt und Berlioz begründete freie symphonische Form hat gewiß ihre Berechtigung, sobald sie in allgemeiner Weise an ein poetisches Programm sich anlehnt, im übrigen aber aus sich heraus musikalisch erklärbar bleibt. Sie kommt dem heutigen Geschmack entgegen und bedeutet in gewisser Beziehung ein Hinausgehen über die bis dahin erreichte Ausdrucksfähigkeit der Musik. Richard Strauß hat gezeigt, wie weit man in der Darstellung von Einzelheiten und in äußerlichen Tonmalereien gehen kann, wenn man ein wirklich erfinderischer Geist und ein starkes, innerliches Temperament ist. Aber auch er verliert über der Symbolik nicht die musikalische Gestaltung und die musikalische Logik aus dem Auge. Die symphonische Dichtung muß, auch wenn ihr Programm verloren ginge ein in sich begründetes, genießbares Tonstück sein, sonst würden wir den Verlust der schönsten Früchte zu beklagen haben, die ein jahrhundertlanges Ringen dem selbständigen Instrumentalstil abgewonnen hat. Das vergessen unsere Jüngsten, wenn sie die natürlichen Bedingungen dieses Stiles außer acht lassen und ihre Anregungen lediglich aus der Dichtung schöpfen, die sie Schritt für Schritt, oft dazu noch in recht äußerlicher Weise, in Töne umzusetzen suchen. Die Zuhörer aber weisen, bewußt oder unbewußt, die Zumutung von sich, fortgesetzt ihre Phantasie mit Dingen zu beschäftigen, die, anstatt etwas zu sein, immer nur etwas vorstellen sollen. Ein Rückgang der ganzen Bewegung scheint unausbleiblich, und daß er nicht zu fern ist, dafür bürgen schon manche Anzeichen.

Bei den erwähnten Veranstaltungen, in denen hauptsächlich Orchestermusik genossen wird, interessieren sich unsere Musikfreunde oft nicht weniger für die Dirigenten, als für die aufgeführten Werke. Auch dieser Kapellmeisterkultus wird vorübergehen, und man wird sich wieder mehr an die Sache halten. Das Auftreten Bülows hatte seinerzeit das Gute, daß die Hörer mehr, als es bis dahin der Fall war, nach dem Wie fragten; nun ist es nötig geworden, die Frage nach dem Was als dem Endzweck alles Musizierens wieder energisch in den Vordergrund zu rücken. Wir haben das Glück, drei Individualitäten an den Direktionspulten unserer Konzertsäle walten zu sehen. Richard Strauß ist bei allem Temperamente die größte Objektivität zu eigen; so sehr in der Zusammenstellung des Programms seine Persönlichkeit hervortritt, in der Darstellung läßt er nur das Werk selbst wirken, das er in großen Zügen zu geben liebt. Im Gegensatz zu ihm erwächst dem Leiter der Philharmonischen Konzerte, Arthur Nikisch, aus seiner technischen Meisterschaft nicht selten eine Gefahr. Wie kaum ein anderer beherrscht er die Mittel der Dirigierkunst, und es ist ihm ein Bedürfnis, stets sein persönlichstes Empfinden zum Ausdruck zu bringen. Das steigert den Eindruck, wo, wie bei Tschaikowsky oder Schumann, seine Individualität sich völlig mit der des Komponisten deckt; es stört und regt zum Widerspruch an bei Beethoven und anderen Meistern, bei denen es ohne einen leisen Zwang nicht abgeht. Auch Weingartner ist viel zu sehr Virtuose, um nicht ungleich zu sein. Er besitzt von allen die größte Anmut, und die natürliche Art seines musikalischen Empfindens hat für den Hörer viel Ueberzeugendes. Wo es sich nicht um die tiefsten und ernstesten Dinge handelt oder um eine ihm weniger sympathische Richtung, folgt man ihm unbedingt,

zumal eine enthusiastische Jugendlichkeit allem, was er darstellt, einen eigenen Glanz verleiht. Zwei andere Kapellmeister von Ruf sind mit ihren Kapellen in diesem Herbst als Gäste zu uns gekommen. Der Meininger Generalmusikdirektor Fritz Steinbach ist den Berlinern schon eine vertraute Erscheinung; man schätzt die außergewöhnlich tüchtigen Bläser seines Orchesters und freut sich der ehrlichen Begeisterung und Frische seines Wesens, die freilich manchmal in Derbheit ausartet. Steinbach giebt unserm Musikleben insofern eine besondere Nuance, als er ausschließlich das klassisch-romantische Programm von Bach bis Brahms unter Einschluß weniger, mit dieser Richtung verwandter neuerer Komponisten pflegt. Der andere Gast war ein Franzose. Von der Orchesterkunst seiner Landsleute hat Edouard Colonne nicht die rechte Vorstellung gegeben, weil die Kapelle, die ihm gefolgt war, nur zum Teil aus Mitgliedern des berühmten Pariser Châtelet-Orchesters bestand; immerhin führte er sich in dem im Opernhause gegebenen Konzerte als tüchtiger und gewissenhafter Dirigent ein und machte uns mit einigen hier noch nicht gehörten französischen Werken bekannt. Eine Enttäuschung bereiteten die „Impressions d'Italie" von Charpentier allen denen, die in dem Komponisten der erfolgreichen Oper „Louise" einen ernsten, wahrhaft bedeutenden Musiker vermutet hatten. Die Arbeit erwies sich als erfindungsleer und nur auf den krassen Effekt zugespitzt; originell war zuweilen die äußerliche Kombination der Klänge.

Daß ganze Orchester auf Reisen gehen, ist längst nichts Neues mehr; auch bei Chorvereinigungen zeigt sich, wenn auch seltener, eine Neigung dazu. Der Kattowitzer Singverein hatte es nicht zu bereuen, daß er eine Fahrt nach Berlin unternommen. Man erkannte freudig die Reinheit und Präzision seiner Vorträge an und feierte seinen Dirigenten Oskar Meister als einen ausgezeichneten Pfleger des A cappella-Gesanges. Von unsern einheimischen großen Chorvereinen hat bisher nur die Singakademie neues gebracht. Georg Schumann, der Nachfolger des kürzlich verstorbenen und von den musikalischen Kreisen aller Parteischattierungen ehrlich betrauerten Martin Blumner, erkennt es, wie es scheint, als seine Aufgabe, das ihm anvertraute Institut in engere Fühlung mit der lebendigen, modernen Kunst zu setzen. Vielleicht hat er diesen Weg etwas zu heftig beschritten, als er schon jetzt an die Einstudierung eines Werkes wie die Béatitudes von César Franck mit einem Chor ging, der bisher nur in den Traditionen der Klassiker erzogen war. Die wenig gelungene Aufführung wiegt indessen nicht schwer, da Herr Schumann sich schon bei andern Gelegenheiten nicht nur als geschmackvoller und vielgewandter Musiker, sondern auch als sehr befähigter Dirigent erwiesen hat. Der Philharmonische Chor unter Siegfried Ochs und der Sternsche Verein unter Friedrich Gernsheims Leitung veranstalteten Wiederholungen der Bachschen H-moll-Messe bezw. des „Elias" von Mendelssohn, die sich den besten früheren Aufführungen dieser Werke ebenbürtig anreihten.

Während der in Rede stehenden Zeit hat die Opernbühne in Berlin durch nichts die Aufmerksamkeit in höherem Grade auf sich gelenkt. Der November brachte die hundertjährige Wiederkehr von Albert Lortzings Geburtstag; man ehrte das Gedächtnis des volkstümlichsten Opernkomponisten durch eine cyklische Aufführung seiner besten Werke. Ein anderer Meister, Bellini (geb. 3. November 1801), wurde übergangen, wohl weniger aus Mangel an Pietät, als aus Mangel an geeigneten Sängern, die des genialen Italieners Opern auszuführen vermöchten. Eine neue Oper brachte nur das Theater des Westens. Hein-

rich Zöllners Zweiakter „Der Ueberfall" ist eine Dramatisierung der Wildenbruchschen Novelle „Die Danaide"; die im französischen Feldzuge spielende Handlung hat bei der Uebertragung auf die Bühne fast alle ihre Reize eingebüßt, und Zöllners Musik konnte ihr auch zu keinem Erfolge verhelfen. Günstiger gestaltete sich für die Charlottenburger Opernbühne das Gastspiel d'Andrades, der seine interessante Individualität noch immer mit ungeschwächter Kraft einzusetzen vermag, und die Aufnahme des „Figaro" in der nach dem Münchener Vorbilde inszenierten Rococo-Einrichtung. Die Bearbeitungen der Mozartschen Opern von Possart und Levi, die vor einigen Jahren in München Aufsehen erregten, beginnen überhaupt jetzt Schule zu machen. So hat das Opernhaus neuerdings den „Don Juan" einstudiert und sich dabei die Münchener Auffassung, in der vor allem das „dramma giocoso" betont ist, zu eigen gemacht. In dieser Gestalt, mit den Recitativen und dem Originalschluß, gewann auch das Werk bei uns wieder an Frische des Eindrucks, obwohl der Mangel einer Drehbühne und eines kleinen, intimeren Raumes die besten Absichten zu schanden machte. Im Interesse der älteren Litteratur ist es sehr zu beklagen, daß nicht wie früher das Schauspielhaus zuweilen für Opernvorstellungen benutzt wird, denn für vieles ist das Opernhaus zu weit und anspruchsvoll.

Werfen wir noch einen kurzen Rückblick über die allabendlich stattfindenden Solistenkonzerte, so drängt sich die Wahrnehmung auf, daß der Sinn für Kammermusik sich gegen früher erheblich entwickelt hat. Was sonst nur ausnahmsweise geboten werden durfte, daran finden jetzt immer weitere Kreise Geschmack, und in jedem Winter wächst die Zahl der ständigen Trio- und Quartettverbände. An der Spitze steht nach wie vor das Joachimquartett, unerreicht in der Wiedergabe der Klassiker, in der Reinheit des Stils und der intimen Vornehmheit seiner Darbietungen. Einen ganz individuellen Zug hat das Quartett der Böhmen; Temperament und Streben nach Entfaltung möglichster Klangfülle beherrschen ihr Spiel und geben ihm da, wo es zur Erschöpfung der künstlerischen Aufgabe keiner anderen Mittel bedarf, eine hinreißende Wirkung. Zu einer vielverheißenden Vereinigung hat sich das neue Trio: Schumann, Halir, Dechert zusammengethan. An ihrem ersten Abend führten die Herren ein sehr interessantes Quintett von Thuille vor; die Novität des zweiten Abends war ein Klavierquartett von Georg Schumann, ein ernstes und ausgereiftes Werk des Komponisten, der übrigens ein ebenso ausgezeichneter Pianist wie Dirigent ist. Endlich sei noch das Henri Marteau-Quartett aus Basel erwähnt; es leistete an Klangschönheit und fein abgetöntem Zusammenspiel ganz außerordentliches. Auch eine Bläservereinigung für Kammermusik hat sich gebildet, die einmal unsere Konzerte um eine wertvolle Spezies bereichern kann.

Wie schon eingangs erwähnt, haben die zahllosen Lieder- und Klavierabende diesmal überraschend viel Gutes geboten. Nun ruhen die Waffen. Das Weihnachtsfest bringt eine kurze Pause; dann hebt das Treiben von neuem um so reger wieder an und verspricht noch vieles, das uns auch hier zu weiteren Betrachtungen anregen soll.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Einzelheft
30 Pfge.

Abonnement:
3 Mk. 25 Pfg.

Aufgabe der Zeitschrift ist die Verbreitung der Kenntnisse über unsere und fremde · Armeen · · · Marinen · · · Kolonieen · Länderkunde und überseeische Interessen, ferner Wasser-, Reit- und Jagdsport usw.

Reich illustrierte Aufsätze * Probehefte kostenfrei * Skizzen, Novellen, Romane

Boll & Pickardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Auf weiter Fahrt.

Selbsterlebnisse zur See und zu Lande.

Mit Originalbeiträgen deutscher Seeoffiziere, Kolonialtruppenführer u. Weltreisender.

Herausgegeben von **Julius Lohmeyer.**

20 Bogen stark mit 12 Vollbildern.

Titelzeichnung von Marinemaler Hans Bohrdt.

Geheftet Mk. 3,80, gebunden Mk. 4,50.

In der **„Täglichen Rundschau"** vom 13. Dezember bespricht **Dr. Otto Conrad** das Buch wie folgt:

Lohmeyer hat aus seinem tiefglühenden Patriotismus heraus, der mit freiem Blicke die Weite umfaßt und doch so fest hält am Engeren, wieder einmal den Ruf ergehen lassen: „Hierher zu mir, Pioniere des Größer-Deutschlands! Hierher, durch das Dickicht eine Aussicht geschlagen in die ferne Zukunft, damit wir sie leichter erreichen!" Wahrlich, es thut not, solche Beispiele den vielen zaghaft beiseite Stehenden vorzuführen, ihnen die Erkenntnis dessen beizubringen, was unserer Zeit in der Arbeit am Vaterlande zu thun obliegt, nachdem das abgelaufene Jahrhundert in dieser Arbeit das seinige gethan! Die besten Namen finden sich unter den Mitarbeitern, manche Namen, die der ganzen Kulturwelt vertraut sind und dem Neger Afrikas nicht minder. Ich nenne von ihnen: Wissmann, der eine gefahrvolle Nyassa-Tour erzählt, Graf Pfeil, der Jagderlebnisse aus der Zeit berichtet, wo die Drakensberge noch jungfräuliches Gebiet waren. Zu Unrecht Vergessenes führt Kontreadmiral Kühne der heutigen Generation wieder vor: die erste Ruhmesthat der jungen preußischen Marine, nämlich das Gefecht ihrer braven Landungstruppen gegen die nordmarokkanischen Piraten. Zu das jüngste Kolonialgebiet führen Hesse-Wartegg und Lindenberg hinein, der erstere mit einer sehr anschaulichen und wohl noch lange Zeit richtig bleibenden Schilderung von Weg und Steg, Reise- und „Hotel"-Verhältnissen in Schantung. Südsee-Erinnerungen erzählt von Esenbeck, ostafrikanische Konrad Weidmann, und mit Humor berichtet Navigationsschul-Direktor Dr. Schulze über die des Humors ganz und gar ermangelnde Zeit, als er, noch gewöhnlicher Matrose, an der Südamerikaküste Guano laden mußte. — Aus allen Weltteilen wird berichtet, wo deutsche Hände sich regen, von allen Meeren, die ein deutscher Kiel durchfurcht, und alle, die hier von „weiter Fahrt" erzählen, wissen die Feder so gut zu führen, als ob diese zeitlebens das ausschließliche Handwerkszeug der Erzähler gewesen sei! Auch zwei Frauen finden wir unter den Mitarbeitern, die als Kapitänsgattinnen jahrelang an Bord auf weiter Fahrt gewesen sind und das Bordleben wie das Leben an fremden Küsten künstlerisch zu gestalten wissen. Helene Pichler-Felsing, die in plastischer Darstellung das Entkommen aus einer Doppelkatastrophe in der Erzählung „Gerettet aus Eis und Feuer" erzählt, und Eugenie Rosenberger, die in ihrem „Falschen Radjah" einige flott gezeichnete Typen aus der Handelswelt des birmanischen Rangun schildert. — Ziehen wir die Summe: es ist das nicht nur ein gutes Buch, es ist ein notwendiges: unser Publikum muß sehen, wo überall in der Welt gearbeitet wird für Deutschlands Zukunft, **bis der Drang, selber mitzuarbeiten daran,** unwiderstehlich geworden. Und dazu wird „Auf weiter Fahrt" ganz gewiß mithelfen!

DRUCK VON H. S. HERMANN, BERLIN

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

HERAUSGEGEBEN VON

JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Februarheftes. Heft 5.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

Seite

Leitspruch. Aus einer Rede von Erich Marcks 641
Wilhelm Jensen: Der Tag von Stralsund. Ein Bild aus der Hansezeit (Schluß) 641
Aussprüche aus „Geistige Waffen" 671, 684, 702
Otto Hintze: Weltgeschichte und Weltpolitik. Ein historischer Beitrag zum Verständnis der gegenwärtigen Lage 672
Emil Prinz von Schönaich-Carolath: Ueber die Moore 685
Hermann Muthesius (London): Die moderne Umbildung unserer ästhetischen Anschauungen . 686
Marius: Die moderne Entwickelung der Kriegsflotten 703
J. Trojan: Ein Gruß an unsere Söhne auf der See 715
Hans Schliepmann: Unser Leiejammer. Eine Zeitpredigt 716
Rudolph Sohm: Das größere Deutschland und die innere Politik 723
Aus dem „Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck" 730, 737, 772
Wilhelm von Kardorff-Wabnitz: Ein Gespräch mit einem Nordamerikaner 731
Erich Marcks: Neues aus Bismarcks Werkstatt. Ein Bericht 738
Cornelius Gurlitt: Zur Heidelberger Schloßfrage 743
Hans von Wolzogen: In medio veritas 746
Peter Jessen: Die Knabenhandarbeit u. die volkswirtschaftlichen u. sozialen Aufgaben unserer Zeit 747
Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik 750
Bismarck-Aphorismen 756
W. von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik 757
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau 763
Paul Dehn: Deutschtum im Auslande 773
Carl Busse: Litterarischer Monatsbericht. V. 778
Max Martersteig: Vom deutschen Theater. IV. 786
Leopold Schmidt: Musikalische Rundschau. III. 792
Paul Heyck: Die neuen elektrischen Schnellbahnwagen 799
Bücherschau von Carl Weltbrecht, Richard Weltbrecht, Otto Siebert, W. Golther, Carl Doretzsch, O. Hötzsch, Oskar Weißenfels, Ed. Heyck, O. Hintze, Martinus.

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:

vierteljährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . Mk. 5,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 6,25
jährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . . „ 20,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 25,—

Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpostvereins-Gebiet „ 2,50

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1902 No. 1895) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

„Wir spüren heute dankbar und froh den ganzen Flügelschlag des nationalen Stolzes, der unsere Seele freier und weiter und größer macht, die unendliche Dehnung und Adelung unserer deutschen Welt, unserer Weltstellung, unseres Weltgefühls; wir preisen in unserem nationalen Staate die unaussprechlich segensreiche Voraussetzung aller inneren Kraft und aller inneren Gesundheit, wir spüren es, ein jeglicher in sich selbst, daß wir nicht mehr zu leben vermöchten, daß wir nicht mehr atmen könnten ohne dieses Reich und sein Kaisertum.“

Erich Marcks (in seiner Rede über „Wilhelm I.“, bei der Enthüllung des Kaiserdenkmals zu Heidelberg am 5. Dezember 1901.)

Der Tag von Stralsund.

Ein Bild aus der Hansezeit von

Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Neues sah die nordische Welt und doch Altbekanntes; als ob die Toten aus ihren Gräbern aufgestanden seien, erschienen die Tage der Großväter bei den Enkeln und ihren Söhnen wiedergekehrt. Einst hatte der Dänenkönig Waldemar Atterdag sich dort zur höchsten Macht aufgeschwungen, die Herrschaft rings um die Ostsee behauptet, bis siebenundsiebzig Städte der düdeschen Hanse sich verbunden, ihm Absage gethan und ihn nach langen, blutigen Kämpfen aus seiner stolzen Höhe zu Boden geworfen. Jetzt saß auf dem Thron der vereinigten skandinavischen Reiche sein Urenkel Erich von Pommern, gegen ihn lag die Hanse unter der Führung ihrer Oberhäupter Lübeck, Hamburg, Stralsund, Rostock und Wismar im Krieg, und ähnliche Ereignisse wie ehemals, Glückswechsel, Fehlschläge und Mißgeschicke, erneuten sich. Um die Lande Schleswig und Holstein, in die der König eingebrochen, schien sich's zu handeln, doch die Städte erkannten, auf sie sei's abgesehen, und leisteten den Angegriffenen Beistand. Eine mächtig von ihnen ausgerüstete Flotte verbreitete wilden Schrecken in allen deutschen Gewässern bis zum Kattegat hinauf, viel Unbegreifbares aber folgte danach. Bei einem nächtigen Ansturm gegen die Mauern der Stadt Flensburg verlor der junge, schon weit als Kriegsheld berufene holsteinische Graf Heinrich sein Leben; die Schuld daran trug Trunkenheit des Hamburger Flottenführers Johannes Kletze, der nach diesem Unheil mit seinen Schiffen heimsegelte. Doch in Hamburg empfing ihn die wild aufgebrachte Stadt, wie Lübeck einst seinen Flottenhauptmann Johann Wittenborg, als er bei Helsingör der List König Waldemars und seiner schönen Tochter Ingeborg unterlegen war. Tausendfältig tobte die Volkswut, ein Verräter gleich jenem sei er gewesen, und, wie einst der Kopf Johann Wittenborgs fiel der Johannes Kletzes unter dem Henkerschwert. Auch in Wismar traf gleiches Geschick den Burgemeister Johann Bankskow, der des Anteils an dem Verrat beschuldigt ward; die Burgemeister von Rostock retteten ihr Leben nur durch schleunige Flucht. Und Schlimmeres noch, dazu fast Rätselhaftes, begab

sich nicht lange nachher. Eine neue Hansemacht, aus gewaltigen, mit vielen Feuergeschützen besetzten Orlogschiffen bestehend, lief unter dem „gemeinen Hauptmann" Tiedemann Steen, einem Burgemeister Lübecks, in den Sund aus, um einer von Hispanien her heimkehrenden, reichbeladenen Handelsflotte sicheres Geleit zu geben. Doch der Ortsverhältnisse unkundig, wurden die Hamburger Schiffe unter ihrem Führer Heinrich Höper von schwächeren dänischen in seichtes Wasser verlockt, dort überwältigt, vernichtet oder erobert, während Tiedemann Steen schwedische Gegner siegreich in die Flucht trieb. Trotzdem verließ er danach unerklärlicherweise den Sund, kehrte zur Trave zurück, und die vertrauensvoll ansegelnde Handelsflotte fiel beinahe gänzlich in die Hände der Feinde. Weil er Sieger in der Seeschlacht geblieben, entging er in Lübeck dem Richtschwert, ward nur zu lebenslanger Haft in einen Turm gesetzt; über die reiche Beute frohlockend aber weidete sich König Erich am Schimpf, der Ohnmacht und dem Niedergang der Hanse. Sie mußte dafür büßen, daß sie die Vereinigung der drei Reiche in einer Hand zugelassen; doch der innerste Grund des schweren Uebels entstammte daher, daß ihre eigene Kraft nicht in einer Hand vereinigt lag. Viele Städte und viele Köpfe führten die Leitung der „gemeinen" Sache; Mißgunst und Zwiespalt, Eigenwille und Unbotmäßigkeit schwächten und lähmten ihren Erfolg.

In Stralsund hatte Herr Nikolaus von der Lippe mit seiner Herrschaft über die Gemüter die Vermahnung der pommerschen Landesfürsten niedergerungen und die Beteiligung der Stadt an dem Hansakrieg gegen den König durchgesetzt. Doch wenn er allein in seinem Gemach saß, brannte zuweilen ein düsterer Glanz zwischen seinen Augenlidern; das Mißgeschick der hansischen Flotten fraß in seinem Innern, und mehr als genugsam war ihm bekannt, daß heimlich im Rat und unter den Bürgern gar manche auf einen Anlaß lauerten, ihn zu Fall zu bringen. Dann aber wußte er, fiel auch sein Kopf auf dem Alten Markt gleich dem seines Vorgängers Karsten Sarnow und wie die Johannes Kletzes in Hamburg, Johann Bankskows in Wismar. Dem sah er für sich zwar unschreckbar furchtlos entgegen, aber mit ihm brach sein Haus in Nichtigkeit und Elend zusammen, Weib und Tochter, vor allem sein Sohn, für dessen Zukunft als dereinstigem Burgemeister von Stralsund er schuf und baute. Noch zwar hielt er den Jungen unter unbeugsamer Hand; das Ehebündnis mit Richlint Wulflam konnte er ihm gegen seine Weigerung nicht aufzwingen, doch Jörg wußte, der Alte werde niemals bewilligen, daß er sich nach eignem Gefallen eine Frau wähle, die sein Vater des Geschlechtes von der Lippe nicht würdig achte. Einmal hatte er tastend daran zu rühren gewagt, aber Herr Nikolaus darauf erwidert: „Bring' mir den König Erich mit gebundenen Armen vor mich hierher, dann magst Du mir eine Schwäherin ins Haus führen, die Du willst." Daß sein Sohn derartiges im Sinn tragen könne, hielt er merklich überhaupt nicht für denkbar, so wenig als die Erfüllung ener Vorbedingung, mit der er nur der Unbezwinglichkeit seines

Willens stärksten Ausdruck gegeben. Das ließ Jörg seinen Versuch nicht zum andernmal wiederholen; selten auch nur war er zu Haus anwesend, führte mit seiner hurtigen Snigge ihm aufgetragene Handelsfahrten nach Danzig und bis Reval hinauf aus. Doch wenn er auf dem Hin- und Herweg zum Geschäftsbetrieb Greifswald anlief, verschwand er dort stets im Abenddunkel und schoß allein in einem Segelboot pfeilschnell nordwärts, durch den Greifswalder Bodden der Rügenschen Halbinsel Mönchgut und weiter den weißen Kreidefelsen von Jasmund entgegen, um erst in der folgenden Nacht zu seinem Schiff zurückzukehren.

* * *

Nicht gar weit von Stralsund gegen Nordwest über die Ostsee erhob sich am Guldborgsund, der schmalen Meerenge zwischen den dänischen Inseln Falster und Laaland, auf der ersteren eine der stolzesten und festesten Schloßburgen ganz Dänemarks, das Städtchen Nykjöbing überragend, „Nykjöbingschloß", schon im zwölften Jahrhundert erbaut. Hier hatten von je die Könige, auch Waldemar Atterdag, mit Vorliebe zu Sommerzeiten Hoflager gehalten, und so that's jetzt Erich, der Beherrscher der drei skandinavischen Reiche. Unbezwinglich trotzte das Schloß sicher jedem Angriff, doch wenige Schlachtschiffe genügten außerdem, die Zugänge des engen Sundes aller feindlichen Annäherung zu sperren; Orlogskoggen benannte die Zeit sie nach dem niederländischen Wort „Oorlog", indes hatte auch schon das angelsächsische ‚orlege' ebenso „Krieg" bedeutet. Sehr klein zusammengerückt aber war hier die Schaubühne, auf der seit Jahrhunderten unablässig die wellengeschaukelten Kämpfer von hüben und drüben gegen einander auftraten; bei heller Luft reichte der Blick von der Südspitze Falsters bis an die Küste von Rostock und Wismar hinüber.

Laut und lärmend ging's nun an einem Hochsommerabend beim noch späten Tageslicht in einer der großen Hallen von Nykjöbingschloß zu. Dort saß König Erich an langem Tisch mit seinen Hof- und Hauptmännern beim Bankett; Wein, Met und Hamburger Bier, an dem die gut kaufmännisch rechnende Hansestadt auch den schlimmsten Gegner nicht darben ließ, troff über die Ränder der großen, klirrenden Erzhumpen: seit geraumer Zeit schon hatte die schöne Königin Philippa, des englischen König Heinrichs des Vierten Tochter und Erichs noch jugendliches Gemahl, das wildwerdende Gelage mit den mählich in der Trunkenheit scheulos und zuchtlos herausfahrenden Zungen verlassen. Auf erhöhtem Armsitz thronte der König, von purpurnem Mantel umkleidet, mit einem steinfunkelnden Goldreif am Stirnrand des dunklen Haares; vor den Blicken anderer stellte er sich stets in den Abzeichen seiner Macht und Hoheit zur Schau. Nicht mehr der Knabe von der kärglichen Väterburg bei Rügenwalde war's, ein hoch und breitbrüstig gewachsener Mann; nach nordischem Brauch umgab ein voller Bart, doch kurz an den Seiten, nur unter dem Kinn sich verlängernd, sein Gesicht. Aus dem sprühten nach Genuß und Befriedigung der Sinne begierige Augen, trugen etwas von flackernd

nach einem Nährstoff umzüngelnden Flammen in sich. Sie hatten auch so zwischen den Lidern Waldemars lodern gekonnt, im Rachdurst, beim Trunk, vor allem, wenn ein schönes Weib fremd zum erstenmal vor seinen Blick geraten; doch er war Herr über sich gewesen, wo wichtigeres in Rechnung stand, die aus seinem Innern hervorspringenden Funken zurückzubändigen. Das vermochte sein Urenkel nicht, unverhohlen und unköniglich offenbarte er sein Gelüst, überließ sich ihm beherrschungslos; seiner jungen, schönen Gemahlin indes war kein heißer Blick seiner Augen nachgefolgt, als sie aus der Halle davongegangen; er liebte blondes Gelock nicht, und sie teilte schon seit zwei Jahren den Thron mit ihm. Doch befand er sich heute in bester Laune, eine große Anzahl gleichlautender Briefe war ihm aus Deutschland her zugegangen, Absageschreiben der „oberheidischen" Hansestädte im Binnenland zwischen Elbe und Rhein, und, ein herbeigebrachtes Pergamentblatt aufrollend, las er die Schrift drauf lautstimmig vor. Die richteten „Burgemeister, Rat und gemeine Bürger" der Städte an den „hochgeborenen Fürsten, Herrn Erich, der Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen, der Wenden und Goten König und Herzog von Pommern", und in den Fehdebriefen erklärten sämtliche sich als Feinde seiner Reiche und aller Untersassen um ihrer Freunde, der sechs führenden Städte willen, daß auch sie als Glieder der deutschen Hanse ihn mit Krieg überziehen würden und „sich ihrer Ehren verwahrten". Ungezählte Schriftstücke waren's von Bundesangehörigen, die nicht an der See belegen, keine Schiffe besaßen, mit ihnen an dem Kampf teilzunehmen, doch Geldbeiträge zu diesem leisten wollten, damit sie nicht „schwerlich beschädigt würden"; die Absage erinnerte fast genau an diejenige, welche vor drei Geschlechtern Waldemar Atterdag von den siebenundsiebzig Hansestädten behändigt worden war. Dessen gedachte auch König Erich, der mit einem Ton höchster Belustigung die Kundgabe verlesen, und spöttisch lachend fügte er für die Zuhörer um den Tisch hinterdrein: „Wisset ihr noch, was mein Ahnvater den Pfefferkrämern zur Antwort gab? Er ließ ihnen erwidern:

„Söben und söbentig Hensen
Hefft söben un söbentig Gensen,
Wenn mi de Gensen blot nich biten,
Na de Hensen frag' ich nich en schiten."

Ein wieherndes Gelächter scholl aus allen Kehlen der mehr oder minder Trunkenen zurück, in das der König auf plattdeutsch — denn der dänischen Sprache war er nie ausreichend mächtig geworden — hineinrief:

„De söben un söbentig Gensen makt wedder Gesnater,
Denn duckt wi se mal wedder in't Water."

Unter laut hallendem Beifallsgejauchz stand er auf, wandte den Blick zweien Mitgliedern der Runde zu, die erst seit dem Morgen im Schloß zu Gast waren, und sprach sie an: „Junker Henning und Junker Hanns, ihr wolltet mir

als guten Schlaftrunk eine lustige Ausricht machen; begleitet mich noch in mein Gemach dazu." Die Angeredeten erhoben sich gleichfalls, dem Herrn zu folgen; er brach heute früher als sonst vom Bankett auf, etwas Bedeutsames mußte ihm im Sinn liegen oder eine junge Schöne auf sein Kommen warten. Dem ging zwar zuwider, daß er die Begleiter mit sich nahm; die Zurückbleibenden sprachen, soweit der Rausch es zuließ mit gedämpften Stimmen, ihre Meinungen darüber durcheinander. Man kannte die Namen der beiden von auswärts her in Nykjöbing Eingetroffenen, Deutsche waren es, Abkommen alter Geschlechter, der eine Henning Manteuffel aus Pommern, der das lange Haar an der rechten Schläfe eigentümlich zusammengekraust trug, so daß nichts dort von der Ohrmuschel drunter hervorstach; der zweite hieß Hanns Moltke, seine Väterburg Stridfeld stand in Mecklenburg. Ihre Züge boten auch ein adliges, doch verwildertes Aussehen, und heimlich ging ein Zuraunen um, sie führten anderswo andere Namen, auf der See, am Schiffsbord, als zwei der tollkühnsten und beutelüsternsten Likedeeler des jetzigen Vitalienhauptmanns Bartholomäus Voet, der noch im Vorjahr wieder einen verwegenen Raubanfall auf Bergen ins Werk gesetzt hatte. Im gegenwärtigen Krieg hielt er zwar Bundesgenossenschaft mit den holsteinischen Grafen und der Hansa, aber unter den Seeräubern jagten von jeher manche auf eigene Hand ihrem Gewinn nach, und der Sinnesart des Königs lief's nicht zuwider, mit solchen für einen wichtigen Zweck in Verbindung zu treten; ein Gerücht besagte von ihm, ehe er der Beherrscher der drei Reiche geworden, sei er selbst mit dem Gedanken umgegangen, ein Seeräuber zu werden. Dazu standen Henning Manteuffel und Hanns Moltke als deutsche Landsleute, der erstere obendrein als pommerscher Unterthan, seinem Zutrauen besonders nahe; Sicheres wußte freilich niemand von ihnen, noch um was sich's handeln möge. Doch auffällig war's, daß er sie derartig zu sich beschieden hatte, und ward's noch mehr dadurch, daß die halbe Nacht verging, bevor die beiden wieder aus seinem Schlafgemach heraustraten.

Und seltsam wiederholte sich Aehnliches am folgenden Tage. Abermals war ein deutscher Fremdling, diesmal schon grauhaarig, vorgerückten Alters, im Schloß eingetroffen, hatte auf sein Ansuchen Vorlaß beim König gefunden und saß am Abend als Gast mit beim Trinkgelage. Von den um den Tisch Angesammelten kannte ihn niemand, auch die beiden deutschen Junker nicht; er benannte sich auf Anfrage Marten Wollweber aus Danzig, war auch sicherlich nicht vom Adel, sondern ein Stadtbürger und machte den Eindruck, ein feinerer Gewerksmann zu sein, vielleicht ein kunstfertiger Goldschmied, der hier bei dem prunksüchtigen Fürsten Absatz für einen besonders wertvollen Schmuck erhoffte. Nur wenig sich am Trunk beteiligend und selten einmal mitredend, saß er still da, im Gefühl schien's, daß er nicht unter die ritterbürtige Tafelrunde paßte, hörte nur den Gesprächen zu und ließ dann und wann kurz die Augen auf einem

Gesicht verweilen. Doch als König Erich sich ebenso wie gestern ungewohnt frühzeitig erhob, sagte er wiederum: „Geleitet mich, Herr Wollweber, und thut mir noch den Preis für Euren kostbaren Schatz kund.“ Offenbar hatte die Mutmaßung sich nicht getäuscht, ein Schmuckhändler war's, der die Begier des Königs zu reizen verstanden, und er schritt hinter den fackeltragenden, reichgewandeten Hofknappen drein. Es ergab sich alsbald, daß zwischen beiden dasjenige, um was es sich handelte, bereits ausführlicher zur Rede gelangt sei, sowie daß Erich besser als sein Hof über Herkunft und Stand des Fremden unterrichtet war, denn unter vier Augen mit diesem sagte er: „Setzet Euch nieder, Magister, und seiet ohne Sorgnis, ich könne Euch minder an Wert achten, weil die Schwertschneide des Hamburger Meisters Rosenfeld Eures Bruders Kopf auf die Erde gelegt hat. Vielmehr schätze ich Euch besonders, des gleichen Blutes wegen, das er in sich getragen, sowie als grimmigen Feind der Pfefferknechte, und bin Euch gut dafür zu Dank, daß Ihr hierhergekommen seid, mir von dem Enkelkind des tüchtigen Mannes Bericht zu geben, der wohl verdient, daß unter dem Volk Ruhmlieder von seinen großen Thaten auf der Ost- und Nordsee umgehen. Sein Angedenken zu ehren in dem, was er hinterlassen, bin auch ich gern willfährig; fasset mir noch einmal zusammen, in welcherlei Weise es so geschehen ist. Verhält sich die sondere Art des Mägdleins nach Eurer Aussage, da wäre ich bereit, sie hierherbringen zu lassen, in den Dienst meiner Gemahlin aufzunehmen und nach dem Verdienst ihres Aeltervaters für sie Sorge zu tragen.“

Eine glimmernde, von thätiger Einbildungskraft zeugende Erwartung redete aus den Augen König Erichs, und der Magister Bertram Wigbold gab Antwort: „Wie ich es Eurer hochgeborenen Durchlauchtigkeit heute Morgen gesprochen, ist mir Kunde davon aus Schriftstücken meines vom Hamburger Rat mit Schimpf gerichteten Bruders zu teil worden. Drin steht angemerkt, daß Claus Störtebeker einmal durch den Liebesverband mit einer schönen Fischerstochter an unserem Seestrand zum Urheber des Lebens eines Mädchens geworden sei, das, in die Jahre der Reife gekommen, wiederum eine Tochter empfangen, von welchem Vater vermag ich nicht zu sagen. Doch als zu späterer Zeit der große Seeheld sich oftmalig mit seinen Schiffen auf der Insel Rügen im Hinterhalt geborgen und dort zu guter Weile am Land unter der Stubbenkammer aus Kreidestein einen Bau aufrichten lassen, den kein Auge von der See her wahrnehmen gekonnt, da hat er seine Tochter ausfindig gemacht, sie mit ihrem Kinde zu sich in das weiße Haus genommen und, als er wieder auf die Nordsee davon gezogen, ihrer Obhut alles übergeben, was er auf seinen Umfahrten in der Ostsee während jener Zeit erbeutet und in den Kreidefelsen vergraben gehabt. Sie hat aber vergebens auf seine Wiederkunft geharrt, weil die „Bunte Kuh“ ihn beim Hilligen Land mit ihren Hörnern niedergerannt; so ist sie mit ihrer Tochter in dem Klippenhaus verblieben und hat Nahrung von einigen wendischen Fischern

empfangen, die dort in der Wildnis an einer Nehrung hausen; von den verborgenen Schätzen, die ihr als Erbteil zugefallen, vermochte sie alles überreich zu entgelten. Davon stand nicht mehr in meines Bruders Bericht, sondern ich hab's erst mit meinen eignen Augen gesehen und aus ihrem Munde vernommen, als mich's vor kurzem einmal angetrieben, dorthin zu segeln; es klopft, wie's Eure hochgeborene Durchlauchtigkeit gesprochen, das Blut meines Bruders auch in mir aufs Salzwasser hinaus. So habe ich die Jungfrau gewahrt, die jetzt siebzehn Jahre zählen mag, und mich bedünkt, ihre Schönheit wäre einer fürstlichen Krone würdig, denn so lang mein Leben gedauert, kam nichts ihr Gleiches an wunderbarem Liebreiz mir zu Gesicht. Es jammerte mich, daß solche junge Herrlichkeit eines Weibes in der Verlassenheit hinaltern und vergehen sollte, deshalb fuhr ich hierher, einen Beistand, der sie daraus befreie, für sie zu werben. Denn ich befand mich sonder Zweifel, der hochgemute Sinn Eurer Durchlauchtigkeit nähme Anteil an Claus Störtebeker, dem vormaligen Todfeind der deutschen Hanse, und werde, so hoffte ich, sich auch zu einem Mitgefühl für sein hülfloses Enkelkind bewegen lassen. Doch will ich mich nicht ruhmredig als selbstsuchtlos emporheben; mein altgewordenes Leben verkümmert unter Dürftigkeit und Mangel, da um meines Namens willen die Bürger Stralsunds sich feindselig von mir abkehren. Drum knüpfte ich auch für mich die Hoffnung daran, Eure königliche Durchlauchtigkeit werde hochgesinnt meiner Obsorge für das schöne Tochterkind des großen Seehelden gleichfalls mit einem kleinen Lohne gedenken."

Unter den wohlgefügten Worten schimmerte aus dem letzten doch der eigentliche Zweck der Reise Bertram Wigbolds, die Geldgier des verhohlenen alten Kupplers hervor. In des Hörers Augen hatte während der Erzählung sich der brennende Glanz noch mehr verstärkt, er versetzte jetzt: „Hörtet Ihr je, daß König Erichs Hand sich karg wies, eine edle That zu entgelten? Bringt mir die Enkeltochter Störtebekers hierher, und wenn ich erkenne, daß die Wirklichkeit Eurem Bericht gleichkommt, seid des verdienten Lohnes gewiß."

Dazu jedoch schüttelte der Magister den Kopf und antwortete: „Das würde mir nicht gelingen, ihre Mutter bewacht sie mit den Augen, die dem Argus der alten Mythe zugemessen werden, und ohne deren Zuwilligung vermöchte ich sie nicht fortzubringen, denn auf ihr Geheiß würden die Fischer sich ihr zum Beistand gesellen. Doch es ist nicht weit bis an die öde Nordküste von Rügen hinüber, binnen wenigem will der Mond sich füllen, und in einer hellen Nacht könnte Eure königliche Durchlauchtigkeit leichtlich sich mit eignen Augen überzeugen, ob ich von solchem Wunder der Schönheit mit zu hohen Worten geredet habe. Es erschiene das fürwahr gleich einer Wiederkunft des obersten der alten olympischen Götter, daran gemahnend, wie unerkannt, in verwandelter Gestalt der höchste Jupiter seinen gnadenreichen Blick auf der schönen Jo, des Inachos Tochter, verweilen ließ, und meinem Bemühen gelänge es wohl, die Wachsamkeit des

weiblichen Argus durch Einschläferung unschädlich zu machen. Der Täuschung unterliegen zwar die Augen gewöhnlicher Menschen, darum könnte es auch meine betroffen haben; dagegen würde sicherlich für den Blick Eurer königlichen Durchlauchtigkeit eine Stunde der Nacht zur Erkenntnis genügen, ob die Jungfrau würdig sei, hierher in den Dienst Eurer Gemahlin überführt zu werden."

Bekannt war's, daß König Erich oftmals ein Vergnügen daran fand, nächtlich in Verkleidungen ihn anreizenden Abenteuern nachzugehen — auch das hatte er von seinem Urältervater überkommen, der einst so durch die Liebschaft mit einer Bürgerstochter von Wisby die feste Stadt listig in seine Hand gebracht — und in seinem Gesicht stand zu lesen, daß ihm's nicht mißfallen habe, mit dem obersten der Götter des Altertums verglichen zu sein. Mancherlei schmeichelhafter Bewunderung hatte die Rede Wigbolds Ausdruck verliehen und zum Schluß eine Hindeutung angefügt, die von höchst verständiger Auffassung der Angelegenheit zeugte. Beipflichtung ließ sich der Miene des Königs entnehmen, und ein Zug begehrlicher Vorstellung umspielte seinen Mund, wie er entgegnete: „Euer Rat mag das Richtige getroffen haben, es wird wohlgethan sein, daß ich mich zuvor selbst darüber vergewissere, ob das Enkelkind Claus Störtebekers mir für den Dienst bei meiner Gemahlin geeignet erscheint. Mondnächte, sagt Ihr, stehen bevor, mir ist's noch im Gedächtnis, die machen sich hübsch drüben am Seestrand, und ich hätte wohl Lust, auch einmal die Kreidewände von Jasmund beim Mondschein zu sehen. Ihr seid ein gelehrter Mann, Magister — drei Königreiche machen viel zu schaffen und aus meinem Kopf ist's etwas weggeraten — weckt's auf und erzählt mir noch einmal, wie sich's mit Jupiter und Jo zutrug. Eine lustige Geschichte war's, mir ist's dunkel, eine Kuh kommt drin vor — nicht die bunte Kuh, die Euch den Haß auf die Pfefferknechte ins Blut gestoßen — aber die Gemahlin Jupiters war von Haß gegen sie entbrannt. Das war sie vermutlich nicht ohne Grund, denn ein häßliches Geschöpf hassen die Ehefrauen nicht — laßt mich die Geschichte wieder hören, Magister, vielleicht träumt sich's gut in der Nacht darauf."

König Erich sprach's lachend, lehnte den Kopf zurück und ließ die Lider auf die Augen fallen. Doch unter ihnen überblinzelte er durch die Wimpern unmerkbar das Gesicht Bertram Wigbolds, wie man einst von Waldemar Atterdag gesagt hatte, „at han blinkede med Oiene", wenn er jemand vor sich sprechen ließ, um ihm zuhörend in seinem Innern zu lesen.

* * *

Schon seit einem Jahrhundert war durch die Hanse auf dem Gebiet der Seefahrt eine Umänderung bewirkt, die bis dahin allgemein in Europa bräuchlich gewesene, noch vom Altertum übernommene spanische „Galeere" durch die niederländisch-hansische „Kogge" verdrängt worden; selbst die Venetianer und Genueser hatten diese Schiffsbauart, als zweckmäßiger sowohl für den Handel wie für die

Kriegführung, angenommen. Die „Kogge" stellte das größte Fahrzeug der Zeit dar; breitgebaucht und hochgebordet, trug sie an der Vorder- und Rückseite aufgetürmte „Kastelle", die im Kampf den hohen Standplatz der Waffenträger bildeten und mit Bliden und Mangen, Schleudergeräten zum Werfen großer Steine, sowie mit Brennstoffen angefüllter Fässer ausgerüstet waren; diese Wurfmaschinen hatten sich vielfach auch nach dem Aufkommen der Feuergeschütze, der „Feldschlangen" und „Bombarden" noch forterhalten. Zumeist führte die „Kogge" einen Großmast und einen Besan- oder Hintermast, bei den mächtigsten trat noch ein Fockmast hinzu. Der erstere enthielt auf dem „Mars", dem Mastkorb um seine Mitte, von der sich seine „Stenge" weiter aufhob, ein „Topkastell", dessen runder, von einer Brüstung umgebener Ausbau den Schützen zum Aufenthalt diente, vordem den „Armbrustern", nunmehr den Handhabern der nach und nach zur Anwendung gelangten „Knallbüchsen", „Haken" und „Arkebusen", kleinerer, nur sehr umständlich noch benutzbarer Handfeuerwaffen. Ueberaus stolz aber zog bei günstigem Wind solche hansische Vollkogge mit ihrer gebauschten Segelfülle, dem riesigen lateinischen Großsegel, den Fock- und Besan-, Mars-, Klüver- und Sprietsegeln über die Wellen dahin; unter dem langen Bugspriet blickte gemeiniglich, aus Holz geschnitzt oder in Erz gegossen, das Brustbildnis des Erzengels oder Heiligen auf, dessen Namen das Schiff trug. Für den Krieg vollbemannt, führte dies bis zu anderthalbhundert „Wappner", ein halbes Dutzend „Bombarden" mit den dazu gehörigen „Kraut"-Tonnen, den Pulverfässern, und daneben noch eine Anzahl der alten Bliden an Bord.

Um ein paar Tage nach der Zwiesprache des König Erichs und Bertram Wigbolds lief in noch dämmeriger Morgenfrühe eine derartige „Kogge", doch nur mittlerer Größe, von der Nykjöbinger Ladebrücke ab und nahm ihren Weg durch den Guldborgsund nach Süden. Als sie zur freien See hinauskam, war der Tag voll angebrochen, guter Wind füllte hier ihre Segel, denn er ließ am Dünenrand von Gjedserodde, der einsamen Südspitze Falsters, an einer dort im Sand aufgepflanzten Fichtenstange ein Stück Flaggentuch lustig gen Osten flattern; ein Deutungszeichen der Untiefe vor der Insel schien's zu sein. Sichtlich war das Schiff ein Handelsfahrzeug, wenn auch breitbauchig, doch für leichtere Beweglichkeit gebaut, als die schwerfälligen Vollkoggen. Zwar mit einer schmalbrüstigen Snigge, die schon etwas Vorsprung vor ihr hatte, vermochte es nicht zu wetten; sie erweiterte, sich gleichfalls ostwärts haltend, bald den Abstand noch mehr, verschwand vor Mittag völlig aus dem Gesicht. Merkbar indes lag der Kogge auch nicht dran, ihr durch größere Schnelligkeit den Vorrang abzulaufen, sie hielt nur die Hälfte der Segel beigesetzt und trieb gemächlich dahin; an ihrem Hintermast wehte eine Flagge, von der zu mutmaßen stand, daß sie ihr zu Recht nicht zukomme. Doch war von keinem Auge gesehen worden, daß sie die Flagge der Stadt Danzig erst nach ihrer Ausfahrt aus dem Guldborgsund gehißt hatte; die

dänische zu zeigen, wäre hier im Bereich der hansischen Osterlinge für einen wehrlosen Kauffahrer bei den Kriegsläuften nicht ratsam gewesen. So aber verbürgte der trügerische Anschein der Kogge ziemliche Sicherung, zumal da sie sich längere Zeit in der Nähe von Falster hielt und im Notfall an diesem Schutz suchen konnte. Doch im Beginn des Nachmittags änderte sie plötzlich den Kurs, lief aus der Höhe der Kreidefelsen von Möen quer über die See gegen die pommersche Küste zu, jetzt unter Vollsegeln, mit denen sie rasch einigen ihr begegnenden, mühsam wider den Wind kreuzenden kleineren Hanseschiffen vorbeigelangte. Dann stieg vor ihr der ödverlassene Uferkamm von Arkona mit seinem dunklen Trümmerrest auf; an der Brüstung des Vorderkastells stand neben dem Magister Wigbold ein Mann, der mit lang ihn umhüllender Schaube aus ländischem Tuch das Aussehen eines reisenden Kaufmanns bot. Seine Hand deutete nach dem Vorgebirg hinüber und er sprach dazu: „Ein Erich hat die Burg niedergelegt und ein Waldemar den Tempel Swantewits zu Asche gemacht. Heute sind beide in Einem beisammen, der das Hanse-Götzenbild in Stücke schlagen wird, und Euch zu Dank, Magister, gedenk' ich einen Kohlenhaufen rauchen lassen, wo Eure Stadt Stralsund steht. Ich habe ihr eine lange Rechnung aufgekreidet, an der Zeit ist's, sie einzutreiben. Glimmert da drüben schon die Kreide von Jasmund? Zur Nacht liegt mir noch andere Dankschuld auf für Claus Störtebekers Hinterlassenschaft, und Ihr seht, ich habe Vertrauen in Euch gesetzt, Magister, daß mir in seinem weißen Fuchsstollen keine Täuschung vor Augen gerät." König Erich schlug über dem Kaufmannsrock ein lustiges Lachen zu den Worten auf, bereits erkennbar schimmerte die helle Wand der Stubbenkamer aus Süden her über der Wasserfläche, und die nur mit der gewöhnlichen Mannschaft eines Handelsschiffes besetzte Kogge nahm jetzt geraden Lauf gegen die verrufene Küste hin. Das Abenddunkel fiel ein, doch ehe sie in zu bedrohliche Nähe des Ufers kam, stieg der in Rechnung gezogene Mond herauf und gab Helligkeit genug, um eine Zufahrt und gesicherten Landungsplatz ausfinden zu lassen. Die Abenteuerlust des Beherrschers der nordischen Reiche hatte ihn zu einem nicht unbedenklichen Unterfangen verlockt; wie einst Waldemar Atterdag als Bürger verkleidet an der Küste von Gotland gelandet war, durch Liebesbethörung einer Tochter der reichen Stadt Wisby sich dieser zu bemächtigen, so stieg bei nächtlicher Weile sein Urenkel an dem einsamen Nordstrand Rügens aus. Doch nicht von der Sucht hergetrieben, eine Stadt an sich zu bringen, sondern nur um sich mit eigenen Augen zu vergewissern, ob ein junges Mädchending würdig sei, von ihm für den Dienst seiner Gemahlin mit nach Nykjöbingschloß geführt zu werden.

Nur ein mäßiger Wind ging, doch im Verein mit dem Anrauschen der Wellen an den Strand schuf er ein rohrend die Luft durchspinnendes Geräusch, das den Schall von Fußtritten im klirrenden Gestein nur kurzhin vernehmen ließ. Wie dieses murrende Gesumme das Ohr, umgab ein ungewisser Schein die Augen,

denn der Mond war noch nicht über die Stubbenkamer heraufgerückt, ihr Schatten reichte noch bis dahin, wo die nächtlichen Ankömmlinge ans Land getreten, so daß der Blick kaum auf einige Schritte in der Runde das umher Befindliche unterschied. Bertram Wigbold drehte einmal, ohne recht zu wissen, weshalb, mechanisch den Kopf zurück, doch gleichzeitig faßte der König ihn unterm Arm und sagte: „Führt mich, Magister, Ihr seid hier die Katze, die im Dunkeln sieht. Wo ist das Mauseloch mit der weißen Maus drin? Ich sehe nichts vor mir als Rabengefieder.“ Der Befragte erwiderte: „Eurer königlichen Durchlauchtigkeit wird sich das Dunkel bald aufhellen, hier kommen wir gleich an's Ziel.“ Seinen Begleiter führend, umbog er eine vorspringende Gesteinmasse, und hinter dieser fiel ihnen schon von nahe her ein roter Lichtstrahl ins Gesicht. Wandfackeln warfen ihn aus dem Innern des weißen Kreidehauses hervor, dessen Thür offen stand, als ob es die Ankunft von Gästen erwarte, und ein paar Augenblicke später setzten die Weitergeschrittenen den Fuß in die seltsame große Halle hinein. Sie war leer wie damals, als Jörg von der Lippe auf seiner Wanderung zu ihr geraten, nur am Herd stand eine weibliche Gestalt in dem wunderlichen, mit Rad und Galgen anblickenden Gewand, unerkennbaren Gesichts, denn ein schwarzes Schleiergewebe hielt es überdeckt. Wigbold sprach gedämpft: „Die Frau ist's, von der ich Eurer Durchlauchtigkeit kundgethan,“ und der König fragte, sie anredend: „Bist Du Claus Störtebekers Tochter? Wo ist Deine Tochter?“ Nun klang antwortend ihre Stimme: „Ja, Du kennst mich. Ich habe lange auf Deinen Besuch gewartet, Erich von Pommern. Setze Dich an den Tisch. Das Nachtmahl steht Dir bereitet, so gut ich's vermocht, und meines Vaters Humpen für Dich gefüllt.“ Beim letzten zog sie den Schleier ab und sprach hinterdrein: „Wieder Mondnacht ist's. Kommst Du, Deine Tochter auf Dein Schloß zu holen und ihr eine Krone aufs Haar zu setzen? Ich will sie rufen.“

Ein helltöniges Gelächter brach dazu aus ihrem Mund, den Augen König Erichs entgegen, der ungewiß auf ihre enthüllten Züge gestarrt und jetzt hervorstieß: „Ich kenne Dich — wir sahen uns schon — Du hießt Gesa —“

Sie ging der Thüröffnung zu, und nun lachte auch der König schallend auf, sprach danach, seinem verständnislos dreinschauenden Führer mit der Hand auf die Schulter schlagend: „Das habt Ihr lustig angestellt, Magister! Ich sagte Euch guten Lohn zu —“

Etwas Drohendes lauerte aus dem Klang der Worte herauf, ein schriller Mövenruf durchschnitt sie, mit dem die zur Thür Getretene ein Zeichen nach außen gab. Dem antwortete ein Ruf von dorther: „Hinunter, und bindet ihm Arm und Bein!“ Die Stimme Jörgs von der Lippe war's, aus einem Felsenversteck erscholl das hurtige Niederdröhnen eines Dutzend von Fußtritten. Doch gleich danach stürmten andere Töne durcheinander, Getöse, Waffengeklirre, wilde deutsche Seemannsflüche und Hohngeschrei in dänischer Zunge. Dann

abermals ein Befehlsruf Jörgs: „Umsonst! Zurück!“ Der Mond schoß die erste Silberzinke über die Stubbenkamer, und sein Licht zeigte den weißen Bau rundhin von einem halben Hundert stark Gewaffneter umringt, die der breite Bauch der Kogge nicht wahrnehmbar verborgen gehalten; ungesehen und ungehört waren sie ihrem Gebieter nachgefolgt. Der trug die Begier Waldemar Atterdags in sich, doch auch seine Verschlagenheit und hatte mit den blinzelnden Augen Unrat gewittert. Der Fuchs war nicht nach dem Köder in die Falle gegangen, ohne sich den Rückweg sicher offen zu halten. Die lange Schaube abwerfend aber stand König Erich in glitzerndem Kettenpanzer mit gezogenem Schwert, schlug dem verdutzten Magister nochmals mächtig auf die Schulter und sagte unter einem grimmigen Lachen: „Du sollst es bei mir besser haben, als Dein Bruder beim Meister Rosenfeld, und morgen früh zuerst am Mast die Sonne aufgehn sehen.“

Fast gedankenschnell war das Ueberraschende geschehen, doch blitzgeschwind auch hatte Gesa den Vorgang begriffen, riß eine Fackel von der Wand, mit der andern Hand Bertram Wigbold hinter sich, wies ihm: „Da hinunter!“ und stand mit dem brennenden Kienholz vor dem König. Ihre dunkelglimmernden Augensterne blickten ihn furchtlos an und lachend sprach sie dazu: „Du wolltest mein Gesicht deutlicher als im Mondschein sehen, Erich von Pommern. Gefällt Deine Braut Dir so? Du brauchst Dich ihrer nicht zu schämen, sie ist nicht mehr schwach von Sinnen und eines Seekönigs Tochter, wie Du's gemeint. Deine Tochter hält Hertha in Hut, denn Du kannst sie nicht zu Dir nehmen, wie Du's gedacht. Aber mir gefällst Du, mein Liebster, Du bist kein Bauernjunge mehr, sondern ein schöner Mann geworden, und ich will mit Dir nach Deinem Schloß gehen und Dir helfen, Deine Kronen zu tragen. Mir gehören sie zu Recht, nicht der Engländerin, denn die ist nur Dein Kebsweib. Aber ich bin von Deiner Wahl die Königin in Deinen Reichen. Bis heute hat's nur der Mond gewußt, jetzt soll's auch die Sonne sehn! Komm, mein Gemahl!“

Hörbar zu Spott und Hohn war's gemeint, doch aus der Stimme der Tochter Claus Störtebekers kam noch einmal ein Nachhall des halbirren Tons herauf, mit dem sie in der Mondnacht auf Wollin zwischen den Trümmerresten der alten Palnatoke-Burg auf die Fragen des verkleideten Fürstensohns geantwortet hatte. König Erich aber fiel das Blut aus dem Gesicht, als ob ein aus dem Boden aufgewachsenes Gespenst vor ihm stehe und die Hand nach ihm strecke. Fassungslos übermannte ihn die Einbildung mit einem Hirngespinst, sie habe die Macht, auszuführen, was sie drohe, könne ihn zu Schimpf und Schande zwingen, sie mit sich vor aller Augen ins Königsschloß zu führen. Verworrenen Sinns, schreckbetäubt wich er vor ihrer Hand zurück; sie folgte ihm nach, drängte ihn mit der Fackel, dem vorgestreckten Arm, mit kosenden Liebesworten Schritt um Schritt weiter zur Thür, seinen draußen harrenden Kriegsmännern entgegen.

Nun bis über die Schwelle, daß sie die Bohlenthür zuschlagen und den Riegelbalken vorstoßen konnte. Hindurch schlug ihm noch einmal ein geisterhaftes Lachen ihres Mundes wie ferne Kindheitserinnerung ans Ohr, dann warf Gesa die Fackel auf den Herd und tauchte an der Stelle noch in den Boden hinunter, wo Bertram Wigbold aus der Halle verschwunden war. Die Seeräuber hatten durch den weichen Kreidegrund Stollen nach Höhlungen gegraben, in denen sie ihre Beute verborgen gehalten, und ein heimliches Schlupfloch führte weiter auch ins Freie hinaus. Das wußte Erich von Pommern nicht, mußte glauben, er halte die beiden im umschlossenen Haus in seiner Gewalt. Doch er dachte nicht mehr daran, sich des Magisters zu bemächtigen, Furcht vor dem Mondnachtsgespenst von Wollin rüttelte und schüttelte ihm noch die Glieder. Wie dort lag die weiße Nacht unheimlich hier um ihn, er gab, hastig davoneilend, Befehl, wieder mit der Kogge in See zu stechen, und als die aufgehende Sonne das Schiff schon im Angesicht der Südspitze Falsters begrüßte, sah sie Bertram Wigbold nicht vom Mast herabhängen. Doch flatterte auf der Düne von Gjedseralde an der Fichtenstange noch die Linnenflagge, die der Snigge Jörgs von der Lippe das Zeichen gegeben, daß der König gewillt sei, in der Morgenfrühe die Abenteuerfahrt nach Rügen zu unternehmen.

Anders als erhofft aber hatte der Tag geendet, den Anschlag Jörgs, seinem Vater König Erich mit gebundenen Armen ins Haus zu bringen, zerscheitern lassen. Den Grund, der ihn zum Entwurf dieses mißglückten Planes getrieben, gab die Mondnacht in der kleinen Waldlichtung an dem dunklen Wasserspiegel des Hertha-Sees zu erkennen. Dort, wo nur noch der alte Erdwall von einem Bauwerk verschollener Vorzeit Kunde forterhielt, hatten alle, die drunten der Uebermacht weichen gemußt, sich zusammengefunden, und auf einem der bemooften Trümmersteine saß Jörg von der Lippe, die junge Gesa, die nicht Hertha hieß, sondern den gleichen Namen ihrer Mutter trug, auf seinen Knieen haltend. Nicht zum erstenmal that er's so, und sein Arm lag um ihren Nacken geschlungen, denn er wußte schon seit mancher Wiederkehr sicher, daß sie keine Seejungfer, vielmehr ein gar wundersam schönes Menschenkind sei, und in dieser Nacht nun war ihm dazu kund geworden, sie sei eine Tochter des Beherrschers der skandinavischen Reiche. Aber er wußte auch, das nütze ihm nicht gegen den Widerstand seines Vaters, dessen Einwilligung zu gewinnen, daß er sich ein Weib seiner eigenen Wahl heimführe, wenn der Alte dies des Geschlechtes derer von der Lippe nicht gleichbürtig achte. Wohl einverstanden zwar war Gesa, die Mutter, den Burgemeisterssohn von Stralsund zum Eidam zu erhalten, doch nur unter der Sicherung, er bringe ihre Tochter als anvermählte Ehefrau in sein Haus, und in Wirklichkeit wie mit den Augen des Argus wachte sie darüber, daß sich die Mondnacht von Wollin nicht auf Rügen zum andernmal wiederholen könne. Ihr Kind trug als Erbteil das Blut Claus Störtebekers und Waldemar Atterdags

in sich, sie wußte, von einem ungestümen Wellenschlag sei's, und selbst haltlos auf wilder See des Lebens umgeworfen, wollte sie die Tochter in ruhigem Hafenschutz bergen. Eine Beihülfe konnte sie dazu leisten, und die Nacht hörte am Hertha-See Ratschlagung, an der auch der Magister Wigbold sich beteiligte, Hin- und Hergehen, wie vielleicht anderes sich an die Stelle des mißlungenen Versuchs setzen lasse. Denn Jörg entstammte nicht minder dem Blut derer von der Lippe, als Herr Nicolaus, und wenn er nicht als Junge vor dem Alten dastand, kam seine Willensbeharrlichkeit der des Altburgemeisters ebenbürtig gleich. Viel an Zuversicht zwar gab ihm nicht Geleit, als er im Morgengrau von seiner Auserkorenen Abschied nahm und enttäuscht seine Snigge vom Geklipp der Stubbenkamer wieder in die See auslaufen ließ. Mit einer königlichen Ladung hatte er sie nach Stralsund zu bringen gedacht; nun stand er vorderhand von zweckloser Rückkehr dorthin ab, schlug entgegengesetzte Richtung gen Osten ein und landete um einige Tage später, vom Magister Wigbold begleitet, an der Ladebrücke von Danzig.

* * *

Hin und her schwankend nahm der nordische Krieg zu Land und zu Wasser Fortgang. Den holsteinischen Grafen gelang's, erfolgreich gegen die Uebermacht des Königs Widerstand zu leisten, der Hanse dagegen fiel nur wenig an Ruhm und Gewinn zu. Wohl rüstete sie eine an Zahl gewaltigere Flotte, denn je zuvor, über drittehalb Hundert große und kleine Schiffe mit zwölftausend Gewaffneten, die in die Meerenge zwischen Seeland und Schweden, von den Skandinaven „Eyrarsund", von den Deutschen „Noresund" benannt, einliefen, um die dänische Schiffsmacht zu vernichten und Kopenhagen zu erobern. Doch der Sund, der schon mehr als eine schwere hansische Niederlage gesehen, nahm auch diesmal wieder einen kläglichen Mißerfolg gewahr. König Erich hielt das Fahrwasser mit starken Bollwerken versperrt, hinter denen seine Flotte sich in Sicherung barg; vergeblich strengten die Hansen sich an, in das „Ravenhol", den Ravelin, einzubrechen, suchten umsonst, aus zu weiter Entfernung mit ihren auf Flöße gesetzten zahlreichen Bombarden die feindlichen Fahrzeuge zu zerstören. Nach mancher Woche kehrten sie im Frühlingsanfang unverrichteter Sache an die deutsche Küste zurück, zertrennten sich, und jeder Geschwaderteil segelte seiner Heimatstadt zu. Der Mangel einheitlicher Leitung, eines straff zusammenfassenden, gebietenden Oberbefehls machte sich, wie schon gar manchmal, geltend; geheime Unterströmungen in dem großen Städtebund traten schädigend hinzu. Während des ganzen Krieges bereits hatte die Beteiligung Lübecks, des Oberhauptes, sich als eine schwächliche gezeigt, es stand im Verdacht, mehr zu hemmen als zu fördern, im Holstenland kam die Rede auf, die von Lübeck führten statt des Schwertes einen Badequast. Ob der Grund dafür in dänischem Gold oder Sonderzusagen des Königs zu suchen war, mochte dieser allein wissen, aber un-

verkennbar kam er seinem Ziel, das Angedenken Waldemars an der lübeschen Hanse zu rächen, seinen eigenen Haß an ihr zu befriedigen, näher. Triumphierend saß Erich von Pommern auf der Schloßburg seiner nun zur königlichen Residenz erwählten Stadt Kjöbenhavn, die allmählich aus einem Fischerdorf zum „Kaufmannshafen", dem Hauptort des dänischen Reiches emporgewachsen war. Hier verbrachte er seine Zeit unter dem eifrigen Entwurf von Plänen, dem Empfang geheimer Botschaften und dem kaum oberflächlich bemäntelten schöner Frauen, an deren abendlichen Besuchen im Schloß seine Gemahlin nicht Anteil nahm. Doch er übte eine bezwingende Gewalt auf weibliche Sinne, der sich auch Philippa von England, trotzdem sie keinen Zutritt zu jenen Empfängen erhielt, nicht entziehen konnte. Die ihr zugefügte Schmach außer Acht lassend, sann sie beständig nach Mitteln zur Gewinnung der Gunst ihres hohen Gemahls einher, die sie freilich durch ihre eigene Naturmitgift an Schönheit und einnehmendem Behaben so wenig wie durch königliche Schmückung ihrer schlanken Gestalt bei dem neuerungssüchtigen Nachkommen Waldemars Atterdag zu erringen vermochte. Aber als Tochter des Königs von England besaß sie noch eine andere Mitgift, reichhaltiges englisches Gold, und wie Erich jetzt von einem längeren Aufenthalt in Stockholm zurückkehrte, empfing Philippa ihn mit einer eigentümlichen, für ihre Nebenbuhlerinnen nicht herstellbaren Ueberraschung. Denn während seiner Abwesenheit hatte sie eine mächtige, mit zwölfhundert Kriegsleuten besetzte Flotte ausgerüstet und die Zahl der Schiffe genau nach derjenigen, den siebenundsiebzig, bemessen, mit denen die Hanse einstmals seinen Urältervater überzogen und zu Boden gestürzt hatte. Mit welchem Dank er ihr diese deutungsvoll sinnige Gabe gelohnt habe, entzog sich der Mitteilung durch Augenzeugen, doch sein ungewohntes Verhalten gegen sie wenigstens in den nächstfolgenden Tagen bewies zweifellos, daß sie diesmal auf ein wirksames Mittel geraten und einem in ihm brennenden Verlangen entgegengekommen sei.

An den mannigfachen Wechselfällen des nun bereits zwei Jahre andauernden Krieges nahm Jörg von der Lippe keinerlei Anteil, betrieb scheinbar in gleichmütiger und gleichgültiger Weise nur den Seehandel seines Vaters als Schiffsführer weiter. Ihn drängte nicht Ehrgeiz, sich in Kämpfen hervorzuthun, die ihm keine Aussicht boten, den an der Küste von Jasmund mißratenen nächtlichen Anschlag besser zum Gelingen zu bringen, und auch nach dem Kreidehaus unter der Stubbenkamer spannte er nicht mehr bei heimlicher Nachtfahrt die Segel. Doch in ihm sah's anders aus, als sich's in seinem Thun und ruhigen Gesichtsausdruck kundgab. Er hatte vordem nicht nur über den Glauben seiner Mannschaft an Seeweiber gelacht, auch die Macht verspottet, die ein menschliches Wesen des andern Geschlechts über einen Mann gewinnen könne; nur Schwächlinge vermöge ein Weib mit Liebesthorheit zu berücken. Aber wie seine sichere Vernunft in der Mondnacht am Hertha-See doch eine Weile lang zum Schwanken

gekommen, war in noch stärkerem Maß seine andere Selbstzuversicht zu vollständigem Zusammenbruch geraten. Ob ihm der Sinn durch Zauberkünste oder vom Klopfen des Bluts in seinem eigenen Innern behext worden, er sah nichts mehr vor Augen, als das Antlitz Gesas, der jungen, hörte nur noch den Klang ihrer Stimme im Ohr, sie war das Denken seines Tages und das Traumbild seiner Nächte. Bertram Wigbolds Schilderung von ihr auf Nykjöbingschloß war zutreffend gewesen, etwas Wundervolles, dem nichts Anderes gleichkam, hatte die Vereinigung ihrer Abkunft vom Blut der schönen Ingeborg und dem Claus Störtebekers vollbracht; sie regte den Eindruck, als ob Sonne und Mond an ihr geschaffen habe, das glanzperlende Meer und der geheimnisvolle Laubwald um den dunklen Hertha-See. Und ob sie fraglos nichts von der mythischen Germanengöttin an diesem an sich trug, von der Tacitus berichtete, hatte der römische Geschichtsschreiber sie doch in Einem für Jörg von der Lippe richtig gekennzeichnet: Wer sie mit Augen erblicke, sei dem Tode verfallen, dem Hinsterben an verzehrender Sehnsucht, wenn ihm nicht gelinge, sie als die Seinige in sein Haus zu führen. Daß sie dies nur als anvermählte Ehefrau betrete, hielt aber ihre Mutter untrügbare Wacht, und Herrn Nicolaus' Augen waren wider weiblichen Zauber mit Diamanthärte gepanzert; ihm galt die Schönheit so wenig, als die königliche Abstammung, für den Burgemeisterssohn bedünkten beide ihn gewichtlos gegen eine Tochter aus stralsundischem Patriziergeschlecht. Das wußte der Junge genau, daran war nichts zu rütteln; nur der gebundene skandinavische König hätte ihm als Brautwerber bei dem Alten dienen gekonnt, oder etwas Ungeheures mußte vom Himmel fallen, dessen Starrsinn zu übermeistern. Etwas Derartiges von oben herunterzureißen, war aber Jörg trotz seinen zwei kräftigen Armen und dem festen Willen außer stande, vermochte nichts weiter zu thun, als den Winter hindurch auf der Danziger Helling einen Schiffsbau zu betreiben, nicht vom Gelde seines Vaters, sondern aus dem Erlös für die in der Kreide der Stubbenkamer verborgene Hinterlassenschaft Claus Störtebekers. Die sah Gesa, die Mutter, als einen Brautschatz ihrer Tochter an, für diese aufgespart, daß sie, nicht mit leerer Hand kommend, ihn einem Freier zubringe, und die nächtliche Ratschlagung am Hertha-See war zum Schluß gelangt, das Vorhaben des jungen Schiffers damit zu ermöglichen. Sonderliche Zuversicht trug zwar die Hoffnung, die er auf seinen Koggenbau setzte, nicht in sich; im Osten gab's ein Sprichwort: „Wer kann gegen Gott und Groß-Nowgorod?" und wider dies letztere hätt' er's, wäre damit zu helfen gewesen, mutig auf einen Versuch ankommen lassen. Doch in seinem Innern klang das Wort in einer anderen Fassung: „Wer kann gegen den Alten?" wenn er den Augen, der vorgeschobenen Unterlippe und der Stimme desselben gegenüberstand. Bei der Vorstellung kroch aller Willenstrotz des Jungen zu Kreuz, war kein Wolf oder Bär, sondern duckte sich scheu wie ein Hase beim Rüdengebell mit niedergebogenen Ohren in eine Bodenrille

zusammen. Und so wußte Jörg von der Lippe keinen Rat, als sich, so viel sich's machen ließ, vor den gefürchteten Augen des Altburgemeisters geborgen zu halten und heimlich seine Veranstaltung auf der Helling von Danzig weiter zu betreiben.

Der Magister Bertram Wigbold war nach Stralsund zurückgekehrt, wo er, ohne guten Geschmack daran zu finden, an der Erinnerungskost zehrte, daß Erich von Pommern ihn an verhohlener Klugheit überboten hatte. Auf ein Haar wär's ihm obendrein dabei oben am Mast um den Hals gegangen; das beschwerte ihn indes in der Vorstellung nur wenig, es hätte ihm zu Recht drauf gestanden, und wenn er auch kein Seeräuber geworden, wie sein Bruder, trieb sich dessen furchtlos verwegenes Blut doch auch in seinen Adern um. Wahrheit aber war ihm auf Nykjöbingschloß vom Mund gekommen, daß er bei seiner Bemühung um Claus Störtebekers Enkelkind Hoffnung auf einen kleinen Lohn auch für sich setze, freilich nicht aus der Hand König Erichs, doch aus der Jörgs von der Lippe. Denn er fristete in der That sein Dasein unter kärglichsten Umständen, und das über ihn heraufgerückte Alter ließ ihm etwas Verbesserung und Sicherung vor dem schlimmsten Darben als recht wünschenswert erscheinen. Dafür hatte der Fehlschlag am Jasmunder Strand zwar die Aussicht verdorben, doch sein Kopf drüben auf Falster etwas in sich aufgenommen und mit herübergebracht, das er eigentümlich eingehakt drin bewahrte. Zwei Gesichter aus der Bankettrunde im Schloß waren's, die der zwei Junker Hanns Moltke und Henning Manteuffel, besonders das des letzteren mit dem an der rechten Schläfe wunderlich über's Ohr niedergekrausten Haar, und ihm hielt sich daran geknüpft, in dem Aufenthalt der beiden am Hoflager des Königs habe etwas Verborgenes, der deutschen Hanse Geltendes gesteckt. Was dies sein möge, wußte der Magister sich allerdings nicht zu sagen, doch trug er ein Gefühl in sich, er werde ihnen noch einmal wieder begegnen, und im Gang des Winters zeigte sich, daß diese Mutmaßung ihn in der That nicht getäuscht hatte. Im Dämmern eines mit dichtem Schneegestöber über Stralsund einfallenden Märzabends führte der Zufall ihm nahe einen Mann vorüber, dessen Aeußeres durchaus keine Aehnlichkeit mit einem jener beiden darbot, die lange Bärte und im Gesicht frech funkelnde Augen getragen hatten. Dieser war glatt geschoren, dabei lag ein halb blöder Ausdruck in seinem Blick, ein sich kümmerlich nährender kleiner Gewerbtreiber schien's zu sein. Nur sein ungewöhnlich, als halte es etwas verborgen, tief über die rechte Schläfe niederhängendes Kopfhaar ließ Wigbolds Augen stutzen, so daß er unvermerkt dem in der engen Wassergasse in die Metschankstube zum Kannenhals Eintretenden nachfolgte. Hier brachte er vom Wirt unauffällig in Erfahrung, ein „Paternostermacher", ein Bernsteinsucher und -Dreher sei's, der schon seit dem Winterbeginn in der Stadt dem Absatz seiner Waren nachgehe, Karsten Jesup heiße und abends gemeiniglich zu einem Trunk in der Schenke vorkehre. Das nutzte der Magister zu weiterer klug angestellter Beobachtung,

aus der sich ihm bald als zweifellos ergab, er habe in dem Karsten Jesup den Junker Henning Manteuffel wieder angetroffen, und dieser trage sein Haar so absonders, weil ihm an der Seite das Ohr fehle, das ihm mutmaßlich einmal irgendwo am „Kaak", dem Schandpranger, vom Büttel abgeschnitten worden sei.

Als Bertram Wigbold diese Erkenntnis aufgegangen, entwickelte er eine außerordentliche Befähigung zum Kundschaftern, heftete sich, ebenfalls seine äußere Erscheinung zur Unerkennbarkeit verändernd, an die Fersen des verdächtigen Gastes und Landsmanns Erichs von Pommern und entdeckte, daß jener seinen Bernsteinhandel nach Einbruch der Dunkelheit bei den wenigen, in der vom päpstlichen Bannfluch betroffenen Stadt noch verbliebenen Pfaffen betrieb. Nicht minder jedoch in den Häusern der Ratsherren, die heimlich dem früheren Regiment und dem aus Stralsund vertriebenen kirchlichen Oberhaupt Kurt von Bonow anhingen, und daneben besuchte der Paternostermacher allnächtlich die Gildestuben mehrerer Zünfte, besonders die der Brauer, unter denen verhohlene Erbitterung über den Krieg herrschte, weil dieser ihnen die höchst einträgliche Bierausfuhr nach den skandinavischen Ländern aufgehoben. Durch eine Reihe von Wochen, bis zum Frühlingsanfang, setzte der Magister behutsam und schweigsam seine Ausspürung fort, aber dann im Maibeginn erbat er plötzlich einmal noch spät abends dringlich Vorlaß bei dem Altburgemeister Nicolaus von der Lippe, und das ihm verstattete Gehör zog jählings überraschende Folge nach sich. Denn um kaum eine Stunde nachher durchhellte vielfaches Fackelgeloder die nachtdunklen Straßen der Stadt, Hunderte von schwer gewaffneten Bürgern drangen da und dort in die Gildestuben ein, erbrachen die verschlossenen Thüren vieler, auch mancher vornehmer Häuser und nahmen über hundert Ratsherren, Pfaffen und Zunfthäupter aus ihren Betten in Verhaft, um sie sonder Rücksicht auf Stand und Namen ohne Kleid und Schuh in den „Turm" zu werfen. Befunde stellten klar heraus, daß für die nächstfolgende Nacht ein Aufruhr geplant worden, bei welchem dem draußen mit seinem mecklenburgischen Rittergefolge harrenden Kurt von Bonow die Thore geöffnet und das Stadtregiment niedergemacht werden sollte. Doch durch die noch rechtzeitige Auskundung Bertram Wigbolds und die blitzschnelle Entschlossenheit des Herrn Nicolaus war dies Vorhaben zum Gegenteil, dem Verderben der Aufrührer ausgeschlagen; nun suchte, wer von diesen noch zeitig erwachte, über die Stadtmauer davon zu kommen, aber nur wenigen gelang's, oder die ins Freie hinaus Geflüchteten ertranken draußen in den großen, überall Stralsund umgürtenden Teichwassern. Einer derer, die sich zu retten vermochten, war der Seeräuber Henning Manteuffel; er schwamm wie eine Ratte und entkam, bloß und nackt, ans andre Ufer, um seinem Genossen Hanns Moltke im Lager der Mecklenburger die unwillkommene Botschaft zu bringen, daß der Anschlag König Erichs gegen die Pfefferkrämer mißraten und sein reichlich ausgestreutes Gold nutzlos vergeudet worden sei. Der Magister Wigbold hatte sich

an ihm eine Genugthuung für das auf Rügen verlorene Spiel verschafft und diesmal sich selbst einen wohlverdient nicht karg bemessenen, für seinen Lebensrest voll ausreichenden Lohn eingescheuert. Anderer Lohn ward dagegen schon am nächsten Tag einem halben Dutzend der Hauptverschwörer zu teil, denen die breite Schwertklinge des „Meisters Hans" hurtig die Köpfe vom Rumpf abtrennte. Nicolaus von der Lippe hielt ein langwieriges Rechtsverfahren durchaus überflüssig, erachtete vielmehr eine derartige schleunige Vollstreckung als äußerst förderlich, sowohl für das allgemeine Beste, wie auch für eine nützliche Einwirkung auf eine mehr oder minder große Anzahl von Köpfen, die noch in der Stille ähnlichen Umsturzgedanken nachhängen mochten, und er machte sich nichts draus, daß bei der Hinrichtung der Boden des Alten Markts sich vor seinem Hause einmal wieder sehr lebhaft rot färbte. Sein Gemüt litt so wenig an empfindsamer Schwäche, wie das seiner Zeit überhaupt, der die von überwältigten Gegnern herrührende Blutfarbe nur eine erfreuliche Augenweide bereitete.

Das hatte sich am dritten Maitage zugetragen und infolge davon Stralsunds Bevölkerung sich erst spät über Mitternacht hinaus zur Ruhe gelegt. Doch in der Erwartung eines jetzt friedfertigen und ausgiebigen Schlafs sah sie sich übel enttäuscht, ward vielmehr bereits nach kurzen Stunden im ersten Morgengrau durch ein dumpf-verworrenes Getöse, dann lautes Alarmgeschrei, Hörnerrufe und das Krachen von Donnerbüchsen wieder aufgeschreckt. Von der Hafenmauer her scholl das wilde Gelärm, und als die hastig mit Waffen hinzustürzenden Bürger dorthin gelangten, trafen sie noch gerade rechtzeitig ein, um der kleinen Schar von Mauerwächtern Hülfe zu leisten, einen auf Leitern anstürmenden dichten Feindesschwarm von den obersten Sprossen in die Tiefe zurückzuwerfen. An der großen Ladebrücke entlang aber drängte sich Mast an Mast, Kastell an Kastell der siebenundsiebzig Schiffe, mit denen das Liebesverlangen der Königin Philippa um die Gunst ihres Gemahls geworben hatte; bei Nacht und Nebel war die Flotte unbemerkt durch den Gellen herangekommen, um endlich den Lieblingswunsch Erichs von Pommern aus Knabenzeit her zur Ausführung zu bringen. Heute trug er die sichere Zuversicht in sich, Stralsund zu einem Kohlenhaufen zu machen, aber er hatte mit dem für die Nacht festgesetzten Aufstand in der Stadt, dem gleichzeitigen Angriff Kurt von Bonows von der Landseite her gerechnet und von dem in letzter Stunde hereingebrochenen Mißgeschick der Anstiftung Henning Manteuffels auf der See keine Kunde erhalten. So drohte die Gefahr der Ueberrumpelung nur während der kurzen Zwischenzeit, bis die mannhaften Stadtbürger zahlreich genug zur Abwehr herbeigeeilt waren; dann blieb bald außer Zweifel, daß die Angreifer trotz ihrer großen Ueberzahl gegen die gewaltige Mauerstärke nichts auszurichten vermöchten. Zwar schleuderten von den Schiffskastellen die Bliden und Mangen einen Hagel von schweren Steinen, Fässern mit Brennstoffen und Tonnen mit dänischem Stinkpulver herüber, daß die Verteidiger sich die Nasen

mit Tüchern verbinden mußten, doch im Erfolg ähnelte aller Kraftaufwand nur dem Kinderspiel, das Erich von Pommern einstmals am Strand bei Rügenwalde gegen die von ihm aus Tang aufgebaute Stadt Stralsund betrieben hatte. Barhaupt, vom wehenden weißen Haar umflattert, befeuerte der Altburgemeister mit Donnerstimme seine Leute, und den dänischen Wappnern blieb nichts, als von dem aussichtslosen Ansturm ablassend, in ohnmächtiger Wut alles, was ihre Hände an der Ladebrücke erreichen konnten, zu zerhauen und zerstückeln, das Sankt Jürgen-Kloster und die sonstigen Bauwerke draußen vor der Mauer auszuplündern und in Brand zu setzen. Dazu schrieen sie den Bürgern ein schon uraltes Schimpfwort ins Gesicht hinauf: „Tydske Garper!" nicht gerade sinnvoll und zutreffend, denn das zweite Wort bedeutete „Läuse", und mit solchen war das dänische Volk von jeher ausnehmend viel reichlicher begabt als das deutsche. So tobten die Abgewiesenen in machtlosem Grimm, wie einst die griechischen Helden um die Mauern Trojas, mit herausforderndem Maulwerk und Hohngeschrei bis gegen Mittag umher, dann ging ihnen allmählich die Zwecklosigkeit ihres Treibens auf, daß sie eigentlich sich selbst verspotteten, sie setzten Segel bei und verschwanden, da der Wind sie nicht in den Gellen zurückließ, bald durch den Strela-Sund nach Süden. Ein ungeheures Gelärme im Grund um nichts war's gewesen; die rauchenden Trümmer am Hafen entlang bezeugten wohl die Thatsächlichkeit des vergeblichen, wie ein Nachtspuk abgesunkenen Ueberfalls, indes der zugefügte Schaden hatte für die reiche Stadt Stralsund fraglos nur geringe Bedeutung. Doch Nicolaus von der Lippe stand noch auf der hohen Mauer, starrte mit weitaufgerissenen Augen hinter den davonziehenden Segeln drein und ballte ihnen eine Faust nach. An seine Seite war durch Zufall der Magister Wigbold geraten, dem vom Mund kam: „Die sind gut nach Haus geschickt und können sich am Norefund die Köpfe bepflastern lassen." Abbrechend aber setzte er verwundert hinzu: „Was habet Ihr, Herr Burgemeister?"

Dessen breitmächtiges, sonst jederzeit eine wie steinerne Unbeweglichkeit wahrendes Gesicht zeigte einen fremdabsonderlichen Ausdruck, und wunderlich laut mit sich selbst redend, stieß er jetzt über die vorgeschobene Unterlippe: „Halt sie! Wer hält sie fest? Sie haben mich einen Lausekerl genannt — mit Eisen will ich ihnen das Maul zustopfen! Schick mir den Teufel aus der Hölle her dazu und er soll dafür verlangen, was er will—"

Augenscheinlich hatte bei den wilden Vorgängen der beiden letzten Nächte und Tage die eiserne Kraft im Kopf des Herrn Nicolaus doch nicht standgehalten. Leiblich stand er hoch aufrecht da, aber sein Gehirn war von Erschöpfung überwältigt, und sein Mund sprach wirre Dinge vor sich hinaus.

* * *

Ein glanzvoller Maitag war's, kühl nach seiner norddeutschen Art, unter wolkenlosem Himmel blies kräftig der Nordwind, der die Dänenflotte durch den

Gellen hereingebracht hatte, für Schifferaugen indes lag etwas in der Luft, als habe er vor, nach Osten umzuspringen. Nun war der Burgemeister mit den Ratsherren und vielköpfigem anderen Geleit zur Ladebrücke hinuntergestiegen, dort den Schaden zu besichtigen, doch nur mit einem schweifend flackernden Blick gingen seine Augen über die Verwüstung hin; ungefähr seit einer Stunde mochte die Sonne ihren Mittagsstand durchschritten haben. Da fuhr plötzlich von einem Mund der Ruf: „Nu smiet de Düwel sin Grotmoder vun de Trepp dal! Hefft se dat med de swatte Kunst nu kamt do günt wedder t'rügg?"

So sah's aus, jeder Blick ging in die Richtung, weiß im Lichtglanz blitzend, flog vom Gellen her wie ein Schwarm von Riesenmöven eine Anzahl mächtig gebauschter Segel gegen die Brücke zu. Schnell drauf aber rief eine andere Stimme: „Nee, dat sünd Hansen, de vörste hett de Danziger Flagg."

Und binnen kurzem litt's nicht mehr Zweifel, sechs hansische Handelskoggen von der größten Art waren's, die sich draußen auf der See angetroffen und, wie's Brauch, zusammengehalten, da alle nach Stralsund wollten. Sie kamen aus Osten her, doch für die Fahrt durch den Strela-Sund stand der Wind ihnen entgegen, so hatten sie den Kurs nordwärts von Rügen genommen, liefen jetzt unter vollsten Segeln fluggeschwind aus dem Gellen hervor, ohne eine Ahnung, was sich seit dem Morgenbeginn vor der Stadt zugetragen. Als vorderste schnitt die Kogge mit der Danziger Flagge durch's Wasserblau; sie zeigte am Bug unterm Vorderkastell kein Erzengel- oder Heiligenbildnis, sondern das Brustbild eines jungen Weibes, eine Seejungfrau schien's darzustellen. Mit lebensvollem Antlitzausdruck war es sichtlich von der Hand eines guten Künstlers aus verschiedenen Holzarten angefertigt, das lang auf die Schultern niederfließende Haar aus morgenländischem Ebenholz, während das des Gesichtes ein Farbe wie Elfenbein darbot; die Augen unter den dunkeln Brauen warfen einen sternartig silbernen Glanz, über dem Scheitel sah von einem Halbrundbogen mit weithin erkennbaren weißen Buchstaben der Name „Gesa" herab. Ungewohnt und auffällig waren Bildnis und Name, doch die an der Ladebrücke angesammelten Stralsunder hatten gegenwärtig keinen Blick noch Verwunderung dafür übrig; eher weitete es ihnen etwas die Lider auseinander, daß auf dem Vorderkastell des stadtfremden, augenscheinlich nagelneu gebauten Schiffes der Sohn ihres Altburgemeisters stand und hart neben ihm eine blutjunge Magd von unverkennbarer Aehnlichkeit mit dem geschnitzten Bild unterm Bugspriet. Nur hatte ihr der scharfe Wind, oder was sonst, Stirn und Wangen mit frischblühendem Rot gefärbt, ein langes seeblaues Gewand aus kostbarstem Brüggener Samt umfloß wie weiches Wellenspiel die hochschlanke Gestalt drunter, und über ihrer Brust leuchtete, dem Krönungsschmuck einer Königin gleich, ein goldenes, funkelnde Gesteine umfassendes Halsgeschmeide.

Das nahm auch, vornan stehend, Nicolaus von der Lippe gewahr, doch nur

mit dem abwesend halbirren Blick, der seit ein paar Stunden in seine Augen gefahren. Jörg dagegen fiel das Blut aus dem Gesicht; so schnell, hier beim Anlanden schon, hatte er nicht vor seinem Vater dazustehen erwartet; mühsam nach Luft schöpfend, stieg er vom Kastell zur Ladebrücke herunter. Ihn überschwoll's jählings mit der Vollerkenntnis, daß seine Veranstaltung und seine draufgestellte Hoffnung nichts als eitel Blendwerk sei, mit dem er sich selbst die Sinne betrogen; ohne daß ihm die seltsame Anhäufung der erregten Bürgergesichter am Hafenrand zum Bewußtwerden kam, trat er, kaum ein Schlottern seiner Kniee beherrschend, auf den Alten zu und stotterte, den breitkrämpigen Südwester vom Kopf abziehend, scheu niedergeschlagenen Blicks hervor: „Nehmt's nicht mit Unwillen an, Herr Vater — ich habe die Kogge in Danzig bauen lassen — sie gehört meiner — der Name dran ist der von meiner — sie steht dort oben — wenn Ihr einen Blick nach ihr richten mögt — für die ich Eure Zustimmung erbitten wollte, Herr Vater — daß ich sie mir zur Braut erwähle."

Erst nach zwei vergeblichen, schreckhaft abgebrochenen Anläufen hatte der Sprecher das gescheute Wort über die Lippen gestammelt, und zu Tode bestürzt, unfähig, weiteres beizufügen, wich er einen Schritt zurück, stand wie gliedergelähmt. Denn nun schoß ihm aus den Augen des Alten der gefürchtete Blitz entgegen, und Herr Nicolaus stieß dazu aus: „Du? Wer bist Du? Heißt Du Jörg von der Lippe? Sieh mich an! Hab' ich Läuse im Bart? Das läßt Du mir ins Gesicht werfen? Bist Du mein Sohn oder bist Du der Teufel, den ich gerufen? Heißt Du Jörg von der Lippe, da zeig's und hol sie mir! Bringst Du sie her, da wähl' Dir des Teufels Tochter zur Braut, wenn Du willst! Da hinunter sind sie!"

Er reckte den Arm südwärts nach dem Strela-Sund. Der Junge begriff's nicht, sah wortlos verdutzt in die wirrflackernden Augen des Alten. Einiger Zeit bedurft' es, eh' ihm auf sein Fragen aus den durcheinander redenden Antworten der Umhergedrängten zu deutlichem Verständnis geriet, was hier erst eben geschehen sei; absonderlich nahm sich's aus, als wachse dabei die bisher haltlos vorgebückte Gestalt des jungen Schiffers Zoll um Zoll aufwärts. Seine Brust weitete sich zu befreitem Atemzug, seine Schultern dehnten sich breit; in die Augen kam's ihm, als schnaube eine weiße Brechsee vor ihnen auf und seine Faust packe nach dem Ruder, reiße es herum, um Kopf und Kragen mitten durch sie hindurch. Nun spannte er die Nüstern und witterte in die Luft; zwischen seinen Zähnen flog's hervor: „Der Nord greift um — sie kommen nicht hinaus —"

Da stand er, voll verwandelt vom Kopf bis zum Fuß, hoch aufrecht, und ebenso klang jetzt auch seine Stimme auf, furchtlos, fest, wie aus einer Stahlkehle: „Herr Vater, ist's Euer Wort?"

„Was Wort? Was Wort?" wiederholte der kopfwirre Alte.

„Wenn ich Euch den Schimpf wett mache — daß ich Euch als Tochter die Braut ins Haus führen darf, die ich will?"

Wie zwei Wellen, die vom Wirbelsturm gepeitscht, sich mit den Schaummähnen wider einander aufbäumen, standen die Beiden sich gegenüber. Auch Herrn Nicolaus' Nüstern schnoben, er stieß heraus: „Prahlhans! Schlägst Du mit der Zunge drein? Einer von der Lippe zeigt's mit der Faust!"

„Hier, Vater! Handschlag auf Euer Wort!"

Der Junge streckte ihm die sehnige Hand entgegen, und um einen Augenblick später überhallte es, sonderbar täuschend, die Ladebrücke. Die Donnerstimme des Altburgemeister war's, aber sie kam nicht aus seinem Mund, sondern aus dem Jörgs von der Lippe: „Wer steht mit mir? Mein Schiff holt die Dänen, oder mich sieht keiner mehr! Düdesche Hanse! Seid ihr Lübecker in Stralsund und klopft mit dem Badequast? Da wartet unsere Flotte! Drauf! Macht sie flott!"

Ein ungeheures Stimmengetöse aus tausend Kehlen brauste gegen seinen Ruf zurück, wälzte sich weiter, in die Stadt hinein, durch alle Gassen: „Auf die Dänen!" Er hatte das Wort ausgestoßen, und es zündete wie ein Blitzfunken in einem Strohdach; die von den letzten Tagen wilderregten Gemüter der Bürger schlugen zu feuerlodernder Flamme empor. Ringsum tobte es gleich donnernder Brandung: „Aufs Deck! Alle Mann! Schützen heraus! Bombarden! Kraut!" ein Ameisengewimmel, rennend und schleppend, ergoß sich aus den Hafenthoren. Die Hansestädte waren daran gewöhnt, in dringlichen Fällen Kauffahrzeuge zu Kriegsschiffen umzuwandeln, doch mit so unglaublicher Geschwindigkeit hatte dies noch keine ins Werk gesetzt. Kaum drei Stunden vergingen nach dem Einlauf der sechs Koggen, da spannten diese, als Orlogschiffe gerüstet, wieder die Segel. Hundert gewaffnete Bürger drängten sich auf jedem zusammen, von den Kastellen reckten sich die Rohrschlünde der Feldschlangen und Bombarden vor, dicht standen die Topkastelle am Mars mit Knallbüchsen- und Hakenschützen, von Armbrustern untermengt, gefüllt. Keinem kam die mehr als zehnfache Ueberzahl der Dänenschiffe in den Sinn, die außerdem stundenlangen Vorsprung durch den Strela-Sund hatten, doch verstärkten die Anzeichen sich, daß draußen vor seinem Ausgang der Wind ungünstig für sie umlaufe. Die Stralsunder aber hielt's wie mit einem Rausch gepackt, fast jeder von ihnen nahm mehr oder minder an der Kopfbetäubung teil, die ihren Altburgemeister zum erstenmal in seinem Leben überfallen. Nur Jörg von der Lippe zwang seine Trunkenheit ins Herz zurück, hielt den Kopf wanklos fest und klar, die Augen scharf wie die eines Sturmvogels. So stand er als Führer seiner Kogge auf dem Vorderkastell der voranziehenden „Gesa" und neben ihm das lebende junge Menschenbild, dessen Antlitz der Schiffsschmuck am Bug nachahmte. Er hatte sie am Land zurücklassen wollen, doch hatte sie sich mit unbeirrbarer Willenskraft dagegen geweigert. Seeräuberblut

war in ihr, das keine Furcht kannte; um sie für sich zu erringen, zog er in den Kampf, und beim Sieg oder Untergang wollte sie nicht von seiner Seite. Einer Silbermöve, die auch Blaumantel benannt ward, ähnelnd, stand sie neben ihm; wie das weiße Brustgefieder derselben strahlte ihr Angesicht Glanz aus, und gleich blauen Flügelschwingen umschlang ihren Leib das Gewand. Jetzt hafteten staunend und bewundernd manche Augen auf ihr, wie das Schiff sich vom Ufer löste und sie dicht an der Brücke entlang forttrug, denn auch die Frauen und Mädchen der Stadt waren auf die Mauer hinausgeströmt, den fahrtgerüsteten Koggen nachzublicken, und eine von ihnen konnte sich den Mund nicht verhalten, sondern rief laut aus: „Is dat en Königin, oder kümmt se vu'n Hewen dal, de Hansen to helpen?“

* * *

Da hatten die jähen Ueberraschungen der beiden letzten Tage noch nicht ihr Ende genommen, noch eine neue gesellte sich hinzu. Nur um ein weniges südwärts von Stralsund lag im Sund die kleine Insel Strela, die ihm den Namen gegeben, und wie die hansischen Koggen eben auf diese zuzulaufen begonnen, umzog ihren Vorderrand eine dichte Segelmenge. Die dänische Flotte war's, sie kam zurück; als sie ans Ende des Strela-Sunds gelangt, hatten der heftig nach Osten umgeschlagene Wind und grobe See ihr wie mit Riegeln den Ausweg in den Greifswalder Bodden versperrt, und sie war umgekehrt, ihren Rücklauf wieder an der Stadt vorüber durch den Gellen zu nehmen. Wie man im Morgengrau in Stralsund nichts von ihrem Herannahen bemerkt gehabt, so zog sie jetzt ohne Ahnung von dem inzwischen Geschehenen in langer Reihe achtlos daher, und fast urplötzlich, beinahe unvorgesehen erst ward's ihrem vordersten Teil offenbar.

Eigen war der Vorgang in der Luft wie auf dem Wasser, auch der Wind kämpfte wider den Wind. Vom Gellen her kam noch der Nord und füllte die hansischen Segel, doch gleicherweise thats den dänischen schon der Ost. So überflogen beide wie im Nu die zwischen ihnen klaffende Lücke. Manche stattliche Schiffe hatte die Königin Philippa ausgerüstet, und nur ein halbes Dutzend hansischer Koggen lief gegen die siebenundsiebzig an. Aber Berichte von Augenzeugen sprechen, sie hätten neben den Fahrzeugen der Feinde ausgesehen „wie Kirchen neben Kapellen“.

Denn Augenzeugen waren zu Tausenden da, Kopf an Kopf drängten sich auf der Stadtmauer Greise, Weiber und Kinder. Solches Schauspiel, wie heute Stralsund, hatten die Jahrhunderte noch nicht gewahrt. Im Hafen, kaum auf eine Viertelmeile weit, entbrannte an der Insel Strela vor den Zuschauern eine Seeschlacht. Doch kurz nur blieb ihnen der deutliche Anblick, nach wenigen Minuten lag alles von wogendem Pulverrauch umballt, aus dem nur da und dort geisterhaft weiße Linnen hervortauchten und zurückschwanden. Und so auch schlugen Flammen auf, loschen, von schwarzem Qualm überschnoben, aus.

Geradaus war die „Gesa“ als erste auf das vorderste Dänenschiff losgerannt, hatte dies, wie ein wütender Stier seinen Gegner mit gesenkten Hörnern anfällt, mit dem eisernen Schnabel niedergerannt, ohne daß es eine Gegenwehr zu leisten vermocht. Von ihren Kastellen krachten die Feuergeschütze, vom Mars herunter die Haken und Arkebusen zwischen die nächsten Feindesfahrzeuge hinein; Enterhaken, fünfarmige Anker an leichten Ketten, flogen nach ihnen aus, hielten sie gepackt, und die Stralsunder stürzten über die Brüstungen, hieben und stießen die noch wie betäubt dreinstarrenden Dänen nieder. Ehe deren nachfolgende Schiffe begriffen, was vorn geschah, war fast ein Dutzend an der Spitze zum Sinken gebracht, übermannt oder in Brand gesetzt. Dann erkannten sie nur die eine „Gesa“ als die Verderbenbringerin vor sich, drangen mit kochendem Grimm auf sie ein. Doch nun brausten die fünf anderen Koggen heran, fielen ihnen in die Flanken; das Waffengeklirr und Donnern der Bombarden noch überhallend, schrie's von allen Kastellen: „Düdesche Hanse!“ In dichtem Gedränge und Handgemenge entstand unter den eng zusammengekeilten dänischen Schiffen eine ungeheure Verwirrung; unfähig, die Zahl der Gegner zu bemessen, von den Enterhaken gefaßt, von den hansischen Koggen überragt, wie schwimmende Häuser von Türmen, suchten sie sich zur Flucht zu drehen, verfingen sich mit den vom Wind hinter ihnen dreingetriebenen. Ihre Holzleiber krachten mit zerberstenden Planken, in das hülflos verstrickte Riesenknäuel stießen ringsum wildjauchzend die schonungslos erbitterten Hansen hinein, schleuderten brennende Pechkränze auf die verflochtene Masse, die hurtig wie zu einer einzigen Flamme emporloderte. „Dat weer'n Mandel,“ schrie der Putzenmaker Putte Kock mit schornsteinfegerschwarzem Rauchgesicht, „nu lat us dat Schock vullmaken! Da krupt noch to veel vun de Garpers up't Water, sünst gifft dat Nisse.“ Wilde Späße waren's, die da und dort aus einem Mund die blutige Abrechnung des gemeinen Kaufmanns mit seinen nordischen Widersachern begleiteten; auch manch einer unter den zu Kriegern umgewandelten Stadtbürgern griff, von Spieß, Bolz und Kugel tödlich getroffen, umschlagend noch einmal mit den Händen in die Luft, taumelte, das Wasser drunten rot färbend, über Bord. Aber für jeden von ihnen versanken zehn Dänen in den Wellen oder deckten als Leichen die Wracktrümmer ihrer vielfältig zerschellend auf die Sandbänke der Insel Strela geworfenen Schiffe. Bei dem Ringkampf in der schmalen Meerenge war der anstürmende hansische Nord dem dänischen Ost über und, noch ehe eine Stunde verflossen, der Ausgang nicht mehr zweifelhaft. Was sich von dem großen, zur Erstickung zusammengepreßten skandinavischen Geschwader noch zu rühren vermochte, ließ jede Hoffnung auf den Sieg fahren, trachtete einzig noch nach Rettung aus dem Untergang.

In diesem unermeßlichen Getümmel war's Jörg von der Lippe gelungen, sich mit der „Gesa“ eine freie Bahn zu brechen; als die Schlacht begonnen, hatte er für zwei Augenblicke das Kastell verlassen, plötzlich blitzschnell und wortlos die

Arme um seine Braut geschlagen, sie wie eine eingefangene Taube zur Kajüte hinuntergetragen und dort in sicherndem Käfig verwahrt. Nun sah er, aus der Einengung frei geworden, auf kurze Strecke weit das größte der feindlichen Schiffe vor sich, eine Kogge, fast der seinigen gleichkommend; an ihrem Hauptmast flatterte ein mächtiges Flaggenbanner mit dem Wappen der drei skandinavischen Reiche, und zwischen ihnen in der Mitte spreizte der pommersche Greif seine Fänge. Augenscheinlich war's das Admiralschiff der dänischen Flotte, und jetzt ward auf dem Vorderkastell auch sein Befehlshaber erkennbar. In goldblinkender Panzerrüstung stand er hochaufgerichtet, ein nach rückwärts schwerbefederter Goldhelm deckte ihm den Kopf, auch als Kleinod den Greif tragend. Jörg war in der Mondnacht nicht bis in's Innere des Kreidehauses am Jasmunder Strande gelangt, hatte den vom Magister Wigbold dorthin geführten Gast nicht mit Augen wahrgenommen, doch im Nu ward's ihm bei dem Anblick zur Gewißheit, der drüben mußte König Erich selbst sein, und mit weithallender Stimme schrie er diesem entgegen: „Hüt heff ick Di beter, Erich vun Pommern, un min Tweerns tövt up din Arms!" Mit der Linken zu Boden greifend, hob er deutend einen dicken Ankerstrick in die Luft; sein Befehlsruf ließ das Steuer gerad' auf das Admiralschiff zuhalten.

Viel Unwürdiges, besserem Menschensein Verächtliches lag in der Brust König Erichs zusammengehäuft, aber Feigheit war nicht in ihr. Ihm kam's nicht in den Sinn, dem drohenden Anprall auszuweichen, von Dutzenden seiner gepanzerten Ritter umgeben, ließ er tollkühn den Zusammenstoß aufnehmen. Der mußte auch die „Gesa" leck schlagen und kampfunfähig machen; mit klugem Geschick vermied Jörg ihn im letzten Augenblick, ließ seine Kogge leewärts an die Seite der feindlichen gleiten. Trotzdem krachten und knatterten die Wandungen beider bei dem Gegendruck, die Ketten der bereitgehaltenen Enterhaken rasselten; „Düdesche Hanse!" und „Tydske Garper!" tobte Geschrei hinüber und herüber.

Da nahmen Jörg von der Lippe und Erich von Pommern gleichzeitig etwas plötzlich Auftauchendes gewahr. Bei dem hallenden Ruf des ersteren hatte Gesa, die junge, sich nicht von ihrem Käfig halten lassen, war wieder heraufgeflogen, stand auf dem Kastell da, und wie festgebannt blieb des Königs Blick auf der wundersamen Erscheinung des jungen Weibes haften; in seinen Augen glimmerte eine brennend aufglühende Begier. Doch ein dänischer Schütze mochte sie für ein Seeweib ansehen, das mit Wind machender Zauberkunst den Hansen zum Beistand gekommen; er spannte seine Armbrust, und von der Sehne schwirrte sein Eisenbolzen gerad' gegen ihre Brust. Zu Tod getroffen, hätte sie niederschlagen müssen, allein Jörg hatte im letzten Augenblick die ihr drohende Gefahr aufgehascht und eben noch Zeit gehabt, deckend vor sie hinzustürzen. So traf ihn der Pfeil unter dem rechten Schulterblatt und durchbohrte sein Lederkoller: er taumelte von der Wucht des Anschlags, schwarz zog's ihm über die Augen, und

gelähmt fiel sein Arm schlaff herunter. Bestürzung überkam seine Leute um ihn, drüben brach ein Freudengeheul aus den Wappnerkehlen.

Mit dem Mädchen zugleich aber war noch ein Weib von drunten heraufgekommen, der Wind stob ihr langdunkles, graugemengtes Haar um Schläfen und Schultern, und eine schallende Lache auffschlagend, rief sie jetzt: „Kommst Du heut' mit Deiner ganzen Flotte, mich in Dein Schloß heimzuführen, Erich von Pommern? Hier ist Dein Schiff „Gesa", das Du bauen wolltest, mich zu holen, und hier steht Gesa, Deine Braut. Sie girrt nach ihrem Tauber — Deine Taube fliegt zu Dir. Die Sonne geht herunter, und die Mondnacht kommt. Fang' mich auf mit Deinen Armen!"

Die Gesa aus den Trümmern der Vikingburg über Julin breitete ihre Arme wie zwei Flügel weit auseinander und eilte der Brüstung des Kastells zu, als wolle sie über diese nach dem Admiralschiff hinüberfliegen. Aus ihrem Lachen, den Worten und dem Klang der Stimme war das Sonderbare hervorgekommen, das Claus Störtebeker seiner Tochter mit seinen vergrabenen Schätzen als Erbteil übermacht; nicht Geistesschwäche, denn für ihr Kind war sie mit kluger Vernunft bedacht, und was sie sprach, zeugte auch nicht von Sinnverrückung. Doch etwas Irrtönendes lag drin, wie vom Munde einer in halbem Traumzustand Redenden; so als eine mondsüchtig auf der verlassenen Düne Umgehende hatte Erich von Pommern einst das blutjunge Ding in der Nacht angetroffen und, selbst auch fast ein Knabe noch, lüstern mit listiger Bethörung umstrickt, daß sie ihm nicht Widerstand geleistet. Und so war's bei seinem Anblick in dem Kreidehaus wieder über sie geraten und geriet es jetzt in gleicher Art. Jahre um Jahre hatte sie auf seine Rückkehr, die er ihr beim Fortgang zugeschworen, gewartet, bis jeder Blutstropfen in ihr sich mit glühendem Haß gegen ihn angefüllt. Der schleuderte ihm ihr irrklingendes Lachen, die mit bitterem Spott getränkten Worte in's Gesicht, und dennoch zitterte durch den grimmigen Hohn noch etwas Wahres, seit jener Mondnacht mit unaustilgbarer Sehnsucht in ihrer Brust Zurückgebliebenes hervor. Totes und doch noch Fortlebendes mischten sich in ihrem Hohnruf zusammen, das vor allem gab ihm den seltsamen, geisterhaft wahnwitzigen Klang.

Denn so lange dieser erscholl, übte er auf alle Hörer eine wunderhafte, wie festbannende Wirkung, daß mitten in der Schlacht ein paar Augenblicke jede zum Kampf auf Tod und Leben emporgereckte Hand ihre Waffe unbeweglich anhielt. Erich von Pommern aber war schreckvoll erblaßten Gesichts zurückgefahren; wie Jörg von der Lippe nichts mit Furcht überwältigte, als die Augen seines Vaters, so entfiel dem Herrn der drei nordischen Reiche Blut und Mut vor der jähen Wiedererscheinung des ihn mit Koseworten höhnenden und wie mit Ketten umschlingenden Weibes vom Jasmunder Strand. Ungezählte ihres Geschlechts, in seinem Gedächtnis ausgelöscht, hatte er in den Armen gehalten, aber sie war die erste seines Lebens gewesen, und ob er auch nie etwas von einer Gewissens-

scheu gekannt, packte es ihn aus ihrem Anblick mit einer knabenhaften Angst an. Als ein Mondnachtsgespenst reckte sie sich heute am lichten Tag vor ihm auf, streckte die Arme aus, sich seiner zu bemächtigen. An den Christengott und dessen Erzengel glaubte er so wenig, als es seine Ahnherren Swantibor und Waldemar Atterdag gethan, doch vor Dämonen und aus Gräbern rückkehrenden Geistern schüttelte es ihm wie dem niedrigsten Schiffsknecht das Blut, und als eine Rachefurie hatte der Höllenschlund die Gesa von Wollin wider ihn ausgeschickt. Wahn durchkreiste seinen Kopf, sie fliege durch die Luft zu ihm herüber, und sie kam auf dem Schiff, das er als Knabe bauen gewollt, um Seeräuber zu werden, der Name Gesa flammte dran über ihrem Bild. Nicht aus Holz und Leinwand, ein Geisterschiff war's, gegen das kein Widerstand möglich fiel.

König Erich von Dänemark, Norwegen und Schweden schrie plötzlich, von Grausen übermannt, auf: „Macht los! Der Teufel! Los!"

Ein Innehalten des Kampfes auf beiden Seiten war's gewesen, wohl kaum von der Dauer einer Viertelminute, denn auch auf der „Gesa" hatte Bestürzung über das Zurückschwanken des vom Geschoß getroffenen jungen Führers unwillkürlich dem Hinüberdringen seiner Mannschaft nach dem Admiralschiff so lange Einhalt gethan. Indes nur während drei oder vier schwerer Atemzüge hielt die Betäubung Jörg von der Lippe gefaßt, dann streckte er statt des rechten den linken Arm auf und rief: „Dat's blot Kinnerspeel — los up den Garpenvagel!" Doch die Enterhaken hatten unter dem pommerschen Greifen noch nicht fest gepackt, auf das Gebot des Königs war es blitzschnell gelungen, sie mit Axthieben zu kappen und mit Klüverstangen die dänische Kogge von der „Gesa" abzudrängen. Eine Wasserlücke klaffte zwischen beiden auf, und jetzt kam der Wind, der Ost, der den Nord niedergerungen, der ersteren zur Hülfe, entriß sie aus der tödlichen Umarmung. Ihre geschwellten Segel retteten sie davon, während ihre Gegnerin sich beschwerlich gegen den Widerwind drehen mußte, um ihr nachfolgen zu können. Als sie's ins Werk gesetzt und auch ihre Segel sich wieder bauschten, zog der pommersche Greif hastig an Stralsund vorüber. Nun lief die „Gesa" hinter ihm drein; wie ein gehetztes Wild floh Erich von Pommern über die schäumenden Wellen, sein eignes Blut machte Jagd auf ihn. So ging's nordwärts durch den Strela-Sund in den Kubitzer Bodden hinaus, doch der Greif hatte zu weiten Vorsprung gewonnen, ließ sich nicht zum andernmal fassen. Das Admiralschiff allein entkam durch den Gellen in die See, die sechsundsiebzig andern der dänischen Flotte waren von sechs hansischen Koggen niedergerannt, verbrannt, geentert, als Beute weggeschleppt. Das war der größte Tag, den Stralsund je gesehen; an ihm verlor die Insel Strela ihren alten Namen und erhielt den neuen „Dänholm".

Sonnenuntergang nahte heran, als die „Gesa", nachdem sie von der vergeblichen Jagd abgelassen, mit vielen Kreuzschlägen nur mühsam und langsam gegen den Ost zur Ladebrücke herankam. Doch auf dieser stand noch die ganze Stadt-

bevölkerung wartend zusammengedrängt, empfing das anlegende Schiff mit unermeßlichem Jubelgeschrei; unter den vordersten leuchtete des Altburgemeisters weißer Kopf, von dem er den Hut abgezogen. Jörg von der Lippe stieg vom Kastell herab, diesmal begleitete ihn die junge Gesa, ihre Mutter blieb am Deck zurück. Wie die beiden ans Land traten, fielen die Frauen und Mädchen umher auf die Kniee und riefen: „Se is vun'n Heven dalkamen un hett us holpen!"

Aus Herrn Nicolaus' Augen war das irre Geflacker vom Mittag weggeschwunden; die Menge um Kopflänge überragend, stand er mit stolzem Gesichtsausdruck. Als der Junge an ihn herangeschritten, streckte er ihm ohne Wort die Hand entgegen, doch Jörg sagte: „Mit de geiht dat hüt bi mi nich, Herr Vadder, Ji möt mit de Luchterhand vörleef nehm. Awers de Garpers hett se Jüm brächt."

Er faßte mit der Linken die Rechte des Vaters, der nichts erwiderte, als: „Du büst min Söhn." Nun drehte der Alte die Augen nach Gesa, sah sie an und setzte hinzu: „Is dat min Dochter?"

„Wenn up dat Wort vun Niclas vunne Lipp to stahn is, denn ward se dat."

Ohne Trotz, doch auch ohne Scheu, von sichrem Augenaufschlag begleitet, kam's dem jungen Sieger vom Mund. Sein Vater hielt den Blick noch auf das Mädchen gerichtet und fragte: „Wat is Din Nam?"

Ihn gleichfalls furchtlos ansehend, antwortete sie: „Gesa". Schweigend holte der Alte noch einmal Atem, dann sagte er: „Jörg vunne Lipp mutt dat weeten. Kumm in min Hus, Gesa."

* * *

Ein Junitag sah festlichen Aufzug auf dem Alten Markt, von dessen Boden die Blutfarbe weggescheuert worden; die ganze Stadt drängte sich Kopf an Kopf auf dem Platz und in den anstoßenden Gassen zusammen, um dem Hochzeitsgang des Siegers vom Dänholm beizuwohnen, Glockengeläut wogte von allen Türmen. Herr Nicolaus war ein sparsam beflissener Hausvater, doch er hatte für seinen Sohn und dessen Braut bis zur Sankt Nicolaikirche lündisches Tuch legen lassen; darauf führte er seine neue Tochter hinüber, und ihr Vergleichbares hatte Stralsund niemals gesehen. Nicht Aehnliches an königlicher Pracht, in der das Enkelkind Claus Störtebekers dahinschritt, doch noch weniger an zauberischer Schönheit einer Braut. Menschenalterlang neideten Volkslieder auf den Gassen Jörg von der Lippe um sein junges Weib.

Anders sah's um die gleiche Zeit drüben am Noresund aus, dort bewegte sich durch die Straßen Kopenhagens ein spärliches Totengeleit, das die Königin Philippa zur Gruftstatt brachte. Ihre Hoffnung, sich die Gunst ihres Gemahls zu gewinnen, war von der düdeschen Hanse zerschlagen worden; in Grimm und Wut als Flüchtling heimgekehrt, hatte er ihr den Dank für die siebenundsiebzig Schiffe mit wilder Mißhandlung entrichtet, und zehrender Gram legte die noch jugendliche Plantagenettochter früh in den Sarg. So erlebte sie's nicht mehr,

daß Schweden sich gegen den Unionskönig auflehnte, rasch danach Norwegen das Gleiche that und dann auch Dänemark ihn durch einen Absagebrief seiner Reichsräte vom Thron hinabstieß, den sie seinem Schwestersohn, dem Pfalzgrafen Christoph von Baiern, darboten. Der Tag von Stralsund war's, der sein Geschick entschieden und die Hanse zum alten Glanz, zu festem Zusammenschluß wieder emporgehoben hatte; auch das lau gewordene Lübeck trachtete jetzt danach, sich seines Ruhms und Ranges als Bundeshauptstadt aufs neue würdig zu erweisen, um nicht, von der mächtig an Ansehn aufgestiegenen Nachbarstadt am Strela-Sund überflügelt, Vorrang und Führung der Hanse einzubüßen.

Erich von Pommern aber führte jetzt aus, was er als Knabe abenteuerlich im Sinn getragen. Bei Nacht und Nebel verließ er mit den Krongesteinen seiner verlorenen Reiche und den von ihm angesammelten Reichtümern seine Kopenhagener Schloßburg und fuhr nach der Insel Gotland hinüber. Dort setzte er sich in der verfallenen, einst von seinem Urältervater Waldemar Atterdag durch Trugliſt eroberten und zerstörten Stadt Wisby fest, rüstete Schiffe, für die er tollverwegenes Volk anwarb, und ward zum Seeräuber; Henning Manteuffel und Hanns Moltke scheinen ihn mit ihrer reichen Erfahrung dabei als Hauptleute unterstützt zu haben. Seine Hand war gegen alle, mit gleichem Rachedurst überfiel er jeden hansischen und skandinavischen Kauffahrer, den er überwältigen konnte, schleppte ihn als Beute in seine Felsschlupflöcher an der verrufenen Inselküste heim.

Eine Anzahl von Jahren verbrachte Gesa, die Mutter, im Stralsunder Hause Jörgs von der Lippe, schaukelte, anscheinend ruhig-befriedigt, sich mehrende Enkel auf ihren Knieen, spielte mit ihnen und lachte dazu mit dem eigenartig hellen Klang. Doch eines Morgens war sie über Nacht verschwunden, hatte hinterlassen, sie wolle das Kreidehaus auf Jasmund noch einmal aufsuchen, komme von dort zurück. Sie kehrte aber nicht wieder, blieb verschollen, und erst nach Jahren ward durch Zufall kund, daß jemand sie auf Gotland gesehen habe. Von unbezwinglichem Drang getrieben, war die Seeräubertochter zu dem Seeräuber gegangen, der sie einst in der Mondnacht auf Wollin zwischen den Trümmerresten der Palnatokeburg angetroffen. Das Alter mochte die Erinnerung daran wie schwellende Flut in ihr wieder aufgeweckt und den Haß aus ihrem Blut weggeschwemmt haben; so hatte sie's zu dem früh gealterten und verwitterten Nachfahren der alten Vikinger hinübergedrängt, im Gefühl, daß sie unlösbar zu ihm gehöre, das Mißgeschick seines Ausgangs teilen müsse. Denn übel erging's ihm mehr und mehr; auf dem „Hansetag" war schon öfter gefordert worden, man solle zurüsten, mit Gewalt das Raubnest auf Wisby auszunehmen, doch Lübeck hatte halb spöttisch, halb aus einem Mitleid mit der gefallenen Größe gegengehalten: der arme König müsse doch etwas haben, wovon er sich nähre; seltsame Widersprüche vereinigte die Zeit in sich. Dann aber handelte Karl Knudson, der neue König von Schweden, mit weniger Schonung, verjagte den Seeräuber aus

seinem gotländischen Felsenhorst, und über das baltische Meer floh Erich von Pommern in die ärmliche Väterburg bei Rügenwalde zurück, von wo einst Margarete Sprengeheft ihn vor einem halben Jahrhundert auf den Thron der nordischen Reiche berufen. Dorthin soll ihn ein weißhaariges Weib mit noch schön erhaltenen Antlitzzügen begleitet und am Strande, der seine Knabenspiele gesehen, ihn manchmal als schwach auf den Füßen einherschwankenden Greis mit ihrem Arm gestützt haben. Die letzte Kunde aber von Erich von Pommern berichtet, daß er, auch darin seinem Ahnherrn Waldemar nachgeartet, am Schluß seiner Tage mit dem Gleichmut eines Weisen auf sein vielbewegtes Leben zurück und auf die Eitelkeit alles vergänglichen irdischen Hoheitsglanzes niedergesehen. — — —

Die Macht der düdeschen Hanse ist seit langem von den nordischen Meeren weggeschwunden, die sie nicht mehr mit ihren Orlogskoggen beherrscht. Jahrhunderte hindurch ging der reiche Handel der Seestädte und mit ihm ihre Blüte zurück, abhängig von der Ueberkraft und Willkür Derer geworden, denen sie ehemals ihre Gebote vorgeschrieben. Vom zerrissenen römischen Reich deutscher Nation im Stich gelassen, wurden die Osterlinge und Westerlinge zum Spielball und Spott der Holländer und Engländer, selbst des kleinen Völkchens der Dänen.

Lernen wir etwas aus der Betrachtung der Vergangenheit, der Geschichte des Hansebundes? Eines gewiß, die unumstößliche Wahrheit des Wortes von Spinoza, daß jeder nur so viel Recht besitzt, als er Kraft hat, es zu behaupten. Und die Hanse lehrt, daß dazu nicht allein die Herrschaft auf der See gehört, sondern zu ihrer Forterhaltung auch die feste Zusammenfassung der Kraft unter einen Willen, eine gebietende Führung.

Die hansischen Koggen wären heute trotz ihrer stolzen Kastelle ohnmächtige Kinderspielzeuge. Unsere Tage fordern zu dem eisernen Willen auch eisern gepanzerte Schiffe. Die zu schaffen, jedem Widersacher an Zahl und Kraft ebenbürtig, ist die oberste, die drangvollste Pflicht des neuen deutschen Reiches, und dann: „Hier wieder düdesche Hanse rund um den Erdball!“

Aussprüche aus „Geistige Waffen.“*)

Die Pessimisten sind durchweg etwas zu klein geratene Seelen, unfähig die höchsten Güter des Lebens mit Mut zu erstreben und mit Kraft und Ausdauer zu erreichen, welche dazu erhört. Hilty.

Wer die ungeheure Bedeutung der Religion unterschätzt, arbeitet trotz aller Aufklärung nur dem Aberglauben in die Hände. Leibniz.

Die Zeichen der Zeit sind deutlich genug, mit den Problemen des innersten Wesens des Menschen treten auch die der Religion immer mächtiger hervor, sie werden im kommenden Jahrhundert noch mehr die Gemüter erfüllen. Und in diesen Wandlungen wird sich — vielleicht durch schwere Katastrophen hindurch — erweisen, daß das Christentum nicht nur eine große Vergangenheit, sondern auch eine große Zukunft hat. R. Eucken.

*) Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon. Zusammengestellt von C. Schaible, Oberst a. D. Freiburg i. B. und Leipzig. Verlag von Paul Waetzel.

Weltgeschichte und Weltpolitik.

Ein historischer Beitrag zum Verständnis der gegenwärtigen Lage.

Von

Otto Hintze.

Das Wort und der Begriff „Weltpolitik" ist nicht neu. Wer Rankes Werke kennt, wird sich erinnern, diesem Ausdruck für die Vorstellung einer universalen politischen Tendenz oft begegnet zu sein, und zwar in allen Jahrhunderten. Wenn wir dennoch heute beim Gebrauch des Wortes die Empfindung haben, daß es sich um etwas Neues, noch nie Dagewesenes handelt, so liegt das in dem allgemeinen Fortschritt der Weltgeschichte begründet, in der jede Epoche ein anderes Gesicht zeigt, und insonderheit in der Veränderung und Erweiterung ihres Schauplatzes.

Weltgeschichte und Weltpolitik sind Begriffe von relativer Bedeutung. Für jedes Zeitalter ist das Gebiet, das sein politischer und Kulturhorizont umspannt, seine Welt. Es ist eine der bemerkenswertesten Erscheinungen in der allgemeinen Geschichte, daß dieser Horizont sich für unseren Kulturkreis im großen und ganzen stetig erweitert hat; wo immer vom „Fortschritt in der Geschichte" die Rede ist, sollte diese fundamentale Thatsache nicht übersehen werden. Auf ihr beruht die ganze Idee einer „Weltgeschichte" überhaupt in dem Sinne, in dem wir gewohnt sind, das Wort zu brauchen. Weltgeschichte ist der Prozeß der Fortpflanzung und Ausbreitung einer eigentümlichen, sich innerlich steigernden und äußerlich siegreich fortschreitenden Kultur, deren Träger im Anfang einige hochentwickelte Stämme der weißen Rasse in Westasien und Nordafrika gewesen sind, die sich dann über alle europäischen Völker verbreitet hat, die heute fast die gesamte weiße Rasse umfaßt und im Begriff ist, sich auch die übrige Menschheit, soweit sie dazu fähig ist, zu assimilieren. Ursprünglich getrennte Kulturkreise fließen ineinander; mannigfache Einflüsse von außen verändern und bereichern die fortschreitende Kultur; aber der bleibende, unzerstörliche innere Zusammenhang durch alle Völker und Zeiten hindurch verleiht diesem Kulturprozeß im ganzen doch den Charakter einer großen Einheit. Neben dem oft bezweifelten inneren Fortschritt der Kultur steht die ganz unzweifelhafte Thatsache ihrer äußeren, geographisch-ethnologischen Ausbreitung.

Für die ägyptische und babylonische Kultur waren die großen Oasen des Nil- und Euphratthales inmitten von ausgedehnten Wüsten oder Steppen eine in sich abgeschlossene Welt, bis in der Perserzeit der Horizont sich auf das gesamte vorderasiatische Gebiet erweiterte. Für das griechisch-römische Altertum bildeten die Randländer des Mittelmeeres den orbis terrarum; für das romanisch-germanische Mittelalter waren West- und Mitteleuropa der abgegrenzte Schauplatz; für die neueren Jahrhunderte wurde es das Becken des Atlantischen Ozeans; in der Gegenwart treten die Inseln und Küstengebiete des Großen Ozeans unter sich und mit der übrigen Kulturwelt in immer nähere Berührung, und wir stehen schon an der Schwelle einer Zeit, für die das eine allgemeine Weltmeer als die Hochstraße des Völkerverkehrs erscheint: Dampferlinien und Telegraphenkabel umspannen in immer dichterem Netz die ganze Oberfläche unseres Planeten, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo der allseitige Kontakt mannigfaltiger Kulturzusammenhänge unter den Völkern der Erde hergestellt ist und die „Welt" als Schauplatz der wirtschaftlichen und politischen Beziehungen unter den Gliedern der Menschheit ein innerlich verbundenes Ganzes darstellt, das keiner weiteren Ausdehnung mehr fähig ist.

In diesem Zustand der Weltverhältnisse liegt das Eigentümliche und Besondere der gegenwärtigen politischen Lage. Es ist ein Weltverkehr und eine Weltwirtschaft entstanden, deren Einwirkungen für alle zivilisierten Völker und Staaten immer stärker und empfindlicher werden; der Politiker muß heute seinen Blick gleichzeitig nach Ostasien, nach Süd-Afrika, nach Amerika, nach allen Teilen der Welt richten. In unserer Weltpolitik kommt es auf Handel und Kolonieen, auf Lloyddampfer und Panzerkreuzer, auf überseeische Kabel und Kohlenstationen an. England ist heute das allgemeine Muster der großen Politik, wie es früher Frankreich und noch früher Spanien gewesen ist.

In allen den Epochen der Weltgeschichte, wie ich sie eben kurz angedeutet habe, hat es auch Weltpolitik gegeben; ich verstehe darunter eine Politik, die den ganzen Kreis der jeweiligen zivilisierten Welt in den Bereich ihrer Wirksamkeit und ihrer Berechnungen zieht. Aber der Stil der Politik in den einzelnen Weltaltern ist allerdings ein sehr verschiedener. In den alten Zeiten erschöpfte sich die Weltpolitik meist in der Tendenz zur Begründung großer Weltreiche, die das ganze Gebiet, über das der Kultur- und Verkehrshorizont der Zeit sich ausdehnte, auch unter einer einheitlichen politischen Herrschergewalt zusammenfassen wollten; die weltpolitischen Höhepunkte sind da die Momente, wo die geeinte Kraft einer Zivilisation gegen eine fremde angeht, wie in den Perserkriegen und den Orientzügen Alexanders oder in den Kämpfen des Islam gegen das Frankenreich Karl Martells und in den Kreuzzügen der abendländischen Christenheit. Dieser universal-monarchische Stil der Weltpolitik hat sich erst im Ausgang des Mittelalters der romanisch-germanischen Völker verwandelt; und zwar infolge des langen,

unentschiedenen, aber beide Teile erschöpfenden Kampfes zwischen Kaiser- und Papsttum — zwischen den beiden großen Mächten also, in denen weltliche und geistliche Gewalt, die früher nicht deutlich getrennt gewesen waren, sich ihre besonderen, untereinander rivalisierenden Organisationen gegeben haben. Es entsteht nun, etwa seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts, etwas Neues: das europäische Staatensystem: ein System mehrerer koordinierter Mächte, die sich gegenseitig als gleichberechtigt anerkennen, anstatt jener früher vorherrschenden universalistischen Tendenz, die nur den Gedanken der Einheit und der Unterordnung gekannt hatte. Ein Weltreich mit exklusiven Herrschaftsansprüchen im Stile des römischen Reiches, dessen Idee ja das ganze Mittelalter hindurch festgehalten wurde, war im Rahmen dieser neuen Staatenordnung nicht mehr möglich. Die alte Vorstellung von der politischen Einheit der abendländischen Christenheit, die noch Dante in seinem Buch über die Monarchie als etwas Selbstverständliches zu Grunde gelegt hatte, setzte sich nun allmählich um in die moderne Anschauung von der Existenz eines natürlichen Völkerrechts, das auf dem Grunde einer gemeinsamen christlichen Gesittung und einer gemeinsamen tausendjährigen Geschichte beruht. Die Weltpolitik der großen Kaiser und der großen Päpste des Mittelalters hatte nach der einheitlichen Leitung aller christlichen Nationen gestrebt; jetzt traten die Nationen durch den großen Prozeß der modernen Staatenbildung auseinander, und die Weltpolitik wurde im Rahmen des europäischen Staatensystems zu einem fortwährenden Kampf zwischen den mächtigsten Staaten um den vorwiegenden Einfluß, um die Führerrolle in Europa und zugleich auch um die Beherrschung und Ausbeutung der neuentdeckten außereuropäischen Welten. Das Eigentümliche ist dabei, daß dieser Kampf stets ein unentschiedener blieb, daß kein Staat auf die Dauer eine übermächtige Stellung zu behaupten vermochte, daß jeder Anmaßung einer solchen alsbald eine verstärkte Kraftanstrengung von anderer Seite erfolgreich gegenübertrat, kurz, daß sich der Zustand ausbildete, den man als das Gleichgewicht der Mächte bezeichnet hat. In der unaufhörlich abwechselnden Störung und Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts bewegt sich die Weltpolitik der neueren Jahrhunderte.

Die Form des europäischen Gleichgewichts ist dabei keineswegs immer ein und dieselbe geblieben. Sie veränderte sich mit der Zahl der großen Mächte, mit dem fortschreitenden Prozeß der Ausbildung und Vergesellschaftung der Staaten.

Zu Anfang, im 16. und 17. Jahrhundert, beobachten wir die einfachste Form: das Gleichgewicht zweier großer Mächte, an die alle übrigen, soweit sie an der Weltpolitik teilnehmen, sich angliedern. Es beruht auf dem Gegensatz zwischen dem national-geschlossenen Frankreich und der über halb Europa verbreiteten spanisch-burgundischen Macht des Hauses Oesterreich. Von Karl V. bis zum Dreißigjährigen Kriege ist dieser Gegensatz der Grundzug der europäischen Politik, das beherrschende weltpolitische Moment.

In diesem säkularen Kampf, der mit der Zurückdrängung des habsburgischen Uebergewichts, mit der beginnenden Gefahr eines französischen Prinzipats endigt, ist England als eine dritte Macht von Bedeutung emporgekommen. Verglich man im 16. Jahrhundert gern die Häuser Frankreich und Habsburg mit den Gewichten in den beiden Schalen der europäischen Wage, so hat schon der Geschichtschreiber der Königin Elisabeth im 17. Jahrhundert England das Zünglein an der Wage genannt, das den Ausschlag gebe. Indem nun unter Ludwig XIV. das Uebergewicht Frankreichs zum empfindlichen Schaden seiner Rivalen sich immer stärker geltend machte, hat es England unternommen, mit dem Oranier Wilhelm III. an der Spitze, eine europäische Koalition gegen Frankreich zu bilden, von der die französische Uebermacht in dem Spanischen Erbfolgekriege gebrochen worden ist. Der Friedensschluß zu Utrecht (1713) konstruierte das europäische Gleichgewicht auf die vorwaltende Stellung der drei großen Mächte: Frankreich, Oesterreich, England.

Es ist die fortgeschrittene, südwestliche Hälfte Europas, die sich bis dahin vornehmlich in der Weltpolitik bethätigt hatte. Die nordöstliche Hälfte hatte sich bisher meist in Kämpfen bewegt, die keinen inneren Zusammenhang mit jenen weltpolitischen Interessengegensätzen hatten. Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts hatte es der englischen Diplomatie gelingen können, das Ineinandergreifen der beiden großen Kriege, die damals im Westen und im Osten Europas geführt wurden, des Spanischen Erbfolgekrieges und des Nordischen Krieges gegen Karl XII., zu verhindern. Erst in dem Feuer des Siebenjährigen Krieges sind diese beiden Hälften zu einem Ganzen verschmolzen. Das Bindeglied wurde die neue Großmacht, die Friedrich d. Gr. im Herzen Europas begründet hatte: Preußen; im Gegensatz zu ihr hat die Schöpfung Peters d. Gr., Rußland, das seit dem Nordischen Kriege als eine Militärmacht ersten Ranges hervortritt, den näheren Anschluß an die alten europäischen Mächte gefunden.

Der Siebenjährige Krieg hat eine neue Form des europäischen Gleichgewichts festgestellt: das System der fünf Großmächte, die sich nun gruppenweise in Allianzen gegenüberstehen: Frankreich jetzt mit Oesterreich verbündet, Preußen zunächst mit Rußland, England lange in unfreiwilliger, aber doch im Grunde seinen Interessen entsprechender Isolierung.

Zugleich aber ist durch den Siebenjährigen Krieg ein anderes großes Weltverhältnis begründet worden, dessen Wirkungen schon über Europa hinausreichen: das Uebergewicht Englands als See- und Kolonialmacht. Das führt uns auf den eigentlichen Inhalt der Kämpfe, deren formale Resultate wir uns soeben vergegenwärtigt haben.

In allen diesen Kämpfen handelt es sich ja im Grunde um die Frage der Macht; aber die weltpolitischen Tendenzen, die in diesem Streben nach der Uebermacht sich offenbaren, sind doch nach Zeiten und Völkern sehr verschieden

gewesen. Anfangs wirkt noch die theokratisch-universalistische Idee des Mittelalters nach: Karl V. hat sie wieder aufgenommen und gegenüber der kirchlichen Spaltung, die die Reformation brachte, zu behaupten versucht; Philipp II., als das internationale Haupt der Gegenreformation, hat sie in seiner schweren und düsteren Art vertreten: es ist katholische Weltpolitik, die das Haus Habsburg in seiner großen Zeit getrieben hat. Ihr tritt eine evangelische gegenüber, deren glänzendster Vertreter Gustav Adolf gewesen ist. Aber in diesem Gegensatz der Konfessionen erschöpft sich die Tendenz der spanisch-habsburgischen Politik nicht. Will man ihre Bedeutung für die Welt recht verstehen, so muß man sich erinnern, daß sie es gewesen ist, der das Abendland die Abwehr und die allmähliche Zurückdrängung der lange so furchtbaren osmanischen Macht verdankt. In den anderthalb Jahrhunderten, die zwischen den Schlachten von Lepanto und von Belgrad liegen, ist diese große weltpolitische Arbeit geleistet worden, in der die religiösen Impulse des Mittelalters noch lange zu spüren sind.

Von dieser religiösen Idee ist auch die Gewinnung und Beherrschung des ungeheuren Kolonialreichs beeinflußt worden, das Spanien, namentlich zur Zeit der Vereinigung mit Portugal, besaß. Es ist ja bekannt, daß schon die großen Entdeckungen, oder wenigstens ihre Unterstützung durch Spanien, mit der Idee zusammenhingen, die Feinde der Christenheit, die Osmanen, die damals auch den Levantehandel versperrten, von Indien aus im Rücken zu fassen: eine Idee im Stile mittelalterlicher Weltpolitik, erfüllt noch von dem Geist der Kreuzzüge, der in den spanischen Maurenkriegen lebendig geblieben war. Der Papst war es gewesen, der dann die neue Welt der Entdeckungen zwischen Portugal und Spanien geteilt hatte; das spanische Kolonialmonopol hing so mit den alten weltpolitischen Ansprüchen der Kurie zusammen. Inquisition und Jesuiten haben in den spanischen Kolonieen immer eine große Rolle gespielt; die wirtschaftlichen Gesichtspunkte traten hinter denen einer fiskalischen Ausbeutung für die Zwecke der katholischen Weltpolitik durchaus zurück; und vor allem hat sich Spanien selbst — mit seiner ungesunden Ueberfülle an Mönchen und Rittern, mit seinem Fanatismus gegen Mauren und Juden, mit seiner Verachtung gewerblicher Arbeit — niemals zu einer verständigen und ersprießlichen Wirtschafts- und Sozialpolitik zu erheben vermocht, die ihm zu steigender Bevölkerung und zur Entwickelung einer exportierenden Industrie verholfen und damit erst die rechte Ausnutzung seiner Kolonieen ermöglicht hätte.

Ganz im Gegensatz dazu haben die protestantischen Mächte England und Holland und bald auch im Wetteifer mit ihnen Frankreich, nachdem das anfängliche Goldfieber, die Kinderkrankheit aller Kolonialmächte, überwunden war, eine verständige, planmäßige, wirtschaftliche Ausnutzung ihrer im Kampf mit Spanien begründeten Kolonieen begonnen, und der Kolonialbesitz hat bei ihnen meist anregend und fördernd auf die wirtschaftliche Entwickelung der Mutterlande zurück-

gewirkt. In dem Maße, wie sie Spanien überflügeln und zurückdrängen, verblaßt auch mehr und mehr die düstere Pracht jener alten, katholisch-imperialistischen Weltpolitik. Seit dem Ende des Dreißigjährigen und des damit verbundenen spanisch-französischen Krieges gewinnen die weltlichen, die wirtschaftlichen Interessen die Oberhand. Die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts sind fast alle als Handelskriege zu betrachten. Im Kampf um die Kolonieen, um die großen Vorteile des beginnenden Welthandels, um die Herrschaft zur See maßen vor allen die beiden westeuropäischen Großmächte ihre Kräfte, deren Gegensatz im 18. Jahrhundert die Weltpolitik beherrscht: Frankreich und England. Innerlich konsolidiert, benutzen sie ihre finanzielle und kriegerische Macht, um sie zu Gunsten ihrer Handelspolitik in die Wagschale zu werfen. Eben deshalb hat Holland sich zwischen ihnen trotz seiner anfänglichen heroischen Anstrengungen nicht zu behaupten vermocht, weil es doch am Ende zu klein war, um einer starken und nachhaltigen Machtentwickelung fähig zu sein. Die innere Wirtschaftspolitik mit ihrer Tendenz zur Beförderung der Industrie, zur Begünstigung der Volksvermehrung, zur Belebung des Verkehrs, zur Befreiung des inneren Marktes, kurz zur Erweckung und Steigerung aller produktiven Kräfte, verbindet sich mit einem schroffen Abschluß nach außen, mit dem Streben nach einer günstigen Handelsbilanz, mit einer rücksichtslos brutalen internationalen Konkurrenz, die ebenso mit Kanonen wie mit Zolltarifen das Ziel der wirtschaftlichen Ueberlegenheit verfolgt; die möglichste Schädigung des Rivalen gilt als Vorbedingung für die möglichste Prosperität der eigenen Flagge. Die Weltpolitik tritt so in das Zeichen des Merkantilismus, der in der Epoche des Siebenjährigen Krieges einen seiner Höhepunkte erreicht.

Der internationale Konkurrenzkampf zwischen Frankreich und England ist damals schon vorläufig zu Englands Gunsten entschieden worden. Der Ring der französischen Kolonieen, der die Neu-Englandstaaten Amerikas von der Mündung des St. Lorenzstroms bis zu der des Mississippi umgab und sie vom Binnenlande abzuschneiden drohte, war gesprengt; Kanada und Louisiana gingen für Frankreich verloren; und auch in Ostindien behauptete England das Uebergewicht. Damals hat sich entschieden, daß der angelsächsischen, nicht der romanischen Rasse die Zukunft in Nordamerika und in Indien gehöre. Und wenn dann England auch die nordamerikanischen Kolonieen nicht festzuhalten vermocht hat, sein Handel und seine Seemacht blieben im Steigen; und in der großen, gewaltigen Krisis der napoleonischen Kriege ist der alte Rivalitätskampf zwischen ihm und Frankreich ausgekämpft, ist die unbedingte Ueberlegenheit Englands als Handels-, See- und Kolonialmacht für mehr als ein Jahrhundert festgestellt worden.

Es ist ein bemerkenswerter Unterschied in der Position, die die beiden großen Gegner in diesem Weltkampfe, der das Jahrhundert von 1713—1815 erfüllte,

eingenommen haben. England ist seit den Zeiten Elisabeths und vollends seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zur reinen Seemacht geworden; es bildet gewissermaßen nur ein Außenglied des europäischen Staatensystems; es treibt keine eigentliche Kontinentalpolitik, oder vielmehr, es betrachtet die kontinentalen Verwickelungen lediglich vom Standpunkt der englischen Handels- und Seemachtpolitik, wie das schon bei der Begründung der großen Allianz gegen Ludwig XIV., wo England das Schlagwort des europäischen Gleichgewichts ausgiebt, deutlich hervortritt. Frankreich dagegen führt ein sozusagen amphibisches Dasein in der Weltpolitik: es kämpft mit doppelter Front: einmal gegen England um die Seeherrschaft; auf der anderen Seite gegen die europäischen Mächte um die Vorherrschaft auf dem Kontinent. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab und bis zur Revolution hin scheint es, als ob es seine traditionelle Kontinentalpolitik, die Politik Heinrichs IV., Richelieus, Ludwigs XIV., aufgeben oder abschwächen wolle zu Gunsten seiner überseeischen Politik gegen England. Bei der Teilung Polens, bei den Anfängen der orientalischen Frage hat es keine maßgebende Rolle gespielt. Aber in der Revolution treten dann die alten, dem französischen Staat und Volk zu tief eingeimpften Tendenzen auf die Beherrschung des Kontinents wieder hervor, und sie finden in Napoleon einen gigantischen Vorkämpfer. Der große Korse war doch mehr als eine „Eroberungsbestie", die aus unbezähmbarem Machtinstinkt alles zu unterwerfen suchte, was irgend Widerstand leistete; seiner Politik schwebten Ziele vor, die heute, in der Perspektive moderner Weltpolitik, wieder aufzutauchen beginnen: sein Versuch, den Kontinent handelspolitisch zusammenzufassen gegenüber dem seegewaltigen England, beruht auf einer Idee, die in allgemeinerer Fassung unter veränderten Weltverhältnissen sicherlich noch eine Zukunft hat. Ich möchte allerdings nicht behaupten, daß der Gegensatz gegen England einzig und allein das beherrschende Prinzip der napoleonischen Politik gewesen sei; das Streben nach der Unterwerfung des Kontinents hat daneben eine selbständige Bedeutung: auch Napoleon kämpft, wie die französische Politik seit Ludwig XIV., mit zwei Fronten: gegen die englische Seeherrschaft und für die französische Kontinentalherrschaft; alte und neue Ideen verbinden sich in seiner Politik zu einem komplizierten System, das erst aus einer gewissen historischen Entfernung richtig gewürdigt werden kann. Die Engländer haben immer hauptsächlich den Rivalen um die See- und Handelsherrschaft in ihm gesehen; auf dem Kontinent hat die nationale Geschichtschreibung, namentlich in Deutschland, vor allem das Streben nach der Universalmonarchie, die alte Gefahr im europäischen Staatensystem, hervorgehoben.

Es ist merkwürdig, welchen beschränkt-kontinentalen Horizont namentlich bei uns in Deutschland, aber auch bei unsern Nachbarn, die historisch-politische Tagesanschauung seit 1815 gewonnen hat. Die kommerzielle und koloniale Expansion Englands war während der napoleonischen Kriege eine so gewaltige gewesen,

seine Seemacht stand so imponierend und überlegen da, daß auf lange hinaus keine europäische Macht daran denken konnte, mit dieser unbestritten ersten See- und Handelsmacht der Welt zu konkurrieren. Dazu kam, daß die Politik der Kontinentalstaaten auf Jahrzehnte hinaus durch innere Fragen vollauf beschäftigt war. Es handelte sich um den Kampf für oder wider die Ideen der französischen Revolution, die ja mit ihren Wurzeln tief in das gemeinschaftliche Leben der europäischen Staatengesellschaft hinabreichten; vor allem um die großen Fragen der nationalen Staatenbildung und der konstitutionellen Verfassung. Napoleon, der Erbe der Revolution, hatte das europäische Staatensystem, als es gerade zu einem relativen Abschluß in seiner Entwickelung gelangt war, vollständig umgestürzt; die Restauration erfolgte nun im bewußten Gegensatz zu den verschwisterten Prinzipien der Revolution und der Aufklärung. In der Weltpolitik fand wieder eine Stilwandlung statt, die freilich nicht ganz allgemein und auch nur von kurzer Dauer und episodenhafter Bedeutung gewesen ist. Die heilige Allianz, in der sie ihren Ausdruck findet, war gleichsam eine Rückbildung zu den geistlichen Tendenzen, wie sie in der europäischen Politik bis zum 30jährigen Kriege geherrscht hatten, nur daß die Färbung der neuen Politik, zu der jetzt eine katholische, eine evangelische und eine griechisch-orthodoxe Macht sich verbanden, nicht mehr wie früher eine konfessionelle, sondern eine allgemein christliche sein sollte. Die Pentarchie der fünf Großmächte, wie sie sich dann auf dem Kongreß von Aachen (1818) konstituierte, faßte vor allem die Bekämpfung der revolutionären Ideen ins Auge. Sie war etwas ganz Anderes als das alte Gleichgewichts-System der fünf Mächte. Sie wollte eine Oligarchie der Großmächte begründen, die die Autonomie der kleineren Staaten vernichtet hätte. Aber von vornherein war eine große Kluft vorhanden zwischen den Kontinentalmächten und England. England hat das Prinzip der Intervention der Mächte bei den inneren Verhältnissen anderer Staaten nie anerkannt; es hat vor allem einer Einmischung Europas in die Angelegenheiten der abgefallenen spanischen Kolonieen in Mittel- und Süd-Amerika wirksam entgegengearbeitet. Aber auch unter den Kontinentalstaaten war das realpolitische Eigeninteresse der einzelnen doch stärker als das antirevolutionäre Interesse der Gesamtheit. Schon bei der Frage der Unterstützung des griechischen Aufstandes ging die Harmonie verloren; die Julirevolution von 1830 stellte Frankreich in erklärten Gegensatz zu dem System von 1818, und in den Stürmen des Jahres 1848 ging dies System vollends zu Grunde. Der Krimkrieg teilte Europa in ein liberales westmächtliches und ein reaktionäres russisches Lager; nach seiner Beendigung fand auf dem Pariser Kongreß von 1856 eine Rekonstruktion des europäischen Staatensystems auf der Basis der Gleichberechtigung und Autonomie aller Staaten und unter Ausschluß des Prinzips der Intervention statt. Das ist der Anfang dessen, was man heute als das Konzert der europäischen Mächte bezeichnet. Die Idee einer exklusiv-

christlichen Gemeinschaft war völlig aufgegeben: die Türkei ist damals in den völkerrechtlichen Verband der europäischen Mächte in aller Form rezipiert worden.

War mit der Krisis von 1848 der Schwerpunkt der kontinentalen Politik von Wien nach St. Petersburg verlegt worden, so rückte er nun seit 1856 für ein Jahrzehnt nach Paris hinüber; auf Metternich und Nicolai folgte Napoleon III., der Verkünder des Nationalitätsprinzips. Dies Schlagwort sollte für Frankreich das Mittel werden, durch gönnerhafte Einmischung in die Bestrebungen der Mächte, die nach einer nationalen Staatenbildung trachteten, sein Uebergewicht auf dem Kontinent dauernd zu begründen. Aber wenn das bei Italien einigermaßen gelang, so ist es bei Deutschland völlig mißlungen: die überlegene Staatskunst Bismarcks hat die Einigung Deutschlands im Gegensatz zu Frankreich vollendet und an Stelle des französischen Uebergewichtes auf dem Kontinent für ein Menschenalter das deutsche gesetzt.

An diesen inneren Kämpfen des Kontinents hat England nur ein untergeordnetes Interesse genommen. Es benutzte diese Jahrzehnte, in denen es fast ohne Konkurrenz auf dem Weltmarkt dastand, um seinen Handel, seine Industrie, seine Schiffahrt auf eine Höhe zu bringen, die auch für die Zukunft jeden Wettbewerb auszuschließen schien. Im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit ging es zu dem System eines vollständigen Freihandels über und bemühte sich mit steigendem Erfolg, die Kontinentalstaaten auf dieser Bahn nach sich zu ziehen. Seit 1860 begannen die freihändlerischen Prinzipien auf dem Kontinent durchzudringen; der Merkantilismus galt als ein überwundener Standpunkt; die Manchesterschule und mit ihr die englische Interessenpolitik triumphierten: man glaubte an die Harmonie der Interessen auch im Verkehr der Nationen untereinander.

Nur einen Punkt gab es in den europäischen Streitigkeiten, der Englands Interessen empfindlich berührte: das war die orientalische Frage, die schon zum Krimkrieg geführt hatte, die Frage, welche Macht der Haupterbe des sichtlich absterbenden türkischen Reiches werden sollte. Hier stießen die Interessen Englands mit denen Rußlands zusammen, und dieser Interessenkonflikt gewann alsbald noch eine viel weiter greifende Bedeutung.

Seit den Tagen der großen Kaiserin Katharina hat die russische Politik ihre begehrlichen Blicke nicht bloß auf Konstantinopel, sondern auch auf Indien gerichtet. In den Jahren 1838—1840 war es in Afghanistan schon zu blutigen Kämpfen gekommen; seitdem hat sich ein immer schärferer und umfassenderer Gegensatz zwischen England und Rußland herausgebildet, der allmählich zu einem die ganze Weltpolitik beherrschenden Verhältnis herangewachsen ist.

Zweimal ist es im Laufe des 19. Jahrhunderts der englischen Politik gelungen, das siegreiche Vordringen Rußlands gegen die Türkei zu hemmen: das eine Mal im Krimkrieg, mit Hülfe Napoleons III., das andere Mal auf dem Berliner Kongreß 1878, mit Hülfe Bismarcks. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo

Disraeli in Berlin die Revision des Friedens von S. Stefano durchsetzte, ist es in Asien den Engländern gelungen, gegenüber dem erneuten Vordringen der Russen ihren Einfluß in Afghanistan zu begründen und ihn weiterhin in schweren Kämpfen von 1879—83 zu befestigen; damit war ein wichtiges Bollwerk für Indien geschaffen. Das hat indessen Rußland nicht abgehalten, in zäher, unermüdlicher Kolonisationsarbeit seine Positionen in Zentralasien immer weiter vorzuschieben, seine transkaspischen Bahnen bis an die Grenzen von Afghanistan auszubauen. In wenigen Wochen kann es dort eine große Armee versammeln. Ist vielleicht auch nicht Indien selbst heute das direkte Ziel seiner Politik, so würde doch die russische Besetzung von Afghanistan und Beludschistan und eine russische Position am Indischen Ozean die englische Herrschaft in Indien zu einer Schattengewalt herabsetzen.

Aber auf Indien beschränkt sich der Gegensatz der beiden Mächte in Asien schon längst nicht mehr. Auch in China stehen vor allem russische und englische Interessen sich gegenüber. Schon während des englisch-französischen Krieges gegen China 1857—60 hat es Rußland verstanden, auf diplomatischem Wege das Amurgebiet und wichtige Zugeständnisse im Handelsverkehr für sich zu gewinnen. Der Bau der sibirischen Bahn, die damit verbundene Kolonisation Sibiriens, das Streben nach völlig eisfreien Häfen am Großen Ozean drängte dann später zu weiteren Abmachungen mit China, wobei der chinesisch-japanische Krieg den Russen ebenso zu statten kam wie die neueste allgemeine Expedition; es gewann die Häfen, die es brauchte, es legte seine Hand auf die Mandschurei, es befestigte seinen Einfluß in dem ganzen Küstengebiet und wird heute von China als die Schutzmacht gegenüber den anderen fremden Mächten angesehen. Von den europäischen Mächten ist keine so empfindlich durch diese russischen Fortschritte berührt worden wie England.

Dazu kommt das handelspolitische Moment. Seit dem Krimkriege hat Rußland, in dem Bestreben, seine wirtschaftlichen Hülfsquellen zu entwickeln, eine zukunftreiche Industrie geschaffen und ein planmäßiges prohibitives Schutzzollsystem eingeführt. Im 18. Jahrhundert war Rußland in handelspolitischer Beziehung für England noch so gut wie eine Kolonie gewesen: ein billiger Einkaufsmarkt für viele Rohstoffe und ein sicherer Absatzmarkt für die englischen Manufakturwaren. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat Rußland begonnen, sich abzuschließen mit dem Plane, sich wirtschaftlich möglichst selbst zu genügen.

Ganz ähnlich ist es mit Amerika gegangen. Die Vereinigten Staaten hatten nach ihrer Befreiung zunächst fortgefahren, in alter Weise mit England zu verkehren; der britische Handel nach Amerika hatte sogar noch bedeutend zugenommen. Aber der unerhörte wirtschaftliche Aufschwung der Union, der im Laufe des 19. Jahrhunderts eingetreten ist, das Anwachsen seiner Bevölkerung und seiner Industrie, das Streben nach politischer Macht und nach absoluter Selbständigkeit auf allen Gebieten des Lebens hat auch hier, nachdem im Sezessionskriege der

industrielle Norden über die Sklavenbarone des Südens gesiegt hatte, zu einer steigenden Schutzzollpolitik geführt, die den Europäern und insonderheit den Engländern den amerikanischen Markt mehr und mehr verdorben hat.

Der Vorgang Amerikas und Rußlands hat in demselben Sinne auf Europa zurückgewirkt, zuerst auf Frankreich, dann, seit 1878, auch auf Deutschland. Das englische Freihandelsideal verlor seinen magischen Reiz. Man begann wieder die heimische Industrie zu schützen, soweit es irgend thunlich schien; man faßte jetzt den Gedanken, mit England selbst auf dem Weltmarkt zu konkurrieren; man suchte mit dem Handel zugleich die Schiffahrt in großem Maßstabe zu heben und begann an eine stärkere Seemacht und an Kolonieen zu denken. Frankreich hat seit 1871 ein ansehnliches Kolonialreich in Ostasien und namentlich in Nordwest-Afrika erworben und hat eine starke Kriegsflotte geschaffen; Deutschland ist langsam, und, was die Kolonieen anbetrifft, bisher mit minderem Glück nachgefolgt. Um so bedeutender haben sich sein überseeischer Handel und seine Industrie entwickelt; und die fortschreitende Verstärkung der Flotte ist ein nationales Ziel geworden, das nicht wieder aus dem Gesichtskreis unserer Politik verschwinden wird.

England ist heute nicht mehr ohne Konkurrenz auf dem Gebiete des Handels, der Schiffahrt, der Kolonieen. Es ist aus der kosmopolitischen, friedensseligen Stimmung des konkurrenzlosen Prosperierens aufgeschreckt worden; es hat gewaltige Anstrengungen gemacht, seine Machtstellung auszunutzen und zu verstärken, so lange es noch an erster Stelle steht.

Es hat seinen Kolonialbesitz seit 1866 in allen Weltgegenden stark vermehrt und dessen einzelne Teile in sich fortschreitend konsolidiert; es hat seit 1889 seine Kriegsflotte gewaltig verstärkt; es hat den Plan in Angriff genommen, Afrika von der Nilmündung bis zum Kap der guten Hoffnung seinem Einfluß zu unterwerfen.

In dem aufsteigenden Bewußtsein, daß es mit seiner Monopolstellung zu Ende gehe, hat es mit großer Energie jene Summe von politischen Maßregeln und Tendenzen entwickelt, die man mit dem Schlagwort des britischen Imperialismus zusammenfaßt. Die Idee des Greater Britain ist entstanden und die Imperial Federation League bemüht sich seit einem Menschenalter, das locker zusammenhängende Konglomerat der Kolonieen zu einem festgefügten, wohlorganisierten Kriegs- und Handelsbunde zusammenzuschließen, mit dem auch wohl das immer noch festgehaltene englische Freihandelsprinzip erheblichen Modifikationen entgegengehen würde.

Eine neue Aera des Merkantilismus ist so in unseren Tagen über die Welt gekommen. Wiederum gehen Handels- und Staatsmacht Hand in Hand. War der alte Merkantilismus des 17. und 18. Jahrhunderts die wirtschaftliche Begleiterscheinung jenes großen Prozesses der Staatenbildung, aus dem das europäische Staatensystem mit den fünf großen Mächten hervorgegangen ist, so sehen wir in der Gegenwart eine ähnliche große Umbildung der politischen Welt-

verhältnisse sich vollziehen. Das europäische Staatensystem ist heute nicht mehr wie ehemals, die politische Welt. Seine peripherischen Glieder, England und Rußland, sind weit über die europäische Basis hinausgewachsen und finden den Schwerpunkt ihrer Interessen heute fast mehr in Asien und Afrika als in Europa. Die Berührung mit den ostasiatischen Reichen ist eine intensivere geworden als je vorher; Japan hat sich bereits den europäischen Mächten ebenbürtig an die Seite gestellt; vor allem aber ist Amerika hinzugetreten.

Die nordamerikanische Union hat fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch die Politik verfolgt, sich abseits von dem europäischen Staatensystem zu einer auf den amerikanischen Kontinent zugleich ausgedehnten und beschränkten politischen Welt zu entwickeln. Die Monroedoktrin, die ursprünglich nur den Sinn hatte, die Einmischung Europas in die Angelegenheiten der abgefallenen spanischen Kolonieen in Mittel- und Südamerika auszuschließen, hat sich zu dem Grundsatz umgewandelt, daß niemand als die Union ein Recht auf politischen Einfluß im Bereich des amerikanischen Kontinents habe. Von den ehemals spanischen Besitzungen sind Texas und Kalifornien längst annektiert, in Mexico ist die Einmischung Napoleons III. mit Erfolg bekämpft worden, und der neueste Krieg von 1898 hat Cuba und das spanische Westindien überhaupt dem Gebiete der Union hinzugefügt. Weitere Erwerbungen werden folgen. Die panamerikanische Idee, die zunächst einen großen Zollbund unter der Leitung der Union im Auge hat, — dem die politische Föderation wohl bald folgen würde, — ist allerdings bei dem Gegensatz der angelsächsischen und der lateinischen Rasse noch nicht zu greifbaren Erfolgen gelangt; aber sie ist rüstig an der Arbeit und macht in der Stille ihren Weg. Fast in allen Staaten des amerikanischen Kontinents hat die Union heute ihre Partei; auch in Canada besteht in einflußreichen Kreisen eine unverhohlene Hinneigung zu der amerikanischen Vormacht. Aber die Union ist heute nicht mehr willens, sich auf den amerikanischen Kontinent zu beschränken; die Erwerbung Hawaiis, der Anspruch auf Samoa, vor allem die Eroberung der Philippinen beweist, daß die amerikanische Politik auch den Großen Ozean mit seinen Inseln und Küsten zum Schauplatz ihrer Thätigkeit zu machen gedenkt; an der chinesischen Expedition haben die Amerikaner an der Seite der europäischen Nationen und der Japaner teilgenommen.

Das europäische Staatensystem ist im Begriff, sich zu einem Weltstaatensystem umzubilden, dessen Glieder über die ganze Erdoberfläche verteilt sind. Die maßgebende Rolle darin beginnen schon jetzt jene Riesenreiche zu spielen, die sich um den zusammengedrängten Kern des alten Europa herum ausgebildet haben: England, Rußland, Amerika. Diese modernen „Weltreiche" sind nicht mehr, wie die alten orientalischen oder wie das römische, Universalstaatsbildungen, die für sich in abgesonderter Kultursphäre existieren, sondern es sind die neuen Großmächte, Großmächte von dem Typus, wie ihn das werdende Weltstaaten-

system erzeugt und fordert. Unter diesen Mächten sich zu behaupten und die eigenen Interessen zu fördern, das ist es, was wir heute unter Weltpolitik verstehen. Weltpolitik ist nichts Anderes als Großmachtpolitik auf der breiteren Basis der neuen Weltverhältnisse. Darum ist moderne Weltpolitik unmöglich ohne eine starke Seemacht; die politischen Reibungsflächen beschränken sich nicht mehr auf die Landgrenzen, sondern sie liegen vor allem heute auf den Meeren. Das Weltmeer ist das große Verbindungsmittel unter den Völkern der Erde; es ist auch der Schauplatz, auf dem in Zukunft die Interessenkonflikte der Großmächte ausgekämpft werden müssen. Jede Großmacht muß in Zukunft auch Seemacht sein.

Großmachtpolitik zu treiben aber ist eine Notwendigkeit für alle Staaten, die nicht der wirtschaftlichen Ausbeutung und der politischen Abhängigkeit verfallen und damit auf die Dauer verkümmern wollen. Es ist eine ungeheuere Aufgabe für die Staaten des alten Europa, die schon schwer an ihrer Kriegsrüstung tragen und bei der Kleinheit ihres Gebietes, bei der Beschränktheit ihrer Urproduktion den wirtschaftlichen Kampf mit solchen Riesenreichen wie Amerika und Rußland schwerlich mit Aussicht auf Erfolg unternehmen, die merkantilistische Abschließung ihnen nicht nachmachen können. Aber so schwer die Aufgabe sein mag, sie ist notwendig für diese Staaten, wenn sie ihre Geltung in der Welt behalten wollen. Ob sie sie vereinzelt oder nur im Zusammenschluß werden lösen können, das muß die Zukunft lehren. Von ihnen allen hat jedenfalls Deutschland die günstigsten Aussichten, infolge seiner steigenden Bevölkerung, seiner industriellen Expansion, seiner militärischen Erziehung, seiner starken monarchischen Führung. An eine europäische Union ist für eine absehbare Zukunft nicht zu denken. Sollte sie einmal zu stande kommen, so wird ihr Schwerpunkt da liegen, wo das stärkste Machtcentrum und die größte politisch-moralische Kraft vorhanden ist. Für die Gegenwart und für die nächste Zukunft kommt es darauf an, alle Kräfte zu entwickeln, deren die Nation fähig ist. Nicht mit Jubel und eitlen Hoffnungen ziemt es uns, der anbrechenden neuen Weltepoche entgegen zu gehen, aber mit unverzagtem Mut, mit gesammelter Kraft und mit dem festen Entschluß der Selbstbehauptung. Fortes fortuna adjuvat!

G

Indem wir durch die Anschauung mannigfacher Verhältnisse die Erfahrungen vergangener Zeiten uns aneignen, fremde Gedanken und Ansichten zu verstehen, zu prüfen, zu behalten oder zu verwerfen, die eigenen Ansichten zu bilden und zu befestigen streben, wird die Geschichte unsere Lehrmeisterin.

von Clausewitz.

Aus: Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon zusammengestellt von C. Schaible. Verlag von Paul Waetzel, Freiberg i. Br.

Ueber die Moore.

Ein Heidemoor fahl wie der Tod.
Riedgras auf dürft'gem Schollenſod,
Ein ſtockendes Wagengeleiſe,
So jäh in Glut und Staub verwebt,
Als ſpräch' es: Wandrer, wohin gebt
Einſt deine letzte Reiſe?

Die Reiſe gebt ſo weit ſie mag,
Sie führt in den flimmernden Hochmittag.
Es ſtanden am Horizonte
Zwei Birkenſtämmchen ſchwach und weiß,
Darüber die Sonne, ſo jach, ſo heiß
Sie brennen konnte.

Verſunken iſt das letzte Dorf,
Hoch über einer Stapel Torf
Kreiſt, goldig, ein Schwarm von Immen.
Vom Hügelſaum, dürr beſtockt
Der ſchwefelgelbe Ginſter flockt,
Fernher verſchollene Stimmen.

Ein Kiebitzruf die Luft durchſchrillt,
Weit hinterm Knick ein Bauer ſchilt
Auf ſeine trägen Pferde;
Er beſſert Zaum und Sattelgurt,
Dann ſchält ſein Pflug zu Neugeburt
Den Schorf der Erde.

Aus einer Furche ſpähte klar
Von Reinekes Stamm ein Ehepaar,
Nach Mücken ſchnappten ſie beide.
Die Füchſin trug ein rotes Kleid,
Das leuchtete durch die Einſamkeit
Der Heide.

Die Sonne ſank verglühend, fern.
Sacht ſtieg der große Venusſtern,
Vom Dorf begann zu klingen
Der Ton der Ziehharmonika,
Ein zitternd dünnes Gloria,
Die Freude der Geringen.

Der Dächerrauch ſpann ſeinen Flor,
Gutnachtruf ſcholl von Thor zu Thor,
Der Vollmond ſchlug die Brücke
Vom Lebenskampf zur Feierzeit,
Den Weg, der ſtrahlend prophezeit
Von ew'gem Ernteglücke.

Emil Prinz von Schönaich-Carolath.

system erzeugt und fordert. Unter diesen Mächten sich zu behaupten und die eigenen Interessen zu fördern, das ist es, was wir heute unter Weltpolitik verstehen. Weltpolitik ist nichts Anderes als Großmachtpolitik auf der breiteren Basis der neuen Weltverhältnisse. Darum ist moderne Weltpolitik unmöglich ohne eine starke Seemacht; die politischen Reibungsflächen beschränken sich nicht mehr auf die Landgrenzen, sondern sie liegen vor allem heute auf den Meeren. Das Weltmeer ist das große Verbindungsmittel unter den Völkern der Erde; es ist auch der Schauplatz, auf dem in Zukunft die Interessenkonflikte der Großmächte ausgekämpft werden müssen. Jede Großmacht muß in Zukunft auch Seemacht sein.

Großmachtpolitik zu treiben aber ist eine Notwendigkeit für alle Staaten, die nicht der wirtschaftlichen Ausbeutung und der politischen Abhängigkeit verfallen und damit auf die Dauer verkümmern wollen. Es ist eine ungeheuere Aufgabe für die Staaten des alten Europa, die schon schwer an ihrer Kriegsrüstung tragen und bei der Kleinheit ihres Gebietes, bei der Beschränktheit ihrer Urproduktion den wirtschaftlichen Kampf mit solchen Riesenreichen wie Amerika und Rußland schwerlich mit Aussicht auf Erfolg unternehmen, die merkantilistische Abschließung ihnen nicht nachmachen können. Aber so schwer die Aufgabe sein mag, sie ist notwendig für diese Staaten, wenn sie ihre Geltung in der Welt behalten wollen. Ob sie sie vereinzelt oder nur im Zusammenschluß werden lösen können, das muß die Zukunft lehren. Von ihnen allen hat jedenfalls Deutschland die günstigsten Aussichten, infolge seiner steigenden Bevölkerung, seiner industriellen Expansion, seiner militärischen Erziehung, seiner starken monarchischen Führung. An eine europäische Union ist für eine absehbare Zukunft nicht zu denken. Sollte sie einmal zu stande kommen, so wird ihr Schwerpunkt da liegen, wo das stärkste Machtcentrum und die größte politisch-moralische Kraft vorhanden ist. Für die Gegenwart und für die nächste Zukunft kommt es darauf an, alle Kräfte zu entwickeln, deren die Nation fähig ist. Nicht mit Jubel und eitlen Hoffnungen ziemt es uns, der anbrechenden neuen Weltepoche entgegen zu gehen, aber mit unverzagtem Mut, mit gesammelter Kraft und mit dem festen Entschluß der Selbstbehauptung. Fortes fortuna adjuvat!

Indem wir durch die Anschauung mannigfacher Verhältnisse die Erfahrungen vergangener Zeiten uns aneignen, fremde Gedanken und Ansichten zu verstehen, zu prüfen, zu behalten oder zu verwerfen, die eigenen Ansichten zu bilden und zu befestigen streben, wird die Geschichte unsere Lehrmeisterin.

von Clausewitz.

Aus: Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon zusammengestellt von C. Schaible. Verlag von Paul Waetzel, Freiburg i. Br.

Ueber die Moore.

Ein Heidemoor fahl wie der Tod.
Riedgras auf dürft'gem Schollenſod,
Ein ſtockendes Wagengeleiſe,
So jäh in Glut und Staub verwebt,
Als ſpräch' es: Wandrer, wohin gebt
Einſt deine letzte Reiſe?

Die Reiſe gebt ſo weit ſie mag,
Sie führt in den flimmernden Hochmittag.
Es ſtanden am Horizonte
Zwei Birkenſtämmchen ſchwach und weiſz,
Darüber die Sonne, ſo jach, ſo heiſz
Sie brennen konnte.

Verſunken iſt das letzte Dorf,
Hoch über einer Stapel Torf
Kreiſt, goldig, ein Schwarm von Immen.
Vom Hügelſaum, dürr beſtockt
Der ſchwefelgelbe Ginſter flockt,
Fernher verſchollene Stimmen.

Ein Kiebitzruf die Luft durchſchrillt,
Weit hinterm Knick ein Bauer ſchilt
Auf ſeine trägen Pferde;
Er beſſert Zaum und Sattelgurt,
Dann ſchält ſein Pflug zu Neugeburt
Den Schorf der Erde.

Aus einer Furche ſpähte klar
Von Reinekes Stamm ein Ehepaar,
Nach Mücken ſchnappten ſie beide.
Die Füchſin trug ein rotes Kleid,
Das leuchtete durch die Einſamkeit
Der Heide.

Die Sonne ſank verglühend, fern.
Sacht ſtieg der groſze Venusſtern,
Vom Dorf begann zu klingen
Der Ton der Ziehharmonika,
Ein zitternd dünnes Gloria,
Die Freude der Geringen.

Der Dächerrauch ſpann ſeinen Flor,
Gutnachtruf ſcholl von Thor zu Thor,
Der Vollmond ſchlug die Brücke
Vom Lebenskampf zur Feierzeit,
Den Weg, der ſtrahlend prophezeit
Von ew'gem Ernteglücke.

Emil Prinz von Schönaich-Carolath.

Die moderne Umbildung unserer ästhetischen Anschauungen.

Von

Hermann Muthesius (London).

Das Wort, daß auf der Welt nichts dauernd sei als der Wechsel, findet seine Anwendung auch auf unsere ästhetischen Anschauungen — wobei dieser Begriff nicht nur in seiner Beziehung zur „Kunst“ gebraucht werden soll, sondern in Beziehung zum menschlichen Gestalten überhaupt. In der Beurteilung desselben und in der Art dieses Gestaltens selbst findet seit Menschengedenken eine ununterbrochene Umbildung statt, und zwar sind die Veränderungen teils solche, die den Bewegungen eines Pendels ähneln, das aus seiner Ruhelage abwechselnd links und rechts herausschwingt, teils solche, die sich als Weiterentwickelung nach einem bestimmten Ziele hin zu erkennen geben. Die erste Art von Bewegung ist jedermann ohne weiteres aus dem steten Wechsel der Mode geläufig. Die Mode liebt es bekanntlich, aus einem Extrem ins andre zu fallen und man könnte die psychologischen Ursachen für diesen Wechsel vielleicht daraus erklären, daß gewisse Organe, welche bei der Bewunderung der einen Form in Thätigkeit gesetzt werden, auf die Dauer ermüden und dann der Bethätigung andrer Platz machen, welche auf andre Formen eingestellt sind. Die Mode ist nicht auf Kleider beschränkt, es giebt auch Kunstmoden. Auf Perioden einer monumentalen Kunstgesinnung folgen naturalistische Strömungen (wie in der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts), auf das Komplizierte und Verfeinerte pflegt das Einfache und Primitive zu folgen (auf das Rokoko der Klassizismus, beginnend mit dorischen, ja ägyptischen Architekturformen). Ja, sogar unsre Beurteilung der historischen Kunst schwankt hin und her; die eine Generation berauscht sich an Raffael und findet zu Michelangelo kein Verhältnis, die folgende hebt das Michelangelosche auf den Schild.

Die andre Bewegung, die nach einem bestimmten Ziele hin, liegt nicht so offen zutage. Ja, betrachtet man lediglich die sogenannten reinen oder freien darstellenden Künste, nämlich Bildhauerkunst und Malerei, so ist sie aus dem geschichtlichen Verlauf derselben vielleicht überhaupt nicht klar zu entziffern. Diese Künste mit ihrer beständigen Grundlage der Natur, von deren Boden sie sich

garnicht loslösen können, sind von diesem bestimmten Gesichtswinkel aus durchaus unfrei, d. h. an die Natur gebunden. Wir sehen daher in ihrer Geschichte wohl eine Art einheitlicher Bewegung, die sich in gewissem Sinne als ein fortlaufend schärferes Erkennen der Natur betrachten läßt (so brachte erst das neunzehnte Jahrhundert das Erkennen der atmosphärischen Werte in die Malerei), aber diese Bewegung ist mehr äußerlicher als innerlicher Art.

Anders mit den nicht von der Natur abhängigen, ganz besonders den tektonischen Künsten. Die Formen, um die es sich hier handelt, sind schöpferische des menschlichen Instinktes, sie sind an nichts Gegebenes gebunden. Es ist wahr, sie werden einerseits durch die Rücksicht auf die Gebrauchsfähigkeit diktiert. Aber nur bis zu einem gewissen Grade, der Gebrauch lehrt uns nicht, ein Zimmer in die Form eines geometrischen Körpers zu bringen, es könnte dafür unregelmäßig sein wie eine Höhle. Eine zu stützende Decke verlangt eine Säule, aber die Form dieser Säule ist durchaus ein Erzeugnis des menschlichen Geistes. Er kann sie so oder so bilden, und warum sie hier so und dort so gebildet wurde, diese Frage ist zunächst als ganz offen zu betrachten. Das Geheimnisvolle, was diese menschliche Bildungsthätigkeit an sich hat, ist so verlockend, daß es den Denker in besonderm Maße anziehen muß. Die auftauchenden Fragen führen auf die tiefsten Gründe der psychologischen und physiologischen Forschung. Sie in abstracto zu beantworten, dürfte so bald noch nicht möglich sein. Die Antworten, die gegeben worden sind — wir haben ein ganzes Zeitalter der abstrakten Aesthetik hinter uns — sind zumeist unbefriedigend gewesen, nicht selten haben sie geradezu ins Absurde geführt.

Nicht die Fäden solcher Spekulationen sollen hier weitergesponnen werden. Hielte sich die Aesthetik mehr an die Beobachtung als an die philosophische Spekulation, so würde sie einen fruchtbareren Acker bearbeiten. Und es ist angesichts des riesigen Aufwandes, der bisher an die spekulative Aesthetik gesetzt worden ist, vielleicht am Platze, die Aesthetik einmal ganz und gar auf die Erfahrung hinzuweisen, derart, daß sie zunächst versucht, eine Art Statistik des bisher von Menschen Geschaffenen zu liefern, und allein aus den so aufgestellten Thatsachen ihre Schlüsse zieht. Die Anfänge sind gemacht; und namentlich die Erforschung der Bildungen der Naturvölker und der frühen Kulturen hat hier bereits viel Licht ausgebreitet. Und es steht zu hoffen, daß auf diesem Wege endlich wirklich brauchbare Ergebnisse erlangt werden, daß die sicheren, wenn auch engen Wege der Empirik dazu führen werden, den geheimnisvollen Gesetzen, nach denen wir Menschen bilden und menschliche Bildungen beurteilen, auf den Grund zu kommen. Jedenfalls werden sich dann mit der Entwickelung auch die Wandlungen unsrer ästhetischen Anschauungen klar übersehen lassen.

Daß solche Wandlungen auf dem tektonischen Gebiete der menschlichen Thätigkeit vor sich gehen, lehrt uns ein Blick nicht nur auf den Verlauf der

kein Mensch an „Kunst", man bildete eben so, wie der naive innere Trieb es diktierte. Und dies führt sogleich auf eine sehr wichtige Bemerkung. Seit der Zeit, da sich die moderne Welt plötzlich in den neuen schmucklosen Zustand getrieben sah, wo sich die neuen Kinder der Zeit, bar alles zeremoniösen Auftretens, in größerer Menge um den noch halb in romantischen Träumen schwebenden Menschen ansammelten, seit jener Zeit erhob sich der Aufschrei nach Kunst, der für die letzten fünfzig Jahre so bezeichnend geworden ist. In keiner Zeit der menschlichen Entwickelung ist wohl das Wort Kunst so oft im Munde geführt worden, als von jener Zeit bis heute. Ein Heißhunger nach Kunst durchwühlt gerade heute wieder die Menschheit, und man experimentiert gerade jetzt wieder mit dem Begriffe Kunst hin und her.

Dieser Schrei nach Kunst hat zweifellos seine Berechtigung am Ende eines Jahrhunderts, das in Wissenschaftlichkeit förmlich erstarrt war, und er ist nichts Anderes als die natürliche Reaktion gegen ein System der Einschränkung und Einschnürung, die diese Zeit gegen diejenigen höheren Geistesgüter ausgeübt hatte, die mehr auf dem Gefühl als dem Verstand der Menschen sich aufbauen. Soweit man aber diese „Verkunstung" auf dasjenige menschliche Bilden, das die Bedürfnisse des täglichen Lebens deckt, ausgedehnt hat, soweit sie unsere tektonische Thätigkeit beeinflußt hat, ist sie durchaus nicht glücklich gewesen. In diesem Jahrhundert, das als das Geburtsjahrhundert der neuen schmucklosen Formen bezeichnet werden kann, sind gleichzeitig die bedenklichsten Aufpfropfungen auf die neuen Gebilde im Sinne einer vergangenen Kunstauffassung vorgenommen worden. Sie schufen eine Art Zwittergebilde, eine Art Afterkunst, die uns nun erst recht in den Abgrund der Kunstlosigkeit hinabreißen mußte. Man versah nämlich die jetzt zumeist maschinenmäßig hergestellten Dinge mit solchem Schmuck, den man von den früheren, handwerklich erzeugten Dingen her kannte. Denn es war nichts leichter, als alle die Herrlichkeiten auch ihrerseits maschinenmäßig herzustellen. So entstanden unsere gestanzten Blechornamente in Nachahmung der früheren Treibarbeit, unsere ganze Goldarbeiterkunst ging an diesem Maschinenwerk zu Grunde. Das Gebiet des Edelmetall-Schmucks wurde so total ruiniert, wie wir es vor einigen Jahren antrafen. So entstanden alle die den Tischlern für Spottpreise gelieferten, maschinenmäßig hergestellten Holzornamente, die fast unser gesamtes, seit 1870 entstandenes Mobiliar zum Schund stempeln, so entstanden alle jenen ornamentalen Phantasieen in Gußeisen und Papiermaché, die als Zeugen des künstlerischen Verfalles unserer Zeit der Nachwelt beredt berichten werden.

Es lag hier der fundamentale Irrtum vor, Ornament mit Kunst zu verwechseln. In Wahrheit haben beide so wenig mit einander zu thun, wie das Meßgewand mit der Religion. Und da dieser Vergleich einmal angeschnitten ist: genau so wie das Ritualwesen in der Religion, genau so steht das eigentlich Formale und Ornamentale in der Kunst da. Genau so, wie sich

eine Religion ganz in dieses Ritualwesen verlieren kann, so daß man vergeblich nach Geist und Leben sucht, genau so kann sich die Kunst in das Formale verirren und dadurch zur Mumie werden.

Diese Mumifizierung ist im Verlaufe der letzten hundert Jahre unter der Flache der Kunst mit einem großen Bruchteil unserer tektonischen Künste vor sich gegangen, ganz besonders mit der Architektur. Die Architektur, von strotzender Lebenskraft im griechischen, römischen und gotischen Zeitalter, wo sie mehr oder weniger der Inbegriff der gesamten bildenden Kunst war, ließ schon zur Zeit der Renaissance Zeichen organischer Störung erkennen. Denn man übernahm jetzt „Formen" und machte diese fortan zum Wesentlichen in ihr. Mit dem Klassizismus, der es fertig bekam, dorische Tempelfronten vor Bedürfnishäuschen zu bauen und — wie es am Wiener Parlamentshaus geschehen ist — den Schornstein einer Centralheizung in die Form einer rauchausspeienden ionischen Säule zu verkleiden, mit diesem Klassizismus begann die große Narretei der Architektur des 19. Jahrhunderts. Im Verlauf des tollen Treibens gelangte man schließlich bis zu der bekannten Durchrasung aller Stile der Vergangenheit, wobei man das Bewußtsein des eigenen Lebens ganz verlor und mit derjenigen Kunst, die eigentlich die Führerin aller andern Künste sein sollte, Fangball spielte.

Dabei handelte es sich nicht um die Architektur allein, sondern um das ganze Handwerk, das jetzt der historisch gebildete Architekt in Pacht nahm. Auch das Handwerk wurde der Tummelplatz formaler Phantastereien, auch an das Kleingerät wurde der ganze Maskeradenaufwand angeklebt, den sich die Werke der Architektur gefallen lassen mußten. Die Kunst des Architekten endete auch hier im Verkleiden in einen bestimmten „Stil", wobei Ornament und Formenwesen die Hauptrolle spielten. Und wenn er es auch nicht selbst war, der die oben geschilderte fabrikmäßige Herstellung von Ornamenten besorgte, so schuf er doch die Vorbedingungen dazu, indem er das geistige Band zwischen alten Ornamenten und neuen Dingen knüpfte. Die Herstellung dieser Maskeradenausstattung nach der neuen Methode, d. h. durch die Maschine, war dann nur ein vorauszusehender, sehr natürlicher Schritt.

Durch dieses Dazwischentreten des gebildeten Architekten ist in die natürliche Weiterentwickelung der menschlichen Gestaltungsart eine eigentümliche Verwirrung gekommen. Will man dieser Weiterentwickelung auf den Grund kommen, so bleibt daher nichts übrig, als sein Wirken auszuschalten. Das ist aber deshalb sehr schwer, weil er thatsächlich den allergrößten Einfluß ausgeübt hat. Denn gerade er schien der berufene Kunstwart zu sein, der die Fahne der künstlerischen Bestrebungen mitten in einer vollkommen kunstlosen Zeit hochhielt, gerade er wurde als der Helfer in jener Zeit erblickt. Was er als Heilmittel verzapfte, nämlich den Aufguß der gewesenen Stile, konnte keinem Menschen helfen. „Hier war die Arzenei, die Patienten starben" kann man heute mit Faust sagen, der

gegen die Pest mit Latwergen und Schwarzkunst ankämpfen wollte. Diese gewollte, sich in Aeußerlichkeiten erschöpfende Kunst, die seit fünfzig Jahren in das tektonische Bilden getragen worden ist, war ein Schwimmen gegen den Strom der Zeit, das den Schwimmer nicht vorwärts brachte und die Thorheit verkörperte, die Richtung der eigenen Zeit negieren zu wollen.

Nun hat sich die Einwirkung dieser gewollten Kunst aber trotzdem nicht auf alle Gebiete menschlichen Gestaltens erstreckt, einige abgelegene Provinzen sind unbeachtet liegen geblieben und in diesen konnte sich die Weiterentwickelung naiver Kunstanschauungen vollziehen. Dahin gehört die Kleidung mit den schon oben betrachteten Entwickelungsergebnissen. Dahin gehören ferner die Erzeugnisse des Maschineningenieurs und des Bauingenieurs, soweit in die letzteren nicht „Kunst" zu tragen versucht worden ist. Und schließlich gehören dahin diejenigen örtlichen Industrieen, wie Töpferei, Weberei, ländliche Baukunst, deren alte Tradition sich in direkter Fortpflanzung des einst Gewesenen und ohne welche höhere Einmischung bis in unsere Tage herüber gerettet hat. Die Zahl der letzteren ist gering. Und da sie mehr Reste eines alten Zustandes darstellen, als Kinder einer neuen Zeit sind, so fallen sie gegenüber den anderen Zeichen des naiven Gestaltens unserer Zeit, der Kleidung, den Maschinen, den Ingenieurbauten, nicht sehr ins Gewicht.

Man wird einwenden, daß es sich bei diesen Dingen nicht um Kunst handele, die Aesthetik also nicht in Betracht komme. Ein großer Irrtum. Wo fängt im Leben die Kunst an und wo hört sie auf? Wo will man das „reine Gefallen", das wir Menschen bei tausend Gelegenheiten empfinden, nach der künstlerischen oder nicht künstlerischen Seite hin begrenzen? Man kann ja nichts dagegen haben, wenn man den Begriff Kunst auf Poesie, Malerei, Skulptur, Musik und Tanz beschränkt, diejenigen Künste, in denen sich der Mensch im freien Spiel seiner Phantasie ergeht, die mit einem Nutzzwecke in keiner Weise verbunden sind. Sobald man aber die Baukunst einschließt — und wer wollte es unternehmen, ihr den Zutritt zu versagen — giebt es eigentlich überhaupt keine Grenze für den Begriff Kunst mehr, denn diese Kunst dient zunächst und im Grunde ihres Wesens Nützlichkeitszwecken. Bereits ist es denn auch alltäglich geworden, auch das sogenannte Kunstgewerbe in die Kunst einzuschließen. Was ist nun aber Kunstgewerbe und was gewöhnliches Gewerbe? Wollte man einen Zaun zwischen beiden aufrichten, so wäre gerade dem Kunstgewerbe am allerwenigsten gedient, denn die Definition desselben würde dann wahrscheinlich — wie es wirklich häufig geschieht — darauf hinauslaufen, daß das zum Kunstgewerbe Gehörende irgend etwas nicht unbedingt Notwendiges enthalten müsse, irgend einen „künstlerischen" Zusatz, wodurch wieder eine ganz gefährliche Tendenz, die des unsachlichen Anklebens von Nebendingen, unterschrieben wäre. Thatsächlich ist das sogenannte Kunstgewerbe eine lange Zeit nichts Anderes gewesen als das sachliche Gewerbe mit unsachlicher Kunstanklebung. Der Zusammenleimung der

Begriffe Kunst und Gewerbe zu einem Worte entsprach die Zusammenleimung von Sachform und Ornament, die man im Gewerbe der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sehr zum Unheil der Sache vorgenommen hat.

Unser ästhetisches Gefallen erstreckt sich im Leben auf viel weitere Gebiete, als die der eigentlichen Kunstwerke. Abgesehen von der Natur, die uns immer das größtmögliche ästhetische Gefallen abnötigt, gefällt uns in unserer von Menschen geschaffenen Umgebung alles Mögliche, eine Eisenbahnbrücke, ein Zweirad, eine Hutform, eine Krawatte. Und der gestaltende Mensch bildet anderseits immer nach gewissen Gesetzen, einfach infolge seiner ihm eingepflanzten psychologischen Bedingungen, mag er „künstlerisch" bilden oder nicht. Der Schuster beim Anfertigen eines Stiefels, der Tischler beim Fügen eines Schrankes, der Architekt beim Bau eines Hauses, der Wagenbauer beim Konstruieren eines Wagens, der Maschinenbauer beim Entwurf einer Maschine, sie alle handeln nach den uns von der Natur eingegebenen Gestaltungsgesetzen, deren wir Menschen uns gar nicht entäußern können. Wir haben also, wenn wir von ästhetischen Anschauungen reden, durchaus ein Recht, das menschliche Bilden in seiner Gesamtheit zu betrachten. Und wir können Veränderungen in der Art dieses Bildens ebensogut an Brücken, an Maschinen, an der Kleidung, an Fahrzeugen, wie an den unter „Kunst" rangierenden Werken menschlicher Thätigkeit studieren. Im übrigen ist die Absicht des modernen Gestalters keineswegs immer lediglich die, dem bloßen Gebrauchszweck zu genügen, in sein Gestalten mischt sich zumeist unbewußt der Trieb ein, auch gefällig zu gestalten. Beim Entwurf einer Brücke spielen in der Wahl der Form auch ästhetische Rücksichten eine Rolle. An Maschinen polieren wir gewisse Teile blank, um die Maschine schmuck erscheinen zu lassen, in unserem sonst ganz schmucklosen Herrenanzuge sprechen doch der Cylinder, die Krawatte, das gebügelte Hemd noch den Wunsch aus, mehr als das unbedingt Notwendige zu thun. Und schließlich kommt in allen Fällen noch etwas sehr Wichtiges, die Wahl der Farbe, in Betracht, in der ein breiter Raum zur freien ästhetischen Bethätigung von selbst gegeben ist.

In Bezug darauf, wieweit sich die Möglichkeit der Umbildung unseres ästhetischen Empfindens erstreckt, muß hier noch ein Hauptumstand hervorgehoben werden: die Macht der Gewohnheit. Selbst wo reine Nutzformen hervorgebracht werden, gewöhnen wir uns in kurzer Zeit an sie, ja finden sie mit der Zeit gefällig, auch dann, wenn sich unser Empfinden zunächst dagegen sträubte. Wer erinnert sich nicht der zuerst häßlich erscheinenden dicken Luftreifen an unsern Zweirädern? Heute nimmt niemand an ihnen Anstoß, unser Empfinden hat sich angepaßt. Und fanden wir nicht einige englische Neuerungen im Anzug, wie den weiten Ueberzieher, die Lederbeinschienen, die vorn am Schienbein zugeknöpft werden, unschön? Kaum sind sie eine Reihe von Jahren in Gebrauch, und der Widerspruch hat sich nicht nur gelegt, sondern sie werden auch überall nachgeahmt. Die Gewohnheit

beeinflußt alle unsere ästhetischen Urteile in allerbreitester Ausdehnung. Wie könnten sonst jene phantastischen Bauten Indiens dort als Gipfel der Kunst gelten, zu denen wir Europäer doch nicht das geringste Verhältnis finden können! Es sind eben Generationen in den dort üblichen Kunstformen erzogen worden und die heutige nimmt sie als etwas durchaus Natürliches, ihrem Ideal Entsprechendes von selbst hin. Die Gewohnheit kann und wird auch den in unsern modernen Bildungen vor sich gegangenen Wandel mit der Zeit ästhetisch billigen.

* *
*

Wie ist es gekommen, daß ein solcher Wandel im Verlaufe von hundert Jahren Platz greifen konnte? Welches sind die Bedingungen und Ursachen dieses Wechsels? Man kommt dieser Frage, wie so vielen menschlichen Kulturfragen näher, wenn man den sozialen und wirtschaftlichen Untergrund der Zeitentwickelung betrachtet. In dieser Beziehung liegt für die europäische Welt ein großer Wendepunkt am Ende des 18. Jahrhunderts vor. Es handelte sich um den Auftrieb des dritten Standes, der damals stattfand, um den Sieg des Bürgertums über die Aristokratie. Mit diesem Siege, der eine vollständig neue Schichtung der Gesellschaft einleitete, siegte auch eine neue Kunstanschauung über eine alte: die bürgerliche über die aristokratische. Es ist ersichtlich, daß der ganze Kunstapparat, den wir vom Zeitalter der Renaissance an bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in den führenden Ländern herrschend finden, der einer recht eigentlich aristokratischen Kunst ist. Die Stile der Ludwige in ihrer glänzenden Entwickelung sind die reinste Verkörperung derselben. Diese Kunst gab so sehr den Grundton für die ganze Zeit an, daß die damalige bürgerliche Kunst als eine Abstraktion der aristokratischen aufgefaßt werden muß. Erst als die Säulen dieser aristokratischen Kultur zu wanken begannen, konnte sich diese bürgerlich reduzierte Kunst selbständig zu entwickeln beginnen.

In England und in Holland hatte sich das Bürgertum weit früher entfaltet als in allen übrigen Ländern, hier steht auch die Wiege einer selbständigen bürgerlichen Kultur. In England ist die Stimme des Volkes seit dem Mittelalter her stets durch einen geregelten Anteil an der gesetzgeberischen Gewalt zur Geltung gekommen, und die Grundfesten eines mächtigen und einflußreichen Bürgertums wurden hier bereits unter der Regierung der Königin Elisabeth gelegt. Deshalb ist von der ganzen höfischen und aristokratischen Kultur, mit der Frankreich durch Jahrhunderte für das Festland führend wurde, nur ein sehr schwacher Abglanz nach England gedrungen, hier blieb z. B. die ganze Barock- und Rokoko-Kunst fern. Auf die sehr lange anhaltenden mittelalterlichen Traditionen wurden zwar durch einen direkten Uebertragungsprozeß die wuchtigen aber schlichten Formen Palladios aufgepflanzt und etwa 150 Jahre geübt; um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts

sprossen aber hier bereits die ersten Blüten der Romantik empor, die Gesänge Ossians begeisterten bald darauf ganz Europa. Damit begann der große Umschwung der Stimmung, der eine neue Zeit einleitete.

Ein Sehnen nach Natur, Reinheit und Einfachheit erfüllte damals die Welt. Es war die Gegenluft gegen die Hofatmosphäre, die drückend auf der Mehrheit der Menschen gelastet hatte. Das Unberechtigte der dazu vielfach mißbrauchten Vorrechte der oberen Stände drang zum Bewußtsein des Volkes durch; in tyrannos setzte Schiller als Motto auf sein erstes Litteraturwerk. In diesem Ringen nach dem neuen Zeitalter vereinigten sich die gesamten Geisteskräfte der europäischen Kultur, die französische Revolution war nur eine Teilexplosion der überall herrschenden Spannung. Auch künstlerisch trat damals eine vollkommene Aenderung ein, die aber in der hohen Kunst zunächst eine eigentümliche Richtung einschlug. Als Gipfel des Einfach-Schönen und der höchsten künstlerischen Reinheit wurde die eben neu entdeckte griechische Antike erkannt. Da die neue gegen-aristokratische Zeitbewegung rein negativer Natur war, so war für die Kunst, die nur mit positiven Werten arbeiten kann, zunächst kein Ergebnis aus dem neuen Zeitgeist zu verzeichnen. Sie umklammerte dafür die Antike mit Inbrunst als den Inbegriff alles dessen, was man ersehnte. Und so flackerte denn jenes Feuer der antiken Begeisterung empor, das in allen Künsten einen so eigentümlichen Wiederschein hervorrief, am dauerndsten aber die Baukunst beeinflußte. Hier führte sie in der Form des Klassizismus zu jenen Sinnwidrigkeiten, die schon weiter vorn berührt sind, sie brachte Erzeugnisse hervor, die nur aus einer völligen Verblendung, aus einer Art hypnotischer Beeinflussung zu erklären sind.

Und trotzdem kristallisierten sich auch unter der Decke dieser Verirrungen die dem Geiste der Zeit wirklich entsprechenden Bestandteile einer geschmacklichen Weiterentwickelung ab. Die bürgerliche Schicht der Gesellschaft, die jetzt an das Oberwasser gelangte, bildete z. B. ihre Möbelformen in einem Sinne aus, daß sie grundlegend für die ganze folgende Zeit wurden. England mit seiner breiten, selbstbewußten und geldkräftigen Bürgerschicht verrichtete hier Pionierdienste für die ganze europäische Welt. Es entwickelte schon am Ende des 18. Jahrhunderts in seinen Chippendale-, Hepplewhite- und Sheraton-Möbeln das moderne Möbel überhaupt. Hier wurden echt bürgerliche Formen geschaffen, einfach, fast ohne Schmuck, gediegen, eine verfeinerte Behaglichkeit atmend, die fern von jeder aristokratischen Repräsentation ihr Genügen im häuslichen Leben findet. Thatsächlich hat England mehr oder weniger durch das ganze neunzehnte Jahrhundert an diesen Möbeln, besonders denen der Sheraton-Form festgehalten. Um die Mitte desselben, als die Architekten auch hier „stilvolle" Möbel zu zeichnen begannen, tauchten sogenannte gotische Möbel auf, die aber ihren Beruf, die Welt zu beglücken, völlig verfehlten. Heute stehen sie als vollkommene Karikaturen da. An der Herrschaft des Sheraton-Möbels hat selbst die

neue Kunstbewegung nichts ändern können, deren neu eingeführte Möbelformen sich nicht haben behaupten können. In Deutschland, das freilich unter wirtschaftlich ganz andern Bedingungen arbeitete, entwickelte sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das, was wir heute Biedermeierstil nennen: ebenfalls der Niederschlag schlichter Bürgerlichkeit. Aber hier wurden die gesunden Anfänge bald durch die Stilwut der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts weit gründlicher hinweggefegt als in England, es blieb fast nichts von der schlichten Biedermeierkunst übrig. Die deutsche Renaissance der siebziger Jahre füllte dafür unsere Zimmer mit jenem übel überladenen schweren Hausrat, der uns bereits nach zwanzig Jahren unerträglich werden mußte.

In der Biedermeierzeit entstand auch der moderne Anzug, die vollkommene bürgerliche Schlichtheit verkörpernd. Von ihm läßt sich wohl mehr als von irgend einem andern Kulturerzeugnis unserer Zeit sagen, daß er nicht wieder im Sinne einer Ornament- oder Stilkunst „verschönert" werden kann. Die Gründung von Vereinen zur künstlerischen Umgestaltung der Männerkleidung kann hieran nichts ändern. Der heute herrschende Anzug zeigt aber zugleich auch, wie in unserer Zeit das bürgerliche Lebensideal ganz und gar zum herrschenden geworden ist: auch Fürsten sind, wenn sie ihre Militäruniformen ablegen, genötigt, ihn zu tragen, es giebt selbst für sie keinen anderen Anzug als den bürgerlichen. Dabei ist es amüsant zu beobachten, wie noch einige fossile Reste der alten aristokratischen Tracht in die Gegenwart geschleppt worden sind, z. B. in unsrer Geheimratsuniform. Sie zeigt in ihrer Goldstickerei und ihrem Zuschnitt noch den ganzen Apparat der alten schmückenden Kunst, wirkt aber gerade dadurch heute seltsam, fast komisch. Sie wird auch nur bei ganz seltenen Gelegenheiten hervorgeholt und kaum öfter angezogen als ein Maskenanzug, mit dem sie vom Standpunkt des modernen Menschen große Aehnlichkeit hat. Als noch mit Elementen der alten Kultur durchsetzt muß auch unsere heutige Militäruniform betrachtet werden, die noch viel von der alten geschmückten Form behalten hat. Aber es läßt sich schon heute behaupten, daß auch ihre Tage gezählt sein werden. Bereits steigt die praktische Felduniform am Horizont empor, die absolut schmucklos sein wird. Eine englische Erfindung, hat sie in der englischen Kolonialarmee zuerst volles Bürgerrecht erlangt und wird heute im südafrikanischen Kriege schon von Hunderttausenden von Soldaten getragen. England ist in der Entwickelung derartiger rein praktischer Sonderanzüge führend vorgegangen. Die mannigfachen Sportanzüge, die von England aus ihren Weg durch die ganze Welt nehmen, sind ein englisches Kulturerzeugnis. Sie zeigen zugleich die überwältigende Beweiskraft, die das rein Praktische heute hat: einmal in die Welt gesetzt, wird es nicht nur allgemein angenommen, sondern — wie das z. B. bei der Felduniform der Fall ist — mit der Zeit sogar schön gefunden.

Aber die bürgerliche Schichtung der Gesellschaft war es nicht allein, die in

unsern ästhetischen Anschauungen umgestaltend wirkte. Es kam noch ein wirtschaftliches Ereignis hinzu: der Anbruch des Maschinenzeitalters. Es fällt mit der Oberschichtung des Bürgertums ungefähr zusammen. Die Maschine, früher nur in geringem Umfange und in unvollkommener technischer Ausbildung dem Menschen bekannt, wurde von jetzt an einer der wichtigsten Begleiter der Menschheit. Eisenbahnen und Dampfschiffe verdrängten bald die Postkutsche und das Segelboot. Fabriken entstanden, in denen Tausende von Spindeln schnurrten und Triebräder sausten, und Massen von neuen Waren wurden auf den Markt geworfen. Unsere gesamten äußern Lebensverhältnisse änderten sich innerhalb eines halben Jahrhunderts in einer geradezu revolutionären Weise. Ungeheure Eisenmassen wurden der Erde entzogen und der menschlichen Gestaltung dienstbar gemacht. Es entwickelte sich ein neuer Stand, der sie gestaltete: der Ingenieur.

Der Ingenieur hat den Erdball mit Verkehrswegen überzogen, die Verkehrsfahrzeuge geschaffen, Flüsse und Thäler überbrückt, gewaltige Eisen- und Glashallen gebaut, er hat Maschinen konstruiert und mit diesen die Mehrzahl unserer Gebrauchsgeräte in Millionen von gleichen Exemplaren fabrikmäßig hergestellt. Lohnt es da nicht, die uns auf Schritt und Tritt umgebende überwältigende Anzahl von Schöpfungen des Ingenieurs einmal auf ihre äußere Erscheinung zu betrachten? Wir entdecken die reine, schmucklose Gebrauchsform, ohne Ornament, ohne irgend eine Spur der Bethätigung der alten schmückenden Aesthetik. Und wieder finden wir, daß wir uns bereits an diese Formen gewöhnt haben, ja sie zum Teil schön finden. Ist nicht ein schmucker Ozeandampfer ein Werk, das sich künstlerisch betrachten läßt? Verdient nicht die weitgespannte Bahnhofshalle aus Eisen und Glas mit denselben Augen betrachtet zu werden, wie im alten Rom das Kolosseum betrachtet wurde? Wer kann sich dem Reize einer in kühner Schwingung gespannten, aus zierlichen Eisenstäben gebildeten modernen Brücke entziehen? Und hat nicht selbst der Einblick in eine moderne elektrische Kraftstation mit den reihenmäßig aufgestellten elektrischen Riesenmaschinen einen eigenartigen Reiz?

Vielleicht giebt es viele, die hier noch nicht ganz mitfühlen können. Es ist uns in den letzten fünfzig Jahren zu oft vorgepredigt worden, daß alle diese modernen Erzeugnisse häßlich seien, und daß die Maschine ein künstlerisches Unheil für die Menschheit bedeute. Alle diese Urteile wurden vom Standpunkte der alten Schulästhetik gefällt. Sie aufrecht zu erhalten widerspricht ebenso den Gesetzen des vernünftigen Denkens, wie es trostlos ist. Es giebt nichts absolut Schönes, die Begriffe schön und häßlich drücken nur die Wirkung aus, die irgend eine Erscheinung auf uns ausübt. Es bliebe also höchstens abzuwarten, ob eine ungewohnte Erscheinung nicht mit der Zeit doch noch eine gefallende Wirkung auf uns ausüben wird. Dieses Stadium ist bei vielen der neuzeitlichen Werke, mit denen der Ingenieur uns beschenkt hat, bereits erreicht. Verhielten wir uns gegen die Werke des Ingenieurs stets ablehnend, so wäre es

schlimm um uns bestellt. Denn der Ingenieur wird nicht aufhören zu bauen, wie seine Maschinen nicht aufhören werden zu produzieren. Es bleibt uns angesichts der sich täglich mehrenden Masse dieser Werke gar nichts Anderes übrig, als sie ästhetisch einzureihen, nicht aber sie als außerhalb der Aesthetik stehend rundweg abzulehnen.

Freilich eins folgt aus dem bisherigen Gang der Entwickelung mit voller Klarheit: diese neuen menschlichen Bildungen wollen nicht nur vom Standpunkte einer neuen Aesthetik gewürdigt werden, sondern verlangen auch eine von einem neuen ästhetischen Empfinden diktierte Gestaltung. Auf das Fruchtlose der Versuche, mit dem Rüstzeug der alten Ornamentik an sie heranzutreten, ist schon hingewiesen worden: das Ueberspinnen mit maschinenmäßig hergestellten Ornamenten hat nur zu Ergebnissen der kläglichsten Art geführt. Ein wichtiges negatives Resultat, das für die Zukunft nicht außer acht gelassen werden darf, scheint aber hier dennoch bereits gewonnen zu sein: eine fabrizierte Schmuckform wirkt abstoßend. Der Schmuck ist eine Art Weihe, die man über das Alltägliche gießt, und es scheint durchaus erforderlich, daß man die weihevolle Stimmung aus ihm heraus erkennt, mit der er hervorgebracht ist. Bei Betrachtung eines getriebenen Silbergefäßes empfinden wir das Wirken des Treibers nach, wir erleben seinen Eifer, seine Freude an der Arbeit gewissermaßen noch einmal mit, wir sehen, wie er hier glücklich bildete, da fehlte, kurz es spricht aus dem Werke „ein Geist zum andern Geist". Dasselbe Ornament mit der Blechstanze ausgeschlagen wirkt trivial und vermag nur dem ästhetisch rohen Gemüt Eindruck zu machen. Es wirkt wie eine auswendig gelernte Liebesbeteuerung und ist im Grunde wie diese nicht nur platt, sondern unmoralisch. Daher vielleicht der Widerwille gegen Ornament überhaupt, der sich heute bei ästhetisch fein empfindenden Naturen geltend macht. Jedenfalls ist Maschinenornament ein Irrtum. Die glatte, auf das Nützliche reduzierte Form ist das, was wir von dem Maschinenerzeugnis erwarten.

Im übrigen sind die Formen, die sich aus den neuen Bedingungen entwickeln müssen, weder heute schon als feststehend zu betrachten, noch können sie ihrem Wesen nach auf ein bestimmtes Endziel beschränkt sein. Für einige neue Bedingungen, wie z. B. für die raumüberdeckenden Materialien Eisen und Glas, ist ein Typus bereits entwickelt, der sich in dem Pflanzenhaus und der Bahnhofshalle ausspricht. Für den Eisenbau ist das Eisenfachwerk der natürlich gegebene Grundbestandteil; man hat wohl alle Versuche, die alte Ornamentik auf die Eisenstäbe zu übertragen, heute aufgegeben. Die Gestaltung des eisernen Bauwerks selber ist dagegen zum großen Teil ein Produkt der freien Wahl des Ingenieurs, bei der ihn die Berechnung in den Einzelheiten leitet, aber in der Gesamtanordnung nur unterstützt. Auch in der Gesamtanordnung sind zwar gewisse mathematische Grundanschauungen maßgebend, allein es wäre falsch, anzunehmen, daß diese für

jeden Einzelfall nur auf eine einzige Lösung führen könnten. Die Formenwelt der neu entstandenen Gestaltungen ist in den bis jetzt hervorgebrachten Leistungen nur angedeutet, denn wir haben das neue Gebiet kaum betreten. Alle Formen sind noch in einer heftigen Umbildung begriffen, ein allgemeines Gären und Brodeln macht sich geltend. Eine neue definitive Gestaltungsform für neue Gestaltungsbedingungen zu finden, kann nicht das Werk eines Einzelnen sein, hier müssen Generationen in ununterbrochenem Eifer in die Schranken treten. Der bisherige Gang der Entwickelung ist zumeist der gewesen, daß die ersten Versuche der Neugestaltung an Bekanntes anknüpften. So zeigten die ersten eisernen Brücken (sie waren aus Gußeisen) eine Nachbildung der Wölbsteine, die ersten Eisenbahnwagen eine Nachbildung der Postkutschen, die ersten Gas- und selbst die ersten elektrischen Beleuchtungskörper eine Nachbildung der Wachskerzenform, die ersten Motorwagen eine Nachbildung der Droschken. Das Tastende dieser Versuche zeigt die Schwierigkeit des Problems am deutlichsten. Die heutigen eisernen Brücken, Eisenbahnwagen und elektrischen Lichter haben eine einigermaßen ästhetisch klare Form bereits angenommen, beim Motorwagen können wir das Ringen mit der Form noch deutlich beobachten, wahrscheinlich wird seine endgültige Gestalt noch ganz anders als seine jetzige werden. In allen Fällen dieser Wandlungen aber geht die Entwickelung stets mit Entschiedenheit vom Komplizierten zum Einfachen, eine Abstoßung alles nicht direkt zur Sache Gehörenden ist der Wandlungsprozeß, eine Läuterung der Form bis zur reinen sachlichen Vergeistigung das Endziel.

In dieser sozusagen wissenschaftlichen Vereinfachung der aus den wirtschaftlichen Gegenwartsbedingungen entsprossenen Neugestaltungen und der bürgerlich-sachlichen Vereinfachung aller Lebensformen, die die Neuschichtung der Gesellschaft mit sich gebracht hat, sind die zwei parallel verlaufenden Strömungen zu erkennen, die unsere tektonischen Bildungsgesetze sowohl als unsern Geschmack nach der Richtung des Einfachen und Schmucklosen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts umzugestalten begonnen haben.

* *
*

Diese Betrachtung kann nicht geschlossen werden, ohne einen Blick auf dasjenige tektonische Gebiet zu werfen, das wir recht eigentlich als zur „Kunst" gehörend zu betrachten gewohnt sind und auf das man vielleicht gewohnheitsgemäß eine ästhetische Deduktion zuerst oder sogar allein ausdehnen würde: das der Architektur und des Kunstgewerbes. Weshalb sie zunächst hier ausgelassen worden sind, ist weiter vorn hervorgehoben: hier hat ein verblendetes Streben verwirrend gewirkt, zum Teil das Oberste zu unterst verkehrt, sodaß das Kulturbild des neunzehnten Jahrhunderts mehr einer Verwickelung als einer Entwickelung gleicht. Es kommt hinzu, daß es sich hier zumeist um Gegen-

stände handelt, bei denen die heutigen Bedingungen nicht so wesentlich verschieden von den früheren sind, als daß drastische Ergebnisse ersichtlich sein könnten. Eine Kirche ist eine Kirche wie früher, ein Wohnhaus in seinen Erfordernissen gegen früher zwar etwas, doch nicht grundsätzlich verändert, ein aus Stein errichtetes Gebäude unterliegt heute noch denselben statischen Gesetzen wie früher. Hier konnten allzugroße Umbildungen nicht erwartet werden.

Nun hat sich aber neuerdings gerade in diesen Gebieten, vor allem im Kunstgewerbe, eine mächtige Bewegung geltend gemacht, so stark, daß unsere ganze augenblickliche Kunstlage von ihr aus aufgefaßt werden muß. Was will sie, wie ist sie zu erklären, wieweit begründet? Die Notwendigkeit eines Neuanfanges ergab sich aus der gänzlichen Hoffnungslosigkeit der Lage, in die uns das architektonische Stiltreiben gebracht hatte. Die entstehende Bewegung war eine Fortsetzung des Wellenschlages, der in England durch die an den Präraffaelismus anknüpfende neue Kunstbewegung aufgerührt worden war. Diese Bewegung hatte dort bereits dreißig Jahre früher begonnen und war gerade auf ihrem Höhepunkte angelangt, als der Kontinent einsetzte. England war also führend auch hier. Die Bewegung begann und verlief in England jedoch grundverschieden von dem Kontinent. Dort stand nichts von einem Umsturz der bestehenden Formen auf dem Programm, auf dem Kontinent wurden die „neuen Formen" zum Leitsatze erhoben. Trotzdem kam jedoch die Entwickelung in England von selbst auf einen neuen Ornamentstil, der sich hauptsächlich in einer neuen eigentümlichen Art der Pflanzenstilisierung zu erkennen gab. Abgesehen davon bildete sich eine neue Auffassung des Hauses und besonders von dessen Innenräumen aus, die mit Entschiedenheit auf das Schlicht-Gemütliche, Einfache und Saubere hindrängte und so durchaus moderne Grundsätze in dem weiter vorn erwähnten Sinne verkörperte. Die Bewegung hat sich auch im allgemeinen einen Charakter bewahrt, in welchem man diese modernen Grundsätze klar ausgeprägt findet. Auf dem Kontinent lösten sich aus dem anfänglichen Tumult bald zwei von einander verschiedene Hauptrichtungen ab: die belgische und die Wiener, die erstere in Verschmähung jeder Naturform in einem eigentümlichen Linienschwung schwelgend, die andere mehr in heiter spielender Art die englischen Motive weiter spinnend. In Deutschland ist das heftige Ringen noch nicht zu einer Einheit geklärt, worin übrigens kein Nachteil zu sehen ist.

Betrachtet man die treibenden Kräfte dieser plötzlich ausgebrochenen Bewegung, so sind diese zweifacher Art: ein phantastisches und ein realistisches Element ist bemerkbar. In dem letzteren sehen wir die Fortsetzung oder vielleicht die Parallelbewegung zu der modern-sachlichen Richtung, die den Gegenstand dieses Aufsatzes bildet, in dem andern aber eine dieser Richtung fremde, anscheinend sogar entgegengesetzte Bewegung. Woher kommt das phantastische Element? Bei näherer Prüfung wird man finden, daß es mit der in der Malerei sich klar

zeigenden Bewegung des Neu-Idealismus zusammenhängt. (Unter diesem Namen sind diejenigen Strömungen zusammengefaßt, die sich als Reaktion gegen die neueren naturalistischen Strömungen unter verschiedenen Namen, wie Symbolismus, Mystizismus, Primitivismus u. s. w., zu erkennen gegeben haben und ihren Ausgang von den englischen Präraffaeliten, im besonderen von Rossetti nahmen.)

In dem bisherigen Verlauf der kontinentalen neuen Bewegung überwog nun bei weitem das phantastische Element. Es überwog so sehr, daß es anfangs das Sachliche fast noch mehr überwucherte, als dies die historischen Stile gethan hatten. Ganz besonders war dies der Fall bei derjenigen Gruppe, die seltsamerweise am meisten auf ihre sachlichen Bestrebungen pochte: der belgischen unter der Führung von van de Velde. Ja, die Werke dieses letzteren Meisters sind ganz besonders charakteristisch für den eigentümlichen Widerstreit, den die Bewegung in sich schließt. In seinen Veröffentlichungen erkennt er aufs klarste die modernen Bildungsgesetze an: sachliche Gestaltung, wissenschaftlich begründete Entwickelung jedes einzelnen Teiles des zu bildenden Dinges, ja er versteigt sich im Eifer des Verfolges dieser Grundsätze bis zu dem ganz unhaltbaren Leitsatze: Ausschließung der Phantasie bei der Bildung. Blickt man dann auf das, was er in Erfüllung der selbst gegebenen Vorschriften schafft, so erkennt man ein Ueberschäumen nach der phantastischen Seite hin, das in schroffem Gegensatze zu diesen Vorschriften steht. Linienschwung und wieder Linienschwung, dem sich alles opfern muß, der vor keinem Material Halt macht, der weder die Holzfaser kennt, noch die werkmäßige Fügung. — In den Wiener Leistungen macht sich im Gegensatz dazu vielmehr ein gewisser Primitivismus der Form geltend. Von den deutschen Künstlern verfolgen einige das sachliche Programm am klarsten, und im allgemeinen kann man wohl von hier aus das Beste erwarten. Es ist sogar eine Abklärung nach der sachlichen Seite bereits im Gange.

Das bisherige Ueberschäumen der kontinentalen Bewegung nach der phantastischen Seite hin wäre nun — auch in Betracht gezogen, daß es nicht dem Zuge der Zeit entspricht — noch nicht so schlimm, wenn die Führer der Bewegung die Zügel auf der ganzen Linie in der Hand behalten hätten. Ihr Beispiel hat aber in der Unterschicht der Industrie eine mißverstandene Nachahmung der „neuen Formen" hervorgerufen, die geradezu verhängnisvoll geworden ist. Eine ganze industrielle Kunstproduktion ist plötzlich üppig ins Kraut geschossen, die man im Publikum mit „Jugendstil" oder „Sezessionsstil" bezeichnet. Sie kennt von Sachlichkeitsgrundsätzen überhaupt nichts, sieht das Wesentliche der neuen Mode nur in den phantastischen Mätzchen, die sie den Großen abgeguckt hat, und überschwemmt unsern Markt wieder mit einem Wust von Albernheiten, die unsere Situation gegen früher keineswegs verbessern. Ja vergleicht man den Durchschnitt dieser Leistungen mit denen, die etwa die Flutwelle der deutschen Renaissance vor zwanzig Jahren auf den Markt warf, so ist er sogar entschieden schlechter als damals. Vor fünf

Jahren glaubte man allgemein, zunächst die Nachahmung der Stile überwinden zu müssen, und heute stehen wir vor der betrübenden Thatsache, daß wir nun zunächst wieder diesen „Jugend- und Sezessionsstil" überwinden müssen, um in gerader Richtung weiterzukommen.

Diese gerade Richtung kann nur im Verfolg einer gesunden Sachlichkeit liegen, die der Schmuck, wenn er als Hauptsache aufgefaßt wird (und das pflegt leicht zu geschehen), zunächst nur beeinträchtigen kann. Je mehr sich unsere Führer in der neuen Bewegung zu dieser Sachlichkeit bekehren, umsomehr werden sie wirklich modern sein, d. h. dem allgemeinen Zuge unserer Zeit entsprechen, aus dem Geiste dieser Zeit heraus schaffen. Unsere Sachlichkeitsbestrebungen, die sich in den Gestaltungswandlungen der letzten 100 bis 150 Jahre so deutlich beobachten lassen, werden sich durch keine Stimmungswelle wieder dauernd aus der Welt verbannen lassen. Unsere Maschinen und Fahrzeuge, unsere Brücken und Bahnhofshallen werden der Sachlichkeit treu bleiben, ebenso wie sie sich in unsere Kleidung nur noch mehr Geltung verschaffen wird. Soll der Unterschied zwischen diesen, bisher als „unkünstlerisch" verschrieenen Bildungen und den als „künstlerisch" gelobten im Kunstgewerbe und der Architektur fortdauernd aufrecht erhalten werden? Wollen wir nicht vielmehr eine einheitliche Betrachtung aller unserer menschlichen Bildungen erstreben, wie sie thatsächlich in allen früheren Kulturen vorhanden gewesen ist? — Dann kann die Zukunft nur auf der Seite der Sachlichkeit liegen, der unsere ausgereifte Kultur, unsere wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen und der allgemeine nüchtern-wissenschaftliche Zeitgeist das Wort reden. Für die Pflege des Phantastischen verbleibt in den sogenannten freien Künsten noch Raum genug. In dem tektonischen Gebiet gilt es heute zunächst, die Arbeit des Augiasstallsäuberers zu verrichten, es gilt, alle überflüssigen Ornament- und Stilmätzchen, mögen sie dem gotischen, dem Renaissance-, dem Rokoko- oder dem „neuen Stil" angehören, auszumerzen, um dann auf den einzig gegebenen und modernem Empfinden entsprechenden Bedingungen, den sachlichen, den Ausbau der neuen Formenwelt zu vollenden.

Es ist eine rohe und barbarische Anschauung, wenn man die Kunstpflege des Staates als Luxus auffaßt. Die Kunst ist dem Menschen so nötig wie das tägliche Brot, und der Staat ist da, um der Kunst monumentale Aufgaben zu setzen.

von Treitschke.

Aus: Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon von C. Schaible. Verlag von Paul Waetzel, Freiburg i. Br.

Die moderne Entwickelung der Kriegsflotten.

Von

Marius.

Man hört in unseren Tagen wenig von Anstrengungen der Großstaaten, die auf erhebliche Verstärkungen ihrer Landheere gerichtet wären. Die Zeiten sind vorüber, als mit fieberhafter, von kriegerischem Odem durchwehter Spannung die Entscheidung in der Septennatsvorlage erwartet wurde, als hüben und drüben, jenseits der Vogesen und der Weichsel, gewaltige Kadres von Neuformationen aus dem Boden wuchsen. Die Großmächte des Kontinents befinden sich seit Mitte der neunziger Jahre hinsichtlich der Stärke ihrer aktiven Feldarmeen gewissermaßen im Stadium der Sättigung. Nicht als ob deshalb bei uns und unseren Nachbarn ein absoluter Stillstand in der Vermehrung und Vervollkommnung des Landheeres eingetreten wäre. Aber die Vermehrungen in der Zahl und die Vervollkommnungen der Bewaffnung vollziehen sich allmählich, fast geräuschlos und als etwas Selbstverständliches, bei uns in Deutschland in einem unserer jährlichen Volksvermehrung angepaßten, von den gesetzgebenden Faktoren wohl erwogenen Tempo. Die einzigen Großmächte, welche sich gegenwärtig mit starken Heeresverstärkungen befassen oder in naher Zukunft befassen werden, liegen außerhalb des europäischen Kontinents: Nordamerika und England, die damit frühere Versäumnisse auszugleichen gedenken.

In einer anderen Richtung bewegen sich jetzt die militärischen Rüstungen der Völker. Es gilt für sie, den zweiten Arm ihrer Landesverteidigung zu wappnen, in schimmernder Wehr hinauszutreten auf das Element, über das zu gebieten seit Beginn des vergangenen Jahrhunderts fast als das Privilegium eines Volkes, des angelsächsischen, galt. Es ist für die jetzige Zeitepoche geradezu charakteristisch, dieses allerorts, bei sämtlichen Kulturvölkern mächtig hervorquellende, stürmische Begehren nach Seegeltung, das in einem förmlichen Wettlauf in der Vermehrung des Flottenmaterials seinen Ausdruck findet.

Welcher Art die inneren Ursachen dieser eigenartigen Bewegung unseres Kulturlebens sind, wie sie sich lediglich als die logische Konsequenz des Uebergangs vom Festlandstaat zur Kolonialmacht, von der Europapolitik zur Welt-

politik, vom heimischen Markt zur Weltwirtschaft darstellt, soll hier nicht näher erörtert werden. Zweck dieser Skizze ist, die moderne Entwickelung der Kriegsflotten selbst in ihrer materiellen Beeinflussung durch die Marinepolitik der Staaten und durch die Tendenzen des Kriegsschiffbaues einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Aus dem langjährigen Ringen der napoleonischen Kriege ging England als unbestrittener Sieger zur See hervor. Die französische Kriegsflotte war vom Meer verschwunden, ebenso aber auch die Marinen aller anderen Festlandstaaten, mit Ausnahme Rußlands, dessen Flotte indessen auf die Ostsee beschränkt blieb. Ohne Rivalen dastehend vermochte das Inselreich die Früchte seiner blutig erstrittenen Seegeltung zu ernten, in langen friedlichen Jahrzehnten ein überseeisches Weltreich zu begründen und den ganzen Erdball den Interessen seines Handels und seiner bis in die Mitte des Jahrhunderts allmächtigen Industrie dienstbar zu machen. Niemand trat England hierbei hindernd in den Weg. Die Festlandstaaten bluteten unter den Wunden der langen Kriegszeit, und als diese zu vernarben begannen, erhoben sich Verfassungskämpfe, traten nationale Einheitsbestrebungen hervor, welche den Gedanken an eine überseeischen Interessen dienende Marinepolitik nicht aufkommen ließen.

Erst zur Regierungszeit Napoleons III. trat Englands alter Nebenbuhler, Frankreich, mit einer achtungswerten Kriegsmarine auf den Plan, die wunderbarerweise zunächst als treuer Verbündeter Englands im Krimkriege Bedeutendes leistete und dabei an Stärke nur wenig der englischen nachstand. Frankreich verwendete damals, gelegentlich der Beschießung von Kinburn, als erste Seemacht gepanzerte Batterieen und baute bald darauf das erste Panzerschiff „Gloire". In England, dessen Kriegsmarine auf die Hälfte ihrer früheren Stärke herabgesunken war, erkannte man die Gefahr der neuerstandenen seemächtigen Gegnerschaft, und von diesem Zeitpunkte ab datiert die zielbewußte, durch Ministerwechsel nur zeitweilig beeinflußte Marinepolitik des Inselreichs, welche die Festhaltung der unumschränkten Seeherrschaft als ihre Aufgabe betrachtete. Schwer wurde ihr die Erfüllung dieser Aufgabe zunächst nicht, da Frankreich nach seiner Niederwerfung im deutsch-französischen Kriege lange Jahre hindurch nicht an energische Anstrengungen zur See denken konnte, außer Frankreich aber keine nennenswerte Marine existierte, die England hätte gefährlich werden können.

Ein entschiedener Umschwung in dieser für England günstigen Lage trat Mitte der achtziger Jahre ein, als Frankreichs Kriegsmarine aufs neue erstarkt war, Rußland bedeutende Seestreitkräfte im Schwarzen Meer wie in der Ostsee zu entwickeln begann und die Haltung beider Mächte gegen England einen bedrohlichen Charakter annahm. Als weitere starke Seemacht war Italien auf den Plan getreten. Man kann wohl sagen, daß Englands Seegewalt damals am stärksten bedroht war, zumal die schwächliche Staatsleitung Gladstones sich auch

auf die Marinepolitik ausdehnte und den weiteren Ausbau der Kriegsflotte bedenklich ins Stocken brachte. Hätte Frankreich auch zu jener Zeit nicht ängstlich auf das Vogesenloch gestarrt, so wäre der Handstreich Englands auf Aegypten nicht möglich gewesen, der Suezkanal vielleicht heute noch ein neutraler Kanal.*) Allein nicht lange dauerte die Schlaffheit der englischen Marinepolitik. Im Jahre 1889 erfolgte unter dem Druck der öffentlichen Meinung die Annahme der Naval defence act, welche der englischen Admiralität die sofortige Inbaulegung von 10 Linienschiffen, 42 Kreuzern und 18 Torpedobootzerstörern ermöglichte. Damals tauchte auch die Forderung des Two Power Standard auf. England sollte nicht nur die absolut stärkste Seemacht bleiben, sondern auch jederzeit der Koalition zweier beliebiger Semächte (Frankreich und Rußland) gewachsen sein. Zu jener Zeit nur im Munde einiger Fachleute, ist diese Forderung jetzt seit einem Jahrzehnt gewissermaßen das Flottengesetz der englischen Admiralität, das den Umfang der jährlichen Bauprogramme bestimmt. — Seit der Naval defence act im Jahre 1889 bis auf den heutigen Tag ist die englische Marinepolitik, getragen von der öffentlichen Meinung und einem geradezu fieberhaften Bewilligungseifer des Parlaments, in wahrhaft erstaunlicher Konsequenz und unermüdlicher Thatkraft ihrem großen Ziele treu geblieben.

Die gewaltigen Rüstungen Englands im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts wurden von dem Zweibunde, Frankreich und Rußland, zunächst nicht in gleicher Energie erwidert. Während im Jahrzehnt 1881—1890 die Schiffbauleistung Englands von der des Zweibundes um ein Beträchtliches — 233 144 Tonnen gegen 196 440 Tonnen — übertroffen wurde, zeigt das letzte Jahrzehnt 1891—1900 eine Schiffbauleistung Englands von 715 150 Tonnen gegen 495 611 Tonnen des Zweibundes. Die Folge war eine ungemeine Stärkung der Machtstellung Englands zur See, die im Jahre 1898 gelegentlich der Faschoda-Krisis grell in die Erscheinung trat. Die britische Kriegsmarine hatte Ende der 90er Jahre den Two Power Standard nicht nur erreicht, sondern erheblich überschritten. Sie war damals ihrer erbitterten Nebenbuhlerin jenseits des Kanals um das Doppelte, Rußland gut dreifach, jeder anderen größeren Seemacht mindestens vierfach überlegen.

Seit dieser, nur wenige Jahre zurückliegenden Zeit, welche unbestreitbar den Höhepunkt der englischen Macht zur See darstellt, beginnt sich ein allmählicher Wandel in der Gruppierung der Seestreitkräfte vorzubereiten. Im Jahre 1898 beschlossen fast gleichzeitig Rußland, Deutschland und die Vereinigten Staaten die Ausführung umfassender, zum Teil langfristiger Flottenbauprogramme, Frankreich folgte im Jahre 1900. Der russische Flottenbauplan des Jahres 1898 nahm

*) Der Kanal ist thatsächlich seit der Okkupation Aegyptens nicht mehr neutral. Im Jahre 1898 wurde gelegentlich des spanisch-amerikanischen Krieges dem Geschwader Camarras von Lord Cromer die Passage durch den Suezkanal formell verweigert.

in Aussicht, den Schiffsbestand der russischen Flotte durch den Neubau von 8 Linienschiffen, 6 großen Kreuzern, 10 kleinen Kreuzern und 30 Torpedobootzerstörern mit einem Kostenaufwande von 396 Millionen Mark zu verstärken. Von den Linienschiffen befinden sich sämtliche, zum Teil auf ausländischen Werften, im Bau, einige nähern sich ihrer Fertigstellung. Diese gewaltige maritime Anstrengung des Zarenreichs geschieht hauptsächlich im Hinblick auf seine ostasiatische Politik, die in Japan einen zur See streitbaren Widerpart findet. Thatsächlich wird der neue Flottenzuwachs nicht zur Verstärkung der baltischen Flotte verwendet, sondern seit Jahren geht jedes neuerbaute Linienschiff und jeder neue Kreuzer nach Ostasien ab, um in das dortige Geschwader eingereiht zu werden. — Die Vereinigten Staaten begannen sofort im Anschluß an den Krieg gegen Spanien mit beträchtlichen Flottenrüstungen. Der entscheidende Schritt vorwärts erfolgte jedoch erst im Jahre 1900, als der Kongreß die sofortige Inbaulegung von 5 großen Linienschiffen und 6 großen Panzerkreuzern genehmigte. Für das kommende Jahr steht die Neubewilligung von 3 weiteren Linienschiffen und 2 Panzerkreuzern in Aussicht. Thatsächlich wird die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten von dem Wunsche beherrscht, in Bälde eine Seemacht zu schaffen, die jeder anderen, mit Ausnahme der englischen, gewachsen oder überlegen sei. Das ist auch der Plan des neuen Präsidenten Roosevelt. —

Deutschland begann im Jahre 1898 mit dem damaligen Flottengesetz den systematischen Ausbau seiner Flotte, der durch das jetzt gültige Flottengesetz von 1900 in der Weise erweitert wurde, daß für eine Reihe von Jahren jährlich 3 Linienschiffe oder 2 Linienschiffe und 1 Panzerkreuzer neben dem sonstigen Beiwerk von kleinen Kreuzern und Torpedobooten auf Stapel zu legen sind. —

In Frankreich endlich gelangte 1900 ein Flottengesetz zur Annahme, das den Sollbestand der Flotte bis zum Jahre 1906 um 5 Linienschiffe, 6 Panzerkreuzer, 25 Torpedobootzerstörer und eine große Zahl von Torpedo- und Unterseeboten vermehren soll.

Wenn wir an der Hand der vorstehend skizzierten Flottenbauprogramme,*) deren wirkliche Ausführung außer allem Zweifel steht, einen Blick in die Zukunft thun und nur Linienschiffe von 10 000 Tonnen und darüber, Panzerkreuzer von 8000 Tonnen und darüber, beide nicht früher als 1890 vom Stapel gelaufen, berücksichtigen, so ergiebt sich für das Jahr 1906 das Bild folgender moderner Flottenstärken:

Frankreich	18	Linienschiffe,	17	Panzerkreuzer
Vereinigte Staaten . .	20	"	10	"
Deutschland	18	"	5	"
Rußland	16	"	3	"

*) Wir haben die Flottenrüstungen Italiens und Japans nicht in den Kreis unserer Betrachtung gezogen, weil Italiens Machtstellung zur See vorwiegend auf das Mittelmeer beschränkt bleiben wird, Japan nur für Ostasien als Großmacht in Betracht kommt.

Naturgemäß ermöglicht die obige Tabelle keine absolut richtige Abwägung der vier Kriegsmarinen gegeneinander. Sie giebt indessen das Flottenmaterial wieder, das man im Jahre 1906 noch als modern und für die erste Schlachtlinie geeignet wird bezeichnen können. Daneben verfügen namentlich Frankreich und Rußland über erhebliche Reserven großer Linienschiffe, die auch noch im Jahre 1906 einen gewissen Gefechtswert besitzen werden, z. B. Frankreich die Linienschiffe „Neptune", „Marceau", „Hoche", „Formidable", „Admiral Baudin", Rußland die Linienschiffe „Sinope", „Tschesme", „Jekaterina II." u. a. Gegen diese kommen die in der deutschen Marine als Reserveformationen noch verwendbaren Schiffe der „Sachsen"- und „Siegfried"-Klasse wegen ihrer geringen Größe und Gefechtsstärke kaum in Betracht. Indessen hält es schwer, das ältere, an Größe und Gefechtswert sehr variierende Linienschiffsmaterial der Seemächte sachgemäß in Vergleich zu stellen, es ist daher in der Tabelle nicht berücksichtigt worden. Immerhin fällt für die Bewertung der Kriegsmarine der Vereinigten Staaten mindernd ins Gewicht, daß sie, außer der „Texas", über Reserveformationen überhaupt nicht verfügen wird.

Bei weiterer Betrachtung der Tabelle fällt das Zurückbleiben Frankreichs auf, das bisher wohl doppelt so stark war als jede der drei anderen Seemächte, im Jahre 1906 indessen keine ausschlaggebende Ueberlegenheit mehr behaupten wird. Es zeigen sich hier so recht die Folgen einer in ihren Zielen schwankenden Schiffbaupolitik, welche eine Reihe von Jahren den Linienschiffbau gänzlich vernachlässigte und erst seit dem Jahre 1900 wieder sich zu energischen Anstrengungen nach dieser Richtung aufrafft. Die Vereinigten Staaten werden im Jahre 1906 ein Uebergewicht an modernen großen Linienschiffen und Panzerkreuzern gegen Deutschland und Rußland besitzen, vorausgesetzt, daß es der Marineleitung gelingt, in so kurzer Zeit das zur Besetzung der neuen Flotte erforderliche Personal bereitzustellen und kriegsmäßig auszubilden.*) Im allgemeinen ist die Voraussicht berechtigt, daß im Jahre 1906 die vier Seemächte Frankreich, Nordamerika, Deutschland und Rußland in wirklicher Gefechtskraft nicht erheblich verschieden sein werden. Die weiteren Chancen Deutschlands in diesem Wettstreit der Seerüstungen erscheinen nicht ungünstig, wenn wir, ohne in tadelnswerte Erschlaffung zu verfallen, mit systematischer Zähigkeit und eiserner Energie den organischen Ausbau unserer Kriegsflotte fortsetzen.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, ob und in welchem Grade England gegenüber den Rüstungen der vier oben behandelten Großmächte im Jahre

*) Gegenwärtig ist gerade in der amerikanischen Marine die Personalfrage schwierig und brennend. Es fehlt sowohl an Offizieren, Ingenieuren und Unterpersonal, wie auch an Ausbildungsmitteln, um die zahlreichen, namentlich aus der Landbevölkerung angeworbenen Rekruten kriegsschiffmäßig zu schulen. Der soeben veröffentlichte Jahresbericht des Marineministers Long schätzt die Anzahl der im Jahre 1904 voraussichtlich fehlenden Offiziere auf 600.

1906 seine Vormachtstellung zur See behaupten wird. Unter der Voraussetzung, daß die in Bau befindlichen und neu bewilligten Schiffe programmmäßig fertiggestellt werden, wird England im Jahre 1906 über 43 moderne Linienschiffe und 26 Panzerkreuzer verfügen, also immer noch weitaus an erster Stelle sein und den Two Power Standard behaupten. Indessen ist doch die Gesamtsituation im Jahre 1906 für England nicht mehr so günstig wie bisher. Zur Zeit giebt es neben England immer erst eine starke Seemacht, nämlich Frankreich, im Jahre 1906 werden es, wie wir gezeigt haben, vier sein, die zusammen ein ungleich schwereres Gewicht in die Wagschale der Seebeherrschung werfen werden. —

Nachdem vorstehend eine kurze Uebersicht über die Marinepolitik und die sich aus ihr ergebenden Flottenrüstungen der Hauptseemächte gegeben ist, gehen wir dazu über, die gegenwärtige Zusammensetzung des Kriegsschiffmaterials, wie sie durch militärische Grundsätze bedingt und durch eine hochentwickelte Technik ermöglicht ist, einer vergleichenden Betrachtung zu unterziehen.

Den Kern der modernen Flotte bilden die Linienschiffe. Sie sind recht eigentlich die Träger der Seegewalt, denn in ihnen vereinigen sich alle Faktoren, welche die Entwickelung höchster Kampfkraft im Angriff und der Verteidigung ermöglichen. Ramme und Torpedo, mächtige Artillerie und ein ausgedehnter Panzerschutz, Geschwindigkeit und gute Manövrierfähigkeit machen sie für alle Aufgaben der Seekriegführung vortrefflich geeignet. — Gerade die vielseitige Verwendungsfähigkeit ist das Charakteristikum des modernen Linienschiffs. Sein Vorgänger, das Segellinienschiff zu Zeiten Nelsons, stellte eine unbehilfliche Masse dar, die sich mit geringer Geschwindigkeit durchs Wasser bewegte, mangelhaft manövrierte und in der Seeschlacht ihren Zweck erfüllte, wenn sie sich auf Pistolenschußweite dem Gegner näherte und das Artilleriduell aus ihren kanonengespickten Batterieen eröffnete. Damals repräsentierte das Linienschiff lediglich die rohe Kraft, die nur schwer zur Geltung gebracht werden konnte und, einmal in Thätigkeit gesetzt, ihren Gegner weder wechseln, noch sich überlegener Kraft entziehen konnte. Das moderne Linienschiff trägt alle Mittel, um seine Waffen schnell und erfolgreich zur Geltung zu bringen, in sich. Mit hoher Geschwindigkeit sucht es seinen Gegner auf, kann ihn umkreisen oder das Passiergefecht wählen, ihn im Fernkampf oder Nahgefecht erschüttern, dem überlegenen Gegner rechtzeitig ausweichen oder den flüchtenden Feind bis zur Vernichtung verfolgen. Aber noch in einer anderen Richtung ist die Entwickelung des modernen Linienschiffes bemerkenswert. Während noch vor wenigen Jahrzehnten das Linienschiff vermöge seines geringen Kohlenvorrats und mangelnder Seefähigkeit an die heimischen Küsten gefesselt war, hat ihm die Technik jetzt einen großen Kohlenvorrat und ein hohes Maß von Seefähigkeit gegeben, sodaß es nunmehr die Ozeane mit Leichtigkeit durchkreuzen kann und bereits vielfach in überseeischen Gewässern ausgedehnte Verwendung findet.

Mit der Erkenntnis der ausschlaggebenden Wichtigkeit des Linienschiffs für die Seekriegführung zeigt sich bei allen großen Seemächten in den letzten Jahren das Bestreben, das Linienschiff nach Größe, Bauart, Panzerung und Armierung einheitlich zu entwickeln. Die frühere Musterkarte der Linienschiffe, Batterieschiffe, Kasemattschiffe, Turmschiffe, ist geschwunden, an ihre Stelle tritt ein Einheitstyp, dessen Grundprinzipien bei fast allen Nationen die gleichen sind und nur durch die rastlos fortschreitende Technik in sich modifiziert werden.

Was nun zunächst die Schiffsgröße anbetrifft, so hat man die kleinen Deplacements unter 10 000 Tonnen endgiltig verlassen, weil sich mit ihnen nicht mehr dasjenige Maß von Kampfeskraft und Kampfesausdauer erreichen läßt, dessen das Linienschiff bedarf. Unsere Kriegsmarine ist in allmählicher Steigerung von 11 000 Tonnen der „Kaiser"-Klasse und 12 000 Tonnen der „Wittelsbach"-Klasse mit den neuesten Linienschiffen H und I zu einem Deplacement von 13 000 Tonnen übergegangen. Etwa den gleichen Weg ist Rußland gegangen, während Frankreich sprungweise von 12 500 Tonnen auf 15 000 Tonnen gelangt ist. Italien, das Mitte der 80er Jahre die Welt mit den Riesenschiffen „Italia" und „Lepanto" überraschte, ist bei seinen neuen Linienschiffen auf 13 000 Tonnen herabgegangen. Die englische Marine, welche bereits vor einem Jahrzehnt mit der „Royal Sovereign"-Klasse ein Deplacement von 15 000 Tonnen annahm, ist hierbei mit geringfügigen Schwankungen bis jetzt geblieben, wird jedoch mit der Inbaulegung der neu bewilligten Linienschiffe „King Edward", „Dominion" und „Commonwealth" auf 16 500 Tonnen gehen. Auch die Marine der Vereinigten Staaten scheint mit ihren neuesten Projekten das Deplacement von 15 000 Tonnen überschreiten zu wollen.

Angesichts dieses erneut hervortretenden Strebens nach Deplacementsvergrößerung liegt die Frage nahe, ob eine solche Vergrößerung berechtigt und damit auch für unsere Marine notwendig ist. Wir möchten das verneinen. Als Nachteile eines übermäßigen Deplacements kommen in Betracht: wesentlich höhere Kosten, schwerfälligere Manövriereigenschaften, Schwierigkeiten der Navigierung in der Nähe flacher Küsten, Mangel an Dockgelegenheiten im Auslande. Demgegenüber erscheint die Erhöhung des Gefechtswerts nicht sonderlich bedeutend. Sie beschränkt sich auf eine Verstärkung der Panzerung um wenige Centimeter (3), Vermehrung der Artillerie um einige Geschütze, Vergrößerung des Kohlenvorrats um einige hundert Tons. Hierdurch wird indessen das 17 000 t-Schiff dem modernen 13 000 t-Schiff noch nicht so überlegen, daß ihm der Sieg in der Seeschlacht sicher wäre. Vielmehr gewähren die außerordentlichen Fortschritte in der Waffen- und Panzertechnik heutzutage viel eher wie früher die Möglichkeit, einem Schiff von mäßigem Deplacement große Gefechtskraft zu verleihen. Ehe weitere Erfahrungen vorliegen, wird man jedenfalls einen Linienschiffstyp, der nicht unter 12 000 t bleibt, als vollwertig anerkennen

müssen. Nicht Schiffe, sondern Menschen fechten, und bessere Ausbildung des Personals wird im Seekriege noch weit größere Unterschiede des Materials wettzumachen wissen, als zwischen dem 17 000 t-Schiff und dem 13 000 t-Schiff bestehen.

Die Hauptwaffe des Linienschiffs bildet nach wie vor die Artillerie. Die Entwickelung dieser Waffe in ihrer Verwendung an Bord hat in wenigen Dezennien ganz ungeheure Fortschritte gemacht. Schnellladekanonen von 5 bis 28 cm, automatisch feuernde Maschinenkanonen und Maschinengewehre (0,8 bis 3,7 cm Kaliber), Brisanzgranaten, großkalibrige Schrapnels, hydraulische Ladeeinrichtungen, elektrisch bewegte Türme und Munitionsförderwerke, — wer hätte noch vor 15 Jahren an derartige Wunderwerke des menschlichen Erfindungsgeistes gedacht, welche gegenwärtig das Gemeingut fast aller Marinen geworden sind! Ungeachtet solcher Vielseitigkeit herrschen im allgemeinen einheitliche Grundsätze in der Aufstellungsart der Geschütze und in der Wahl der Kaliber. Die schwere Artillerie, aus vier schweren Geschützen von 28 bis 30,5 cm Kaliber bestehend, wird paarweise in Türmen im Vorschiff und Hinterschiff untergebracht, die Mittelartillerie, für deren Kaliber 15 cm als Mindestmaß gelten, findet zum Teil in zentraler Batterie-Kasematte, zum Teil in Einzelkasematten oder in Türmen auf dem Oberdeck Aufstellung. In der Verwendung zahlreicher, schnellfeuernder Mittelartillerie ist gerade unsere Marine besonders energisch vorgegangen. Die Schiffe der „Kaiser"- und „Wittelsbach"-Klasse verfügen über 18 15 cm-Schnellladekanonen in getrennter Aufstellung, während die 4000 t größeren englischen Linienschiffe vom alten „Royal Sovereign" bis zu dem neuesten Typ „Duncan" nur 12 Geschütze desselben Kalibers ins Feuer zu bringen vermögen. Diese zweifellose artilleristische Ueberlegenheit unserer Schiffe entspringt dem Geist der Offensive, zu dem sich unsere Marine rückhaltlos bekennt. Allerdings haben wir dafür auf der „Kaiser"-Klasse einen nur wenig genügenden Schutz der Unterbauten der Mittelartillerie in den Kauf nehmen müssen, während die „Wittelsbach"-Klasse dank ihrem größeren Deplacement auch in dieser Hinsicht günstigere Bedingungen aufweist. — Bei den neuesten Linienschiffsentwürfen macht sich durchgängig ein Streben nach Erhöhung des Kalibers der Mittelartillerie geltend, weil die 15 cm-Kanone gegen moderne Nickelstahlpanzerung auf weitere Entfernungen machtlos ist. Frankreich wählt neuerdings ein Kaliber von 16,4 cm, die Vereinigten Staaten und Italien 20 cm, England sogar 23 cm, doch dürfte das letztere Kaliber eher eine Vermehrung der schweren Artillerie als eine Vergrößerung der Mittelartillerie bedeuten. Auch das 20 cm Kaliber scheint den Anforderungen, welche man vor allen Dingen an die Mittelartillerie stellt, — Bewegung mit der Hand, hohe Feuergeschwindigkeit und großer Munitionsvorrat, — nicht mehr zu entsprechen.

Für die Panzerung findet durchweg Nickelstahl, in Deutschland, England,

Nordamerika und Rußland nach dem Kruppschen Verfahren gehärtet. Verwendung. Abgesehen von einzelnen Abweichungen erstreckt sich im allgemeinen die Panzerung auf einen starken Gürtel (200 bis 250 mm) in der Wasserlinie, darüber ein zentrales Reduit von mittlerer Panzerstärke (140 bis 150 mm), das die Mittelartillerie samt Unterbauten schützt, und starke Panzerung (250 bis 300 mm) der schweren Artillerie und der Kommandoelemente.

Die Torpedoarmierung ist mit Ausnahme des Heckrohres auf allen neueren Linienschiffen unter Wasser aufgestellt und auf diese Weise dem feindlichen Artilleriefeuer entzogen. Sie hat durch Einführung des neuen Geradlaufapparates an Furchtbarkeit gewonnen und wird in der zukünftigen Seeschlacht das Nahgefecht unter 1000 m auf Ausnahmefälle beschränken.

Die Geschwindigkeit ist bei allen neueren Linienschiffen auf 18 bis 19 Knoten normiert.*) Zu einer weiteren Geschwindigkeitssteigerung ist keine Neigung vorhanden, vielmehr mehren sich die Stimmen in der Fachwelt, welche die Kampfkraft des Linienschiffes nicht zu Gunsten der Geschwindigkeit geschmälert wissen wollen. —

Neben den Linienschiffen bilden Kreuzer das unentbehrliche Beiwerk jeder Flotte. Sie leisten im Frieden wichtige Dienste in Vertretung der überseeischen Interessen der Nation und versehen im Kriege den Aufklärungs- und Vorpostendienst bei der Schlachtflotte. Außerdem ist ihnen die Aufgabe zugewiesen, im Seekriege den eigenen Handel zu schützen und den des Feindes zu schädigen. Werden die beiden erstgenannten Daseinszwecke der Kreuzer allgemein als berechtigt anerkannt, so wird die Lösbarkeit der letzteren Aufgabe vielfach angezweifelt und, wie uns scheinen will, mit Recht. Ein Staat, der über bedeutenden Seehandel verfügt, wird diesen, soweit er sich in überozeanischen Gewässern vollzieht, nur schützen können, wenn er die an Ort und Stelle vorhandenen feindlichen Kreuzer niederkämpft oder verjagt. Hält er hierzu seine Kreuzerflotte nicht für stark genug, so thut er besser, sie in die heimischen Gewässer zurückzuziehen zur Verstärkung der Schlachtflotte. In den meisten Fällen wird der Feind jedoch weniger versuchen, den Seehandel in fernen Gewässern zu schädigen, sondern an der Stelle, wo er in dichten Massen zusammenströmt, vor den Häfen des Gegners. Hier wird er ihn mittelst enger Blockade zu unterbinden und damit der Volkswirtschaft des Gegners empfindliche Schläge beizubringen versuchen. Und zur Verhinderung einer solchen Blockade braucht der angegriffene Staat nicht Kreuzer, sondern in erster Linie eine Schlachtflotte. Wir können daher auch im Interesse unseres Seehandels nur wünschen, daß unsere Marine-

*) Eine Ausnahme macht Italien mit seinen neuesten Projekten „Regina Elena" und „Vittorio Emanuele", für die 22 Knoten Geschwindigkeit vorgesehen sind. Man wird indessen diese Schiffe eher der Klasse der Panzerkreuzer zuzählen müssen.

verwaltung ihrem Grundsatze, den Hauptteil der jährlichen Schiffbauquote zum Bau gefechtsstarker Linienschiffe zu verwenden, auch in Zukunft getreu bleibt.

Der Kreuzerkrieg ist und bleibt ein viel umstrittenes Problem. Frankreich hat sich seiner auch in den letzten Jahrzehnten mit Vorliebe angenommen, trotzdem es die Erfahrungen der napoleonischen Kriege eines Besseren belehrt haben sollten. In der heutigen Zeit der Kohlen und Kabel, wo ein Kreuzer nicht länger als 4 bis 6 Wochen die See halten kann, ohne der Auffrischung seines Lebensnervs, der schwarzen Diamanten, zu bedürfen, wo Bewegungen von Kriegsschiffen kaum länger als 14 Tage verborgen bleiben können, ist ein Kreuzerkrieg unendlich viel schwieriger als in den verflossenen Jahrhunderten der Segelschiffszeit. Thatsächlich ist England, das mit befestigten Flottenstützpunkten, Kabeln und Kohlenstationen den Erdball umgürtet hat, heute die einzige Macht, die überhaupt einen thatkräftigen Kreuzerkrieg zu führen in der Lage ist, wie es andererseits jeder Bedrohung seines Seehandels, jedem Versuch eines „guerre de course" auf das nachdrücklichste entgegentreten kann.

Indessen sind, wie gesagt, Kreuzer für jede Kriegsflotte nötig. Im Gegensatz zum Linienschiff hat jedoch die Entwickelung des modernen Kreuzers bei den Hauptseemächten noch nicht zu einheitlichen Grundsätzen geführt. Nach wie vor herrscht hier große Unsicherheit in der Wahl des Deplacements und der Bewaffnung. Nur in einem Punkte dürfte ziemliche Uebereinstimmung herrschen: große Kreuzer über 5000 t werden meist als Panzerkreuzer gebaut, d. h. mit Panzerung der Wasserlinie, eines Teils der darüber liegenden Breitseite, der Geschützstände und Kommandoelemente. Man giebt hiermit das Prinzip, daß Geschwindigkeit und Aktionsradius die Haupteigenschaften des Kreuzers seien, teilweise auf zu Gunsten der Gefechtsstärke. Eine Berechtigung kann diesem Vorgehen nicht abgesprochen werden, weil der große Kreuzer nicht nur spähen, sehen und weglaufen, sondern häufig auch fechten soll. Hierzu muß er durch eine angemessene Geschützarmierung und eine Seitenpanzerung, die ihn vor allem gegen die verheerende Wirkung der Brisanzgranaten schützt, befähigt werden. Andererseits führt das Bestreben, höchste Geschwindigkeit, großen Kohlenvorrat, starke Panzerung und kräftige Armierung in einem Schiff zu vereinigen, in seiner logischen Konsequenz zu Monstrekreuzern, wie sie England in der „Drake"-Klasse (14000 t), Nordamerika in der „California"-Klasse (14000 t), Frankreich in der „Leon Gambetta"-Klasse (12500 t) gegenwärtig auf Stapel haben. Demgegenüber beschränken sich Deutschland, Italien und Japan auf ein Deplacement von 9000 t für Panzerkreuzer und scheinen hiermit das Richtige zu treffen.*)

Wir stimmen in dieser Frage durchaus Nauticus zu, welcher in seinem Jahrbuch 1901 sagt:

*) Auch England baut nur 4 Schiffe des „Drake"-Typs und 6 Schiffe des „Cressy"-Typs (12000 t), während die neuesten 10 Kreuzer des „Kent"-Typs unter 10600 t bleiben.

„Das Deplacement des großen Kreuzers darf sich dem des Linienschiffes nicht so weit nähern, daß man vor die Frage gestellt wird: baue ich zweckmäßiger ein vollwertiges Linienschiff oder ein Schiff von geringerem Gefechtswert aber größerer Geschwindigkeit? Sobald diese Frage akut werden würde, würde die Entscheidung zweifellos zu Gunsten des Linienschiffes ausfallen müssen, da man bei zu großem Deplacement des' großen Kreuzers, d. h. bei der Notwendigkeit, erhebliche Mittel zu Gunsten der Kreuzerflotte auf Kosten der Linienschifffflotte zu verwenden, den Gesamtgefechtswert der Flotte zu sehr herabsetzen würde."

Treten schon in Ausbildung des großen Kreuzertyps grundsätzliche Verschiedenheiten bei den einzelnen Seemächten zu Tage, so sind bezüglich des kleinen Kreuzertyps die Anschauungen gänzlich ungeklärte. England und Frankreich haben in den letzten Jahren überhaupt keine kleinen Kreuzer auf Stapel gelegt, vermutlich, weil ihre Marinen zur Zeit noch über eine genügende Zahl leistungsfähiger Schiffe dieser Klasse verfügen. Die Vereinigten Staaten bauen nur Stationskreuzer von geringer Geschwindigkeit, wollen also scheinbar die Aufklärung der Schlachtflotte lediglich Panzerkreuzern und armierten Schnelldampfern überlassen. Die einzigen großen Seemächte, die den Bau kleiner Kreuzer gegenwärtig eifrig betreiben, sind Rußland und Deutschland, und mit Recht, denn diese Schiffe sind die leichte Kavallerie des Meeres, deren keine Schlachtflotte zur eigenen Sicherung und zur Erspähung des Feindes entraten kann. Bei dem kleinen Kreuzer, dessen Deplacement zweckmäßig 3000 t nicht überschreitet, tritt die Geschwindigkeit voll in ihre Rechte, der Panzerschutz beschränkt sich auf ein leichtes Panzerdeck, gepanzerten Kommandostand und Schutzschilde für die Geschütze, die Armierung auf leichte, aber zahlreiche Schnellladeartillerie. Daneben wird ein möglichst großes Kohlenfassungsvermögen vorgesehen. Unsere neuesten kleinen Kreuzer („Niobe"-Klasse) erreichen fast 22 Knoten Geschwindigkeit, bei weiteren Neubauten wird die Geschwindigkeit noch mehr gesteigert, so daß die Schiffe für Erkundungszwecke vortreffliche Dienste leisten und imstande sein werden, sich der Verfolgung durch feindliche Panzerkreuzer zu entziehen. Auch die Verwendung dieser Schiffe auf außerheimischen Stationen dürfte Schwierigkeiten nicht begegnen, da sie vollauf seefähig und wohnlich eingerichtet sind.

Der Ausbau der Torpedoflotte vollzieht sich bei den verschiedenen Marinen ziemlich gleichmäßig. England baut Torpedobootzerstörer von 300 t, daneben Torpedoboote von 175 t, Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten haben gleichfalls sich zur Annahme zweier Typen entschlossen, während Deutschland bereits seit einigen Jahren nur noch große Torpedoboote baut, welche bei einem Deplacement von ca. 300 t den Torpedobootzerstörern der anderen Marinen gleichwertig sind, sie an Festigkeit des Rumpfes und Seefähigkeit wahrscheinlich übertreffen. England hat mit seinen neuesten Torpedobootzerstörern in Bezug auf Seefähigkeit derartig schlechte Erfahrungen gemacht, — wir erinnern

an das Auseinanderbrechen der „Cobra“ —, daß man den wirklichen Gefechtswert seiner 110 Fahrzeuge zählenden Flottille nicht allzuhoch anschlagen darf.

Es erübrigt noch, einer Seekriegswaffe, die in jüngster Zeit die öffentliche Meinung vielfach beschäftigt hat, einige Worte zu widmen, den Unterseebooten. Die Unterseeboote sind ein besonderes Steckenpferd der französischen Marine. Erst nachdem diese Dutzende von Booten in Bau gegeben hatte, gingen auch andere Marinen, namentlich England und Nordamerika, zu einer energischen Erprobung dieser an sich keineswegs neuen Waffe über, während sich unsere Marineverwaltung nach wie vor abwartend verhält. Bisher haben die Unterseeboote nur eine gewisse Kriegsbrauchbarkeit für Zwecke der lokalen Küstenverteidigung erwiesen. Ihre Hauptnachteile sind: Sehr geringe Geschwindigkeit (8 Knoten), Mangel an Stabilität, geringes Gesichtsfeld und daher große Unsicherheit des Schusses. Wohl kaum einer unserer Seeoffiziere würde eins der jetzigen Unterseeboote einem modernen Torpedoboote von 25 Knoten Geschwindigkeit vorziehen. Einen offensiven Wert kann man den Unterseebooten bisher nicht beimessen trotz aller optimistischen Nachrichten, welche französische Fachblätter über die Verwendung der Boote auf hoher See bringen. Jedenfalls bietet der Angriff des gegenwärtigen Unterseebootes gegen ein in Fahrt befindliches Schiff keine Aussicht auf Erfolg; Chancen hat es nur gegen einen zu Anker liegenden Gegner, der ihm außerdem den Gefallen thut, sein Standquartier in unmittelbarer Nähe der feindlichen Küste und ohne jedwede Vorsichtsmaßregel aufzuschlagen. — Voraussichtlich wird die Erprobung der neuen englischen Unterseeboote zu eingehenderen Schlüssen über die Kriegsbrauchbarkeit der Waffe führen, da man dem nüchtern denkenden, praktischen Briten ein gesunderes Urteil zutrauen darf als seinem etwas phantastisch veranlagten Vetter jenseits des Kanals. —

Wir haben uns in Vorstehendem auf eine kurze Schilderung der modernen Flottenentwicklung beschränkt, soweit sie im Rahmen einer derartigen Skizze überhaupt zur Anschauung gebracht werden kann. Dabei ist die personelle Entwickelung der Kriegsmarinen nicht zu ihrem Rechte gekommen, trotzdem gerade sie für die Leistungen der Flotten im Ernstfall von ausschlaggebender Wirkung ist. Allein, man kann wohl Flottenprogramme, Schiffstypen, Kanonen 2c. mit einander vergleichen, aber es ist außerordentlich schwer, über die Leistungen eines fremden Marinepersonals Urteile abzugeben, ohne sich damit in das Gebiet der Hypothese zu verlieren.*) Auf dem Papier war die spanische Flotte der amerikanischen fast gleich, aber daß sie so unglücklich fechten würde wie bei Manila und Santiago, hatte wohl auch derjenige nicht erwartet, dem die Mängel der spanischen Marine bekannt waren. — Für uns erwächst aus diesen Kriegsereig-

*) Bei derartigen Betrachtungen gelangt man nur zu leicht zu einer verkehrten Einschätzung anderer Nationen, wie z. B. die deutsche Tagespresse in jüngster Zeit sich in abfälligen, aber direkt falschen Beurteilungen des englischen Marinepersonals gefiel.

nissen die ernste Lehre, daß auch die besten Schiffe in der Hand unfähiger Besatzungen nutzlos sind, daß andererseits die Kompliziertheit der Waffen und die Fülle maschineller Einrichtungen an Bord moderner Schiffe noch in viel höherem Grade eine auf organisatorischen Grundsätzen beruhende, sorgfältigste Schulung des Personals notwendig machen als zu früheren Zeiten. Nur eine Marine, die nach dieser Richtung energisch und systematisch fortarbeitet, wird ihr kostbares schwimmendes Material im Ernstfalle erfolgreich verwerten und auch gegen Uebermacht mit Ehren sich behaupten können. Das dürfen wir von unserer noch jungen, aber mächtig emporstrebenden Kriegsmarine in voller Zuversicht erhoffen.

Ein Gruß an unsere Söhne auf der See.

Euch, brave Jungen, folg' das Glück
Mit lieber Heimat Grüßen!
Von deutschem Boden auch ein Stück
Ist unter euren Füßen,
Und, wo ihr seid, mit Lieb' umspannt
Euch überall das Vaterland.

Laßt Mutterauge bei euch sein
Auch draußen in der Ferne,
Erhaltet euch die Herzen rein
Auch da, wo andre Sterne,
Als über eurer Heimat stehn,
Von oben auf euch niedersehn.

Die ihr befahrt die graue Flut
Auf deutschen Schiffes Planken,
Bewahret euch den festen Mut,
Wie auch das Schiff mag schwanken.
Was auch aus Höh' und Tiefe droht,
Bleibt unverzagt in Sturm und Not!

Dem lieben deutschen Vaterland
Bleibt treu auf weitem Meere!
Wo ihr betretet fremden Strand,
Behütet Deutschlands Ehre,
Und als ein Kleinod wohl bewahrt
Von euch sei echte deutsche Art.

Euch, Deutschlands Kindern auf der See,
Erflehn wir Gottes Segen:
Er schaff', daß es euch wohl ergeh'
Auf allen euren Wegen,
Als unsern Stolz und unser Glück
Führ' er zur Heimat euch zurück.

J. Trojan.

Unser Lesejammer.

Eine Zeitpredigt von

Hans Schliepmann.

Es ist kurz vorm Christfest, und meine neunjährige Tochter sitzt mit heißen Bäckchen über einem Weihnachts-Katalog. „Vater," ruft sie begeistert, „Die Bernsteinhexe muß ein feines Buch sein! — Ach und hier: Der Teufel in Salamanca!" — Und so gehts weiter. In ihrem Kinderköpfchen stehen hinter den gruseligen Titeln alle Geschichten auf, die sie gern verschlänge, und wie Jean Pauls Schulmeisterlein Wuz möchte sie sich selbst die Bücher zu den Ueberschriften hinzudichten!

Ich lächle und denke mich in die gleichen Jahre zurück. O, was war mir das Buch! Endloser süßer Schauder, endloser Hunger, endloses Weiterträumen, unendliche Befruchtung! — Und für wen hätte es nicht ein Alter gegeben, da er den Zauber des Buches mit ähnlicher Kraft empfand? —

Gewiß, es giebt Thatsachenmenschen, die in der „unfruchtbaren Schmökerei" eine wesentliche Ursache unserer deutschen Verträumtheit und Unpraktischkeit erblicken, die niemals eigentlichen Lesehunger besessen haben; und es scheint, daß unsere gegenwärtige Allgemeinentwickelung diesen Naturen recht gäbe. Die Zeit, da Gedanken *auch* Thaten waren, als Thaten *bewertet* wurden, scheint vorüber; *Massen umwälzen*, seien es soziale oder physikalische oder auch nur Warenmassen: *das* wird bewundert und — verdient auch seine Schätzung, wohl abgewogene freilich. Wir sind aber gar so weit, daß die That, die schnelle That à tout prix, ohne lange Gedanken, unter dem neuen Begriffsmäntelchen „Schneidigkeit" bereits eine verhängnisvolle Rolle in unserem öffentlichen Leben zu spielen beginnt. Den Schneidigen beirrt keine Buchmeinung; er greift zu, denn er hat recht, natürlich, unzweifelhaft recht. Fühlt ers doch wie eine Armee in seiner Faust!

Prachtvoll ist das, unschätzbar für uns einst verträumte Deutschen, dies Gefühl der Selbstsicherheit; denn es giebt kein Wirken auf die Welt um uns herum ohne sie, ohne ein ehernes: Hier steh ich, ich kann nicht anders!

Aber der Herrliche, eine höchste Blüte deutschen Wesens, der dieses Wort geprägt, *er* fügte hinzu: Gott helfe mir, Amen!

Er sah etwas *über* sich, nicht nur *sich*, und das erst gab ihm das Recht, sich zu fühlen. Er maß sich am Göttlichen, glaubte nicht ohne innere Selbstprüfung an sich und sein Wollen. Und da fehlt es uns oft genug empfindlich! Der Rückschlag der Entwickelung, die ja so vielfach zwischen Gegensätzen pendelt, aus der Verträumtheit in das Draufgängertum muß durch neue Kräfte, oder neue Stärke urewiger Kräfte wenigstens, aufgehalten werden.

Die Selbstüberzeugtheit aus kritikloser Selbstliebe kann äußere Macht werden, kann Länder oder Millionen erraffen; beide zu halten bedürfte es aber innerer Mächte, der Kraft, das Erlangte auch sich „anzueignen", d. h. ins eigene Leben hinüberzuführen, es sich zu assimilieren und nicht nur als toten Besitz zu wahren.

Das Assimilieren aber vermag nur, wer sich mit tausend klammernden Organen an die Welt anzuschließen gelernt hat, wer durch inneres Erleben, Nachleben anderer und Prüfen seine Persönlichkeit erweitert hat. Das ists, was not thut, wie ja kürzlich erst an gleicher Stelle Fritz Lienhard überzeugend und warmherzig dargethan hat.

Nichts aber vermag uns gleich sicher aus der Enge ins Weitere, aus der Selbstsicherheit der Beschränktheit zur Reife der Weltübersicht zu leiten als das Buch. Ich sage „sicherer". Große Schicksale bewirken Größeres als ein großes Buch. Aber wir sind doch eben nicht immer vorm Unterliegen unter solchen Schicksalen sicher. Ein Buch aber, das Erlebnis wird, ein Buch mit Lebensinhalt — und nur von solchen rede ich hier und in der Folge, — ein Werk also, das an sich eine zusammengeraffte, verdichtete Persönlichkeit ist, geht in uns über und wird ein Teil unseres Selbst; es kann uns erschüttern, aber nicht zerstören, denn der Gesunde nimmt nur so viel von ihm auf, als er zu assimilieren vermag; diese Erfahrung dürfte jeder aus seiner Entwickelungszeit bestätigen können; und es bleibt uns Zeit, selbst mit Erschütterungen uns auseinanderzusetzen.

Selbst das minderwertige Buch giebt uns noch ein Stück Leben und stärkt daneben unsere reifende Kraft in Abstoßung des Gewöhnlichen; auch bleibt ein karger Gewinn immerhin noch im Kennenlernen banausischer Auffassung: Wir lernen richtig bewerten, was uns allen immer wieder — so nahe liegt! —

Es ist eigentlich arg, daß man versucht ist, unserer Generation den Wert des Schrifttums erst noch zu beweisen. Aber wer die thatsächlichen Verhältnisse übersieht, muß entweder glauben, daß diese Wertung überwunden ist — was weiß ich, durch welch Neues? — oder daß wir überhaupt Lebenswerte nicht mehr zu erkennen vermögen. Und letzteres scheint mir in der That der Fall. Ist es so arg übertrieben, wenn ein Spottvogel sagt, die meisten Männer hielten ihre Kenntnis der gedruckten Buchstaben nur noch durch die Lektüre ihres Leiborgans und etwa noch irgend eines Verordnungsblattes aufrecht? Ja, man muß weitergehen und sagen, daß gerade in den sogenannten gebildeten Kreisen das eigentliche Lesen so ziemlich aufgehört hat. Ich rede nicht von unbeschäftigten Damen; aber ich darf aus meinem nicht engen Bekanntenkreise auf zahllose, im Berufsleben stehende Männer schließen.

„Ja, können Sie denn noch zum Lesen kommen?" fragt man mich mit naivem Erstaunen. Ach, die Frage ist verständlich! Es giebt Zeiten, da auch mich der Beruf bis auf die Neige aller Kräfte beansprucht, wo der abgehetzte,

abgespannte Geist nicht einmal mehr — überbrettlreif ist, sondern geradezu eine stumpfsinnige Ausspannung nötig hat. Und es giebt Tausende, die in der Frone des Lebens nicht einen Augenblick aufrecht stehen, aufatmen und den Himmel droben betrachten können. Das moderne Leben ist ein Moloch — wenn man an Moloch *glaubt*!

Das aber unterscheidet die Spitzen der Menschheit — um die es sich für die Weiterentwickelung immer nur handeln kann — von der Menge der Froner, der Vielzuvielen und der „guten Leute", daß sie *nicht* an Moloch glauben, sondern sich nicht „unterkriegen" lassen, daß sie nicht nur den leiblichen Hunger kennen, sondern auch den geistigen, daß sie sich zuletzt immer wieder emporraffen und sagen: ich *muß* täglich einmal in einer *gebenden* Gesellschaft sein, eine halbe Stunde haben, die mich hinaushebt über mich, damit ich auch einmal wieder gleichsam von außen her mich selbst und meine Tagesgeschäfte übersehe, in sie von neuem Geist hineintrage oder doch mich für sie stärke durch neue Lebenskraft anderer. Das bin ich im letzten Grunde mir, den Meinen und der Menschheit mehr schuldig, als die Hatz nach dem Groschen und das Rädchen-sein im sozialen Uhrwerk.

Das wenigstens müssen wir erringen, daß wir uns *schämen*, wenn wir nicht täglich einmal ein gutes Buch zur Hand nehmen, daß wir uns scheuen, ganz unter die Philister zu geraten, die bei Essen, Trinken und Fronen mit dem Vollbewußtsein ihrer „Gebildetheit" und drum ihres Urteilsrechtes durchs Leben kommen. Als eine nationale Schmach müßte es uns erscheinen, wenn unser Volk dahin käme, die einzige geistige Nahrung aus der — Zeitung zu ziehen. Sind wir noch weit von diesem Zustande entfernt? Wie viele „Gebildete" fühlten sich *nicht* beleidigt, wenn man behauptete: wer nichts als die Zeitung liest, ist, bleibt oder wird ungebildet?

Die Zeitung! Notwendigstes Uebel, übelste Notwendigkeit. Welch ein Kulturbild entrollt unser Zeitungswesen! — Aber still, übertreiben wir nicht! Es ist *kein* Kulturbild. Denn die Kultur lebt immer nur in den Gipfeln der Nation; die Niederungen ergaben von je nur den „Kulturdünger". Nicht die Heloten haben Griechenlands Größe gemacht oder vernichtet! Die Zeitungen aber — von rühmlichen Ausnahmen abgesehen — spiegeln nichts als die Macht der platten Majoritäten. Der dummste Mensch noch gewinnt im modernen Leben eine gewisse öffentliche Macht; er wird — Abonnent! Dadurch schwillt das Blatt, es fängt Inserenten, schwillt noch mehr und wird eine Macht, eine Macht, die meist nichts als — Geschäft ist, Geschäft in dem modernen Sinne, daß eine Sache unbedingt zwanzigmal besser ist als eine andere, wenn jene zwanzigmal mehr einbringt als diese bei redlichem Verdienst, ganz gleich, welche und wessen Zwecke sie fördert. — Hier Abonnenten und Inserate, dort Partei, die oft genug auch nicht viel mehr als Geschäft ist: Das diktiert für die Menge der Nation die öffentliche Meinung und bestärkt immer mehr die Ansicht, daß *alles*

im Leben Geschäft ist, eine Ansicht, die — sie fast ganz ausschließlich, — die Entsittlichung unseres öffentlichen Lebens herbeigeführt hat.

Aber ich will an dieser Stelle nicht von der „Presse" reden; sie erforderte allein ein Buch — das natürlich tot bleiben würde. Ich mußte nur wenigstens kurz auf sie hinweisen, wenn ich unseren „Lesejammer" uns ganz zum Bewußtsein bringen will.

Wie nämlich die Verhältnisse einmal liegen, kann auch die aufrecht gebliebene Zeitung unter der Last der Konkurrenz nur bestehen, wenn sie einer Partei dient, sei es der einsichtsvollsten, idealsten. So ideal sind wir aber leider noch nicht, daß wir verständen, vor den Werken der großen Einsamen, der Befruchter der Zukunft, den Parteistandpunkt zu vergessen. Ach, greifen wir an unsere Brust: kennen wir nicht alle irgend welche Namen, die wie eine Beleidigung auf uns wirken, ohne daß wir die Werke der Gehaßten kannten? Haben wir uns nicht fast alle längst gewöhnt, nur über Bücher zu lesen, statt Bücher selbst? Wer aber hat Zeit, diese Buchbesprechungen aus sieben Zeitungen verschiedener Richtung zu lesen; und wer sie hätte: sollte der nicht lieber das Werk selbst lesen?

So kommt es aber, daß selbst der Wohlgesonnene, der ein Inseratenfangblatt zu lesen unter seiner Würde halten würde, doch allmählich über alle Fragen auf einen Parteistandpunkt eingestellt wird. Der muß aber allem Neuen gegenüber falsch, allem wahrhaft Lebendigen, allem Menschheit-Angehenden gegenüber zu kurzsichtig sein!

Aber zugegeben, daß es hervorragende Blätter giebt, die außerhalb des politischen Teils sehr weitblickend und unparteiisch sind: Sind wir nicht alle schon so verwöhnt durch die Parteizeitung, daß wir den Widerspruch nicht mehr zu ertragen vermögen und mindestens auf den Redakteur schelten, wenn ein wirklich Freier und Aufrechter einmal eine selbständige, aber ungewöhnliche Meinung äußert, anstatt diese Meinung nachzuprüfen? Und dann andererseits wieder: Wer braut uns oft die Meinung, die uns fertig geliefert werden muß? O, wenn Ihr die Leute stets persönlich kenntet! Ist es nicht an der Tagesordnung, das Ungeheuerliche, daß der junge Schriftsteller als Rezensent seine Sporen zu erwerben sucht, daß somit günstigstenfalls eine werdende Intelligenz das Urteil über Neuerscheinungen prägt?

Man blicke da nur einmal auf unsere Kunstkritik, wo die Sache noch mehr im Argen liegt, weil gerade der gewissenhafte Redakteur sich hier nicht für sachverständig hält und demnach für seinen Berichterstatter kaum einen anderen Befähigungsnachweis kennt, als den einer interessanten Schreibweise und des Beifalls jener wenigen Abonnenten, die das Bedürfnis haben, ihrem Aerger oder ihrer Billigung schriftlich Ausdruck zu geben. Soll ich erst noch daran erinnern, wie Wagner, Böcklin, Klinger dem Publikum durch die Zeitungen geschildert und bewertet worden sind?

Das sind notwendige Uebel, müssen wir zugeben; das Zeitungswesen trägt

daran keineswegs die Hauptschuld; man wird es nicht ändern können, daß Zeitungen Geschäftsunternehmungen, daß Kritisieren ein Broterwerb ist, und zwar einer, den nur die Jugend noch mit der Selbstsicherheit ihrer Unerfahrenheit ohne innere Zweifel ausüben kann. Das Volk hat die Zeitungen, die es verdient; es ist ja — Abonnent.

Nur ein prinzipielles Mißtrauen gegen die Kritik, oder besser eine Nachkritik, die aus des Kritikers Ansichten seine Persönlichkeit zurückkonstruiert und danach abwägt, wo sein Urteil Beachtung verdient und wann es, wie jedes Urteil irgendwo, versagt: nur Selbständigkeit der Leser also könnte diese Zustände in etwas bessern. Die Folge wäre: weniger Zeitungen, mehr Bücher lesen!

Aber eine neue Schwierigkeit thut sich auf: Wo ist die Spur, die aus der Menge der litterarischen Erzeugnisse uns zu den wenigen wertvollen Büchern weist? Steht doch auch die Bucherzeugung durchaus unter dem Zeichen des modernen „Geschäfts"-Begriffes, wozu noch eine Ueberproduktion seitens der Schriftsteller kommt, die es selbst dem ideal gesonnenen Verleger ganz unmöglich macht, ohne Ware für die breiten Massen, ohne Reklame bis zu der litterarischen Brunnenvergiftung der „Waschzettel", d. h. der Irreführung des Publikums durch scheinbar unbeteiligte, doch vom Verleger gelieferte Kritiken im Redaktionsteil der Zeitungen, durchzukommen! —

Wie denn aber: ich behaupte, daß erstens nicht genug gelesen wird, daß zweitens alle Welt nur noch auf das Geschäftmachen abzielt: und dann sollte es doch eine Ueberproduktion geben, eine Ueberproduktion in Massen? Wenn kein Bedarf ist, wird doch kein Geschäftsmann etwas hervorbringen! Das ist doch ein Widerspruch!

Es scheint leider nur so; wir kommen hier zur zweiten Seite unseres Lesejammers, vielleicht der weniger beklagenswerten. Wenn bei ernsteren Menschen, vorwiegend Männern, das Lesebedürfnis unter Tageslast, Abspannung, Parteigeist, Einseitigkeit, Zeitungsvormundschaft immer mehr zurückgeht, so ist doch andererseits ein Trieb zum Lesen in außerordentlich weiten, und zwar nun hauptsächlich in weiblichen, Kreisen vorhanden. Aber dies Bedürfnis ist fast nichts als ein Zerstreuungsbedürfnis, nicht ein Bildungs-, ein Erhebungstrieb.

Wie unser Theater unter der Herrschaft des Geschäfts und der Forderung nach „Amüsement" (mehr als ein welsches Wort ist der Begriff nicht wert) von den Wohlhabenden = „Gebildeten" zu einer Vergnügungsanstalt, ins Variétéartige hinabgedrückt wird, so rückt die Litteratur, bis in ernster strebende Kreise hinein, mehr und mehr nach der Seite des Spannenden, des „Hübschen", des oberflächlich Lustigen.

„Ich will mich freuen," heißt es da immer im Tone ästhetischer Ueberzeugung, „wenn mich das Leben den Tag über hin- und hergeworfen hat. Ich will das Schöne. Gegrübelt hab' ich genug." Das heißt aber auf gut Deutsch eigentlich: ich will keine Freude mehr am Nachschaffen haben (das jedes echte

Kunstwerk verlangt), ich will keine neuen Gedanken; man soll mir nur etwas „vormachen", wobei ich bleiben kann, was ich bin, oder was mich angenehm erregt. Nur keine Erschütterungen meines Innersten! Dies kennen zu lernen, wäre am Ende ziemlich fatal für meine Selbstzufriedenheit!

Wie diese Leute aber vornehmlich Theaterbillets kaufen, so kaufen sie auch am ehesten Bücher — wenigstens, wenn sie sie durchaus nicht von guten Freunden oder schnell aus der Leihbibliothek geliehen oder vom Autor geschenkt bekommen können, was allerdings ein deutscher Nationaltrieb zu sein scheint! — Jedenfalls „gehen" nur solche Bücher, die den geschilderten Bedürfnissen dienen.

Man könnte das achselzuckend mit ansehen und sich trösten, daß ja auch das Konfitürengeschäft ein ehrliches Gewerbe ist, das seinen Mann nährt, ohne anderen sonderlich den Magen zu verderben. All' dieses „Bücherfutter" ist nur Zuckerzeug für Unbeschäftigte und spricht für die Höhenkultur ja doch nicht mit. Aber aus der Indifferenz der Männer gegen die Litteratur und dem ungemeinen Lesebedürfnis der Frauen, gerade der „mondainen", unbeschäftigten, tändelnden, ernstlosen, in Modebegriffen aufgehenden — auch solchen männlichen Geschlechts übrigens — aus diesen beiden Ursachen entwickelt sich doch eine sehr bedenkliche Folge: eine allmähliche Verweiblichung unserer Litteratur. Unser neuestes Schrifttum zeigt das auch da, wo es ernst genommen zu werden verdient, ganz abgesehen von der Flutwelle schriftstellernder Frauen, deren natürliche Gabe des leichten Fabulierens, „geschmackvollen" Darstellens, „aktuellen" Zuschauens sie zur Beliebtheit beim Publikum im voraus geeignet machen. Ist nicht unsere ganze Decadence mit ihrem Wichtigthun um ästhetische Fragen und „differenzierteste" Empfindungen beim Mangel eigentlichen Lebensinhalts eine effeminierte Kunst? Es soll nicht bestritten werden, daß in ästhetischer Beziehung auch neue Werte durch sie hervorgehoben wurden; für die Allgemeinentwickelung der Kunst war sie immerhin von einer gewissen Notwendigkeit; aber dem reifen deutschen Manne, der immer wieder den Inhalt über die Form stellt und auch nur geruhig stellen soll, hat die Decadence nichts geboten, ja sie hat ihn erst recht der Litteratur entfremdet.

Nur eine männliche Kunst — wozu übrigens auch z. B. die der Ebner-Eschenbach zu rechnen ist, damit kein Mißverständnis obwaltet! — kann uns wieder ein männliches Lesepublikum zuführen, nur ein männliches Lesepublikum eine Stütze neuer, wahrhafter Nationallitteratur werden; nur eine nationalen Idealismus erzeugende Litteratur aber endlich kann ein Gegengewicht abgeben gegen die abwärts ziehenden Kräfte der Geldjagd und Streberei, der Vergötterung des „Geschäftes".

Es giebt aber nun doch noch breite Schichten, die wirklichen Lesehunger haben, die sich ernstlich aus ihrem Tagesgeschäfte hinaufsehnen an das Licht. Die Volks- und Arbeiterbibliotheken sprechen davon, die Volksunterhaltungsabende, der Erfolg aller billigen Bücher. Und damit tritt noch ein neuer Jammer

vor uns: die Geschäftsverhältnisse im Buchhandel. Die Unsicherheit des Kunstgeschmackes, das geringe Kaufbedürfnis des Publikums, der seit langem höchst reformbedürftige Geschäftsbetrieb zwischen Verlag und Sortimenter bedingen ganz unverhältnismäßige Kaufpreise für unsere Bücher, so daß dadurch wieder der Leihunfug und die Leseunlust gesteigert wird, ohne daß doch der Schriftsteller, er sei denn ein Tagesgötze, vom Ertrage seiner Feder angemessen leben könnte, wenn er nicht nebenbei noch für Zeitungen schreibt, was dann wieder eine Produktion unter äußerem Zwange bedeutet.

Daß eine allgemeine wesentliche Verbilligung unserer Bücherpreise mit einer wesentlichen Hebung unserer Kultur gleichbedeutend wäre, ist ganz offenbar. Unsere Klassiker leben noch, Gottlob, dank der billigen Ausgaben. Nur ein Jammer, daß unsere edelsten Nationalgüter, die Gedanken unserer Besten, erst bis dreißig Jahre nach deren Tode nichts als kostbare Ware sind, deren Erfolg nur im seltensten Falle dem Verfasser zu gute kommt, da der wahrhaft Große erst nach Jahrzehnten zur Anerkennung zu kommen pflegt, bis die billigen Ausgaben diese Gedanken ins Volk tragen! Womit natürlich nichts gegen den Urheberrechtsschutz, sondern nur etwas gegen die ungesunde Kalkulation im gesamten Buchverlag gesagt werden soll. — Der Mann, der zum erstenmale wagemutig den Massenumsatz guter neuerer Schriftwerke zu billigem Preise ins Auge faßt, wird eine Umwälzung unseres ganzen Buchwesens herbeiführen!

Allerdings, eine gründliche Besserung aller angedeuteten Trübseligkeiten wird damit auch nicht erreicht. Es ergäbe nur eine gewisse Gesundung von unten her, und von der ist freilich noch am ehesten etwas zu hoffen. Denn von oben her kommen noch die weiteren Schädlinge, überreizter Geschmack und Mode, dazu, von denen vielleicht ein anderes Mal gesprochen werden soll; hier würde dies Thema einen zu breiten Raum einnehmen müssen.

Aber was könnte sonst geschehen, um unserem Lesejammer abzuhelfen, der dem „Volke der Dichter und Denker" so ganz besonders gut zu Gesichte steht?

Ich fürchte, verzweifelt wenig!

„Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann!" und

„Wollen Sie nur, und Sie haben eine Kunst."

In diesen beiden Sätzen liegt die einzige volle Hilfe: Einsicht in die Schäden und fester Wille bei jedem Einzelnen, wahrhaft geistige Interessen zu pflegen, trotz aller Abspannung und Zerstreuung, sich verantwortlich fühlen als Glied unseres Volkes, nicht völlig im Philistertum zu versinken.

Das größere Deutschland und die innere Politik.

Von

Rudolph Sohm.

Unsere Zeit „steht unter dem Zeichen des Verkehrs", des Weltverkehrs. Die Weltwirtschaft, die uns in ihre Kreise gezwungen, hat uns zugleich mit Naturgewalt auf die Bahnen der Weltpolitik geführt. Gerade noch in letzter Stunde ist das Deutsche Reich gegründet worden, die Kraft des deutschen Volkes zusammenfassend, damit es den Anforderungen einer neuen Zeit gewachsen sei. Seit erst drei Jahrzehnten hat die große Umwälzung sich vollzogen. Die Thore des alten Europa haben sich geöffnet. Das Meer erglänzt im Morgensonnenschein. Thalatta! Thalatta! Das Meer ist die Völkerstraße, die zu dem Weltmarkt führt. Auf dem Meere wohnt die Herrschaft über die irdischen Güter. Unsere Teilnahme am Weltverkehre fordert Teilnahme an der Herrschaft über die wogende See. „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser".

Das größere Deutschland beruht auf unseren Schiffen. Der Bau der Flotte ist Ausbau des Reichs. Eine neue Reichsgründung müssen wir unternehmen: die Erstreckung der Reichsgewalt auf den Ozean. Was nicht wächst, geht unter. Das blühende Reich muß ein wachsendes Reich sein. Wir werden nicht gefragt, ob wir wollen. Wir müssen, — bei Strafe des Niedergangs! Das Deutsche Reich muß größer sein.

Nicht so, als ob wir die Welt erobern müßten. Die Menschheitsgeschichte will Gemeinschaft der Völker, nicht Alleinherrschaft eines einzigen. Aber wir müssen uns selbst behaupten inmitten einer größer gewordenen Welt. In der Selbstbehauptung durch Steigerung unserer Kräfte dienen wir nicht nackter Machtpolitik, sondern der Idee der Gerechtigkeit, welche uns einen Anteil an der Weltherrschaft der Kulturvölker zuspricht.

Die äußere Politik ist um der Machtinteressen des Volkes willen da. Sie hat dem eigenen Volke die weltgeschichtlich gerechte Machtstellung zu erobern: Die Machtstellung, welche uns gebührt (suum cuique), welche dem Dienst entspricht, den wir der Menschheit leisten können. Soweit unsere Politik sich dies Ziel setzt, wird sie siegen. Weiter nicht. In welchen Grenzen Machtforderungen der Nation zugleich Gerechtigkeitsforderungen sind, darüber entscheidet eine höhere

Hand. Sie wägt die Völker je nach ihren Leistungen für die Emporentwickelung der Menschenwelt. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Mit der äußeren ist die innere Politik unzertrennbar verbunden. Auch die innere Politik ist um des Staates, des Volkes, der Macht des Volkes willen da. Damit das Volk nach außen stark sei, muß es nach innen richtig gegliedert sein. Die richtige Gliederung aber ist die gerechte Gliederung.

Auch die Entwickelung der inneren Politik vollzieht sich durch Machtkämpfe. Den herrschenden Klassen treten neue Schichten gegenüber, Anteil an der Herrschaft begehrend. Der Kampf um die innere Politik ist der Kampf um die Macht im Staate. Im Kampf der Klassen entscheidet das gleiche Gesetz, wie in dem Kampf der Völker. Den Staat beherrscht nur, wer dem Staate dient. „Ich diene" ist die Devise, mit welcher auch dieser Kampf gewonnen wird. Nicht das Machtinteresse einer Partei, sondern die Leistung, die sie für die Emporentwickelung des Staates, des ganzen Volkes zu vollbringen im stande ist, wird über den Erfolg entscheiden. Der Sieg einer Partei soll niemals der Sieg bloß einer Klasse, sondern der Sieg des Gesamtinteresses über blinde Selbstsucht sein. Auf wessen Seite die Feldzeichen des Volkes, des Reiches wehen, da ist der Sieg.

Weshalb sind die aufsteigenden Arbeitermassen trotz ihrer Millionenzahl dennoch heute noch ohne entscheidenden Einfluß auf den Staat? Weil ihre Fahne die rote Fahne ist. Weil sie den Machtinteressen und damit den Daseinsinteressen des Reiches sich versagen. Weil sie gegen Heer und Flotte sind. So lange sie den nationalen Interessen sich entziehen, so lange entzieht sich ihnen die Nation.

Weshalb übt umgekehrt die Landwirtschaft so mächtigen Einfluß auf das Reich? Obgleich die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft zurückgeht, obgleich das Lebensinteresse unseres Volkes täglich mehr an das Gedeihen von Handel und Industrie geknüpft ist, dennoch diese Wucht, mit welcher die Macht des Landmanns einhergeht! Weshalb? Weil innerhalb der agrarischen Kreise der nationale Gedanke lebendig wirksam ist. Die deutsche Landwirtschaft geht mit dem Reiche. So geht das Reich mit ihr.

Und das Centrum? Zwischen den Gedanken des Centrums und den Gedanken, in denen Macht und Kraft des Reichs beruht, ist eine tiefe Kluft befestigt. Der Katholizismus will im Grundsatz das Staatskirchenrecht des Mittelalters: die Verfügung des Papsttums über die Machtmittel des Staates zum Zweck der Alleinherrschaft der „allein seligmachenden" Kirche. Das Reich aber wurzelt in dem liberalen Staatsrecht der Gegenwart, welches die Souveränetät des nationalen Staates und seine Freiheit von jeder Kirche fordert. Trotzdem ist das Centrum seit dem Abgange des Fürsten Bismarck zur ausschlaggebenden Partei im Reiche geworden. Warum? Weil es für Lebensinteressen des Reiches, für das Bürgerliche Gesetzbuch, für Heer und Flotte eingetreten ist. Auch in den Männern des Centrums ist die Liebe zum deutschen

Vaterlande von führender Gewalt. Darum hat die katholische Partei in den entscheidendsten Fragen dem Deutschen Reiche den Dienst geleistet, den die Arbeiterpartei verweigert hat. In diesem Dienste ruht ihre Macht.

Trotz alledem ist klar, daß der gegenwärtige Stand unserer innerpolitischen Machtverhältnisse den thatsächlichen Kräfteverhältnissen innerhalb des Deutschen Reiches nicht entspricht. Im deutschen Volksleben überwiegt die protestantische Idee. Desungeachtet sitzt eine katholische Partei am Steuerruder des Reiches und bestimmt nicht bloß über die Gesetzgebung, sondern in weitgehendem Maße auch über die Verwaltung, das letztere insbesondere im preußischen Staate. Ebenso unnatürlich ist, daß der Stand der Großgrundbesitzer, der den Bund der Landwirte beherrscht, seine Interessen mit Hochdruck zu vertreten vermag, während Handel und Industrie nur mit Mühe zu Worte kommen. Der Fall der preußischen Kanalvorlage hat erst soeben die Uebermacht des agrarischen Deutschlands über das industrielle dargethan. Und doch ist das agrarische Deutschland außer stande, auf die Dauer die Last des wachsenden Reiches zu tragen. Alljährlich steigt unsere Volksmenge um mehr denn eine halbe Million. Im Ackerbau finden die neuen Ankömmlinge keinen Platz. Der wachsenden Volkszahl wird nur ein nach außen durch unsere Schiffe wachsendes Reich gerecht. Das Wachstum des Reiches hängt nicht an den großen Gütern, sondern umgekehrt an Handel und Industrie.

Dem Reiche dienen nicht die Kräfte, die ihm an erster Stelle dienen sollten. Die aufsteigenden Mächte, auf denen die Zukunft unseres Volkes ruht, kommen in der bestehenden innerpolitischen Machtverteilung nicht zu naturgemäßer Entwickelung.

Es ist etwas krank in unserem Volkskörper. Die Krankheit ist die Sozialdemokratie. Durch die Sozialdemokratie steht die Arbeiterpartei, die Partei mit der größten Wählermasse, in Gegensatz zum Reich. Sie hat zwar mitgewirkt, die Handelsvertragspolitik des Grafen Caprivi zum Siege zu führen. Sonst aber setzt sie allen Lebensforderungen des Reiches ein schroffes Nein entgegen. Darum muß das Reich bei der katholischen Partei Zuflucht suchen. Darum führen die Interessen des Großgrundbesitzes so überlaut das Wort. In dem Dasein der Sozialdemokratie wurzelt der Mißstand unserer politischen Verhältnisse: die Uebermacht des Centrums und des Bundes der Landwirte. Eine große Volkspartei ist den Interessen des deutschen Volkes feindlich! Das ist es, was uns krank macht.

In den bestehenden politischen Machtverhältnissen waltet die Gerechtigkeit, aber die Gerechtigkeit, welche Strafe für begangene Schuld bedeutet. Gewiß liegt ein Teil der Schuld bei der Arbeitermenge, die dafür mit politischer Einflußlosigkeit büßen muß. Ebenso gewiß aber liegt ein großer Teil der Schuld bei der herrschenden Klasse. Von oben, aus den herrschenden Kreisen, kommt alles: kommt Segen und Unsegen für das Volk. Die Verantwortung für die Entwickelung der Nation fällt immer an erster Stelle auf die Gebildeten, die

Herrschenden. Die Herrschenden haben ihre Pflicht gegen die Niederen nicht gethan. Insbesondere gilt das von den herrschenden Kreisen des Protestantismus. Ihre Strafe ist zugleich das Uebergewicht der katholischen Partei und die Entstehung der Sozialdemokratie.

Der wirtschaftliche Lebenskampf der niederen Menge ist ein Kampf um die Bedingungen des Arbeitsvertrages, um Steigerung des Arbeitslohnes, um Kürzung der Arbeitszeit. Das Mittel des Kampfes mußte die gewerkschaftliche Organisation des Arbeiterstandes sein, eine Organisation, welche die Arbeiter in den Stand setzte, bei Abschluß des Arbeitsvertrages als freier Vertragsteil ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Zum Arbeitsvertrage gehören zwei Teile, der eine, der die Arbeit anbietet, der andere, der die Arbeit nimmt. Der vereinzelte Arbeiter muß die Arbeit so nehmen, wie sie ihm angeboten wird, bei Strafe des Hungerns für sich und seine Familie. Der organisierte Arbeiter will die Arbeit nur so nehmen, wie sie mit seinen Lebensinteressen vereinbar ist. Er will die Mitherrschaft über den Arbeitsvertrag. Das ist von geltenden Gesetzes wegen sein Recht. Denn er ist von Rechts wegen ein freier Arbeiter. Die Mitherrschaft über den Arbeitsvertrag schließt aber in ihren Folgen eine gewisse Mitherrschaft über den Arbeitsbetrieb in sich, über den Betrieb des Unternehmens, welches der Unternehmer geschaffen hat.

Es war klar, daß die Interessen des Unternehmers dadurch auf das empfindlichste betroffen wurden. Die so lange allein geübte „Herrschaft im Hause" sollte der Unternehmer genötigt werden, mit dem aufsteigenden Arbeiterstande in gewissem Maße zu teilen. Daraus entbrannte der Kampf. Das war naturnotwendig. Ja, es war naturnotwendig, daß der Unternehmerstand ebenso wie der Arbeiterstand mit rücksichtsloser Einseitigkeit und mit allen Mitteln ausschließlich das auf seiner Seite liegende Interesse verteidigte. Das Verhängnis aber war, daß die gesamte herrschende Klasse und mit ihr der Staat sich auf die Seite des Unternehmerstandes gegen den Arbeiter stellte. Das einseitige Unternehmerinteresse ward als mit dem öffentlichen Interesse zusammenfallend geachtet. Das Interesse der Unternehmerklasse galt für das Interesse der herrschenden Klassen überhaupt, ja für das Staatsinteresse. Die ganze bestehende Ordnung der Gesellschaft ward für bedroht angesehen, wenn der freie Arbeitsvertrag des bereits geltenden Rechts sich verwirklichte. Es bildete sich der Begriff der vereinigten „Ordnungsparteien", deren Aufgabe sei, dem Unternehmerstande gegen die „Auflehnung" des Arbeiterstandes beizustehen. Der Bestand der ganzen Staatsordnung ward für bedroht ausgegeben, wenn die Forderungen der Arbeiterschaft in Bezug auf den Arbeitsvertrag, in Bezug auf Arbeitslohn, auf Arbeitszeit, auf Mitbestimmung der Arbeitsbedingungen sich verwirklichten. Die praktische Durchführung des bereits geltenden Rechtes vom freien Arbeitsvertrage erschien als „Umsturz" der ganzen bestehenden Rechtsordnung und ward demgemäß behandelt.

Die Arbeiterschaft that allerdings alles Mögliche, um diese Art der Verteidigung der bestehenden „Ordnung", der Ablehnung aller Arbeiterforderungen als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die Arbeitermenge ward von ihren Führern dahin belehrt, daß es in der Natur des bestehenden Staates liege, das einseitige Interesse der herrschenden Klasse zu verteidigen, daß von diesem Staate daher niemals Rettung zu erwarten sei, daß diesem Staate, auch dem Deutschen Reiche, als einem bloßen Klassenstaate, lediglich der Haß der Arbeiterklasse gebühre, daß Heer und Flotte nur ein Mittel zur Unterdrückung der niederen Menge, zur Befestigung der Herrschaft der „Ausbeuter", daß der nationale Gedanke nur ein Vorwand sei für die Unterdrückung der Arbeiterschaft, daß darum dem nationalen Staate jedes Mittel seiner Machtentfaltung verweigert werden müsse. So stellte die deutsche Arbeiterschaft unter sozialdemokratischer Führung sich in Schlachtordnung gegen das Reich auf.

Der Wahn, daß Erfüllung der Arbeiterinteressen nur von einem durch das Proletariat zu schaffenden Zukunftsstaate, nicht aber vom bestehenden nationalen Staate zu erwarten sei, machte allerdings die Arbeiterpartei zu einem grundsätzlichen Feinde, nicht bloß der bestehenden Gesellschaftsordnung, sondern des bestehenden Staates. Die Verquickung der wirtschaftlichen, in dem geltenden Rechte wurzelnden Arbeiterforderungen mit ganz irre gehenden politischen Forderungen mußte notwendig das größte Hindernis für die praktische Durchsetzung der Arbeiterbewegung sein. Die der Freiheit des Arbeitsvertrages dienenden Gewerkschaften wurden infolge ihres politischen Charakters zugleich das Mittel für die Ausbreitung einer politischen, der sozialdemokratischen Partei, welche mit aller Macht dem Reichsinteresse widerstrebte. Die Verbindung des Arbeiterprogramms mit dem politischen Programm der Sozialdemokratie mußte notwendig den Anschein erwecken, daß die ganze Arbeiterbewegung als solche staatsfeindlich sei. Sie mußte den Staat auf die Seite des Unternehmertums drängen. Sie mußte den herrschenden Klassen die Unternehmerinteressen als die gemeinsamen Interessen aller erscheinen lassen. Wer die Arbeiterinteressen vertrat, war notwendig ein „Sozialdemokrat".

Von beiden Seiten ward der gleiche Fehler gemacht. Sowohl die herrschenden Kreise wie der Arbeiterstand gehen grundsätzlich von dem Zusammenfallen der Arbeiterforderungen mit den sozialdemokratischen Forderungen aus. Die Arbeiterbewegung soll unterdrückt werden, damit die Sozialdemokratie vernichtet werde. Das ist der Standpunkt der herrschenden Parteien noch heute, insbesondere der Parteien, die überwiegend aus protestantischen Kreisen hervorgehen: der konservativen und der nationalliberalen Partei. Der Protestantismus ist in seiner großen Mehrheit ohne volles Verständnis für die soziale Frage, d. h. ohne volles Verständnis für die berechtigte Arbeiterbewegung, die hinter der Sozialdemokratie sich verbirgt. Darum hat den deutschen Protestantismus die Strafe

getroffen, daß gegenwärtig der Katholizismus in der Vorherrschaft ist. Alles Eifern der konservativen und der nationalliberalen Organe gegen den Ultramontanismus und seine Gefahren ist ganz umsonst und bloße Lufterschütterung, so lange jene Parteien den Preis nicht zahlen wollen, um den allein die Ueberwindung der Macht des Centrums zu haben ist: die Anerkennung des Rechtes der Arbeitnehmer, den freien Arbeitsvertrag zu begehren. Die politische Macht des Protestantismus wird erst in dem Augenblick wieder hergestellt sein, in welchem die Sozialdemokratie verschwindet, um einer nationalen Arbeiterpartei Platz zu machen. In dem Augenblick, in welchem eine national gesinnte Arbeiterschaft die Plätze der sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten besetzt, wird die Macht des Centrums gebrochen sein. Centrum und Sozialdemokratie sind gleichzeitig gekommen und werden gleichzeitig gehen. Der Weg zur Bekämpfung der Uebermacht des Katholizismus führt mitten durch die soziale Frage.

Aber nicht bloß das Lebensinteresse des Protestantismus, sondern ebenso das Lebensinteresse des Reiches fordern gebieterisch die Trennung der Arbeiterbewegung von der Sozialdemokratie. In der Arbeiterbewegung vollzieht sich die Erhebung eines Mittelstandes neuer Art. Die gelernten, die besser gestellten Arbeiter sind es, die ihn bilden. In diesen höheren Arbeiterkreisen aber herrscht gerade die Sozialdemokratie. Um diese Kreise handelt es sich. Sie müssen dem Reiche gewonnen werden. Sie müssen mit nationaler Gesinnung sich erfüllen. Der einzige Weg, der zu diesem Ziele führt, ist die Erweckung des Gefühls, daß das Reich und sein Recht nicht bloß den Interessen der herrschenden Klassen, sondern gerade so den Interessen der aufsteigenden Arbeiterklassen dient. Es handelt sich um ein ganz Einfaches und zugleich um ein sehr Großes und Mächtiges, — um *Gerechtigkeit*. Die aufsteigenden Arbeiterkreise sind bis jetzt von unbedingtem Mißtrauen gegen den Staat und alles, was von oben kommt, erfüllt. Dies Mißtrauen ist unser Feind. Dies Mißtrauen ist die Krankheit unseres Volkskörpers. Dies Mißtrauen muß überwunden werden. Das wird der innere Sieg sein, der allein auch äußere Siege ermöglicht. Das Mißtrauen der Arbeiterkreise wurzelt in der vom Staate und von den herrschenden Klassen geübten Ungerechtigkeit. Es wurzelt darin, daß der Arbeiterbewegung, weil sie mit sozialdemokratischen Ideen verknüpft war, überall der entschiedenste Widerstand seitens der Staatsgewalt entgegengesetzt wurde. Großes ist vom deutschen Staate auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung, überhaupt des Arbeiterschutzes im Interesse des *einzelnen* Arbeiters geschehen. Der auf *Freiheit*, auf Macht über den Arbeitsvertrag gerichteten Bewegung der Arbeiter*klasse* aber ward, weil sie im sozialdemokratischen Gewande auftrat, der Krieg erklärt. Die Staatsgewalt wollte die *Gedanken* der Sozialdemokratie durch ihre *äußeren* Mittel hindern. Sie erreichte natürlich das Gegenteil. Noch mehr, sie verbitterte die ganze Arbeiter-

bewegung, weil der staatliche Widerstand gegen die Ausbreitung der sozialdemokratischen Lehre im Erfolge zugleich Widerstand gegen die Geltendmachung der praktischen Arbeiterforderungen war. In dem Kampf um ihre wirtschaftlichen Daseinsbedingungen wurden die Arbeiter von der Staatsgewalt gehemmt, weil in den Köpfen der Kämpfenden sozialdemokratische Irrlehren lebendig waren. Die Arbeiterschaft fühlte sich nicht ohne Grund der gleichen Bürgerrechte mit den übrigen Staatsgenossen beraubt. Sonne und Wind der Staatsgewalt waren auf seiten ihrer wirtschaftlichen Gegner. Notwendig mußte der Staat der Gegenwart ihnen als bloßer Klassenstaat erscheinen.

Das Heilmittel liegt auf der Hand. Die sozialdemokratische Theorie muß, so lange sie bloße Lehre ist, — und das ist sie — von Staats wegen gerade so frei sein wie jede andere Lehre. Gedankenfreiheit! Wenn der Staat in diesen Kampf eingreift, macht er das Uebel nur um so schlimmer. Die Wahrheit siegt. Die sozialdemokratische Irrlehre wird sich von selber auflösen. Sie ist schon auf dem besten Wege dazu. Um sozialdemokratischer Ansichten willen darf niemand in seinen Bürgerrechten zurückgesetzt werden. Um der sozialdemokratischen Lehre willen darf niemals der Arbeiterstand in seinen Versammlungen, in seinem Vereinswesen, in seiner Organisation, in der Geltendmachung seiner Interessen gehemmt werden. Nur wenn die sozialdemokratische Theorie volle Freiheit hat, sich selber auszuleben und sich selber zu widerlegen, wird sie eine „vorübergehende Erscheinung" sein, wird sie verschwinden wie ein Rauch. Die Gleichbehandlung aber des Arbeiters, auch des sozialdemokratisch gesinnten Arbeiters mit allen anderen Bürgern unseres Reichs wird das innerste Begehren der Arbeiterbewegung erfüllen. Denn darum handelt es sich. Der aufsteigende Arbeiterstand will nicht Liebeserweisungen, sondern das gleiche Recht. Das ist es, um was er kämpft. Wenn ihm das gewährt wird, schwindet der Stachel aus seinem Herzen. Sobald das Reich seine Rechte schützt gleich wie die der übrigen, wird er das Reichsinteresse, wie wir alle, zugleich als sein persönliches Interesse begreifen lernen, wird er allmählich aus einem Sozialdemokraten in einen nationalgesinnten Bürger unseres Reiches sich verwandeln.

Eine nationale Arbeiterpartei ist die Lösung aller unserer inneren Schwierigkeiten. Eine solche Arbeiterpartei steht naturnotwendig auf der Seite des Handels und des Gewerbes. Sie muß für unsere Schiffe, für unsere Flotte sein. Sie ist die Volksmasse, die mit dem Reiche hinausgeht auf das Meer. Sie giebt unserer Weltverkehrspolitik den notwendigen Riesendruck einer nationalen Gesamtbewegung. Sie wird wie den Protestantismus von der politischen Uebermacht des Katholizismus, so Handel und Industrie von der politischen Uebermacht des Großgrundbesitzes befreien. Noch mehr. Sie giebt dem Reiche innere Macht, auf welcher allein dauernde äußere Macht beruht.

Das aufsteigende Deutsche Reich fordert ein aufsteigendes deutsches Volk.

Das Volk, welches die Kraft des Reiches darstellt, ist immer nur die Zahl derjenigen, die bewußt und aus allen ihren Kräften zum Reiche stehen, um an der Emporentwickelung unseres Volkes mitzuarbeiten. Die übrigen sind nur Masse, nicht Volk. Das Volk aber, das wahrhaft lebendige, mitarbeitende, mitwirkende Volk muß wachsen, damit das Reich wachse. In alten Zeiten war das Volk in diesem Sinne nur der hohe Adel: die führenden Herrengeschlechter. Dem trat dann im Mittelalter der niedere Adel zur Seite. Seit dem 16. Jahrhundert ist auch das Bürgertum in die Reihen des Volkes, des lebendigen Volkes eingetreten. Die ganze neuere Geschichte beruht in dieser Thatsache. Heute will und muß das deutsche Volk aufs neue wachsen. Aus den Reihen des Arbeiterstandes steigen neue Schichten empor, verlangend, auch bewußten, mitwirkenden Anteil an dem Gang der deutschen Volksgeschichte zu nehmen. Um die Erfüllung dieses Begehrens handelt es sich. Das ist der politische Inhalt der sozialen Frage. Es kommt darauf an, die neu zuwachsenden Glieder mit dem nationalen Geiste zu erfüllen, der allein dem Ganzen Lebenskraft verleiht. Es kommt darauf an, den Arbeiterstand dem deutschen Volke zu gewinnen. Das deutsche Volk muß größer sein.

Das größere Deutschland verlangt gebieterisch ein größeres deutsches Volk. Die ganze gesammelte deutsche Volkskraft muß hinter dem Reiche stehen in dem Augenblick, da das Reich auf den Ozean hinausschreitet. Die äußere Politik des größeren Deutschlands fordert die innere Politik des größeren Volkes. Die Macht nach außen kann nur durch Freiheit im Innern gewonnen werden. Aus der Freiheit der Arbeiterbewegung, aus der Handhabung voller Gerechtigkeit wird die Stärkung der Monarchie und die Gesundung des Reiches, wird die innere Einigung hervorgehen, die allein gegen alle Feinde stark macht. Gerechtigkeit erhöht ein Volk. Gerechtigkeit giebt Macht.

Aus dem „Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck".

„Mit der heutigen Eröffnung des ersten deutschen Reichstags nach Wiederherstellung eines Deutschen Reiches beginnt die erste öffentliche Thätigkeit desselben. Preußens Geschichte und Geschicke wiesen seit längerer Zeit auf ein Ereignis hin, wie es sich jetzt, durch dessen Berufung an die Spitze des neugegründeten Reiches, vollzogen hat. Preußen verdankt dies weniger seiner Ländergröße und Macht, wenngleich Beides sich mehrte, als seiner geistigen Entwickelung und seiner Heeres-Organisation. In unerwartet schneller Folge haben sich im Laufe von sechs Jahren die Geschicke meines Landes zu dem Glanzpunkte entwickelt, auf dem es heute steht. In diese fällt die Thätigkeit, zu welcher ich Sie vor zehn Jahren zu mir berief. In welchem Maße Sie das Vertrauen gerechtfertigt haben, aus welchem ich damals den Ruf an Sie ergehen ließ, liegt offen vor der Welt. Ihrem Rat, Ihrer Umsicht, Ihrer unermüdlichen Thätigkeit verdankt Preußen und Deutschland das weltgeschichtliche Ereignis, welches sich heute in meiner Residenz verkörpert."

Aus: Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck. Bd. I. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Aus dem Briefe Sr. Majestät des Kaisers an Otto von Bismarck vom 21. März 1871.

Ein Gespräch mit einem Nordamerikaner.

Von

Wilhelm von Kardorff-Wabnitz.

In den Tagen, an welchen die Nachricht von dem tragischen Ende des Präsidenten McKinley hierher gelangte, erhielt ich den Besuch eines mir aus der bimetallistischen Bewegung bekannten Herrn, der seit länger als einem Dezennium, geschäftlicher Unternehmungen halber, regelmäßig die Hälfte des Jahres im Westen der Vereinigten Staaten zuzubringen pflegt.

Mr. M. zögerte nicht, unser Gespräch auf das uns geläufige Thema der Währungsfrage zu bringen, entwickelte dabei aber Anschauungen über den Zusammenhang der Währungsfrage mit den Vorgängen in der internationalen Weltpolitik, die mir eine Wiedergabe zu verdienen schienen, welche ich mit seiner Genehmigung hierdurch versuche.

„Mit der ersten Niederlage Bryans bei der Präsidentenwahl," so deduzierte Mr. M., „war der Sieg der Goldwährung auf der ganzen Linie entschieden. Ich hatte nicht Mr. Bryans Theorieen über die Zweckmäßigkeit eines selbständigen Vorgehens der Vereinigten Staaten mit Aufrichtung der Doppelwährung geteilt. Im Gegensatze zu ihm und seinen Anhängern hielt ich, wie Sie, die Wiederherstellung des Silbers zum Münzmetall, unter Festlegung der Wertrelation zwischen Gold und Silber, nur möglich auf Grund umfassender internationaler Vereinbarungen. Aber auch unsere währungspolitischen Freunde haben großenteils tapfer für Bryan agitiert und gestimmt. Sie sagten sich, daß, wenn ein Gemeinwesen von der Macht und Bedeutung der Vereinigten Staaten einen so energischen Vorstoß zu Gunsten des Silbers mache, wie er in der Wahl Bryans zum Präsidenten gelegen hätte, die ganze Währungsfrage damit ins Rollen gebracht werden würde. Die Steigerung des Silberwertes, welche eine solche Politik nach sich gezogen hätte, die hierdurch hervorgerufene Veränderung in dem Preisniveau aller Produkte, hätte — so sagte man sich — auch die anderen großen Kulturstaaten darauf hinführen müssen, die kulturelle, die wirtschaftliche, die finanzielle Bedeutung der Währungsfrage klarer zu erkennen, als sie es bisher vermocht haben."

Ego: Es war vielleicht von vornherein ein Kardinalfehler, die Währungsfrage in Gemeinschaft mit England regeln zu wollen, statt in derselben das einzige Mittel zu erblicken, um die finanzielle, durch Verallgemeinerung der Goldwährung verdoppelte Uebermacht Englands zu brechen.

Mr. M.: „Der trügerische Anschein, als ob England selbst, wegen seiner indischen Valutaschwierigkeiten, oder im Interesse seiner gewaltigen Industrieen, für eine bimetallistische Regelung der Währungsfrage gewonnen werden könne, wurde verstärkt durch die bekannte, von der Majorität des Unterhauses angenommene Resolution, welche die Wiederherstellung des Silbers zum Münzmetall befürwortete. Aber heute regiert nicht mehr Lancashire in England, sondern die Chamberlain und Cecil Rhodes, d. h. die Interessen der Londoner Börse, des großen internationalen Geldverleihers. In diesen Interessen liegt es lediglich, die Schuldnerländer durch die Goldwährung zu nötigen, zur Begleichung ihrer Goldzinsen das doppelte Quantum an Produkten zu liefern, wie die dauernde Steigerung der Kaufkraft des Goldes dies mit sich führt."

Ego: Wie die Dinge heute liegen, ist es überflüssig, darüber noch ex post zu philosophieren. Die Goldwährung hat, wie Sie selbst sagen, heute auf absehbare Zeit auf der ganzen Linie gesiegt, und die Welt muß sich mit dieser Thatsache abfinden und die Konsequenzen tragen. — Aber wie es mir scheinen will, war seit seinem ersten Wahlsiege die Popularität McKinleys in demselben Maße gewachsen, wie die Bryans sich vermindert hatte? Und das, obschon McKinley, wie man behauptete, mit Hilfe englischen Goldes gewählt war.

Mr. M.: „Diese Behauptung halte ich für unbegründet und unwahrscheinlich. Englische Kapitalisten mögen hin und wieder mit der Zurückziehung und Kündigung ihrer in Amerika angelegten bezw. arbeitenden Kapitalien gedroht haben, falls Bryan den Sieg davontrüge — eine Drohung, die man Goldwährungsanhängern nicht verübeln kann —: im übrigen verfügten aber die Parteigenossen McKinleys im Verein mit den Goldwährungsdemokraten über so reiche Mittel, daß sie auswärtiger Unterstützung nicht bedurften. Ich kann nur wiederholen, die Londoner Börse gab natürlich der Wahl eines prohibitiven Schutzzöllners wie McKinley vor der Wahl eines Silbermannes wie Bryan den Vorzug. Sie war sicher, daß das quod non, welches sie dem loyalen Versuche McKinleys entgegensetzte, die internationalen Verhandlungen über Regelung der Währungsfrage fortzusetzen, eben den definitiven Sieg der Goldwährung in sich schließen würde. Vergessen Sie auch nicht, daß in jene Wahlzeit der Beginn des kubanisch-spanischen Konflikts fiel. Auch Bryan, falls er gewählt wäre, würde zum Kriege, zur Annexion Kubas und der Philippinen gedrängt worden sein. Ob aber seiner Präsidentschaft gegenüber England diesen Annexionen so ruhig zugesehen haben würde, wie es sie zuließ, nachdem McKinley vor der Goldwährung kapituliert hatte, ist mir sehr zweifelhaft."

Ego: Sie scheinen mir anzudeuten, daß die Passivität Englands in dem spanischen Konflikte gewissermaßen der Preis war, den es den Vereinigten Staaten für die Ueberwindung der Bryanschen Silberpolitik zu zahlen genötigt war?

Mr. M.: „Ungefähr ja! Und die Popularität, die wachsende Popularität

McKinleys verdankte er zum guten Teil der imperialistischen panamerikanischen Politik, die er verfolgte, einer Politik, die so unmittelbar auf dem sich von Tag zu Tag steigernden Selbständigkeits- und Machtgefühle der gesamten Bevölkerung der Vereinigten Staaten beruht, daß eben auch Bryan keine andere Politik hätte treiben können. Carlyle führt bei Besprechung der Teilung Polens, um die innere Notwendigkeit jener Katastrophe nachzuweisen, gelegentlich aus, daß eine Nachbarschaft unerträglich sei, in deren Behausung ununterbrochen Feuer ausbreche. Eine solche Nachbarschaft war Kuba für die Vereinigten Staaten, angesichts der durch die spanische Mißregierung unaufhörlich hervorgerufenen Aufstände."

Ego: Und die Philippinen?

Mr. M.: „Gingen dann so mit — ein so verrotteter Staat, wie Spanien, kann keine Kolonieen beherrschen."

„Aber McKinleys wachsende Volkstümlichkeit beruhte auch nicht zum geringsten auf dem gewaltigen Aufschwunge, den unter seiner Präsidentschaft die Vereinigten Staaten politisch, wirtschaftlich und finanziell genommen haben. Prüfen Sie einmal die Statistik des auswärtigen Handels Nordamerikas während der letzten zehn Jahre, und Sie werden über das geradezu phänomenale Steigen dieser Ziffern erstaunen. Das gleiche gilt von der Entwickelung der Gesamtindustrie: Eisen- und Textil-Industrie, Bergbau in allen seinen Zweigen, besonders die Kohlenproduktion, Schiffbau und Landwirtschaft zeigen ein Wachstum, das nahezu unglaublich ist. Wir haben in der Weltgeschichte kaum ein Beispiel eines ähnlich schnellen Aufblühens in so verhältnismäßig kurzer Zeit."

„McKinley zog dann rücksichtslos die von Wolowski, Seyd, Laveleye vorhergesagten Konsequenzen der Verallgemeinerung der Goldwährung, indem er die schutzzöllnerischen Theorieen der Careyschen Schule durch Aufstellung nahezu prohibitiver Zolltarife verwirklichte, mit dem Erfolge, daß heute die Vereinigten Staaten eine kräftige, aktive Handelsbilanz besitzen, daß ihr Barschatz an Gold beträchtlich stärker ist als selbst der französische, daß gleichwohl eine starke Tilgung der Staatsschulden hat ermöglicht werden können. Liegt hierin nicht eine praktische Widerlegung der Manchesterschule mit ihren Freihandelstheorieen, wie sie beweiskräftiger kaum gedacht werden kann? Die Vereinigten Staaten weisen während dieser Periode ein rapides Steigen der Bevölkerungsziffer auf, sie haben bei einem beispiellosen industriellen Aufschwunge eine finanzielle Machtstellung errungen, die sie zum Konkurrenten Englands auf dem großen Geldmarkte der Welt gemacht hat, und ihre Stimme tönt in dem Konzerte der Großmächte heute weit vernehmlicher als je zuvor."

Ego: Nur verdirbt leider böses Beispiel gute Sitten: Die ohne jeden Einspruch anderer Mächte vollzogene Einverleibung Kubas und der Philippinen hat vielleicht dazu beigetragen, die Gewaltspolitik Englands Transvaal gegenüber mit hervorzurufen!

Mr. M.: „Selbst wenn man dies zugeben wollte, müßte man anerkennen, daß die Vereinigten Staaten den Zeitpunkt der Lösung der Kubaner Frage richtiger wahrnahmen. Diese Frucht war reif, sie mußte bei energischem Schütteln des Baumes den Amerikanern in den Schoß fallen. Aber die Transvaalaktion war meines Erachtens eine voreilige. Bei der starken englischen Einwanderung nach Südafrika, der Macht des dort arbeitenden englischen Kapitals wäre Transvaal — selbst bei formeller äußerer Unabhängigkeit — in nicht allzulanger Zeit völlig von englischen Interessen beherrscht worden. Die Frucht wäre von selbst England in den Schoß gefallen. Aber Cecil Rhodes und Genossen konnten die Zeit nicht erwarten, und so wurden dem englischen Volke die Gefahren des Afrikanderbundes und die Notwendigkeit der Sicherung des Seeweges nach Ostindien vorgeschwindelt, um die Einverleibung Transvaals als eine notwendige, hochpolitische Aktion rechtfertigen zu können, während Kapstadt sich, auch bei etwaiger Verwirklichung der Afrikanderpläne, für die völlige Unabhängigkeit Südafrikas, zu einem zweiten Gibraltar hätte herstellen lassen, das den Engländern die Sicherung des indischen Seeweges so gut verbürgt haben würde, wie das spanische Gibraltar ihnen den freien Zugang zum Mittelländischen Meere sichert."

Ego: Bei allen Sympathieen für die Boeren, die ich mit der ganzen deutschen Bevölkerung teile, kann ich doch nicht umhin, das starke englische Nationalgefühl zu bewundern, welches, nachdem der Krieg einmal begonnen, das ganze englische Volk ohne Murren die Opfer tragen läßt, welche dieser ihm auferlegt. Ich wünschte, wir wären in Deutschland erst so weit!

Mr. M.: „Ich stehe dieser Erscheinung doch etwas skeptischer gegenüber. Wir haben in Preußen eine für ein zivilisiertes Land etwas rückständige Institution in der Staatslotterie. England besitzt eine solche nicht, dafür spielt man dort in südafrikanischen Goldshares, die in kleineren Beträgen bis zu 1 Pfund herunter unter der Bevölkerung vertrieben werden. Diese Shares besitzen alle Volksschichten von den upper ten thousands, den Lords und Herzögen herunter bis zum Haushälter und der Köchin. Und dieser Besitz ist deshalb ein Hazardspiel, weil die Shares außerordentlich verschieden in ihrem reellen Werte sind. Sie haben Shares von den guten Goldminen, die bis zu 70 oder 80 Prozent pro Jahr gebracht haben und noch weitere hohe Dividenden in Aussicht stellen, aber es giebt auch eine Anzahl Shares sehr zweifelhafter Natur, Shares von Minen, die noch längst nicht in Betrieb gesetzt sind oder bei denen die Wahrscheinlichkeit dafür besteht, daß sie wegen Armut der Erze oder besonderer Betriebsschwierigkeiten niemals Dividenden geben können. Solche minderwertige, von Schwindelfirmen in Kurs gesetzte Shares laufen in großer Anzahl um, und der Krieg bietet den unlauteren Emittenten die willkommene Entschuldigung, daß von Dividenden natürlich keine Rede sein könne, bis die damned boers endgültig zu Boden geworfen sein würden. Die große Menge der Inhaber ist thöricht genug, dies zu

glauben, oder optimistisch genug, um anzunehmen, daß gerade die Shares, die in ihrem Besitze sind, noch auf eine glänzende Zukunft rechnen könnten. Diese alle glauben also, ein großes Interesse an der siegreichen Durchführung des Krieges zu besitzen. Ohne die durch die Aechtung des Silbers hervorgerufene stetige Steigerung der Kaufkraft des Goldes würde meiner Meinung nach die gute Hälfte der südafrikanischen Minen überhaupt keine Dividenden geben."

Ego: Aber gerade diese unsere alte Theorie von der durch Verallgemeinerung der Goldwährung stetig steigenden Kaufkraft des Goldes, id est eines anhaltenden auf alle Rohprodukte und Stapelartikel sich erstreckenden Preisdruckes, war, wie Sie wissen, die angefochtenste aller unserer Behauptungen, mochten wir uns auf die Autorität von Goldwährungsanhängern wie Giffen oder auf die Unfehlbarkeit der Sauerbeckschen Preisstatistik berufen. Und schließlich ist der Goldreichtum Südafrikas ein so großer, daß er die Gier der Cecil Rhodes und Komplizen gereizt haben würde, auch wenn durch die Konkurrenz des Silbers als Münzmetall der spezifische Wert des Goldes in den alten Grenzen geblieben wäre.

Mr. M.: „Vielleicht ja; — ich beabsichtigte nur, Ihrer zu idealen Auffassung von der nationalen Opferwilligkeit des englischen Volkes einen kleinen Dämpfer zu geben. Wäre diese so groß, so könnte es nicht mit so großen Schwierigkeiten verbunden sein, Rekruten für den Krieg anzuwerben."

Ego: Trotz dieser Schwierigkeiten fürchte ich, werden die Boeren schließlich der Uebermacht unterliegen.

Mr. M.: „Weshalb? Die Lage der Amerikaner im Unabhängigkeitskriege war jahrelang auch eine sehr schlechte; und Friedrich der Große hatte nach dem schlimmen Jahre der Schlacht von Kunersdorf eine größere Uebermacht gegen sich, wie sie heute den Boeren gegenübersteht! Ich bin noch so altfränkisch, an gewisse Imponderabilien in der Weltgeschichte — unter anderen an eine göttliche Weltregierung — zu glauben, deren Absichten und Ziele uns ja verborgen bleiben, deren Bestehen aber menschliche Wahrscheinlichkeitsberechnungen ziemlich wertlos macht."

„Jedenfalls hat das Prestige Englands einen starken Stoß erhalten, es muß heute mit gebundenen Händen zusehen, was Rußland in Asien, die Vereinigten Staaten in Amerika und dem Stillen Ozean ins Werk setzen, um ihre Machtstellung zu befestigen. Mag der Transvaalkrieg auslaufen, wie er wolle: nach seiner Beendigung wird England schon in den Vereinigten Staaten in finanziellen und wirtschaftlichen Fragen einen Rivalen vorfinden, dessen Bedeutung täglich wächst — ganz abgesehen davon, daß die Amerikaner, die Franzosen, die Russen, die Japaner und nicht an letzter Stelle unser deutsches Vaterland inzwischen in den Besitz von Kriegsflotten gelangt sein werden, die auch für England dann um so weniger eine quantité négligeable sein dürfen, als doch eine Koalition einzelner dieser Mächte nicht zu den Unmöglichkeiten gehört!"

Ego: Darf ich mit einer Zwischenfrage kommen? Nach den amerikanischen

Zeitungen scheint in den Vereinigten Staaten eine mir nicht recht verständliche Animosität gegen Deutschland zu bestehen. Wodurch ist diese hervorgerufen?

Mr. M.: „Nur durch Preßpiraten, welche in englischem Interesse Deutschland und die Vereinigten Staaten an einander zu hetzen suchen. Man sucht den Glauben hervorzurufen, daß Deutschland darauf versessen sei, in Südamerika Kolonieen zu erwerben, um den Strom deutscher Auswanderer dorthin zu konzentrieren, und nach der heute etwas erweiterten, ganz Amerika umspannenden Monroedoktrin leitet man daraus künftige Konflikte zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ab!"

Ego: Bestrebungen, deutsche Auswanderer nach den dort schon bestehenden deutschen Ansiedelungen in Südbrasilien zu dirigieren, bestehen unzweifelhaft, von einem Wunsche, dort deutsche Kolonieen wie in Ost- und Westafrika zu erobern, ist mir bis heute noch nichts bekannt geworden. Wenn irgend welche deutsche Kolonialschwärmer vielleicht einmal solche Ideen haben laut werden lassen, so kann man diese doch unmöglich sofort ernsthaft nehmen. Daß die deutsche Reichsregierung und der deutsche Reichstag sehr geneigt sein sollten, zu unseren kolonialen Engagements in Ost- und Westafrika, China und dem Sunda-Archipel noch solche in Südamerika hinzuzufügen, ist so außerordentlich unwahrscheinlich, daß es mir doch kaum erklärlich ist, wie man solchen Konjekturen und Phantasieen in den Vereinigten Staaten irgend eine Beachtung schenken kann.

Mr. M.: „Sie ziehen nicht in Betracht, daß nach meinen Wahrnehmungen die Amerikaner das leichtgläubigste Volk der Erde sind, stets bereit, auf alle möglichen Flunkereien einer gewissenlosen, sensationssüchtigen Presse hineinzufallen. Es besteht für die amerikanischen Staatsmänner eine Hauptschwierigkeit darin, daß sie fortwährend mit populären Strömungen rechnen müssen, deren Unvernunft ihnen nicht entgeht, deren sie aber gleichwohl nicht Herr zu werden vermögen, denn der Einfluß der Presse ist in den Vereinigten Staaten doch ein weit größerer als in den europäischen Ländern. Glücklicherweise besteht aber auch das Gegengewicht gegen antideutsche Agitationen in der zahlreichen und einflußreichen deutschen Bevölkerung Amerikas, die noch mit tausend Banden am alten Heimatlande hängt! Aber meine Zeit drängt. Auf Wiedersehen im nächsten Jahre!"

Ego: Hoffen wir zum mindesten, daß die grundlose Animosität gegen Deutschland sich bis zum Beginne der Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag gelegt haben wird, die ohnehin Schwierigkeiten genug bieten werden.

Mr. M.: „Für diese Verhandlungen ist es für Deutschland von Vorteil, daß bei den gegenwärtigen Handelsbilanzen, welche sehr zu unseren Ungunsten und zu Gunsten der Vereinigten Staaten stehen, die letzteren sich nicht wundern dürfen, wenn wir ihr eigenes System selbständiger sehr hoher Schutzzölle adoptieren, um einen billigen Ausgleich der Ein- und Ausfuhrwerte zu finden. Ob die Verhandlungen aber überhaupt ein Ergebnis haben werden, ist mir zweifelhaft. Die

Vereinigten Staaten bedürfen einer Einfuhr vom Auslande kaum, denn sie können alle notwendigen Konsumartikel selbst produzieren und machen in der Fabrikation aller Waren riesenhafte Fortschritte. Bei der in Deutschland vorherrschenden agrarischen Strömung ist es mir andererseits nicht wahrscheinlich, daß in Getreide- und Fleischzöllen nennenswerte Konzessionen an die Vereinigten Staaten gemacht werden können."

Ego: Der deutsche Reichstag wird für solche allerdings kaum zu haben sein und wird sich jedenfalls durch die lächerliche Bedrohung mit einem Baumwollausfuhrzoll nicht einschüchtern lassen. Andererseits aber stehe ich persönlich noch heute zu dem Bismarckschen Grundsatze, die Verquickung wirtschaftlicher und politischer Fragen nicht für zulässig zu halten und das Erkaufen politischer Bundesgenossen durch wirtschaftliche Konzessionen für einen groben Unfug und eine große Thorheit zu erachten.

Mr. M.: „Sie denken an die Handelspolitik des Grafen Caprivi und ihre Motivierung, und ich bin geneigt, Ihnen im ganzen in Ihrer Auffassung über die Notwendigkeit des Auseinanderhaltens wirtschaftlicher und politischer Interessen in der hohen Politik zuzustimmen, und ganz insbesondere bezüglich unserer Politik den Vereinigten Staaten gegenüber. So wenig diese sich in ihren wirtschaftlichen Interessen durch irgend welche Rücksichten auf das Ausland beeinflussen lassen, so wenig brauchen wir in unserer Wirtschaftspolitik ihnen gegenüber ängstlich zu sein."

„In der übrigen Politik existieren zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten gar keine Reibungsflächen, es wäre daher wunderbar, wenn die Beziehungen zwischen den beiden großen Kulturländern sich nicht dauernd zu immer näheren und freundschaftlicheren gestalten sollten."

Ego: Möchten Sie recht behalten!

Aus dem „Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst von Bismarck".

„Ich danke Gott, daß er mein Herz so gestimmt hat, denn Eurer Majestät Zufriedenheit habe ich erwerben können, den Beifall der Andern aber selten und vorübergehend. Ich danke aber auch Eurer Majestät für die Unwandelbarkeit, mit welcher Allerhöchstdieselben mir in dem langen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren, unbeirrt durch die Angriffe meiner Gegner und durch meine eigenen mir wohlbekannten Fehler, in den schwierigsten und in den ruhigen Zeiten stets Ihr Vertrauen bewahrt und mir ein huldreicher Herr geblieben sind. Weiter bedarf ich auf dieser Welt, neben dem Frieden mit dem eigenen Gewissen vor Gott, nicht mehr. Gottes Segen ist mit Eurer Majestät Regiment gewesen und hat Eurer Majestät, vor anderen Monarchen, die Großes ausgeführt haben, den Vorzug gegeben, daß Allerhöchstdero Diener mit Dankbarkeit gegen Eure Majestät auf ihre Dienstleistungen zurückblicken. Die Treue des Herrschers erzeugt und erhält die Treue seiner Diener."

Aus: Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" von Otto Fürst von Bismarck. Bd. I. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Aus einem Briefe Bismarcks an Kaiser Wilhelm I. vom 25. Dezember 1888.

Neues aus Bismarcks Werkstatt.

Ein Bericht

von **Erich Marcks.**

1. Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" von Otto Fürst von Bismarck. I. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. 360 S. II. Aus Bismarcks Briefwechsel. 567 S. Stuttgart u. Berlin, Cotta.

2. Robert von Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846–1872. Berlin u. Stuttgart, Spemann. 497 S.

Daß der Genius auch über das Grab hinaus sein Volk immer von neuem beschenkt, das liegt in seinem Wesen begriffen; es gilt vom großen Staatsmann ebenso wie etwa vom großen Dichter; es wird von Otto von Bismarck gelten, wenn jemals von einem Früheren: seine Thaten und seine Art bleiben lebendig und schaffen und wirken unabläßig fort. In diesen ersten Zeiten nach seinem Tode hat er uns überdies noch in besonderem Sinne, fast alljährlich, mit ganz greifbaren Gaben seiner Hand überrascht. 1898 sind die „Gedanken und Erinnerungen" herausgekommen, als sein unmittelbares historisch-politisches Vermächtnis; zwei Jahre darauf hat sein ältester Sohn die unerschöpflich schönen Briefe an die Braut und Gattin veröffentlicht, die in Bismarcks persönlichstes Leben und Fühlen hineinblicken ließen wie nichts sonst; jetzt bietet er aus dem Nachlasse des Vaters über 700 Stücke von dessen Briefwechsel als „Beläge und Ergänzungen" der „Gedanken und Erinnerungen" dar, Stücke, deren Herausgabe der alte Fürst noch selber angeordnet hatte. Wir dürfen dem Fürsten Herbert Bismarck herzlich dankbar sein, daß er jene Anordnung so reich und so bald verwirklicht hat. Er hat die technische Arbeit des Herausgebers diesmal, wie einst bei den Denkwürdigkeiten selbst, in die zuverlässigen Hände Horst Kohls gelegt. Die Verdienste all dieser Ausgaben, wie der früheren Kohlschen Publikationen, sind oft und mit gutem Rechte gerühmt worden; man braucht, um ihre Vorzüge, ihre ganze Vornehmheit anzudeuten, nur auf die bedauerliche Massenproduktion hinzuweisen, an die der Name des Herrn von Poschinger erinnert. Kohl hat Verweisungen und Erläuterungen beigefügt, die den meisten Lesern nur etwas gar zu sparsam und gar zu knapp erscheinen werden; er hat jedem Bande ein dankenswertes Register angehängt. Die Verlagshandlung*) hat diese

*) Sie hat jetzt auch die 6 Bände des (seit 1899 erloschenen) Bismarck-Jahrbuches in ihren Verlag übernommen. Ist es wohl erlaubt, ihr da den lebhaften Wunsch zu unterbreiten, sie möge auch für die Fülle der dort zerstreuten Aktenstücke ein gemeinsames Registerheft drucken lassen, das die kostbare Sammlung erst in handlicher Weise verwertbar machen und das ihr jeder Benutzer hoch anrechnen würde? Kohl, der ja den „Gedanken und Erinnerungen" 1900 ein gleiches hat folgen lassen, wäre sicherlich bereit, auch sein Jahrbuch auf diese Weise erst völlig aufzuschließen!

neuen Bände, wie den vorjährigen, ganz vortrefflich ausgestattet; an die Klagen, zu denen das Aeußere der Memoiren i. J. 1898 Anlaß gegeben hatte, gemahnt bei diesem „Anhange" nichts mehr als der Einband, den man nun freilich wohl gezwungen war, dem Muster des einmal vorhandenen Einbandes der „Gedanken und Erinnerungen" anzupassen.

Der Wert des neuen Geschenks ist außerordentlich groß. Es wird nicht ausbleiben können, daß dieses oder jenes Stück, dieses oder jenes Urteil hier oder dort Mißfallen erregt; dafür ist Bismarck nun einmal Bismarck. Der Historiker nimmt Alles, was ihm hier geboten ist, mit ungemischtem Wohlgefallen als einen reinen Gewinn entgegen — aber das, so meine ich, darf auch der Patriot.

Als „Belege und Ergänzungen der selbstbiographischen Darstellung" bezeichnet das Vorwort die neuen Aktenstücke. Einen in sich geschlossenen Charakter trägt mit seinen 359 Nummern des Briefwechsels zwischen Kaiser Wilhelm I. und seinem Kanzler der erste Band; der zweite enthält in zeitlicher Reihenfolge ein buntes Allerlei; in engeren Beziehungen zum Texte der Denkwürdigkeiten stehen sie beide nicht. Man weiß ja, wie zwanglos und teilweise zufällig die Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen" entstanden sind; zwanglos fügen sich auch diese Briefe, sei es in die Erzählungen, sei es in die Lücken des älteren Werkes ein. Vieles Hauptsächliche natürlich kehrt hier wieder. Im Einzelnen erhält die Forschung, die sich der Geschichte Bismarcks ja früher, reichlicher und ernsthafter hat bemächtigen dürfen, als wohl jemals der Geschichte eines noch Lebenden oder eben erst Verstorbenen, eine Fülle von Stoff und zugleich von Aufgaben. Sie wird dazu eingeladen, die Dokumente mit der Darstellung zu vergleichen, sie, bis in die feinen Züge hinein, mit allem Bekannten kritisch zusammenzuhalten und in Verbindung zu setzen. An dieser Stelle handelt es sich um solche Verarbeitung nicht; Streitfragen habe ich nur dann und wann im Vorübergehen zu berühren; ich wünsche hier lediglich auf den allgemeinen Inhalt der Bände hinzuweisen.

Am unmittelbarsten erinnert der erste an bestimmte Abschnitte der „Gedanken und Erinnerungen", zumal an das berühmte Kapitel 32: Kaiser Wilhelm I. Fürst Bismarck hat gewollt, daß „das einzigartige Verhältnis, in dem er zu seinem Allerhöchsten Herrn stand", so greifbar wie nur möglich veranschaulicht würde; es ist ja für beide Männer das politisch entscheidende und eines der persönlich wichtigsten ihres ganzen Lebens. Wir haben diesem Bewußtsein Bismarcks bereits früher, zu Kaiser Wilhelms 100. Geburtstage, eine reiche Auswahl seiner Korrespondenz mit dem Kaiser zu danken gehabt; auf Grund ihrer habe u. a. auch ich seit 1897, seit der ersten Ausgabe meines „Kaiser Wilhelm I.", mich immer von neuem bemüht, dieses Verhältnis in seinem Wesen und seinen Wandlungen zu erfassen Jetzt haben wir an Einer Stelle den gesamten Briefwechsel — vollständig oder doch fast vollständig, wird man vermuten dürfen — vor uns, wenigstens soweit er in Bismarcks Händen geblieben ist, soweit er etwa noch als ein „persönlicher" Briefwechsel bezeichnet werden kann; das Bild, das wir uns bisher machen konnten, wird bereichert, aber es wird bestätigt.

Ein ausgezeichnetes Bildnis des alten Herrschers von 1863 — wenn ich nicht irre, nach einer Photographie aus Bismarcks Arbeitszimmer zu Friedrichsruh — ist dem Buch vorgesetzt, etwa 20 seiner Briefe, von 1852 bis 1887, und 3 von Bismarck, sind ihm, in autographischer Wiedergabe, eingeheftet worden: Blätter, die man glücklich ist, so zu

besitzen. Man erstaunt, zu beobachten, wie ungewöhnlich lange sich Kaiser Wilhelms Handschrift ihre flüssigen und kühnen Züge fast ungeschwächt bewahrt hat, bis tief in die 80er Jahre hinein; noch der erste Brief des 90ers fällt auf durch verhältnismäßig große Frische, und erst der letzte, vom Dezember 1887, spiegelt unmittelbar das jähe Sinken der Kräfte: der Schwung der älteren Zeiten dringt da nur noch eben hindurch. Die meisten der Briefe sind offenbar rasch hingeschrieben; man spürt es an Wiederholungen und kleinen Entgleisungen, zumal nach dem Seitenwechsel: ein Zeugnis des lebhaften innerlichen Zuges, der diese Feder leitete, und dem der Kanzler selber (G. u. E. II. 290) so treffende Worte gewidmet hat. Das geistige Bild des Monarchen vollends gewinnt durch die neuen Briefe, wie es seit langem durch jede Bereicherung unseres Wissens immer nur gewonnen hat. Wieder tritt es auch hier in einer Menge lebendiger, kleiner Züge voll Menschlichkeit, Liebenswürdigkeit und Heiterkeit vor den Leser hin; zumal aber seine persönliche Größe und die Stärke und der Umfang seiner politischen Interessen zeichnen sich, manchmal überraschend, ab. Der König erfaßt Inneres und Aeußeres mit selbständigem und eindringendem Anteil: das gilt für alle Zeiträume, in die wir hineinblicken, beinahe gleichmäßig; und die Grundzüge seines politischen Fühlens und Urteilens sind kräftig und positiv. Wie lebendig spricht er in dem Schreiben vom 21. März 1871, das den Kanzler in den Fürstenstand erhebt, in seiner ganz persönlichen, altfränkisch umständlichen und doch, wie Bismarck gesagt hat, „gewinnenden, ja begeisternden" Art seinen Glauben an die Berufung seines Preußens und an dessen leitende Kräfte, „geistige Entwickelung und Heeres-Organisation", aus! Wie stark betont er seine protestantische und (im Gegensatz zum Polentume) seine staatlich-preußische Anschauung! Und wie lehrreich und packend ist der Anblick von grundlegender Uebereinstimmung und doch immer neuer Abweichung, Auseinandersetzung, von Zusammenstoß und Zusammenwirken, in seinen Beziehungen zu seinem gewaltigen Minister! Bismarck ist und bleibt da überall der „Herbeiführer der mächtigen Ereignisse", wie ihn der Kaiser in einem Einzelfalle nennt: aber auch dessen Rolle ist, persönlich und sachlich, recht groß.

Ich zähle die Stadien der Laufbahn nur auf, die hier besonders erhellt werden: in den 50er Jahren Gemeinsamkeit der Richtung gegen Oesterreich, bald freilich ein weites Auseinandergehen in den Zeiten des Krimkrieges; doch hilft Bismarck zwischen König Friedrich Wilhelm IV. und dem Prinzen von Preußen, nach ihrem heftigen Konflikte im Frühjahr 1854, die Versöhnung vermitteln. Dann die Anfänge des großen Ministeriums, 1863 und 1864 zumal, die Blütetage des Verfassungskampfes und die Vorbereitung und Durchführung des dänischen Krieges. In Alles greift König Wilhelm da ein, Kleines und Großes, Formfragen und Lebensfragen; seine Aufträge, Erkundigungen, Bedenken, Mahnungen sind ebenso zahlreich und speziell, wie lebhaft, ja erregt; der Ton im ersten Jahre oft kurz und befehlend, fast militärisch; der Gegensatz der Tendenzen und Personen in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit ist schneidend: der König deutsch und augustenburgisch, voller Sorge und Aergernis; der Minister preußisch-annektionistisch. Und ebenso im Frühjahr 1866 ein dramatisches Ringen, ein Drängen und Widerstreben, heftiges Aufbrausen und banges Ueberlegen; großartig hebt sich inmitten dieser Kämpfe die Klarheit heraus, mit der der Minister, dicht vor der Ent-

scheidungsstunde, (2. Mai), die Lage Europas, die Menge der Gefahren und der Möglichkeiten überschaut und darlegt. Schon 1864 ist der Abschluß ein voller und großherziger Dank an Bismarck gewesen; seit dem dänischen Kriege hat sich überhaupt der Ton in König Wilhelms Aeußerungen verändert. Am 16. Juni 1866 folgt, nach allen Schwankungen, auf den Kriegsausbruch ein tiefes Aufatmen, ein rasch und frei auf das Papier geworfener Ausruf: „so sind denn die Würfel geworfen! Gott allein kennt den Ausgang dieses Anfangs! Entweder wir siegen oder werden mit Ehren ertragen, was der Himmel über Preußen beschließt!!" Und den einfach tapferen Worten, die in diesem Munde einen lebendigen Sinn besitzen, entsprach die That. — Aus den Jahren nach 1866 hebe ich die Meinungsverschiedenheiten über die Behandlung der neuen Provinzen (1867) und über die Art der Bekämpfung des Defizits (1868) hervor. Die langen Briefe, die der König dieser zweiten Frage widmet, gehen in unerwartetem Maße in das politische, fast in das technische Detail ein und bemühen sich mit rührender Bescheidenheit, den Ministerpräsidenten sachlich zu überzeugen. Als Bismarck dann nachgiebt, dankt ihm der König in überströmenden Wendungen, die man (S. 183) nachlesen und auf sich wirken lassen muß, so ganz königlich und doch so ganz herzlich und freundschaftlich: man begreift an solchen Stellen erst so recht von innen heraus die Liebe des großen Dieners zu diesem Herrn und weshalb er (1869) „die Kämpfe gegen den König gemütlich nicht aushalten konnte". Den Schriftenwechsel, in dem die Kämpfe dieser Jahre gipfeln, der an Usedoms Entlassung anknüpft und Bismarcks eigenen Rücktritt diskutiert (S. 189 bis 199), haben wir bereits früher gekannt: beide Männer erscheinen in ihm in ihrer vollen Eigenart. Die Briefe aus den 70er und 80er Jahren enthalten mancherlei Neues für die Weise, wie innerhalb des immer zarter und persönlicher gewordenen Verhältnisses zum Reichskanzler der Kaiser sich doch auch jetzt noch stets wieder zur Geltung brachte in Fragen der sorgfältig verfolgten parlamentarischen und der großen europäischen Politik und auch des speziellen diplomatischen Dienstes; wie Bismarck ihm die Dinge vortrug und klug nahebrachte und seinen eigenen Stand wahrte, aber auch wie der König selber in sie hineinsprach. Da wird, neben bezeichnenden Korrespondenzen über Falk und die evangelische Kirche, jenes „ungewöhnlich ungnädige" Schreiben vom Ende Dezember 1877 abgedruckt, das so schroff in die Verhandlungen über Bennigsens Eintritt in das Ministerium hineinfuhr; da aber auch ein eindringliches Mahnwort des Kaisers gegen die Aufhebung des Eisenzolls (Juli 1876), das zu den überraschendsten und wichtigsten Stücken des Werkes gehört. Aus den schon anderwärts (bei Busch, Diary III) vollständiger, aber in Uebersetzung gedruckten Akten über die russische Krise und das österreichische Bündnis von 1879 erhalten wir im 2. Bande einige der bedeutsamsten im ursprünglichen Wortlaute; es ist also von dem, was Kaiser und Kanzler auch in dieser Zeit noch gegeneinander trieb, nichts unterdrückt. Dennoch überwiegt in immer steigendem Maße der Eindruck der Einigkeit und Einheit; und man liest, in dieser vervollständigten Sammlung, mit erhöhtem Genusse, ja ich darf sagen mit Erbauung und fast mit Andacht, die wundervollen Briefe, in denen sich uns, seit jener ersten Publikation im Jahre 1897, das innerliche Zusammenleben der beiden hohen Männer im letzten Jahrzehnt ihres gemeinsamen Daseins so reich und so ergreifend enthüllt hat, Zeugnisse wahrhaftiger Größe im Ausdrucke des Dankes, der Liebe, der freien und stolzen Hingabe,

der durchaus gegenseitigen Treue, Zeugnisse eines reinen und heroischen Verhältnisses, das in den Jubiläumsbriefen vom Herbst 1887 eine letzte große Weihe und in dem rührenden Schreiben des bereits hinsterbenden Greises über Sohn und Enkel vom 23. Dezember seinen wehmütigen Ausklang erhält. Ich kann nur glauben, daß, ganz abgesehen von aller Einzelbelehrung, dieser erste Band durch seinen sittlich-persönlichen Gesamtinhalt, bei voller historischer Wahrheit, harmonisch und erhebend wirken muß: man darf sich seiner, in jeglichem Sinne und ohne irgend eine Trübung des Gefühles, freuen. —

Verhältnismäßig wenig und kaum etwas wirklich Neues erfahren wir von Bismarcks Stellung zur Kaiserin; stark in den Vordergrund tritt dagegen, ganz im Sinne der „Gedanken und Erinnerungen", aber mit mehr Details als dort, diejenige zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

Wir sehen die kühle, immerhin noch höflich abwartende Haltung des Prinzen aus der ersten Ministerzeit bereits 1863 in eine scharfe Opposition übergehen, die in den Auseinandersetzungen nach Friedrich Wilhelms Danziger Protestrede die Grenzen der Höflichkeit schon beinahe überspringt; 1864 folgt die Abweichung über das Schicksal Schleswig-Holsteins; nach dem glänzenden Siege der Bismarckschen Politik schreibt ihm der Kronprinz am 18. November den vielsagenden Satz: „mit unserem Könige freue ich mich über seine und seines tapferen Heeres Erfolge, und mache Ihnen mein Kompliment über das Glück, welches Sie in der Herzogtümer- wie in der Zollvereinsfrage auf Ihrer Seite hatten"! Der so ironisch Gelobte hat darum nicht aufgehört, dem Thronerben mit vielfältiger Rücksicht zu begegnen; der Krieg von 1866 führte sie dann einander näher, und nach dem Friedensschlusse fanden sie sich (Anfang 1867) in dem gemeinsamen Hinstreben auf die deutsche Einheit. Von da ab drücken die Briefe Friedrich Wilhelms zwar nicht immer unbedingte Zustimmung, wohl aber Vertrauen und Freundlichkeit aus; nach 1871 ein paar Empfehlungen persönlichen Inhalts; die eine davon hat jüngst den Protest der Söhne des von Bismarck in seiner Antwort an Friedrich Wilhelm scharf beurteilten Geffcken im Gefolge gehabt. Im übrigen berichtet der Prinz von Eindrücken, die er im In- und Auslande in sich aufgenommen hat, deutet seinen Wunsch an, Statthalter des Reichslandes zu werden, tritt 1885, als der Kaiser schwer erkrankt, unmittelbar und durch General von Albedyll mit dem leise zurückhaltenden Kanzler in nähere Beziehungen, in Besprechungen über ein Zusammenwirken in der Zukunft ein. Das Bild, das diese Briefe von dem Fürsten erkennen lassen, der abberufen wurde, ehe er sein eigentliches Leben beginnen durfte, ist nicht so farbig und so plastisch, wie das seines Vaters in den Akten des 1. Bandes. Seine Sprache ist meistens kurz, selbst da, wo er freundlicher redet; es ist nicht die ganze Persönlichkeit, die sich enthüllt, es sind nur die Beziehungen zu Bismarck, und auch diese nur eben, soweit er sie in seinen Briefen an jenen zum Ausdruck kommen läßt. Selbst über diese Beziehungen also gestattet das uns hier vorliegende Material wohl kein so volles und klares Urteil wie über die Kaiser Wilhelms I.; aber das ist wohl wahr, daß eine nicht nur äußerliche Annäherung, und zwar von beiden Seiten, im Laufe dieser Beziehungen stattgefunden und daß sich auch der Kronprinz in so manchem zu Bismarck hin entwickelt hat.

(Schlußartikel folgt.)

Zur Heidelberger Schloßfrage.

Von

Cornelius Gurlitt.

Die Frage, ob der Otto Heinrichs-Bau des Heidelberger Schlosses, wie die badische Regierung beabsichtigt, mit einem Dach versehen und restauriert werden oder ob er als Ruine stehen bleiben soll, beschäftigt viele Kreise unseres Volkes. Die Ansichten der Techniker stehen sich gegenüber. Für beide Richtungen sind Fachleute ersten Ranges eingetreten. Zunächst ein paar Worte über die technische Frage:

Seit 350 Jahren steht die Fassade des Otto Heinrichs-Baues, seit 200 Jahren als Ruine — und trotzdem wird ihr Zustand noch für so gut befunden, daß man auf sie 14 Meter hohe Giebel zu bauen beabsichtigt. Die Freunde der Restaurierung machen die Welt damit bange, daß der Wind die Fassade umwerfen werde, daß sie sich nach vorn ausbiege. Sie hat sich infolge des letzten Brandes ausgebogen, seit 200 Jahren aber den Winden Trotz geboten, ohne sich zu rühren. Der Friedrichs-Bau im selbigen Heidelberger Schloß, obgleich er jünger ist und stets bedacht war, ist eben erst restauriert worden! Ihm hat das Dach also nicht viel genützt.

Was ist denn an einer Fassade überhaupt zu schützen? Einesteils die Mauermasse, andererseits deren Außenansicht, die Haut der Mauer. An der Masse selbst liegt nichts, nur die Art der künstlerischen Behandlung der Außenseite giebt dem Ganzen Wert. Der Reiz dieser Behandlung liegt in den Feinheiten des Meißelschlages, in der individuellen Behandlung des Steines. Die Fassade des Otto Heinrichs-Baues ist genau aufgemessen, so daß man sie, wenn sie verschwindet, wieder neu aufbauen könnte und zwar derartig, daß ihre neue Gestalt sich vollständig zwar nicht mit dem ursprünglichen Zustand, wohl aber mit dem Bilde decken würde, das die restaurierte Fassade bieten wird. An dieser — der Friedrichs-Bau beweist es deutlich — wird man nicht mehr erkennen können, was alt und was neu ist; die Fassade hat ihren Wert als architektonische Urkunde ebenso sehr eingebüßt wie den Reiz des Alters. Wieviel alte Steine noch in dem Gefüge der Mauer belassen sind, ist ebenso gleichgültig, als ob sich unter einem ganz übermalten Bilde noch einige Reste des alten befinden: Das Werk ist Kopie — so oder so!

Das ist eben die ungeheure Versündigung der Restauratoren, daß sie einen Bau „erneuern", so lange er im alten Zustand noch zu halten ist, daß sie es so erschrecklich eilig haben, das Alte in ihrer Weise zu idealisieren. Man halte den verfallenden Bau fest, so lange als möglich, bereite die Möglichkeit vor, ihn durch eine Nachbildung zu ersetzen, aber bilde ihn nicht nach, so lange er nicht wirklich völlig verfallen ist. Zur

Erhaltung des Ganzen decke man die Mauerkrone mit Platten ab, beseitige man solche Steine, die durch ihren Zerfall den Bestand des Baues gefährden, und setze an ihre Stelle gesunde, in den ursprünglichen Formen nachgebildete, aber nur dort, wo der Verfall in die Mauerkörper eingedrungen ist, nicht dort, wo bloß das Aeußere beschädigt ist. Abbröckelungen einzelner Ornamente und Gesimsteile sind nicht zu ersetzen; dem alten Bau sind seine Runzeln zu lassen.

Ich kenne zahlreiche, von Männern der Praxis und der Kunst an Behörden erstattete Gutachten über die Mittel, wie der Stein öffentlicher Bauten und Denkmäler gegen Witterungseinfluß zu schützen sei, aber von einer abschließenden Beantwortung der Steinkonservierungsfrage sind wir noch weit entfernt. Der zum Ausbessern empfohlene Cement greift die Nachbarschaft an, das Anstreichen mit Oelfarbe, Wasserglas u. s. w. hat fast immer den Nachteil, daß der Bau in seinen Formen stumpf erscheint, daß man den Schlag des Steinmetzen nicht mehr erkennt. Man sieht den Baustoff nicht mehr, das Werk sieht aus wie ein Abguß seiner selbst. Damit geht ein wesentlicher Teil seiner Wirkung verloren. Dies geschieht auch durch das beliebte Mittel der Restauratoren, das „Abscharrieren", das heißt das Abarbeiten des morsch gewordenen Steines bis auf seinen noch gesunden Kern. Man erweckt den Anschein der Gesundung des Steins, zerstört aber die feineren Reize der ursprünglichen Bearbeitung, ersetzt sie durch moderne Arbeit.

Bei dieser Bedenklichkeit der Restaurierungsmittel ist es vor allem nötig, sich darüber klar zu werden, was denn eigentlich an einem alten Bau des Erhaltens wert ist, der einen geistigen Wert, aber keinen Zweckmäßigkeitswert mehr hat. Dieser Wert kann entweder ein künstlerischer oder ein kunstgeschichtlicher oder ein kulturgeschichtlicher sein, auch oft in allen drei Richtungen gefunden werden.

Hat das Werk noch einen derartigen Zweckmäßigkeitswert, daß zwingende Gründe dazu führen, ihm eine neue Bestimmung zu geben, so ist die neue Zeit im Recht, wenn sie den Bau nach *ihren* Bedürfnissen umgestaltet, das alte Bauwesen zwar soviel als möglich erhält, aber mit dem gesunden Zeitsinn vergangener Jahrhunderte sich nach *ihrem* Geschmack darin einrichtet. Dem Künstler stellt sich die Aufgabe, die Härte der Gegensätze zu schönheitlicher Wirkung aufzulösen. Der Reiz der meisten alten Bauten besteht ja in der Mischung verschiedener Stile, in dem klaren Bekennen des geschichtlichen Werdeganges. Nie ist es einem alten Meister eingefallen, im Stil eines vergangenen Jahrhunderts zu schaffen. Und sie verstanden doch auch etwas von Kunst! Und ihre Werke sind doch so übel nicht!

Um so mehr soll man endlich mit den „stilvollen" Anbauten und Ausbauten bei Baumonumenten aufhören, die lediglich einen geistigen Wert besitzen. Man belügt mit ihnen die Zukunft, verleugnet die Gegenwart und fälscht die Vergangenheit. Man versündigt sich am Geist der alten Meister, die eine solche Selbsthingabe einfach verhöhnt hätten. Man wendet dagegen ein, daß unsere Zeit eigenen Stil nicht habe. Dieser Einwand kommt aber stets zuerst von jenen, die Zetermordio schreien, wenn irgendwo eine moderne Kunstbewegung den Kopf zu erheben versucht. Wären diese starren Stilisten nicht, vielleicht hätten wir schon einen eigenen Stil, der keineswegs in grundsätzlicher Ablehnung alter Stilformen zu bestehen braucht.

Unsere Stilisten bauen ihre Kirchen und Schlösser so „echt", daß sie von einem restaurierten alten Bau selbst von Kennern oft nicht zu unterscheiden sind. Und sie sind noch stolz darauf, wenn man auf ihre architektonischen Unwahrheiten hineinfällt, statt sich in tiefster Seele zu schämen, wie dies etwa ein Fälscher eines Murillo oder Tizian thun würde. Ein Künstler sollte doch ein Mann sein, der der Welt etwas künstlerisch Eigenes zu sagen hat. Nun spricht er aber nur die Weisheit eines anderen, längst Verstorbenen nach und freut sich, mit dessen Geist und Sprache zu reden. Ich möchte das Gelächter eines ins Leben zurückgerufenen alten Steinmetzen mit anhören, wenn der moderne gelehrte Herr Geheime Baurat ihm erklärte: Herr Kollege, glauben Sie nicht, daß ich mit meinem Geist schaffe, sondern ich arbeite mit dem Ihrigen.

Diese Kunst aus der vierten Dimension fängt nachgerade an herzlich langweilig zu werden. Alle Künstler der Welt haben sie abgelegt, nur die stilvollen Architekten hocken noch auf ihren altertümelnden Grundsätzen.

Das Heidelberger Schloß hat seine Geschichte. Diese brachte es zu Fall. Die Geschichte ist nicht rühmlich — nicht für Deutschland und nicht für Frankreich. Aber in zwei Jahrhunderten ist die Ruine als furchtbare Anklage gegen Deutschlands Zerrissenheit zur Urkunde geworden, die laut und eindringlich zur Welt spricht. Baut man das Schloß aus, so wird es zu einem Denkmal kurpfälzischer Fürsten, deren Staat nicht mehr besteht, und zum Denkmal der rückständigen Kunstanschauungen von 1902. Mit vielen Kosten wird ein schlechtes Tauschgeschäft gemacht, große ernste, weltgeschichtliche Erinnerungen werden gegen zweifelhafte Werte umgesetzt.

Inzwischen sind die Pläne für den Umbau veröffentlicht worden, die auch die umbaubegeistertsten Architekten ernüchtern müssen. Die Fassade des Otto Heinrichs-Baues hat in ihren zwei Obergeschossen 20 etwa gleichwertige Fenster. Nun sollen durch die beiden Geschosse der neuen Giebel die Zahl solcher Fenster auf 32 vermehrt werden. Oede Langeweile gähnt uns aus dem Entwurfe an, die Stilgerechtigkeit offenbart sich in einfachem Nachahmen der Motive der Untergeschosse. Die Fassade wird mit den Giebeln etwa 35 Meter hoch, hat also Abmessungen, die zur Hofbreite sich so verhalten, daß die Baupolizei sie mit Recht beanstanden müßte, wo für Luft und Licht reichlich Sorge zu tragen ist. In einer veröffentlichten Perspektive, in der der Hof nach den neuen Entwürfen dargestellt wird, sind wohlweislich diese Giebel etwa $3^1/_2$ Meter niedriger eingezeichnet als in dem zur Ausführung empfohlenen Plan, der alle übrigen Bauteile rings um den Bau künstlerisch mausetot schlagen würde!

Nun stützen sich die Restauratoren darauf, daß solche Doppelgiebel auf Abbildungen vorhanden sind, die 50 Jahre nach Fertigstellung der gegenwärtigen Fassade entstanden. Aber selbst wenn sie vom ersten Architekten geschaffen worden wären, — was mir sehr unwahrscheinlich erscheint — so lag eben die Sache für ihn ganz anders. Damals, um 1550, bestand der Friedrichs-Bau noch nicht, war das Verhältnis der einzelnen Hofflügel zum Otto Heinrichs-Bau ein anderes als heute. Ein späterer Architekt, der im 17. Jahrhundert unter ähnlichen Verhältnissen wie heute den Otto Heinrichs-Bau gestaltete, brach daher die jetzt wieder beabsichtigten hohen Doppelgiebel ab und setzte zwei bescheidene, zum Ganzen passende Giebel an deren Stelle, von denen

sich noch Reste erhielten. Das war höchst verständig und echt künstlerisch von dem Manne, und ich rate, wennschon ein Dach mit stilvollen Giebeln auf den Bau gebracht werden soll, „im Geiste" dieses Meisters zu schaffen.

Das Richtigste ist, so wenig als irgend möglich Neues hinzuzuthun, was geeignet sein könnte, den Gesamteindruck des Bestehenden zu verändern. Sobald ein Bau fertig gestellt ist, beginnt sein Verfall. Mit dieser Thatsache müßten wir uns, wie mit unserer eigenen Vergänglichkeit, abfinden, womöglich mit einiger Würde. Ist es nun verständig, das vorhandene köstliche Kleinod, wie es Kunst, Geschichte und Natur gestaltet haben, durch Zweifelhaftes zu ersetzen, da dieser Ersatz vielleicht noch ein, zwei Jahrhunderte hinausgeschoben werden kann? Nur die sichere Erkenntnis würde gewonnen werden, daß der Eingriff voreilig war, der uns Nachahmung für das Echte gab.

In medio veritas.

Ausgang.

Wenn Wahrheit in der Mitte läge,
ging't ihr nach rechts nur oder links,
und jedem läge sie am Wege
als eine Schenke, nicht als Sphynx.

Wegweiser.

Die Welt ist keine flache Schnitte:
„die Welt ist rund und muß sich dreh'n";
sucht ihr die Wahrheit in der Mitte,
müßt ihr zum Mittelpunkte geh'n.

Irrung.

Wo ist der Mittelpunkt der Welt?
Jedwer dafür sich selber hält:
er dreht sich her, er dreht sich hin
und meint, die Welt dreht sich um ihn.

Zielpunkt.

Im Mittelpunkte brennt das Weltenfeuer:
Wer's in sich hat, dem glückt das Abenteuer.
Ihn brennt es nicht, was ihm zur Leuchte frommt,
wenn solcher einmal zu sich selber kommt.

Heimkehr.

Wohin ihr nach der Wahrheit gafft,
das Wort des Heilands bleibt in Kraft:
„Es ist nicht dort, nicht da, nicht hier,
Das Himmelreich, es ist in Dir."

Nachwink.

Doch nicht im Meinen und im Scheinen,
im Zeitlich-Vielen, Selbstig-Kleinen:
nur im Unendlichen der Brust,
das Gott ergreift in Glaubenslust.

Hans Freiherr von Wolzogen.

Die Knabenhandarbeit und die volkswirtschaftlichen und sozialen Aufgaben unserer Zeit.

Von

Peter Jessen.

Wer heute den deutschen Knaben zum Manne erziehen will, der muß auf die Stimme der Zeit lauschen. Denn es gilt, die Jugend nicht nur für die Gegenwart zu bereiten, sondern auch für die Zukunft, für Aufgaben, die wir noch nicht im einzelnen kennen, die wir aber im ganzen doch ahnen und voraussehen müssen. Der Erzieher muß sich fragen: wohin wird sich die Arbeit unseres Volkes richten, welche Gefahren werden uns drohen, und wie werden sie in das Leben des Einzelnen einschneiden?

Von dem politischen Werk der Nation ist das erste, schwerste Stück gethan. Heute ringen wir unter uns und mit unseren Nachbarn um wirtschaftliche und soziale Güter. Was wir erleben, sind nur Vorpostengefechte; wir fühlen, daß die großen Schlachten sich vorbereiten, in denen das Wohl und Wehe des deutschen Volkes auf dem Spiele stehen wird. Die Zeichen mehren sich mit unheimlicher Schnelle. Noch eben jubeln wir über den ungeahnten Aufschwung unseres Wohlstandes; da reckt sich drohend die junge Riesenmacht jenseits des Ozeans und leuchtet im fernen Osten die „gelbe Gefahr" auf, die fürchterliche Konkurrenz der Hunderte von Millionen, deren Handgeschick und Kunstfertigkeit wir von je bewundert haben. Für uns giebt es kein Ausweichen mehr; wir müssen kämpfen, um unserem Volke Wohlstand und Macht, unseren Arbeitern Brot zu schaffen.

Es liegt auf der Hand, wie schwer bei diesem Wettbewerb die technischen Fähigkeiten, das manuelle Geschick der Völker ins Gewicht fallen werden. Die Intelligenz allein kann den Sieg nicht erzwingen. Der findige, gelenke, flinke Arbeiter bildet die Truppe, auf die es ankommt. Wir brauchen um unserer Zukunft willen ein handfertiges Volk, und um eines solchen Volkes willen eine handfertig geübte Jugend. In den Händen, die bis zum Beginn der Werkstattarbeit, bis zum 14. Lebensjahre, brach liegen, stumpfen sich die feinsten Organe ab, — das weiß ein jeder von der Musik her. Und zudem werden der jugendliche Arbeiter und der Handwerkslehrling heute meist so einseitig beschäftigt oder gedrillt, daß ihre Hand und ihr Auge für die vielseitigen Ansprüche ihrer Lebensarbeit kaum vorbereitet werden. Da ist es Pflicht, bei den Knaben einzusetzen, ihnen, den Willigen, Arbeitsfrohen, Gelegenheit zu ernsthafter praktischer Bethätigung zu schaffen, ihre angeborenen Werkzeuge zu üben, von denen im harten Leben und im erbitterten Wettkampf ihre Zukunft abhängen wird.

Aber wir brauchen noch mehr. Entscheiden wird für den Einzelnen nicht nur seine Geschicklichkeit, sondern auch sein Schaffensmut, die Kraft und Lust zur That. Die Lust zur That, sie steckt ja in jedem Knaben. Der Erzieher sieht mit Wehmut, wie diese köstlichste Mitgift der Jugend heute — vor allem in unserem unseligen Stadtleben — ertötet oder mißleitet wird. Diese Lust zu erhalten und zu stärken, sie zu leiten zur nützlichen, erfrischenden Arbeit, das ist ein innerster Beweggrund für die Freunde der Handarbeit. Diese Lust leuchtet uns entgegen aus den Augen aller Knaben, denen wir in den Schülerwerkstätten und Unterrichtsstuben ein Werkzeug in die Hand gegeben haben. Die Jugend bringt uns einen gewaltigen Schatz von Thatkraft zu. Diesen Schatz müssen wir heben und pflegen, ehe es zu spät wird.

Daran ist nicht nur die Nation als Ganzes beteiligt, sondern ein ungeheurer Bruchteil unseres Volkes auch mit seinem persönlichsten Wesen. Im deutschen Volke leben 86 Prozent in produktiven Berufen, von ihrer Hände Arbeit. Und 40 Prozent der Gesamtheit gehören der Industrie oder dem Handwerk an. Alle diese Millionen verdienen ihr tägliches Brot mittelst der Organe, die die heutige Erziehung noch unentwickelt läßt, und die der Arbeitsunterricht in ihr Recht einzusetzen trachtet. Hand und Auge sind die Instrumente für alle diese Millionen, für alle Schichten und Grade dieses gewaltigen, schaffenden Heeres. Die Führer, die Leiter der Betriebe, die Ingenieure, die für die Wohlfahrt der Tausende verantwortlich sind, sollen die Arbeit des Einzelnen nicht nur beaufsichtigen, sondern auch vormachen und praktisch beherrschen können. Jeder einzelne Soldat oder Rekrut der großen Armee steht mit Auge und Hand für sich ein. Die Maschine hat diese Ansprüche nicht herabgedrückt, sondern erheblich gesteigert. Wer mit der Hand den Hobel führt, kann sich gemächlicher gehen lassen, als wer das rastlose, gefahrvolle Messerwerk bedient. Ihnen allen ist die frühe Uebung gleich segensreich und nötig. Das haben einsichtige Großindustrielle längst erkannt, indem sie für ihre Betriebe eigene Schülerwerkstätten errichtet haben.

Noch mehr muß sich der selbständige Handwerker auf seine Hand und sein Auge verlassen können. Will er nicht zum Flickarbeiter herabsinken, so muß ihm alles daran liegen, seine praktischen Anlagen frühe geübt zu haben. Heute behauptet sich nur der tüchtige Meister, der durch seine besonderen Fähigkeiten, durch hervorragende Leistungen in der Einzelarbeit oder im Künstlerischen es mit der Massenware aufnehmen kann. Aufgeklärte Handwerker sehen deshalb in dem Arbeitsunterricht eine starke Stütze für sich und ihren Nachwuchs. Sie wissen lange, daß dieser Unterricht ihnen keine Konkurrenz macht, da er nirgends für den Verkauf arbeitet, und daß er ihnen nicht etwa Pfuscher erzieht, da er nie für ein bestimmtes Gewerbe schulen will, sondern die fachliche Ausbildung des Lehrlings mit ihren ganz anderen Ansprüchen durchaus der Werkstatt und dem Meister überläßt.

Aber das Handwerk zieht noch einen tieferen Gewinn. In den Schülerwerkstätten, vor seiner Schnitz- oder Hobelbank und seinem Schraubstock, wird der künftige Käufer und Besteller, der Konsument, mit den Schwierigkeiten und dem Wert der Handarbeit vertraut, lernt die Stoffe und Techniken kennen und gute Arbeit schätzen und von Pfuscherei unterscheiden. Das sogenannte Publikum gilt heute als der Feind der ehrlichen Arbeit; dieses Publikum zu bessern ist eines der festesten Ziele des Handarbeits-

unterrichts. Wie sehr dies vor allem dem Kunstgewerbe zu gute kommt, wird später im Zusammenhang mit der Kunst besprochen werden.

Aber nicht allein im Gewerbe sind die praktischen Ansprüche an den Einzelnen so mächtig gewachsen. Auch der Kaufmann muß heute nicht nur seine Ziffern oder die Rohstoffe kennen, sondern auch die oft so künstlichen Fabrikate, die er zu Gunsten unserer Industrie vertreibt. Im Verkehrswesen tritt überall die mechanische Kraft, von kundiger Hand geleitet, an die Stelle der alten, behaglichen Betriebsmittel; man braucht nicht zu fragen, wer seiner Sinne sicherer sein muß, der Lokomotivführer oder der Lastfuhrmann. Selbst in der Landwirtschaft sind mit dem intensiven Betrieb, den Maschinen und der gewerblichen Nebenarbeit die mechanischen Ansprüche von Tag zu Tag gewachsen; der einsichtigste Landwirt ist ohnmächtig ohne technisch fähige und geschickte Helfer.

Wer diese wirtschaftlichen Mahnungen unserer Zeit versteht, wird nicht ohne Bedenken hören, mit welcher Energie und mit welchen Mitteln gerade unsere Konkurrenten, die Franzosen, die Engländer, die Amerikaner, den Arbeitsunterricht aufgegriffen und gefördert haben mit dem ausgesprochenen Zweck, die Erwerbsfähigkeit ihrer Nation zu steigern. Wollen wir unsere Niederlage abwarten, ehe auch wir uns rüsten?

Zu dem wirtschaftlichen Gewinn aber gesellt sich ein weiterer, der sich nicht nur in den Ziffern der Handelsbilanz ausdrücken wird. Es handelt sich um ein noch köstlicheres Gut, um den Frieden in unserem Volksleben. Wir sehen es täglich: es klafft ein Abgrund zwischen denen, die mit ihrer Hände Arbeit sich ernähren, und den geistigen Arbeitern. Die in der Schreibstube sitzen, haben fast die Sprache derer verlernt, die in der Werkstatt schaffen; der Arbeiter ballt seine Faust gegen den feinen Mann, den er für einen Faulenzer hält. Einen Teil dieser Mißverständnisse wird die gemeinsame, fröhliche Werkthätigkeit der Knaben zu heben vermögen. Der Kopfarbeiter lernt dort frühe die Handarbeit üben und ehren; der Handarbeiter wird es wissen und empfinden, wie man auch in den geistig leitenden Kreisen seinem Berufe die Ehre giebt und die Schreibstube nicht für den einzig würdigen Arbeitsraum hält. Aus den Besuchern der Schülerwerkstätten werden dem Handwerk und der Industrie Kräfte zuwachsen, die bisher nur von gelehrten oder schreibenden Berufen wußten.

Aber der eigentliche Fluch unserer Tage ist doch der, daß die Arbeit nur als Ware bewertet und als Pein empfunden wird, sie, die für jeden Glücklichen die Quelle höchsten Glückes und Genusses bilden, die für jeden Schaffenden zum mindesten ein Stolz und eine Freude sein sollte. Wenn wir in der weichen Seele des Knaben, dieses Inbegriffs fröhlicher Thatenlust, der Freude am praktischen Schaffen Raum gewinnen, so wird ein Hauch dieses Frohmuts, eine Erinnerung an den Segen der Arbeit auch in die Manneszeit hinüberwehen. Und es mag dann wohl hie und da die Lust an freier Werkthätigkeit, wie einst in unserer Vorzeit, auch in das Haus und die Familie einziehen, eine weitere Frucht der Knabenhandarbeit, deren wir für unsere Volkswirtschaft wie für unsere sozialen Aufgaben so dringlich bedürfen.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

30. November. Demonstration polnischer Studenten vor dem deutschen Konsulat in Lemberg. — 1. Dezember. Absetzung des chinesischen Thronfolgers Putschun. — 2. Botschaft des Präsidenten Roosevelt an den Kongreß in Washington. — 5. Angriff polnischer Studenten auf das deutsche Konsulat in Warschau. — 9. Minister v. Körber deutet im österreichischen Abgeordnetenhause an, daß die Ausschreitungen und die Arbeitsunfähigkeit des österreichischen Parlamentarismus den Bestand der Verfassung gefährden. — 10. Reichskanzler Graf v. Bülow weist im Reichstage die Ausschreitungen der polnischen Agitation zurück. — 13. Mobilmachung in Chile und Argentinien. — 14. Der chinesische Hof tritt die Rückreise nach Peking an. — 16. Rede Lord Roseberys über die Politik des englischen Kabinetts. — 17. Rücktritt des bulgarischen Ministeriums. — 22. Enthüllung des Baudindenkmals in Paris. — 24. Sieg Dewets bei Tweefontein. — 26. Verständigung zwischen Chile und Argentinien. — 27. Eintreffen der deutschen Kreuzers „Vineta" in La Guayara. — 27. Die am panamerikanischen Kongreß in Mexiko teilnehmenden Staaten treten der Haager Konvention bei. — 30. Rußland lehnt jede Veränderung des Vertrages über die Mandschurei ab. — 30. Deklaration des Fürsten Czartoryski im galizischen Landtage. Zurückweisung derselben durch die „N. A. Z." — 1. Januar 1902. Rede des französischen Botschafters am Quirinal Barrère über die Verständigung zwischen Frankreich und Italien. — 3. Revolutionäre Arbeiterunruhen in Barcelona. — 3. Enthüllungen der „Times" zur Vorgeschichte des Gesandtenmordes in Peking. — 7. Rückkehr des chinesischen Hofes nach Peking. — 8. u. 10. Reden des Grafen v. Bülow im Reichstage. — 11. Rede Chamberlains in Birmingham. — 12. Abfahrt der „Gazelle" nach Venezuela. — 13. Rede Graf v. Bülows über die Polenfrage im preußischen Abgeordnetenhause.

Der Uebergang vom alten Jahre ins neue ist unter den zwischen den Souveränen Europas üblichen Höflichkeits- und Freundschaftsbezeugungen vollzogen worden Eine weite Oeffentlichkeit haben dabei nur die zwischen dem Zaren und dem Präsidenten der französischen Republik, sowie zwischen den Kriegsministern beider Staaten ausgetauschten Telegramme gefunden. Gewiß liegt darin ein Zugeständnis, das dem politischen Bedürfnis der öffentlichen Meinung Frankreichs gemacht wird, die durch die kühle Haltung, welche Rußland in dem Konflikt Frankreichs und der Türkei zeigte, unangenehm berührt war. Aber jene orientalische Krisis en miniature ist, nachdem der unternehmende französische Botschafter Constans offiziell in Jildiz-Kiosk empfangen worden ist, endgiltig beigelegt, und es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die politisch überaus wichtigen Zugeständnisse, welche Frankreich für seine katholischen Schützlinge zu nicht geringem Aerger der Anhänger der orientalischen Kirche sich hat machen lassen, für absehbare Zeit ungenützt ruhen werden. Sind diese konfessionellen Eifersuchtsfragen doch der eine wunde Punkt in der alliance Franco-Russe, über den

ein Kompromiß nicht möglich ist. Die fortbestehenden Differenzen müssen durch gegenseitige Dienstleistungen auf anderem Felde verdeckt werden und laute Freundschaftsversicherungen sind in solchen Verlegenheiten immer noch das billigste Auskunftsmittel.

Wir schätzen übrigens an sich jene Pflege guter persönlicher Beziehungen zwischen den regierenden Häuptern keineswegs gering. Die Zeiten haben sich darin merkwürdig geändert. Eine Kabinettspolitik, in welcher der Ehrgeiz des Staatsoberhauptes die Nation zu kriegerischen Aktionen fortreißt, kann es heute nicht mehr geben. Die zu feindseligen Aktionen treibenden Kräfte tauchen aus den Leidenschaften der Masse auf und die Herrscher sind überall das zügelnde und den Frieden erhaltende Element. Durch die Völker, und in weiterer Fassung durch die Rassen, geht ein unruhiger und feindseliger Geist, wie er kaum je vorher so schroff zum Ausdruck gekommen ist. Der angelsächsische Imperialismus, der von Frankreich gefaßte Gedanke der zu erstrebenden Einigung der Romanen, die unermüdliche slavische Propaganda, die aus den politischen Zielen des Panslavismus kein Hehl macht, das sind Thatsachen, mit denen das geeinte Deutschland zu rechnen hat und denen unsere Gegner einen politisch nicht existierenden Pangermanismus als Gegenstück an die Seite stellen. Daß dieser Pangermanismus nicht als politischer Faktor konstruiert werden kann, ergiebt sich aus dem eigentümlichen Gang unserer historischen Entwickelung, welche die Einigung des Reiches nur auf Verzichten und Kompromissen aufbauen konnte, die schmerzlich genug von denen empfunden wurden, die dadurch betroffen worden sind, in die wir als Staat uns aber ehrlich gefunden haben. Schon das Errungene zu behaupten und in den Grenzen des Möglichen zu entwickeln, nimmt unsere volle Kraft in Anspruch, es wäre thöricht, darüber hinauszugehen.

Wir schicken diese allgemeinen Bemerkungen voraus, um zu der Frage überzugehen, die in den letzten Monaten bei uns und darüber hinaus eine, wenn man genauer zuschaut, künstlich gesteigerte, aber doch unverkennbar tiefgehende Erregung hervorgerufen hat. Der Wreschener Prozeß ist durch die von Galizien aus geleitete polnische Agitations- um nicht zu sagen Revolutionspartei zu einer Mobilisierung gegen die Polenpolitik Preußens benutzt worden, die zu feindseligen Demonstrationen vor den deutschen Konsulaten in Lemberg und Warschau, zu einer Kundgebung im galizischen Landtage, einer Poleninterpellation in unserem Reichstage und allerlei geringeren Aeußerungen entschlossenen Hasses gegen die Deutschen geführt hat. Wenn nun auch infolge der Erklärung des Reichskanzlers im Reichstage und einer sehr energischen Abweisung, die durch das Medium der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ an die Adresse des Fürsten Czartoryski und über ihn hinaus ging, neuerdings in Galizien scheinbar abgewiegelt wird, liegt doch keinerlei Anlaß vor, anzunehmen, daß damit etwas Anderes als ein Manöver von zweifelhafter Geschicklichkeit vorliegt. Die Herren Polen haben ihrem Herzen Luft gemacht und meinen, nun solle alles wieder in Ordnung sein. Daß dem nicht so ist, zeigt das Verhalten der polnischen Presse, die herausfordernder ist als je, und das schließt, bevor eine wirkliche Aenderung nicht nur in der Haltung, sondern in der Gesinnung der Polen eintritt, jede Verständigung aus.

Das führende Organ für den Gesamtpolonismus hat sich darüber schon im November des vorigen Jahres folgendermaßen formuliert. (Przegląd wszechpolski Nr. 11):

„Der Kampf zwischen den Deutschen und uns ist ein Kampf, der jede Möglichkeit

gegenseitiger Annäherung ausschließt, ein Kampf auf Leben und Tod. Wenn wir denselben aus einer bestimmten Entfernung betrachten, so ist leicht zu erkennen, daß es sich hier nicht um gewöhnliche Eroberungen, um irgend eine kleine Landstrecke, sondern um eine Million von Menschen handelt, die entweder Polen oder Deutsche werden sollen. Das ist ein Kampf um die Herrschaft über eine riesige Fläche, um die deutschen Aussichten auf dem baltischen Meere, endlich darum, ob Berlin die Hauptstadt Deutschlands bleiben, ob Preußen die Hegemonie des Reiches gewahrt werden soll. Wenn wir aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen werden, so werden die Deutschen nicht nur das Großherzogtum Posen, sondern auch das ganze polnisch sprechende Schlesien und das baltische Pommern, mithin eine Fläche verlieren, auf welcher heute 7 Millionen Menschen leben; gleichzeitig werden sie ihre ganze Macht auf der Ostsee und alle Aussichten auf die jemalige Besitzergreifung der baltischen Provinzen Rußlands (das letztere eine liebenswürdige Verdächtigung nach der russischen Seite hin!) verlieren. Dann wird das Uebergewicht Preußens im Reiche sehr fallen und Berlin, nach seiner geographischen Lage an der Grenze des Staates liegend, wird als Hauptstadt unmöglich werden."

Der Passus ist lehrreich, denn er zeigt deutlich, daß das polnische Programm dahin geht, die historische Entwickelung der letzten 800 Jahre rückgängig zu machen; Anfang des 12. Jahrhunderts wurde Pommern deutsch, Schlesien hat sich 1278 endgiltig von Polen getrennt, Preußen endlich, auf das jener Artikel an anderer Stelle gleichfalls Anspruch erhebt, ist im 14. Jahrhundert germanisiert worden. Posen ist nunmehr hundert Jahre unser, und da die Polen es als ihre historische Mission betrachten, die 7 Millionen Deutsche dieser Gebiete uns zu nehmen und dann zu polonisieren, wird uns nichts übrig bleiben, als die Alternative anzuerkennen, die sie stellen, d. h. entweder die Million Deutscher, die in Polen lebt, von ihnen polonisieren zu lassen, oder unsererseits die Million Polen des Landes zu germanisieren. Der Prz. Wszechp. versichert uns, daran hänge die Zukunft des Deutschen Reiches.

Nun wohl, wir wollen es ihm glauben und danach handeln! Nur werden sie dann weiter kein Recht haben, sich darüber zu beklagen.

Es ist nun außerordentlich interessant, daß im Zusammenhang mit dieser Diskussion über die polnischen Zukunftsphantastereien und offenbar nicht ohne Beeinflussung von polnischer Seite das Gerücht in die Welt gesetzt worden ist, daß der Dreibund ins Schwanken geraten sei. Eine Rede des italienischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und eine andere Rede des französischen Botschafters in Rom Barrère, die von französisch-italienischer Freundschaft und von der Beseitigung aller Gegensätze sprach, die bisher beide Mächte im Mittelmeer getrennt hätten, endlich ein Interview durch den Berichterstatter einer italienischen Zeitung, dem der sonst wenig zugängliche französische Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Delcassé, sich unterziehen ließ, das alles steigerte das Mißtrauen, und bald waren inländische und ausländische Blätter voller Kommentare über die große, für Deutschland unheilvolle Wandlung, die unmittelbar bevorstehe. Ein wenig ruhige Ueberlegung zeigt nun sofort, daß eine Auflösung des Dreibundes als eine gegen Deutschland gerichtete Maßregel das Gegenteil ihres Zweckes erreichen und nicht Deutschland, sondern unsere beiden Alliierten, denen man diese Thorheit zumutet, treffen würde.

Die deutsch-österreichische Allianz, aus welcher der Dreibund hervorwuchs, ist bekanntlich geschlossen worden, um einen russisch-österreichischen Krieg zu verhindern und Deutschland nicht den gegen Oesterreich-Ungarn gerichteten russischen Balkaninteressen dienstbar zu machen. Die in dem Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" veröffentlichten Briefe Bismarcks an Andrassy geben ja darüber die merkwürdigsten Aufschlüsse. Will Oesterreich-Ungarn sich vom Dreibunde lösen, so ist die Verständigung Deutschlands mit Rußland leicht gefunden, da wir jederzeit schon durch unser Stillstehen den russischen Triumph auf der Balkanhalbinsel und die Festlegung seines überwiegenden Einflusses auf die slavischen Völkerschaften der habsburgischen Monarchie sichern können. Freilich wäre damit auch die Stellung der Ungarn in der Monarchie endgiltig gebrochen, und das bedeutet für uns einen Nachteil, der eine andere politische Orientierung notwendig machen müßte.

Die damals von Bismarck angestellten Erwägungen, die, wie er selbst in den „Gedanken und Erinnerungen" erzählt, ihn veranlaßten, in der Wahl zwischen russischer und österreichischer Allianz für Oesterreich zu optieren, können unter veränderten politischen Verhältnissen genau zu dem entgegengesetzten Resultat führen, was eine Gesamtlage ergiebt, welche Oesterreich-Ungarn in eine unhaltbare Stellung versetzen müßte. Das dann zunächst getroffene Ungarn zumal kann eine solche Wandlung nicht ertragen, es müßte sehr bald politisch und national abdanken. Wie kann daran gedacht werden, daß ein österreichischer Staatsmann sich freiwillig in eine so bedrohliche Lage versetzt?

Ganz analog aber liegen die Verhältnisse für Italien. Für diesen Staat bietet die Zugehörigkeit zum Dreibunde eine doppelte Assekuranz. Einmal bedeutet sie eine Sicherung der Dynastie gegen die von Frankreich her anrückenden republikanischen Tendenzen, dann aber hängt von ihr die politische Selbständigkeit Italiens, das unter dem Schutz des Dreibundes seinen Interessen nachgehen kann, soweit sie nicht in Widerspruch treten mit den Lebensbedingungen der beiden anderen Alliierten. Italiens Stellung ist heute gleich seiner eigenen Macht plus dem Schutz seiner Bundesgenossen gegen einen immerhin denkbaren französischen Angriff und der absoluten Sicherheit vor einem österreichischen Kriege. Bringen wir dieses Plus in Abzug, so bleibt bei der formidablen Machtentwickelung der größten Mächte außerordentlich wenig nach, und es läßt sich mit fast apodiktischer Sicherheit vorhersagen, daß das Endergebnis ein Vasallenverhältnis zu Frankreich und in weiterer Perspektive die romanische Republik sein muß.

Wer diese schwer zu widerlegenden Sätze durchdenkt, wird sich sagen, daß damit die Gerüchte von dem Zusammenbruch des Dreibundes in sich zerfallen. Auch wir glauben nicht an die Ewigkeit der Kombination, daß sie aber gerade jetzt sich lösen sollte, erscheint uns allerdings im Lichte eines politischen Nonsens. Was Graf Bülow seither in seinen glänzenden Reden am 8. und 10. im Reichstage über den Dreibund und am 13. Januar im preußischen Abgeordnetenhause über die polnische Agitation in Posen gesagt hat, kann uns zur Rechtfertigung unserer Auffassung dienen. Ganz besonders angenehm fiel die Kordialität auf, mit der er nähere Beziehungen zu Italien anfaßte und die Sicherheit, mit der er von der österreichisch-deutschen Interessengemeinschaft redete. Die Polenrede, die längste, die Graf Bülow unseres Wissens je gehalten hat, bedeutete ein klares Programm, mit dem wir uns bis in die geringsten Einzelheiten hinein identifizieren

möchten. Er schloß mit der Versicherung „daß unsere Ostmarkenpolitik verharren wird in den nationalen Gleisen, welche ihr der größte deutsche Mann, welche ihr Fürst Bismarck vorgezeichnet hat. In Schwankungen, in Nachgiebigkeit werden wir nicht verfallen" und knüpft daran den warmen Ruf an die Deutschen im Osten, daß es für sie nur eine einzige Parole geben dürfe und das sei die nationale! Damit ist nach den beiden entscheidenden Seiten hin die Richtung angegeben, und wir sind der guten Zuversicht, daß es dabei auch in Zukunft bleiben wird.

Zu Ende des Jahres hat es ein Wetterleuchten in Südamerika gegeben. Chile und Argentinien standen sich bewaffnet gegenüber, und jeder Tag schien einen Zusammenstoß bringen zu können. Schließlich aber haben sich die drohenden Wolken verteilt, und es scheint wieder hell zu werden, was freilich nicht ausschließt, daß über Nacht das Gewitter wieder aufziehen kann. Auch zwischen Deutschland und Venezuela haben die Beziehungen sich so zugespitzt, daß wir einige Schiffe nach La Guayara haben senden müssen. Es handelt sich dabei um die folgenden Differenzen: Vor etwa einem Jahre stellte der Präsident de Castro (d. h. der von den Liberalen anerkannte Präsident) den Grundsatz auf, daß alle infolge der politischen Wirren und Revolutionen von Einheimischen oder Ausländern zu erhebenden oder bereits erhobenen Ansprüche auf Entschädigung von einem venezolanischen Regierungskommissar geprüft und festgestellt werden sollten. Gegen diese keinerlei Sicherheit bietende Bestimmung protestierten sofort alle Großmächte, deren Unterthanen zu den Geschädigten gehörten, d. h. Frankreich, England, Italien, die Vereinigten Staaten und Deutschland. Sie alle teilten der venezolanischen Regierung mit, daß sie die Forderungen ihrer Unterthanen dieser Regierung selbst vorlegen und ihr gegenüber vertreten würden.

Präsident de Castro hat darauf im vorigen Frühjahr mit einer in der Form unpassenden Protestnote geantwortet. Nun sammelte unsere Regierung alle Forderungen deutscher Staatsangehöriger, prüfte sie, stellte den Betrag fest und präsentierte sie dem Präsidenten. Da er auf seinem Standpunkte beharrte, blieb schließlich nichts Anderes übrig als die Entsendung von Kriegsschiffen, und dies ist das Stadium, in dem wir uns gegenwärtig befinden.

Schon diese rasche Uebersicht zeigt, daß in dieser Angelegenheit jeder Konflikt mit einer anderen Macht als Venezuela ausgeschlossen ist. Deutschland vertritt im Grunde das Interesse aller Beteiligten und ist vorgegangen, weil die Forderungen der anderen im Vergleich zu den deutschen minimal sind. Damit erledigt sich auch das von der gelben Presse New-Yorks aufgebrachte Gerücht von dem wahrscheinlichen Einschreiten der Vereinigten Staaten gegen unsere Schiffe. Daran ist nicht zu denken, vielmehr handelt Deutschland im Einverständnis mit Amerika, und auch die bevorstehende Besetzung einiger Zollhäfen bis zur Erledigung unserer Forderungen geschieht im Einvernehmen mit den Staatsmännern in Washington. Gerade jetzt sind unsere Beziehungen zu der großen überseeischen Republik besonders freundliche, und es liegt nicht der geringste Anlaß vor, eine Wandlung zu erwarten.

Das große Ereignis in England ist trotz aller Versuche der ministeriellen Presse, es in seiner Bedeutung herabzudrücken, die Rede gewesen, in welcher Lord Rosebery am 16. Dezember seinen politischen Standpunkt dargelegt hat. Das Wesentliche läßt

sich dahin zusammenfassen, daß er sich mit voller Bestimmtheit vom Home-Rule-Programm lossagte, das auch er einst vertreten hatte, daß er sich zum Imperialismus bekannte und endlich, daß er zwar die Unterwerfung der Burenstaaten unter die Oberhoheit Englands als Ziel des südafrikanischen Krieges billigte, aber diese Unterwerfung auf Grund von Verhandlungen mit den Buren, d. h. mit dem Präsidenten Krüger erreichen will.

Wir hätten noch vor kurzem auch dieses Rosebery'sche Programm für eine Utopie gehalten, da die Widerstandskraft der Buren noch keineswegs gebrochen ist, und ihr Verlust an Menschenmaterial durch den Zuzug aus der Kapkolonie mehr als ausgeglichen wird, wenn wir nicht aus dem Munde eines einwandfreien Gewährsmannes wüßten, daß die große Masse der Buren für die Fortsetzung des Kampfes in das Unbestimmte hinein nicht zu haben ist, sobald England bereit ist, bestimmte Zugeständnisse zu machen. Die Dinge, für welche die Buren weiter zu kämpfen entschlossen sind, aber sind: die Herstellung ihrer Verfassung (wenngleich unter englischer Oberhoheit), die Gewährung einer billigen Entschädigung für die ihnen von den Engländern zerstörten Farmen und Herstellung des früheren Grundbesitzes der einzelnen Farmer, Amnestie für die zu ihnen übergegangenen Afrikander, und endlich Entwaffnung der von den Engländern bewaffneten Kaffern und Verzicht Englands auf bürgerliche Gleichstellung der Kaffern mit den Weißen.

Das alles sind Forderungen, die Kitchener in seinen Verhandlungen mit Botha bereits zugestanden hatte und die dann an dem Widerspruch Chamberlains scheiterten. Zur Zeit ist aber noch keine Aussicht, daß das gegenwärtige englische Kabinett seine Haltung ändert. Es hat sich auf den Gedanken der bedingungslosen Unterwerfung verbissen und kann, ohne sich selbst zu desavouieren, von ihm nicht frei kommen. So wird denn der unheilvolle Krieg noch weitergehen, und seit Dewet am Weihnachtsabend seinen Sieg bei Tweefontein errungen hat, haben die Aussichten der Buren sich merklich gebessert. In England erwartet man eine Wendung von den neuen Verstärkungen, die eben jetzt nach Afrika unterwegs sind, und Chamberlains jüngste Reden haben in England die Hoffnungen auf einen nahen siegreichen Abschluß des Krieges wieder hoch aufflammen lassen. Aber wie oft schon sind solche Hoffnungen zu Schanden geworden.

In Ostasien beginnen allmählich die äußeren Spuren des letzten Krieges sich zu verwischen. Der chinesische Hof ist am 7. Januar in Peking eingetroffen, und vorläufig hat es den Anschein, als sollte wirklich eine den Fremden günstige politische Richtung behauptet werden. Nur die Verhandlungen mit Rußland über die Formulierung des Vertrages, der die Mandschurei dem Zaren ausliefert, wollen nicht zum Abschluß gelangen und spitzen sich fast zu einer kritischen Wendung zu. Unter diesen Umständen erregen die Enthüllungen um so größeres Aufsehen, die der Pariser Korrespondent der „Times", der bekannte Herr von Blowitz, in die Oeffentlichkeit geworfen hat. Sie sind erstaunlich genug. Ein aus der Mandschurei nach Paris heimgekehrter Reisender Namens Ular, alias Uhleman, hat Dokumente mitgebracht, die, wenn sie sich als echt erweisen sollten, Rußland mit der ungeheueren Verantwortung belasten würden, die Boxererhebung veranlaßt zu haben. Sie sei zunächst gegen die Kaiserin-Witwe und die Mandschu-Dynastie gerichtet gewesen, um diese einzuschüchtern. Dann habe Rußland sich erboten, mit Hilfe des Dalai Lama die Bewegung gegen die fremden Nationen abzulenken und

darüber seien zwischen Lihungtschang und dem bekannten Fürsten Uchtomski, als Agenten der russischen Regierung, Vereinbarungen getroffen worden. Der Aufstand in Peking, die Ermordung des Freiherrn von Ketteler und alles, was sich daran schloß, wären die Folge dieser Politik gewesen. Es ist wohl die ungeheuerlichste Beschuldigung, die je gegen eine Großmacht erhoben worden ist, und Herr von Blowitz wie Herr Ular werden die Echtheit ihrer Dokumente über allen Zweifel sicherstellen müssen, wenn sie Glauben finden wollen.

Aber was ist nicht alles in jenem fernsten Osten möglich?

Wir bemerken zum Schluß, daß der scheinbar beigelegte Konflikt zwischen England und der hohen Pforte über Koweit leicht in anderer Gestalt wieder lebendig werden kann. An jedem Streitpunkt, der das Gebiet des Persischen Golfes umfaßt, hängt der Gegensatz der englisch-russischen Interessen, der trotz aller Versuche, die in dem letzten Halbjahr von englischen Publizisten gemacht worden sind, sich nicht in gegenseitiges Wohlwollen auflösen läßt. Beide Mächte wollen dasselbe, nämlich die ausschließliche Herrschaft in diesen Gewässern, und England hat bereits eine recht ansehnliche Flotte beisammen, um hier zu behaupten, was es seinen legitimen Einfluß nennt. Die von der Gruppe der Journalisten der „National-Revue" mit großer Zähigkeit, wenn auch etwas plump aufgenommene Agitation für ein russisch-englisches Bündnis läßt sich heute wohl als endgiltig gescheitert bezeichnen. Die Verhältnisse sind stärker als die auf gewisse nationale Gegensätze aufgebauten Konstruktionen für eine Zukunftspolitik, die, recht betrachtet, den Interessen beider Mächte in gleichem Grade widerspricht.

Bismarck-Aphorismen.

Je mächtiger die parlamentarischen Einflüsse auf das Staatsleben einwirken, desto notwendiger ist eine straffe Disziplin dem Beamtenstande. (28. März 1867.)

Es giebt viele Dinge, die ein Staat dulden kann; er kann sie ignorieren, aber etwas Anderes ist es, sie gesetzlich zu sanktionieren. (29. März 1867.)

Eine feste Grenze der römischen Ansprüche an die paritätischen Staaten mit evangelischer Dynastie läßt sich nicht herstellen. Nicht einmal in rein katholischen Staaten. Der uralte Kampf zwischen Priestern und Königen wird nicht heute zum Abschluß gelangen, namentlich nicht in Deutschland. („Gedanken und Erinnerungen". II. 135.)

Die Entschlüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignorieren kann und soll. Wenn man es ablehnt, sie auf das politische Leben zu übertragen, und im letztern den Glauben an die geheime Einsicht aller zum Grunde legt, so gerät man in einen Widerspruch des Staatsrechts mit den Realitäten des menschlichen Lebens, der praktisch zu stehenden Friktionen und schließlich zu Explosionen führt und theoretisch nur auf dem Wege sozialdemokratischer Verrücktheiten lösbar ist, deren Anklang auf der Thatsache beruht, daß die Einsicht großer Massen hinreichend stumpf und unentwickelt ist, um sich von der Rhetorik geschickter und ehrgeiziger Führer unter Beihilfe eigener Begehrlichkeit stets einfangen zu lassen.

(„Gedanken und Erinnerungen". II. 59.)

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

V.

Die parlamentarische Lage um die Jahreswende.

Der deutsche Reichstag hat in der Zeit vor Weihnachten 15 Sitzungen abgehalten. Davon waren 4 der zweiten Beratung der Seemannsordnung gewidmet; zwei beschäftigten sich mit der Besprechung von Interpellationen (Duellfrage und Polenfrage), und neun waren durch die erste Beratung des Zolltarifentwurfs ausgefüllt. Das ist die trockene, kurze Uebersicht über die Arbeit, die der Reichstag vor Beginn des Jahres 1902 noch geleistet hat. Dabei mußte die zweite Beratung der Seemannsordnung noch vor ihrem Abschluß abgebrochen werden; auch die Polendebatte wurde nicht zu Ende geführt; die Duell-Interpellation aus Anlaß des unglücklichen Insterburger Falles brachte wenigstens das eine Ergebnis, daß die Auffassung des Kaisers von dieser Sache bekannt und die Sicherstellung einer zutreffenderen Auslegung der kaiserlichen Ordre vom 1. Januar 1897 angekündigt wurde. Die Prinzipienfrage jedoch, der die Interpellation gewidmet war, wurde in dieser Besprechung aus sehr natürlichen Gründen um nichts gefördert. So ist es denn allein die Zolltariffrage gewesen, die in dem erwähnten parlamentarischen Tagungsabschnitt um ein Stück gefördert worden ist.

Was ist nun mit dieser Arbeit bis jetzt erreicht und wie hat sich die politische Lage in Bezug auf diese Hauptfrage bisher gestaltet? Die Frage ist recht schwer zu beantworten; denn gerade die allgemeine Klärung, die man von der ersten Lesung einer parlamentarischen Vorlage erwartet, ist nicht ganz in dem erwünschten Maße gebracht worden. Die Meinungen der gewiegtesten Politiker sind ganz und gar persönlich gefärbt und bewegen sich zwischen den beiden Polen eines sehr gedämpften Optimismus und des schwärzesten Pessimismus.

Um zu einiger Klarheit über die Lage zu gelangen, wird es vor allem nötig sein, den Gesamteindruck dieser allgemeinen Aussprache der Parteien über die Zolltariffrage einigermaßen festzustellen. Wer aber zu diesem Zwecke nach den Berichten der Tageszeitungen griffe, der würde bald zu seinem Schrecken gewahr werden, daß er in ein wirbelndes Chaos geraten ist, in dem es keinen Orientierungspunkt für objektive Feststellungen zu geben scheint. Schon die Thatsache, daß ein Parlamentsredner irgend eine Meinung äußert, genügt der ihm gesinnungsverwandten Presse in der Regel, um zu verkündigen, daß die Leute entgegengesetzter Meinung „glänzend abgeführt“ seien. Wie sich der Vorgang wirklich abgespielt hat, davon erfährt der geduldige Zeitungsleser sehr häufig nichts. Bei dem redlichen Bemühen, als Augen- und Ohrenzeuge der parlamentarischen Verhandlungen sich möglichst unbefangen zu vergewissern, wie es denn nun wirklich mit dem Erfolg oder Mißerfolg aussieht, kann man oft die merkwürdigsten Er-

fahrungen machen. Es hat ja einen eigenen Reiz, unabhängig von jeder politischen Meinung lediglich die rednerische Wirkung, die ein Parlamentarier erzielt, zu beobachten. Als sehr bald nach Beginn der Zolltarifdebatten die sozialdemokratische Fraktion ihren Genossen Molkenbuhr als Redner vorschickte, mußte man annehmen, daß der Standpunkt der Opposition hier sehr wirkungsvoll zur Geltung kommen werde. Ein Redner, der vor allem zum Fenster hinausspricht und sich an die Massen wendet, hat ja gerade in dieser besonders verwickelten volkswirtschaftlichen Frage, in der von der breiten Oeffentlichkeit doch nur die allergewöhnlichsten Schlagwörter und einige handgreifliche Behauptungen verstanden werden, keinen so besonders schweren Stand. Trotzdem war die Rede Molkenbuhrs, rein oratorisch genommen, vollständig verfehlt. Sie war unklar disponiert und tastete unsicher an dem Gegenstande herum, als ob das Gefühl, nur mit Phrasen und Entstellungen operieren zu können, den Redner selbst erdrücke. Auch Gegner der Regierungsvorlage standen nach der Rede selbst unter dem deutlichen Eindruck, die Sozialdemokratie sei diesmal recht unglücklich vertreten gewesen. Am folgenden Tage aber las man im „Vorwärts“:

„Erst mit der großen Rede unseres Genossen Molkenbuhr bekam die Verhandlung Würde und Ernst. In ruhigem Ton, aber mit vernichtender Logik zerzauste er das ganze agrarische Gewebe. Ihm gelang sogar die nicht ganz leichte Aufgabe, nach all den monatelangen Diskussionen noch neue Gedanken zu finden, originell zugespitzte Argumente voll schlagkräftiger Anschaulichkeit in die Debatte zu werfen.“

Es wird voraussichtlich ewig Geheimnis des „Vorwärts“ bleiben, welches die neuen Gedanken des Herrn Molkenbuhr waren. Uns interessiert hier auch nur die Feststellung, wie unbekümmert das Parteiinteresse über die thatsächlichen Ergebnisse der Debatte hinweggeht. Hier kann man also direkt keinen geeigneten Maßstab gewinnen; es lohnt sich aber vielleicht, Erscheinungen dieser Art noch weiter zu verfolgen. Daß Bebels von Leidenschaft sprühende Rede, die ja im Reichstage auch einen stürmischen Tag herbeiführte, in dem Zentralorgan der Partei außerordentlich beifällig besprochen wurde, versteht sich von selbst, und derselbe Lohn wurde auch der Rede Singers zu Teil, die aber in Wahrheit das Haus mehr ermüdete, als zur Aufmerksamkeit zwang. Singer gab sich die erdenklichste Mühe, nach dem Vorgang Bebels die Rechte herauszufordern, aber es glückte ihm nicht, außer wenigen Zurufen, den Widerspruch seiner Gegner hervorzulocken. Man hörte ihm ruhig, ja beinahe gleichgiltig zu. Wiederum nahm sich der Verlauf der Sache im Bericht des „Vorwärts“ diametral entgegengesetzt aus, aber zwei Tage später kam es zu Tage, daß der Eindruck der Debatten doch ganz anders empfunden war, als ihn die Tagesberichte wiedergaben. In dem Schlußwort, das dem in die Weihnachtsferien gegangenen Reichstag am 14. Dezember nachgeschickt wurde, ließ das sozialdemokratische Organ die Maske fallen. In sichtlicher Wut schrieb es „dem Parlament der Beute“ sein Zeugnis. Grimmig wurde da die Frage aufgeworfen: „Was ist nun das Ergebnis des neuntägigen Kampfes? War es denn überhaupt ein Kampf? Oder haben Regierung und Zollwucherfreunde eigentlich nicht darin ihre Tapferkeit bewiesen, daß sie mit himmlischer Geduld alle die Hiebe hinnahmen, die neun Tage lang hageldicht auf sie niedersausten?“ Dann ergeht sich das Blatt in bitterer Kritik an den Reden der Regierungsvertreter, um zu der Behauptung überzu-

gehen, die Freunde der Vorlage wollten nicht kämpfen, da sie fürchteten, sich um den Beuteanteil zu entzweien. Und weiter tönt das wütige Schelten: „Das Niveau des Reichstags ist wirklich gesunken; das Parlament ist kein Kampfplatz mehr, in dem Geistesrichtungen, Weltanschauungen um die Vorherrschaft kämpfen; es ist nur noch der Trödelmarkt der Interessen. . . . . In diesem Sumpf der Interessenvertretung ist natürlich der helle, frische, fröhliche Kampf verpönt . . . . . Doch dürften die Herren sich täuschen, die Herren auf den Sesseln des Bundesrats und die auf den Klappsitzen im Saal. Sie mögen noch so sehr dem Kampf aus dem Wege gehen wollen — sie werden dem Kampfe nicht entrinnen . . . . . Aus dem Parlamente werden wir den Kampf und die Agitation wieder hinaustragen in die Massen."

So haben wir denn also doch aus Gegnermund, und darum um so unanfechtbarer, das Zeugnis, daß die Opposition sich als unterliegender Teil fühlte. Daß die Vorlage an eine Kommission verwiesen werden würde, stand längst fest, und die Sozialdemokraten haben selbst dafür gestimmt. Die einzige Partei, die dagegen stimmte, die freisinnige Volkspartei, that dies auch nur, um ihre grundsätzliche Stellung zu einer Frage bezüglich der Art der Kommissionsberatung zu wahren. Also nicht die Abstimmung erregte den Zorn der Sozialdemokratie, sondern die Verhandlung selbst. Nachdem zu Anfang der erste Fraktionsredner das Zeugnis erhalten hatte, daß er Würde und Ernst in die Versammlung gebracht habe, lautet zum Schluß die Klage an derselben Stelle ganz anders: die Sozialdemokratie hatte sich um frischen, fröhlichen Kampf bemüht; die Regierung und die Mehrheit — nach sozialdemokratischer Arithmetik wird sie „Minderheit" genannt — hat diesen Kampf nicht aufgenommen. Wozu soll denn nun aber durchaus gekämpft werden, wenn es um die Sache so traurig steht, wie die sozialdemokratische Presse fortgesetzt behauptet hat? Diese Frage liegt doch eigentlich recht nahe, und man sollte von den „Genossen", die nach den Berichten ihrer eigenen Blätter ihre Gegner völlig mundtot gemacht haben, eher frohlockenden Triumph als zornigen Unwillen erwarten. Aber die Sache liegt eben in Wahrheit nicht so; die Sozialdemokratie fühlt sehr genau und gesteht es in der erwähnten Form auch ein, daß jenes Nichtkämpfen ihrer Gegner ein Zeichen der Stärke ist. Man ist vergeblich und erfolglos gegen ein festes Bollwerk angerannt; man hat mit untauglichen Mitteln gekämpft und ist nun auf das höchste entrüstet, daß der Gegner sich nicht auch zum Gebrauch dieser untauglichen Waffen bequemt hat. Das ist der wirkliche Sinn der Klage, daß die Freunde der Regierungsvorlage den Kampf scheuen. Dem phrasenreichen Gezeter der Opposition hat namentlich die Regierung die Wucht der leidenschaftslosen, dabei aber zufolge der innewohnenden Klarheit und Sicherheit keineswegs wirkungslosen sachlichen Erörterung entgegengesetzt, und das hat der Opposition das Konzept gründlich verdorben.

Die Regierung hatte bei der Verteidigung der Vorlage über ihre Kräfte sehr geschickt verfügt. Im Gegensatz zu mancher andern gesetzgeberischen Vorlage der verbündeten Regierungen handelt es sich hier nicht um eine politische Frage, die nach den Erfahrungen und Anschauungen einer Zentralstelle, also nach einheitlichen Grundsätzen ausgearbeitet werden konnte, um dann in den gesetzgebenden Faktoren des Reichs die nötigen weiteren Stadien zu durchlaufen; hier mußte vielmehr von vornherein die Arbeit darauf angelegt werden, daß die mittlere Linie zwischen den verschiedenen, zum Teil wirr

durcheinanderlaufenden Interessen der deutschen Länder und Erwerbsgruppen möglichst sicher festgestellt wurde, bevor die parlamentarischen Parteien sich damit befaßten.

Die Verteidigung des Zolltarifentwurfs durch die Regierung brachte das klar zum Ausdruck. Es sollte eben hervortreten, daß in diesen Fragen der Norddeutsche anders urteilen mußte als der Süddeutsche, der Osten anders als der Westen, daß für Preußen andere Gesichtspunkte galten als für Bayern, Sachsen, Württemberg, daß aber alle diese verschiedenen Interessen ihr Gemeinsames, ihren Einigungspunkt fänden in den Sätzen des Zolltarifentwurfs, wie er aus dem Bundesrat hervorgegangen war. Darum begnügte sich der Reichskanzler selbst mit einer knapp gehaltenen Einführung der Vorlage, in der nur ihre allgemeine politische Bedeutung hervorgehoben und zugleich angedeutet wurde, daß es sich hier eben um ein mühsames, sorgfältig vorbereitetes Kompromißwerk handle. Die eingehendere Begründung der Eigentümlichkeiten der Vorlage überließ er dann demjenigen Staatsmann, in dessen Hand die letzten Jahre hindurch der Hauptteil der vorbereitenden Arbeit gelegen hatte, dem Grafen Posadowsky. Der Kanzler selbst griff nur noch einmal in die Debatte ein, um in sehr geschickter und glücklicher Form die Angriffe desjenigen Redners der Opposition abzuwehren, der — wenn auch nicht mehr mit dem früheren Temperament — doch unstreitig am bedeutsamsten seine Sache vertreten hatte, des Herrn Eugen Richter. Graf Posadowsky bewies in den beiden Reden, in denen er das große Zolltarifwerk verteidigte, wiederum die außerordentliche Kenntnis und Beherrschung seines Stoffs, die ihm stets von kundigen Politikern nachgerühmt worden ist, und es darf wohl kaum bezweifelt werden, daß, falls es gelingt, die agrarische Opposition gegen die Vorlage zur Nachgiebigkeit zu bewegen, dies auf den starken und überzeugenden Eindruck der Gründe zurückzuführen sein wird, die von dem Staatssekretär des Innern ins Feld geführt wurden. Neben dieser ausgezeichneten Vertretung der Zentralleitung kamen die zum Teil so sehr verschiedenen Interessen der einzelnen Bundesregierungen zum Wort. Die territorialen Interessen traten bei den Vertretern des größten deutschen Bundesstaats, des Königreichs Preußen, naturgemäß mehr zurück. Man könnte aber vielleicht sagen, daß Herr v. Podbielski als Landwirtschaftsminister mehr vom Standpunkt der östlichen Provinzen, Herr Möller als Handelsminister, der selbst aus der westlichen Großindustrie hervorgegangen ist, mehr vom Standpunkt der westlichen Provinzen gesprochen, Herr v. Rheinbaben als Finanzminister hauptsächlich das finanzielle Interesse des Gesamtstaates vertreten hat. Besonders bemerkenswert aber war das Auftreten der Minister der größeren außerpreußischen Bundesstaaten. Hier zeigte sich deutlich die große Verschiedenheit in der wirtschaftlichen Eigenart der deutschen Bundesstaaten, aber gerade für den Kenner deutschen Wesens wirkte es ungemein anregend und zugleich erfreuend und erwärmend, zu sehen, wie diese bunte Mannigfaltigkeit doch zuletzt immer in den einen Gedanken ausmündete, daß die Zolltarifarbeit gewissenhaft die Summe aller mit einander vereinbaren Interessen gezogen und genau das Maß von Opfern erwogen habe, das von den einzelnen Interessenkreisen der Gesamtheit gebracht werden müsse. So sprach Frhr. v. Riedel für Bayern, Herr v. Pischek für Württemberg, Herr v. Metzsch für Sachsen, Herr v. Schrait für Elsaß-Lothringen, und gerade dieser Symphonie der deutschen Wirtschaftsinteressen, wie sie von idealer Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit

getragen wurde, erzeugte in der gegenwärtigen, verworrenen und von Sonderinteressen beherrschten Lage eine größere Wirkung, als sie die Beredsamkeit eines leitenden Staatsmannes in seiner Eigenschaft als Träger einer bestimmten Wirtschaftspolitik auszuüben vermocht hätte. Das weiß und fühlt auch die sozialdemokratische Presse sehr wohl, und darum zitiert sogar der „Vorwärts" die Schatten Bismarcks und Caprivis, um auszuführen, daß früher die Vertretung der Zollpolitik der Regierung groß und gedankenreich, jetzt aber jämmerlich und zersplittert gewesen sei. In Wahrheit ist damit bewiesen, wie sehr sich die Opposition mit ihren Gründen in die Enge getrieben fühlt.

Dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn man die Haltung der Reichstagsmehrheit der Minderheit gegenüber beobachtet hat. Von der rechten Seite des Hauses bis zu den Nationalliberalen überwog die Stimmung, in der die Sozialdemokratie „Kampfscheu" sieht, in der wir aber das Gefühl der sicheren Ueberlegenheit, die auf rednerische Fechterkunststücke verzichten kann, erkennen. Man könnte es vielleicht als eine gewisse Bequemlichkeit deuten, die, ihrer Abstimmung sicher, den Kampf der Regierung überließ; diese Deutung würde aber nur dann anzunehmen sein, wenn alle diese Parteien mit der Regierung vollkommen einverstanden wären. Das ist aber durchaus nicht der Fall, sondern es sind überall noch recht erhebliche Schwierigkeiten und Sonderwünsche zu überwinden. Nein, es ist eben ganz und gar nicht zu leugnen, daß die Ruhe und Sachlichkeit in den Reden der Mehrheitsparteien zu einem Teil auf der Sicherheit und Entschiedenheit der verbündeten Regierungen, zum andern Teil aber auf dem offenbaren Fiasko der Opposition beruhten.

Wie erklärt sich nun aber der auffallende Pessimismus, der sich in den Neujahrsbetrachtungen über die Aussichten des Zolltarifs so stark bemerkbar machte? Man würde sich allerdings einer leichtfertigen Täuschung hingeben, wenn man nur aus dem günstigen Eindruck, den der erste Akt hinterließ, überschnell auf das gute Ende der ganzen Handlung schlösse. Der den Ereignissen gewissenhaft folgende Politiker wird im Gegenteil auch darauf achten müssen, daß im Verlauf der ersten Lesung des Zolltarifs zugleich die erste Gelegenheit gegeben war, alle Verschiedenheiten in den Auffassungen der parlamentarischen Fraktionen recht deutlich zu machen und zu zeigen, wie weit entfernt auch die der Vorlage im Ganzen freundlich gegenüberstehenden Parteien noch von einer einigermaßen glatten Annahme des Entwurfs sind. Und dann hat die Pause in den Verhandlungen allerlei kritischen nachträglichen Betrachtungen Raum geschafft, die in der Debatte selbst sich aus äußerlichen Gründen nicht recht hervorwagen konnten.

Da sind zunächst die Wünsche und Forderungen der extremen Agrarier, die darauf bestehen, die Höhe der Getreidezölle auf ein für den Abschluß von Handelsverträgen gefahrdrohendes Maß hinaufzuschrauben oder den Minimaltarif auf die Viehzölle auszudehnen. Ob die Regierung jemals darauf eingehen könnte, dafür liegt noch keine wirklich offizielle Meinungsäußerung vor; aber auch ohne eine besondere amtliche Aeußerung wird jeder, der die Reden der Herren Graf Posadowsky, Frhr. v. Riedel und v. Pischek aufmerksam studiert hat, erkennen, daß die Regierungen die Verantwortung für solche Umgestaltung des Tarifs nicht übernehmen können. Es würde übrigens gleichgiltig sein, ob die Regierung die agrarische Drohung, den Tarif in solchem Falle abzulehnen, berücksichtigen wollte oder nicht. Schon die Aufrechterhaltung der agrarischen Forderungen

allein würde die Sprengung der Mehrheit für den Tarif bedeuten und das Scheitern der Vorlage unfehlbar zur Folge haben. Dies haben inzwischen auch die Parteien erwogen, die von Hause aus geneigt waren, der Regierung Heeresfolge zu leisten, und es ist nur ganz natürlich, daß die Nachwirkung der konservativen Erklärungen in der ersten Lesung — denn die konservativen Fraktionen haben sich wenigstens im Prinzip die agrarischen Forderungen zu eigen gemacht — allmählich auch im Zentrum und bei den Nationalliberalen diejenigen Parteielemente gekräftigt hat, die schon der Regierungsvorlage nur widerwillig und nicht ohne Bedenken und Vorbehalte gefolgt waren. Innerhalb der nationalliberalen Partei gab es schon längst eine starke Strömung gegen die Minimalzölle für Getreide. Je mehr mit einer Niederlage der verbündeten Regierungen infolge der agrarischen Forderungen zu rechnen ist, desto schwerer wird es sein, die Nationalliberalen auf dem Boden einer gerechten Berücksichtigung der Interessen der Landwirtschaft zusammenzuhalten. Und ähnlich geht es mit dem Zentrum. Das Maß der von der Regierung geforderten Zugeständnisse können auch die Klerikalen verantworten und sie heimsen dafür wiederum den Vorteil ein, als Regierungs- und ausschlaggebende Partei zu glänzen. Was aber darüber hinausgeht, würde auf Kosten der Volkstümlichkeit des Zentrums gehen; es würde die radikaleren Elemente innerhalb der Partei vor den Kopf stoßen, es würde die sozialpolitische Stellung der Partei erschweren und gefährden. Ein solches Opfer bringt das Zentrum nicht ohne weiteres der Regierung. Und weil nun die Gefahr besteht, daß von konservativer Seite ein Druck auf die Regierung im Sinne weiterer Erhöhung der Getreidezölle ausgeübt wird, weil ferner dadurch die allgemeinen Aussichten der Vorlage wesentlich verschlechtert sind, so sehen wir nun während der Weihnachtsferien auch das Zentrum plötzlich vorsichtiger werden. Man hört, die Partei sei noch keineswegs einig; man wolle sich die Sache noch einmal überlegen u. dergl.

So erklärt es sich, daß wir wieder einmal in einem Wellenthal der politischen Bewegung angelangt sind, und daher die pessimistische Richtung der Presse. Trotzdem besteht noch kein Grund, an ein Scheitern des Zolltarifentwurfs zu glauben. Es bestätigt sich nur einstweilen, daß dem Tarif die eigentliche Gefahr von der rechten Seite her droht. Aber vielleicht kann man eben daraus die Hoffnung schöpfen, daß die Gefahren glücklich überwunden werden. Denn so fanatisch auch einzelne extreme Agrarier sein mögen, die entscheidenden Elemente auf dieser Seite sind doch ausnahmslos staatstreue Männer, vor allem Männer von Staatsgefühl und Bewußtsein politischer Verantwortung. Wenn die Lage soweit geklärt ist — und dahin muß es unbedingt kommen —, daß deutlich zu ersehen ist, wie die Wahl gegeben ist zwischen den maßvollen Vorteilen, welche die Regierung bieten kann, und dem bisherigen Zustand, verschärft durch eine offenbare Bloßstellung des eigenen Landes vor dem Auslande, wie sie ein Scheitern des Tarifs mit sich bringen würde, — wenn das alles in voller Schärfe und Nacktheit sich dem politischen Gewissen der Konservativen darstellt, dann wird sicher ihr heutiges Wort nicht ihr letztes Wort sein. Man braucht also trotz aller Schwierigkeiten noch nicht das Vertrauen zu verlieren, daß die Sache doch noch zu gutem Ende gelangt.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

Maßnahmen gegen zahlungsunfähige oder zahlungsunwillige Staaten. — Rückwirkungen des südafrikanischen Krieges auf Europa und England. — Der Rückgang Konstantinopels. — Die allamerikanische Eisenbahn. — Japans wirtschaftliche Lage. — Das unterseeische Kabelnetz.

Zu einer wichtigen, in den letzten Jahren wiederholt erörterten internationalen Frage soll Präsident Roosevelt eine bemerkenswerte Aeußerung gethan haben. Im Hinblick auf die Absicht der Reichsregierung, den Staat Venezuela zur Erfüllung seiner geldlichen Verpflichtungen gegenüber deutschen Reichsangehörigen nötigenfalls durch eine militärische Exekution zu zwingen, äußerte Präsident Roosevelt nach Angabe englischer Blätter, daß er die Verwendung von Flotten und Heeren zum Eintreiben von Privatschulden gegenüber kleinen Staaten nicht bewundere. Dieses Schwingen des geschliffenen Schwertes über Feldmäuse sei ein wenig unwürdig. Präsident Roosevelt hat hier eine Feinfühligkeit verraten, wie sie die nordamerikanischen Staatsmänner der Neuzeit bisher vermissen ließen. Im Grunde genommen empfand Roosevelt richtig. Seine Auffassung läßt sich auch formal-rechtlich begründen. Wenn ein Kaufmann oder ein Unternehmer oder eine Bank im Auslande Kredit gewährt oder Kapitalien anlegt, so geschieht es auf eigene Rechnung, und vom formal-rechtlichen Standpunkt aus ist nicht abzusehen, weshalb die Gesamtheit die Gefahr, die aus solchen Geschäften im Auslande entspringen kann, auf sich nehmen soll. Aus welchen Gründen werden im Auslande Geschäfte unternommen oder Kredite gegeben? Einzig und allein deshalb, weil daraus höhere Gewinne und Zinsen zu erwarten sind. Mit höherem Gewinn ist selbstverständlich ein höheres Wagnis verbunden. Kann wirklich die Gesamtheit dieses Mehr-Wagnis übernehmen, das der ausländischen Zuständigkeit des Unternehmens entspringt?

Von der praktischen Politik ist diese Frage bisher fast immer bejaht worden. Nur über die Mittel und Wege zur Beitreibung der Forderungen ihrer Angehörigen an ausländische Staaten bestanden Unterschiede, und auch diese Unterschiede rührten nicht von grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten her, sondern waren Ergebnisse der politischen Konstellation wie der Eigenart des Schuldnerstaates.

Welche Maßregeln kann ein Staat ergreifen, wenn er rechtsgültige Forderung seiner Angehörigen an einen anderen zahlungsunwilligen oder zahlungsunfähigen Staat so wirksam unterstützen will, daß sie erfüllt werden müssen? Haben diplomatische Verhandlungen, Vorstellungen und Proteste nichts gefruchtet, so müssen schärfere Maßregeln ergriffen oder zunächst wenigstens angedroht werden. Als im Herbst 1895 die Inhaber griechischer

Staatsschuldverschreibungen nicht in Deutschland allein um Schutz baten gegen die Willkürlichkeiten der griechischen Regierung, versicherte ein halbamtliches Berliner Blatt, es sei die Annahme durchaus unzutreffend, daß dem Deutschen Reiche wie den übrigen beteiligten Staaten gegenüber dem bankerotten Griechenland kein anderes Einwirkungsmittel zu Gebote stehe als Vorstellungen und Proteste. Zwischen papiernen Protesten und der Anwendung von Gewalt bestehe ein sehr breiter Raum für wirksames Handeln. Vorstellungen und Proteste sind in der Regel nur dann erfolgverheißend, wenn ihnen durch ernstere Maßnahmen der erforderliche Nachdruck gegeben werden kann. Welche Maßnahmen liegen nun zwischen den papiernen Protesten und der Anwendung von Waffengewalt? Zunächst kann der Gläubigerstaat den böswilligen Schuldnerstaat mit dem Abbruch aller diplomatischen Beziehungen drohen, ferner mit der Aufhebung des Handelsvertrages, mit der Ausweisung der Angehörigen des Schuldnerstaates, ohne indessen deren Vermögen antasten zu dürfen. Ferner mit einer Boykottierung des Schuldnerstaates im Schiffahrtsverkehr. Allein alle diese Maßregeln sind zweischneidig, sie schädigen ebenso sehr die Interessen des Gläubigerstaates wie des fremden Schuldnerstaates, sie versprechen überdies wenig Wirkung, wenigstens so lange sie nur von einem einzigen Staate ausgehen. Soll ihr Erfolg gesichert sein, so müßten sie von mehreren Großmächten vereinbart und durchgeführt werden, so daß der betreffende Schuldnerstaat von dem internationalen Verkehr ausgeschlossen und in eine Art friedlicher Blokade versetzt werden würde, die er auf die Dauer nicht ertragen kann. Bisher ist es zu einer solchen Gemeinsamkeit des Handelns unter den Mächten nicht gekommen, weil die finanziellen, vor allem aber die politischen Interessen vielfach zuwiderliefen und weil diese Gegensätze von dem Schuldnerstaat nach Kräften verschärft wurden. In der Regel bildeten die Interessengegensätze der Mächte den wirksamsten Schutz der bankerottierenden Staaten.

Am zweckmäßigsten hat sich bisher das Vorgehen gegen böswillige oder zahlungsunfähige Schuldnerstaaten erwiesen, wenn es planmäßig und im Einvernehmen der Mächte erfolgte, wie im Berliner Friedensvertrage von 1879 gegenüber der Türkei und den neuen Balkanstaaten und im Jahre 1897 im türkisch-griechischen Friedensvertrage. Im Berliner Frieden bekundeten die Mächte allerdings keine glückliche Hand; sie schufen besondere Bestimmungen zu Gunsten unberechtigter und unmoralischer Ansprüche, sie wollten die neuen Balkanstaaten zwingen, die Wucherforderungen des Barons Hirsch und der englisch-französischen Geldmänner mit zu übernehmen, sie verpflichteten aber gleichzeitig die Pforte, sich mit ihren Gläubigern auszugleichen, was diese denn auch im Jahre 1880 durch die Einsetzung des europäischen Verwaltungsrates für die türkische Staatsschuld, annähernd nach ägyptischem Vorbilde, that. In dem türkisch-griechischen Frieden von 1897 wurde die Organisation eines internationalen Ausschusses in Athen, wiederum nach ägyptischem Vorbilde, vereinbart. Diesem Ausschuß werden von der griechischen Regierung ausreichende Einnahmen für den griechischen Staatsschuldendienst überwiesen, er verwendet sie zweckentsprechend und hat seine Aufgabe bisher zur vollen Zufriedenheit aller Beteiligten gelöst.

Alle weiteren Maßnahmen gegen zahlungsunfähige oder zahlungsunwillige Staaten setzen die Androhung oder die Anwendung von Waffengewalt voraus, zunächst eine bloße Flottendemonstration, sodann die Besetzung einzelner Häfen, Zollstellen oder Ge-

bietsteile behufs Eintreibung der Zölle und Steuern zur Befriedigung der Gläubiger, nach Umständen unter gleichzeitiger Beschlagnahme der Zollkassen. Noch schärfere Maßregeln wären eine Blockade der Häfen und Küsten, eine Beschlagnahme der Handelsflotte und vielleicht auch der Kriegsflotte des Schuldnerstaates. Manche Staaten sind gelegentlich allerdings unter mehr oder minder geschickter Verdunklung des Thatbestandes noch weiter gegangen. Mexiko und Aegypten, sagte Moltke, sind von europäischen Heeren heimgesucht worden, um die Forderungen der hohen Finanz zu liquidieren.

An Staaten, die ihre Verpflichtungen nicht erfüllen konnten oder nicht erfüllen wollten, hat es in der Neuzeit nicht gefehlt. Portugal, Argentinien und Griechenland kürzten ihre Schuldverpflichtungen empfindlich. Im Jahre 1895 setzte Serbien die vertragsmäßigen Zinsen um 20 Proz. herab. In allen diesen Fällen war deutsches Kapital sehr erheblich beteiligt. In jedem einzelnen Falle bemühte sich die Reichsregierung, die geschädigten deutschen Gläubiger nach Möglichkeit zu schützen, ohne jedoch zu schärferen Maßregeln zu greifen. Als der Reichsregierung von interessierter Seite zum Vorwurf gemacht wurde, daß sie gegenüber der portugiesischen Regierung nicht thatkräftig genug aufgetreten sei, ließ sie halbamtlich auf das Verhalten Englands hinweisen, wo im allgemeinen der Gesichtspunkt festgehalten werde, daß, wer sein Geld in fremden Anleihen anlegt, auch das Wagnis für den höheren Zinssatz zu tragen habe. In erster Reihe sei es Sache des Interessenten, zu einem Abkommen mit der fremden Regierung zu gelangen. Ein Blick auf Aegypten zeigt, daß man in England den Grundsatz der Nichteinmischung in solche Angelegenheiten ohne weiteres aufgiebt, wenn höhere Interessen in Frage stehen. Auch das Vorgehen der Reichsregierung gegen Venezuela deutet darauf hin. Vermutlich haben die deutschen Interessenten, bevor sie sich auf das exotische Geschäft, auf den Bau der Venezuelabahn gegen entsprechende Zinsbürgschaft, einließen, bei der Reichsregierung angefragt, ob sie nötigenfalls auf ihren Schutz rechnen könnten, und dabei beruhigende Zusicherungen erhalten. Unter diesen Umständen hätte allerdings die Reichsregierung eine moralische Verpflichtung, sich für die Forderungen ihrer Staatsangehörigen an Venezuela mit ganzer Kraft einzusetzen und auch äußerste Maßnahmen nicht zu scheuen. In derselben Lage würde Frankreich wahrscheinlich ebenso handeln, wie sein Vorgehen gegen die Türkei beweist: seine Besetzung Mytilenes im Interesse zweifelhafter Forderungen levantinischer Spekulanten französischer Staatsangehörigkeit. Nach Argentinien, Portugal und Griechenland wurden deutsche Kriegsschiffe nicht entsendet, obwohl dort weit höhere Forderungen deutscher Angehöriger in Frage standen und schließlich verloren gingen. Eine Flottenexekution gegen einen dieser drei Staaten hätte allerdings schärfere politische Reibungen hervorrufen können, als sie von einer Exekution gegen Venezuela zu befürchten waren. Bei Maßnahmen gegen zahlungsunfähige oder zahlungsunwillige Staaten lassen sich bestimmte Grundsätze nicht aufstellen. Ausschlaggebend sind dabei von Fall zu Fall neben politischen Rücksichten der Kulturzustand, die Größe und selbst die Lage des Schuldnerstaates.

In jedem Fall sind die Forderungen, die Deutschland gegenüber Venezuela vertritt, ehrlich erworben und nicht annähernd so zweifelhaft als die Entschädigungsansprüche, die Nordamerika zu Gunsten der während der armenischen Unruhen zerstörten Missionsanstalten seiner Staatsangehörigkeit erhob und mit der Androhung einer

Exekution durch nordamerikanische Kriegsschiffe unterstützte. Daran wird sich Präsident Roosevelt erinnern lassen müssen, wenn er jetzt die Verwendung von Flotten und Heeren zum Eintreiben von Privatschulden gegenüber kleineren Staaten bemängelt. Uebrigens giebt er selbst zu, daß die nordamerikanische Republik dieses Mittel von Zeit zu Zeit in beiden Erdhälften zur Anwendung gebracht hat, und sie wird gegebenenfalls auch in Zukunft sicherlich davor nicht zurückscheuen.

* * *

Wo immer auf der Erde heutzutage ein Kanonenschuß fällt, allerwärts erregt er Alarm, alle Kulturstaaten werden davon berührt. Ein Krieg selbst in entlegener Gegend wirkt sofort auch auf Europa zurück. Mehr oder minder macht er das Geschäft unsicher, dämpft die Unternehmungslust, verschlechtert den Geldstand und bringt den Verkehr ins Stocken. Unter den südafrikanischen Kriegswirren leidet auch Europa. Dieser Krieg hat die rückgängige Konjunktur hervorgerufen oder doch mindestens beschleunigt und verschärft. Der südafrikanische Absatzmarkt ist verschlossen. Im Jahre 1898 nahm er für $^1/_2$ Milliarde M. fremde Waren auf. Die Spannkraft des englischen Marktes läßt nach. Bisher hat in England die Tagespresse im Dienste der Gold- und Diamanteninteressenten die öffentliche Meinung in Bezug auf Südafrika gemacht. Vielleicht bricht aber der vielgerühmte gesunde Menschenverstand der Engländer durch, wenn sie die Kostenrechnung ihres Kriegszuges aufstellen. Bis Mitte 1901 hatte die englische Heeresverwaltung bereits über 3 Milliarden M. verausgabt. Selbst im Falle eines baldigen Friedens wird der Krieg den Engländern 5 Milliarden M. kosten und ihnen noch weitere empfindliche Opfer auferlegen bei der Deckung der Kriegsschäden und für das künftige Besatzungsheer in der Kapkolonie. Englands Ausfuhr nimmt ab; sie war bis 1900 auf 5,8 Milliarden M. gestiegen und ging in 1901 auf 5,6 Milliarden M. zurück, sie wird übertroffen von der nordamerikanischen mit 5,8 und fast erreicht von der deutschen mit 5,1 Milliarden M. An der Londoner Börse sind die Kurse der wichtigsten Papiere empfindlich zurückgegangen, so die Kurse der $2^3/_4$prozentigen englischen Konsols seit Beginn des Krieges von $111^3/_4$ auf $93^3/_{10}$. Der Kurswert der Staats- und Eisenbahnpapiere ist in dieser Zeit von etwa 24 auf 20 Milliarden M. gesunken. In 325 wichtigen Papieren belief sich seit 19. Dezember 1899 der Kursverlust auf nahezu 3 Milliarden M. Von dieser Entwertung wurden hauptsächlich britische und indische Staatspapiere, ferner britische Eisenbahnpapiere betroffen, während die Spekulanten in südafrikanischen Anteilscheinen die Kurse hochhielten, zum Teil mit Hilfe falscher Nachrichten. Gewisse Meldungen aus Südafrika, so z. B. über das Wiederaufblühen der Mineindustrie, wie des Handels, ferner die Gerüchte über Verwundung und Tod der Generale Botha, Dewet und dergl. waren zweifellos ausgestreute Erfindungen beteiligter Londoner Börsenkreise.

Bei der Aufbringung der neu erforderlichen Mittel wird sich zeigen, ob die englischen Staatsmänner wirklich entschlossen sind, von dem Freihandelsprinzip nicht weiter als bisher abzugehen. Neue Einnahmequellen müssen erschlossen, die bestehenden Steuern erhöht oder neue geschaffen werden. Da eine weitere Anziehung der direkten Steuern nichts weniger als volkstümlich ist und einem Ministerium wenig zweckmäßig erscheinen kann, das seine einzige Stütze in der wankenden Volksgunst findet, so ist zu vermuten

daß man die erforderlichen Mehreinnahmen aus Zollerhöhungen oder neuen Zöllen zu beschaffen suchen wird, vielleicht durch eine Erhöhung des Zuckerzolles oder des Kohlenausfuhrzolles oder gar durch die Einführung niedriger Getreidezölle. Anfang Dezember 1901 beklagte der englische Ackerbauminister Hanbury den unbefriedigenden Stand der englischen Landwirtschaft. Der Getreideanbau und selbst die Viehzucht seien im Rückgange. Großbritannien müsse der Landwirtschaft ein stärkeres Interesse zuwenden umsomehr, als die britische Industrie jetzt, da sich ihr die Weltmärkte verschließen, zu erkennen haben werde, daß sie in Zukunft in den ländlichen Bezirken der Heimat Absatz für ihre Erzeugnisse suchen müsse. Wenn Schutzzölle dem Staate neue Einnahmen schaffen, der Landwirtschaft helfen und der Industrie nützen können, weshalb soll man da an dem freihändlerischen Prinzip noch weiter festhalten? Cobden hat einst gesagt: „Schafft die Kornzölle ab, in einem Jahrzehnt folgt die ganze Welt nach und der Freihandel herrscht allmächtig.“ Cobden hat falsch prophezeit. Die ganze Welt ist schutzzöllnerisch, selbst der neue australische Einheitsstaat trotz seines englischen Gepräges. Der Freihandel, sagen viele Engländer, hat bereits die beste unserer Industrieen, die Landwirtschaft zu Grunde gerichtet. Unsere Ausfuhr sinkt, unsere Industrie sieht sich mehr und mehr durch die fremde Konkurrenz bedroht. Wir sind nicht mehr die Bankiers der Welt, seitdem wir unser Kapital verschleudern, um die unnötigen Einfuhren zu bezahlen, die unsere eigene Industrie verdrängen. Wenn wir zu der. welterobernden Schutzzollpolitik zurückkehren, dann werden wir auch durchsetzen können, was dem erschütterten Reiche gerade jetzt von höchstem Wert wäre, die Schaffung eines größerbritischen Zollverbandes, wie sie nur auf schutzzöllnerischer Grundlage möglich ist. Werden die leitenden Staatsmänner Großbritanniens diesen Verlockungen folgen und schutzzöllnerische Bahnen einschlagen zur Hebung eines Reiches, das durch seine Freihandelspolitik in der Weltwirtschaft lange Zeit die erste Stelle behauptet hat?

* * *

Zwischen zwei Meeren und zwischen zwei Erdteilen liegt **Konstantinopel**. Jahrhunderte hindurch war diese von der Natur so begünstigte Stadt der Mittelpunkt der Weltgeschichte und des Kulturlebens. Seine frühere Bedeutung hat Konstantinopel längst verloren. In allerneuster Zeit ist es auch wirtschaftlich immer mehr zurückgegangen. Eisenbahnen und Dampfschiffe haben eine ganze Reihe erfolgreich aufstrebender Konkurrenzhäfen emporgebracht, u. a. Odessa, Galatz, Piräus, Smyrna, Beirut, ferner Saloniki, Dedeagadsch, Varna, Burgas u. s. w. Auch Binnenhandelsplätze sind entstanden und haben Konstantinopel wirtschaftlich beeinträchtigt. Für die Entwickelung des Verkehrs lagen in all diesen Städten die Verhältnisse günstiger als gerade in Konstantinopel. Noch bis vor wenigen Jahren war die türkische Hauptstadt so gut wie ohne Hafenanlagen, und der Verkehr zwischen den großen Dampfern und dem Lande mußte durch kleine Fahrzeuge vermittelt werden. Im Jahre 1895 vollendete eine französische Gesellschaft mit großem Kapitalsaufwande die Hafenanlagen am goldenen Horn. Indessen hatte sie nicht mit dem wirtschaftlichen Rückgang Konstantinopels gerechnet, den ich schon in einer kleinen Schrift vom Jahre 1886 „Land und Leute der Balkanhalbinsel“ berührte. So entsprachen die Ergebnisse nicht annähernd den Erwartungen, und als Sultan Abdul Hamid der Anatolischen Eisenbahngesellschaft die Erlaubnis erteilte,

große Hafenanlagen gegenüber von Konstantinopel in Haidar-Pascha zu bauen, erhob die französische Gesellschaft Protest und verlangte eine Minderung ihrer Verpflichtungen. Bereits ist in Haidar-Pascha ein provisorischer Hafendamm durch Erdaufschüttungen hergestellt worden. Im Sommer soll der neue Hafen teilweise und Anfang 1903 ganz dem Betriebe übergeben werden. In dem Konkurrenzkampf zwischen den Hafenanlagen zu beiden Seiten des Bosporus wird voraussichtlich die asiatische Seite siegen und Konstantinopel im engeren Sinne zwischen Stambul und Pera weitere Verkehrseinbußen erleiden. Die wirtschaftliche Entwickelung der türkischen Hauptstadt mit ihren asiatischen Vierteln läßt sich nicht vorhersehen, da sie wesentlich von den politischen Verhältnissen abhängig ist.

* * *

Schon auf dem ersten allamerikanischen Kongreß wurde von nordamerikanischer Seite der Bau einer großen allamerikanischen Eisenbahn angeregt, um eine Verbindung zu Lande zwischen Nordamerika und den mittel- und südamerikanischen Staaten zu schaffen und hiermit die amerikanischen Staaten einander näherzubringen. Nunmehr hat der zweite allamerikanische Kongreß einen Ausschuß eingesetzt, um den Bau dieser großen Bahn vorzubereiten. Man erachtet ihre Rentabilität bei fortschreitender Entwickelung der Hilfsquellen Mittel- und Südamerikas nicht für zweifelhaft. Eine allamerikanische Eisenbahn würde ein wichtiger Fortschritt sein für die Verwirklichung des allamerikanischen Gedankens und der nordamerikanischen Republik eine greifbare Stütze bieten, um ihre Vorherrschaft zu entwickeln.

Theoretisch betrachtet erscheint der Plan sehr verlockend. Allein vom praktischen Gesichtspunkt aus ist solche Bahn, ganz abgesehen von ihrer gewaltigen Länge (Alaska-Südchile etwa 15000 km), von der Höhe der erforderlichen Kapitalien, von den technischen Schwierigkeiten des Baues etc., durchaus überflüssig und unrentabel, so daß sie voraussichtlich niemals gebaut werden wird. Eine nord-mittel-südamerikanische Verbindungsbahn würde von vornherein gegenüber der Konkurrenz des Seeweges nicht aufkommen können. In den meisten Beziehungen ist der Seeweg kürzer, für den Personenverkehr bequemer und nach allen Richtungen hin für den Güterverkehr sehr erheblich billiger, so daß die geplante Bahn auf irgend welchen nennenswerten Durchgangsverkehr nicht zu rechnen hätte. Selbst im örtlichen Verkehr würde sie auf lange Strecken von dem überlegenen Seeweg konkurrenziert werden.

Es ist ja nun richtig, daß mehr oder minder alle internationalen Eisenbahnen vom Seewege konkurrenziert werden. Diese Konkurrenz wird von den Eisenbahnen Südost- und Mitteleuropas empfindlich verspürt, sie macht sich schon jetzt geltend gegenüber der sibirischen Eisenbahn, deren Gedeihen sie erheblich beeinträchtigen dürfte, und sie wird befürchtet von den nordamerikanischen Ueberlandbahnen, die den Bau eines mittelamerikanischen Kanals nachdrücklich und zähe bekämpfen, um die Konkurrenz des Seeweges fernzuhalten. Allein nirgends würde diese Konkurrenz eine so unmittelbare und überlegene sein, als gegenüber einer allamerikanischen Eisenbahn, ausgenommen etwa für die geplante Eisenbahn Kap—Kairo, die der überlegenen Konkurrenz des Seeweges am empfindlichsten ausgesetzt sein würde.

Allem Anscheine nach ist der Plan einer allamerikanischen Eisenbahn dem Kopfe

eines schlauen Realpolitikers entsprossen, der angesichts der zahlreichen Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze auf dem allamerikanischen Kongreß einen Vorschlag in den Vordergrund rücken wollte, über den sich die Vertreter aller amerikanischen Staaten ohne Bedenken einigen konnten. Von diesem Standpunkt aus erscheint der Plan einer allamerikanischen Eisenbahn wohl ausgesonnen. Weiter hat er wohl keinen Zweck.

* * *

All zu rasch europäisiert hat sich der jüngste in die Kulturwelt eingetretene japanische Staat, der China besiegte und die militärische Ohnmacht dieses Reiches zuerst enthüllte. Die Japaner haben Erstaunliches geleistet und von allen Nationen, was ihnen zweckmäßig erschien, übernommen, von den Deutschen die Grundzüge der Gesetzgebung und Verwaltung, wie des Heerwesens, von den Engländern die Schiffbaukunst, von den Holländern die Wasserbautechnik, endlich von allen Industriestaaten die technische Praxis. Nichts war für die Japaner verlockender, als die Vermehrung des beweglichen Kapitals durch Schaffung von Papierwerten, wie sie von den europäischen Börsen aus noch immer, je nach der Konjunktur stärker oder schwächer, betrieben wird. In dieser Hinsicht ist Japan seinen Vorbildern am nächsten gekommen. Nach dem Finanzjahrbuch von Japan, das der Sekretär Minobe vom japanischen Finanzministerium in Tokio erscheinen läßt, waren Ende 1895 bereits 2107 Privat-Aktiengesellschaften mit einem Kapital von rund 540 Mill. M. eingetragen worden. Ende 1899 zählte man nicht weniger als 5543 Gesellschaften mit 2730 Mill. M. Nennkapital, wovon 1756 Mill. Mark eingezahlt. Darunter befinden sich 58 Eisenbahngesellschaften mit 342 Mill. M. eingezahltem Kapital, 2031 Banken mit 576 Mill. M., ferner 2518 Handelsgesellschaften mit 590 Mill. M. und 873 industrielle Gesellschaften mit 248 Mill. M. eingezahltem Kapital. Diese Zahlen sind erstaunlich hoch und bekunden zur Genüge die Ueberspekulation. Wie weit die japanischen Geldverhältnisse hinter denen der europäischen Länder noch zurückstehen, zeigten die Zinssätze. Im Jahre 1900 schwankten in Japan die monatlichen Durchschnittssätze für Darlehen zwischen 14,10 und 11,50 Proz., für feste Depositen zwischen 7,50 und 6,80, für Diskontierung zwischen 14,60 und 12,23. Im Jahre 1899 waren diese Sätze nur unerheblich niedriger. Unter solchen Umständen werden die Bemühungen der Japaner um Aufnahme einer Anleihe in Europa kaum Erfolg haben, selbst in England nicht, wo man aus politischen Gründen sonst geneigt wäre, den Japanern entgegenzukommen.

* * *

Zu Anfang und Ende der neunziger Jahre wurden die unterseeischen Telegraphenverbindungen erheblich erweitert und hatten Anfang 1901 eine Länge von etwa 355 000 km aufzuweisen, wovon etwa $^3/_5$ in englischen Händen waren. Auch Deutschland hat begonnen Versäumtes nachzuholen, und die Legung eines eigenen Kabels nach Nordamerika (7612 km), durchgeführt. Indessen zeigt das internationale Netz noch eine erhebliche Lücke, zu deren Ausfüllung nunmehr geschritten wird. Noch durchquert kein Kabel das Stille Meer. England bereitet die Legung eines allbritischen Kabels vor, das von Vancouver an der Westküste Nordamerikas ausgeht, die Insel Fanning (6766 km), Fidschiinseln (4039 km), die Insel Norfolk (1887 km) berührt, und von da einerseits nach Queensland (1678 km) und andererseits nach Neu-Seeland (950 km) weiter ge-

führt wird. Dieses Kabel wird insgesamt 15 320 km lang sein, aus staatlichen Mitteln gebaut werden und 40 Mill. M. kosten. Ein zweites Kabel durch das Stille Meer will die nordamerikanische Republik von San Franzisko über Honolulu nach Manila führen. Das englische Kabelmonopol bringt den Engländern unberechenbare Vorteile, es bedeutet ein Monopol der überseeischen Nachrichtenvermittelung in Krieg und Frieden und setzt die englische Regierung wie den englischen Handel in den Stand, sich rascher und zuverlässiger als andere Regierungen und Interessenten über die Vorkommnisse an irgend einem Punkt der Erde unterrichten zu können. Schon um sich von dieser Abhängigkeit im Nachrichtenverkehr zu befreien, sollten die europäischen Mächte, eine jede für sich oder noch besser gemeinsam, dazu schreiten, ein konkurrierendes Kabelnetz anzulegen, zunächst nach Südamerika und Südafrika und sodann nach dem fernen Osten. Mit der Fertigstellung seines Kabels von Borkum über die Azoren nach New-York hat sich Deutschland im Verkehr mit Nordamerika eine eigene Verbindung geschaffen, beiläufig als vierzehnte zu den bestehenden 13 Kabellinien. Das engliche Kabelmonopol ist also beseitigt worden, soweit es sich um den Verkehr zwischen dem festländischen Europa und Nordamerika handelt, und es wird im Stillen Meer von den Nordamerikanern durchkreuzt werden.

Mitte 1901 vereinbarten Deutschland und Holland ein Kabelabkommen mit der Bestimmung, daß bei anzulegenden Kabellinien zwischen holländischen und deutschen Kolonien einerseits und Europa andererseits englische Linien umgangen werden sollen. Zu diesem Zweck werden die geplanten deutsch-holländischen Kabellinien von Manila nach den deutschen Besitzungen in der Südsee, nach Niederländisch-Indien und nach Shanghai an das nordamerikanische Kabel anschließen, so daß schon in absehbarer Zeit das englische Kabelmonopol im Verkehr mit jenen Gegenden durchbrochen werden wird. Das ist ein großer Fortschritt, wenn auch nicht sehr erwünscht für die Interessen Englands, wo man den Kabellinien einen so hohen Wert beimißt, daß Charles Dilke sagen konnte, sie seien wichtiger als Befestigungen. In einem großen Seekrieg würde England, wenn sein Kabelmonopol noch nicht beseitigt wäre, sich unberechenbare Vorteile sichern können.

* * *

Neu in ihrer Art ist eine Monatsschrift, die seit dem 1. August zu Berlin in deutscher Sprache erscheint und nach ihrer eigenen Angabe ganz überwiegend nordamerikanische Interessen zu vertreten bezweckt. „Columbia" heißt diese „Monatsschrift zur Förderung des amerikanischen Ausfuhrhandels und zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika", und ihr Herausgeber ist Josef Brucker, ein Deutsch-Amerikaner, zuletzt Redakteur der „Illinois Staatszeitung" in Chicago. Das Blatt erscheint nur äußerlich in deutscher Sprache und im Deutschen Reiche und ist nahezu ausschließlich ein Organ für die Interessen des nordamerikanischen Ausfuhrhandels. Nach der Versicherung der neuen Monatsschrift braucht Deutschland nordamerikanische Maschinen und Rohstoffe, dagegen wird Nordamerikas Bedarf an deutschen Industrieerzeugnissen auf Kunst- und Luxusartikel, Chemikalien und feinere Erzeugnisse beschränkt. Die „Columbia" will die Einfuhr von gesunden und billigen Nahrungsmitteln für das arbeitende Volk, für Städte und Industriebezirke in Deutschland fördern, ferner die Einfuhr von ver-

besserten nordamerikanischen Maschinen, Werkzeugen und Gerätschaften zum Nutzen der deutschen Industrie und Landwirtschaft, endlich die Einfuhr von billigen Rohstoffen für die deutsche Industrie im Interesse Deutschlands, dagegen nur die Ausfuhr solcher deutschen Erzeugnisse nach Nordamerika, die dort bisher noch nicht hergestellt oder überhaupt niemals hergestellt werden können!

Die Grundtendenz des nordamerikanischen Organs tritt in folgenden Sätzen (Nr. 5 Seite 3) am unverhülltesten hervor: „Die Weltgeschichte bleibt nirgends hängen, nicht in Rom, nicht im Reiche Karl V., nicht im Frankreich Ludwig XIV.; sie schritt weiter nach England und nach Deutschland und schließlich hat sie den Sprung über den Ozean gemacht; der aufgehende Stern des zwanzigsten Jahrhunderts, das sind die Vereinigten Staaten von Amerika. Man thut nicht gut, sich mit demjenigen zu verfeinden, den das Schicksal zur Macht bestimmt hat. Das gilt für Personen und für ganze Völker."

„Es giebt auf beiden Seiten Hetzer, die gern einen unausgleichbaren Konflikt heraufbeschwören möchten", sagt dieses Organ, und will ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten pflegen. Diese Aufgabe ist anerkennenswert. Aber mit welcher Einseitigkeit wird sie von dem deutsch-amerikanischen Organ angefaßt! Nicht auf beiden Seiten giebt es Hetzer, wie es versichert, sondern lediglich in Nordamerika, wo die sog. gelbe Presse, aber auch andere deutschfeindliche Kreise in schroffem Widerspruch mit den Thatsachen fortfahren, gehässige und grundlose Verdächtigungen und Verleumdungen gegen das Deutsche Reich zu schleudern. Nach der Auffassung des deutsch-amerikanischen Organs ist in Deutschland schon ein Hetzer, wer den Dingleytarif bemängelt und die Zollschereien bei der Einfuhr deutscher Waren in New-York beklagt, wer auf die nordamerikanische Gefahr hinweist und sie sachlich erörtert. Dabei läßt sich das deutsch-amerikanische Blatt selbst eine Illoyalität gegen Deutschland zu Schulden kommen, wenn es meint, die Engländer hätten viel mehr Ursache, von einer deutschen Gefahr zu sprechen, als die Deutschen von einer nordamerikanischen. In Deutschland lächelt man über die Phantastereien der nordamerikanischen Imperialisten, die ihrer Republik eine „göttliche Mission" zuschreiben und sich als „Meisterorganisatoren der Welt" gebärden, „um allerwärts Ordnung zu schaffen und in der Wiedergeburt der Welt die Führung zu übernehmen". Allein Hetzer gegen Nordamerika sind in Deutschland nicht vorhanden. Deutschland hat gewichtige Interessen in den mittel- und südamerikanischen Staaten und würde mit seinem Außenhandel bis zur Unerträglichkeit geschädigt werden, wenn die nordamerikanischen Politiker ihre allamerikanischen Bestrebungen bethätigten, um die mittel- und südamerikanischen Staaten zunächst in ein politisches Unabhängigkeitsverhältnis zu bringen und sie dann zum Abschluß von Gegenseitigkeitsverträgen zu drängen, die den europäischen und besonders den deutschen Handel in Mittel- und Südamerika erschweren oder ganz unmöglich machen sollen. Die engere wirtschaftliche Angliederung von Mittel- und Südamerika an den Norden ist das Ziel der allamerikanischen Bestrebungen, und die Erreichung dieses Zieles rückt allmählich in greifbare Nähe. Als größtes Hindernis erscheint hier den nordamerikanischen Chauvinisten das Deutsche Reich, dem sie, um die öffentliche Meinung aufzuhetzen, immer wieder unterstellen, es wolle deutsche Kolonien in Brasilien oder sich mindestens deutsche Stütz-

punkte oder Flottenstationen in Südamerika schaffen. Außerdem erblicken industrielle Kreise Nordamerikas in dem aufsteigenden Deutschen Reich mit seiner industriellen Leistungsfähigkeit einen gefährlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkt, insbesondere in Ostasien, den sie mit allen Mitteln zu bekämpfen suchen.

Unter diesen Umständen wäre es sehr zeitgemäß, wenn ein amerikanisches Organ sich die Aufgabe stellte, das freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu pflegen. Aber dieses Organ sollte zweckmäßiger in Nordamerika erscheinen und nicht in Deutschland. So wie die „Columbia" ihre Aufgabe auffaßt, gewinnt man beinahe den Eindruck, als wollten nordamerikanische Interessenten mit Hülfe des neuen Organs auf deutschem Boden gegen deutsche Interessen ankämpfen.

Mit schlecht verhehltem Unbehagen räumt die „Columbia" ein, daß die Verfasser des deutschen Zolltarifentwurfs bei Nordamerika in die Schule gegangen sind. Was im übrigen die „Columbia" behauptet, daß man in Nordamerika eine Milderung der Zollsätze vorbereite und eine auf Gegenseitigkeit beruhende Handelspolitik in Aussicht nehme, ist von der Botschaft des Präsidenten Roosevelt und von späteren amtlichen Kundgebungen nicht im mindesten bestätigt worden. Nicht ein grober Fehler, wie die deutsch-amerikanische Monatsschrift behauptet, würde es sein, sondern es ist geradezu eine Notwendigkeit, daß im deutschen Reichstage die Ansicht die Oberhand gewinnt, es wollen die Vereinigten Staaten auf der Höhe ihrer Tarifsätze verharren und sich auf keine Gegenseitigkeitspolitik einlassen.

Die Fahrt des Prinzen Heinrich von Preußen nach Nordamerika wird sicherlich die deutschfeindlichen Treibereien der dortigen Chauvinisten und ihrer Organe eine Zeit lang in den Hintergrund drängen, sie wird voraussichtlich die überlieferte Freundschaft zwischen dem Deutschen Reiche und der nordamerikanischen Republik, die in den national bewußten Deutsch-Amerikanern eine feste Stütze findet, stärken und auf die beiderseitigen Beziehungen einen nachhaltig günstigen Einfluß ausüben.

Bismarck

„Auch ohne diese neuen Gnadenbeweise war das Gefühl, mit welchem ich den 25. Jahrestag meiner Ernennung zum Minister begrüßte, das Gefühl des herzlichsten und ehrfurchtsvollsten Dankes gegen Eure Majestät. Minister ernennt jeder Landesherr, aber es ist in neuerer Zeit kaum vorgekommen, daß ein Monarch einen Ministerpräsidenten 25 Jahre hindurch in bewegten Zeiten, wo nicht alles gelingt, gegen alle Feindschaften und Intriguen hält und deckt. Ich habe in dieser Zeit manchen früheren Freund zum Gegner werden sehen, Eurer Majestät Gnade und Vertrauen sind für mich aber unwandelbar gleich geblieben. In dem Gedanken daran liegt für mich reicher Lohn für jede Arbeit und Trost in Krankheit und Einsamkeit. Ich liebe mein Vaterland, das Deutsche wie das Preußische, aber ich hätte ihm nicht mit Freuden gedient, wenn es mir nicht vergönnt gewesen wäre, es zur Zufriedenheit meines Königs zu thun. Die hohe Stellung, welche ich der Gnade Eurer Majestät verdanke, hat zur Unterlage und zum unzerstörbaren Kern den Brandenburgischen Lehnsmann und Preußischen Offizier Eurer Majestät, und deshalb beglückt mich Eurer Majestät Zufriedenheit, und wäre jede Popularität ohne dieselbe für mich wertlos . . ."

Aus: Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen" von Otto Fürst von Bismarck Bd. I. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck. Aus einem Briefe Bismarcks an Kaiser Wilhelm I. vom 26. September 1887.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Eine deutsch-evangelische Kirche in Florenz. — Zur Ausbildung deutscher Mädchen im Auslande. — Deutsche und französische Schulthätigkeit in Rumänien. — Levante. — Havanna. — Norwegen. — Samoa. — Australien. — Nordamerika. — Zur Nacheiferung.

Eine deutsch-evangelische Kirche in Florenz. Am 1. Dezember konnte die deutsch-evangelische Gemeinde in Florenz, die erst vor zwei Jahren entstand, ihre Kirche einweihen. In der reformierten Kirche der französischen Schweizer wurde nur gelegentlich deutscher Gottesdienst abgehalten. Die Kirche zeigt eine stattliche Fassade im romanischen Stil mit einem Säulenvorbau und über dem Portal die Inschrift: „Ein feste Burg ist unser Gott!"

Zur Ausbildung der deutschen Mädchen im Auslande. In nationalen Dingen hat das weibliche Geschlecht sich bei allen Völkern einen bedeutenden Einfluß gewahrt. Zumeist bestimmt in national gemischten Ehen die Frau die Nationalität der Familie. Wo die Frau eine Engländerin oder eine Französin ist, wird die ganze Familie meist englisch oder französisch sein; und der schönen Augen der Polinnen, Russinnen und Kreolinnen wegen giebt es heute viele Feinde der Deutschen mit echt deutschen Namen! Diesen Erfahrungen gegenüber ist es betrübend, daß eine ähnliche Beeinflussung durch deutsche Frauen nur in seltenen Fällen stattfindet. Mit staunenswerter Gewandtheit werden viele an fremde Volksgenossen Verheiratete zu Engländerinnen, Französinnen, Amerikanerinnen und Rumäninnen, und ihre Kinder lernen gewöhnlich nicht die deutsche Mutter-, sondern die fremde Vatersprache. In seinem inhaltvollen und anregenden Buch „Die Erziehung der deutschen Jugend im Auslande" (Leipzig 1900 bei Raimund Gerhard) weist Erdmann A. Schaefer, Leiter der deutschen Schule in Galatz, auf die bisher allzusehr vernachlässigte Ausbildung der deutschen Mädchen im Auslande hin und beklagt, daß infolge der unzureichenden Organisation der meisten deutschen Auslandsschulen diese nationale Schwäche bisher noch in keiner Weise bekämpft werden konnte. Viele deutsche Mädchen werden noch immer zum Teil aus Mangel an weitergehender Unterrichtsgelegenheit in den französischen Pensionaten und Missionsschulen erzogen, wo sie in der Regel deutsches Wesen verlieren. Schaefer hat es nur zu oft erlebt, daß dort erzogene deutsche Mädchen die Nase über ihre Erzeuger rümpfen, weil diese nicht einmal französisch verstanden! Und viele verblendete Väter bildeten sich auf solche Ergebnisse noch etwas ein und opfern gern die sehr hohen Schulgelder auf dem Altar fremdländischer Propaganda. In dieser Hinsicht Abhülfe zu schaffen, gehört zu den obersten Aufgaben der Deutschen Schulvereine im In- und Auslande.

Deutsche und französische Schulthätigkeit in Rumänien. In Galatz zählt die deutschredende Bevölkerung nach vielen Hunderten; sie besteht aus Reichsdeutschen, Deutsch-Oesterreichern und Schweizern. Alljährlich müssen von der dortigen deutschen Schule viele deutsche Kinder zurückgewiesen werden, weil es noch immer nicht gelungen ist, die Kosten für die Errichtung eines Schulhauses aufzubringen. Mehr als 96 Kinder können nicht aufgenommen werden. In derselben Stadt besteht aber, wie Erdmann A. Schaefer, der Leiter der deutschen Schule zu Galatz, in dem oben genannten Buche hervorhebt, eine französisch-katholische Missionsschule, sie besitzt ein ganzes Stadtviertel mit neuen palastähnlichen Gebäuden und bietet für 800 Kinder Raum. Und dabei leben in Galatz kaum ein Dutzend Franzosen! Aus diesem drastischen Beispiel, das nahezu typisch für den ganzen näheren Orient ist, läßt sich ersehen, was französischerseits angestrebt und deutscherseits versäumt wird.

Levante. In erster Reihe dienen die deutschen Schulen im Auslande den Interessen deutscher Familien im Auslande und können für die Verbreitung des Deutschen in der Landesbevölkerung wenig ausrichten. Häufig werden die deutschen Schulen auch von türkischen, griechischen und anderen fremden Kindern besucht, aber ihre Zahl ist verhältnismäßig gering. Neben diesen deutschen Schulen finden sich vielfach in der Levante deutsche Missionsschulen mit der Aufgabe, der einheimischen Bevölkerung zu dienen, so in Alexandrien, Jerusalem, Beirut und Smyrna die wohlbekannten Mädchenschulen des Kaiserswerther Diakonissenhauses. In Jerusalem ist das syrische Waisenhaus bei weitem die einflußreichste Erziehungsanstalt des heiligen Landes. Daneben sind in Bethlehem, Bebek, Urfa, Diarbekir, Amasia, Brussa und anderwärts deutsch-evangelische Waisen- und Erziehungshäuser entstanden. Diese Anstalten kommen, wie gesagt, für die Erhaltung des Deutschtums im Auslande nicht in Betracht, aber sie leisten eine nationalpolitische Arbeit von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit und wenn sie, was zu hoffen ist, gedeihen und zunehmen, so werden sie gegenüber der weit umfassenderen Missionsthätigkeit der katholischen Kirche unter französischer Flagge wie gegenüber der englischen, amerikanischen und russischen Missionsarbeit ein wertvolles Gegengewicht bilden können.

In fünf Jahren kann die deutsche Kolonie von Alexandrien das 50jährige Jubiläum der evangelischen Kirche feiern und zugleich den Jahrestag ihres engeren Zusammenschlusses. An die Kirche, die deutsche, schweizerische und französische Protestanten vereinigt, hat sich seit 1883 die deutsch-evangelische Schule angeschlossen, die vorzüglich geleitet und auch von anderen Nationen geschätzt wird. Man darf, sagt Rudolf Hermes in seinen interessanten Bildern aus dem Nildelta („Tägliche Rundschau", Beilage 1902 Nr. 1 u. ff.), ohne zu übertreiben, behaupten, daß kaum eine andere Schule in Alexandrien der deutschen an gutem Ruf gleich kommt. Viele Verdienste, namentlich um die Eingeborenen, hat sich das deutsche Diakonissenspital erworben, das 1857 von Kaiserswerth aus gegründet wurde. Außer einigen Beamten wohnen zerstreut im Nildelta noch Deutsche als Mechaniker und Schlosser, die die großen Baumwollreinigungsmaschinen überwachen, ferner an den beiden Eisenbahnen nach Kairo und Ismailia als kaufmännische Gehülfen bei der ägyptischen Baumwollausfuhr.

Havanna. Im Jahre 1897 wurde eine deutsche Schule gegründet, die gegenwärtig 7 Lehrer und in fünf Klassen 67 Kinder zählt. Ein Ausschuß von 36 Herren unter dem

Vorsitz des Konsuls von Brück sorgt für den weiteren Ausbau dieser Schule, der auch ein Zuschuß aus der Reichskasse gesichert worden ist.

Norwegen. Als Prinz Heinrich von Preußen Anfang Dezember an der Spitze eines Geschwaders Christiania besuchte, veranstaltete die dortige „Deutsche Gesellschaft" einen festlichen Empfangsabend. Auf die Begrüßung des Vorsitzenden der Gesellschaft, Großkaufmanns Scheller, antwortete Prinz Heinrich und sprach seine freudige Genugthuung darüber aus, auch in Norwegen eine große Niederlassung seiner Landsleute vorzufinden. Prinz Heinrich rechnete es zu einer wichtigen Aufgabe der Flotte in Friedenszeiten, rege Verbindungen zwischen der Heimat und den Deutschen im Auslande aufrecht zu erhalten.

Samoa. Seit vergangenem Frühjahr erscheint in Samoa eine deutsche Halbmonatsschrift unter dem Titel „Samoanische Zeitung", mit Rücksicht auf die englische Bevölkerung teilweise auch in englischer Sprache. Eine derartige Rücksichtnahme würden die Engländer selbstverständlich niemals genommen haben. Nach einem Rundschreiben des Gouverneurs soll fortan in den Schulen von fremden Sprachen zuerst die deutsche gelehrt werden.

Australien. Auf einer Rundreise durch Queensland unterrichtete sich der deutsche Generalkonsul Buri über die zahlreichen deutschen Niederlassungen aus eigener Anschauung und sprach seine Anerkennung darüber aus, daß die Kinder der dortigen Deutschen jede Anfrage in gutem Deutsch beantworten konnten. In Queensland leben etwa 20 000 Deutsche. Leider hat sich bisher nur eine sehr geringe Zahl durch Eintragung bei den Konsulaten die deutsche Reichsangehörigkeit gesichert.

Nordamerika. Um die deutsche Sprache ist es auch in den deutsch-katholischen Pfarrschulen Nordamerikas übel bestellt. Von Zeit zu Zeit tauchen darüber Klagen in den nordamerikanischen Zeitungen auf. Einzelne katholische Pfarrer erklären, wie sich die „Kölnische Volkszeitung" berichten läßt, daß sie das Deutsche deshalb immer stiefmütterlicher behandeln, weil die deutschen Leute (größtenteils hier geborene Nachkommen deutscher Eltern) selber darauf beständen und der Wunsch der Eltern in der Schule maßgebend sei. Neben diesen Pfarrern giebt es, wie der Pfarrer Enzlberger im Herold des Glaubens behauptet, aber auch andere, sogar in Deutschland geborene, die den deutschen Unterricht in ihren Schulen gegen den Willen der Eltern auf den Aussterbeetat gesetzt haben. Thatsache ist und bleibt, daß viele von unseren deutsch-katholischen Pfarrschulen gar keine deutschen Schulen mehr sind und von Jahr zu Jahr mehr verenglischen. Der ganze Elementarunterricht ist englisch. Pfarrgeistliche und Schulschwestern sind durchweg geborene Deutsche, aber die Verhältnisse liegen so, daß sie das Deutsche in die Ecke schieben und auf die höheren Klassen beschränken müssen, wenn sie ihre Zöglinge behalten wollen. So liegen die Dinge fast in allen größeren Städten. Auf dem Lande giebt es dagegen noch viele Gemeinden, in denen fast ausschließlich deutsch gesprochen wird und die Schulen so deutsch sind, wie man nur irgend erwarten kann. Hier Abhülfe zu schaffen ist die vornehmste Aufgabe der deutschen Vereine in Nordamerika.

Die Entwickelung der deutsch-amerikanischen Presse in den letzten Jahrzehnten läßt auf einen bedenklichen Rückgang des Deutschtums in Nordamerika schließen. Nicht

nur die Zahl der deutschen Zeitungen hat empfindlich abgenommen, sondern ihr Niedergang ist auch in qualitativer Hinsicht zu Tage getreten. Nur wenige Zeitungen, wie die „Newyorker Staatszeitung", der „Philadelphiaer Demokrat", die „Westliche Post" in St. Louis und andere haben sich auf der alten Höhe gehalten. Zahlreiche, früher viel gelesene Blätter, vor allem kleine Wochenzeitungen, sind verschwunden. Selbst in den großen Städten des Westens, die man als Hochburgen des Deutschtums ansieht, hat die deutsche Presse keine Zunahme aufzuweisen. In dem Aussterben des alten eingewanderten Geschlechtes erblickt man die gewichtige Ursache dieses Rückganges. Die Nachkommen dieses Geschlechtes haben für die deutsche Sprache und für deutsche Zeitungen nur ein geringes Interesse, englisch ist den jüngeren Leuten geläufiger als deutsch, und nicht zuletzt versteht die englische Sensationspresse mehr zu reizen als die deutschen Tageszeitungen, die vergleichsweise nüchtern gehalten sind. Wie die „Leipziger Neueste Nachrichten" mitteilen, haben William Steinway und Oswald Ottendorfer, letzterer bekannt als Gründer der „Newyorker Staatszeitung", wiederholt schon vor Jahren den Rückgang der deutschen Presse und des Deutschtums in Nordamerika erörtert und erwogen, mit welchen Mitteln diesem Rückgang gesteuert werden könne. Doch seien sie der betrübenden Erscheinung rat- und hilflos gegenüber gestanden. Die deutsche Einwanderung hat quantitativ und qualitativ nachgelassen. Viele deutsche Einwanderer kehren überdies nach der Heimat zurück. So erfährt das Deutschtum in Nordamerika im Ganzen kaum eine weitere Stärkung. Nach dem erfreulichen Wiedererwachen des Gefühls der nationalen Zusammengehörigkeit unter den Deutschen Nordamerikas darf man indessen annehmen, daß der Rückgang der deutsch-amerikanischen Presse doch auch noch anderen Gründen entspringt, vor Allem der Konkurrenz durch die englisch-amerikanische Sensationspresse. Sicherlich wäre es voreilig, wollte man aus dem Rückgang der deutsch-amerikanischen Presse folgern, daß nun auch die deutsch-amerikanische Bevölkerung zusammenschmelzen und vielleicht schon in wenigen Jahrzehnten verschwunden sein müßte.

In einem öffentlichen Park zu St. Franzisko wurde eine getreue Nachbildung des Goethe-Schiller-Denkmals zu Weimar aufgestellt und feierlich enthüllt. In einer Ansprache an die vieltausendköpfige Volksmenge sagte nach dem „Kalifornia Demokrat" Herr Bundschu zu den Vertretern der deutschen Vereinigungen und der deutschen Presse gewendet: „Zeitgenossen und kommende Geschlechter unseres Gemeinwesens werden dankbar anerkennen, daß Ihr das hohe ideale Streben — dem deutschen Geist, in alter, treuer Erinnerung an unsere Abstammung, an den Gestaden des Stillen Ozeans ein Denkmal zu errichten — mit freudiger Genugthuung einmütig gefördert habt. — — — Und so möge es stehen in dieser freien, friedlichen Gottesnatur als eine herrliche Traumerscheinung der alten Welt, als eine Erinnerung an eine geweihte Stelle inmitten der deutschen Lande — als ein Gedächtnis an eine bedeutungsvolle Zeit, in der Deutschland im verklärenden Licht seiner großen Dichter und Denker strahlte — als eine Mahnung an Viele, die den Geist und die Sprache ihres Mutterstammes in ihren Kindern versiechen lassen, und dann zuletzt als eine würdevolle Zierde und kunstgeweihte Zugabe zu dieser herrlichen Umgebung."

Zur Nacheiferung. Noch viel lebhafter als im Inlande bethätigen im Auslande

die Angehörigen aller Nationen, auch derjenigen, die in der Kultur noch zurückstehen, ihre nationale Zusammengehörigkeit. Sie finden, fördern und unterstützen sich im freien Verkehr oder durch Vereinigung. Jedermann weiß, wie die Schweizer im Auslande zusammenhalten, dasselbe gilt in noch höherem Grade von den Engländern, Franzosen, Spaniern, Italienern u. s. w., wenn auch die Formen des Zusammenhaltens verschieden sind. In neuester Zeit bethätigen auch die Nordamerikaner diese nationale Zusammengehörigkeit, sie haben sich in Berlin verbunden und einen Führer für die herüberkommenden Landsleute herausgegeben, der ihnen in englischer Uebersetzung bietet, was zu wissen von besonderer Wichtigkeit hier für ihre Landsleute sein könnte, so die Bestimmungen über das Verhältnis zwischen Mieter und Vermieter, die Vorschriften über polizeiliche Anmeldung, die Bedingungen über den Eintritt in die Lehranstalten u. s. w. Bei den nordamerikanischen Vertretungen soll jedem Nordamerikaner, der sich dort meldet, der neue Führer ausgehändigt werden. Dieses Vorgehen hat lediglich praktische Zwecke, zeigt aber auch die Rührigkeit, mit der die Nordamerikaner im Auslande ihre gemeinsamen Interessen erkennen und wahrnehmen. Sie können infolge dieses ihnen gebotenen Rückhalts gegenüber den Angehörigen anderer Nationen mit größerer Sicherheit und mit einem Selbstbewußtsein auftreten, das der Deutsche im Auslande zumeist nicht besitzt und nicht besitzen kann, weil es ihm an dem erforderlichen Rückhalt, an entsprechenden kräftigen Organisationen, an einem nationalen Zusammenhang noch immer fehlt. Anders ist die Stellung der Deutschen im Auslande geworden seit der Wiederaufrichtung des Reiches, aber dieser erhöhte Anspruch auf die Achtung in der Fremde scheint manchen Deutschen noch nicht recht zum Bewußtsein gekommen, und noch vielfach gilt, wenngleich Gott sei Dank, schon in erheblich abgeschwächter Weise, was einst in tiefem Unmut über die unwürdige Stellung seiner Landsleute im Auslande Karl Julius Weber in seinem „Demokrit“ schrieb: „Wenn mir im Ausland ein Mann aufstößt, zu unbehilflich für einen Franzosen, zu zeremoniös für einen Briten, zu treuherzig für einen Italiener, zu biegsam für einen Spanier, zu lebhaft für einen Niederländer, zu bescheiden für einen Russen — ein Mann, der mit schiefen Bücklingen sich andrängt und mit unbeschreiblicher Entsagung allen huldigt, die er für vornehmer hält als sich, so sagt mir mein Herz und mein Blut im Gesicht: Das ist dein Landsmann!“

Wer etwa behaupten wollte, daß diese Sätze heute ganz und gar unzutreffend geworden wären, wird sich daran erinnern lassen müssen, daß Ende November in der Londoner „Times“ ein Geheimer Kommerzienrat Tuchmann ein Schreiben veröffentlichte, in dem er die Beschuldigungen einer inhumanen Kriegführung, wie sie von der deutschen Presse gegen das englische Heer erhoben waren, als „nichtswürdige Angriffe“ bezeichnet und die seltsame Meinung äußerte, man könne den britischen Generalen eher zu große Milde als zu große Härte zum Vorwurf machen. Dieser Deutsche beabsichtigte sogar, eine Protestversammlung der in London lebenden Deutschen gegen die Angriffe der deutschen Presse einzuberufen. Bestätigt er nicht noch heute jene Beobachtungen, denen Weber in seinem „Demokrit“ empörten Ausdruck gab?

Litterarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

V.

Paul Heyse, Ninon und andere Novellen. — Wilhelm Jensen, Die fränkische Leuchte. — Henrik Sienkiewicz, Ums liebe Brot — Gabriele d'Annunzio, Die Jungfrauen vom Felsen. — Gustav Frenssen, Jörn Uhl.

Vor sechs, sieben Jahren durfte ich einmal des längeren mit Herman Grimm plaudern. Der alte Herr war damals gerade in der „Deutschen Rundschau" für Johanna Ambrosius, die sentimentale und heut fast schon vergessene Bäuerin, eingetreten und hatte sie unsern ersten Lyrikern angereiht, während ich mit vielleicht gar zu großem Ungestüm gegen sie Sturm lief. Vergeblich bemühte ich mich, Herman Grimm zu überzeugen, daß diese Naturdichterin durchaus keine originelle Dichternatur sei, sondern eine bloße Epigonin der selber schon epigonenhaften Gartenlaubenpoeten. Ich führte Liliencron an — aber der alte Herr sagte lächelnd: „Den kenn ich nicht. Ich kenne nur, was in der „Deutschen Rundschau" und in der „National-Zeitung" steht!" Darauf war nichts mehr zu antworten, und das Gespräch kam auf ältere Poeten, darunter auch auf Paul Heyse. „Er ist mein Freund, und ich liebe manches von ihm", sagte Herman Grimm, „aber viel, sehr viel von ihm läuft auch wie wohlriechendes Wasser an mir ab, geht zu diesem Ohr hinein und zu jenem hinaus. Das brauchen Sie aber, so lange ich lebe, nicht zu sagen."

So oft mir seitdem Neues von Paul Heyse in die Hände fiel, mußte ich dieser Worte denken. Sie sind sehr scharf — wohl viel zu scharf, wenn sie nicht in einer ehrlichen Hochschätzung des Dichters, zu der ich mich gern bekenne, die notwendige Ergänzung und Abschwächung finden. Aber unter dieser letzteren Voraussetzung enthalten sie eine Wahrheit. Daß Herman Grimm gerade so urteilte, mag für den Litteraturkenner besonders pikant sein. Denn er unterstrich eigene Schwächen, als er Paul Heyse kritisierte. Sie stammen beide aus einem Geheimratsmilieu, der Wind ist ihnen niemals bitterscharf um die Ohren gefahren, Form und Geschmack erfuhren feinste Ausbildung, aber etwas Wurzelechtheit und -stärke, die wohl nur in Kampf und Wetter sich erprobt und entwickelt, geht ihnen ab. Im Grunde sind sie feinste Luxusschriftsteller, Dichter für die gebildete und besitzende Klasse, sehr aparte und vornehme Menschen, die es nur schwer begreifen, daß man auch in der Kunst nach Brot schreit und das feine Schaumgebäck manchmal unwirsch bei Seite schiebt.

Dabei soll gewiß nicht verkannt werden, wie viel hervorragend Schönes wir Heyse verdanken. Er hat ein gutes Recht darauf, von uns allen geehrt zu werden. Eine Handvoll entzückender Lieder — feine, graziöse, sich melodisch wiegende Klänge — hat er geschaffen, und ob er auch garnicht damit in die Entwickelung der Lyrik eingriff, hat er dadurch unsern poetischen Hausschatz doch vielfach bereichert. Wir könnten seinen Namen aus der Geschichte der deutschen Lyrik wegdenken, ohne daß irgendwo eine Lücke klaffte — was wir bei Geibel, Storm, Liliencron nicht könnten —, aber keiner von uns möchte darum seine schönsten Lieder missen. Noch nachhaltiger hat er litterarisch durch seine Novellen gewirkt. Es finden sich herrliche kleine Kunstwerke darunter, die in ihrer strengen Geschlossenheit Zierden unserer Novellistik bleiben werden. Und wenn vieles andere nicht meisterhaft ist, so ist es doch in den meisten Fällen musterhaft, d. h. wo die dichterische Fülle und Tiefe fehlt, waltet noch immer die sichere Künstlerhand.

Sechs Erzählungen aus den Jahren 1898—1900 vereinigte Paul Heyse zu einem neuen Bande „Ninon und andere Novellen“ (J. G. Cottasche Buchh., Zweigniederl. Berlin 1902.) Sie haben manches Gemeinsame. Sie enden alle tragisch. Ein gewaltsamer Tod steht fast am Schlusse jeder einzelnen. Auch in der äußerlichen Anlage gleichen sich die meisten. Es ist selbstverständlich, daß sie denjenigen, der Heyses frühere Novellen kennt, nicht überraschen. Aber es soll daneben herzlich anerkannt sein, daß von einem Sinken der schöpferischen Kraft nicht das Geringste zu merken ist. Diejenige Erzählung, die den stärksten Eindruck auf mich machte, stammt aus dem Jahre 1900.

Mit Vorliebe sind auch hier psychologisch-knifflige Probleme behandelt. Es werden ein paar seltsame, brüchige Frauencharaktere dargestellt, Frauen mit zwei Seelen, die zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden etwas haltlos hin und her pendeln. Man begreift danach wohl den Vorwurf, den Moralisten gerade gegen diesen Dichter so oft erheben, daß er das sittliche Gefühl verwirre und dem innerlich Angefaulten noch ein künstlerisches und psychologisches Mäntelchen umhänge. Ein Korn Wahrheit findet sich auch in diesen Worten — allerdings eben nur ein Korn. Der feine, den interessantesten Problemen nachsinnende Geist und der geschmackvolle Künstler werden manchmal vom Herzen nicht korrigirt — das ist alles. Die Kunst hat über Heyse zu viel Macht gewonnen, er lebt zu sehr nur in ihr, er fühlt gar zu ästhetisch und sieht alles zu sehr vom ästhetischen Standpunkt an. So passiert es, daß ein gesund-sittliches Empfinden sich manchmal gegen die rein ästhetische Betrachtungsweise auflehnt. Heyse identifiziert schön und gut und häßlich und schlecht. Das ist die Gefahr jedes Poeten, die seine besonders. Deshalb ist er auch kein sozialer Dichter, deshalb hat man ihn einen Bourgeois- und Luxusschriftsteller genannt. Deshalb auch wirkt er niemals aufwühlend. Man weint nicht bei ihm, man wird nicht im Tiefsten erschüttert, sondern man läßt ihn erzählen und bewundert ihn darin. Und es kommt vor, daß man, wenn man dem Bann seiner Kunst entflohen ist, ihm nicht glaubt, daß man über so viel kniffliges und überreiztes Feingefühl den Kopf schüttelt. So geht es mir hier mit der ersten Novelle, so geht es mir auch halb und halb mit der besten des Buches, mit „Fräulein Johanna.“

Es erübrigt sich zu sagen, daß alle sechs Novellen virtuos erzählt sind. Man langweilt sich bei Heyse nicht. Die Ich-Form wird bevorzugt, doch hab' ich mich gewundert, daß mehrmals eine verhältnismäßig lange und kaum nötige Einführung den

Geschichten voraufgeht. Turgenjeff machte das in wenigen Sätzen ab. Der Stil ist flüssig, aber von der „marmornen Formschönheit", von der die Tageskritiker in einer rührenden Uebereinstimmung reden, wenn sie Heyse besprechen, ist nicht viel zu merken. Ja, er spinnt manchmal recht schwerverdauliche Perioden und schreibt — Seite 11, 25 — hin und wieder sogar den „papiernen Stil". Doch verleugnet er niemals ein hohes d. h. rein künstlerisches Streben und bleibt in der Energie, mit der er ein Thema durchführt, der alte Meister. Er selbst erzählt in seinen Erinnerungen, daß er jede begonnene Arbeit, selbst eine schwache und mißlungene, zu Ende führe. Ein guter Grundsatz, aber einer, der zeigt, wie sehr der arbeitende Künstler in Heyse dem Dichter überlegen ist. „Der Blinde von Dausenau" mag eine so vom bloßen Willen diktierte Erzählung sein.

Im Grunde wiederholt sich bei den Großen so gut wie bei den Kleineren dieselbe Geschichte. Das berufsmäßige Schriftstellern und „Dichten" verführt jeden dazu, auch des öfteren invita Minerva zu schreiben. Man schreibt, weil man einen guten Stoff hat oder weil man doch einmal Schriftsteller ist oder weil man mit Theodor Fontane empfindet, daß Honorar auch Poesie sei. Im günstigsten Falle entstehen dann äußerlich tadellose Werke, aus denen erworbene Künstlerschaft redet. Das ist der Fall bei Heyse. Was der Geist, der sinnende, künstlerisch geschulte Geist ergriff, weil ihn das Problem reizte, spricht aber wieder nur zum Geist. Es entsprang keiner Herzensnotwendigkeit; es ist eine Kombination. Deshalb möcht ich jeden preisen, der in einem Amt oder praktischen Beruf ein Gegengewicht gegen die ewige Litteratur besitzt, der auf das Ueberströmen des Herzens und die gesegnete Stunde warten kann. Wohl ist fraglos, daß auch die mit Gewalt eroberte Muse sich oft gnädig erweist und von eines Dichters starkem Schöpferwillen bezwungen wird. Aber nicht oft geschieht das, und nur wenige Herzen sind so reich, daß sie in einem fort spenden können.

Wenn das für Paul Heyse gilt, so gilt es nicht minder für Wilhelm Jensen. Sie wissen es beide, sie wissen, daß sie zu viel schreiben, wie ja schließlich wir alle, ob wir nun viel oder wenig bedeuten. Es stünde mir deshalb schlecht an, den Stein dieserhalb aufzuheben. Doch soll die klare Erkenntnis auch nicht verschluckt oder vertuscht werden. Gerade Wilhelm Jensen ist sich über alle diese Zusammenhänge klar. Vor Jahren hatte ich die undankbare Aufgabe, einen schwachen Roman von ihm zu besprechen. Ich mußte böse Worte sagen. Und wieder Jahre nachher hatte ich den Dichter um etwas zu bitten, hielt es aber für meine Pflicht, mich ihm vorher als den Verfasser jener Kritik vorzustellen. Er erfüllte meine Bitte und machte daneben die Bemerkung, daß er den angeregten Roman eben so wenig schätze wie ich. Das ehrt den Menschen, und darin ehrt sich in gleicher Weise der Dichter: denn eine solche Kritik wird nur derjenige Poet über sich fällen, der da weiß, daß er Andres und Besseres geben kann, geben wird und gegeben hat.

Wilhelm Jensens neuer Roman „Die fränkische Leuchte" (Dresden, C. Reißner 1901) erzählt eine Geschichte aus dem Dreißigjährigen Kriege. Aber Teile von großer Schönheit retten das Ganze nicht. Dichten heißt doch dicht machen, festigen durch Ausscheidung alles Nebensächlichen, das Wesentliche der Dinge erkennen und herausheben. Das ist in der „fränkischen Leuchte" nicht in erhofftem Maße der Fall. Eine breite Umständlichkeit erlaubt den großen Grundlinien nicht, eindrucksvoll hervorzuspringen.

Und gar zu üppiges Gerank ist vom Uebel. Trotzdem liegt gerade in dem Beiwerk, das über Gebühr aufhält, das Schönste des Buches. Denn darin entfaltet Jensen wieder die alte Kunst der Stimmung. Da ist Stoffel, der Schäfer, der wunderliche Gesichte hat, von den alten Göttern noch raunt, und meist in so seltsam dämmriger Beleuchtung gehalten wird, daß auch die merkwürdigsten Worte, die er spricht, nur an sich befremden — nicht als von ihm gesprochen. Und da läuft weiter eine ergötzliche Figur von Hungerpastor herum. Auch von Hexenprozessen, den englischen Komödianten, der fruchtbringenden Gesellschaft und der Académie des vrais amants ist die Rede, und der Herzog Bernhard von Weimar wird redend und handelnd eingeführt. So hat an vielen Stellen der Roman die Tendenz, sich zu einem großen Zeitbild zu entwickeln. Wäre das gelungen, so hätte man die Breite auch gern mit in den Kauf genommen. Doch immer wieder scheint der Dichter zu erschrecken, sagt sich, daß er einen Roman schreibe und daß Hans Hardung alias Conz Hoffmann doch seine Trudberga Schmid bekommen müsse. Mit Hilfe der Frau von Gleichberg und des Herzogs Bernhard, der einen richtigen Theaterkoup ausführt, gelingt das auch.

Mir will immer scheinen, als ob Jensen sich selbst die vollste Ader unterband, als er die nordische Heide verließ. Es fließt mir noch immer wie eine starke herbsüße Duftwolke an, wenn ich an seine „braune Erika“ denke. Wohl möglich, daß sie, wie so vieles, mich heut nicht mehr sonderlich berühren würde. Ich war ein halber Knabe, als ich mich dafür begeisterte, als ich von Eddyfstone und Karin von Schweden mich nicht trennen konnte. Hat Wilhelm Jensen damals mit mehr Liebe geschrieben? Ist es der Heimatsboden, der Norden, der ihn so stark machte? Hat er die Rückkehr versäumt? Ich fand kürzlich ein Gedicht von ihm, „Die Thürme von Lübeck“, in dessen schönen Strophen ein seltsames Weh raunte, eine dunkle Trauer, daß er sich so weit von den sieben Thürmen entfernt hatte. Oder legt' ich selber das nur in die melancholischen Verse hinein? Wie dem auch sei: wenn Traum und Sehnsucht einmal überstark sind nach der Jugend, nach der Heide, dann möcht' ich diesen Dichter wieder einmal lesen. Wir warten noch auf dieses Buch aus Traum und Sehnsucht . . .

Der große historische Roman hat seinen bekanntesten und erfolgreichsten Vertreter unzweifelhaft jetzt in Henryk Sienkiewicz gefunden. Aus dem polnischen Erzähler ward über Nacht eine Weltberühmtheit. In fast alle europäischen Sprachen ist „Quo vadis?“, sind seine übrigen großen Romane übersetzt. Auch der deutsche Markt ward von Uebertragungen seiner Werke förmlich überschwemmt, und nur die neueste russische Berühmtheit, Maxim Gorki, wetteiferte darin mit ihm. Es sei klipp und klar hier ausgesprochen, daß beider Weltruhm wohl doch in keinem Verhältnis zu ihren Leistungen steht. Man muß sich nur nicht verblüffen lassen. Gewiß, für nichts und wieder nichts ist auch Henryk Sienkiewicz nicht zu dem gefeierten Autor geworden. Er hat am Anfang seiner Laufbahn ein paar prächtige kleine Geschichten geschrieben, realistische Skizzen, unter denen „Janko, der Musikant“ obenan steht. Und zweifellos sind seine großen historischen Romane sehr lebendig, sehr kräftig, sehr farbenreich. Flott charakterisierte Gestalten, einen guten Humor, vor allem eine zwar breite, aber nie langweilige Erzählungskunst findet man darin. Dazu, was die Begeisterung seiner Landsleute so erklärlich macht, einen glühenden Patriotismus, ein ewig waches nationales Bewußtsein. Aber die rechte Tiefe fehlt, so

daß diese weltberühmten Werke doch eben nur wie Dumas „Drei Musketiere“ Unterhaltungslektüre sind, ob auch eine solche der vortrefflichsten Art. Das haben selbst Verehrer des Dichters eingesehen und haben die großen Romane still bei Seite gelegt, um doch wieder zu den kleinen Skizzen des jugendlichen Poeten zu greifen.

Da hat jetzt solch ein Verehrer des Dichters, Jonas Fränkel, eine noch aus den siebziger Jahren stammende Erzählung von Henryk Sienkiewicz: „Ums liebe Brot“ übersetzt (Bern, A. Benteli 1902). Ich glaube allerdings nicht, daß er dem polnischen Dichter damit genützt hat, obwohl auch ich für Schöpfungen der ersten Periode, für „Hania“ und „Janko“, die meisten späteren Arbeiten hingebe. Dieses „Ums liebe Brot“ ist nämlich durchaus kein Meisterwerk. Es erzählt die Schicksale eines nach Amerika auswandernden polnischen Bauern und seiner Tochter; es erzählt, wie die beiden jenseits des großen Wassers sterben und verderben. Aber das alles ist zwar sehr traurig, doch nicht tragisch, denn wir sehen von vornherein, daß dieser Untergang unvermeidlich ist. Es ist, als wenn man ein Kätzlein in einen Teich wirft. Es paddelt wohl eine Zeitlang, aber dann ertrinkt es. Das erschüttert nicht, sondern drückt bloß. Die Waffen sind nicht gleich und gerecht. Die beiden Menschen können sich garnicht wehren und wehren sich nicht. Das tiefere Interesse mangelt deshalb, und die ganze Erzählung erhält etwas Krasses und gleichzeitig etwas Sentimentales. Sie hat keine Höhe und keine Tiefe. Sienkiewicz bleibt immer der Oberfläche gar zu nahe.

Aber Eins kann dieser Dichter, und das soll ihm nicht bestritten werden: er kann schildern. Wo er da auch ansetzt, zeigt er den Poeten. Sturm und Wassernot sind glänzend gegeben, und noch schöner und reiner, erfüllt von heißer Liebe zum vaterländischen Boden, sind die Naturstimmungen aus der polnischen Heimat. Die Worte scheinen zu zittern vor der Ueberfülle des Gefühls, das in sie gebannt ist, wenn Sienkiewicz vom polnischen Land spricht, von den Kreuzen, die am Wege stehen, von den Bäumen und Störchen und schwarzen Wäldern, von den weißen Herrenhöfen und den schimmernden Strohdächern der Bauern. Diese Vaterlandsliebe ist immer rührend und herrlich, sie hat auch die überschwängliche Begeisterung der Polen geweckt, die in allen Ländern für ihren Henryk Sienkiewicz Propaganda machten und die, wie wir es ja bei den Wreschener Vorfällen sahen, lungenkräftig genug sind, alle Welt für oder gegen etwas aufzuregen. Kein Wunder, daß sich Sienkiewicz auch immer und überall an die Spitze der national-polnischen Propaganda stellt. Wir sollten deswegen nicht schelten, sondern nur für uns selbst daraus lernen und auch uns von Vaterlandsliebe und nationaler Begeisterung ganz durchglühen lassen. Und wenn Sienkiewicz, der die Deutschen nicht liebt und den uns unsere Uebersetzer ewig von neuem fast aufdrängen, uns den Fehdehandschuh hinwirft — man sagt, er benütze seine Einnahmen aus Deutschland zur Unterstützung der antideutschen polnischen Bestrebungen — — gut! Außer den Polen wird es niemanden geben, der da glaubt, daß wir mit Henryk Sienkiewicz irgend welche bedeutsamen Kulturwerte verlieren würden.

Die Uebersetzung erhebt große Ansprüche, ohne sie recht zu erfüllen. „Ganz so wie sie im Original aussieht“, nicht gekürzt und nicht geändert, mag ja die Erzählung in deutscher Sprache wiedergegeben sein. Aber es ist fraglos, daß Sienkiewicz ein

gutes Polnisch schreibt, während ich dem Uebersetzer ein gutes Deutsch nicht nachrühmen kann. Auf den Seiten 58, 114, 158 erschreckt einen der Stil förmlich.

Ist Sienkiewicz der National-Pole, so Gabriele d'Annunzio der National-Italiener. Er ist so durch und durch Romane, daß germanische Völker niemals in ein Verhältnis zu ihm kommen können. Unsere Tageskritik natürlich hat sich vor Hurrahs und vor Ehrfurcht und vor Begeisterung bei seinen Werken überkugelt. Wer sich aber auch vor Weltberühmtheiten das gelassene Urteil wahrt, wird, sofern er Deutscher ist, zugeben, daß dieser blumige Bombast uns allenfalls krank machen kann, aber die Wirkungen, die wir Deutsche von der Kunst verlangen, nicht ausübt. Der Italiener berauscht sich an d'Annunzios Sprache, die wundervoll klangreich sein soll. Das fällt in der deutschen Uebersetzung naturgemäß fort. Was übrig bleibt, ist ein großer Wortreichtum, ein überschwängliches Pathos, dem gerade das geraubt ist, was es schön und genießbar machte: der Klang. So steht es da und friert und ist hohl. Nur manchmal lassen lyrische Stellen eigentümlicher Art uns erraten, weshalb und warum d'Annunzio nicht ein, sondern der moderne Poet Italiens ward.

Es kommt bei ihm dasselbe Motiv hinzu, wie bei Sienkiewicz: auch sein Herz ist durchglüht von seines Vaterlandes großer Vergangenheit und träumt von der größeren Zukunft. D'Annunzio glaubt an die Zukunft der Romanen, wie wir an die Zukunft der Germanen glauben. Und wenn unsere Staatsmänner sich einmal mit ihm, dem gelesensten, berühmtesten und gefeiertsten Romandichter Italiens beschäftigten, so erhielten sie vielleicht in Manchem über die Stimmungen auf der Stiefelhalbinsel besser Bescheid als durch die Berichte ihrer Diplomaten.

Es wäre vermessen, wenn ein Deutscher über d'Annunzio's Bedeutung schlechthin aburteilte. Wir können nur sagen, was er für uns bedeutet. Er mag den Italienern ein Klassiker sein, das verstehen wir nicht. Aber was wir verstehen ist: daß er für uns nichts, aber auch garnichts ist. Wir stehen vor seinen Büchern, wie unsre braven Pommern einst vor der Proklamation Viktor Hugo's. Dafür fehlt uns völlig das Organ. „Die Jungfrauen vom Felsen", das neueste übersetzte Werk des göttlichen Gabriele (Berlin, S. Fischer, 1902), hinterlassen uns besten Falles die Ahnung, daß der Italiener ein echter Dichter von spezifisch-lyrisch-pathetischer Art ist und daß wir, wenn wir dieselbe Muttersprache redeten, ihn vielleicht als einen Großen erkännten, ihn in seinem Wesen erfaßten. Wie in der reinen Lyrik scheint auch bei ihm das Beste so sehr im Worte zu schweben, daß eine Uebersetzung allen Reiz des Originals vernichtet. Wenn ein deutscher Dichter diesen Jungfrauenroman so geschrieben hätte, spräche die gesamte Kritik sicherlich von einem aufgeblasenen und verstiegenen Pathos. Handlung, Inhalt — das scheint hier völlig Nebensache. Hauptsache ist das weite Prunkgewand der Form, ist die unerhört pretiöse Sprache, die jede Kontur, jeden charakteristischen Zug verwischt. Das erscheint uns und muß nach unserer ganzen geschichtlichen Entwickelung uns als Schwäche erscheinen. Wir berauschen uns nicht an der bloßen Form, wir wollen mehr. D'Annunzio, so hat ein Kritiker einmal geschrieben, ist „in seinem ganzen Leibe mit Kunst infiziert, welche die Stelle des Blutes vertritt". Der Mann hatte recht, aber er empfand wohl nicht ganz das Schreckliche, was in seiner Charakteristik liegt. Geradezu kunstverseucht sind auch die „Jungfrauen vom Felsen", die wie die übrigen Werke des

Italieners die Bezeichnung „Roman" tragen, aber eine lyrisch-pathetische Rhapsodie sind, eine große blumige kunstversetzte Suppe, in der ab und zu ein magerer Bissen Fleisch schwimmt. Es beginnen damit die „Romane der Lilie"; die vorangehenden Arbeiten: „Lust", „Der Unschuldige" und der „Triumph des Todes" sind als „Romane der Rose" zusammengefaßt. Und inzwischen hat schon ein neuer Romanchklus vom „Granatapfel" eingesetzt. Lange werden sich diese Blumen und Früchte in unserem harten und herben Klima nicht halten. Sie vertragen schon die Reise nicht, und so wollen wir uns doch lieber zu unseren heimischen Gewächsen niederbeugen!

Zu unseren heimischen Gewächsen —! Das Glück will es, daß ich da grade eines gefunden hab', wie es kräftiger, körniger, fruchtreifer nur selten unserem Boden entsproß. Ueber viele Bücher hab ich in den Monatsberichten schon geredet, fast alles Bücher unserer besten Autoren. Aber Hand aufs Herz: wenn diese Bücher nicht da wären, so würden wir zwar manches feine Kunstwerk weniger haben, doch es brauchte sich keiner darum sonderlich zu grämen und zu schämen. Nun aber will ich denen, die mir zuhören, von einem Buche reden, das nicht für heut und morgen nur geschrieben ist, sondern das auch ein kommendes Geschlecht noch erquicken und stärken wird. Und wer Buch und Dichter sich heute nicht merken will, der wird sich beide bald merken müssen. Es giebt Werke, die jeden Widerstand der Gleichgültigkeit oder Voreingenommenheit brechen. Solch ein Werk ist der Roman „Jörn Uhl" von einem bislang unbekannten Dichter Gustav Frenssen. Der Grote'sche Verlag in Berlin versendet das Buch.

Es ist ein Meisterwerk, für das kein Wort des Lobes mir zu stark wäre, wenn ich auch die lauen Herzen dadurch einfangen könnte. Ich segne den Zufall, der es mich lesen ließ; ich segne den Zufall, der es fügt, daß ich Gustav Frenssen gerade neben Sienkiewicz und d'Annunzio nennen kann. Der Deutsche verträgt die Nähe dieser Weltberühmtheiten nicht nur, sondern er ist für uns, die wir mit ihm Kinder des gleichen Bodens sind, hundert Mal mehr als sie. Er ist so ganz Deutscher, wie die beiden Polen resp. Italiener. Er stellt sich durch den Jörn Uhl mit einem Schlage neben unsere besten Erzähler. Dies eine Buch genügt, um ihm langen Ruhm zu verschaffen.

Nur mit Einem der Lebenden läßt er sich vergleichen: mit Wilhelm Raabe. Wie ein Schüler von Wilhelm Raabe beginnt er sein Buch. Das ist ganz der Stil, den wir kennen. Aber Leonardo da Vinci sagt: ein schlechter Schüler, der den Meister nicht übertrifft! Und wenn man den Jörn Uhl weiter und bis zu Ende liest, dann weiß man, daß dieser Gustav Frenssen kein schlechter Schüler ist. Ich brauche den Lesern der Monatsschrift nicht zu sagen, wie sehr ich Wilhelm Raabe liebe und ehre. Er stand gleichsam am Anfang dieser Berichte; er hat uns allen ja das Herz erfüllt. Aber nun kommt da einer, ein Unbekannter, der es mit ihm aufnimmt. Nur die großen drei Romane: der Hungerpastor, Abu Telfan und vor allem der „Schüdderump" können sich gegen das Buch Frenssens behaupten. Das Jahr 1901 sei uns dieserhalb gesegnet. Es fing doch noch eine große Kanone zu donnern an . . .

Bis vor wenigen Tagen hatte ich den Namen Gustav Frenssen noch nicht gehört. Kein homo literatus wußte etwas von ihm. Er soll als Pfarrer, ein echter Friese, in einem holsteinischen Dorfe leben. Er bringt gleichsam alle Kraft, Fruchtbarkeit und Fülle der Marsch mit. Er kann zu einem unserer größten Humoristen werden, da er den

tiefen Ernst, die gewaltige Tragik hat. Und man muß unwillkürlich an das Wort Jean Paul's denken: daß an Völkern und Individuen der Ernst sich immer als Bedingung des Scherzes erweist, daß die ernsten Britten und die gravitätischen Spanier den höchsten und innigsten Sinn für das Komische hatten, daß der ernste geistliche Stand die größten Humoristen hervorbrachte: Rabelais, Swift, Sterne, Abraham a Santa Clara, Jean Paul selbst. Daß weiter ein Hungerpastor unserem Wilhelm Raabe den Stoff zu seinem großen Werk gab, und der geborene Erbe des Raabe'schen Geistes wieder auf einer Pfarre sitzt. Aber nicht diesen Zusammenhängen will ich hier nachforschen, sondern mich wieder zu Jörn Uhl wenden und ihn preisen.

Seine Sprache? O, sie ist noch kräftig, noch nicht abgegriffen; sie hat aus dialektreicher Volkssprache ihre gesunde Stärke gewonnen. Sie erzählt Märchen und raunt wie die Frau Viehmännin der Grimm's, wenn sie auf dem Felde oder beim Herdfeuer die halbvergessenen Sagen vorholte. Aber sie ist nicht nur zart für junge Mädchen und deutsche Märchen, für erste Liebe und anderes Süße — sie ist auch stark für Männer, trotzig und wild für den Haß, grausam und gewaltig für die Schlacht. Alles Leichte und Schwere kann sie ausdrücken; alles Leichte und Schwere ist in dem Buche. Es erzählt von Geburt und Tod, von zäher deutscher Treue und feigem Verlassen, vom Frieden der Felder und vom Brüllen der Schlacht, vom Säen und Ernten, von Glück und Not. Trunkenbolde und nachdenkliche Menschen, Bauern und Händler, Weißköpfe und helle Jugend stellt es neben einander. Und wunderbare Mädchengestalten stehen dazwischen, herrlich lebensecht, voll gesundheißer Sinnlichkeit — eine immer lebendiger, kräftiger, plastischer wie die andere. Ich kann hier nicht ausführen, wie man oft gerade aus einem Zuge, der scheinbar nicht zu der Gestalt paßt, den großen Meister erkennt. Aber die, welche das Buch lesen — lest es alle! — möcht ich darauf aufmerksam machen, wie durch die Erzählung des Kriegskameraden (S. 473) von seinem Kußerlebnis mit der spröden Lisbeth Junker die Gestalt des Mädchens, das „sipp" (spröde) ist und nicht sipp ist, bestrahlt und blutvoll wird. Und Lena Tarn — Herrgott, man möchte diese Dirne aus dem Roman heraus an seine Brust reißen, den Rotkopf, der dann sterben muß, der stirbt in einer Szene, wie Wilhelm Raabe kaum eine größere geschrieben hat.

Es ist genug: einem Buche von solcher Fülle und Schönheit gegenüber fühlt man, wie ohnmächtig die Worte dem Eindruck nachtasten. Ich weiß, daß ich den Jörn Uhl nicht vergessen werde, so lange meine Zeit mir gesteckt ist. Und hat dieses kraftstrotzende, gemütstiefe, wunderbare, sinnenkräftige Buch wirklich ein Pastor geschrieben?

Dann soll man Viktoria schießen bis an sein holsteinisch Pfarrhaus!

Vom deutschen Theater.

Von

Max Martersteig.

IV.

Die Komödie innerhalb der christlichen Kultur. — Der Biberpelz und der rote Hahn. — Lebendige Stunden von Arthur Schnitzler.

Hans Wurst, der Stammvater und spiritus rector aller deutschen Komödie, war immer auf Seiten der Schelme, Gauner, Betrüger und Diebe, wenn es galt, die Büttel der Obrigkeit, der weltlichen und der geistlichen, zu nasführen. Viele hundert Jahre war das so, wo liebe Einfalt des alten Thespis scheckiges Gewerbe betrieb. Später haben die geistlichen Herren den Unband zwar etwas erzogen; in den Passionen, Weihnachtsspielen und Mysterien mußte er fein ehrbar thun. Nur konnte er auf die Dauer von seiner Art nicht lassen; und wenn sich sonst im Gange der Handlung keine Gelegenheit zu glänzen bot, bändelte der Unhold sogar, Zoten reißend, mit den heiligen Frauen an, wenn sie den Weg nahmen gen Golgatha. . . .

Eine unendlich verschlungene Bahn der Entwickelung ist es, auf der, sehr langsam und immer wieder verwirrt und entstellt, ein Kunstbegriff des Dramas, des Theaters, bei den germanischen, von der antiken Bildung übertünchten und zu christlicher Kultur erzogenen Völkern sich herausbildete. Das darf schließlich nicht Wunder nehmen: die Ideale, die über das Leben der Griechen gestellt waren, die das Wunderwerk der sozialen Ordnung im alten Indien innerlich beseelten, und die darum einzig bei diesen beiden Völkern der älteren Kultur eine eigengewachsene dramatische Kunst ermöglichten, taugten den späteren mittelalterlichen Völkern nicht. Ihnen wurde ein neues Ideal errichtet, leider aber eines, das nicht ihren eigenen Anlagen sich entwickelt hatte, sondern ein fremdes, aus der Fremde herbeigeholtes, ein seiner heiligenden Wahrhaftigkeit, seiner beseeligenden Innigkeit bereits vielfach schon entkleidetes: das des kirchenväterlichen, des klerikalen Christengeistes. Mit diesem vermählte sich die Philosophie in der Scholastik, von diesem entlieh sich die Aesthetik ihre Leitsätze; und aus dieser derart verquickten neuen Auffassung der Weltidee, der Lebens- und Bildungsziele heraus wurden für viele Jahrhunderte auch das künstlerische Bedürfnis und die künstlerischen Anlagen der Völker befriedigt oder unterdrückt, gefördert oder gehemmt, jedenfalls aber zu bestimmen versucht. Die bildenden Künste zogen daraus den denkbar größten Vorteil und gaben ihren Anregern mehr und Köstlicheres zurück, als sie empfingen: in die lebendigere Erscheinung des menschlich Rührenden, Innigen, der leiblichen Schönheit zurückverwandelt dargeboten, erschien der christliche Geist, das neue Ideal

frei von jedem logiſchen Widerſpruch, in ungetrübter Wahrhaftigkeit und immer ſiegreich in dem Ausdruck der weltüberwindenden Verzückung, der gotterfüllten Begeiſterung und Hingabe. In tauſend Jahren wird man noch die Schönheit und Innigkeit einer Holbeinſchen Madonna empfinden.

Weit ungünſtiger beeinflußte der neue Weltgeiſt die Dichtung und beſonders die dramatiſchen Anläufe. Hier ſtand das Weſen der Kunſtform und das Ziel, das von der geltenwollenden Weltanſchauung ihr geſteckt wurde, nur zu oft in einem unheilbaren Gegenſatz. Der weite ſittliche Horizont des griechiſchen Tragikers und des griechiſchen Komikers war verbaut durch die Leidensbilder der chriſtlichen Legende. Und wie die neuzeitliche Tragödie von vornherein ſtatt auf den heroiſchen auf den leidenden Charakter geſtellt wurde, mußte auch die Komödie, ſtatt in lichte, lachende Höhen der Phantaſie, der Laune emporzuflattern, am Gängelband der Moral glatte Philiſterſteige entlangwandeln. Dieſer beſtimmende Eingriff in die noch jugendlichen und unentwickelten Kunſttriebe der neuzeitlichen Völker hat das Theater der chriſtlichen Kultur in ſeine relative Unreife feſtgebannt. Und bis in die allerneueſte Zeit, in der Gegenwart noch, leidet es an dem Mangel einer künſtleriſch brauchbaren und das Drama allein ermöglichenden Weltanſchauung, eines Bildes vom Leben über dem Leben, das nicht asketiſche Tugenden fordert, und nicht den Menſchen als einen willenloſen Spielball in der Hand eines fühlloſen Schickſals zeigt. Nicht der Mangel an Anſtrengung oder an Begabung hat verurſacht, daß wir keine deutſche Komödie haben, ſondern der nun ein Jahrtauſend fühlbare Mangel einer einheitlich und ſtark empfundenen Idee vom Leben, die das Leben freudig betont, bejaht, rechtfertigt und es in die Sphäre einer erhabenen Heiterkeit zu rücken erlaubte. Die ſittliche Grundlage der europäiſchen Chriſtenkultur iſt im Grunde doch über eine erhabene Reſignation — trotz des lebendigen Beiſpiels ihres Begründers, der die Erfüllung des göttlichen Reiches in uns lehrte und forderte, — nicht hinausgekommen. Dieſe aber iſt kein Boden, aus dem gerade die Blume der Komödie wachſen könnte. Wie jedoch falſche Erziehung einmal vorhandene Anlagen nie ausrottet, ſondern immer nur verkümmert, entſtellt und ſchließlich böſe macht, ſo hat auch auf dieſem Gebiet der Druck der Bildung, der vielfach in ſich unwahren und künſtlich gezüchteten Kultur, von Zeit zu Zeit immer wieder Ausbrüche der Unreife und der Roheit veranlaßt. Die Einengung der künſtleriſch-theatraliſchen Bedürfniſſe auf der einen Seite, wie ſie ſich — wenige Ausnahmefälle, wie einige geniale Würfe Molières, wie Shakeſpeares und einige ſpaniſche Komödien abgerechnet — in der neuzeitlichen Komödienlitteratur darſtellt, und diemangels anderer Lebensziele, in unverſchämter Rüpelhaftigkeit ſich äußernde Luſt, der Wirklichkeit laſtenden Druck abzuſchütteln, auf der anderen Seite, das ſind die eigentlichen Grundurſachen für die unverſöhnlich neben einander laufenden Entwickelungslinien: die des europäiſchen Kunſttheaters und die der Volkstheater, der Straßen- und Brettelkunſt. Der Brettelkunſt nebenbeibemerkt, als ſie noch urwüchſig und nicht dekadent-pervers war.

Dieſe ziemlich troſtloſe Lage unſeres komiſchen Theaters ſollte, ſo hieß es, Gerhart Hauptmann überwunden haben. Manchen mag zwar — um ein berühmtes Wort auf ein anderes Gebiet anzuwenden — der Beruf unſerer Zeitgenoſſen, Litteraturgeſchichte zu ſchreiben, zweifelhaft erſcheinen, — nicht zu bezweifeln aber iſt die Thatſache, daß

Gerhart Hauptmann's „Biberpelz“ von solchen unberufenen Berufenen leichten Herzens Kleistens „Zerbrochenem Krug“ an die Seite gestellt wurde. Ein Werk, dem diese Ehre zu Teil ward, darf Anspruch auf gründliches Hineinleben machen. Wie nun gar, wenn diesem selben Werke sein Dichter einen zweiten Teil nachzudichten sich verpflichtet fühlt! Das Vorurteil gegen „zweite Teile“, das seit Goethe's Faust immer schnell bei der Hand ist, darf uns nicht abhalten, der weittragenden Bedeutung dieser That Hauptmanns nachzuspüren. Wie es Unverstand der Banausen war, von Goethe's altem Faust verächtlich zu reden, wie wir längst wissen, daß nur beide Teile der Weltdichtung zusammen ein dichterisches Ganzes ausmachen, so werden wir auch den „Biberpelz“ und den „Roten Hahn“ als ein ästhetisches Ganzes zu begreifen lernen müssen.

Nietzsche macht brieflich einmal zu seinen Anti-Wagnerschriften die geistvolle Bemerkung, daß es zu geschmacklos gewesen wäre, Wagner etwa an Beethoven abzumessen, daß er darum Bizet, den Komponisten der Carmen, herangezogen habe. Ich möchte dem guten Geschmack Nietzsche's nacheifern und davon absehen, ernstlicherweise das Doppeldrama Faust gegen die Doppel-Diebs-Komödie Gerhart Hauptmanns zu stellen. Zumal sie wirklich nach Dutzenden herzuzählen sind, alle die Spaßmacher, die in tausenden von schlecht und recht gezimmerten Theaterstücken Gerhart Hauptmann die Muster gegeben haben zu den ganz unleugbar gelungenen Momenten ironischer Komik. Unsere Großmütter schon haben sich immer entzückt, wenn bei dem jetzt so sehr verachteten Scribe im „Damenkrieg“ der Präfekt Montrichard den als Diener verkleideten und von ihm gesuchten Verschwörer Flavigneul besticht, ihm die Geheimnisse des Hauses zu verraten und ihm beim Ergreifen des Verräters behilflich zu sein. Bei Gerhart Hauptmann ist aber dieser Effekt zu einer Kühnheit sonder Beispiel ins „Sozial-Ethische“ gesteigert: — der Amtsdiener — man denke! ein königlich preußischer Amtsdiener vom Müggelsee oder „Irgendwo um Berlin“, wo der Biberpelz spielen soll, hält der sauberen Familie Wolff das Licht, als sie zu nächtlicher Diebesfahrt den Karren rüstet. Und dieser das Weltwesen bis in seine mystischen Tiefen hinab gründlich beleuchtende Witz, der in den verschiedensten Variationen immer wiederkehrt, ist es eben, der Hauptmann neben Heinrich Kleist den Platz anweisen soll. Der kümmerliche Scribe freilich hatte nur gerade Geist genug, diesen Witz *einmal* zu machen. Immerhin erträgt man im Biberpelz die Aermlichkeit der Idee und das Unvermögen, sie an irgend einem Punkte zu vertiefen, um des, wie früher immer bei Hauptmann, sorgfältig geschilderten Milieus, um der paar Menschen willen, die er mit seiner liebevollen Objektivität auch für das Unsympathische, Freche, Banale und sonstwie eigentlich Unausstehliche schildert oder richtiger abschreibt. Und damit ist das Beste gesagt, was von Hauptmann überhaupt zu sagen ist: er ist im Einzelnen, ist in der Zeichnung von Charakteren anschaulich in so hohem Grade, daß allein dieser Vorzug die sonst überall zu Tage tretende Unzulänglichkeit für alle die Leute zu verstecken vermag, die vom Theater nicht mehr als angenehme sinnliche Unterhaltung verlangen. Angenehm zwar ist vielen die Art dieser Unterhaltung deshalb nicht, weil sie sich in diesen Stücken um eine Klasse unserer lieben Menschengemeinschaft dreht, — bei der die Annehmlichkeit gemeinhin ihr Ende erreicht, um Leute, denen man im Leben lieber zehn Schritte vom Leibe bleibt. Dem Dichter daraus jedoch einen ästhetischen Vorwurf zu machen, mag denen überlassen bleiben, die verächtlich von aller Armeleutekunst denken

wenn er nur überhaupt den Kernpunkt des dramatischen Schaffens je erkannt hätte. Noch nicht die wesentlichste, aber eine wichtige Seite dieser Kunstthätigkeit ist der Sinn für Distanz und die Fähigkeit, das Individuelle so zum Typischen zu erheben, daß es dennoch nichts von seinem Realismus einbüßt. Dazu muß man sich beim Schaffen von seinen Gestalten lösen können; und Hauptmann klebt an ihnen fest. Er kann sich nicht von ihnen fort auf eine weitere Entfernung stellen, sonst müßte er gewahren, wie er Gefahr läuft, selbst den guten Willen seiner Zuhörer zu ermüden. Im „Friedensfest", im „Biberpelz", in „Fuhrmann Henschel" schützt davor die knappe Form; im „Roten Hahn" gerät er unerträglich in's Breite. In jenen Stücken steht jede Person wenigstens auf ihrem Platz, ist jede doch notwendig: es steckt in diesen früheren Dramen, jedem erkennbar, ein Stück ehrlicher Arbeit. Und da früher Hauptmann auch noch klug und bescheiden genug war, sich immer an die erprobten Stücke starker, wirklicher Dramatiker bei der Linienführung anzulehnen, mochte es gehen und gelten, selbst bis zum Ausrufen Hauptmanns als einen neuen Kleist. Hier aber im „Roten Hahn", bleibt nur noch ein Zweifel darüber bestehen: ob es das Produkt der Angst, der Not und der Erschöpfung, — oder das des Größenwahns ist. Wenn man so gar nichts mehr zu sagen hat, sollte man schweigen. Das bekommt selbst starken Dichtern zuweilen vortrefflich. Schiller schwieg acht Jahre, — dann gab er uns den Wallenstein und damit einen neuen Stil.

Kleist zürnte dem großen Goethe sein Lebenlang und warf ihm mit vollem Rechte die gewiß irrige Dramaturgenthat vor, seinen Zerbrochenen Krug, der auf die einheitliche, in einem Atem, möchte man sagen, sich vollziehende Abwickelung der Handlung gestellt ist, in drei Akte und damit den Lebensnerv der Dichtung zerschnitten zu haben. Hauptmann aber mutet uns zur Auseinandersetzung eines auf den ersten Blick durchsichtigen Charakters, der in einem kurzen Einakter völlig zu erschöpfen gewesen wäre, acht lange Akte zu! „Man langt . . . man langt nach was", sind Mutter Wolff-Fielizens letzte Worte: sie scheinen mir ein Bekenntnis des Dichters. Man langt . . . man langt nach was. Und schreibt das Leben ab und wieder ab: das giebt immer dickere Bücher, giebt in jedem Jahre eine Aufführung — mit oder ohne Durchfall, aber es giebt im Leben kein Drama und keinen Dramatiker.

War es nicht genug, Frau Wolff und ihre edele Kumpanei als Lüger, Trüger, Hehler, Diebe, und sie die wackere Stütze des Ganzen als „ein Weib wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen" kennen gelernt zu haben? Welchen neuen Strich bringt nun im „Roten Hahn" das bischen Brandstifterei zu dem schon übersatten Gemälde wohl noch hinzu? Wenn wir einen nur halbwegs dem Guten überhaupt noch zugänglichen Menschen in dem inneren Kampfe sähen: den Anblick des armen, blödsinnigen Knaben, auf den klüglich aber auch durch täppischen Zufall der Verdacht des Verbrechens abgelenkt werden konnte, und den seines rohen aber von diesem Jammer doch gebrochenen Vaters zu ertragen, — oder über den Fluch menschlich-kurzsichtigen Vergeltungswahns in sich zu gehen: — es wäre wenigstens ein ästhetischer Inhalt gegeben. Davon ist aber gar keine Rede; es ist im Gegenteil, und namentlich im zweiten und dritten Akt ganz ersichtlich, daß der Dichter durch das Herbeizerren von Motiven, die ganz bedeutungslos sind, von Personen, die gar nichts mit der inneren oder äußeren Handlung zu thun haben, einen Gedanken

ausdehnte, bis er, so gut und so schlecht es gehen mochte, die vier vorschriftsmäßigen Akte ausfüllte. Hauptmann nimmt meines Erachtens auch gar keinen Anlauf zur Darlegung irgend eines zwingenden Zusammenhangs der zeitlichen Erscheinung mit irgend einer Idee vom Leben. Er schreibt ab; aber aus der Abschrift der Mutter Wolffen vom Müggelsee würde auch ein genialerer Dichter nicht entwickeln können, was eine moderne deutsche Komödie innerlich beleben müßte: das Ziel eines Lebens über dem Leben.

Dieses Ziel, von den Religionen uns gewiesen oder offenbart, oder von der Philosophie als Erkenntnis des Weltwesens uns gelehrt, kann in der Kunst einen Ausdruck finden, mächtiger als jene beiden ihn geben können; denn was beim religiösen Empfinden den Glauben voraussetzt und in der Wissenschaft der Erkenntnis die Abstraktion, das setzt die Kunst in den vollen farbigen Schein des Lebens wieder um. Aber nicht das Leben, wie es an und für sich ist, bietet die Kunst: nicht die Blume, den Duft der Blume giebt sie, der in der nachschaffenden Phantasie die Blume körperlich und doch unkörperlich noch einmal ins Leben ruft. Und diese Schöpferfreude steigert sich in den Schaffenden, wie ein Abglanz von ihr noch den ärmlichsten Kunstempfangenden beglückt, bis zu dem Gefühl, daß die Welt etwas ist, was von uns dichterisch neu geschaffen werden kann, wenn wir die Kraft aufbringen, uns inmitten ihrer Seele zu versetzen. Den Weg dazu zu weisen, ist die hohe Aufgabe namentlich des Dramas.

Und auch die Kunst zu leben, die glücklicherweise zwar nicht von einem besonderen Talent abhängig, in unserer verschobenen und so durch und durch unwahrhaftigen Kultur aber äußerst schwer zu üben ist, kennt solche Stunden des Lebens über dem Leben. Hellsehende sind wir dann, elysisch Genießende oder von Dämonen Besessene — aber immer sind sie bedeutsam, außerordentlich, diese Stunden, und wir fühlen in ihnen, daß wir einmal mit unseren menschlichen Organen an das Ewige reichen und mit ihm uns berühren. So etwa dürfte man den Gesamttitel erläutern, den Arthur Schnitzler über seine vier im Deutschen Theater zur Aufführung gebrachten Einakter setzt: „Lebendige Stunden". Stunden, in denen wir fühlen, daß wir selbst unser Schicksal sind: die gezwungen-freiwilligen Gestalter unseres Erlebens. Der Anlauf Schnitzlers, selbst diese kleinen Gebilde, an denen er mit liebevoller Sorgsamkeit und fein stimmender Kunst gearbeitet hat, unter eine Idee zu stellen, die ihnen nicht wie ein Stempel aufgedrückt, oder wie ein Etiquette angeklebt wird, die sie vielmehr hervorgetrieben hat, wie alles eigentlich Schöne in der Kunst, das nach Hebbels Wort „inneres Leben ans Licht getreten" ist, muß erfreuen; und besser, tausendmal besser thut er, diese feine und aufrichtige Kunst seinem Können gemäß auf bescheidene Einakter zu beschränken, seinem Talent die Zeit zu gönnen, bis auch ihm die „lebendige Stunde" zu einer größeren That schlägt, statt wie Hauptmann entweder ein zusammengetragenes buntes Märchengewirre mit allenthalben entliehenen, halb empfundenen Weltanschauungsfragmenten zu galvanisieren, oder aber ein Stück Natur wie einen Eierkuchenteich in die Breite und die Länge zu dehnen. Möglich aber ist auch, daß diese lebendige Stunde ihm ausbleibt und daß es dabei sein Bewenden hat, wenn er uns von Zeit zu Zeit geschmackvoll unterhält und die grellen Dissonanzen des wirklich gelebten Lebens zu feingestimmten kleinen Walzern, Scherzos und Nokturnos künstlerisch umkomponiert. Sein Wiener Stück „Liebelei", obschon es gewiß nichts Neues der Idee nach brachte, nachdem das „Alles

verſtehen iſt alles verzeihen“ nachgerade ein äſthetiſcher Gemeinplatz geworden iſt, ſchon hoch eingeſchätzt werden, weil eine ſeltene Kunſt hier nicht das Geſehene ä abgeſchrieben hatte, ſondern das der Empfindung entſtammende, dichteriſch erſ Gebilde mit ſo viel reizvoller und in den beſcheidenſten Linien und Farben geh Natur umkleidet war. Schnitzler kann uns wieder einmal auf das neidiſch n was Oeſterreich, was Wien ſchon einmal in einer bei uns recht toten Zeit in Grillparzer vor den anderen Volksſtämmen voraus hatte: das ſinnliche Element in d ſtellenden Künſten, das Vermögen, auch über die künſtlichen Früchte den Reif zu l als wären ſie eben vom Stamme gegriffen. Eine ſolche, im Volksweſen beſchloſſen hätte in Oeſterreich, unter den Kriſen ſeines nationalen, wirtſchaftlichen und kult Lebens ſicher nicht ſo lange lebendig ſich erhalten, wenn nicht trotz alledem die lieferung gerade der künſtleriſchen und beſonders der theatraliſchen Kultur in Wi ſo reiche und durch mehr als ein Jahrhundert ununterbrochene Pflege erfahren Nach dem Fiasko des neureichsdeutſchen Naturalismus, trotz des Sturmläuten Klügelns ſo vieler halb oder gar nicht talentierten Leute, bewährt ſich auch h konſervativere Zug der Wiener Schule, die auf Schnitzler ſtolz ſein darf, wie Sc auf ſie ſtolz ſein kann. Ihre Früchte haben den Reif der friſchen Natürlich aber ſie haben auch meiſt ein Merkmal der Ueberreife, der beginnenden böſen F an ſich. Man muß ſie ſo legen, daß man das nicht ſieht. Und das trifft ein wen auf Schnitzler zu. Einen nur bis jetzt, den man von allen Seiten betrachten kan der an allen Stellen geſund iſt, haben die Oeſterreicher gehabt: Anzengruber. grubers ſittliche Robuſtheit zu Schnitzlers feinem Talent und wir bekämen viellei modernen deutſchen Dramatiker, den wir ſo ſehnlich erhoffen.

Den Handlungsinhalt der Schnitzler'ſchen Einakter ſoll man nicht erzählen das Was iſt da faſt gar nichts; das Wie iſt alles. Es ſind eigentlich nur Situ Im erſten (und ſchwächſten) Stück iſt es der Augenblick, wo der Sohn erfährt, d Mutter freiwillig aus dem Leben gegangen iſt, um ihm, dem nach Freiheit dur Künſtler die Bahn frei zu machen. Im zweiten Stück iſt es der durch ein Bi artig ſuggerirte Traum eines großen, leidenſchaftlichen und tragiſchen Erlebens, ſchickſalbeſtimmend für eine unverſtandene Frau erweiſt, die nun auch die Tragö der heißen Leidenſchaft einem frierenden Leben vorzuziehen ſich raſch entſchließ dritten Stück ſind es die wie von höherer Macht herangerückten ſtarken, konzen Empfindungen, die das Leben beſtimmt, beglückt oder entſtellt haben, die nun Todesſtunde noch einmal in ganzer Kraft lebendig werden. Es ſind hier die Id falſchen, die unſeligen Hänge, nach denen der Menſch als nach den „letzten D (ſo heißt das Stück) nochmals mit erſterbender Hand greift. Und im vierten Satyrſpiel iſt es die unfreiwillige Komik, die das Leben als witziger Künſtler o zur Verfügung hat, wenn leichtſinnige, recht fehlerhafte, aber im Grunde doch m gar nicht zu belangende Menſchen — aus der Bohême-Welt jenſeits von G Böſe — eine übelſte Suppe ſich eingebrockt haben. Luſtiger und mit leichter freienden Humor iſt die Zigeunerei der Allerneueſten, iſt ihr der Moral ſich entwi kläglicheres Uebermenſchentum noch nicht verſpottet worden.

Musikalische Rundschau.

Von

Leopold Schmidt.

III.

Die heurige Konzertsaison hat uns in ihrem weiteren Verlaufe nichts eigentlich Neues, Ueberraschendes gebracht. Es waren wohlbekannte Künstler, die sich hören ließen, wenigstens soweit sie als von Bedeutung hier in Frage kommen, und erst die zweite Hälfte des Januar verspricht wieder einige bemerkenswerte Novitäten. Und dennoch sind gerade die letztvergangenen Wochen in einer Beziehung sehr anregend gewesen, weil in ihnen die klassische und die moderne Richtung sich scharf gekreuzt und zum Nachdenken herausgefordert haben. Die Spannung zwischen den reaktionären und den fortschrittlich gesinnten Elementen unserer musiktreibenden Kreise wird immer fühlbarer, die Klärung der Anschauungen über gewisse Grundprinzipien immer unerläßlicher, und die Auseinandersetzung darüber wird, wie es scheint, bald wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses treten. Schon heut kann man wahrnehmen, daß im Publikum das Mißbehagen wächst. Wer viel Gelegenheit hat, Konzertbesucher zu beobachten und zu sprechen, kommt zu einer Sammlung von Urteilen, die oft in schroffem Gegensatz zu dem äußeren Erfolg der Aufführungen stehen. Die Sehnsucht nach den nervenberuhigenden Genüssen, die der alten Meister Musik gewährt, wird immer bewußter wach, und gar mancher, der eine Zeitlang ehrlich „mitgemacht" hat, schüttelt das Verlangen, sich in die neueste Tonkunst zu vertiefen, wie einen lästigen Zwang ab und atmet befreit auf, wenn es ihm gelungen ist, sich zu entschlossener Stellungnahme durchzuringen. Das sind trübe Anzeichen! Wir müssen uns gestehen, daß wir in einer wenig erquicklichen Zeit leben, und schwer hat es die Kritik, die ja die kommende Entwickelung fördern, allem Neugearteten Licht und Raum erkämpfen soll, deren Stolz es wäre, in aufrichtiger Begeisterung für eine große That, eine große Persönlichkeit eintreten zu können! Die Furcht vor der Blamage, vor dem Urteil einer späteren Zeit und die Erinnerung an die zur Vorsicht mahnenden Irrtümer voraufgegangener Epochen dürfen nicht jeder neuen Erscheinung zu gute kommen; sie verlieren schließlich auch ihre Macht, wo wiederkehrende Eindrücke und Thatsachen sich geltend machen, die wir uns glauben erklären zu können, und so wird auch der Wandlungsfähigste unter Umständen, wenngleich widerwillig genug, zum laudator temporis acti.

Wohin die Tendenzen führen, die sich für das Schaffen der jüngeren Symphoniker als maßgebend erweisen, zeigte der dritte Strauß-Abend im Neuen Königlichen Opernheater, an dem Gustav Mahler seine vierte Symphonie dirigierte. Mahler ist zweifellos

ernst zu nehmen; er ist einer von den großen Könnern, an denen unsere Zeit so merkwürdig reich ist. Mit Begriffen wie Routine, Technik und dergleichen kommt man ihm gegenüber nicht aus; es liegt in seiner Art, sich musikalisch zu äußern, eine geniale Begabung. Was für ein hervorragender Musiker er ist, hat ja Mahler auch in seiner Kapellmeisterthätigkeit zu Hamburg und Leipzig bewiesen, und seine Leitung der Wiener Hofoper zeugt von einem organisatorischen Talente, das mehr als Achtung abnötigt. Seine Bearbeitung der von Weber unvollendet hinterlassenen Oper „Die drei Pintos" ließ erkennen, ein wie entwickelter Sinn für Intimität ihm innewohnt. Dieser feine und kluge Kopf verliert sich nun in seinen symphonischen Arbeiten in ein abstruses Tongespinst, dessen Fäden absichtlich verworren erscheinen, das vor lauter interessanten Einzelheiten es zu keiner großen, einheitlichen Wirkung bringt. Man könnte annehmen, wir seien noch nicht reif, diese Sprache zu verstehen, wenn sie nicht überall da, wo sie etwas geradeheraus sagt, zu trivialen Gemeinplätzen herabsänke. Und hier haben wir den wunden Punkt, an dem all jene Musik krankt, für die Mahlers Symphonie, wenn sie auch ihr Extrem darstellt, typisch ist: der Gedankengehalt steht in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln. Nicht das Neue, Komplizierte an sich stört uns; wir würden uns daran gewöhnen, uns hineinleben, wenn die Herren uns wirklich Eigenartiges, Hörenswertes zu sagen hätten, wenn sich aus dem krausen Wellenmeer der Töne ein klarer, großer Gedanke loslöste! Dann würde auch der Vergleich mit der Vergangenheit stimmen, dann könnten sich die Neuerer auf Wagner und Beethoven berufen, deren neue Sprache ja auch nicht von allen gleich verstanden wurde. Was aber gleich verstanden oder doch geahnt wurde, war die majestätische Pracht ihrer Gedankenwelt, der zu Liebe sich die Art des Empfindens und der Vorstellung einer ganzen Generation allmählich umgemodelt hat. In wie einfachen, fast klassischen Linien zeichnen sich die Wagnerschen Gebilde ab, vergleicht man sie mit den krausen Federzeichnungen unserer Modernen! Bei den wirklich großen Meistern findet sich nie Absonderliches: erst der unerhörte, formsprengende Gedanke schuf sich neue Ausdrucksmittel, die durch ihn gerechtfertigt sind. Lautete doch ein Ausspruch des Bayreuthers: man solle so lange in einer Tonart bleiben, bis ein zwingender Grund vorläge, sie zu verlassen. Sieht man dem gegenüber, wie mancher moderne Komponist sein Heil lediglich in dem Wechsel von Ton, Takt und Farbe sucht, wie nichts übrig bliebe, entkleidete man seine Gebilde dieser äußerlichen Reize, so kann man nicht mehr an eine glückliche, oder auch nur konsequente Fortentwickelung glauben. Worauf wir unter keinen Umständen verzichten, ist und bleibt die Erfindung. Ich sage absichtlich: „Erfindung" und nicht „Melodie". Frühere Zeiten sahen den Erfindungswert eines musikalischen Kunstwerkes allerdings vorwiegend in seiner melodischen Linie; das hat sich insofern geändert, als wir auch für die Wirkungen der Harmoniefolgen, der Polyphonie und der thematischen Verarbeitung empfänglicher geworden sind. Immerhin muß es etwas Gedankliches sein, das die Phantasie, je prägnanter desto unwiderstehlicher, gefangen nimmt. Man hat gesagt, um den Gehalt einer Orchesterkomposition zu erkennen, müsse man sie auf dem Klaviere spielen; alle großen Meisterwerke vertrügen diese Uebertragung, wie ein inhaltreiches Gemälde noch als Photographie wirkt. Nun mache man die Probe mit der neuesten Orchestermusik, und es wird sich zeigen, daß wir sie — wenige Werke vielleicht ausgenommen — in

Bezug auf ihren Erfindungsgehalt nicht allzuhoch einzuschätzen haben. Schwerer jedoch wiegt noch der Umstand, daß wir bei den Nachfolgern Liszts wie bei diesem selbst so häufig auf eine süßliche, im Grunde wenig originelle Melodik oder, wie bei Mahler, auf eine durch billige Mittel zu erreichende Volkstümelei stoßen. Die konsequente Zerbröckelung des musikalischen Gedankens in kleine, physiognomielose Motive könnte immerhin noch als die letzte Folgerung des herrschenden Prinzips gelten, wenngleich sie, wie auch das übertriebene Spiel mit Orchesterfarben und die Ausnutzung der äußersten, dem Ohre kaum noch erträglichen Klangfülle einem Hauptaxiom aller Aesthetik widerstreitet, nach dem das Maßvolle ein notwendiges Attribut des Schönen ist.

Am gleichen Abend führte Richard Strauß drei neue Gesänge von Friedrich Rösch vor, die Fräulein Plaichinger, die neue Vertreterin des dramatischen Faches an unserer Hofoper, mit volltönender, aber nicht gerade zu beträchtlicher Feinkunst erzogener Stimme sang. Die Lieder sind, ohne sonderlich originell zu sein, hübsch instrumentierte, wirkungsvolle Tonstücke. Und doch mußten sie Bedenken erregen, weil das ganze Genre eine wenig glückliche Bereicherung der Gesangsmusik darstellt. Das mit Orchester begleitete Lied droht sich einzubürgern wie alles, was der Sucht nach Neuem entgegenkommt, aber hoffentlich nicht auf lange. Wenigstens dürfte sich nur selten ein Text finden, der einen so reichen Begleitungsapparat aus innerer Notwendigkeit verlangt. Die meisten Gedichte verlieren dabei ihr Bestes und werden künstlich zu etwas aufgebauscht, das sie doch nicht vorstellen können. Unwillkürlich wird der Komponist beeinflußt und arbeitet auf den Effekt, der Sänger aber sieht sich genötigt, seinem Vortrag starke Lichter aufzusetzen, und beides ist, zumal bei einfachen lyrischen Ergüssen, vom Uebel. Hier zeigt sich offenbar der Fluch der bösen That, daß man überhaupt angefangen hat, Lieder in die Programme großer Orchesterkonzerte aufzunehmen. Die Sänger bemerkten gar bald, daß es eine undankbare Sache ist, zwischen einer modernen Tondichtung und einer Beethovenschen Symphonie Einzelgesänge am Klavier vorzutragen, und griffen natürlich gern nach der effektvolleren Neuerung.

Wir sehen aus diesen und ähnlichen Vorgängen, daß es um das Stilgefühl nicht nur des Publikums, sondern auch der Künstler eigentlich schwach bestellt ist. Sonst wäre auch eine andere Neuerung nicht zu erklären, die fast schon an ästhetische Verwilderung grenzt. Ich meine die sogenannten „Lebenden Lieder", die erst unlängst in dem neu eröffneten Trianon-Theater Otto Bierbaums wieder auftauchten und vermutlich das kurzlebige Unternehmen überdauern werden. Französische Komödianten (gelegentlich des Gastspiels der Pariser „Roulotte") haben die Idee nach Deutschland getragen. Es fiel ihnen zwar nicht ein, Gounod'sche oder Massenet'sche Lieder „lebendig" machen zu wollen, aber nicht ohne einen gewissen charme stellten sie kleine lyrische Szenen dar, deren Sentimitalität gewöhnlich so unwahr, wie die Art der Wiedergabe war. Man hätte ihnen das gelegentlich ohne Schaden nachmachen können, vorausgesetzt, daß sich ebenso passende Sachen dafür vorgefunden hätten oder gedichtet wurden. Leider entwickelte sich aber aus dieser Anregung in unklaren Köpfen die Theorie, daß überhaupt das Lied szenisch dargestellt werden könne und dadurch an Eindruck gewänne. Eine neue Kunstgattung schien gewonnen und wurde denn auch sofort geschäftsmäßig ausgenutzt. Unvergeßlich ist mir die erste Probe, die ich davon zu sehen bekam. Bekannt ist das

Bungert'sche Lied nach einem Texte der Carmen Sylva, in dem uns der Schmerz eines einsam in der Nacht vergeblich ihres Gatten harrenden Weibes geschildert wird. Nun denke man sich auf der Bühne eine Dame in Schwarz, die auf einer Bank sitzend mit allerhand Körperbewegungen dieses Lied singt! Giebt es etwas Lächerlicheres? ein größeres Verkennen der intimsten, eigensten Reize einer Kunstgattung? Was uns der Vortrag des Sängers ergreifend vor die Seele führen könnte, erscheint förmlich parodiert, und das, worin die geheimnisvolle Kraft aller Lyrik ruht, die Mitthätigkeit der Phantasie, wird lahmgelegt. Verwunderlich ist es nur, daß in einer geistigen Metropole, in einer Stadt, in der doch so reichlich und doch auch so ernsthaft der Kunst geopfert wird, dergleichen möglich ist, ja daß sogar ein gewisses Interesse für solche Darbietungen sich regen konnte.

Man braucht übrigens nicht so weit herabzusteigen, um den Mangel dessen zu empfinden, was wir unter „Stilgefühl" zu begreifen pflegen. Er zeigt sich schon häufig genug im vornehmen Konzertsaal. Und auch hier wieder ist es das Lied, das am meisten darunter zu leiden hat, das Lied, das eigentlich garnicht in den Konzertsaal gehört, das seinen Heimatboden in der Familie, im Hause hat. Um es in die Oeffentlichkeit verpflanzen zu können, bedarf es eines feinen Empfindens für die Grenzen, in denen sich der poetische, Ausdruck zu bewegen hat. Das Lied, im Besonderen das Lied der deutschen Meister verträgt keine Schaustellung, weder auf der Bühne, noch als Paradestück des Vortragenden im Konzerte. Wie wenige aber der unzähligen Liedersänger besitzen so viel dichterische Kraft, so sicheres Gestaltungsvermögen, um reine Wirkungen zu erzielen. Die üblichen „Liederabende", in denen irgend eine uninteressante Persönlichkeit von Zeit zu Zeit aufs Podium tritt, um sich in mehreren, von einander unabhängigen Stimmungen, womöglich in zwei oder drei verschiedenen Sprachen zu produzieren, sind ein künstlerisches Unding, sind wohl der schlimmste Auswuchs unseres Konzertlebens. Wir sind freilich so daran gewöhnt, daß wir das kaum noch empfinden. Meist ist es ein Zuwenig an Darstellungskraft, das eine öde Langeweile im Saale verbreitet; in einzelnen Fällen wirkt wiederum ein Zuviel abstoßend auf den feinfühlenden Hörer. Früher waren in dieser Beziehung mit Recht die Bühnensänger im Konzertsaal gefürchtet, jetzt haben wir auch Liedersänger von Beruf, die die Grenzen ihrer Sonderkunst nicht einhalten wollen oder können und so den Geschmack ungünstig beeinflussen. Bei aller Verehrung, die man dem ernsten Streben und der ehrlichen Künstlerschaft Ludwig Wüllners schuldet, kann man gerade ihn nicht von dem Vorwurf freisprechen, ein irreleitendes Beispiel zu geben. Sein letztes Konzert, in dem er vom Komponisten begleitet ausschließlich Lieder von Richard Strauß sang (wie er in dem vorhergehenden solche von Brahms gewählt hatte), berechtigte aufs neue zu diesem Ausspruch. Wüllner will meist zu viel geben. Bei ihm ist es, obgleich auch er von der Bühne gekommen, nicht die Sucht, dramatisch zu wirken, was ihn zur Uebertreibung des Ausdruckes verleitet; es ist vielmehr ein Uebermaß an Leidenschaftlichkeit, das ihn beherrscht, das Verlangen, das im Liede Schlummernde restlos zu enthüllen, und nicht zum wenigsten sein stimmliches Unvermögen. In dem vergeblichen Ringen mit seinem Organ, dem er das Möglichste abzutrotzen sucht, sieht er sich genötigt, zu den Ausdrucksmitteln der Deklamation und des Minenspieles zu greifen. Im Liede aber ist es doch immer nur der innerlich belebte, bei aller Charakteristik frei und schön

gebildete Ton, der dem Hörer den vollen, ungetrübten Genuß erschließt. Selbst die bedeutende Suggestionskraft, die Wüllner unleugbar ausübt, vermag nur zuweilen darüber hinwegzutäuschen. Geradezu unleidlich aber wirken diejenigen, die es ihm nachmachen möchten, ohne die gleiche Innerlichkeit, das gleiche tiefpoetische Empfinden zu besitzen.

Unter den Sängern, die in diesem Winter an uns vorbeizogen, waren es bisher wiederum Lilli Lehmann und Raimund von zur Mühlen, denen man die Palme zusprechen muß, die, trotzdem sie stimmlich sich nicht mehr auf der Höhe befinden, die echteste Liederkunst vertreten. Eine junge Sängerin ist auf dem bestem Wege, sich ihnen als Lyrikerin im großen Stile an die Seite zu setzen. Therese Behr hat an zwei Abenden, die sie im Beethovensaal gab, gezeigt, daß sie sowohl an Vertiefung des Ausdrucks wie an Selbständigkeit des Gestaltens noch bedeutend gewonnen hat. Ihr edler, weicher, freilich in Umfang und Fülle des Tones etwas beschränkter Alt ist ein gefügiges Organ, dem es nur bei Kraftstellen an dem wünschenswerten Glanz gebricht. Ihr Vortrag ist bis ins Einzelne durchdacht; aber die Intelligenz, mit der sie ihre Mittel verwendet, würde nicht halb den Eindruck machen, wenn ihr Gesang nicht zugleich auch die musikalisch-poetische Seite so lebendig hervortreten ließe. Die Wiedergabe der Schumannschen „Dichterliebe" war in dieser Beziehung meisterhaft. Ausdrucksvoll bis zum Ergreifenden und dabei doch maßvoll, so gestaltete Therese Behr den Vortrag und wahrte dem Liede das, wodurch es am tiefsten auf uns wirkt. Eine andere Altistin, Lulu Gmeiner, darf in demselben Sinne gerühmt werden. Aus ihrem Gesange, der sich einer wachsenden Beliebtheit erfreut, spricht ein lebhaftes Temperament; ob sie Ernstes oder Heiteres, Klassisches oder Modernes giebt, es ist alles von einem geläuterten musikalischen Geschmack geleitet. Starke, aber verhaltene Empfindung, die zu dem seltsam verschleierten Klang seines ungefügen Basses paßt, die aber gelegentlich um so gewaltiger hervorbricht, verleiht dem Liedgesange Hermann Guras seine Wirkungskraft. Auch er gab einen Richard Strauß-Abend und machte uns mit einigen der selten gesungenen Lieder dieses Komponisten bekannt. Als Vertreterin des Ziergesanges feierte in einem Nikisch-Konzerte die Dresdener Primadonna Erika Wedekind Triumphe. Ihre phänomenale Höhe und Koloraturgewandtheit, vor allem der tadellose Triller erregten die Bewunderung und den Neid der Berliner.

Unter den Instrumentisten waren die hervorragenden Geiger diesmal nicht so zahlreich wie im vergangenen Winter. Zwei Franzosen, der elegante Henri Marteau und Joseph Debroux sind als die Bedeutendsten zu nennen, abgesehen davon, daß man die Freude hatte, Joachim außer an seinen Quartettabenden auch mehrmals solistisch in Konzerten zu hören. Debroux interessierte hauptsächlich durch seine Programme, in denen er eine Reihe sonst nie gehörter Violinsonaten des 17. und 18. Jahrhunderts von französischen und italienischen Meistern zu Gehör brachte.

Um so reicher waren die Darbietungen auf klavieristischem Gebiete. Unter den Pianisten dieser Saison finden wir die glänzendsten Namen, wie Eugen d'Albert, Emil Sauer, Teresa Carreño u. A. Leopold Godowsky, der sich gleich bei seinem ersten Auftreten in die vorderste Reihe gestellt hat, befestigte seinen Ruf sowohl als Solist eines der großen Philharmonischen Konzerte, wie in zwei eigenen Klavierabenden. Godowski ist so zu sagen eine Spezialität. Das enorme technische Können, in dem er wohl keinen

lebenden Rivalen besitzt, ist bei ihm von allem Kraftmeiertum befreit. Die zierlichen kleinen Hände gleiten über die Tasten und überwinden die raffiniertesten Schwierigkeiten mit unfehlbarer Sicherheit und dabei ganz unauffällig. Dieser wahrhaften Eleganz des Spieles entspricht ein feinfühliges musikalisches Naturell, das alle krassen Wirkungen ängstlich vermeidet. Godowsky ist keiner von den genialen Interpreten, die durch Temperament und kraftvolle Darstellung hinreißen; aber sein Klavierspiel fesselt durch Vollendung und Geschmack. Eine rege Phantasie bekundet sich in den ganz originellen Kombinationen Chopinscher Etüden. Ist dies mehr Spielerei als eigentliche Kunst, so sind Bearbeitungen wie die der Weberschen „Aufforderung" als geradezu unkünstlerisch aus dem Konzertsaal zu weisen. Man darf nicht daran denken, wenn man des sonst so geschmackvollen Mannes froh werden will.

Einen vortrefflichen Eindruck hinterließen die Konzerte, mit denen sich der in Frankreich und Belgien hochgeschätzte Arthur de Greef bei uns einführte. Seine Stärke liegt in der Darstellung moderner, im besonderen französischer Werke. Saint Saëns G-moll-Konzert von ihm zu hören, war eine wirkliche Freude, so sauber und glänzend war die technische Ausführung, so geistreich und schwungvoll zugleich der Vortrag. Aus der Schar der übrigen seien schließlich noch zwei Individualitäten herausgegriffen, die den denkbar größten Gegensatz zu einander bilden. Die Münchener Pianistin Frau Langenhan-Hirzl kann ihr Temperament nicht bändigen, sobald sie den Flügel berührt; mit einer Leidenschaftlichkeit, die nie ihren Reiz verfehlt, stürmt sie dahin und darf sich dabei auf ihr sicheres Können verlassen. Arthur Schnabel im Gegenteil weiß sich trotz seiner jungen Jahre so völlig zu beherrschen, daß ihn selbst die Oeffentlichkeit nicht in seinem Hang zur Grübelei stört. Mit einer köstlichen Zurückhaltung führt er seine Absichten am Flügel aus, bereitet er alle Effekte vor und schwelgt in dem Zauber seines sammetweichen Anschlages. Sein Können, das musikalische wie das technische, ist schon jetzt ein ungewöhnliches. Man hegt nur den Wunsch, daß er mehr aus sich heraustreten, sich mehr gehen lassen möchte. Gelingt ihm dies, so wird Arthur Schnabel noch von sich reden machen. Es steckt Schöpferkraft und sinniges Poetengemüth hinter dieser Verschlossenheit, das fühlt man aus jedem Ton heraus und aus dem Ernst, mit dem der junge Künstler sich in seine Aufgaben vertieft.

Während die Berliner Hofoper von den angekündigten Novitäten bisher nur Alfred Sormanns schwächliche „Sibylle von Tivoli" herausgebracht hat, im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater dagegen eine luftige Operette von Victor Holländer („Der rote Kosak") sich eines freundlichen und, wie es scheint, nachhaltigen Erfolges erfreut, hat inzwischen in Hamburg die vielbesprochene Oper „Louise" von Charpentier ihren Einzug gehalten. Vielleicht haben wir schon bald Gelegenheit, uns mit dem Werke, das seiner Zeit in Paris so viel Aufsehen hervorrief, näher zu beschäftigen.

Der elektrische Schnellbahnwagen.

Von

Paul Heyck.

Die Studien-Gesellschaft für elektrische Bahnen hatte den Firmen Siemens & Halske und der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft die Aufgabe gestellt, je einen elektrischen Schnellbahnwagen zu bauen, um damit die ersten grundlegenden Versuche auf der Königlichen Militärbahn Marienfelde—Zossen bei Berlin zu machen.

Bereits im Jahre 1899 hatte die Firma Siemens & Halske auf ihrer Probestrecke an der Teltowerstraße die für die Entwicklung der elektrischen Fernbahnen ungemein wichtige Erfahrung gemacht, daß es möglich sei, hochgespannten Wechselstrom durch Schleifbügel direkt dem fahrenden Wagen zuzuführen. In Deutschland war man bislang zu dieser Frage noch nicht gedrängt worden, denn die üblichen Straßenbahnen mit ihren kleinen Entfernungen kommen mit Gleichstrom von 500 Volt Spannung aus, und wo ein solches Straßenbahnnetz weiter ausgebaut ist und von mehreren Kraft-Centralen aus gespeist wird — wie z. B. in Hannover — benutzt man zwar hochgespannten Wechselstrom in Form von Drehstrom zur Fortleitung der elektrischen Energie längs der weiten Außenstrecken, formt diese aber in passend gelegenen Unterstationen mittels laufender Maschinen in Gleichstrom von 500 Volt um und führt sie in dieser Form durch den Fahrdraht und Schleifbügel den Wagenmotoren zu. Bei langen Bahnstrecken, wie diese für die Schnellbahnen in Betracht kommen, würde diese Umwandlung in Gleichstrom zu umständlich und kostspielig werden, und so waren denn die erfolgreichen Versuche mit direkt zugeführtem hochgespannten Drehstrom ungemein wertvoll und bewirkten, daß diese Form der elektrischen Energie von der Studien-Gesellschaft dem Betriebe der neuen Probewagen zu Grunde gelegt wurde.

Drehstrom (dreiphasigen Wechselstrom) wählte man, weil die Drehstrommotoren große Vorzüge vor den mit ein- oder zweiphasigem Wechselstrom gespeisten Elektromotoren haben. Ferner war leitender Grundsatz, einzelne selbständig fahrende Wagen zu bauen, also nicht Lokomotiven mit Anhängern, sondern Wagen, die nach Art der Straßenbahnwagen neben den Motoren und Apparaten die Räume für die Passagiere enthalten.

Die von der Studien-Gesellschaft gestellte Aufgabe lautete etwa: Verlangt wird ein Wagen, der bei einem Fassungsraum von etwa 50 Personen und einem Höchstgewicht von 96 t eine Fahrgeschwindigkeit von 200 bis 220 km in der Stunde erreicht; die elektrische Kraft wird in den Fahrleitungen als dreiphasiger Wechselstrom mit einer Spannung von 10 000 Volt zwischen je zwei Leitungen zugeführt. Der Wagen erhält zwei dreiachsige Drehgestelle und muß von jedem Ende aus bedient werden können.

Beide Firmen haben diese Aufgabe unabhängig von einander gelöst und haben, wo die Unterlagen und Erfahrungen für eine Konstruktion fehlten — und wo fehlten diese

bei dem durchaus neuen Projekt etwa nicht — umfangreiche Versuche und Studien gemacht, um zuverlässige Unterlagen für die Berechnung und Konstruktion zu erhalten.

Da ist zunächst der Kraftbedarf des Wagens. Nach den im Eisenbahnbetriebe gesammelten Erfahrungen war von vornherein anzunehmen, daß der Luftwiderstand, den das Fahrzeug bei voller Fahrt zu überwinden hat, den Hauptteil des gesamten Bewegungswiderstandes ausmachen würde. Die im Eisenbahnwesen dafür benutzten Formeln konnte man für diese hohe Geschwindigkeit nicht mehr anwenden. Es wurden darum Versuche über die bei solcher Geschwindigkeit auftretenden Luftwiderstände gemacht mit im Kreise bewegten Flächen und Körpern und daraus ein Kraftbedarf von etwa 1000 PS berechnet. Diese Leistung wurde der Berechnung der Motoren zu Grunde gelegt und dabei gefordert, daß dieselbe bis auf 3000 PS vorübergehend gesteigert werden kann.

Zum Vergleich sei erwähnt, daß eine Schnellzuglokomotive der Staatsbahn bei einer Geschwindigkeit von 90 km in der Stunde etwa 600 bis 700 PS entwickelt.

Durch die gestellte Aufgabe und das technisch Gegebene sowohl als auch durch die Rücksicht auf absolute Sicherheit der Passagiere, sowie die Notwendigkeit, bei geringstem Materialgewicht und Raumbedarf große Kräfte zu entfalten und zu regeln, haben beide Ausführungen des Wagens eine gemeinsame Grundidee erhalten, die etwa die folgende ist:

Der hochgespannte Drehstrom, der in drei übereinander angeordneten, etwa 11 mm starken Kupferdrähten an der Strecke seitlich entlang geführt ist, wird dem Wagen mittels Schleifbügeln vom Dache aus zugeführt. Dieser hochgespannte Strom ist zur Arbeitsleistung direkt nicht geeignet, sondern wird durch Transformatoren — ruhende (nicht rotierende) Apparate aus Eisenblechen mit zwei Kupferdrahtwicklungen — in Drehstrom von niedriger Spannung umgeformt und in dieser Form den vier Motoren zugeführt. Diese sind direkt auf die vier äußeren Achsen der beiden dreiachsigen Drehgestelle aufgesetzt und treiben somit ohne jede Uebertragung die Laufräder des Wagens an. Entsprechend der geforderten Gesamtleistung von 1000 bis 3000 PS hat jeder Motor 250 bis 750 PS zu leisten. Die Geschwindigkeitsregelung der Motoren und damit also die der Fahrgeschwindigkeit erfolgt durch Widerstands-Regulatoren, sog. Anlasser, die von jedem Ende des Wagens aus bedient werden können. Alle Teile sind möglichst leicht auswechselbar und jedes Drehgestell ist unabhängig vom anderen zu bethätigen, sodaß beim Schadhaftwerden eine Teiles der Ausrüstung der andere noch betriebsfähig bleibt, also zwei Sätze von Apparaten, mithin zwei Stromabnehmer (Schleifbügelsysteme), zwei Transformatoren, zweimal zwei Motoren mit je einem Anlasser. Alle Apparate sind gegen das Berühren von seiten des Publikums gesichert, sind mithin entweder in einem besonderen Apparatenraum und unter dem Wagen angebracht oder sämtlich unter dem Wagenboden und hinter den Sitzen in den Längswänden des Wagens angeordnet mit möglichst gleichmäßiger Verteilung der Gewichte. Da die Transformatoren, Motoren und Anlasser mit Rücksicht auf geringes Gewicht so klein wie möglich gemacht wurden, so erwärmen sie sich stark und müssen gekühlt werden. Es lag nahe, hierzu die durch die Fahrt entstehende Zugluft zu benutzen, und dies ist auch in ergiebiger Weise durch Anbringung von Kühlschlitzen und Windfängen geschehen.

Auch die äußere Form und Größe der ganzen Wagen, deren mechanischer Teil von der Firma van der Zypen und Charlier in Cöln geliefert wurde, und die im ganzen

einem D-Zug Wagen gleichen, ist einander ziemlich ähnlich; der Wagenkasten ist etwa 22 m lang und 2,6 bezw. 2,8 m breit und hat für 50 Personen Sitzplätze. Er hat verschiedene Abteilungen, die durch einen Längsgang mit einander verbunden sind. Für gute Ventilation sowie für reichliche Erhellung durch viele Fenster an den Seiten- und Stirnwänden und elektrische Beleuchtung ist gesorgt.

In allen Konstruktionseinzelheiten, vom Stromabnehmer an bis zur Federung der Untergestelle hinab sind die beiden Wagen durchaus verschieden. Wesentliche Unterschiede liegen in der Höhe der den Motoren zugeführten elektrischen Spannung, die bei dem einen Wagen 435 Volt, bei dem anderen je nach der Schaltungsart 1150 bezw. 1850 Volt beträgt, und in der Art der Regelung der Motoren. Während die eine Firma leicht bewegliche Anlasser mit umlaufender Flüssigkeit benutzt, die vom Wagenführer durch ein Handrad eingestellt werden, benutzt die andere Firma eine etwas schwerere Konstruktion, Anlasser mit Widerstandsblechen und Schaltwalzen, deren Bethätigung von Hand für den Führer auf die Dauer eine zu große Anstrengung sein würde. Da nun für die Bremsung der Wagen neben der mechanischen und elektrischen Bremse eine Luftdruckbremse (wie bei den Staatsbahnen) vorgeschrieben ist, so wird hier diese Luftdruckanlage zugleich zur Schaltung der Anlasser benutzt mit Hülfe von Preßluftcylindern und Zahnstange.

Bei beiden Ausführungen sind alle zur Steuerung des Wagens erforderlichen Apparate am Führerstande am jeweils vorderen Wagenende vereinigt.

Für die Erfahrungen, die man an diesen beiden, unter gleichen Bedingungen und für die gleichen Anforderungen mit konstruktiv gänzlich verschiedenen Mitteln erbauten Wagen wird machen können, ist diese Verschiedenheit und die Möglichkeit des Vergleichs von hohem Werte.

Die Fahrversuche selbst sind laut Mitteilung der Studien-Gesellschaft an die Elektrotechnische Zeitschrift seit Anfang September auf der obengenannten 23 km langen Probestrecke Marienfelde—Zossen im Gange. Längs der Strecke sind die drei Hochspannungsleitungen in einer Höhe von 5,5 bis 7,5 m über dem Boden gezogen, durch hölzerne Masten gestützt. Die elektrische Energie wird ihnen vom Elektricitätswerk Ober-Schöneweide zugeführt. Die Versuche fanden zunächst unter Vorspann einer Lokomotive statt, um die Wagen einzufahren. Dann wurde mit dem elektrischen Fahren begonnen und, anfangend mit 60 km pro Stunde, nach und nach eine Geschwindigkeit von 160 km pro Stunde erreicht. Die Versuche sind bislang durchaus günstig verlaufen, und alle elektrischen Apparate sowie die Wagen selbst haben sich vorzüglich bewährt, sodaß in dieser Beziehung die Anwendung noch höherer Geschwindigkeit ganz unbedenklich erscheint. Dagegen wird der übrigens gute Oberbau der Probestrecke für eine stärkere Inanspruchnahme nicht für genügend widerstandsfähig erachtet und eine Verstärkung des Gleises und Verbesserung der Bettung ist erforderlich, bevor die Fahrversuche mit höherer Geschwindigkeit fortgesetzt werden können.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Lohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Eine gute Zeitschrift dürfte nicht anstehen auch entgegengesetzte Meinungen patriotischer Männer verschiedener Parteirichtung einem gebildeten Leser zu bieten.

Paul Pfitzer, 1851.

Inhalt des Märzheftes.

(Notgedrungene Aenderungen vorbehalten.)

Julius Lohmeyer: Den Deutschen in Nordamerika.

Hermann Heiberg: Die beiden Hakes. Novelle.

Julius Stinde: Schwester Kain. Humoreske.

Wilhelm Münch: Nationale Erziehung.

Adolf Stern: Ibsens Weltanschauung.

Felix Dahn: Drei Weihnachten.

Karl Tanera: Wie müssen wir mit den Chinesen verkehren?

Erich Marcks: Neues aus Bismarck's Werkstatt.

Karl Scheffler: Bildende Kunst der Gegenwart.

Carmen Sylva: Dichtung.

E. von der Brüggen: Finanzielle Nöthe in Russland.

Wilhelm Bode „Goethe's Lebenskunst", besprochen von Herm. von Blomberg.

Hans Schliepmann: Deutscher Geschmack und die Mode. Eine Zeitpredigt.

R. A. Ziese: Betrachtungen über die Entwicklung der Industrie und über Ingenieur-Erziehung.

Theodor Schiemann: Monatsbericht über auswärtige Politik.

Wilhelm von Massow: Monatsbericht über innere Politik.

Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau. Monatsbericht.

„ Deutschtum im Auslande. Monatsbericht.

Max Martersteig: Die deutsche Bühne. Monatsbericht.

Karl Busse: Neuere deutsche Dichtung. Monatsbericht.

Leopold Schmidt: Musikalische Rundschau.

Bücherschau: Besprechungen von Oscar Weissenfels, Hans F. Helmolt, Otto Siebert, Carl Berger u. a.

Einzelheft
30 Pfge.

Abonnement:
3 Mk. 25 Pfg.

Aufgabe der Zeitschrift ist die Verbreitung der Kenntnisse über unsere und fremde · Armeen · · · Marinen · · · Kolonieen · Länderkunde und überseeische Interessen, ferner Wasser-, Reit- und Jagdsport usw.

Reich illustrierte Aufsätze * Probehefte kostenfrei * Skizzen, Novellen, Romane

Boll & Pickardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.

Deutsche Monatsch

für das gesamte Leben der Gegen

HERAUSGEGEBEN VON

JULIUS LOHMEYER

BERLIN
VERLAG von ALEXANDER DUNCKER

I. Jahrgang. März 1902.

Jahrgang 1901/2. Inhalt des Märzheftes. Heft 6.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

	Seite
Leitspruch von Friedrich, Großherzog von Baden	801
Hermann Helberg: Die beiden Hakes	801
Julius Stinde: Schweiter Kain	819
Julius Lohmeyer: Den Deutschen in Nordamerika	830
Wilhelm Münch: Nationale Erziehung	832
Aussprüche aus „Geistige Waffen"	843, 863
Erich Marcks: Neues aus Bismarcks Werkstatt. Ein Bericht (Schluß)	844
Bismarck-Aussprüche	849, 880, 948
Adolf Stern: Ibsens Weltanschauung	850
Carmen Sylva: Weltminister Abbey	861
Felix Dahn: Drei Weihnachten	862
Ludwig Schemann: Franz Xaver Kraus	864
Heinrich Dade: Die Probleme der deutschen Wirtschaftspolitik für Landwirtschaft und Industrie	871
Karl Tanera: Wie müssen wir mit den Chinesen verkehren?	881
Johannes Trojan: Distichen	888
Hans Schliepmann: Geschmack und Mode	889
Johannes Trojan: Lachende Armut	894
Wilhelm Bode, Goethes Lebenskunst. Besprochen von Hermann von Blomberg	895
Theodor Schiemann: Monatsschau über auswärtige Politik	900
W. von Mallow: Monatsschau über innere deutsche Politik	908
Paul Dehn: Weltwirtschaftliche Umschau	914
Paul Dehn: Deutschtum im Auslande	927
Carl Busse: Litterarische Monatsberichte. VI.	935
Georg Lang: Sprüche aus „Land für Künstlerhand"	943
Fritz Lienhard: Vom deutschen Theater	944
Leopold Schmidt: Musikalische Rundschau. IV.	949
Rudolph Sohm: Ein Wort der Abwehr. Der „Kreuzzeitung" und der „Kölnischen Volkszeitung" gewidmet	955
Bücherschau von Otto Siebert, Karl Berger, H. F. Helmolt, Ernst Francke u. A.	957

Die „Deutsche Monatsschrift" erscheint in Heften von 160 Seiten Umfang zu Beginn jeden Monats. Der Abonnementspreis beträgt:

vierteljährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . Mk. 5,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 6,25
jährlich im deutschen und österr.-ungar. Postgebiet . . . . . „ 20,—
„ im Weltpostvereins-Gebiet . . . . . „ 25,—

Der Preis einzelner Hefte Mk. 2,—; im Weltpostvereins-Gebiet „ 2,50

Die „Deutsche Monatsschrift" ist zu beziehen durch die Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postanstalten (Postzeitungsliste für 1902 No. 1895) oder die Expedition, Alexander Duncker, Berlin W. 35, Lützowstr. 43. Prospekte gratis.

die sich infolgedessen allerlei unliebsame Eigenschaften aneignen. Sie schaute mit klarem Auge in die Welt, war gütig und nachsichtigen Sinnes und äußerte scherzend, daß ihre Füße zu klein geraten seien, um in die Ehepantoffeln zu schlüpfen.

Es war allerdings garnicht verständlich, daß die Männer sie gerade übersehen hatten. Sie war die Tochter des verstorbenen Hofchefs des Herzogs von H., besaß ein sehr ansehnliches Vermögen, ein reizendes, eigenes Haus an der Ecke des Schloßgartens, und war, wie alle Welt beobachtete und auch ihre Dienstboten hervorhoben, niemals übler Laune. Das deutete außerdem auf eine vortreffliche Gesundheit hin, denn Menschen, die Launen hatten, — so hatte sie ebenfalls geäußert — säße der Magen im Gehirn, statt am rechten Platz.

Die beiden Hakes waren die Söhne des in Wisborg verstorbenen Klostersyndikus von Hake. Der alte Herr war nicht nur äußerlich ein vollendeter Kavalier gewesen, sondern auch ein Mann mit einer ungemein vornehmen Gesinnung.

Die beiden Söhne glichen ihm, und glichen in ihrer äußeren Erscheinung Mitgliedern der Diplomatie. Ihre glatten Gesichter zeigten Intelligenz und Bonhomie. Sie trugen tadellos sitzende Anzüge und blendend weiße Wäsche; nie sah man sie ohne sogenannte Beinkleiderstege. So wurden die schmalen Leder- oder Stoffriemen genannt, die zu der Zeit Mode waren, in der sich diese Geschichte zutrug.

Karl von Hake war ein Meister auf dem Klavier. Er spielte wie ein Künstler, während Wilhelm, wie Fräulein von Euler einmal gesagt hatte, unmusikalischer sei als ein alter Teichfrosch. Aber in der feinen Art ihrer Lebensführung, in ihren Grundsätzen, sich niemals unberufen in die Angelegenheiten ihrer Nebenmenschen zu mischen, in ihrem stets gleichbleibenden Maß und ihrer ausgesuchten, aus dem Herzen kommenden Höflichkeit waren sie sich völlige Ebenbilder. Nur in einer einzigen Hinsicht unterschieden sie sich von einander. Der Amtsgerichtsrat Karl von Hake war ein vorzüglicher Haushalter, während Wilhelm nichts weniger als auf den Groschen achtete.

Er würde es, wie es ihm noch kürzlich die Baronesse von Euler ins Gesicht gesagt hatte, stets wie der einstige König von Dänemark machen. Als dieser nach einem enormen Spielgewinn in einem fremden Fürstenhof aufstand, um nunmehr zum Souper zu schreiten, geriet der Tisch durch Anstoßen eines der Mitglieder derartig in Schwanken, daß die von dem König noch nicht eingesteckten Haufen goldblitzender Louisdors sämmtlich auf die Erde rollten.

Aber statt deren Aufheben zu befehlen, schritt der König ohne Aufenthalt weiter, und schnitt alle Erörterungen über den Vorfall durch die nachlässig hingeworfenen Worte: Pour le garçon! ab.

Auch Wilhelm von Hake würde es bei seiner erhabenen Veranlagung unter seiner Würde halten, sich nach solchem hinabgefallenen Gelde zu bücken, es vielmehr dem Diener überweisen.

Bei der Baroneſſe von Euler in der Schloßſtraße in dem ſpitzgegiebelten, von grünem Epheu und rotblühenden Roſen umzingelten Patrizierhaus verkehrte die Geſellſchaft ganz wie bei den Familien.

Sie lud zu Thees, Mittag und Abendeſſen ein und veranſtaltete im Sommer Landpartieen, bei denen man ſich ſtets wundervoll amüſierte. Aber ſie empfing auch Herren abends, mehrere oder einen einzelnen aus dem Kreiſe ihrer Freundſchaft und Bekanntſchaft. Zu ſolchen gehörten insbeſondere die beiden Hakes. Karl phantaſierte oft bis in die ſpäte Nacht hinein. Im heißen Sommer geſchahs nicht ſelten bei offenem Fenſter, und die aus Geſellſchaften vorüberkommenden Perſonen hörten es und machten wenigſtens inſofern ihre Bemerkungen, als ſie äußerten: es ſei merkwürdig, daß die beiden Leute noch immer kein Paar geworden ſeien.

Sie paßten ſo vortrefflich zuſammen, ſie beſonders, weil die Baroneſſe gleichfalls Muſik liebte und übte und mit einer äußerſt ſympathiſchen Stimme Lieder vortrug.

Aber der Amtsgerichtsrat trat ſo wenig als Bewerber auf wie Wilhelm, der, beiläufig bemerkt, niemals hier mit ſeinem Bruder zuſammen traf, während ſich die Brüder ſonſt überall gleichzeitig begegneten. Mit Wilhelm plauderte die Baroneſſe Erneſtine ſtundenlang, und beiden verflog die Zeit. Sie beſaßen ſehr viel Sinn für Humor und hatten nicht nur die gleiche Auffaſſungsrichtung, ſondern auch ihre eigene Art, ſich über die komiſchen Seiten der Menſchen zu äußern.

Wilhelm warf zum Beiſpiel zur Charakteriſierung einer Perſönlichkeit hin: „Der Sanitätsrat Hamerling ſieht aus wie ein Waſchbär, der ſich ſeines Standes ſchämt."

Wenn man dann den Genannten auf der Straße einherſchreiten ſah und ihn auf dieſe Bemerkung prüfte, fand man ſie ungemein zutreffend. Und wiederum äußerte ſich die Baroneſſe über einen vielbeſprochenen, etwas zweifelhaften, ſehr verſchuldeten Lebemann, den Kammerjunker von Wahrenſtedt, mit den Worten: „Wahrenſtedt wäre eine Ausnahme unter den Menſchen, wenn nicht jede ſeiner Tugenden ein Loch beſäße und er überdies die Schneider zum Ausflicken derſelben bezahlen könnte." —

Als die beiden Brüder eines Abends, aus einer Geſellſchaft zurückkehrend, zuſammen nach Hauſe gingen, warf der Regierungsrat Wilhelm in ſeiner leichten, über den Dingen ſtehenden Art hin:

„Ich kann immer weniger auskommen. Ich habe Schulden, und wenns ſo weiter geht, werde ich einen kleinen fröhlichen Konkurs erklären müſſen."

„Heirate doch, Wilhelm!" fiel Karl ein. „Es ſind hier ja ſo viele begehrenswerte Weiblein, die auch Vermögen beſitzen."

„Ums Himmelswillen auch das noch! Nein, Karl! Dieſes Wagnis will ich nicht auch noch beginnen. Jetzt habe ich eine ſilberne Laſt, die ich doch irgendwie

mal wieder abschütteln kann, dann entsteht eine eiserne, für deren Entfernung es keine Mittel giebt. Ich werde niemals heiraten!"

Und er sang aufgeräumt, mit lustig gedämpfter Stimme: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt —"

Aber er kam nicht weiter, weil ihm sein Bruder in die Rede fiel und seufzend erklärte:

„Freilich! Wenn Du selbst eine so bekannte Melodie so falsch singst, Wilhelm, werde ich Dir wenigstens nicht raten, eine musikalische Dame zu heiraten! Sie läßt sich nach acht Tagen wieder von Dir scheiden!" —

Als Karl nach Verabschiedung von seinem Bruder an diesem Abend in seine Wohnung gelangte, rüstete er sich nicht zum Schlafengehen, sondern wanderte noch eine Stunde nachdenklich auf und ab.

Er hatte soeben etwas gehört, das ihn ganz außerordentlich beschäftigte.

Wilhelm hatte ihm erklärt, daß er nie heiraten werde. Daraus war der Schluß zu ziehen, daß er auch nicht daran dachte, Ernestine von Euler einen Antrag zu machen.

Und wiederum ging Karl seit zwei Jahren und besonders in den letzten sechs Monaten der Gedanke nicht aus dem Kopf, die Baronesse zu bitten, ihr Leben mit dem seinigen zu vereinigen.

Wenn er aber zu einem wirklichen Entschluß und zur Ausführung hatte gelangen wollen, dann war ihm Wilhelm eingefallen. Er würde, wie er sich vorstellte, Wilhelm ganz sicher ins Gehege kommen, denn Wilhelm hatte für die Baronesse immer nur die besten Worte.

„Sie ist eine superbe, unvergleichliche Person!" „Die Euler hat mehr Verstand als zehn Unterstaatssekretäre!" „Die Euler hat ein Herz wie ein Gott!" „Die Euler ist heute noch jünger an Körper und Geist als alle einunddreißig Konfirmandinnen bei der letzten Einsegnung zusammen." —

Solche und andere Aeußerungen hatte er gemacht, und dann war Karl mit seiner Selbstlosigkeit immer wieder von seinen Liebesplänen zurückgetreten.

Bisweilen hatte er den Anlauf nehmen wollen, einmal offen mit Wilhelm über diesen Gegenstand zu reden. Aber gerade, weil er die Baronesse Ernestine liebte, und weil tiefe Liebe sich allezeit zu verstecken pflegt, hatte er seine Absicht nicht zur Ausführung gebracht.

Eine förmliche Furcht hatte ihn beherrscht, jemals daran zu rühren. Wenn, so hatte er sich gesagt, doch noch Hoffnung für ihn vorhanden sein konnte, so wollte er Wilhelm doch nicht gerade auf Baronesse von Euler aufmerksam machen.

Wie es denn so geht!

In keiner Angelegenheit hätten die Menschen, wie von Ernestine auch einmal bemerkt worden war, so sehr den Instinkt zum Verkehrten, wie in Liebessachen.

Ein nicht gekanntes, gehobenes Gefühl erfüllte den Amtsgerichts
Abendstunden. Fast stürmisch ergriff er die Lampe und Lichte, stellte
Spiegel und betrachtete sich.

Konnte er es mit einem solchen Aeußern wagen, um ein Wesen
das immer noch als eine Schönheit gelten konnte! Ihr Kopf beso
Schnitt bevorzugter Personen. Die Züge waren von einer klassi
mäßigkeit, ihre Augen blickten je nachdem ernst und sinnend, gütig un
Ihr Lächeln hatte etwas Bezauberndes, und ihr Wuchs war von einem
Ebenmaß.

Und würde sie nicht doch Wilhelm bevorzugen? Wilhelm mit
Aufgeräumtheit, seinem Esprit und seinem erhabenen Sinn?

Er, Karl, klebte zu sehr am Stoff. Wo Wilhelm mit Sieben
über die Dinge hinwegschritt, maß er jeden Schritt ab. Er war
wägender, schon etwas pedantisch gar, obschon er es zu verbergen sud
weil er es selbst tadelte.

Jedenfalls mußte er, das war das Ergebnis seiner Ueberl
Baronesse vorher noch genau ausforschen. Die Vorstellung, er könne si
holen und somit auch die Gelegenheit verlieren, bei ihr künftig die
regenden Abende zuzubringen, bewirkte, daß es ihm förmlich durch
fuhr, daß ihn jetzt wieder ein Gefühl völliger Hoffnungslosigkeit befi
Gedanke an Wilhelm erfaßte ihn von neuem, Unschlüssigkeit und Zr
sich abermals ein, und erst, als er sich seines Bruders Worte nochm
dächtnis zurückrief, kehrte die heute gewonnene Hoffnungsfreudigke
befestigte sich der Entschluß in ihm, nunmehr mit seinen Plänen Ern

Der Zufall fügte es, daß Karl der Baronesse am nächsten M
in dem Augenblicke begegnete, als sie aus ihrem schönen, sonnen
Hause trat und er, der vom Amtsgericht den Weg durch den Schl
nommen, sich nach Hause zu begeben im Begriff stand.

Gleich schritt sie, warmherzig grüßend, auf ihn zu, streckte
handschuhte, einen reizvollen Duft verbreitende Hand entgegen und

„Das ist ja ein herrlicher Zufall, lieber Herr von Hake! E
einen Boten an Sie gesandt und Sie gebeten, heute Abend eine
mir zu übernehmen. Ihr Bruder hat mir heute morgen abgesagt.
Grabows auf Hoffhagen dinieren, hatte das bei neulicher Zusage ve
hätte Sie natürlich auch aufgefordert, aber ich weiß ja, daß E
beide zugleich bei mir erscheinen. Wollen Sie so freundlich sein? I
bemerken, daß Sie nicht zu sehr gequält werden. Wir lesen Donn
Moreto. Das Drama nimmt kaum eine Stunde in Anspruch.
Abendessen musizieren wir noch etwas! Sie erfreuen uns, wie imm
Spiel! Nicht wahr?"

Nichts konnte Karl willkommener sein als diese Einladung. Er verbeugte sich, führte der Baronesse Rechte an seine Lippen, als ob er sie berühren wollte, und versprach, sich präzise sieben ein halb Uhr — wegen des Vorlesens etwas früher als sonst — einzufinden.

Unterwegs malte er sich aus, daß sich vielleicht an diesem Abend alles nach seinen Wünschen vollziehen könne. Wenn sich die übrigen Gäste entfernt haben würden, wollte er noch bleiben, Baronesse Ernestine noch einmal ausforschen und dann reden.

Und wenn es ihm dann gelang, war der 3. Juni des Jahres 1850 der schönste Tag seines Daseins, und wenn Ernestine denken würde wie er, dann schossen sie nach Jahr und Tag zusammen und bezahlten Wilhelms Schulden. Was war Geld? Geld-Hergabe war für vornehme Naturen nichts Anderes als auch nur eine, wennschon eine größere Selbstverleugnung erfordernde Ausdrucksform der Freundschaft.

Das bequeme Wort der Selbstlinge: In Geldsachen höre die Gemütlichkeit auf, verachtete eine Natur wie Karl von Hake.

Zu Hause angelangt, durchschritt er seine Gemächer mit prüfendem Blick. Er überlegte, was künftig in den gemeinsamen Hausstand mit hinübergenommen werden konnte, und was des Trödlers Händen zu übergeben sein werde.

Und auf dem Wertvolleren ruhte sein Auge mit besonderem Wohlgefallen. Es würde auch ihr, Ernestine, die so viel Geschmack und feinen Kunstsinn besaß, hoffentlich gefallen, sie würde Freude daran empfinden.

Die Teppiche, die die Fußböden noch bedeckten, paßten sicherlich in das Haus am Schloßgarten.

Schon überdachte er auch, wo er sich künftig seine Gemächer drüben einrichten, wo er mit ihr täglich an einem Tische sitzen werde. Schon sah er sich, wie er mit ihr am Arm spazieren ging, und wie er aller Menschen Neid über sein großes Glück erregen würde!

So glücklich, so gehoben fühlte er sich, und so vielfach wanderten seine Gedanken hin und her. Ja, es gab noch etwas, was im Dasein herrlich war, das nicht nur infolge gehobener Vorstellungen einen Inhalt besaß. Es waren die Augenblicke, wo das Gemüt Nahrung empfing, wo sich das Ich in Einklang befand mit der Umgebung, mit der Außenwelt, wo die Seele nicht nur keine Sorge drückte, sondern alles ein lichtes Angesicht besaß.

Bei seinen Ueberlegungen trat hinzu, daß Wilhelms Absage bei der Baronesse als ein neuer Beweis angesehen werden konnte, daß er an eine Verbindung mit ihr nicht dachte. Menschen, die lieben, beseitigen alle Hindernisse, um mit dem Gegenstand ihrer Neigung in Berührung zu gelangen. Weil er selbst vom Liebesfieber erfaßt war, machte er diese Auffassung zu seiner eigenen.

Am Abend wurde oben im Eulerschen Hause gespeist und bei der

Gelegenheit kam Karl ein Bild von Erneſtine aus ihrer J
Augen, das er bisher niemals ſo recht betrachtet hatte.
an, daß er gegen ſeine Tiſchdame äußerte: „Das Gemälde
Ich muß geſtehen, ich würde es als einen Schatz anſ
Eigentum wäre. Man ſchöpft aus dem Anſchauen gu
Porträts oder Landſchaften, etwas, das einen ſeeliſch zu h

„Dieſes atmet einen ſolchen ſtillen Schönheitsfrieden,
angefacht werden, daß man ſich davon nicht zu trennen ve

„Herr von Hake! Herr von Hake! Wie Sie aber
gleich darauf die Stimme eines Herrn vernehmen. Sie
des Oberſtleutnants von Mayen, der als älterer und
Kreiſes Erneſtine führte.

Karl ſchaute empor, und unwillkürlich trat ein Z
ſeine Züge.

Und als ſich dann auch ſeine Blicke mit denen Erneſ
ſie lachend den Kopf und ſagte halb zu ihrem Herrn, h

„Ja, ja, unſer lieber Herr von Hake hat bisweilen
wandlungen. Zum Glück findet er immer bald wieder de

Dieſe Aeußerung gefiel Karl durchaus nicht. Was
geſprochen hatte, war auf keine Zuhörerſchaft berechnet, u
Ausdruck der Freude über das gelungene Kunſtwerk ge
aber ſeine Worte als perſönliche auf und knüpfte daran
gewiſſermaßen herabſetzten.

Als ſich nach Leſen, Speiſen, Spiel und Geſang die
als Karl, zurückgelehnt in einen Stuhl des nach dem J
ſalons, Erneſtine gegenüberſaß, ſagte er:

„Aus welchem Grunde, verehrteſte Baroneſſe, äußert
daß es ein Glück für mich ſei, daß ich mit meinen ſentim
immer bald wieder auf den Boden der Realität gelange?

Erſt ſchwieg ſie auf ſeine Frage. Dann, nachdem ſi
beim Aufräumen der Gemächer beſchäftigt war, mit ein
abgewinkt hatte, erwiderte ſie:

„Ich äußerte mich nur ſo, weil ich von jeher ei
neigung gegen Komplimente gehabt habe. Sie ſagten
Rühmendes, daß es mich nicht erfreute, ſondern — verzeih
abſtieß. Ich mag keine Uebertreibungen und, wie e
Reden. Vielleicht bin ich deshalb auch ledig geblieben."

„Es thut mir aufrichtig leid, daß ich Ihnen unangen
reitet habe, Baroneſſe," entgegnete Karl, geſchloſſen in ſ
betroffen, da er ihre Worte nicht anders deuten konnte,

allemal zu verstehen geben wollte, daß sie für Liebeserklärungen nicht zu haben sei.

Weshalb sonst solche Kritik seiner Person bei Tisch, weshalb sonst jetzt diese Erörterungen?

Mit einem Ruck hatte sie in ihm alle Hoffnungen und Erwartungen, mit denen er heute ins Haus getreten war, niedergeschlagen.

Und ein solcher Eindruck blieb in ihm zurück, daß er, wennschon er noch eine Weile weiterplauderte und auch das artige Benehmen beobachtete, das von seinem Naturell unzertrennlich war, doch die sonstige Wärme abstreifte und in der Folge mehr zuhörte, als daß er bemüht war, dem Gespräch den gewohnten freien und belebenden Fluß zu verleihen.

„Sie sind heute garnicht der Alte, verehrter Freund!" stieß Ernestine heraus, als sie, im Begriff von einander Abschied zu nehmen, einander gegenüberstanden.

„Sie sind offenbar empfindlich wegen meiner Aeußerungen bei Tisch und vorhin, während ich Sie doch nicht verletzen, vielmehr nur ehrlich ausdrücken wollte, wie es in mir aussieht. Ich sprach vornehmlich auch so der Umgebung und insbesondere Ihrer Tischdame halber. Sie wissen, wie medisant Fräulein von Galen ist! Sie bringt die Menschen allzu gern ins Gerede, und wozu dazu unnötig Anlaß geben?"

Diese Sätze bestärkten Karl noch mehr in seiner schmerzvollen Annahme, daß Ernestine sich mit irgend etwas Anderem beschäftige als mit Eheplänen, und daß sie es auch verhindern wollte, daß er sich mit „solchen Thorheiten" ihr gegenüber befasse. Es unterlag keinem Zweifel, daß er sich nicht irre; zumal sie ihm, als der letzte Händedruck zwischen ihnen ausgetauscht wurde, mit durchaus unbefangenem Blick ins Auge schaute und nur stark betonend um die alte gute Kameradschaft bat!

* * *

Und dann wanderten die Tage wie sonst. Sie wechselten ab mit prangendem Sonnenschein und befruchtendem Regen, aber auch mit dunklen Wolken und stürmenden Winden, mit frohem Herzen beim Aufstehen und mit nicht seltenem Rückschlag auf das Gemüt beim Niederlegen, mit Hoffnungen und zögernden Erfüllungen, mit Sorgen und Warten auf bessere Zeiten wie immer und allezeit.

Und während dieses Abschnitts hatte Karl von Hake nicht einmal wieder das Patrizierhaus am Schloßgarten betreten. Er ließ verbreiten, daß er leidend sei und nicht in Gesellschaften gehe, und wenn man ihn trotzdem einlud, entschuldigte er sich in der verbindlichen Art, die seiner Natur eigen war.

Und sobald er, was oft geschah, von der Baronesse gewohnter Lebhaftigkeit, Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit hörte, von ihren vielen Vorhaben, bei denen ihr reger Sinn für alles Eigenartige und Wertvolle zum Ausdruck gelangte, wenn er vernahm, welche angesehenen, auch auswärtigen Persönlichkeiten sie besuchten, ihr Aufmerksamkeiten erwiesen und wie sie diese mit ihrer stets zum

Geben bereiten Hand erwiderte, dann ergriff ihn nach
hafte Sehnsucht. Und indem er in seinen Vorstellungen
schrumpfte sein eigenes Selbstgefühl völlig zusammen.
mut nahm in noch stärkerem Maße von ihm Besitz, un
wenden bestrebt war, verfing nicht. Nur, wenn Wilhelm
mit seinem souveränen Gleichmut plauderte, Geschichte
erzählte, lustige Bemerkungen über Bekannte und ferner
gleichfalls teilnahmsvoll auf ihn einsprach, fragte, wie
Magen gehe, den Karl auch ihm gegenüber als Grund
schob, und baldige Besserung verhieß, streifte er die B
und nahm sich sogar vor, die Dinge, wie einst, leichter n

Aber dann geschah etwas, das doch wieder einen
hervorrief.

Mit Beginn des Herbstes erschien eines Tages
Er war offenbar durch irgend etwas innerlich sehr beschä
seine Gewohnheit einsilbig, — im Zimmer auf und
wiederholt kräftigen Liqueur in ein Glas ein und senkte
seine goldene Dose, aus der er sonst nur „zur Stärkun
sich ausdrückte, hin und wieder einmal eine Prise zu
ließ er sich neben Karl nieder und sagte:

„Höre einmal, Menschenkind, und gieb mir Deine
umwunden Deine Meinung. Ich habe in den letzten
ob ich nicht doch noch heiraten soll.

„Ich bin in der neuesten Zeit so gut wie täglicher Gc
garten gewesen und finde alle die Voraussetzungen, daß
vollendetes Geschöpf ist, so sehr bestätigt, daß ich en
Antrag zu machen! Notabene! Wenn Du sie nicht wil
Junge, nicht in den Weg trete."

„Mir? Wie kommst Du darauf, Wilhelm?" fiel K
stocken wollte, mit äußerlich ruhiger Miene ein.

„Ja, das will ich Dir erklären, es ist ganz zweif
für Dich interessiert!

„Vor acht Tagen äußerte sie: ‚Ach, ich bin gan
Herrn Bruder garnicht mehr sehe! Und daß es ihm im
thut mir so weh. Ist er denn noch nicht besser und ist
er seine alten Freunde nicht einmal mehr besuchen kam
ihn, daß es noch ein Haus in der Schloßstraße giebt, w
ihren besten Freunden zählt —'

„Ich denke, deutlicher vermag man sein Interesse nic
Und da habe ich mir, obschon ich das liebe Frauenzim

gern heimführte, denn vorgenommen, Dir das offen mitzuteilen und Dich um Dein ehrliches Wort zu bitten, ob Du irgend welche Enttäuschung erleidest, wenn ich um sie anhalte. Natürlich — ob sie mich nimmt, weiß ich nicht sicher. Ich hoffe es aber!"

Karl wurde durch die Aeußerungen, die Erneſtine über ihn gemacht hatte, derartig gehoben, daß er ſich zunächſt nur einem Gefühl höchſter Befriedigung hingab. Erſt ſpäter kam ihm der Gedanke, daß er trotz dieſer Mitteilungen auf Erneſtine verzichten ſollte!

Er mußte doch verzichten, wenn ſein Bruder ſie zu ſeinem Weibe machen wollte. Ein ungeheurer Kampf entſtand in ſeinem Innern. Das zum Entſagen gedrängte und das von endloſer Sehnſucht nach Beſitz erfüllte Ich ſtritten gegeneinander, bis dann doch der ſelbſtloſe Menſch in ihm ſiegte.

Er ſagte:

„Ich freue mich ſehr, Wilhelm, daß Du nun zu dem Entſchluß gelangt biſt, zu heiraten, und daß Du ſolche Wahl getroffen haſt. Wenn Du mir Freundliches von der Baroneſſe Euler über mich berichteſt, ſo kann ich nur ſagen, daß ich ihr mit denſelben Gefühlen gegenüberſtehe.

„Du kommſt durch dieſe Partie dann auch aus den Sorgen heraus! Das Wenige, was ich für den Fall ungünſtiger Zwiſchenfälle und mit Rückſicht auf mein Alter mir erſpart habe, wird wohl kaum ausreichen, Deine Verpflichtungen zu begleichen. Wie hoch belaufen ſich eigentlich Deine Schulden, wenn ich fragen darf?"

Wilhelm nannte eine Summe und fügte dann gleich, ſorglos im Ton, hinzu:

„Keiner kommt zu kurz, da ich mein Leben doppelt ſo hoch auf eine beſtimmte Zeit verſichert habe. Und von Dir das Geringſte zu nehmen, beſter Karl, würde mir nicht beifallen können. Das ſpricht weniger für meinen Entſchluß! Geldheiraten: ſchlechte Heiraten!

„Es giebt kaum etwas Unglücklicheres, als mit dem Teufelsſchmutz von ſeiner Frau abhängig zu ſein! — Nun aber wieder zur eigentlichen Sache! Du haſt mir auf meine Frage keine Antwort gegeben.

„Störe ich alſo nicht Deine Pläne, liebſter Menſch? Wir können uns doch ganz frei und unumwunden ausſprechen. In unſerem Alter — bei mir trifft es wenigſtens durchaus zu — ſind die Gefühle nicht mehr ſo flammender Natur, daß wir zu ſterben glauben, wenn uns nicht gerade ein Gretchen oder eine Erneſtine ihre Huld ſchenkt. Mädchen wachſen wirklich gleich Brombeeren auf den Bäumen."

Wilhelm hielt einen Augenblick inne, und der arme Karl, deſſen Hoffnungen wieder emporgeſchnellt waren, weil Wilhelm weder wegen ſeiner Geldſorgen, noch wegen eines überheftigen Liebesdranges einen ſo bedeutſamen Entſchluß zur Ausführung bringen wollte, wollte ſchon die Wahrheit wenigſtens halbwegs bekennen.

den alten Ausschlag.

Wilhelm sagte rasch und enthusiastisch:

„Also sprich! Liebst Du sie nicht, so bin ich natürlich sehr glücklich. Ich erstrebe ja nichts zufolge einer augenblicklichen Laune, sondern infolge reiflicher Ueberlegungen.

„Möchtest Du sie aber zu Deiner Lebenskameradin machen, dann schnupfe ich einige Prisen Robillard, kneife die Lippen zusammen und sage: ‚Wohlan, so erhalte ich wenigstens eine Schwägerin, wie ich mir keine bessere wünschen kann.‘“

Wilhelm sah seinen Bruder forschend, aber zugleich mit einem Ausdruck von Bonhomie an, der bewies, daß er garnicht daran zweifele, daß Karls Antwort zu seinen Gunsten ausfallen werde.

Und dem edelmütigen Karl, dem die Worte: ‚Dann bin ich natürlich sehr glücklich!‘ noch in den Ohren klangen, entgegnete, alle inneren Kräfte zusammenraffend:

„Du sollst glücklich werden, lieber Wilhelm! Ich erhebe keinen Anspruch auf die Hand der Baronesse von Euler. Ich thue es schon deshalb nicht, weil ich den bestimmten Eindruck habe, daß sie nicht entfernt daran denkt, meine Frau zu werden. Was sie von mir gesagt hat, thut mir sehr wohl, aber eben, es ist doch nur der Ausfluß sogenannter freundschaftlicher Gefühle.“ —

„Also es glühen doch allerlei kleine Lämpchen für sie in Deinem Amtsgerichtsbusen, Du Bösewicht?“ — fiel Wilhelm mit hochgezogener Stirn ein und sah seinem Bruder ins Angesicht.

„Hm, hm! — Das thut mir recht leid, ich meine um Deinetwillen! Und deshalb — und deshalb — mache Du erst den Versuch. Oder nein, da das nicht geht, — lasse uns sie sondieren, und wem sie dann den Vorzug giebt, — wenn sie uns überhaupt die Hand reichen will, — dem soll sie eben werden!

Bist Du damit einverstanden, Karl? — Ich spreche aufrichtig, ich mache keine Worte. Denn schon der bloße Gedanke, daß ich Dir trefflichem Menschen Dein Lebensglück stören könnte, jagt mir Kummer und Unruhe in die Brust.“

Aber Karl schüttelte den Kopf. Er thats schon deshalb, weil die bloße Vorstellung, Ernestine könne ihm auf seinen Antrag einen Korb erteilen, bereits die denkbar unangenehmste Empfindung in ihm hervorrief.

Dem wollte er sich nicht aussetzen, — nicht abermals aussetzen! — — Die Erinnerung erfaßte ihn, da er nach seiner Schätzung ja schon eine Absage von ihr erhalten hatte.

Er sprach rasch und bestimmt:

„Nein, nein! Es bleibt dabei! Du führst sie heim! Es wird Dir hoffentlich gelingen. Ich versichere Dich nochmals, daß ich einen allerdings einmal früher gefaßten Gedanken in dieser Richtung gründlich von mir abgestreift habe.“

„Also alles in Ordnung!“ schloß Karl, streckte seinem Bruder die Hand mit liebevoller Gebärde entgegen und sah ihm so frei und gleichmütig ins Angesicht, daß sich Wilhelm vollkommen täuschen ließ. — —

Ein paar Tage waren seit dieser Unterredung verstrichen. Der Herbst hatte den Sommer rücksichtslos vertrieben. Wohin man sah, funkelte entweder gelbes Laub, oder es spreizten schon entblätterte Bäume ihre schwarzen Zweige in die stahlgraue Luft. Astern, Dalien und Gladiolen hatten sich ihrer Herrschaft lange begeben. Am wilden Wein zitterten nur noch wenige, vom Herbstwind verschonte scharfrote Blätter, und fiel das Auge auf die Wälder, so ruhten sie entweder schwarz und schweigsam, gleichsam in Agonie versunken, oder über ihren erstorbenen Leibern wallten düstere Nebel, die ihre Vernichtung beschleunigten.

Auch aus dem Erdreich drang ein kalter Hauch, und der scharfe Duft vermodernder Pflanzen vermählte sich mit dem dumpfen Atem der Pilze.

Und in den Wohnhäusern bückte sich in der Frühe schon das Gesinde zu den Oefen hinab, um erwärmende Feuer anzufachen. Das graukalte Angesicht der Natur verdüsterte die Gemüter, und auch Karl von Hake, ohnehin in alter Bedrückung, hockte in seinen Räumen und suchte durch Arbeiten in den Akten, die er sich von seinem Geschäftszimmer aus dem Amtsgericht hatte nach Hause bringen lassen, der Oede seines Innern und dem Gefühl der Spannung besser Herr zu werden.

Denn von Wilhelm hatte er nichts wieder gehört. Aber jeden Tag war er gewärtig, die Nachricht zu erhalten, daß dessen Werben gelungen sei, daß für ihn, Karl, die verloren sei, die er so heiß liebte!

Am vierten Tage, in der Dämmerstunde, als er abermals in seinem einsamen Gemach hockte, und nun eben müde und langsam die Lampe entzündete, trat seine Wirtschafterin ins Zimmer und übergab ihm ein soeben für ihn abgeliefertes Schreiben. Es war von Wilhelm und es lautete:

‚Liebster Karl!

Heute Abend acht Uhr möchte ich gern bei Dir speisen, sogar vortrefflich speisen! Bitte, lasse junge Rebhühner nach unserm Geschmack braten und lasse den Sekt gut temperieren. Alles weitere dann von Deinem

alten Wilhelm.‘

Zu derselben Zeit, während Karl dieses Schreiben empfing, öffnete Wilhelm die Thür in dem Hause an der Ecke des Schloßgartens. Er fragte den sogleich erscheinenden Diener, ob die Baronesse zu Hause und sprechbar sei, und betrat, nachdem dieser bejaht und fortgeeilt war, um seine oben im Hause beschäftigte Gebieterin zu benachrichtigen, einstweilen allein die von dem Wiederschein der Ofenfeuer schier mystisch erhellten, aber von einer unendlich wohligen Wärme durchströmten Vorgemächer. Sie reihten sich mit offenen Thüren aneinander, waren mit weichen Teppichen belegt und suchten an Bequemlichkeit und geschmack-

voll gediegener Einrichtung ihresgleichen. Nur im letzten Zimmer, das die Baroneſſe vorzugsweiſe bewohnte, brannte eine auf dem Tiſch ſtehende, mit einem mattgrünen Schirm verſehene und eine ſanfte, eine gleichſam träumeriſche Helle verbreitende niedrige Lampe. Faſt wie ein Fremder ſchritt Wilhelm heute bis ans Ende der Stuben, ſchaute ſich um und betrachtete die Gegenſtände mit Augen, als ob er Umriſſe und Farben bisher nie habe auf ſich wirken laſſen.

Ein Hauch von Erneſtinens Weſen glaubte Wilhelm zu ſpüren. Ein Etwas drang auf ihn ein, das ein Teil war von ihr und ſich vermählt hatte mit der Atmoſphäre des Zimmers. Alles heimelte ihn an, worauf ſein Blick fiel. Ueberall gelangte ihr Ordnungs- und Schönheits-Sinn zum Ausdruck, überall ihre Pietät für das, woran ihr feiner Sinn hing.

Schon ſah ſich Wilhelm in ſehnſuchtsvollem Hoffen hier ſitzen, ſah zu, wie ſich Erneſtinens nie müßige Hände rührten, berauſchte ſich an dem Aufblick ihres Auges, in deſſen Ausdruck ſich allezeit Güte mit Klugheit miſchte, in denen eben das zum Vorſchein gelangte, was ihn ſo widerſtandslos zu ihr hinzog.

Endlich ließ er ſich, da Erneſtine immer noch nicht erſchien, nieder, prüfte die auf dem Sophatiſch liegende Lektüre, nahm ein kleines Etui in Form eines Fiſches mit ſilberglatten Schuppen und beweglichem Schwanz in die Hand und betrachtete, abgewendet, das kleine Kunſtwerk. Die ganze Wohnung war voll von alten ſchönen Sachen, deren Fülle man erſt allmählich gewahr wurde.

Eben drang, durch die Ofenwärme ſtärker gefördert, aus einer alten Potpourri-Vaſe der Duft von getrockneten Roſen und Lavendel hervor. Durch ihn geweckt, gingen Wilhelms Gedanken wieder drängender zu ihr, der Beſitzerin des Hauſes.

Eine heftige Sehnſucht ergriff ihn jetzt nach ihr, eine ſtarke Unruhe, ein Drängen nach Entſcheidung, das er kaum mehr zu bemeiſtern vermochte, kam über ihn.

Er ſprang empor und ſchritt auf und ab, ſetzte ſich wieder nieder und erhob ſich abermals. Plötzlich bedrückte ihn die Atmoſphäre des Gemaches unerträglich, und ſchon wollte er im Nebenzimmer ein Fenſter öffnen, um durch Einatmen friſcher Luft Bruſt und Sinne frei zu machen, als drüben ein Geräuſch vernehmbar wurde, und Erneſtine, von dem Flurlicht reizvoll ſcharf beleuchtet, drüben in der Thür des Eingangszimmers ſichtbar wurde.

„Wie? Was? Hier im Halbdunkel ſitzen Sie, lieber Freund!“ rief ſie, ihm mit gewohnter, vertraulicher Liebenswürdigkeit die Hand hinſtreckend.

„Immer nachläſſiger wird mein Diener Alfred! Ich hatte ihm geſagt, in allen Zimmern Licht zu entzünden, und doch hat er es nicht gethan!

„Und verzeihen Sie, lieber Herr Regierungsrat, daß ich Sie ſo lange warten ließ. Ich hatte unſerm früheren Mädchen, einer braven Perſon, die ſeit acht Jahren verheiratet iſt und es ſehr ſchwer hat, verſprochen, allerlei Kleider und

andere Nützlichkeiten herauszusuchen. Dabei war ich gerade beschäftigt, und wollte die Packerei gern hinter mir haben." —

„So habe ich eigentlich gestört, Baronesse! Das ist mir aufrichtig leid!" fiel Wilhelm ein.

„Nein, nein! Durchaus nicht! Alles ist jetzt besorgt und morgen ist ja auch noch ein Tag. Bitte, setzen Sie sich!" — Sie klingelte nach dem Diener, während sie sprach. — „Sie bleiben doch den Abend? Nein? Sie haben eine Abrede? Ach, wie schade! Ich erwarte die Familie Lessör und den Assessor von Mehden um acht. Sie wollen einen Fisch bei mir speisen."

Wilhelm geriet in Schwanken, ob er bei solchen Umständen sprechen sollte. Die Stunde, die Umstände schienen ihm nicht gut gewählt.

Aber als sich Ernestine, nachdem sie dem eingetretenen Diener Anweisungen erteilt, ihm mit einer Stickerei und mit der Miene eines Menschen, der sich so recht anschickt, eine gemütliche Plauderei zu beginnen, gegenübersetzte, schlug er alle Bedenken nieder und sagte, einen leichten Ton annehmend, trotz des Ernstes des Gegenstandes:

„Wissen Sie, teuerste Baronesse, weshalb ich heute in der Dämmerstunde bei Ihnen erschienen bin?"

„Nein" — gab Ernestine aufgeräumt zurück. „Aber da Sie immer nur Gutes mir bringen, so bin ich schon im voraus über Ihre Mitteilungen erfreut!"

Und rezitierend fuhr sie fort:

„Also, bitte, redet, Don Fernando! Oeffnet gütigst Euren weisen Mund."

Und dann sagte Wilhelm ohne Einleitung, gleich gerade aufs Ziel gehend:

„Ich komme als Heiratswerber, Baronesse. Es ist jemand da, der Ihnen gut ist, der Sie gern zu seiner Frau machen möchte." —

Während Ernestine sich noch eben mit gleichmütig wohlgelauntem Gesichtsausdruck über ihre Stickerei — ein Rosenbouquet, das sie auf Stramin stickte — gebückt hatte, schnellte sie nun den Kopf empor, zog ein wenig die Stirn und sagte, als sie doch einer gewissen Feierlichkeit in Wilhelms Angesicht begegnete, in sichtlicher starker Spannung:

„Nun? Was ist das? Sprechen Sie im Ernst? Wer hat Sie gesandt?"

„Raten Sie, ich bitte —" entgegnete Wilhelm, neckisch im Ton.

Sie schüttelte fast ein wenig gestört das Haupt, dann aber sagte sie, offenbar das Gespräch in seinem tieferen Inhalt nicht schätzend:

„Ich wüßte nur einen, der sich mit solchen Gedanken tragen könnte, Ihren Bruder, und der, der zeigt ja deutlich, daß ich ihm überhaupt nichts mehr bin."

Wilhelm erschrak bei diesen Worten so sehr, daß er sich unwillkürlich verfärbte.

Was sie sprach, sah ihr so wenig ähnlich! Ihr feiner Sinn vermied sonst Aeußerungen solcher Art in solchem Zusammenhange stets!

Ihre Worte konnten also nur in dem Sinne gedeutet werden, t
sie sich mit Heiratsplänen trug, sich solche nur auf Karl richteten.

Wilhelm bedurfte seiner ganzen Fassung, nicht merken zu lassen
er sich enttäuscht fühlte, einer wie starken Aufbietung seines Willens es
um von sich selbst abzusehen.

Aber er sah nach diesem Vorgang schon im voraus, welche f
Rolle er spielen würde, wenn er selbst als Bewerber auftreten würde. I
ihm so entsetzlich, als sich lächerlich zu machen, insbesondere in den Augen e

Es gab nur zweierlei: Er mußte nachträglich die Sache ins Leic
sich geben, als ob er sie bloß habe neckisch prüfen wollen, oder Karl,
obschon er es leugnete, nur zu gern zu seiner Frau machen wollte,
Mitteln die Wege zu bahnen.

Und richtige Divination und Bruderliebe schlugen alle Einwänd
noch melden wollten, nieder.

„Und wenn es nun wirklich ein Hake wäre? Wenn —" setzte Wil
sichtlich sich so fassend, an, weil sich doch noch ein Fünkchen Hoffnun
regte, deshalb regte, weil ihm der Verzicht so unendlich schwer ward. —
Sie ihn erhören, liebe, teure Baroneſſe?"

„Ja!" erwiderte sie fest. Und sehr weich sprechend, ergänzte sie: „
ihm meine Hand reichen, weil er in meinen Augen die Summe ei
schaffenen, lieben, edlen Menschen ist! Ich kenne keinen Zweiten!"

„Darf ich ihm denn das sagen?"

Sie sah ihn erst rasch und prüfend an, dann stieß sie in deutli
starker Erregung heraus:

„Haben Sie denn in der That den Auftrag, für ihn zu werben?"

„Ich glaube bis zur Gewißheit, daß mein Bruder die Erde in eine
verwandelt sehen wird, wenn Sie seine Lebensgefährtin werden wollen,
Erneſtine. Die beiden Hakes leiden ja unglücklicherweise beide an de
krankheit für Sie! Und der Eine konnte es nicht mehr ertragen und
Ihnen heute sagen: Es ist der Regierungsrat Wilhelm. Aber er sieht
sein Bruder Karl weit größere Anrechte besitzt, und da Ihr Mund ver
in Ihrem Herzen ruht — haben Sie Dank, tausend Dank dafür,
meinen lieben Karl glücklich machen wollen, liebe, verehrte Baroneſ
trete ich zurück!

„Er wird Sie bitten, ihm, wie bisher, eine gütige Freundin zu ble
auch in der Ferne freundlich seiner zu gedenken. Der Regierungsrat
Hake will sich nämlich versetzen lassen!" ergänzte Wilhelm, dem sich
trotzdem er sich mannhaft dagegen aufgelehnt hatte, die Augen gefeuchte
nun wieder mit völliger Beherrschung seiner selbst, nun wieder sich gebe
gleichmütigen, überlegenen Art, die ihm eigen.

„Ach — Sie selbstloser, guter Mensch“ — drangs aus der Brust des Mädchens, während sie mit einem unvergleichlichen Ausdruck von Warmherzigkeit nach seiner Rechten griff.

Wilhelm aber berührte ihre Hand mit seinen Lippen und sagte:

„Lassen Sie mich jetzt, ich bitte, zu Karl eilen! Ich schrieb ihm, er möge ein Abendessen herrichten und guten Wein bereit stellen. Ich hätte ihm etwas mitzuteilen! Und nun habe ich ihm ja auch etwas zu sagen, das ihn im Nu wieder gesund machen, das ihn morgen zu Ihnen führen wird als einen Glückberauschten auf dieser armseligen Welt!“

„Und Sie — Sie — lieber Wilhelm?“ stieß das Weib heraus, holte tief Atem in ihrer Bedrückung um ihn und suchte sein Auge. „Habe ich Ihnen sehr weh gethan?“

„Nein, Baronesse, da es mein Bruder ist, den Sie vorziehen! Ich sage mit Ihnen, er ist ein vollendeter Mensch, nur vielleicht zu gut für diese Welt. Keinem wünsche ich nicht nur ein so großes Glück wie ihm, ich weiß auch, daß er Sie — die Sie das Allerbeste verdienen — nicht enttäuschen wird!

„Kümmern, sorgen Sie sich garnicht um mich. Ich bin ja von anderer Art, mich schlägts nicht zu Boden, wie es ihn vernichtet hätte.

„Alles ist mir in dieser Stunde offenbar geworden; jetzt erst weiß ich, was Karl wirklich fehlte!

„Ich erfülle nur die rechte Bruderpflicht, wenn ich ihm half, zu erringen, was ihm schon gehörte!

„Leben Sie wohl! — Ach! Ich sehe schon im Geiste die Sonnen, die über Karls Angesicht ziehen, wie überselig er sein wird!

„Und noch eines, ich bitte! Wann darf er morgen kommen?“

„Zu jeder Stunde! Er wird die rechte Zeit wählen!“ Sie sprach weich, mit warm belebtem Auge.

„So leben Sie denn wohl, teure Baronesse, teure Erneſtine!“

„Ja, so ists recht, Dank, mein lieber Freund, mein lieber Wilhelm!“ sprach das ergriffene Weib, erhob sich und lehnte unwillkürlich für Sekunden ihr Haupt an Wilhelms Schulter. Und dann sah sie ihm, während er, sanft nickend, das Gemach verließ, mit stillen, von dem Wiederschein ihrer Bewegung erfüllten Augen nach.

Als sich aber draußen die Thür schloß, als er das Haus verlassen, wußte sie die Gedanken an ihn, den Abgewiesenen und Enttäuschten, von sich abzuschütteln, trat vor den Spiegel, betrachtete ihr Bild und rief mit strahlenden Augen und glückselig belebten Mienen:

„Also doch Du — Du wirst mein, Du vielersehnter Mann!“

Und dann schritt sie im Zimmer auf und ab und warf das Haupt zurück

und breitete die Arme aus wie ein Mensch, der nur so der Fülle seiner übermächtigen Gefühle Herr zu werden vermag.

* * *

In Karls gemütlichem Speisegemach, an dem mit Silber und Krystallgeschirr und mit Speisenresten und geleerten Flaschen besetzten Tisch saßen die Brüder.

Im Kamin knatterte und knisterte ein eben noch wieder von der Wirtschafterin angefachtes Holzfeuer, das seinen scharfen Duft in den Raum sandte, während das Aroma der von den Brüdern entzündeten Cigarren sich nicht minder bemerkbar machte.

In den seitwärts zurückgeschobenen Stühlen lehnten sie sich bequem zurück, und ein Ausdruck ruhiger, innerer Harmonie lag auf ihren glatten, intelligenten Gesichtern.

Und dann sagte Karl:

„So, nun erzähle aber auch, weshalb Du von einer Werbung um die Baronesse definitiv abgesehen hast. Du begreifst, daß ich nach Deiner neulichen Erklärung überaus neugierig bin. Hast Du sie etwa sondiert?"

Wilhelm nickte und entgegnete mit lustig pathetischem Ernst:

„Ja, ich habe sie sondiert und da sagte sie:

„Wenn ich überhaupt einen Mann heirate, so heirate ich nur den Amtsgerichtsrat Karl von Hake, obschon er ein ungewöhnlich schlechter Kerl ist, deshalb, weil er mich behandelt hat, als ob ich gar nicht mehr auf der Welt wäre!

„Und wenn er morgen zwischen elf und zwölf um mich anhält, dann gebe ich ihm erst, darauf kann er sich sicher verlassen, einige Strafküsse, dann aber einen so herzhaften Verlobungskuß, wie in der Welt noch nie einer ausgeteilt ist. Und weiter habe ich dann auch nichts zu sagen, er aber hat sich männiglich danach zu richten!"

„Wilhelm! Wilhelm!" rief der Mann, der diese Worte gehört hatte, und schnellte von seinem Sitz empor, als ob hundert Liebesgötter ihm einen Freudenruck gegeben hätten. —

„Treibst Du einen unverzeihlichen Scherz mit mir, oder —"

„Nein, nein, teurer Karl!" fiel Wilhelm ihm in die Rede. „Ich sprach im Ernst, und ein tausendfältiges Glück bleibt ja auch mir, da ich Baronesse Ernestine von Eulers Bruder werde. Der Weise nimmt vom Guten die Hälfte, wenn er den ganzen Teil nicht erhalten kann!"

Und nach diesen Worten folgte in zartfühlender Weise alles ausführlich, was zu hören Karl verlangte, und was er auffog wie eine nach Honig spähende Biene.

Als aber Wilhelm nach dem Abschied von seinem Bruder in später Mitternacht ernst, nachdenklich und sinnend durch die menschenleeren Gassen nach Hause schritt, flüsterte sein Mund:

„Es ist ja nun alles gut so, und wenn ich mir vorstelle, wie überselig ich meinen alten, guten Karl gemacht habe, so schmelzen Schmerz und Enttäuschung rasch dahin, und es erfüllt mich lediglich die Befriedigung, daß er zufrieden ist!

„Aber morgen ist ein anderer Tag, und dieser andere Tag hat fast immer nach den Abendfreuden des vorigen die sehr üble Eigenschaft, außerordentlich nüchtern, kahl, grau, schwer und ernst zu sein, besonders für verwöhnte Lebemänner, die des Silbers und Goldes bedürftig sind, und die von ungeduldigen Gläubigern gedrängt werden.

„Was soll ich nun Isidor Meyer, dem Sicherhoffenden sagen? — Ich werde ihm sagen: ‚Lieber Meyer, der Sie aus einem der edelsten und ältesten Stämme der Vorzeit stammen! Ich habe mich doch wieder besonnen! Ich kann eine weit vorteilhaftere Partie machen! Sorgen Sie sich nicht! Sie erhalten Ihr Geld, und weil Sie noch länger warten müssen, schenke ich Ihnen meine Photographie in Kabinettform!‘

Ein ironisch überlegenes Lächeln trat in Wilhelms Züge bei dieser Betrachtung. Dann aber ein sehr ernster und ein trübe verschlossener gar, als er nun an der Schwelle seines Hauses anlangte.

Er gedachte des Weibes, das er liebte, des einzigen, für das er unter den vielen Frauen, mit denen er im Leben gescherzt und gelacht, eine wahrhaft tiefe Zuneigung besaß, mit nagender Sehnsucht, und er stand lange, ein Zerstreuter, Bedrückter, unbeweglich auf der Gasse.

Erst als des Nachtwächters Schritte drüben vom Ende der Gasse herübertönten, als dessen Gestalt in dem schweren, langen Mantel unter dem Laternenlicht sichtbar wurde, raffte er sich auf, strich mit der Hand fest und energisch über sein Angesicht und setzte den unabänderlichen Willen ein: zu vergessen, sich alle Gedanken an sie aus dem Gehirn zu jagen!

Und als er bereits auf seinem Lager ruhte, sich seine Erinnerungen noch einmal auf die Geschehnisse des Tages lenkten, als er noch einmal seines, von ihm warm geliebten Bruders gedachte, und er sich dessen glückselige Mienen vorstellte, da gings ihm, dem sonst kühlen Lebemann, durch die Brust, daß die Entäußerung seiner selbst nicht zu den schlechtesten Lebensbefriedigungen eines Menschen gehöre!

Schwester Kain.

Von

Julius Stinde.

Sie war die Sorgfalt selbst, die kleine runde behäbige Dame: so umsichtig, so zartfühlend, so ängstlich in allem, was das Wo ihrer Mitmenschen betraf, und für ihre nächsten Anverwandten die in eigener Person, ein menschgewordener Schutzengel. Und nun s stummer Anklage und nagender Reue. Das Gewissen sprach. Es sprach und ließ sich nicht zum Schweigen bringen.

„Mörderin" sagte es. „Kain erschlug seinen Bruder, und d Kains Schwester — Mörderin auch du, deines Bruders. Kains Sch zischelte das Gewissen. Sie spähte durch das Fenster auf die S dem Sanitätsrat spähte sie aus. Der war ihr Mitschuldiger. G Wie ihre Augen ihn auch unter den Daherwandelnden suchten: s nicht. Und sie hätten ihn aus der weitesten Ferne unter Hunde ihn, den Sanitätsrat.

Wie beim Durchblättern eines Albums Handschrift und A Wesen gar rasch und sicher angehalten werden, so bedarf es zum in das Buch unserer Seele Eingetragenen nur geringer Zeichen, u zu erschauen. So erkennt die Mutter ihr Kind am leisesten Ton, die Geliebte an Schritt und Gang, und Fräulein Henriette Müll Herrn Sanitätsrat ganz sicher schon von weitem erkannt, wenn er gek sei es an dem nicht ganz modernen Cylinderhut oder an dem dunk in den sich leider schon einige graue Fäden mischten. Schade u schade um die Jahre. Aber die Zeit vergeht und mit ihr die ungebl

Als Student trug er einen Schnurrbart; mit der wachsende er auch seinen Bart wachsen. Wie harmlos hatten sie in der Frü Lebens mit einander verkehrt, als weder an Praxis noch an Bart g sondern höchstens an den nächsten Tag, nicht einmal an die komm viel weniger an die ferne Zukunft! Die Jugend ist zufrieden mit und die sorglos zu genießen, ist ihr Recht. Nun aber erdrückten di Gedanken der Wartenden bis auf den einen: Mörderin.

Und der Sanitätsrat kam immer noch nicht.

Sie stand von ihrem Fensterſitze auf, ging leiſen, unhörbaren Schrittes an die zum Nebenzimmer führende Thür und horchte. Alles ſtill.

„Ob er ſchon tot iſt?“ fragte ſie ſich bang. — „Warum hat er mich weggeſchickt von ſeinem Sterbelager? Mit ſehr heftigen Ausdrücken ſogar. Die Krankheit macht ihn reizbar. Sonſt iſt er ſo gut, das reine Gold. Er thut Gutes, viel Gutes, doch leider nicht mit dem rechten Sinn. In ſeinem Herzen iſt er ein Heide. Schlimmer als ein Heide. Er iſt ein Freidenker geworden. Ein Glück, daß die Mutter das nicht mehr erlebte. — Ob ich hineingehe? Er wollte klingeln, wenn er etwas bedürfe. Wie kann er aber klingeln, wenn er hinüberſchlummert, ohne wieder zu erwachen. Wenn doch nur der Sanitätsrat käme! Der geht zu ihm, der iſt ſo mutig; der ſagt ſogar, der berühmte Profeſſor rede Blaak — Wie mag er das nur wagen? Ein Profeſſor, der für jeden Krankenbeſuch dreißig Mark anſchreibt, kann doch unmöglich Blaak reden? Und wenn der Profeſſor recht hat, iſt mein armer Bruder unrettbar verloren. Aber ich überleb' ihn nicht lange; ſelbſt wenn ich nur das gehorſame Werkzeug war. Die Schuld bleibt und ich werde vergehen wie ein Schatten.“

Vorläufig war von einem Schattenhaftwerden nichts zu merken. Das rundliche Antlitz der kleinen behäbigen Dame erſchien trotz des obwaltenden Kummers ſo mädchenhaft friſch wie das Leben ſelber. Sie war bis dahin auch glücklich geweſen, glücklich in der Entſagung.

Als die Mutter geſtorben war, blieb ſie dem Vater eine treue Stütze des Alters, den zu verlaſſen ihr unfaßbar geweſen wäre, hätte man ſie genötigt, ſich mit dem Gedanken daran zu beſchäftigen. Der Einzige, der verſucht haben könnte, ihr die Frage vorzulegen, ob ſie ſich nicht einmal mit Trennungsgedanken vertraut machen möchte, war der Dr. Wimm, aber der kannte ſie zu gut, um ohne Ausſicht auf Erfolg ihr Gemüt in Unruhe zu verſetzen. Der wußte von vornherein, daß ſie ſagen würde: „Mein Platz iſt bei meinem Vater, ich bin ſeine von Gott beſtimmte Hülfe. Verlangen Sie nicht, daß ich wider das vierte Gebot ſündige.“ Und die Tochter heiraten und mit dem Alten zuſammen eine ſogenannte glückliche Familie bilden ... das ging nicht. Der alte Müller war ein Querkopf, ſo im geſchäftlichen Leben wie im häuslichen. Der Sohn hatte es nicht aushalten können — der Doktor verſtand das Warum — und war auf und davon gegangen, dahin, wo meiſt die verlorenen Söhne hingehen, nach Amerika. Der Vater ſagte nämlich, er ſei ein verlorener Sohn. Der Doktor war anderer Meinung und äußerte etwas von verſtockten Vätern. Das aber gefiel dem Alten durchaus nicht, und die Gaſtfreundſchaft hatte ein Ende.

Ob der alte Müller gelegentlich ſein Unrecht einſah, muß dahingeſtellt bleiben, aber er betrug ſich ſo wie einer, dem klar wurde, daß er ſich ſelbſt zum Eſel machte, und der nun erſt recht auf ſeinem Nück beſteht, denn er ergrimmte nicht

nur gegen den Doktor Wimm persönlich, sondern warf seinen ganzen H
was Medizin und Wissenschaft hieß, und ließ sich in Krankheitsfällen
mit Naturheilkundigen ein. Der töchterlichen Pflege gelang es all
wieder wett zu machen, was Unkunde dem alten Herrn zufügte, al
mußte auch er der Natur seinen Tribut zahlen, und die Tochter
Eine kleine Rente setzte sie in den Stand, bei vorsichtiger Einteilung i
Ansprüche zu befriedigen und auch noch für andere zu sorgen.
wohlthun und helfen, und sie dankte Gott, daß sie es konnte in ihre

Sie kleidete sich mit reizloser Genügsamkeit, thörichte Vergnüg
sie. Arme und Kranke waren ihre Welt, und da sie nach und nach
Seelenheil eingehender in Betracht zu ziehen, kapselte sie sich imm
Was sich draußen begab, war ihr eher schrecklich als wissenswert, u
in der Zeitung die Unglücksfälle gelesen hatte und was sich an Gr
eignet, legte sie das Blatt mit dem Bewußtsein weg, daß, wenn
das jüngste Gericht demnächst notwendig machten, sie den Ausgan
abwarten könne, denn wenn auch nicht ohne Fehl, — welcher Men
wähnen, frei von Sünde zu sein — habe sie doch mit jenen Ver
Verworfenen keinerlei Gemeinschaft, deren Thaten ihr Gutenberg
traurige Botschaft vom Verfall der Menschheit allmorgendlich
auftischte.

Wo aber war heute der Stolz auf ihre Gegensätzlichkeit zu
des Abgrundes? Selbst ihre guten Werke konnten sie nicht retten,
stets in Demut, ohne Hintergedanken auf jenseitige Belohnung ge
Mord blieb Mord.

Er schlief immer noch. Kein Zeichen des Erwachens. Da
Todesschlaf.

„Hätte ich ihm das Mus doch nur nicht gegeben!" klagte sie reuer
armer, unglücklicher Bruder." Der im Nebenzimmer so unheimlich
war in der That der Bruder, der einstige Familientaugenichts, der
mit einem großen Vermögen zurückgekehrt war, das er ohne den
allerdings auch ohne die Anleitung des alten Müllers erkämpft hat
ihm hart ergangen, aber, nachdem er selbst hart geworden und vo
hatte, seinen Mann zu stehen, griff er thätig mit in das Ringen
mächtigen Dollar ein und schlug ein hübsches Kapital zusammen. V
Heimat wollte er nichts wissen. Die neue Welt war seine Welt ge
schrieb sich Miller, redete nur englisch, kleidete sich mit amerikanisch
aß amerikanisch, trank amerikanisch und schwur auf alles, was eine
Amerikanische hatte.

Da aber kam die Stunde, in der sein Gemüt erwachte.

In den Romanen und Rührstücken wird das Gemüt des Vaterlandsvergessenden gewöhnlich durch ein Lied erweckt, von dem ein liebliches Kind so viel Strophen singt, bis die Thräne quillt; oder eine Photographie, eine Haarlocke, ein vergilbtes Buch sind die Talismane, die den Seelenschrein öffnen, worin der patriotische Kern fest verschlossen ruhte. Hier in der Wirklichkeit, bei Mr. Miller war es jedoch der Magen, der seinen Besitzer zu der Einsicht brachte, daß er eigentlich Müller heiße und in Deutschland daheim sei. Die scharfen Würztunken drüben, die strengen Getränke, das ewige Eiswasser hatten seine Verdauung geschädigt, und als der Arzt ihm Karlsbad zur Kur anriet, als er sich mit dem Gedanken beschäftigen mußte, daß sein Heil nur in Europa zu finden sei, da tauchte die Heimat mit dem Zauber der Erinnerung auf, der schöner malt als alle Maler zusammen. So schön waren die Bilder, die sie ihm in schlaflosen Nächten zeigte, daß ihm Amerika plötzlich greulich vorkam, und als er sein Gut geordnet hatte und endlich so weit war, einen Platz auf dem Dampfer zu belegen, da schrieb er sich als Müller in die Passagierliste ein.

Der Zurückkehrende kannte Deutschland kaum wieder. Es war alles größer, vollkommener und schöner geworden; freilich war er amerikanisches Städtewachstum gewohnt, aber was ihn hier überraschte, war die Aenderung des Alten. Er trug die Bilder der Vergangenheit in sich, und die deckte sich nicht mehr mit dem, was die Augen sahen. Es war die Heimat, und doch war sie es nicht. „Berlin ist nicht mehr Berlin" sagte er, „aber es gefällt mir." Dem Andenken der Eltern trug er Rechnung in seiner Art. „Es war mein Glück, daß der Alte und ich nicht harmonierten", sagte er, „hier hätte ich es zu nichts gebracht. Und doch hätte ich den alten Herrn gern wieder gesehen." Von der Mutter sprach er nicht, aber er beorderte einen Grabstein für die Doppelgruft draußen mit reichstem Schmuck. Groß und golden. So wollte er ihn haben. Darauf sollte eingegraben werden mit großen goldenen Lettern: „Die Liebe stirbt nimmer."

„Und wir wollen leben," sprach er zu der Schwester. „Von Deiner puritanischen Einfachheit will ich nichts wissen. Wir haben es, und das Teuerste, was es an Samt und Seide giebt, suchst Du Dir aus."

Die Schwester wehrte ab.

„Ich will," sagte der Bruder. „Und Diamanten sollst Du haben, große."

„Ich nicht. Ich halte es für Hoffart, so vielen Prunk zu machen."

„Wenn wir ins Theater gehen, will ich Staat mit Dir machen."

„Theater halte ich für Sünde."

„Ich nicht, mit Ausnahme schlechter Komödie. Ich habe drüben zu viel entbehren müssen, das erkenne ich seit der kurzen Zeit meiner Rückkehr. Es giebt eine Masse Sünde, von der ich erst wenig genießen konnte."

„Aber Dein Seelenheil?"

„Lasse das!"

„Du weißt doch, daß Hoffart und Weltlichkeit die Schling denen der Teufel den Menschen nachstellt."

„Mein Kind, ich bin so viel älter als Du und habe mehr Teu als Du Dir träumen kannst. Die Menschen sind die Teufel; an d Pelzonkel mit Hörnern und Klauen glaube ich nicht."

„Glaubst Du an Engel?"

„In Menschengestalt? Ja. Ich brauche nur Dich anzusehen ich einen."

„Du lästerst. Glaubst Du?"

„Nein!"

„Wie traurig. Du warst zu lange unter den Wilden."

„Oh, ich habe Wilde getroffen, die sich rühmten, ebenso trinke wie die Weißen, die ihnen die Kultur brachten."

„Das war sündhaft."

„Von den Wilden oder von den Weißen? Thu' mir den Gefalle von Bekehrungsversuchen. Ich habe an so frommen Orten ge Sonntags nichts Anderes gab als kaltes Fleisch und die höllischen P mit denen ich meinen Magen gerade ruiniert hab'. Ich kenne die nach dem Buchstaben zur Genüge und bin viel zu klug, als daß ic Beschränktheit für göttliches Gesetz hielte."

„Glaubst Du denn . . ."

„Vorläufig nur an Karlsbad. Aerzte können auch irren. W Brunnen geholfen hat, will ich gern an seine Heilkraft glauben. sobald als möglich dahin, und wenn wir gesund und munter zurück die Wohnung eingerichtet und das Versäumte nachgeholt. Du sow wir haben noch viel Gutes vor uns. Und ich bin noch lange kein S irdischen Vergnügens."

Es war aber mit der Gesundheit des Bruders nicht auf das P Er begann zu kranken und die Schwester wurde besorgt. Sie schlu ihr bekannten Arzt vor.

Da sagte der Bruder: „Wie ist es mit meinem ehemaligen J Dr. Wimm? Er nahm dem alten Herrn gegenüber meine Partei un daß er als Arzt und Freund mich doppelt in Obacht nimmt, obgl in ihrer Pflicht oft saumseliger sind als Fremde, weil sie sich auf die P des Freundes stützen. Ich habe da so meine Erfahrungen."

„Dr. Wimm ist nicht nur praktischer Arzt . . ."

„Das finde ich vernünftig. Ein praktischer Arzt ist in meine Doktor, der eine reiche Frau nimmt. Und er war immer praktisch."

„So viel ich weiß, ist er noch ledig. Aber er ist auch G

„Das beweist, so viel mir erinnerlich, daß er sich nichts hat zu schulden kommen lassen. Also her mit ihm; ich kann auch Sanitätsräte bezahlen. Die Hauptsache ist, gesund werden."

Der Herr Sanitätsrat kam. Die Freude des Wiedersehens war gegenseitig. Nach genauer Prüfung steckte der Arzt seinen Patienten ins Bett, verschrieb eine Mixtur und gab Verordnungen, die Henriette auf das gewissenhafteste zu erfüllen, gerade die rechte war. „Verhehlen wir uns nicht, daß Ihr Herr Bruder nicht unbedenklich erkrankt ist," sagte er. „Verlangt er nach Nahrung, so geben Sie ihm legierte Suppe mit kleinen Spargelköpfen und nur leichte Speisen. Der Wechsel der Verhältnisse, vielleicht auch etwas Unmäßigkeit bei angegriffenen Verdauungsorganen scheinen mir die schädigende Ursache."

„Es schmeckte ihm so gut. Ich mußte ihm die Gerichte kochen, wie die Mutter sie bereitete, namentlich Eisbein mit Erbsen und Sauerkraut. Und Patzenhofer dazu."

„Für meinen Karlsbader Kandidaten wohl etwas zu schwer.

„Hat unser Patient wieder ähnliche Gelüste, verweigern Sie ihm das Verlangte. Die Diät ist bei jeder Behandlung wichtig, hier aber muß sie ganz besonders berücksichtigt werden. Im übrigen hoffe ich auf baldige Wendung zum Besseren."

Ob nun der Kranke eigensinnig war oder die Krankheit, das muß dahingestellt bleiben; die Anzeichen der Genesung meldeten sich nicht. Im Gegenteil, die Verschlimmerung wurde merklicher und merklicher, und der Schlaf, der wohlthuende und Heilung fördernde, blieb aus.

„Auf dem Grabstein ist noch Platz für meinen Namen," sagte der Kranke, „der Steinmetz kann ihn gleich mit einhauen."

Solche Rede bekümmerte die Schwester sehr. Noch mehr aber betrübte sie, daß er heftig wurde, als sie die Gelegenheit wahrnahm, ihn bei den Grabgedanken auf sein Seelenheil aufmerksam zu machen.

Sie klagte dem Sanitätsrat ihr Leid. Dieser war der Vertraute ihrer Not geworden. Die lange Zeit der Trennung war rein ausgelöscht. Dr. Wimm war wieder der Jugendfreund. Er beruhigte sie und sagte: „Die Aufwallung hängt mit seiner Leber zusammen. Schonen Sie ihn, geben Sie nach; Widerspruch ist gefährlich. Er bedarf sowohl der körperlichen wie der geistigen Ruhe. Und dann . . . legierte Suppe."

Der Kranke aber ward wild über die legierte Suppe, so wild, daß er noch eine Schattierung gelber wurde, als er bereits war. Und in seinem Zorn begehrte er einen anderen Arzt. „Holt mir den größten Medizinmann, der aufzutreiben ist," — rief er, „ich kann ihn bezahlen."

„Was meinst Du zum Professor Traber," sagte die Schwester in ihrer Angst, „er ist sehr berühmt und nimmt dreißig Mark für die Visite."

„Ob Traber oder Rennpferd ist mir einerlei," antwortete der Bru giftig, „habt Ihr nicht noch einen teureren? Auf den Preis kommt es n an. Ich will das Beste haben."

Die Schwester gestand dem Hausdoktor unter peinlichem Zagen, Zu-Arzt gewünscht werde, aber da der Sanitätsrat ein weiser Ma billigte er die Hinzuziehung einer berühmten Spezialität, erlaubte sich j bemerken, daß das Rizinusöl, das er bei einem Dreimark-Besuch verord eine Spur anders wirkte als das bei einem Dreißigmark-Besuch versc

„Ich vermochte nicht, ihm zu widersprechen," klagte Henriette „n hatten mich ja auch vor jedem Widerspruch gewarnt."

Professor Traber kam. Er fand die bisherige Behandlung durchau sagte jedoch, daß unter den obwaltenden Verhältnissen ein Erfolg sc erlangen sei. „Das Haus liegt gegen Norden," erklärte er, „ich hal Wohnungswechsel für unbedingt geboten."

„Der Mann gefällt mir," sagte der Kranke, „verschreibt gleich ein Wohnung. Der würde in Amerika fabelhaftes Glück machen. Aber nicht um, ich habe in meinem Zimmer hier gerade Sonne genug."

Ob es nun das Ansehen des großen Mannes machte, oder ob des S rats Tränke allmählich anschlugen, das zu entscheiden ist schwierig. A aber war, daß die bedrohlichen Erscheinungen abnahmen und auch der wieder Mut faßte wie seine Umgebung.

Die Schwester lobte die Aerzte und ihre Mühewaltung.

„Du hast noch keinen Medizinmann der Indianer gesehen," sagte der „So ein Kerl macht sich zu einem Maskenteufel, daß der Kranke entweder vo stirbt oder aus Angst gesund wird. Und dabei schreit und tanzt und tromm

„Das thun unsere Aerzte aber nicht."

„Sie trommeln doch zuweilen."

„Das habe ich nie bemerkt."

„Es giebt verschiedene Arten zu trommeln; mit der Wissenschaft gehörig rasseln." — „Du lästerst."

„Fällt mir nicht ein. Für mich ist Medizinmann Medizinmann, oder weiß . . . einerlei."

„Warum willst Du mich kränken?"

„Komm, Kind, sei gut. Ich Dich kränken? Nicht wahr, wir begra Kriegsbeil und Du mußt mir ein Labsal bereiten. Weißt Du, die Mutt so ein delikates Apfelmus . . ."

„Von grauen Reinetten . . ."

„Ganz recht. Daran habe ich immer denken müssen während de schlaflosen Nacht und das möchte ich essen. Kannst Du es ebenso bereit

„Gewiß. Aber . . ."

„Was für ein Aber ist dabei? Und wenn jede Reinette einen Dollar kostet, ich will es haben." — „Erst muß ich die Aerzte fragen."

„Besorge mir das Mus. Die Aerzte werden nichts dagegen einwenden. Solches Mus kann ein Säugling vertragen. Es ist so sanft und erfrischend. Ich wollte, ich hätte es gleich, so gelüstet mich danach."

Froh, dem geliebten Bruder einen Wunsch erfüllen zu können, eilte die Schwester in die Küche und kochte eigenhändig das Mus, und als es fertig war, kam gerade der Professor. So konnte der ohne Zeitverlust gefragt werden.

Wenn auch der Professor stets ein Gesicht machte, als könnte er nur erster Klasse fahren, so nahm er jetzt den Ausdruck an, als hätte ein Göttlicher sich zu den Sterblichen niedergelassen, wie er sich über die Zulassung des Apfelmuses zu entscheiden hatte.

„Unter keinen Umständen," sagte er. „Ich übernehme die Verantwortung für das Apfelmus nicht. Hat der Patient jedoch unwiderstehliches Verlangen nach Apfelartigem, so dürfen Sie ihm einen Bratapfel geben."

Henriette blickte den Professor fragend an. Sie hatte ihn sichtlich nicht begriffen.

„Ich bin Ihnen die Erklärung meines Verbotes schuldig," fuhr er fort. „Das Apfelmus als solches stellt nämlich eine breite Fläche dar, auf die sich unzählige Keime niederlassen, die in eben diesem Apfelmus einen Nährboden zu üppigster Entwickelung finden, und diese Keime vermögen derartig zu intervenieren, daß Komplikationen eintreten, für deren Ausgang zu bürgen, außer unserer Macht stände. Der Bratapfel als solcher stellt dagegen eine von einer Cutis eingeschlossene Masse dar, in welcher etwa vorhandene Keime durch die erhöhte Temperatur des Bratens abgetötet, also unschädlich gemacht werden, vorausgesetzt, daß der Apfel nicht platzt. Bratäpfel, die einen Riß zeigen, sind ebenso verwerflich wie das Apfelmus, das ich unter obwaltenden Umständen geradezu für Gift anzusprechen mich durchaus berechtigt halte."

„Ich fürchte, mein Bruder wird sich damit nicht zufrieden geben."

„Er wird doch nicht an den Ergebnissen der Wissenschaft zweifeln?"

„Ach, Herr Professor, er ist ein Freidenker geworden da drüben in dem Amerika. Er will Apfelmus haben."

„Leider sind bakteriologische Kenntnisse noch zu wenig verbreitet, als daß der Laie wüßte, von welchen Gefahren er täglich, stündlich, nicht nur an Seuchenplätzen, sondern selbst im gewöhnlichen Hausstande umgeben ist. Ich habe eine kleine Schrift bei mir, die ich Ihnen zum Studium gebe, damit Sie ersehen, zu welchen wunderbaren Resultaten die Wissenschaft gelangte. Sie werden erfahren, daß in dem Waschwasser einer gewöhnlichen Wäsche in einem Kubikzentimeter, also noch nicht einmal einen Fingerhut voll, fünfzehn Millionen Keime gefunden wurden; das Gramm Wäsche enthielt im Mittel dreiundsechzig Millionen Keime."

„Das ist ja gräßlich," rief Henriette.

„Und doch nicht übertrieben, denn Manfredi wies in einem Gra Straßenschmutzes von Neapel Sechstausendsechshundertachtundsechzi Keime nach."

„Leben denn überhaupt noch Menschen in Neapel."

Der Professor überhörte den Einwurf und belehrte weiter: Quadratzentimeter Bodenfläche eines Schlafzimmers wies die Wissen schnittlich fünfzigtausend Keime nach."

„Die Wissenschaft?" fragte Fräulein Henriette zustimmend. „ schaft ist doch solch messingenes Rohr, durch das man sieht?"

„Sie meinen das Mikroskop; allerdings ein durchaus unentbehrliche Forschung. Aber auch das Wasser der Morgenwaschung wurde untersu Sie sich: ein Kubikzentimeter enthielt zwei Millionen viermalhunderttau Genaue Messungen haben ergeben, daß Gesicht, Hals, Nacken, obere und Hände annähernd eine Fläche von einem halben Quadratmete Somit wären von jedem Quadratzentimeter Hautfläche eine Milli hunderttausend Keime heruntergewaschen worden. Der schlimmste fänger aber ist der Vollbart. Sie können die geradezu grauenerrege in dem Schriftchen selber nachlesen. Ich halte daher das Tragen bartes von einem Arzte zum mindesten für — unwissenschaftlich."

Der Sanitätsrat Dr. Wimm trug einen Vollbart. Henriette e die Unwissenschaftlichkeit des befreundeten Arztes. Sie war so b diesen unwiderlegbaren Vorwurf, daß sie schwieg.

„Ich hoffe, Ihnen wird jetzt die Gefährlichkeit des Apfelmuses klar sein!" schloß der Professor den Vortrag und gab ihr die Schrift, gesagt hatte. Dann ging er zu dem Patienten. Nach einer Weile erschi

„Hat er sich in das Apfelmusverbot gefunden?" fragte Henriett

„Er sprach nicht davon," entgegnete der Arzt, „und da jede ur regung zu vermeiden ist, berührte ich den Punkt nicht weiter. Im Sie, mein Fräulein, zumal, wenn sie die Schrift eingehend studieren, richtet, Ihrem Herrn Bruder die Gründe darzulegen, weshalb ihm n apfel gestattet ist." — Und damit empfahl sich der gelehrte Mann.

Der Bruder aber verlangte sein Mus. „Wo ist es?" frag bleibt es? In Amerika hätte ich nicht so lange zu warten gehabt."

„Lieber Bruder," begann die Schwester milde und noch sanft „glaubst Du an keinen . . ."

„Verschone mich mit religiösen Fragen," begehrte er auf. „I Mus haben." — „Du meinst wohl Bratäpfel?"

„Dummes Zeug. Wie kommst Du darauf? Die Tante Min Kindern immer Bratäpfel, die sie in ihrem Bett aufbewahrte. Bet

äpfel hielten sich gegenseitig warm. Seitdem ich das entdeckte, sind mir Bratäpfel ein Greuel. Wo bleibt mein Mus?"

„Es kocht noch," stotterte sie, „und dann muß es erst abkühlen."

„Setz' es auf Eis. In Amerika wird alles mit Eis gekühlt. Wundervoll dies Amerika."

„Du sagtest aber doch, daß das viele Eiswasser Deine Verdauung gestört hätte."

„Thu mir den Gefallen und verwechsele nicht Eiswasser mit Apfelmus. Ihr Frauenzimmer habt eben keine Logik."

Zum Glück kam der Sanitätsrat. — Der erlaubte dem Patienten Apfelmus.

„Um Gotteswillen, wie konnten Sie meinem Bruder das Mus gestatten," jammerte Fräulein Henriette, als sie mit dem Arzte allein war. „Das ist ja Gift." Und nun erzählte sie, was sie wußte.

„Wer hat Ihnen denn den Blaak aufgebunden?" fragte der Sanitätsrat.

Da gab sie ihm die Schrift. Er blätterte prüfend darin. „Die Untersuchungen sind mit großem Fleiß angestellt," sagte er, „und mit den Keimzahlen wird es seine Richtigkeit haben, aber ob die Keime giftige Krankheitskeime sind, darüber steht nichts in der Arbeit. Wären alle die Keime todbringende, würde da überhaupt noch ein Mensch existieren?" — „Aber die Wissenschaft . . ."

„Es ist ihr Recht, sich mit vielen Dingen zu beschäftigen. Aber trotz aller Keimzählungen würde ich meinen Bart doch nicht abrasieren lassen. Oder wünschten Sie es vielleicht auf Grund der bakteriologischen Forschungen?"

„O nein, nein . . . wenn er Ihnen nicht schadet."

„Sie fürchten noch am Ende, er könnte mich vergiften?"

„Das wäre schrecklich!"

„Sie nehmen wirklich Anteil an meinem Wohlergehen?"

Henriette antwortete nicht, ward aber sehr verlegen.

Der Sanitätsrat lächelte vergnügt. „Geben Sie unserm Patienten sein Apfelmus," sagte er. „Am Nachmittag spreche ich wieder vor."

Nun hatte der Amerikabruder sein Mus mit großem Behagen gespeist. „Die Mutter kochte es nicht besser," lobte er die Schwester, die mit wachsender Besorgnis zusah, wie das Mus aus dem Napfe schwand. „Wenn es doch Gift wäre?" Mußte sie nicht glauben, was ein so berühmter Mann gesagt hatte? Und die wissenschaftliche Schrift? Wie, wenn der Sanitätsrat die Keime nur so leicht nahm, um seinen Vollbart zu retten? Mit innerer Angst beobachtete sie den Patienten und wartete auf den Ausbruch beunruhigender Symptome, bis der Bruder sie wegschickte, weil er zu schlafen gedachte. Als sie zögerte, sich zu entfernen, ward er heftig. Sie ging und las das Bakterienheft, und je mehr sie sich darin vertiefte, um so gewisser ward ihr die Einsicht, daß sie ihrem Bruder Gift gereicht hätte. Allerdings unter der Anleitung des Sanitätsrats.

Dieser Schlaf war ein unnatürlicher. Vergebens hatte der Bruder Schlaf

ersehnt. Nun war er gekommen nach dem Apfelmus mit den unzähligen Keimen. Das war Todesschlaf. — „Mörderin!“ raunte ihr Gewissen. Und gelogen hatte sie auch.

Wenn nur der Sanitätsrat käme. Vielleicht daß rechtzeitig angewandte Gegenmittel das Unvermeidliche abwendeten? Ob sie zu dem Professor schickte? Was würde der große Mann sagen, dessen Verbot sie übertreten? Er könnte nur wiederholen, was sie sich selbst sagte: „Mörderin. Kains Schwester.“ — Da endlich.

„Sie kommen vielleicht schon zu spät,“ rief sie dem Sanitätsrat entgegen.

„Zu spät?“ fragte der Rat erschrocken, „wie wäre das möglich?“

„Das Mus! O, hätten wir es ihm nicht gegeben. Mein armer Bruder. Er regt sich nicht mehr.“ — Der Sanitätsrat ging in das Krankenzimmer. Henriette folgte ihm. „Wie geht es?“ flüsterte sie angsterfüllt. — „Er schnarcht,“ sagte der Sanitätsrat und tastete vorsichtig den Puls des Schlummernden. Der erwachte.

„Ich glaube, ich habe einen vernünftigen Nick gemacht,“ sagte der Kranke. „Wie das erquickt, sich einmal ordentlich wieder auszuschlafen. Ich sage Dir, Henriette, Dein Apfelmus ist gut. Mehr davon.“

„Nicht so viel auf einmal,“ warnte der Sanitätsrat. — „Aber ich habe Appetit.“ „Vorzügliches Zeichen. Wie wäre es mit etwas Hühnchen?“ „Mit Apfelmus? Ja.“

Henriette war wie erlöst, als der Sanitätsrat ihr versicherte, daß eine erfreuliche Wendung zum Besseren eingetreten sei, und doch brach sie in Thränen aus, als sei das größte Unglück geschehen. Sie war aus ihrem seelischen Gleichgewicht geraten. Sie hatte bis jetzt alles fest geglaubt, was ihr mit Ueberzeugung gesagt worden war, und nun hatte der Zweifel sich ihrer bemächtigt. Was sollte sie glauben, wem sollte sie glauben? Einer aber hatte recht gehabt, und das war der Sanitätsrat; der stand wie ein Fels in tobender Brandung.

Er sprach ihr Trost zu und sie gab ihm nach und nach Gehör. Und dann plauderten sie von alten Zeiten und von der Zukunft und wie es ratsam wäre, daß der Bruder stets einen Arzt zur Seite hätte, und wie herrlich sich ein Heim einrichten ließe, in dem sie alle drei bei einander wären, der Patient, der Arzt und die Pflegerin. Diese als die Gattin des Arztes. — Und so kam es, daß sie dem Sanitätsrate trotz seines Bazillenbartes den Verlobungskuß gab.

Der Professor hat nie erfahren, daß sein Apfelmusverbot nicht innegehalten worden war, ja, Henriette ließ ihn bei der Meinung, daß dieses den Bruder vor jähem Ende bewahrt hätte. Solche offenbare Verschleierung der Thatsachen ließ sie sich auf Betreiben des Sanitätsrats zu schulden kommen, dessen Anschauung, ‚man muß nie zu viel glauben‘, auch bei ihr allgemach zur Geltung gelangte. Ferner ist sie der Ansicht, daß selbst Freidenker, wie ihr Bruder, doch wohl nicht ganz verworfen sein können, da doch an ihm ein sichtliches Wunder geschehen. Sie fängt an, sowohl über den Teufel wie über Keime ihre eigenen Gedanken zu haben.

Den Deutſchen in Nordamerika.

Durch allen Kampflärm und Hader der Zeit,
Durch der Parteien und Völker Streit
Tönt eine köſtliche Freudenkunde,
Webt eine feſtliche Weihestunde,
Die hoch über den ſtürmenden Wogen
Strahlt wie ein leuchtender Friedensbogen.

Ueber die See grüßt ſich deutſches Blut,
Ueber die weitweite Meeresflut.
Vom Stromesrieſen am Urwaldsrand,
Von Salzſee und Steppe, vom Weideland,
Aus der Rieſenſtädte Gewühl und Gebraus,
Aus Arbeitshalle und Farmerhaus,
Wo deutſcher Fleiß nur wirkt und ſchafft
Mit dem Beil, mit dem Pflug, mit des Geiſtes Kraft:
Wo deutſch nur ein Herz ſchlägt, heut feiert die Hand,
Denn ein Grüßen ſchwingt ſich vom Vaterland!

Schon ſchwillt es herüber wie Glockenſturm,
Von des Rheinſtroms Borden, vom Münſterturm,
Vom Neckar, vom Main, von des Schwarzwalds Höh'n,
Von Heimatsglocken ein ſchwingend Getön,
Aus Franken und Schwaben, aus Sachſen und Mark,
So ſehnſuchtberückend, ſo wonnig und ſtark,
Wie Eichwaldrauſchen, Jahrtauſende weit,
Ertönts, wie Gedanken der Welt-Ewigkeit,
Daß ſchauernd das Herz in der Bruſt ſich beſinnt:
Die uralte Mutter grüßt wieder ihr Kind.

Aus dem Lande der Väter, der Jugend, erſchallts,
Aus dem Lande der Wartburg, des Sachſenwalds,
Aus dem einigen Reich, aus dem Deutſchland der That,
Dem Hüter des Friedens im Völkerrat,
Ueber Meer, über Land, über Bergwald und Fluſz —
Und der Kaiſer ſendet den Friedensgruſz.

Der Kaiſer! Der Kaiſer auf Deutſchlands Thron,
Er ſendet den Bruder, den Kaiſerſohn;
Des Siegers von Wörth, des Tilgers der Schmach,
Der dem Reich, der der Einheit die Gaſſe einſt brach;
Doch glänzt uns ſein Auge ſo kühn und ſo mild:
Doch grüſzt euch im Sohne ſein Heldenbild!

Und grüſzt Euch des Kaiſers Majeſtät,
Alldeutſchland an ſeiner Seite ſteht,
Alldeutſchland grüſzt ſeine Söhne aufs Neu,
Unterm Sternenbanner der Heimat getreu.
Euch alle, die Ihr uns deutſche Art,
Den Schatz unſ'rer Sprache in Treuen uns wahrt,
Die der Lüge Ihr wehrt, und ein Schild für das Recht
Von Lande zu Land, von Geſchlecht zu Geſchlecht.
Der Heimat, der neuen, zu Ruhm und zu Wehr;
Für Deutſchlands Ehre: die Wacht am Meer.

Geſegnet das Land, das Euch Scholle und Brot,
Das Heimat und Arbeit und Freiheit Euch bot,
Deſſ' Wildnis dereinſt Euer Blutſchweiſz getränkt,
Deſſ' Schlachtfeld dereinſt Euer Herzblut beſprengt —
Das Weltreich, das Macht Euch und Gröſze nun ſchenkt!

Und ein Brauſen ſchwillt an, und ein Klingen wird wach,
Und Millionen von Herzen entringt ſichs gemach!
Und zurück über's Meer wogt das Friedensgeläut:
Allewig ein Volk und ein Herz ſo wie heut!

Berlin, den 22. Februar 1902. Julius Lohmeyer.

Nationale Erziehung.

Von

Wilhelm Münch.

Darüber kann man sich keiner Täuschung hingeben: einen so schönen Klang, wie für uns vor einigen Jahrzehnten, hat das Wort „national“ für das heutige Geschlecht schon nicht mehr. Schuld daran ist einmal die rollende Zeit, die immer wieder abwärts gleiten läßt, was auf der Höhe der Kraft und Wirkung war; dann aber doch auch menschliches Ungeschick, das in dem Wunsche der möglichsten Pflege des Nationalgefühls sich in den Mitteln vielfach vergriffen hat. So ist eine gewisse Ermüdung weithin eingetreten, in verhältnismäßig kurzer Zeit, oder doch eine sehr merkbare Wandlung in der Beschaffenheit dieses Gefühls. Starke Gefühle gleichmäßig zu bewahren, wird einer Gemeinschaft von vielen vielleicht noch schwerer als dem einzelnen: es wirkt da zu viel natürliches Schwergewicht leise verschiebend. Im Blute liegt ja uns Deutschen ein leidenschaftliches Nationalgefühl nicht; es sinkt leicht tief in den Boden des Gemüts ein, es muß durch Erfahrungen belebt, durch Einsicht gehalten, durch Verhältnisse aufgerüttelt werden; und so gewinnt es auch unter wechselnden Verhältnissen ein verschiedenes Gepräge; in einer Periode der Uebergänge unterliegt es eigentümlicher Schwankung. Zwar ist uns die ideal-heroische Form des Nationalgefühls nicht verloren gegangen: daß man das Vaterland als eins der höchsten Güter im Herzen trägt und sich wohl bewußt ist, wie viel man ihm zu opfern schuldig sei, das Bewußtsein hat unter uns ja nicht aufgehört. Aber mehr in den Vordergrund tritt eine andere Ausprägung, mit der Richtung auf nüchtern aktive Sicherung des nationalen Wohlergehens, des wirtschaftlichen Bestandes, des Raumes zur Entfaltung, des Erfolges im Wettbewerb der Nationen. Schelten wird man diese Erscheinung nicht dürfen, denn die Zeit erfordert sie wirklich. Doch wie nahe die Gefahr liegt, daß hier das Edle überhaupt aufgehe im Unedlen, sollte niemandem entgehen. Die Gefahr der Vergröberung steht eben neben derjenigen der Ermattung, wie die der Verirrung nahe bei derjenigen der Ueberreizung.

Es bedurfte nicht erst solcher Unsicherheit, um den Begriff nationaler Erziehung zu einem schwankenden zu machen; aber umsoweniger ist man zur Zeit darüber eines Sinnes. Daß sich zwischen Nationalität und Erziehung ein enges

Verhältnis von selbst einstellen müsse, das anzunehmen liegt nahe, u
nahme trügt auch nicht schlechthin. Indessen, wie ungleich ist die Be
Wirklichkeit von jeher gewesen! Wie stark haben äußere und inne
gewirkt, lockernd, zerteilend, umwandelnd und auch verkehrend! Bil
haben sich übertragen von Nation auf Nationen, Ueberlieferung wirkt
Raum und Zeit; daß man sich recht auf sich selbst besinnt, ist schon
häufig; daß man auf sich selber stehen will, noch seltener. Auch ist's
Wollen schlechthin nicht gethan: natürliche Bedingungen müssen entge
natürliches Werden ist am stärksten. Die Griechen besaßen nationale
in einem vollen Sinne, Sparta noch mehr als Athen. Es war Erz
die Nation durch die Nation, für die nationalen Lebensziele durch den
Geist, in Formen, die diesem Geist und diesen Zielen entsprachen. Der
Plato für diese Erziehung ein noch viel strengeres Ideal auf und verl
Verwirklichung. Das spätere Hellenentum gab seine Normen mindest
intellektuelle Erziehung allen den Völkern, die in die Reihen der Kul
hineinstrebten, doch ohne daß nationale Unterschiede schlechthin sich verwi
Das so entstandene spätere römische Erziehungsideal — wenn es ein Id
zu werden verdient — ward dann weithin maßgebend für die Umwel
zwischen folgte dem Hellenismus das Christentum mit seinem mächtig
fast unbedingten Einfluß auf die Erziehung in allen ihm geöffneten Lä
mählich in der klerikal-scholastischen Form des Mittelalters, um spät
zu werden von dem ganz ähnlich allerwärts normgebenden Humanismu
in seiner lebendig flüssigen Gestalt und dann in der erstarrenden.

Was unter der straffgewordenen, gemeinsamen Decke der Erzi
nationaler Eigenart verblieb, war nicht geradezu verschwindend, aber
weniger noch entscheidend. Sicherlich ist der Geist der Familienerziehu
gleich gewesen, in deutschem Land zum Beispiel und in wälschem, abg
von der höfisch gerichteten, obersten Schicht; sicherlich ist eine englis
unter anderen Hausregeln gehalten worden als eine französische oder
aber man darf doch nicht altbekannte Unterschiede von heute beliebig
datieren. Den tiefsten Unterschied auch für den Geist der Erziehung
sich allmählich fest und endgültig von einander lösenden Konfessionen her
natürlich auch ihrerseits nicht ohne Wechselwirkung mit dem nation
Dazu kamen aber, und wiederum nicht ohne dieselbe Wechselwirkung, di
Kulturrichtung des einen und des anderen Volkes, u. a. die künst
Italiener, die soziale der Franzosen, die politische der Engländer, und
auch nicht gleichzeitig, sondern mehr einander folgend und beinahe ablöse
nationalen Litteraturen! Vielleicht besitzt nichts so viel Bedeutung fi
wahrung oder Herausbildung nationaler Eigenart in der Erziehung un
selbe, als die klassische — das heißt hier die beste und typische —

eines Volkes, die ja aber bei unsern Kulturvölkern nur durch ein Zusammenwirken der von auswärts aufgenommenen Bildungselemente mit dem eigenen Volksgeist entstanden ist und darum nicht schlechthin national im Sinne des Ausschlusses und Abschlusses sein kann. Ueberschätzen freilich kann man doch auch diesen Einfluß; auch seine Kraft scheint periodenweise zu versagen, wie sie periodenweise sich besonders voll bewährt.

Aeußere und innere Verhältnisse haben bewirkt, daß sich im neunzehnten Jahrhundert die Nationen mehr als vordem auf sich selbst besannen. Wenn sie damit innerlich mehr als vordem auch auseinander traten, so wirkten doch wiederum innere Antriebe zusammen mit äußeren Wandlungen, um sie gleichwohl stets neu einander zu nähern. Ueber das wünschenswerte Maß von Abschluß und Angleichung, über erlaubte oder verwerfliche Nachahmung, flüssige oder unwandelbare Erziehungsideale können die Ansichten schwerlich zusammenfallen: hier wird immer das Gefühl entscheiden, und die sich mannigfach wandelnden Verhältnisse werden sprechen. Ueber besondere Ausartungen als solche verständigt man sich ziemlich leicht; aber damit ist die rechte Linie, die gesunde Norm noch keineswegs gegeben.

War es gesunde Norm, was im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts Fichte aufstellte, als er in seinen Reden an die deutsche Nation eine Nationalerziehung forderte, die die männliche Jugend ganz früh den Familien entzöge, um sie in gemeinsamem Leben ausdrücklich für ihre nationale Bestimmung vorzubilden? So rücksichtslos Erhabenes hatte seit Plato niemand zu fordern gewagt, wenn auch das Verlangen, durch eine nationale Erziehung eine solche zu ersetzen, die diesen Charakter allzu sehr entbehre, bald in deutscher, bald in französischer Zunge wiederholt vorgetragen worden war (z. B. von Rousseaus nicht unverächtlichem Zeitgenossen de la Chalotais). Für Fichte galt es nicht bloß Erziehung in nationalen Anstalten, nach staatlich bestimmten Normen, auch nicht bloß Tüchtigmachung für die äußeren nationalen Zwecke und Bedürfnisse, für die Selbstbehauptung mit Schutz und Trutz, für ein gedeihliches Funktionieren des gemeinsamen Lebens vermittelst gesunder und strenger Organisation; sondern es galt Aufgehen des einzelnen in den höheren Interessen der Gemeinschaft, Erfüllung mit dem Geist der Hingebung und Aufopferung gegenüber dem Ganzen, Erhebung des Ich über alles natürlich Schwächende und Einengende zu einem selbstlos idealen Wollen. Und so hat man unserm Philosophen auch niemals das Ungeheuerliche seiner Forderung übel genommen: man fühlte mit Recht nur den Aufflug des idealistischen Geistes. Indes ist Verwirklichung doch auch nicht gänzlich ausgeblieben. Wenigstens brachte uns das neunzehnte Jahrhundert nationale Schulen mit fester Organisation nach einheitlichen und staatlichen Gesichtspunkten, mit einem Bildungsinhalt, in dem das nationale Element allmählich breiten Raum gewann, und auch eine gewisse Verbindung der Schulerziehung mit dem nationalen Heeresdienst, der seinerseits an der Volkserziehung mitzuarbeiten

immer deutlicher bestimmt wurde. Im höheren Schulwesen brachte die Herrschaft des Neuhumanismus, wenn auch nicht gleich von Anfang an, allmählich doch ausdrücklich die Verbindung zwischen antiker und christlich-deutscher Gedankenwelt, eine ebenmäßige Würdigung dieser beiden, ehedem gegen einander so gleichgültigen Welten, eine Aufrichtung der einheimischen edlen Dichtung zur Seite der hellenischen; und allmählich errang auch die vaterländische Geschichte sich den ansehnlichsten Raum im Lehrplan, wo sie lange vor der Breite der antiken oder der Fülle der fremdländischen nicht zu ihrem Recht gelangt war. Alles dies nicht ohne Zusammenhang mit den Erlebnissen, mit der Entwickelung der Geschichte: mit dem sehnsuchtsvollen Zurückblicken nach vergangener Herrlichkeit zuerst, dann mit dem sich vertiefenden Bewußtsein des wahren nationalen Bedürfnisses, und schließlich mit der im großen Kampf erwiesenen Ueberlegenheit, mit der erworbenen neuen Machtstellung im Kreise der Nationen.

Dennoch, wie vieles steht dem Glauben entgegen, daß die rechte Organisation der nationalen Erziehung für uns gefunden sei! Ja, wird sie jemals gefunden werden können, zu allgemeiner Befriedigung und als dauernde Norm? Diese Frage liegt nahe genug im Hinblick auf die innerhalb des nationalen Gesamtlebens verbleibenden tiefen Unterschiede der Weltanschauungen und Ueberzeugungen, neben den immer fortwirkenden Gegensätzen der Stammesart und neben so manchem andern, was unsere von aller Einfachheit so weit entfernte Kultur hier Erschwerendes mit sich bringt, im Hinblick auch auf den steten leisen Wandel der inneren wie der äußeren Verhältnisse. Und die Frage so aufwerfen und begründen, heißt schon sie beantworten. Aber daß immer wieder Vorschläge dargeboten und Formulierungen versucht werden, ist ebensowohl begreiflich. Sie gehen zum Teil ins Aeußerliche, oder ins Willkürliche, Eigensinnige, Einseitige und mitunter auch ins Krankhafte; man kann ihrer manche auf sich beruhen lassen. Halten wir uns auf schlichten Linien.

Zu den vollen Gedanken Fichtes strebt wohl niemand unter uns wieder zurück. Eine praktische Verwirklichung hätte immer weit unter dem bleiben müssen, was Fichte erhoffte. Durch erzieherische Einrichtung nicht bloß die innerste Gesinnung einer Nation überhaupt wandeln, sondern ihr eine allgemeine und zuverlässige Richtung auf das Ideale geben, den Egoismus austilgen wollen, das heißt für alle Zeiten Unmögliches sinnen. Wir bescheiden uns jetzt im allgemeinen mit viel Einfacherem. Zum Teil bescheiden wir uns offenbar allzu sehr. Es giebt gute Vaterlandsfreunde, die doch meinen, daß unsere nationalen Erziehungseinrichtungen nun einmal als solche bewährt seien, daß sie, so wie sie sind, sich aus den vorhandenen Bedingungen entwickelt hätten und die normale Ausprägung nationaler Erziehung darstellten, daß namentlich auch unsere großen Erfolge und Fortschritte Zeugnis ablegten für die Güte der erzieherischen Unterlagen. Man hört diese Anschauung zumeist von besonderen Freunden der humanistischen

Studien, etwa des Gymnasiums in derjenigen Gestalt, wie sie um die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts vorhanden war. Jene schon erwähnte Verbindung der deutschen mit der altklassischen Geisteswelt, die stete Nährung des deutschen Geistes ausdrücklich durch den antiken, ist den Vertretern dieses Standpunkts die ideale und unablösbare Verwirklichung des echt Nationalen. Und sicher ist es ganz verkehrt, mit dem oberflächlichen Spott modernen Selbstbewußtseins darüber abzuurteilen; aber halten läßt sich gleichwohl der Standpunkt nicht: wie viel wir ihm für die Vergangenheit verdanken, so ist seine Kraft eben nicht auf der alten Höhe geblieben, nach Gesetzen alles menschlichen Lebens oder doch Gemeinschaftslebens und unter dem Einfluß nicht zu mißachtender äußerer Verhältnisse. Nicht bloß die äußeren Formen und Einrichtungen des Lebens erfordern, soweit sie sich nicht von selbst fortbilden und umbilden, immer wieder in gewissen Zeitabständen Prüfung und Anpassung, sondern auch die inneren Wege können nicht dauernd ganz die gleichen bleiben; die Söhne fühlen nicht genau wie ihre Väter oder Großväter, ihr Inneres empfängt nicht die gleichen Reize und erwidert darauf nicht in gleicher Art. Auch bleibt zweifelhaft, wie eng der Zusammenhang zwischen den äußeren nationalen Erfolgen und den Grundsätzen oder Gepflogenheiten der Jugendbildung der höheren Stände angenommen werden muß, und sicherlich kann man diesen Zusammenhang sehr überschätzen.

So wenig nun, wie das einfache Beharren bei dem „Bewährten" (was oft doch nicht viel mehr ist als das Gewohnte), so wenig kann es befriedigen, wenn andere erklären, die nationale Erziehung vollziehe sich als solche immer von selbst und mit Notwendigkeit, sofern wesentlich durch Sprache und Litteratur die Denkweise bestimmt sei, durch Boden und Abstammung die Sinnes- oder Gefühlsart, durch Sitten und Einrichtungen die Form des Lebens und Sichdarstellens auch für den einzelnen. Das alles reicht in der That weit, aber doch nicht weit genug; es bildet die unentbehrliche Grundlage, aber wie wenig hat diese sich gerade bei uns in der Vergangenheit als ausreichend erwiesen! Wir sind damit vor einer Ausländerei nicht bewahrt geblieben, die für ein Volk von oberflächlicher Begabung und bescheidener Entwickelung nicht beschämend gewesen wäre, aber für uns gerade um dessen willen, was wir sein konnten und sollten, um so mehr. Und hat man gegenwärtig etwa wirklich aufgehört, sich über Gebühr nachahmend und huldigend zu bezeigen? Man denke z. B. an die Rolle, welche das französische Sittendrama bei uns doch wieder spielt, um von der souveränen Herrschaft englischer Lebensformen zu schweigen. Der Unterschied von sonst und jetzt ist wesentlich der, daß wir, ehemals schlechthin uns unterordnend und uns mißachtend, jetzt eher zwischen den Extremen hin und her schwanken, den Extremen der Unterschätzung und der Ueberschätzung unseres Wertes, unserer Kraft. Mit dem bloßen Gehenlassen der natürlichen Bewegung ist es also doch wohl nicht gethan.

Diesem ganzen Standpunkt tritt man mit Bestimmtheit gegenüber, wenn

man zu bewußt nationalem Leben durch die Erziehung hinführen
wußter und gewollter Verwirklichung deutschen Wesens und Fühl
That kann eine planvolle Erziehung nicht darauf verzichten, dieses Z
mit aufzunehmen. Gerade die höher geführte Erziehung, diejenige, wel
wuchs von „Gebildeten" liefern soll, muß ein in vollerem Maße bewußt
nach dieser Seite pflegen und sichern: „unbewußt" und „ungebildet" ber
eine ganze Strecke weit. Doch freilich, ein sehr verschiedenes Gewi
diesem Ziel neben andern Zielen der Bildung geben, man kann
mannigfach abweichender Ausprägung denken, und kann mit ebens
verschiedenen Mitteln es zu erreichen suchen. So hat sich im Ge
jenen humanistischen Standpunkt bei manchen die Ueberzeugung geb
eine möglichst breite, andauernde und allseitig eindringende Besch
deutscher Sprache und Litteratur, unter Hintansetzung oder Aussc
und namentlich der alten Sprachen, das rechte Deutschtum der Jö
werde. So soll auch der möglichst vollständigen und präzisen Kennt
ländischen Geschichte diejenige anderer Nationen oder Zeitgenossen n
aufgeopfert werden. So glaubt man ferner, durch stets wiederholt
an alle vaterländisch wichtigen Ereignisse, Handlungen, Erfolge,
Daten das Interesse am sichersten lebendig zu erhalten, und nan
rühmende Erinnerung das nationale Selbstbewußtsein und durch
Empfehlung der Vorbilder die Nachahmung und Nachfolge. Und s
Wirkung von all diesen Mitteln ausgehen kann, so wenig ist sie do
und so viel Gefahr heftet sich auch daran, Gefahr der Ermüdu
stumpfung, Gefahr der Enge und Befangenheit, Gefahr der inne
des späteren Umschlags, wie das alles sich bereits oft genug wirkl
hat. Wie man von größerer Höhe aus einen weiteren Umblick hat,
weiterer Umblick uns auch auf größere Höhe, und es darf doch wo
Sinne nationale Eigentümlichkeit für uns bleiben, zu solcher Höhe
punkts nebst der Weite des Umblicks zu streben.

Mehr als einmal haben wir nun auch schon die Forderung
gehabt, es müsse das nationale oder patriotische Element für das J
Programm der Erziehung von nun an geradezu diejenige Stell
welche dem religiösen Lebensprinzip so lange angehört habe. D
nun einmal in unserer Generation nicht mehr wie ehedem lebenskrä
Nationalgefühl sei zum Ersatz berufen. Das Vaterland, das irdi
ja ein heiliges in der That heißt und heißen darf, könne und soll
für uns werden, die Gesinnung der Aufopferung und Hingebung an
höchste ethische Konzentration bedeuten. Man scheint zum Teil soga
daß man damit obsiegen könne über die trennende Wirkung der religiösen
Alle diese Erwartungen könnnen so wenig einsichtsvoll heißen, w

selbst wenig erfreulich sind. Verzweiflung an einer fortdauernden Macht wirklichen religiösen Empfindens soll uns nicht überkommen: man müßte damit an vielem verzweifeln, was zu dem Besten des Lebens gehört. Nichts Diesseitiges, Greifbares, Wandelbares kann in den Rang des Höchsten eintreten, kann zum Heiligen im unbedingten Sinne werden. Nur nähern kann es sich diesem, und eine ähnlich volle Herrschaft über die Seele erlangt es mit Recht namentlich in den großen Zeiten der Not und Gefahr. Aber darum steigt das Patriotische nicht wirklich auf in den Rang des Religiösen. Das eine und das andere auch nur allzu eng und allzu dauernd verbinden zu wollen, ist vom Uebel: es kommt dabei auf eine künstliche Uebersteigerung der nationalen Gefühle hinaus, oder auf ein Herabziehen des Religiösen. Schon das gleichzeitige Gebet der streitenden Nationen zu dem einen Lenker der Schlachten um Sieg über den Gegner wird dem nicht mehr ganz naiv Fühlenden fast peinlich. Aber jedes Vaterlandsgefühl, das nicht ohne Geringschätzung oder Abscheu oder Haß gegen das Fremde lebendig bleibt, ist in Wahrheit ein ziemlich unheiliges Ding. Es ist in dieser Mischung oder Legierung doch nur eine Art von Surrogat für die schöne freudige Liebe, ein Surrogat zum Gebrauch der kleinen Seelen, die wie „die kleinen Börsen" echte Werte nicht erschwingen können.

Eine andere, uns sehr wohlbekannte Verbindung ist das Vaterlandsgefühl da eingegangen, wo es, so zu sagen, zu viel Erdcharakter trägt, wo die heimische Erde in einem allzu konkreten und engen Sinne sich geltend macht. Durften wir Deutschen vor einiger Zeit glauben, davon, nachdem wir so lange darunter gelitten hatten, nun befreit zu sein, uns im ganzen und endgültig über den Partikularismus erhoben zu haben, so ist das leider eine große Täuschung gewesen, denn die Anzeichen des Gegenteils sind gegenwärtig überreichlich. Das zu sehen schmerzt doch nicht nur um der praktischen Seite willen, wegen der Gefahren, die unserer Zukunft damit drohen, sondern auch aus idealem Gesichtspunkt: weil es zeigt, wie viele unserer Landsleute stärker von dem ihnen gewissermaßen physisch Zugehörigen, dem durch Gleichartigkeit Bequemen beherrscht werden, als von Ideenhaftem. Mit Eigensinn und Mißtrauen hat der Partikularismus doch viel zu thun, und also mit innerer Enge; er ist eine Form desjenigen Egoismus, der nicht gerade dem einzelpersönlichen Ich gilt, der aber darum doch Egoismus ist. Für die planvolle Erziehung ist es eine ebenso vornehme wie selbstverständliche Aufgabe, auch über diese Art von Gebundenheit hinüber zur Freiheit zu führen, aus der Enge des Fühlens in die Weite. Und doch wird eine gesunde Erziehungsweise nimmermehr zur Gleichgültigkeit oder Geringschätzung gegen die eigene Heimat hinführen wollen. Ganz das Gegenteil!

Es läßt sich aber das eine Ziel mit dem andern sehr wohl verbinden, nicht bloß in wortmäßiger Formulierung, sondern dadurch, daß man — ebenso, wie auch dem Ausland gegenüber, und noch mehr und voller — den andern Stämmen

und Landschaften das Ihrige zuerkennt, überall die eigentümlichen Vorzüge willig anerkennt, um sich derjenigen der eigenen engeren Gemeinschaft desto unbefangener zu erfreuen. Es gilt wiederum, die Herzen frei zu halten von all den negativen Gefühlen, sie vor allem zu erfüllen mit Freudigkeit und Liebe, welche beiden ja näher mit einander verwandt sind, als jedermann bewußt ist. Das ist ein zugleich schlicht natürliches wie vornehmes Ziel, und wer dazu mitarbeitet, treibt ein edles Werk.

Was kann überhaupt schöner sein auch unter dem Gesichtspunkt der nationalen Erziehungsaufgabe, als Werte fühlbar zu machen, die im nationalen Leben vorhanden sind, und dann: was wäre würdiger und wichtiger, als die vorhandenen Werte zu erhalten und zu sichern! Aber eins darf dieses Bestreben doch nicht ausschließen: nämlich die gleichzeitige Sorge um die wünschenswerte Ergänzung oder Läuterung. Schon deshalb, weil alles Menschlich-Edle dazu neigt, sich allmählich zu vergröbern oder zu verengern, abgesehen davon, daß es immer seine Schranken trägt, die zu überwinden der Wille nicht fehlen darf. Uebrigens kann hier ja das Erhalten auch nur geschehen durch ein stetes Neu-Erzeugen, denn in dem erwachsenden Geschlechte muß es erst wieder entstehen und sich befestigen.

Jene „nationalen Werte" als solche säuberlich geordnet aufzuzählen, wird nicht angehen; es wäre wohl immer etwas Willkür dabei und wahrscheinlich auch etwas Veräußerlichung. Jedenfalls darf damit nicht schon gesagt sein sollen, daß jene Werte nun unser bestimmter Besitz seien, uns etwa von andern Nationen schieden. In diesem Punkte ist nicht wenig Selbsttäuschung und naiver Hochmut unter uns zu Hause gewesen und auch noch keineswegs ganz überwunden. Aber eine eigentümliche Färbung und Erscheinungsform werden ja selbst gleichartige Güter oder Vorzüge immerhin bei den einzelnen Nationen gewinnen. Wir sind gewohnt, uns der Gründlichkeit in geistiger Arbeit zu rühmen, und der Gefühlstiefe, und einer allgemeinen Richtung von dem Aeußeren hinweg auf das Innerliche, und auch der Stetigkeit und Verläßlichkeit, der Biederkeit und Treue, des Fleißes auch und des Ernstes, der Gewissenhaftigkeit, ja der rechten Art der Frömmigkeit, und dazu der Gerechtigkeit gegenüber dem Fremden und Andersartigen. Nichts von alledem kann grundlose Behauptung heißen, aber wie weit ist's davon entfernt, daß diese edlen Eigenschaften etwa wirklicher Besitz dessen wären, der den deutschen Namen trägt! Es sind Vorzüge, die sich bei den Guten oder Besten unter uns oft bewährt und bewiesen haben; oder die in einer bestimmten, aber nicht etwa idealen, Ausprägung unter uns verbreitet sind, während sie in etwas anderer Ausprägung sich draußen bei den andern finden; oder auch Vorzüge, denen in der Wirklichkeit die damit verwandten Fehler sich so eng anheften, daß sie vielfach als Mängel fast eben so gut aufgefaßt werden können wie als Vorzüge. Oder es sind Ideale, die uns freilich ins Herz leuchten, zu denen es uns immer in unsern besten Stunden emporzieht, zu denen aber unser

Sein und Thun sich verhält, wie eben menschliche Wirklichkeit zu Idealen! Aber freilich, da gilt es denn vor allem: diese ethischen Ideale, die unser Volk sich immer wieder vorgehalten hat und die ihm immer wieder geleuchtet haben, als solche lebendig zu erhalten, sie in ihrem Adel fühlbar zu machen, ihnen immer neue Wirkungskraft zu sichern. Das im Sinn zu halten ist namentlich wichtig in Zeiten tiefgehender Gärung, ungewisser Uebergänge, weitreichender Auflösung, trüglichen neuen Kraftbewußtseins, in Zeiten eben wie die unsrigen. Als Verpflichtung der Personen, als Ehrenpflicht des deutschen Namens viel mehr denn als Erbbesitz des Blutes muß das der Jugend entgegengebracht werden, und aller Hochmut auf vermeintlich angeborene Vorzüge ist kräftig fernzuhalten. Daß jene Neigung zur Gründlichkeit mit Schwerfälligkeit sich leicht verbindet, mit Mangel an Beweglichkeit, die Richtung auf das Innerliche mit fehlendem Formensinn, darf nicht übersehen werden, und daß die andersartigen Werte der Menschen draußen eben doch auch Werte sind, daß z. B. nicht bloß nachhaltiges Gefühl, sondern auch leicht belebtes, fortreißendes Gefühl etwas echt Menschliches und Schätzbares ist: das und ähnliches anzuerkennen gehört ja eben zu der Gerechtigkeit des Urteils, zu der Fähigkeit, allerlei Werte zu würdigen, deren wir uns gern rühmen.

Neben der stets neuen Aufrichtung aber unserer ethischen Ideale in den Herzen handelt es sich doch auch immer wieder um das Hineingewöhnen in wertvolle nationale Wesensart und um das Verschmelzen mit dem nationalen Gesamtleben: nur so wird die im nationalen Sinne wünschenswerte Richtung recht gesichert. Also Hineingewöhnung in die wirklich ernste, treue Arbeit, um der Arbeit willen und der Treue willen, nicht bloß als ein Ringen um persönlichen Erfolg, Gewöhnung an die Gewissenhaftigkeit im Kleinen, aus der allein diejenige im Großen folgen wird, Pflege der Frömmigkeit in jenem schlichten und tiefen Sinn, nämlich als Gegensatz zu allem Frivolen, als letzte Grundlage für allen Ernst der Gesinnung und Lebensführung, und auch als Hülfe gegen den thörichten Hochmut. Neben solcher Eingewöhnung dann das Hineintauchen in die vaterländische Lebenssphäre: in Kenntnis des Landes, nicht bloß als Gedächtnisbesitz von Namen, Maßen und Zahlen, oder auch von Kriegserfolgen und Regentenleistungen, nicht bloß als Wissen um staatliche Organisation und wichtige öffentliche Einrichtungen (worauf man jetzt mit Recht doch auch Wert legt), sondern als anschauliche Kenntnis, als eine gewisse Vertrautheit des Gemütes, Wissen um Stammesart und Volksnatur, um Kulturleistungen und Strebungen, Ehren und Niederlagen, Schicksale der einzelnen besten und Los der vielen und geringen, um Nöte und Leiden, auch um Fehler und Sünden und Versuchungen, die in unserm Blute liegen oder in der nationalen Lebenslage. Und neben dieser Art des Hineintauchens dann die andere: das Eindringen in die reiche Welt der besten Gedanken, der edlen Dichtungen, der wohlgepflegten

Sprache — ein Gesamtgebiet, über das bei wenig Worten stehe
schwer fällt, das aber auch einer besonderen Betonung und Emp
am wenigsten bedarf. Daß nur nicht über dem augenblicklich
Litteratur und Dichtung das Große verblasse oder fremd werde,
ist, über die Jahrhunderte hinweg zu leuchten und dem unser Volk d
seinen inneren Adel verdankt, wenn es sich eines solchen rühmen dar

Damit ist natürlich nichts angedeutet, was nicht längst als t
gegolten hätte. Aber an die bewährten Wege uns zu halten, soll j
Grundsatz sein. Daß übrigens das Bewährte sich nicht immer wiel
bewähre, darf man nicht vergessen, und auch nicht, daß es mit
Schreiten im vertrauten Gleise nicht gethan sei. Es gehört das ve
Erziehers dazu, nebst einem weiten Gesichtskreis, um zu wirken.
Wunsch, der Trieb, die Sehnsucht darf ihm nicht fehlen, es imm
machen, nicht bloß soweit seine Kunst und Sicherheit in Betracht kom
auch in Beziehung auf die Zielsetzung. Es heißt eben keineswegs, de
Geiste untreu werden, wenn man auch dessen Schranken ins A
sie wo möglich zu erweitern, zu überwinden. Die Erziehung darf sich
Gute zum Ziel setzen; ergiebt sie sich von vorn herein in bestimmte
so ist Gefahr, daß man einem Zerrbild entgegentreibe. Zudem
immer neu sich auferlegenden Lebenskämpfe auch bei den Nationen di
neuer Seiten der Kraft, eine Art von steter Selbstkorrektur, die in
ist, was im einzelnen die unentbehrliche Selbsterziehung der Erzogenen.
noch kann man sagen: neben dem Erhalten der nationalen Werte
für die nationalen Aufgaben immer wieder tüchtig zu machen. Wor
unserm Falle wohl besonders ankommt? Vielleicht wird man darüb
einig werden, ob nicht unsere Richtung auf eine möglichst breite
hinaufgeführte gleichmäßig allgemeine Bildung eine gewisse Abwe
lege, ob man sich nicht zu sehr fürchte vor dem Charakter des
Utilitarischen, das doch im Sinn des nationalen Bedürfnisses me
unabweisbar wird. Aber das setzt sich ja, wie sehr auch die Meinu
sich noch bekämpfen, schon von selbst durch, und unsere Aufgabe w
die utilitarischen Bestandteile des Bildungsstoffes doch durch die
zugleich zu wirklich bildenden zu machen, was in Wirklichkeit
möglich ist. Eine andere Frage wäre, ob nicht der allzu vorwiegende
Charakter unserer Bildung eine Verschiebung verlange nach der Seite
bildung; und auch auf diese Frage giebt eine thatsächlich erstarkend
bereits bejahende Antwort. Nur dürfen wir darum nicht streben
bisherige englische Erziehung zu kopieren, die doch gerade ihrerseits
der andern, nach unserer Seite hin zu ergänzen trachtet. Damit bei
Frage nach dem Verhältnis körperlicher Ausbildung zur geistigen; in

führung eines besseren Gleichgewichts der beiden ist man ja seit einigen Jahrzehnten schon begriffen, freilich ohne daß man das Gefühl des erreichten Zieles haben könnte. Nur stellen sich die meisten die Herbeiführung des ersehnten Gleichgewichts viel zu leicht vor, und ob es unter unseren Kulturverhältnissen und in unseren Kulturnöten noch eine rechte Möglichkeit dafür giebt, das bleibt wohl eine wirkliche Frage.

Aber auch von ganz anderer Seite her ergeben sich Wünsche für eine gewisse Umbildung der uns gewohnten, ja der uns natürlichen Ziele. Jene uns gewissermaßen angeborene Gleichgültigkeit gegen die Form ist nicht etwas so Berechtigtes, wie die Selbstzufriedenen meinen; unsere Gründlichkeit ist (um darauf zurückzukommen) wirklich mit Schwerfälligkeit viel verbunden, unsere Tiefe mit mangelnder Klarheit. Die Fähigkeit zu guter Darstellung, der leichte geistige Rapport mit andern sind in keinem Falle geringwertige Vorzüge, und das Leben erfordert mehr und mehr von jedem einzelnen gewandtes Können. Freilich ist das die beste Gewandtheit, die sich auf fest gelegter Grundlage des Verständnisses entwickelt, und nach dergleichen haben wir ja immer gestrebt; doch wir sind vielfach in dem tiefen Untergrund stecken geblieben. Nicht um diesen Punkt, aber doch um etwas einigermaßen Verwandtes handelt es sich, wenn gegenwärtig vielfach in einer weit stärkeren Betonung und Pflege des Aesthetischen die zeitgemäße Ergänzung oder Korrektur unserer Erziehungsweise erblickt wird, unter der Klage, daß dieses Gebiet bis jetzt über alle Gebühr vernachlässigt worden sei. Vielen fällt gegenwärtig das Leben im Aesthetischen mit Idealismus schlechthin zusammen; ästhetische Erziehung oder Erziehung zur Kunst scheint ihnen die wahre Seele der Erziehung überhaupt, und die Zukunft deutscher Kultur soll an dieser Wandlung hängen. Gewiß kann auf dieser Linie Freundliches erstrebt und Erfreuliches geleistet werden. Aber es bleibt doch über alles der ethische Idealismus, den es der Jugend einzuflößen gilt, und dieser hat mit dem ästhetischen, obwohl beide nicht ohne Berührung sind, keinen irgend notwendigen oder festen Zusammenhang; sie fallen unter Umständen weit auseinander. Zumal in einer Zeit, wo für die Kunst der Inhalt eigentlich nichts mehr gelten soll, sondern für sie „als Kunst", als Gebiet für das Spiel persönlicher Kräfte, unbedingte Berechtigung und Würde beansprucht wird. Keinesfalls also darf es sich hier um etwas wie eine Ablösung handeln sollen, sondern eben nur um eine Bereicherung.

Doch es bleiben uns bedeutungsvollere Aufgaben. Von dem alten deutschen Individualismus das Wertvolle zu bewahren und dennoch eine kräftige innere Strömung zum Gemeinschaftsleben hin zu erzeugen, das wäre das Nötigste für Gegenwart und Zukunft. Es wäre freilich etwas sehr Großes, aber sollen wir es uns deshalb nicht zum Ziel setzen? Nicht darin schon besteht die gute nationale Gesinnung, daß man sich nach außen hin als zusammengehöriges Ganze fühlt, als Ganzes mit starken Daseinsrechten, abgegrenzter Eigenart und empfindlicher

Ehre, auch selbst noch nicht darin, daß man bereit ist, für dieses (seine Lebensrechte volle Opfer darzubringen: sondern es gehört dazu Seite, daß man mit den verschiedenen Arten der Volksgenossen wirkli verbunden sein will, an ihrem Leben innerlich teilnehmen, auch ihr gelten lassen, alle Werte fühlen und zu der immer volleren Organ nationalen Zusammenlebens beitragen. Und wenn das nicht bloß dem der Volksstämme gilt, sondern auch dem der Stände und Schichte dann freilich das Nationale zusammen mit dem Sozialen, so sehr in den Augen mancher auseinander zu streben scheinen. Das ist aber können wir nun zurückkommen — just die Art, wie der edle Patriot J Zeit die „nationale Erziehung" verstand. Wird nicht in der Zukun Nation sich als die widerstandsfähigste und erfolgreichste erweisen, die für Kampf und Abwehr nach außen am besten gerüstet ist, sondern meinschaftsleben am besten organisiert ist, am wenigsten auseinanderfall einschließt? Zwar werden, wo Leben ist, und zwar ein breites, reiches, mar Leben, überall auch Gegensatz, Reibung, Kampf nicht fehlen; aber Unterschied, mit welchem Ernste man dem Walten der natürlichen Antr über zu organischer Gestaltung des Gesamtlebens hinstrebt. Und nimmt die auf dieses Ziel hingehende Strömung unter uns doch sichtl wie verschiedenen Linien sie sich auch bewegt. Sie wird sich auch ni einen schmalen Kanal einfassen lassen, ebenso wie alle hier berührten Ge ganz und gar kein Rezept bedeuten können, durch dessen Gebrauch di Erziehung von aller Unvollkommenheit genesen müsse. Daß die zun Berufenen sich von solchen Gesichtspunkten durchdringen lassen, das ist und Wichtigste. Man vergißt aber zu gern, daß zum Erziehen noch v berufen sind als die berufsmäßigen „Erzieher". Gerade damit eine Erziehung erfolge, muß die Nation selbst ihre Erzieherpflicht fühlen, un viele einzelne in ihr müssen sich gern emporziehen lassen, um emporzuziehen.

Aussprüche aus „Geistige Waffen".*)

Das bloße Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen.

Graf D. von

Der eigentliche Zweck unserer Wissensarbeit soll danach fragen, was w ordnenden Gedanken der göttlichen Vernunft in der menschlichen Geschichte g

v. Tr

*) Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon. Zusammengestellt von C. Schaible, Oberst a. D und Leipzig. Verlag von Paul Waetzel.

Neues aus Bismarcks Werkstatt.

Ein Bericht

von **Erich Marcks.** (Schluß.)

Im Februarheft (S. 738 ff.) ist von den Bereicherungen gehandelt worden, die unser Wissen von Fürst Bismarcks Verhältnis zu seinem Kaiser und dessen Sohne aus den neuen Veröffentlichungen gewinnt. Die Korrespondenz mit dem Kronprinzen gehört bereits dem II. Bande des „Anhangs zu den Gedanken und Erinnerungen" an. Dieser Band faßt im übrigen, nach Art des früheren Bismarckjahrbuches, aber doch einheitlicher als jenes, das Entlegenste in sich zusammen: Hunderte von Briefen, vom April 1848 an bis in den März 1888, Briefe der verschiedensten Leute, bekannter und unbekannter; und über sie alle ragt, in wuchtigen Schriftstücken, die freilich hier nur eine kleine Minderzahl bilden konnten, die Gestalt des großen Führers und Kämpfers empor, machtvoll und beherrschend wie stets, mag er nun sprechen als Gesandter, als Minister, als Kanzler. Schneidende Einsicht und geschlossener Wille, höchster staatsmännischer Ehrgeiz und sichere staatsmännische Kraft, siegreiche Kritik und schöpferischer Zorn: das alles ist, fest und stark, über allen anderen, Freunden und Gegnern, in genialer Ausgestaltung doch immer nur ihm zu eigen. Und doch ist auch seine Umgebung interessant und erheblich genug. Einige sind darunter, denen der lobkarge Mund des Gewaltigen sogar offenes Lob gespendet hat: Fürst Chlodwig Hohenlohe, Prinz Reuß der Botschafter, und in gewissem Sinn zudem der Minister Falk. Im übrigen erscheinen, um nur die Gewichtigsten zu nennen, Otto von Manteuffel und Friedrich Wilhelm IV., Schleinitz, Gortschakoff, Andrassy, Albrecht von Roon und Prinz Friedrich Karl, die Könige Ludwig von Bayern, Albert von Sachsen, Karl von Rumänien und einige ihrer Minister, Holnstein und Mittnacht, Rudolf Delbrück, Graf Otto Stolberg und Bernhard von Bülow der Staatssekretär, Henckel von Donnersmarck und, im Gefolge und engsten Vertrauen des Vaters, Graf Herbert Bismarck — so mancher von ihnen mit bedeutenden, mancher doch wenigstens mit charakteristischen Briefen. Dieser Reihe ist auch Robert von Keudell anzuschließen. Ich füge gleich hier ein Wort ein über Keudells Buch.[1]) Es kommt mir (und wohl auch ihm) nicht in den Sinn, es den beiden Bismarckschen Bänden vergleichen zu wollen; aber ich gestehe, daß ich auch dieses Werk nur mit Freuden willkommen heißen kann. Vielleicht nicht so sehr als Buch. Es ist eine ziemlich sonderbare Mischung von Brief- und Aktenveröffentlichung, Tagebuchnotizen und memoirenartigen Erinnerungen und von Geschichtserzählung geworden; es bietet historische Darlegungen, deren Breite, bei

[1]) Ich wiederhole den Titel: Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846 bis 1872. 1901.

allem maßvoll verständigen Urteile und mancher lehrreichen Beobachtung, doch in keinem Verhältnisse zu ihrem selbständigen Werte steht: man lernt nur wenig aus ihnen, und gar nichts Ueberraschendes. Auch stößt man an mancher Einzelheit an; einige Einwendungen sind, offenbar auf Grund intimer Kenntnis, in den „Hamburger Nachrichten" vom 17. Dezember 1901 (Nr. 296) erhoben worden. Ich habe das Gefühl, als wenn der Verfasser überdies der Gefahr einer etwas zu hohen Selbsteinschätzung nicht immer entgangen wäre. Indessen, er hat etwas mitzuteilen, und es ist allen Dankes wert, daß er es mitgeteilt hat. Er ist von früher Zeit her mit Frl. Johanna von Puttkamer bekannt gewesen und hat, mit ihr und durch sie, auch Herrn von Bismarck, noch vor ihrer Verlobung, kennen gelernt; er hat dann das jungverheiratete Paar in Berlin gesehen, hat sie in Frankfurt und Petersburg besucht und vor ihnen musiziert; 1863 trat er als Hilfsarbeiter in den unmittelbaren Dienst des Ministers, und blieb bis 1872 (bald als Rat des Auswärtigen Amtes) in seiner Nähe. Aus der Zeit seiner Thätigkeit als Gesandter und Botschafter (1872—1887) erzählt er leider nichts; später hat er wohl die Fühlung mit dem Bismarckschen Hause verloren. Er erweist nicht nur unserm Wissen, sondern dem Gedächtnisse des Bismarckschen Paares einen wirklichen Dienst, indem er eine ganze Anzahl von Briefen der Fürstin (1853—1872) abdruckt; er hat auch das Faksimile ihrer lebhaften und charaktervollen Handschrift beigefügt. Die Briefe sind nicht im mindesten für die Oeffentlichkeit geschrieben, und doch vertragen sie die Oeffentlichkeit sehr wohl und können ihr etwas leisten. Eine der dringendsten unter den Fragen, die sich an den Reichtum der Bräutigams- und Gattenbriefe Bismarcks geschlossen haben (und diese Briefe haben ja deren fast ebenso viele angeregt als beantwortet!), ist die gewesen: wie war denn eigentlich die Lebensgefährtin beschaffen, der der Größte unseres 19. Jahrhunderts so unendlich viel zu sagen und, wie er bezeugt hat, so unendlich viel zu danken gehabt hat? Ich habe auf diese Frage die sonderbarsten Antworten gehört; viele Leser oder Leserinnen des Briefbuches haben sich darin gefallen, aus den mancherlei Mahnungen, die Bismarck seiner Korrespondentin hie und da zuruft, die psychologisch unzulässigsten Schlüsse auf den Charakter der Angeredeten zu ziehen und sie jede leise Verstimmung und jedes augenblickliche Mißverständnis des Bräutigams oder des jungen Ehemanns noch nachträglich recht gründlich entgelten zu lassen. Wer lesen konnte, wußte immer, wie falsch das war; und wir haben immer bereits Zeugnisse von dem wahren Wesen der Fürstin Johanna besessen. Hier aber mögen nun auch diejenigen Leser ihre Vorstellung berichtigen, die den unmittelbaren Eindruck nötig haben; und jeder Leser überhaupt wird die Briefe der Fürstin an Keudell mit Freuden und Belehrung auf sich wirken lassen, in ihrer lebhaften Augenblicksstimmung, ihrer frauenhaft, gefühlsmäßig raschen Art, ihrer ungezwungenen Frömmigkeit und ihrer alles beherrschenden, unmittelbaren, in Mann und Kindern völlig aufgehenden Liebe, ihrem Grolle auf alles, was dem geliebten Manne schädlich und im Wege scheint, ihren sehr bestimmten Zuneigungen und Abneigungen, ihrer, man möchte sagen, eigentümlich naiven Verachtung aller Politik, soweit diese nicht im allerpersönlichsten Zusammenhange mit „Bismarck" steht. Eingeweiht war sie freilich und wußte ihrem Gemahl selbst als Sekretärin zu dienen, und ihr Verständnis folgte ihm überall hin, wohin sein Leben führte; aber Politikerin war sie offenbar gar nicht — nur durch die Vermittelung des Persönlichen, seiner Persönlichkeit hindurch interessierte das Sachliche sie. Was sie in ihrem

ganzen Sein, in dem was sie pflegte und was sie von sich wies, dem Gewaltigen bedeutete, den zu behüten ihre Lebensaufgabe war, das ahnt, wer sehen und fühlen kann und will, bei diesen Briefen gewiß: obwohl es ebenso gewiß ist, daß es noch weit schönere und intimere geben muß, und daß wir, die wir ihren Gatten und ihre Welt mit Liebe und Ehrfurcht betrachten und in diese Welt einzudringen streben, wohl wünschen müssen, noch recht viele mehr von ihr kennen zu lernen.

Außer diesen Briefen aber giebt uns Keudell, offenbar gerade in den wesentlichsten Stücken nach gleichzeitigen Aufzeichnungen, vielerlei Interessantes und Charakteristisches von dem Kanzler selbst: Beobachtungen über sein Verhältnis zur Musik, wenigstens bis 1872; Gespräche Bismarcks über seine Kindheit, und Eindrücke Dritter aus seiner Jugend; Worte über ihn — darunter bezeichnende — und vor allem, Worte von ihm selber, wie das von der ganzen Menge von Seelen in seiner Brust S. 220, und von der Nützlichkeit seines Dienstärgers für das ganze Räderwerk der Regierung S. 364: das giebt stärkeren Dampf in die Maschine! So manches Hübsche, wenn auch nicht eigentlich Neue wird von der Arbeitsweise und Urteilsweise Bismarcks gesagt, manche Thatsache aus Haus und Politik für 1863—1872 verzeichnet; wir erhalten ein paar kostbare Bismarcksche Briefe; das allgemein-historisch Wertvollste schließlich sind die Diktate aus Putbus 1866 über die Bundesverfassung und das über die spanische Kandidatur 1870 beides Aktenstücke von ungewöhnlicher Bedeutung. —

Ich fasse noch zusammen, was sich aus den Briefen des 2. Bandes des „Anhangs“ und aus Keudell an hervorstechenden Thatsachen zur Geschichte Bismarcks ergiebt. Noch einmal zieht da die ganze Reihe seiner Geschicke und Leistungen von 1850 bis 1888, oder doch zumal bis 1880, an dem Betrachtenden vorüber, wie schon in der Korrespondenz mit Wilhelm I.; nur das Wichtigste sei hier genannt.

Räumlich am besten sind die 50er Jahre davon gekommen, die Frankfurter Zeiten, über die Bismarck wohl am meisten Material besaß, auf die er stets gern zurückgekommen ist und deren Wert für seine staatsmännische Entwickelung und Zukunft, deren biographisches Interesse ja außerordentlich groß ist. Personen und Gegensätze in Berlin, deutsche und europäische Fragen und in allem die Ueberlegenheit des aufsteigenden Genius treten auch in diesen Ergänzungsakten höchst anschaulich zu Tage.

Für den Nichthistoriker wächst das Interesse mit der Petersburger und vollends der Berliner Zeit. Für Petersburg haben wir hauptsächlich den Briefwechsel mit dem auswärtigen Minister der neuen Aera, Herrn von Schleinitz, aus dem wir bisher nur das bedeutsamste Stück, Bismarcks Denkschrift über die Lage während des 1859er italienischen Krieges und über Preußens Fesselung im deutschen Bunde, besessen hatten: all diese Jahre hindurch ist er voll Ungeduld nach stärkeren preußischen Thaten; es ist reizvoll, wie sich dies und das wachsende Gewicht seiner Persönlichkeit auch in diesen Bruchstücken, wenngleich immer nur halbverhüllt, widerspiegelt. Wäre es doch möglich, was der erste Reichskanzler dem Vernehmen nach noch selber geplant hatte, daß die ganze Reihe seiner Petersburger Gesandtschaftsberichte gedruckt würde! Eine der schmerzlichsten Lücken unserer historischen und biographischen Kenntnis würde damit ausgefüllt werden und auch die praktisch-politische Ausbeute wäre sicherlich reich genug.

Ich darf hier über die mannigfachen Einzelheiten hinweggehen, die d
Konflikt wie der schwierigen europäischen Politik in den Jahren 1863 bis
von Bismarcks politischer Meisterleistung angehören: zumal innerhalb dies
sie ihn am Werke. Am auffälligsten sind Keudells, aus einem späteren
Graf Eulenburg geschöpfte Angaben (S. 196) über einen Versuch des
im Jahre 1865 in Preußen nicht nur, unter gewissen Bedingungen, die 2j
zeit, sondern überdies, nach französischem Muster, die Stellvertretungsgelde
dienenden wohlhabenden Dienstpflichtigen einzuführen: ein Versuch, der
Wilhelms heilsamem Widerspruch gescheitert wäre. Es sind schon ande
„Kreuzzeitung" und besonders den „Hamburger Nachrichten") Zweifel an
dieser sonderbaren Mitteilung geäußert worden, an der Annahme eines so
Vorschlages, wie es die französischen Stellvertretungsgelder gewesen wä
gesamte Staatsministerium. Auch ich halte ein Mißverständnis Keudells
der Auffassung dieser Gelder für mehr als wahrscheinlich: daß man da
söhnungsvorschlägen gearbeitet hat, ist allerdings bekannt, und daß si
scheiterten, ebenfalls. Ich verweise hier lediglich auf die „Militärischen S
Wilhelms des Großen". II. 481, und auf Th. v. Bernhardis Tagebücher,
Auch das hat man Keudell, wohl mit Recht, nicht glauben wollen, daß
Ausbruche des deutschen Krieges (14. Juni 1866) noch in sich selber „Mo
Zweifels" zu überwinden gehabt habe. Im übrigen hören wir Neues übe
Willen zur innerpolitischen Versöhnung noch vor dem Kriegsbeginn; Neue
essantes, auf das ich bereits hinwies, dann zumal über die Vorgeschichte
für den Norddeutschen Bund. Die Diktate aus Putbus (Oktober—Nove
rühren, inmitten glänzender Diskussion einer Fülle von schwebenden Fra
die Grundzüge dieses wichtigsten Werkes. Sie zeigen Bismarck bereits in
auf die deutsche Einheit, nicht nur die norddeutsche; und die maßgebenden
den neuen Bau legt er hier, vom Krankenzimmer aus, bereits völlig fest.
weitgehenden Anschluß an die alten Formen, die Berücksichtigung — im
Süddeutschen, die Vermeidung des Zentralismus; er umfaßt alle Möglichkei
Adlerblicke, und wählt mit genialer Sicherheit und Mäßigung, in
Entscheidung drängenden Lage, fast auf den ersten Wurf, seinen eigenen
Weg. Wem das Werden unserer Reichsinstitutionen in ihrer Besonderheit
rates zumal, auch des Reichstages) wichtig ist, der muß diese, ganz
Weisungen lesen; überrascht wird man durch das Spiel, das Bisma
(30. Oktober, S. 327) mit dem Wahlrechte treiben. Er erwägt da ei
Mischung des Reichstages aus Abgeordneten der wenigen Höchstbesteue
solchen des allgemeinen Stimmrechts. Das letztere also war ihm damals n
und unzweifelhafte Lösung, an die er sich etwa grundsätzlich gebunden
die Spitze gegen die Mittelstände, die ihn im preußischen Konflikte bekämpft
deutlich; der Blick in die Werkstatt des großen Staatsmannes überaus
teressant sind auch Keudells Sybel bestätigende Angaben (343) über
schnelle Aufstellung des Verfassungsentwurfs durch Bismarck und Loth
13./14. Dezember.

Für die folgenden Jahre steht, neben und vor den Aergernissen der inneren Politik, die äußere im Vordergrunde unserer Nachrichten, und im Vordergrunde der äußeren die französische Gefahr. Wir verfolgen, wie Bismarck sie kommen sieht, sie würdigt, nicht vor ihr zurückschreckt, aber kaltblütig und kritisch bleibt, wie er — dafür ergeben sich verschiedene neue Beweisstellen — den Krieg nicht wünscht und nicht sucht und immer wieder darauf hofft, ihn doch vielleicht vermeiden zu können. Die spanische Kandidatur ergreift er dann freilich mit voller Wucht, und zwar unter politischen Gesichtspunkten, im Hinblick auf den französischen Gegner. Allerdings, den Krieg erwartet seine Denkschrift vom Ende Februar 1870 (Keudell 430) durchaus nicht von ihr, und Keudell, der im Juli in Varzin bei ihm war, versichert von neuem, daß ihn der Kriegslärm der Pariser überrascht habe. Keudell hat ihn dann ja nach Versailles begleitet; die friedfertige Art, wie er die vielbeklagte militärische Isolierung des Bundeskanzlers aus der langen Ausdehnung von Bismarcks Morgenschlaf erklärt (454), ist vielleicht nicht ganz wertlos, aber sie ist — er selber läßt Albedyll auf die Abneigung der Generale hindeuten! — doch offenbar ein wenig allzu harmlos. Interessant sind dagegen einzelne Ausblicke auf das Verhältnis zu Rußland während des Krieges, die wir aus Keudell und aus dem 2. Bande des „Anhangs" gewinnen.

Für die beiden Jahrzehnte nach dem Friedensschlusse sind wir auf die Briefsammlung allein angewiesen. Sie gewährt in das System der auswärtigen wie der inneren Thätigkeit des nunmehrigen Reichskanzlers lebensvolle Einblicke. Wie klar faßt die vielbesprochene Korrespondenz mit Graf Henckel, in deren Mittelpunkt Gambetta steht, die Grundgedanken Bismarcks für das Verhältnis zu Frankreich zusammen, seine Abneigung wie gegen einen Präventivkrieg so gegen ein ultramontanes Regiment in Paris; wie klar läßt sie seine vorsichtige Zurückhaltung und zugleich seine kluge Ausnutzung ganz persönlicher Verbindungen hervortreten! Die europäischen Krisen von 1875—79 begleiten wir wenigstens in einigen charakteristischen Schreiben; 1875 der bekannte Kriegslärm, dessen Schuld Bismarck lebhaft von sich weist; 1876 die englisch-russische Spannung, innerhalb deren der Fürst in einem zugleich von persönlicher Ironie und dienstlicher Zurechtweisung höchst eigentümlich gefärbten Schreiben an Graf Münster seine Stellung nimmt: er mahnt England zur Ruhe. Dann wird die Sorge vor Rußland, die Sorge zunächst für Oesterreich zur herrschenden; den Abschluß zeigen die Akten über das Bündnis von 1879, von denen ich schon sprach.

Im Innern ist — neben manchem kirchenpolitischen Ausblick — die Behandlung der Einzelstaaten das Interessanteste. Die Sammlung stellt, von 1864 ab, mit deutlicher Absichtlichkeit Zeugnisse der Art und Weise zusammen, in welcher Bismarck Regierungen und Fürsten dort begegnet und in welcher sie reagieren. So seine warmen Korrespondenzen mit dem Kronprinzen und König Albert von Sachsen; so den Briefwechsel von 1875 über die Belebung des in der Reichsverfassung vorgesehenen, aber nicht praktisch gewordenen diplomatischen Ausschusses im Bundesrate. Es ist sehr lehrreich wie Bismarck auf die Wünsche der größeren Bundesstaaten nach Teilnahme an der auswärtigen Politik eingeht, aber die Zulänglichkeit jenes Ausschusses bestreitet, neue, persönlich sichrere Formen für jene Teilnahme notwendig hält und ein Pochen der bayerischen Regierung auf das ihr versagte, verfassungsmäßige Recht mit höflicher Bestimmtheit

zurückweist. Er selber wünscht die auswärtige Reichspolitik nur allein mit Ministern jener Staaten zu besprechen und findet die Frage schwierig und seinerseits positiv vorging, das zeigt der Briefwechsel mit König Ludwig I persönlich sucht er von den Verschiebungen und Bedürfnissen der großen Politik und wählt dazu den unmittelbaren Weg der Korrespondenz oder den mit den Grafen Holnstein; durch diesen bringt er ihm auch Fragen der in politik nahe und betont dabei auf das denkbar Stärkste sein Festhal „föderativen Bande des Reichsvertrages". Sehr charakteristisch ist das von dem Könige (S. 532, während der persönlichen Krise vom Mai 1880, aber auch Bayern berührte), in einem offenbar stark diplomatischen Briefe voll Fassung des Ausdruckes, zurückhallt: der König versichert ihn seiner wärm heit und wünscht sein Verbleiben an der Spitze der Geschäfte auf das Lebh er doch nicht minder lebhaft den selbstbewußt föderalistischen Ton anschlägt. dennoch der Geneigtheit des Herrschers und der übrigen Bundesfürsten stet thatsächlichen Erfolge verdankt und seine Methode sich ihm bewährt hat, is

Genug des Berichtes. An hundert Stellen eröffnen auch diese die Aussicht auf unsere große Zeit und auf den Reichtum ihrer Gegenstä leitenden Menschen. Es entspricht nicht nur der Besonderheit dieser Verö sondern der Wirklichkeit der Dinge selbst, wenn alle Fäden dabei imme gehen von dem Einen und wieder zusammenlaufen bei dem Einen, der der Zeit war. Ueber alle die Vielen, die auch hier neben ihm sprechen — d Endeindruck — hallen seine großen und klaren Worte hinweg. Und je an historischem Anschauen und Begreifen — das zu vermitteln ja das ein Historikers als Historiker ist — wird zugleich ganz von selber zu einer Be praktisch-politischen Lehre, die auch in neuer Zeit und in sich umbildenden niemals in sklavischer Uebertragung, aber in lebendiger Erfassung des ew an ihm, immer von neuem von dem großen Erzieher unserer Nation ausg

Bismarck-Aussprüche.

Daß jedes Individuum, jeder engere Kreis das Maß der Freiheit überhaupt mit der Ordnung des Gesamtstaatswesens verträglich ist: das diesem Zweck möglichst nahe zu kommen, halte ich für die Aufgabe jeder Staatskunst.

Ein großer Staat regiert sich nicht nach Parteiansichten, man muß d der Parteien, die im Staate sind, in Abwägung bringen und aus dem Resul eine Linie ziehen, der eine Regierung als solche folgen kann. (15. Jan

Ibsens Weltanschauung.

Von

Adolf Stern.

Als vor einer Reihe von Jahren — es mag inzwischen schon ein Jahrzehnt geworden sein — unbefangene Hörer, Leser und Beurteiler der späteren Dramen Henrik Ibsens den Eindruck empfingen und aussprachen, daß der norwegische Dichter mit einem Teil seiner Lebensspiegelung und Gestaltenbildung heimlich seiner selbst und all der übereifrigen Bewunderer spotte, die sich widerstandslos von Problem zu Problem, von einer rätselvollen und nordisch starren Menschenfigur zur anderen führen ließen, erhoben die kritischen Apostel des Meisters entrüsteten Protest. Seit letzterer jedoch in dem als dramatischer Epilog — man sieht nicht, ob Epilog zum Schaffen des Dichters, zum letzten Akte des ausklingenden neunzehnten Jahrhunderts, zum Scheiden der dahinsterbenden Kunst oder gar zur Tragödie und Komödie des ganzen Menschenlebens! — bezeichneten Schauspiel „Wenn wir Toten erwachen" den Bildhauer Arnold Rubek auf die Bühne gestellt hat, den Künstler, der sich berühmt, „hinterlistige Kunstwerke" geschaffen zu haben, anscheinende Menschenbilder, die „in ihrem tiefsten Grunde ehrenwerte rechtschaffene Pferdefratzen und störrische Eselsschnuten, hängohrige, niedrigstirnige Hundeschädel und gemästete Schweinsköpfe, auch brutale Ochsenkonterfeis sind", ist es selbst den Unbedingten ein wenig zweifelhaft geworden, ob ihr gepriesener Dichter nicht ein ähnliches Ueberlegenheitsgefühl verspürt habe wie der Bildner. Auf alle Fälle räumt selbst Paul Schlenther, der entschlossenste Vertreter von Ibsens Kunst, ein, daß die Ironie, nach der die einzige Gestalt des oben genannten Dramas, hinter deren reinen Zügen keine Tierfratze steckt, irrsinnig ist, hier grausamer, fürchterlicher sei als überall dort, wo der Dichter die Welt verhöhnt hat und verhaßt gemacht. Und es ist angesichts dieses wundersamen, wahrscheinlich immer erst vorläufigen Abschlusses der Ibsenschen Weltdarstellung nicht nur möglich und erlaubt, sondern nahezu geboten, wieder einmal nach der Grundanschauung des von Hunderttausenden gepriesenen, und für Tausende vorbildlichen Dichters zu fragen, und den trostlosen Epilog mit der ganzen Folge der modernen Schauspiele Ibsens zu vergleichen. Mag ein so geistvoller

Kenner des Altertums wie Wilamowitz-Möllendorf im Recht sein, t
einen Geistesverwandten des Tragikers Euripides nennt, weil jen
über den Ursprung des Elends und Leids der Welt tief gesonnen hab
an der emportragenden und lebenspendenden Kraft des Dichters is
berechtigt. Geht die Sehnsucht der Besten immer unwiderstehlicher,
nach einer Dichtung, in der die innerlich gefestigte, die überzeugend
des Dichters den Leib seiner Schöpfungen mit warmem Blut durch
hoch über aller Zweifel Macht eine allmächtige Liebe wirkt, so kann
skeptische Nordländer nicht das maßgebende Vorbild, nicht der Führe
deutschen Litteratur sein. Wir brauchen Ibsen die Ehre, daß
grübelnden Skepsis ein Künstler, ein Gestalter geblieben ist und
schaffen hat, nicht um ein Gran zu mindern, wir dürfen nicht n
gesteigerte, zur äußersten Schärfe der Linien und zur höchsten F
Verteilung von Licht und Schatten durchgebildete „Technik" rühmen,
einen guten Teil ihres Gehalts unbefangen auf uns wirken lassen.
selbst bis auf einen gewissen Punkt die Virtuosität bewundern, m
grübelten Unmöglichen nicht Leben, aber der Schein des Möglichen
geliehen ist. Doch steht die Frage so, ob Ibsen über die litterarisc
hinaus einen tiefen und fortwirkenden Einfluß auf geistige En
Gesamtkultur des deutschen Volkes gewinnen soll, wird gar vers
Wirkung auf unser Leben zuzusprechen, wie sie durch die homer
Gesänge, durch die Schöpfungen Shakespeares, Rousseaus oder
That herbeigeführt worden ist, so muß die Antwort lauten, daß
was immer er seinem Volke, vielleicht dem ganzen skandinavischen
weder der deutschen Dichtung, noch dem deutschen Leben ein Führ
zeiger sein kann.

Wunderlich ist es und zu den tausend Widersprüchen unserer
daß, so oft sichs um eine panegyrische Würdigung Ibsens hand
volle Verknüpfung seines unerschütterlichen Idealismus mit der erbar
realistisch-pessimistischen Weltschilderung und Weltkritik, des gewalti
Pathos mit dem nagendsten Zweifel an der sittlichen Kraft mens
des stärksten Wahrheitsdranges mit völligem Verzagen an erkennb
die seltsame Mischung von Feuer und Frost in und bei ihm, al
nordischen Abstammung gerühmt, doch eben dieser Abstammung
abgesprochen wird, wenn sie gegen Ibsens Beruf zum Haupt und
germanischen Litteraturen geltend gemacht werden soll. Der zustä
grund und Untergrund von Ibsens Darstellung modernen Lebe
liegenden kleinen norwegischen Städte am Meere, mit der seltsc
wirkung von Heimatenge und Weltweite, wird genau so lange
sprünglichen Eigenart willen gepriesen, als niemand aus der Frem

Zustände den Schluß zieht, daß eben diese Eigenart der Anschauung des Dichters, der Wirkungskraft seiner Schöpfungen ersichtliche Schranken setze. Geschieht jedoch dies letztere, so sind mit einem Mal der echte nordische Boden und die getreue Spiegelung der norwegischen Gesellschaft von heute in Ibsens Schauspielen ohne wesentliche Bedeutung, und die Leute vom Hardangerfjord und Sognefjord oder aus den Kauf- und Küstenstädten werden Typen der allgemeinen Menschheit. Wenn sich ein Verfechter des Dichters wie Roman Woerner auf den Satz beschränkt: „als Verfasser der „Nordischen Heerfahrt" und der „Kronprätendenten", der Dichtungen „Brand", „Peer Gynt" und „Kaiser und Galiläer" wäre uns Ibsen immer nur ein hervorragender skandinavischer Dramatiker geblieben, „durch die modernen Dramen ist er unleugbar ein Autor von europäischer Bedeutung und europäischem Einfluß geworden", so wird er kaum einem Widerspruch gegen die schwer errungene geschichtliche Stellung Ibsens begegnen. Wird aber die „europäische Bedeutung", zu der Ibsen immerhin auf dem Wege natürlicher, wenn auch höchst subjektiver Entwickelung gediehen ist, dahin ausgedeutet, daß unsere deutschen Dichter ihm zu folgen und sich das Doppelgesicht des Norwegers samt den nervösen Uebergängen von eiskalter Ironie zur wärmsten Gemütserregung anzueignen haben, so tritt der Widerstand in sein Recht, der nichts gering schätzt, was Ibsen schuf und gestaltete, allein gewaltig Vieles und viel Gewaltiges vermißt, was der Dichter haben müßte, der Goethe oder auch nur Heinrich von Kleist oder Friedrich Hebbel unter uns „ablösen" soll.

Kein Zweifel ist erlaubt, daß Ibsen trotz all seiner naturalistischen Studien und Bilder ein Idealist im Sinne seines Volkes und im tiefsten Kern seines Wesens geblieben ist. Die wundergläubige Phantasie der nordischen Sage, die die Natur hinter sich läßt und eine neue Natur schafft, die die Einherier tagtäglich aus Walhall ausziehen, sich im Blachfeld zerstücken und Todeswunden schlagen und sie abends an Odins goldnem Tische frisch und heil beisammen sitzen sieht, die träumt, daß die Helden im Götterssaal in den Armen der schwanenbusigen Schildjungfrauen ruhen, und daß dennoch diese Geliebten der Helden ewig blühend und jungfräulich bleiben, ist mitten in der Schärfe der Beobachtung, der rücksichtslosen Wahrhaftigkeit Ibsenscher Gegenwartsschilderung keineswegs erloschen. Mit einer Art stillen Ingrimms hält sie Ibsen fest und läßt sie in einzelnen Gestalten und Situationen der modernen Welt sich ausleben, rückt eine herbe Askese hart neben die Verkörperung natürlicher leidenschaftlicher Regungen, verleiht abseits stehenden Naturen geheimnisvolle Kräfte, Todesentschlossenheit in der Zuversicht auf ein Leben in Schönheit und Sonnenschein. Zwischen den schneidenden oder unheimlichen Lauten, mit denen der Dichter das klägliche Elend, die Lüge und die seelische Niedrigkeit der Alltagsmenschen zu Tage bringt, erklingen sehnsüchtige Rufe nach oben, „zu den Sternen hinauf", zu „der großen Stille" und verraten, daß Ibsen seit seinem „Brand" nicht ein so gar anderer

geworden ist, als es oberflächlicher Betrachtung scheinen
sich auf Tod und Leben in den Zweifel geworfen, dem
schnödesten Geheimnisse erschlossen hat, sitzt von Zeit zu
Bildhauer Rubek, „an einer Quelle, ein schuldbeladener
rinde nicht ganz loszukommen vermag; taucht und t
rieselnde Wasser, um sie rein zu spülen, und krümmt sic
danken, daß es ihm nie, nie gelingen wird". Es le
Skaldentum seiner Heimat in ihm, und wie die künstlich
Drapas fahrender isländischer Sänger etwas ganz An
Hörer zunächst vernahm, so birgt sich hinter der höhnis
„Menschliches, Allzumenschliches" in Ibsens Dramen
Liebe" an dargestellt scheint, das leidenschaftliche Verla
hellen, unsagbar seligen Etwas, das außer der Natur
Und just dieser dunkle Idealismus ist es, der uns den
unsere Alpenhöhen steigen nicht schroff aus dem Meer
und unser „drittes Reich" ist ein anderes, als sich in
Seher malt.

Es gab eine Zeit, in der es leicht schien, den inn
zu seiner besonderen Darstellung der modernen Welt gef
Thätigkeit beseelt hatte, zu deuten. Klar genug hatte
kern seiner Weltanschauung die „Revolutionierung de
Lösung des Individuums vom Druck der Allgemeinheit,
„Leichen" gewordenen alten Ideale hingestellt; die Rede
holm auf das Kommende, das Werdende, auf „die n
Poesie, Philosophie und Religion verschmolzen werden" hie
der wir Jetztlebenden übrigens keine klarere Vorstellun
sein Publikum zur Genüge belehrt, daß er Pessimist sei,
keit der menschlichen Ideale glaube", daß er kein M
Gegenwart habe, daß er „meist frage und antworten
glich man alle diese Schlagworte mit einander und mit
lungen der Ibsenschen Gesellschaftsdramen, so schien
und auch erschöpfend, daß man in Henrik Ibsen den er
einer schlechten Wirklichkeit sah, der mit fadenscheinig
mit den Phrasenlappen, die ihre Löcher und Risse flicken
den Gestalter, der im Namen unbedingter Wahrhe
lebendigen Einzelpersönlichkeit, des Adels- oder Herren
in sich trägt, die morschen Schranken verlogener Si
Ueberlieferung niederwirft. Wohl war das Wort „
müssen" auch schon damals gesprochen, und hätte bei
auch den Sklaven des Herkömmlichen zu gute komm

man der Anschauung des Dichters, soweit man sie zu verstehen meinte, in großen (bei weitem nicht in allen) Lebenskreisen, einerlei, ob willig oder unwillig. Viele der Willigen erschraken schon, uns dünkt mit Unrecht, als Ibsen in den „Gespenstern" das Gespenst der erblichen Belastung heraufbeschwor und die konservativen nicht sowohl Ueberzeugungen, als gedankenlosen herkömmlichen Redensarten des Pastors Mander an dem furchbaren Verhängnis ad absurdum führte, das über den unseligen Oskar Alving hereinbricht. Was aber wurde aus der Wahrheit, die um jeden Preis die Lebenslüge hinwegfegen sollte, seit der Wahrheitsapostel Gregor Werle in der „Wildente" mit der „idealen Forderung" das Jammerglück der Ekdals zerbrochen, die einzig liebenswerte Person des Stückes, die kleine Hedwig, in den Tod gejagt, sich selbst aber als Bestimmung zugesprochen hat, der Dreizehnte bei Tisch zu sein? Stand nicht klärlich zwischen den Zeilen zu lesen, daß es tausendmal besser wäre, den Menschen, die sich den trostlosen Oberboden zum freien „Wald" gestalten, ihr bischen Lebenslüge zu lassen? Was wurde aus der Freiheit, die in der „Frau vom Meere" Ellida Wangel errungen und mit dem Bewußtsein der Verantwortung ausgeübt, wenn ihre Stieftochter Hilde, der freche Backfisch der „Frau vom Meere", zehn Jahre später ihre Freiheit dazu mißbraucht, den bewunderten Baumeister Solneß auf die Thurmspitze und in den Tod zu schicken, wenn Hedda Gabler im gleichnamigen Schauspiel den armen Eilert Lövborg, den sie „in Schönheit und mit Weinlaub im Haar" sterben sehen will, zum Tode treibt und plötzlich so unfrei ist, daß ein „Ekel" wie Gerichtsrat Brack schnödes „Hand- und Halsrecht" über sie gewinnt und ihr gleichfalls nur die Pistole bleibt? Wie nahm sich die befreite Individualität, der einzelne und auserwählte Mensch, der sich selbst freispricht und von den armseligen Durchschnittsmenschen nicht verstanden werden kann, in der Gestalt des Bankräubers John Gabriel Borkman aus, der seine Zuchthausjahre verbüßt hat, seitdem als alter kranker Wolf auf die Genugthuung wartet, die ihm niemals werden kann, der der Anschuldigung der geopferten Jugendgeliebten, daß er die unverzeihbare Todsünde begangen hat, das Liebesleben in ihr zu töten, ruhig seine „unbezwingliche Machtbegierde" entgegensetzt? Eine schneidendere Parodie auf das subjektive Heroentum, auf den „Napoleon, der in der ersten Schlacht zum Krüppel geschossen worden ist", hätte ja kein noch so entschiedener Gegner des Dichters ersinnen können, als er selbst im Gegenbild zum John Gabriel, im jungen Erhard Borkman erschuf, der auch sein eigenes Leben leben will, bloß leben, leben, leben und im Schlitten, zwischen einer schönen, üppigen Frau und einem vielverheißenden jungen Mädchen, in die freie Welt hinausklingelt. Alle diese Ueberraschungen, die Ibsens Muse seinen Bewunderern und Erläuterern bereitete, erwiesen mindestens, daß die Dinge nicht so kindlich einfach lagen, als die wähnten, die ihm die Mission zusprachen, der Heuchelei einer sterbenden Kultur die Maske vom Gesicht gerissen zu haben.

Wahr ist, daß die Sittenbilder aus der modernen Welt mit ihr
lüge, die lange Reihe der unerfreulichen, aber scharf gesehenen, voll be
stalten von der „Komödie der Liebe" und den „Stützen der Gesellscha
Ibsen hingestellt hat, eine starke Ueberzeugungskraft in sich tragen. N
es nicht vor Ibsen, daß Tausende, die sich als Träger überkommene
wandelbarer sittlicher Ideale gebärden, im Innersten unwahre, kalte
ohne Hauch eines Glaubens an die Dinge, die sie im Munde führen,
hat je auf die segnende Kraft der Heuchelei vertraut, als wer seinen
ihr suchte? Kam jedoch ein Dichter, der nach eigener Anschauung
schiedener Absicht die Kehrseite unzähliger feierlicher Lebensgrundsätze,
licher Lügen, hohler Predigten und hohler Reden entschlossen zusamme
ließ sich gegen die Wahrheit aller Hauptsachen der Charakteristik, wie
schaftsschilderung, in der „Komödie der Liebe", im „Bund der Jugen
„Stützen der Gesellschaft", im „Volksfeind" im Grunde nur zweierle
Erstens, daß die Zusammendrängung ganzer Reihen von bewußten
und Lügnern, von armselig Beschränkten und egoistisch sich selbst T
ohne daß ihnen das entsprechende Gegengewicht von besser angelegten,
währten Naturen gegeben wird, immerhin etwas Gewaltsames, de
faltigkeit des Lebens Fremdes behält, zweitens, daß Dichter vom Gepr
unablässig in Gefahr stehen, der vergiftenden, den Einzelnen wie die
zersetzenden Lüge den unbewußten inneren Widerspruch des Men
hinzuzugesellen. Es ist thatsächlich ein wunderlicher Widerspruch, wenn
Schlächtermeister, der noch am Morgen des Christabends seines Amte
und Schweine und Kälber halbdutzendweise abgestochen hat, am
den Lichtern des Weihnachtsbaumes sein Töchterchen auf den Arm he
der jauchzenden Freude des Kindes einen thränenfeuchten Schimmer in
bekommt. Und es ist ein noch grellerer Widerspruch, wenn uns
Schilderung des Sturms der Russen auf Praga einen russischen Gre
führt, der beherzt am Blutbad teilgenommen hat und einen gerettet
trägt: „Seht nur, was er für ein herrlicher, schöner Junge ist, wer woll
gerettet haben!" Derlei Widersprüche, die zu tausenden durch die We
Menschennatur gehen, können sehr leicht, aber sollten niemals in der poetisc
gabe des Lebens als Lüge aufgefaßt werden. Prüft man die Lebens
Einzelgestalten Ibsens unter diesem Gesichtspunkt, so zeigt sich, daß ih
zur Zerstörung, zur Bekämpfung der Ideale, die er für hohl und wur
achtet, nicht nur die Milde und das Mitleid genommen hat, deren M
seinem „Brand" dem Helden noch zur Schuld rechnet, sondern daß e
unvermeidlichen inneren Widersprüche des menschlichen Daseins wiederho
erachtet. Die mächtige, ernste, aber herbe Natur Ibsens schließt die Ver
ein, aber die Nachsicht, wie die versöhnliche Ergründung der Pflichtkon

aus. Die Härte, der „Frostweg, der zum Gesetz führt", brechen immer wieder hervor und hängen wohl mit dem umsonst geleugneten nordischen Wesen des Dichters zusammen.

Im Mittelpunkt der Weltanschauung Ibsens steht das Verhältnis des Einzelnen zur Allgemeinheit, der Widerstand gegen den Druck und Zwang, den die Allgemeinheit, heiße sie Gesetz, Bekenntnis, Ueberlieferung, Sitte, öffentliche Meinung, pädagogische oder ästhetische Doktrin, gegen die freie Entwicklung des Individuums ausübt. Wir haben eben gesehen, daß der Dichter die Zweifel am eigenen Ideal: die Anwendung der naturwissenschaftlichen Lehre von der Evolution auch auf die geistigen Lebensfaktoren, keineswegs völlig überwindet. Wie bei ihm vieles versteckt auftritt, so auch die ersten Aeußerungen des Zweifels. Otto Harnack hat in seiner Studie „Ueber Ibsens soziale Dramen" und in der Besprechung des Schauspiels „Rosmersholm" die Gegensätze der Lebensanschauungen Rosmers und Rebekkas, die in schauerlicher Schroffheit gezeichnet sind, mit den Worten charakterisiert: „Die Lebensanschauung der Rosmers adelt, aber sie tötet das Glück, die Lebenanschauung Rebekkas gewährt die Lebensfreude, aber sie führt zum Verbrechen. Beiden gegenüber hat der Dichter eine dritte aufgestellt, die eine volle Harmonie von Fähigkeit, Willen und That verlangt. Als ihren Vertreter hätte er einen eisenfesten, seiner Kraft wie seiner Schranken bewußten Mann hinstellen sollen. Statt dessen läßt er dies Ideal vor uns durch einen verlotterten genialen Charlatan entwickeln und will gar als Verkörperung desselben einen skandalsüchtigen und verlogenen Zeitungsschreiber uns glaublich machen. Das ist nicht mehr künstlerische Objektivität; hierin offenbart sich ein pathologischer Zug, der Zweifel an dem eigenen Gedanken, schon im Augenblick, da er erst dargestellt werden soll". (Otto Harnack, Essais und Studien zur Litteraturgeschichte S. 351.) Die Beobachtung ist fein, und sie könnte über mehr als eine Scene und Gestalt der späteren Dramen hinweg erstreckt werden. Die fröhliche Siegesgewißheit, mit der unsere Anarchisten an die Quadratur des Zirkels, den „opferfreudigen Egoismus" glauben, ist Ibsen nicht zu eigen, und auch das ist beachtenswert, daß er im Zweifelsfalle immer lieber zu der großen Anschauung, die das Glück tötet, aber den Menschen adelt, zurückgreift. Im Ganzen indeß zieht er mit seinen Maximos in „Kaiser und Galiläer" aus dem Vordersatz: „die alte Schönheit ist nicht länger schön und die neue Wahrheit ist nicht länger wahr" doch den hoffnungsvollen Schluß, daß ein Neues, Künftiges kommen müsse, nur daß wir eben nicht wissen, nicht einmal ahnen können, wie dies Werdende, Kommende aussehen wird. Für die berauschten Prophetieen revolutionärer Chiliasten ist der Dichter zu kritisch, zu epigrammatisch; daß auf dem Grunde seiner Seele ein Zug auch dazu lebt, ward schon hervorgehoben, er hält ihn in gewissem Sinne gewaltsam nieder und seine Menschen bewähren ihn vor allem in der Todestrunkenheit.

Die vielumstrittensten Werke Ibsens wie „Die Komödie der Liebe", wie

„Nora" und „Klein Eyolf" können so gedeutet werden, als ob der Dichter auch die Familie zu dem „sozialen Begriff" rechne, der in den gegenwärtigen Formen zu existieren aufhören wird. Der Accent liegt natürlich hier auf den „gegenwärtigen Formen". Daß es eine vollkommene Thorheit ist, Ibsen, der vom Sinnenglück unendlich geringschätziger denkt als vom Seelenfrieden, und der sich an diesem einen Punkt dem Russen Tolstoi weiter nähert, als irgendwo sonst, als einen Vorkämpfer der freien Liebe anzuklagen, braucht kaum erst hervorgehoben zu werden. Im Gegenteil war die asketische Neigung Ibsens, die Blüte der Liebe nur in der Entsagung und Erinnerung, nicht in der Vereinigung von Mann und Weib zu erblicken, schon in der Gestalt der Hjördis in der „Nordischen Heerfahrt" verkörpert und überraschte und erbitterte in der „Komödie der Liebe" nur, weil sie sich hier unmittelbar einesteils gegen das gesellschaftlich Herkömmliche, andererseits gegen den Dichtertraum dauernden Glückes wandte. Die Scheu Falks und Schwanhilds vor dem Untergang der Liebe in der gemeinen Gewohnheit des Alltags steigert sich aus der Anschauung des Dichters heraus zum Ekel vor der Ehe und, im vollen Gegensatz zu den anderen norwegischen Dichtern, die der ersten noch so thörichten, noch so dürftigen Jugendregung allein ein Lebensrecht zusprechen, zu einer Art Preis der Vernunftheirat. Da dem Dichter die letzte Tiefe der Liebe verschlossen blieb, in der die innerlich zusammengehörigen Menschen, über die Gefahren des Leidenschaftsglücks und die größere der platten Gewöhnung hinaus, zum reinsten Verständnis, zur Beseligung der Gemeinsamkeit in Leben und Tod gelangen, so war er in seinem Recht, die stumpfe Gleichgiltigkeit und den schmiegsamen Selbstbetrug, die sich hinter dem Schild einer sozialen Pflicht verstecken, zu karikieren. Nur daß damit gegen den höheren lauteren Pflichtbegriff gar nichts bewiesen wurde. Bei Ibsens Ueberzeugung, daß die große Mehrzahl der Ehen auf einer mühsam versteckten Lüge beruhe, kostete es den Dichter wenig, im „Puppenheim" die verzeihende Liebe ganz auszuschließen, und Nora auf den Weg einer einsamen Selbsterziehung zu schicken, bei dem Konflikt in „Klein Eyolf" die sympathische Gestalt der Asta einer Vernunftehe aufzuopfern, der leidenschaftlichen Liebe Ritas zu Allmers jede Berechtigung abzusprechen, ja das Zusammenleben der beiden Eheleute nach der Geburt des ersten Kindes als eine sittliche Verschuldung hinzustellen, die mit dem Tode des armen Jungen geahndet wird und mit schwerer Lebensarbeit und gelegentlicher Sonntagsruhe vielleicht gesühnt werden mag. In allen Fällen aber sucht Ibsens Muse ein ganz anderes Verantwortlichkeitsgefühl in das Familienleben hineinzutragen, indem er das „Herkömmliche" schneidig bekämpft, ohne immer klar sagen zu können, was an dessen Stelle treten soll. Doch der Dichter „fragt nur, überläßt das Antworten Anderen". Gerade hier aber ists, wo wir der grübelnden Skepsis Ibsens und seiner Nachahmer eine unverbrüchliche Forderung des deutschen Gefühls entgegenzusetzen haben. Wir wollen jede, auch die schärfste

und herbste Kritik unseres ererbten Familienbegriffs ertragen und jede ethische Steigerung der Voraussetzungen, aus denen sich die Familie aufbaut, berechtigt finden. Aber wir werden uns nie überzeugen lassen, daß die Familie nicht die „stärkste Individualität" sei, und daß jemals aus ihrer Auflösung und Zersetzung eine stärkere hervorgehen könne.

In all diesen Dramen handelt es sich um psychologische Experimente, die trotz ihrer künstlichen und zum Teil hart an der Grenze der seelischen Uebereizung und des Wahnsinns hingehenden sagen wir nicht Unmöglichkeiten, aber äußersten Möglichkeiten, trotz ihrer das Gefühl verwirrenden Zuspitzungen, sich innerhalb sehr einfacher äußerer Vorgänge abspielen. Dank der eigentümlichen Technik Ibsens scheinen die Dinge naturgemäß und logisch sich zu entwickeln, und mit dem Dichter wird der Zuschauer meist die komische Wirkung, die so künstlicher Tragik wie der in der „Frau vom Meere", in „Rosmersholm", in „Hedda Gabler", „Baumeister Solneß" und „Wenn wir Toten erwachen" innewohnt, meist übersehen. Doch sobald sie ihm in die Augen springt, ist es um die seelische Erschütterung, die diese Erfindungen und Gestalten hervorrufen sollen, geschehen. Spürt man einmal, daß es nicht tragische Mächte und Notwendigkeiten sind, die sich hier gegenüberstehen, daß die grübelnde Willkür einen stärkeren Anteil an ihnen hat, als der Eindruck des Lebens auf den Dichter, so regt sich auch im Leser und Hörer der grimmige Zweifel oder die Ironie, mit denen der Dichter selbst einem Teil dieser Bilder gegenüber gestanden hat, ehe er sie in die letzte unheimliche Beleuchtung rückte, die der modernen Auffassung alle Mängel der Zeichnung verbergen soll. Das „neugeborene Auge, das die alte That wandelt", ist dem Dichter selbst nicht überall zu eigen, wie kann er es von denen fordern, die durch ihn und mit ihm sehen sollen?

Es ist vollkommene Thorheit, gegenüber einem Dichter schwerer und dunkler Probleme an Poeten zu mahnen, die das Leben leichter nehmen. Erfreulich mag es sein, zu diesen Leichtnehmern zu gehören, aber nur die behagliche Oberflächlichkeit und die selbstzufriedene Eitelkeit konnten einer Natur wie der Ibsens ansinnen, ihre Auffassung des Lebens und ihre leichtherzige Wiederholung von Vorstellungen und großen Worten, zu denen sie längst kein inneres Verhältnis mehr hatten, zu teilen. „Die düstere und herbe Weltanschauung Ibsens war zur Zeit, als er sie poetisch zuerst aussprach, nichts weniger als Mode. Und dieser Thatsache gegenüber wird die Berufung darauf, daß beinahe alle größeren und vom Kern aus gesunden Dichter die Welt anders und lichter gesehen haben, hinfällig. So lange es nicht Laune und Großmannssucht sind, die das einzelne Talent treiben, wird man keinen Poeten von vornherein schelten dürfen, dem Naturanlage oder persönliches Geschick nur die Nachtseiten von Welt und Leben offenbarten. Gegenüber Ibsens Dichtungen „Brand", „Peer Gynt", „Kaiser und Galiläer" ist es unzweifelhaft, daß Ibsen von einem inneren Muß, dem

nicht zu entrinnen war, getrieben wurde. — Wohl aber fällt die Frage
Gewicht: „ob der Dichter einen Weg, den er zuerst mit heiliger Scheu
rückhaltenden Ernst betrat, den der Wahrheitdarsteller mit dem Wah
gemein haben muß, nicht schließlich mit ironischem Ueberlegenheitsgefüh
Ueberredungskunst des Sophisten, mit der Bravour des Virtuosen
gangen ist? Da die Berechtigung für die Darstellung der Welt
Menschenlebens nach deren dunklen Seiten nur in der innersten Ueb
des Dichters von der Wahrheit seiner Gesichte und Gestalten liegt, s
Gerechtigkeit des großen schöpferischen Talents von Schöpfung zu Schi
der Frage, ob jene Wahrheit in ihm selbst noch lebendig, keimkräftig
schütterlich sei." (Adolf Stern, Studien zur Litteratur der Gegenwart.
Diese Frage ist in der That die entscheidende und wichtige für di
beurteilung des späteren dichterischen Schaffen Ibsens. Seine Bewu
jahen sie rückhaltlos für jede Dichtung, die schrofferen Gegner verneii
die ganze Reihe der Werke, von den „Gespenstern" an bis zum dr
Epilog. Die Unbefangenen werden mit uns der Meinung sein, daß
Werke gegenüber neu an den Dichter gestellt werden muß, und sich
hehlen, daß das ja in mehr als einem Falle nur ein Bedingtes sein ka
wenn es auch ein Unbedingtes wäre, würde daraus noch nicht folgen,
uns dem, was für den Dichter zwingende Wahrheit gewesen, auf jede
vertrauen müßten. Auch wenn wir meinen sollten, daß Ibsens Ge
dramen keine über den einzelnen Fall hinausgehende Lösungen einschlö
bei ihrer Natur und dem verstärkten Gewicht, das der Dichter se
scheidungen giebt, schwer zu meinen und was keinesfalls Ibsens Mein
erweist die Zwiespältigkeit des Gefühls, in die uns bald die Handlu
die Gestalten der Dramen setzen, daß ihnen die siegende Kraft, die
Anschauung eines Dichters widerstandslos hineinzwingt, wenigstens te
bricht. Nicht an Geist und Stärke, aber an Liebe und Wärme feh
Dichter, der sich an die Zersetzung und Vernichtung der alten Ideale
von den neuen vollkommen überzeugt zu sein. Soweit Ibsen die Ge
er zu Trägern des „Kommenden" macht, nicht in die Nacht des Tr
entläßt er sie in die Nebel eines höchst ungewissen Schicksals — d
schlimm, das dritte Reich weit, wer faßt ein rechtes Vertrauen, daß
Schwanhild, daß Nora und Doktor Stockmann, daß Ellida Wangel, da
und Rita dort anlangen werden? Derer zu geschweigen, die wie Pasto
in den „Gespenstern", wie Hjalmar Ekdal in der „Wildente", wie Erh
man in „John Gabriel Borkman", wie Frau Maja in „Wenn
erwachen" halbeswegs umkehren und im Sumpf der Gewöhnlichkeit
Wie viel Anteil an dieser skeptischen Besonderheit des Dichters di
nungen des norwegischen Lebens, wie viel die elementare Zweifelsl

Natur haben, mag streitig bleiben. Gewiß aber ist, daß die dichterische Gestaltung unseres eigenen Lebens nicht damit belastet werden darf, die Typen Ibsens in unsere Welt hineinzutragen, für die wir schlechterdings keine Vergleichspunkte haben. Das Recht des analytischen oder psychologischen Dramas wird damit nicht beeinträchtigt, doch der irregehenden Nachahmung muß die schärfere Prüfung von Ibsens Weltanschauung einen Damm setzen.

Niemand leugnet, daß Ibsens Gesellschaftsdramen, namentlich die älteren, auch Gegensätze, Konflikte und eine Folge von Menschengestalten einschließen, zu denen wir die Vergleiche, die verwandten Erscheinungen aus unserem eigenen Leben unmittelbar bei der Hand haben. Unzweifelhaft ertöten Lügen, die sich als ideale Forderungen gebärden, schlechte Ueberlieferungen, die man fälschlich Pflichten tauft, und selbstische Regungen, die zu notwendigen Bedingungen des altgeheiligten Bestandes der Gesellschaft aufgebauscht werden, auch bei uns einen guten Teil Lebens- und Thatkraft, viel Lebensfreude. Hierin liegt die geheime Macht, mit der Ibsens Dramen, trotz ihrer sonderartigen und rätselhaft subjektiven Beimischungen auf die unbefangen Aufnehmenden und Genießenden wirken. Immer wieder aber gilt es, die einfachen und unwandelbaren Lebensgüter und idealen Forderungen, zu denen selbstvergessene Liebe, Mitleid und opferfreudige Hingebung gehören, die einfachen, unwandelbaren Pflichten, die das Maß der einzelnen Kraft nie übersteigen, wenn sie richtig erfaßt sind, und das unentbehrliche Einverständnis des Einzelnen mit einer Allgemeinheit gegen die Vorstellung zu wahren, daß der schrankenlose, gewissenlose Individualismus als Weltprinzip das dritte Reich höherer Gerechtigkeit und freudiger Kraft bringen könne. Der norwegische Dichter sucht das Grauen vor einer Zeit und Kultur zu wecken, wo die Person im wüsten Haufen hinschwindet, die Menschen namenlos und als bloße Nummern sinnen, bauen, kämpfen, laufen, Pyramiden aufrichten, in die ägyptisch jeder seinen kleinen Stein fügt, um das Ganze zu erhöhen, er sieht Zwang überall, sieht durch die bloße Forderung der Pflicht und die freiwillige Mitwirkung an Aufgaben, die kein Einzelner zu lösen vermag, das höhere Recht des Einzelnen gefährdet. Wir zweifeln nicht, daß sich in düsterer Stunde gewisse Erscheinungen und Entwickelungen unseres modernen Lebens mit seinen Augen ansehen lassen. Die Frage ist nur die, ob es sinnloser Pyramidenbau sei, dem alle Kräfte eines Volkes zustreben, ob der Einzelne versklavt sei, dem aus der willigen Uebernahme von neuen Pflichten neue Rechte erwachsen. Ibsen hat uns mit der skeptischen Prüfung der Fundamente unseres Lebens, der sophistischen Kritik sittlicher Grundbegriffe, mit seiner Charakteristik der Schwäche und Haltlosigkeit moderner Menschen in der That vor die Aufgabe gestellt, Schein und Sein, Phrase und Wesen schärfer als je zu unterscheiden, dem äußerlichen Schwung, dem kein innerer entspricht, dem sittlichen Pathos, hinter dem die selbstsüchtige Lüge steht, kein Gewicht beizulegen. Aber die „ideale Forderung“ hat

er darum mit nichten aus unserem Volksdasein und unserer Li
bannt, wir fühlen angesichts seiner Weltanschauung, daß jene g
steigert werden mag, aber unentbehrlicher denn je alle Adern ur
durchdringen muß.

Westminster-Abbey.

Es wurde Nacht im gewaltigen Dom,
Noch weißer die Statuen, bebrer,
Durch Riesenscheiben kam weich und bleich
Die Dämm'rung herein, wie ein stiller
Strom
Der lang verscholl'nen Geschichte gleich;
Der Schatten ward größer und leerer.

Ich wandelte noch von Gestalt zu Gestal t
Die gespenstisch wurden, verschwommen,
Da kam aus der Höhe ein mächtiger
Klang,
Die Orgel durchbrauste den Dom mit
Gewalt,
Dann ist ein silberner Pfeifen Drang,
Ein einzig Lichtlein erglommen.

Wollt ihr die Orgel versuchen? sprach
Der Kanonikus. — Ich? — O wie gerne! —
Die Hände in fünf Klaviaturen, rief
Ich Himmelsstimmen, Posaunen wach,
Die ganze Kirche, die schweigend schlief,
Das Dämmerlicht in der Ferne.

Und in den Wölbungen hat's gebebt,
Ich saß, von Tönen umflutet,
Die Grüfte thaten sich seufzend auf,
Was längst vergangen, da hat es gelebt,
Es kam aus Jahrhunderter Tiefen herauf,
Was hier verklungen, verblutet.

Der Sünder unter dem Baldachin,
Der Genius, von Licht umflossen,
Der Hunger erlitten, Verk
Der händeringend nach Re
Sie traten hervor aus dem
Ste
Und haben Thränen verg

Der alte Haß und der all
Hat unversöhnt noch die
Verzweifelnd geballt, und d
Vor den Himmelsstimmen, l
Wie Tau, hinströmten auf
Es bebten die Mauern, d

Es bebte die Orgel wie Pu
Wie brausende Meereswe
Und schluchzte leise, wie
Es hat den alten Säulen
Wie Martyr und Henker d
Hindeutend auf blutige S

Und Arme umschlangen die
Von hilfloser Qual gewun
Daran gefesselt vom eigen
Die Orgel klirrte und beu
Zum Erdenleid, zu der Ja
Die nächtens einander gel

Dann ward es wieder so st
Das Tönen, das Schluchze
Sie hüllten in Morgengew
Sie bargen schweigend im
Was sie erduldet, daß fei
Ihr Fühlen im Ruhm erk

Ca

Drei Weihnachten

von Felix Dahn.

I. a. 1230 an der Nogat.

Der Oſtnordoſt ingrimmig ſchnaubt,
Der Sturmhelm kror mir feſt ans Haupt:
Es zittert unter mir der Rappe:
Ringsum kein Ritter ſonſt, kein Knappe:
Ich ſteh allein auf böſer Wacht!
Das Eis der Nogat knirſcht und kracht,
Die Wölfe heulen durch die Nacht.
Aus finſtrem Föhrenwald zuweilen
Ziſcht's um mich her von Polenpfeilen;
Bis tief ins Mark dringt mir ein Grauen!
Auf, Herz! Nach oben muſzt du ſchauen:
Siehſt du der Sterne fromme Pracht?
Auf den Herrn Chriſtus muſzt du bauen,
Er hält mit dir getreulich Wacht,
Zumal in dieſer heilgen Nacht,
In der er Menſch geworden iſt.
Wähnſt du, daſz dein er je vergiſzt?
Nein, fällſt du hier auf deinen Schild,
Hebt er dich mit der Rechten mild
Und ſpricht: „für mich biſt du geſtorben: —
Das Himmelreich haſt du erworben!“

II. 1240 am Jordan.

Rings Wüſten-Glutbauch um mich her!
Tot fiel mein Röſzlein — lang iſt's her.
Wie ſtapft es durch den Sand ſich ſchwer!
Ich glaube faſt, ich kann nicht mehr.
Wenn ich nur noch die Palme dort
Erreiche und den Schattenort. — —
Die heilge Kirche ehr ich ſehr: —
Wenn die nur nicht ſo heilig wär'!
Warum ſoll das nun Sünde ſein,
Sein Bäslein wunderhold zu frei'n?
Doch Würzburgs Biſchof, unſer Ohm,
Schickt mich bis an den Jordanſtrom!
Den Zug des Kreuzheers ſoll ich teilen
Und trotzen Sarazenenpfeilen.
Dann, kann ich heil den Rückweg finden,
Will des Verbots er uns entbinden.
Die andern ſind ſchon weit voran,
Ob ich ſie noch erreichen kann?
O holde Herrin Irmingard,
Das Frein um dich iſt heiſz und hart.
Ich zweifle ſehr, ob ich dich je,
Dich und Alt-Würzburg wieder ſeh'
Weihnachten heut! Nun deckt der Schnee
Mit feierlichem Glanz dich zu.
Mein harrt im Sand die Todesruh
Und doch, o treu Geliebte du,
Ich ſegne dich noch im Verderben:
Denn ſelig iſt's, für dich zu ſterben.

III. an der Loire 1870.

Von Orléans der große Wald,
Wie liegt er finster, feindlich, kalt!
Gebt nicht die Nacht zu Ende bald?
Da horch! Ein Schuß! Nah hat's geknallt:
Ich weiß wohl, wem die Kugel galt.
Herr Franktireur, das ging daneben:
Laß mich ein wenig noch am Leben.
Zwar ist's ein hartes Leben jetzt,
Drei Wochen lang umhergehetzt,
Den Rock verwetzt, die Schuh zerfetzt,
Die Füße wund zu guterletzt,
Drei Wochen lang stets angeschossen, —
Heut Nacht hätt's beinah mich verdrossen,
Heut in der heilgen Weihnachtsnacht
Ganz einsam stehn vor'm Walde Wacht!

Jetzt schmückt daheim am
Den Christbaum meines Wei
Dort Tannenduft und Licht
Die blonden Buben jubeln
Ob sie mein Auge noch mal
Ob mich ein Grab im fremden
Nah, einmal muß doch jede
Ist schöner Los denn zu erv
Als Tod im Sieg für's Vate
Bin nur ein schlichter Land
Doch das begreift auch m
stand:
Wenn unser Heer den Sieg
Dann wird daheim ein Reic
Wie keins noch hat die We
Und trifft mich hier der To
So sterb ich für dies deutsch

Aussprüche aus „Geistige Waffen".

Wo immer der Mensch die überkommenen Ordnungen nicht mehr a
bindend empfand und zum Maß aller Dinge sein eigenes Meinen und Beha
da entwickelte sich eine Sophistik und verwarf alles an sich Gute, alle Norme
leeren Wahn und eine schädliche Beschwerung des Lebens.

Rudolf E

Es ist eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück d
denkt, sondern nur an Strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Gl
selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt.

W. von Hun

Das hochgesteigerte Gefühl der Kriegerehre und Dienstpflicht, die str
lässige, sich selbst vergessende, in keiner Gefahr und Not ermüdende Sorge um
gebenen; sie sind die ausgezeichneten und unübertroffenen Tugenden unseres H

G. F

Während Monarchisten und Liberale ihrem Wesen nach auf nationalem B
ist es zu allen Zeiten die Natur der klerikalen und der radikalen Partei, w
zu sein, kein Vaterland als ihre Partei zu kennen, für diese die Weltherr
fordern.

H. von

Franz Xaver Kraus.

Von

Ludwig Schemann.

Am 28. Dezember vergangenen Jahres verstarb zu San Remo Franz Xaver Kraus, jäh und unverhofft selbst für seine nächsten Freunde und Schüler, die, nachdem sie öfter zuvor schon ihn dem Tode verfallen geglaubt, diesen nun doch gerade in den allerletzten Tagen, da ihr Meister auf Italiens Boden noch einmal aufzuleben schien, wieder ferner gerückt glaubten. Von einem treuesten Freunde geleitet, der es nicht ohne Bangen sehen konnte, wie er „vom Arbeiten nicht lassen wollte", war er der Stätte genaht, wo er die letzten Blicke ins Buch der Natur, in seinen Dante und in die „Nachfolge Christi" werfen sollte, welch' letzterem Buche anscheinend sein Abschiedsblick, sein letztes Sinnen und Sehnen gegolten hat. In der ihm heimisch trauten Freiburger Erde ist er dann am Dreikönigstage bestattet worden. Sein Leichenbegängnis war von der Art, wie es sonst einem auch hervorragenden Gelehrten nicht so leicht gewidmet zu werden pflegt. Höchste Vertreter des badischen Fürstenhauses, der geistlichen, bürgerlichen und militärischen Behörden, die Universität in corpore, Deputierte

---

Während des Druckes des vorliegenden Artikels ist die offizielle Erinnerungsschrift der Freiburger theologischen Fakultät „Zur Erinnerung an Franz Xaver Kraus. Im Namen der theologischen Fakultät an der Universität Freiburg i. Br. von Dr. Karl Braig, Professor an derselben Fakultät." Freiburg i. Br., Herder, 1902, erschienen, welche unter der Flut von Nachrufen in mancher Beziehung immer einen authentisch ersten Rang wird beanspruchen können. Aus einer Reihe neuer eigener Aussprüche Krausens in Briefen, Schriften und sonstigen Aufzeichnungen setzt sich sein Gesamtbild nochmals unvergleichlich sympathisch dem Leser zusammen; und auch der Zug echter, ja warmer Würdigung und Verehrung, der trotz so offenbar vielfach abweichender Anschauungen des Verfassers und seiner Kollegen das Ganze durchzieht, muß auf jeden wohlthuend wirken und jede Kleinlichkeit der Beurteilung auch auf der andern Seite ausschließen. Um so mehr aber erscheint es mir Pflicht, *einer* s. z. s. programmatischen Aeußerung eine andere, ebensolche, Kraus' selbst gegenüberzustellen. Es handelt sich um die Spektator-Briefe, jene kirchenpolitische Zeitstimme, welche neuerdings als hervorragendstes Spezimen von Kraus' freierer Anschauung und Stellung innerhalb seiner Kirche in den Vordergrund getreten ist. An zwei Stellen seines Buches nun sagt Braig (S. 44 und S. 49), daß er diese Briefe und verwandte Kundgebungen „nicht zu Kraus' Lebenswerk rechne". Dagegen hat Kraus einmal, als er in seiner stolzbescheidenen Weise sein wunderbar reiches Schaffen vor mir entrollt hatte, mit folgenden Schlußworten selbst seinen sehr entgegengesetzten Standpunkt gekennzeichnet: „und dann noch die Spektator-Briefe, *die sind schon für sich allein ein Lebenswerk!*"

auswärtiger Städte und Körperschaften, zahlreiche Angehörige al
Stände bildeten den Trauerzug, der den edlen Toten von der
zum Grabe geleitete. Draußen aber auf dem Friedhofe legten in weit
viele Tausende Zeugnis dafür ab, daß in dem allen nichts Gewoh
Landläufiges, nichts Zeremonielles und Formelles war. Jeder hatte
eines durchaus ungewöhnlichen Ereignisses, einer spontanen Huldigung,
geistigen Haupte der Universität, einem der reichsten und vornehm
Badens, einem der Ersten und Besten der deutschen Gelehrtenrepublik d
war, der insbesondere auch, wie die Trauerfeiern in Florenz und Rom ben
in seltenem Maße den Ruhm und Glanz der deutschen Wissenschaft i
hatte leuchten lassen. Aus den Ansprachen hiesiger und auswärtige
der verschiedensten Pflegestätten der Kunst und der Wissenschaft klan
und groß heraus, welch' ein überragender Geist und Charakter hier,
auf mehr als einem Gebiete unseres heutigen Lebens, hat hergege
müssen. Und doch waren diese Klänge wiederum nur ein schwacher
der Empfindungen der Tausende und Abertausende, denen Kraus
und Schriftsteller, als Führer und geistlicher Berater, als Mensch
unvergängliche Wohlthaten erwiesen hatte. Auf lange hinaus noch
alles in der Oeffentlichkeit weiterhallen, aus nichts aber Kraus' geis
und Bedeutung gerade auch klarer zu Tage treten als aus dem Gedä
Verhaltenen und doch mit widerwilliger Anerkennung stets reichlich
im Tone der ihn Befehdenden. Nicht leicht wohl auch wird wieder eine
solcher Universalität, von solcher Größe und Weite des Blickes unter den Ve
Wissenschaft zu finden sein. Daher die ungezählten Freunde dieses w
ziehungen reichsten aller deutschen Gelehrten unter Fürsten, Staa
Aristokraten, Priestern und Gelehrten aller Art. Er selbst hatte un
von diesem allen etwas, und die Hoheit und Würde seines Wesens
ihm ebensoviel Verehrung, als ihm seine Hingebung, sein tiefes
Freundschaft und Dankbarkeit eintrugen. Nächst Deutschland galt
besonders von seiner zweiten Heimat Italien, wo er neben Jakob
der meistgenannte und bestbekannte deutsche Gelehrte war; aber auch in
wo unter anderem seine Kirchengeschichte in über vierzigtausend
verbreitet war, hatte er namentlich mit der Priesterschaft, bei wel
kanntlich die freiere Richtung stark vertreten ist, eine Fülle innerlich b
Verbindungen.

Es ist nicht dieses Ortes, von Kraus' engeren Fachwerken, se
encyklopädie der christlichen Altertümer, seiner Sammlung der Kun
Badens, der der christlichen Inschriften der Rheinlande und anderen
zu reden. Um so mehr aber haben wir denjenigen wissenschaftlich
leistungen einige Worte zu widmen, die seinen Namen in die weite

hinausgetragen haben: seiner Kirchengeschichte, seiner Geschichte der christlichen Kunst und seinem Dante. Gemeinsam ist ihnen allen der riesenhafte Fleiß, die staunenswerte Fülle der Materialien, die doch nie in toter Aufhäufung, sondern stets in lebendiger Durchgeistigung dem Leser entgegentreten, gemeinsam die echte Gediegenheit, und vor allem eine schlichte und überzeugende Beredsamkeit im Dienste des jedesmaligen Gegenstandes. Untrennbar vereinigt war bei ihm die allgemeine Geschichte mit der Kirchengeschichte, die Kirchengeschichte mit der Kunst- wie mit der Geistesgeschichte. Alle diese Disziplinen hat er angebaut, um den ganzen Gehalt der geistig-seelischen Welt des Christentums, wie es sich historisch in unserer Welt entwickelt und abgespielt hat, zu erschöpfen, um alle Schätze seiner Religion und Kirche als das Höchste, was dem heutigen Menschen zu bieten, in der Spiegelung der Wissenschaft darzulegen. Leider ist das letzte dieser Werke, die Kunstgeschichte, nicht vollendet worden. Zwar, die Darstellung der Renaissance ist, wie es heißt, im Manuskript vorhanden und soll noch in diesem Jahre der Oeffentlichkeit übergeben werden. Auf die neueren Jahrhunderte aber werden wir endgültig verzichten müssen. Vielleicht ist dies insofern weniger zu beklagen, als bei der Betrachtung beispielsweise der niederländischen Kunst vermutlich die Einseitigkeiten von Kraus' Natur mehr zu Tage getreten sein würden. Aber schon allein, daß wir um den Hymnus auf Cornelius gekommen sind, mit dem er das Ganze abzuschließen gedachte, bleibt tief zu beklagen.

Die letzte, wenige Tage vor seinem Tode erschienene Schrift ist die über Cavour, welche einen Teil der „Weltgeschichte in Charakterbildern" bildet. Sie ist so zu seinem wissenschaftlichen Testamente geworden und als solches vollgültig und sprechend, wenn auch die beiden andern Monographieen, die er für die gleiche Sammlung noch geplant, die über Franz von Assisi und über Erasmus von Rotterdam, seinem Herzensdrange noch mehr entsprochen und uns somit von dem innersten Menschen noch bessere Kunde gegeben haben würden.

Eines letzten, alle anderen überragenden Hauptplanes aber muß ich hier vor allem noch gedenken, von dem er mir wieder und wieder gesprochen, für den er ein gewaltiges Material teils schon gesammelt, teils ins Auge gefaßt, und der seit Jahren sein höchstes Sinnen und Sorgen auf sich gezogen hat: des großen Werkes über die innerkirchlichen Reformbewegungen vor der Reformation. Er dachte darin zu zeigen, daß, während im früheren Mittelalter eine Verquickung des christlich-kirchlichen Elementes mit dem weltlichen durch alle Konstellationen geboten war, im späteren, aus dem Sinne und Geiste aller innerkirchlichen Reformbestrebungen seit dem dreizehnten Jahrhundert, die Kirche sich ganz auf die Herrschaft über die Seelen hätte beschränken, allen politischen Gelüsten entsagen, den Völkerrassen gegenüber mehr individualisieren und vor allem die nordischen Völker bei Zeiten geistig freigeben müssen. Er hat es nie verwinden können, daß der Verlauf der Reformation diesen Gedanken zu nichte ge-

macht, der Jesuitismus ihn endgültig begraben hat. „Was hätte werden können," sagte er einmal zu mir, „wenn die drei größten Geister der damaligen Zeit, die einander 1511 in der camera della segnatura begegneten, Erasmus, Luther und Julius II., sich verständigt hätten!"

Es ist leider zu fürchten, daß ein solches Werk, nachdem er es mit hinabgenommen, nun überhaupt so leicht von keinem anderen mehr geschrieben werden wird. Die Protestanten können zumeist so manches Große und Tiefe der katholischen Urkirche nicht mehr recht miterleben und mitfühlen, und die Katholiken wollen zumeist nicht sehen, wie weit die historische katholische Kirche von der Idealkirche Christi abgekommen ist. In diesem einen Manne aber lebte alles, dessen es zum Ausdenken eines solchen Gedankens und zu seinem adäquaten Ausdruck bedarf. Er zeigt einerseits eine Vereinigung des echten großen Katholizismus und echt reformatorischen Sinnes wie andererseits ein in unserer Zeit kaum mehr verstandenes Beispiel dafür, daß ein großer und reicher Gelehrter zugleich ein inbrünstig frommes Gemüt bergen kann; er bedeutet einen lebendigen Protest gegen die Afterlehre, daß freie, unbefangene Forschung nur in der Weise und auf den Wegen eines Häckel oder Nietzsche zu erreichen sei.

Mit Recht ist schon in der Grabrede und anderwärts darauf hingewiesen worden, daß wir in Kraus einen wahrhaft priesterlichen Mann, einen selten reinen, edlen und weihevollen Geist gleich jenen auserlesenen Gestalten aus den schönsten Zeiten der Kirche und des Mönchtums verloren haben. Freilich mußte er es erfahren, daß, je tiefer und echter einer das Christentum faßt, desto näher er zu allen Zeiten dem Martyrium gekommen ist, wenn auch die Märtyrer der letzten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends in anderen Formen leiden als die der ersten des ersten Jahrtausends. Oder war es etwa kein Martyrium, wenn dieser Mann, der in den guten Zeiten der Kirche als ihrer Leuchten eine anerkannt und gepriesen worden wäre, von ihren jüngsten Leitern als schlecht katholisch beiseite geschoben, in stillen Bann gethan wurde, was dann zur Folge hatte, daß die große Meute dessen, was heute katholisch heißt, ihn noch bis ins Grab hinein verunglimpft hat, und doch auch wiederum den meisten Angehörigen der anderen Kirchen immer nur unter der jammervollen Tagesrubrizierung des „liberalen" Katholiken denkbar und als solcher allerlei falschen Beurteilungen, ja, am Ende gar der Verwechslung mit charakterlosen Achselträgern ausgesetzt blieb, während er sein eigentliches Lebensideal, eines über aller Politik wie über aller Kirchenspaltung thronenden Christentums, hier wie dort oft genug verkannt sehen mußte?

Immerhin war dafür gesorgt, daß ein Kraus sich nicht dauernd als Märtyrer zu fühlen brauchte. Schon das Gegengewicht seiner Lehrthätigkeit und die überreiche Anerkennung, die sein ganzes Wirken bei einer Fülle der Besten fand, war geeignet, vielmehr eine Grundstimmung tiefster Befriedigung in ihm

zu erzeugen. Aber auch dem Kampfe selbst — so groß und ernst hat er ihn alle Zeit erfaßt — wußte er Beglückung und Erhebung abzugewinnen. Veritas liberabit vos, das war sein Wahrspruch; mochte er dann auch zeitweilig seine Vergewaltigungen durch die Kurie wie blutende Wunden tragen, mochte diese gelegentlich mit der brutalen Gewalt ihrer Censoren Franz Xaver Kraus in Fesseln schlagen, Spectator oder Ξένος, sein befreiter Geist, flog immer von frischem auf, um sich hoch über seine Unterdrücker emporzuheben. An der Hand Dantes, der nicht nur als größter Dichter und Denker, sondern vor allem auch als der größte aller Katholiken sein eigentlicher Leitstern war, hatte er sich mit seltener Geisteskraft aus den von frühester Jugend an wirksamen Eindrücken und Einwirkungen der heutigen katholischen Kirche das große Ideal der echten alten zurückgewonnen; und um dieses Ideals willen hielt er aus im geistigen Heim seiner Väter, weil er die Hoffnung nicht aufgab, daß es einst anders darin werden könne. Sein tiefer Kummer war es, daß es keine germanischen Päpste mehr gäbe: einzig ein solcher hätte nach seiner Meinung den ungeheuren Heldenkampf für die gesamte Christenheit glücklich zu Ende führen können. Inzwischen hat er selbst alle Liebe, Begeisterung und Herzenswärme, aber auch allen Unabhängigkeitsdrang des Germanen gegen das herzlose, kaltberechnende Spiel des Romanismus und Jesuitismus ins Feld geführt und den Kommenden als Ziel die Vision seiner glücklichsten Stunden aufgewiesen, die einer neugermanischen Religion, welche „den erleuchteten Katholiken und den erleuchteten Protestanten von heute als das Gleiche vorschwebe und sich, vielleicht nach Jahrhunderten, finden werde, wenn die Ueberschätzung der materiellen Werte einmal nachgelassen".

Noch ein ernstes Wort zu dieser Frage. Kraus hat Schule gemacht; es ist ihm gelungen, seinen reinen großen Wissensdrang, sein hohes Pflichtgefühl, seine organische Verbindung warmer Begeisterung für alles Große in der christlichen Kirche — auch für das, was bei den verschiedenen Reformationen zu kurz gekommen war — wie für germanischen Geist und deutsches Vaterland einer ganzen Schar junger Deutscher, die so zum besten Material unseres Volkes gerechnet werden müssen, mitzuteilen und zu vererben. Hüten wir uns, durch politische, konfessionelle oder rationalistische Engherzigkeit diesen unseren Brüdern ihren ohnehin dornenvollen Weg noch mehr zu erschweren. Es hieße ins eigene Fleisch wüten! Eine der letzten Arbeiten, über denen Kraus zusammengebrochen ist, war eine Artikelreihe über die Tagesfrage „Mommsen-Spahn". Dürfen wir das Wort aufgreifen, das dem Sterbenden entsunken, so ließe sichs kurz etwa dahin zusammenfassen: Haltet ein mit dem Lärmen! Die Wissenschaft wird schon für sich selber sorgen, sie ist noch nie wirklich unterdrückt worden. Wohl aber schickt sie sich heute an, den Glauben zu unterdrücken, auch den Glauben, dem ich selber gelebt habe, der ich doch von mir sagen darf, daß ich ein echter Sohn der Wissenschaft wie wenige gewesen bin! Und wahrlich, er würde

Einer dem germanischen Gedanken vor-
zum politischen Katholizismus (Cavour,
e Zukunft zugewiesen und ihn, d. h. im
ien, in der Lehre wie im eigenen Leben
ründet hat. So erscheint es als eine
die Minorität germanischer Katholiken,
bleibe. Die Idee einer germanischen
maßen wie ein Kraus seine höchsten
wäre wohl für immer zu begraben,
herrschend würde.

erwandtschaft Kraus' mit unseren
ch mir in intimsten Besprechungen
nehr erschlossen hat, auch weiteren
Beispiele nahe zu führen. Diese
ente, sie wurzelte in den innersten
zer Bildungs- und Entwickelungs-
rischen Thatsachen nach ein dem der
n Geistesentwickelung denkbar ab-
r Wagner kennen lernen können,
gung beizubringen, der er in den
iebliebenen letzten Bandes der
ite: „daß jenes tiefe Sehnen
r modernen Menschheit durch-
ien adäquaten Ausdruck mehr
es Tönen und Worten fort-
m Tode gelesen, aber in einer
mir mit einer mich fast er-
Zukunft gesprochen, daß ich
mit den Augen des großen
hicke geschaut. Und endlich
nelweiter Abstand zunächst
„Erzketzer" und Vernichter
reiburger Kirchengeschicht-
athie die beiden Männer,
litterarisches Denkmal
sich in der Fassung des
die wahre Kirche aus

sskizze beschließen; doch
einzelnen Seiten des

Menschen noch einige kurze Worte widmen. Zwar liegt es in der Natur der Sache, daß gerade seine allerschönsten Züge, jene innere Weihe, die den Besucher seines Heims aus seiner Hauskapelle, seinen Studien- und Wohnräumen selbst nach seinem Tode noch so ergreifend anmutet; seine tiefe Wahrhaftigkeit, seine echt christliche Demut und Bescheidenheit den Fernerstehenden immer nur insoweit sich erschließen werden, als sie eben auch in seinen Schriftwerken sich ausprägen; um so mehr aber muß ein Anderes hier noch ganz besonders betont werden, weil es in seinen Werken nicht im leisesten zu Tage tritt und doch für deren wie für des ganzen Mannes Beurteilung so ungemein ins Gewicht fällt: Kraus war seit Jahren ein körperlich schwer leidender, ein gebrochener Mann. In unseren Tagen, wo leider bei nur allzu vielen Gelehrten der leibliche Organismus ihren geistigen Aufgaben gegenüber nicht Schritt hält, hat er uns ein heroischestes Beispiel gegeben, wie die Seelenstärke den versagenden Kräften des Körpers nachzuhelfen vermag. Mit seiner kontrakten Hand, die oft kaum die Feder halten konnte, hat er noch Buch um Buch niedergeschrieben. Er war die Bewunderung seiner Aerzte, denen es wohl nicht so leicht wieder begegnet sein mochte, daß ein Kranker noch im Fieber des Gelenkrheumatismus sich an seinen Geisteshelden aufrecht hielt und von ihnen nicht ablassen wollte. Seinem Motto der heroischen Geduld „patiens quia aeternus“ entnahm er jene Heiterkeit und Ergebung, die es ihn dem Himmel anheimstellen ließ, wieviel er ihn noch wolle schaffen lassen, jene Bewahrung vor jeglicher Umdüsterung im Erleben und im Preisen alles Großen und Edlen der Vergangenheit, in der Pflege aller guten Keime der Gegenwart.

Nun ist er dahin, und auch seine Biographie wird uns Lebenden nicht mehr zu teil werden. Er selbst hat die Bestimmung getroffen, daß die wichtigsten Papiere seines Nachlasses erst fünfzig Jahre nach seinem Tode entsiegelt werden sollen. Er hat recht daran gethan, seinen Namen einer befangenen Zeitgenossenschaft als Stichblatt die Religion entehrender Zänkereien vorzuenthalten. Inzwischen ist durch seine eigenen Werke dafür gesorgt, daß das Andenken dieses großen Gelehrten, dieses Priesters echten Christentums und Bekenners echten Deutschtums, dieses Bannerträgers der Gewissensfreiheit bei uns nicht erlöschen wird.

Die Probleme der deutschen Wirtschaftspoli für die Landwirtschaft und Industrie.

Von

Heinrich Dade.

Es wird eine der schwierigsten Aufgaben sein, aus der Kette der v Vorgänge in der Vergangenheit und vom letzten Glied dieser Ket der Gegenwart aus, die künftige Entwickelung wirtschaftlicher Verhält wollen. In der Regel wird man sich damit begnügen müssen, den Z wirtschaftlichen Erscheinungen aus der geschichtlichen Entwickelung z dem Verhältnis, in welchem der ermittelte Zustand der Wirtschaft zu den oder idealen Zustande steht, diejenigen Forderungen abzuleiten sind, die Menschheit dem wirtschaftlichen Ideale näher zu bringen. I Erkenntnis, daß es sich stets nur um ein Näherbringen, aber wohl Erreichen des Ideals selbst handeln wird, liegt der ewige Trieb der M immer wieder von neuem die nie rastende Forschung in dem stete schaftlichen Verhältnisse zu beginnen.

Würden die volkswirtschaftlichen Veränderungen, wie in der Natur, und chemischen Gesetzen stattfinden und demgemäß mit mathemat ermittelt werden können, so würde der Blick für die Gegenwart u Entwickelung nicht so leicht getrübt sein.

Aber die Volkswirtschaft bildet in ihrer Gesamtheit nicht ein ano ein organisches Gefüge, dessen einzelnes Glied der Mensch selbst mit s Denken und seinen wirtschaftlichen Trieben und Bedürfnissen ist. A ist es die fortschreitende Technik, welche die Ergebnisse der Natur Menschen dienstbar macht und das jahrhundertelang nur wenig beweg der Menschen bis in die tiefsten Tiefen aufrüttelt. Auf der anderen Staat mit seiner politischen Verfassung, seiner Gesetzgebung und Ver wirtschaftliche Entwickelung seiner Bevölkerung und seines Landes a eigentümlichen geographischen und ethnographischen Verhältnisse, na geschichte und dem politischen Einfluß der verschiedenen Berufsklass gebung und Verwaltung regelt, fördert oder auch hemmt. Die w wickelung eines Landes ist deshalb nicht das Produkt eines freie Waltens der einzelnen Menschen, sondern das Erzeugnis verschiedener, als auch gesetzlicher und politischer Faktoren. So sehr auch ein Lan

schaft verflochten ist, und so sehr auch die Fortschritte der Technik einer internationalen Nivellierung der wirtschaftlichen Verhältnisse zustreben, so sehr bilden die gesetzlichen, politischen und natürlichen Unterschiede der einzelnen Staaten gegen einen solchen internationalen Ausgleich Schranken, die bis jetzt noch kein Land auf die Dauer ungestraft hat preisgeben oder nicht beachten dürfen.

Um so schwieriger wird es sein, bei der Fülle der in Betracht kommenden Faktoren die Entwickelungstendenzen der deutschen Volkswirtschaft und insbesondere ihrer beiden wichtigsten Erwerbsgruppen, der Landwirtschaft und Industrie, bestimmen zu wollen.

Es könnte auffällig erscheinen, daß dem in der Regel als dritten Bundesgenossen von Landwirtschaft und Industrie bezeichneten Handel hier diese Ehre nicht erwiesen wird und damit angedeutet ist, daß die Landwirtschaft und Industrie die beiden grundlegenden Erwerbsgruppen eines Volkes bilden, von denen wiederum die Landwirtschaft als die elementare Basis der Volkswirtschaft zu bezeichnen ist. Das Charakteristische des Handels gegenüber der Landwirtschaft und Industrie besteht darin, daß er die Waren nicht produziert, sondern vermittelt und somit unabhängig von den Produktionskosten der Waren am Erzeugungsort und dadurch auch mehr oder weniger unabhängig von der inländischen Produktion selbst ist. Die hohe und vielfach notwendige Funktion des Handels soll damit keineswegs verkannt werden, sie ist aber nicht in gleiche Linie mit der Thätigkeit der Landwirtschaft und Industrie zu stellen, die allein die Kosten der inländischen Produktion bestreiten und deshalb in ihrer Existenz bedroht sind, sobald die Preise auf längere Zeit die Produktionskosten nicht decken. So wichtig auch der Handel für die Landwirtschaft und Industrie und für die gesamte Volkswirtschaft erscheinen mag, so sollte seine Stellung im staatlich organisierten Wirtschaftsleben eine sekundäre sein, und hat er sich nach Umfang und Organisation den Bedürfnissen, der Entwickelung und der Existenzfähigkeit der beiden primären Erwerbsgruppen, der Landwirtschaft und Industrie, unterzuordnen.

Welches sind nun die Entwickelungstendenzen von Landwirtschaft und Industrie? Ueberblickt man die Gesamtentwickelung beider Erwerbsgruppen im Laufe der letzten 50 Jahre, so fällt vor allem auf, daß die deutsche Landwirtschaft im großen und ganzen sowohl nach Bevölkerungszahl als nach Besitzverteilung, also in sozialer Hinsicht, sich fast unverändert erhalten hat, daß ihre Entwickelung fast ausschließlich auf betriebstechnischem Gebiete liegt, daß diese technische Entwickelung erst langsam, dann immer schneller fortgeschritten ist, und daß die deutsche Landwirtschaft im Begriffe steht, wenn die Konjunktur nur einigermaßen günstig sich gestaltet, in eine Aera der technischen Entwickelung zu treten, welche sie der Industrie hinsichtlich der technischen Ausbildung fast ebenbürtig an die Seite stellt.

Die Industrie dagegen hat nicht nur gewaltige Umwälzungen auf technischem Gebiet erfahren und steht gegenwärtig in ihrer Gesamtheit auf der höchsten Stufe der technischen Leistungsfähigkeit, sondern sie hat auch dem im engeren Sinne gewerblichen Leben in der Produktions- und Besitzverteilung, in sozialer Hinsicht, ein völlig neues Gepräge gegeben und dem deutschen Wirtschaftskörper ein Fassungsvermögen für die Beschäftigung einer Bevölkerungszahl verliehen, wie es vor 50 Jahren nicht für möglich gehalten wurde

Der Grund für diese verschiedene Entwickelung der Landwirtschaft und Industrie liegt darin, daß der Industrie die technischen Fortschritte viel früher zu gute gekommen sind als der Landwirtschaft, und daß diese sowohl nach der Eigenart ihres Betriebes, bei dem der unbewegliche Boden die Grundlage bildet, und nach der Eigenart der ländlichen Bevölkerung sich die technischen Fortschritte nicht so schnell aneignen kann, als der beweglichere industrielle Betrieb. Der Unterschied in der sozialen Entwickelung ist darin begründet, daß der Kulturboden nicht vermehrt werden kann, und daß überdies die Agrarverfassung und die Gesetzgebung für einen großen Teil des deutschen Kulturbodens den geschlossenen Besitz bestimmt haben, sodaß für den jährlichen Zuwachs der deutschen Bevölkerung in der Landwirtschaft, abgesehen von der Kolonisation des Ostens, wenig Arbeitsfeld übrig bleibt, während die Industrie durch Vervielfältigung der Produktion einer wachsenden Bevölkerung Arbeit geben kann.

Mit dieser abweichenden Entwickelung in Landwirtschaft und Industrie hängt auch ein weiterer bemerkenswerter Unterschied zwischen beiden zusammen, es ist dies die wunderbare Erscheinung, daß mit Rücksicht auf die Produktionsfähigkeit in der Industrie der Kleinbetrieb dem Groß- und Mittelbetrieb hat weichen müssen, während in der Landwirtschaft der Kleinbetrieb, soweit er die volle Ausnutzung der Arbeitskraft einer Familie gestattet, dem Mittel- und Großbetrieb in der Produktivität gewachsen ist.

Hierbei wird vorausgesetzt, daß die Inhaber des Klein-, Mittel- und Großbetriebes dieselbe Ausbildung für die landwirtschaftliche Praxis besitzen. Dies ist bisher leider in der Wirklichkeit nicht immer der Fall, doch kann die verschiedene Ausbildung keine prinzipielle Bedeutung für die Beurteilung der Konkurrenzfähigkeit der einzelnen Betriebsgrößen beanspruchen, besonders nicht zu Ungunsten des Kleinbetriebes, da die intensivste landwirtschaftliche Produktion, der Gartenbau, in der Regel Kleinbetrieb und trotzdem mit der höchsten Berufsbildung verbunden ist. Wenn unser bäuerlicher Besitz vielfach noch nicht die erforderliche betriebstechnische Bildung erlangt hat, so liegt dies weniger an der Kleinheit des Betriebes und noch weniger an einem geistigen Unvermögen der Bauern, sondern einzig und allein darin, daß man dem bäuerlichen Besitz bis in die neueste Zeit keine Gelegenheit zur betriebstechnischen Schulung gegeben hat. Es ist dies einer der wundesten Punkte der deutschen Agrarpolitik, und es ist eine viel zu wenig beachtete Thatsache, daß fast ein Drittel des deutschen Bauernstandes und Bauernlandes sich in Ostelbien befindet. Erst seit etwa 10 Jahren hat man in größerem Umfange begonnen, den Bauernstand durch Ackerbauschulen, Winterschulen, Fortbildungsschulen, Haushaltungsschulen, Wanderlehrer, Prämien, Ausstellungen ꝛc. auf eine höhere Stufe beruflicher Bildung zu heben. Die hohe Bedeutung des größeren Betriebes für die Erfindung und erste Einführung neuer betriebstechnischer Einrichtungen und für die Saatgut- und Tierzüchtung soll durch diese Ausführung in keiner Weise geschmälert werden.

Aber auch abgesehen von der Berufsbildung und der unvermindert zu Gunsten des Kleinbetriebes bestehenden räumlichen Konzentration des Betriebes, soweit derselbe nicht, wie leider noch vielfach, in vielen Parzellen über die Gemarkung verteilt wird, ist in der Landwirtschaft die Konkurrenzfähigkeit des Kleinbetriebes mit dem Mittel- und Großbetrieb in den einzelnen Landesteilen eine verschiedene und vor allem von der Entwickelung zweier

Faktoren abhängig sein, von der weiteren Gestaltung der technischen Fortschritte und der Höhe der Arbeitslöhne.

Die technischen Fortschritte der Landwirtschaft bestehen in der Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte, welche teils eine Ersparnis an menschlicher und tierischer Arbeit, teils eine Steigerung der Produktion, teils beides zugleich bewirken, wie der Dampfpflüge, Drillmaschinen, Mähmaschinen, Hackmaschinen, Dampfdreschmaschinen, Feldbahnen, und in neuester Zeit in der Benutzung der elektrischen Kraft, welche für die landwirtschaftliche Produktion vielleicht noch von epochemachender Bedeutung werden wird.

Die ökonomische Ausnutzung dieser Maschinen setzt zum Teil einen größeren Betrieb voraus und kann vom Kleinbetrieb überhaupt nicht oder nur teilweise auf genossenschaftlichem Wege durchgeführt werden.

Der weitere technische Fortschritt der Landwirtschaft besteht in der Anschaffung von Hilfsmitteln und Rohstoffen zur Vermehrung der Produktion, wie der künstlichen Düngemittel, der Kraftfuttermittel und des Saatgutes, welche der Großbetrieb in größeren Mengen und deshalb relativ billiger beziehen kann als der Kleinbetrieb, der diesen Vorteil zum Teil erst durch genossenschaftlichen Zusammenschluß wird erwerben können.

Der größte Fortschritt der Landwirtschaft liegt aber wohl auf betriebstechnischem Gebiet: in der Viehzucht und im Ackerbau. Er besteht in der durch die Naturwissenschaften, wie durch die Agrikulturchemie, Bakteriologie, Physiologie und Veterinärkunde geförderten höheren Einsicht in die Lebensbedingungen der tierischen und pflanzlichen Produktion und in der Anwendung dieser Mittel ist der Kleinbetrieb, bei zweckmäßiger Anleitung, dem Großbetrieb mindestens gewachsen oder gar überlegen, da es hierbei vielfach auf die persönliche Mitarbeit und Umsicht des Betriebsleiters selbst ankommt.

Alle diese Fortschritte der Landwirtschaft sind indes von zwei völlig verschiedenen Gesichtspunkten zu beurteilen. So sehr von privatwirtschaftlichem Standpunkt, mit Rücksicht auf die Rentabilität des Betriebes, jede landwirtschaftliche Maschine, welche an menschlicher Arbeit spart, begrüßt werden muß, so sehr wäre im allgemein volkswirtschaftlichen und sozialen Interesse zu wünschen, daß die Arbeitskraft, welche die bisherige und weiter steigende Produktion in der Landwirtschaft erfordert, durch eine größere Zahl von Landarbeitern geleistet würde, und daß die Maschine nur dort eintritt, wo ohne dieselbe die Produktion nicht gesteigert werden kann. Jeder Landarbeiter, jeder Bauerssohn und jeder andere Bewohner der Landgemeinde, der zur Industrie oder in die Stadt wandert, trotzdem er auf dem Lande ausreichenden Unterhalt und genügende Beschäftigung hatte oder finden konnte, bedeutet für den Staat einen unwiederbringlichen Verlust, da hierdurch der Grundstock des Volkes selbst, den die tote Maschine nicht ersetzen kann, angegriffen oder seine Vermehrung verhindert wird. Umgekehrt muß im staatlichen Interesse gewünscht werden, daß die Steigerung der *industriellen* Produktion in erster Linie durch den technischen oder maschinellen Fortschritt erfolgt, und daß dieselbe die Landbewohner nur soweit beansprucht, als dies der natürliche Bevölkerungsabfluß vom Lande gestattet.

Während somit auf technischem Gebiete der landwirtschaftliche Kleinbetrieb dem Großbetrieb teils unterlegen, teils gewachsen, teils aber auch überlegen ist, hat der Kleinbetrieb mit Rücksicht auf den zweiten, für seine Konkurrenzfähigkeit entscheidenden

Faktor, in der Arbeiterfrage, einen bedeutenden Vorsprung vor dem Gro
es diesem nicht gelingt, durch erhöhte technische Mittel oder durch den
Arbeiter aus dem Auslande die teuren Arbeitskräfte des industriellen
behren zu können. Dies führt auf ein bedenkliches soziales Symptor
wickelung der deutschen Landwirtschaft, auf welches noch kürzlich Ser
lich hingewiesen hat.

Durch die rapide Entwickelung der Industrie und der Großstäd
wirtschaftliche Bevölkerung in Deutschland nicht nur im Verhältnis
bevölkerung, sondern, wenn man den über diesen Punkt nicht ganz zuverlä
der Berufszählung glauben darf, auch absolut etwas abgenommen. Der
auf die Arbeitskräfte. Da die Landwirtschaft selbst durch höhere Geld
herigen Arbeitskräfte nicht immer festhalten kann, und sie bei steigender
Betriebes, namentlich bei vermehrtem Anbau von Hackfrüchten, wie Zucke
rüben und Kartoffeln, trotz stärkerer Verwendung von Maschinen, r
so viele, sondern zum Teil noch mehr Arbeitskräfte als bisher, besonder
Bestellung und Ernte, nötig hat, ist sie gezwungen, neben dem Stam
Arbeitskräfte die nur zeitweise erforderlichen Hilfsarbeiter von Jahr zu J
östlicher gelegenen Bezirken zu beziehen, und sie hat hierbei bereits seit vie
östliche Grenze überschritten und die Arbeiter aus Russisch-Polen und G
lassen. Die industriellen Bezirke und die Gegenden mit Zuckerrübenbau
haltungen der Städte in der Mitte Deutschlands und im Westen entzieh
Landwirtschaft immer mehr Arbeitskräfte, so daß diese zum Teil auf die
Arbeiter zurückgreifen muß. Es wird schwer sein, festzustellen, inwieweit
wickelung die Lage der Landarbeiter im Osten und die Höhe der Löhne
sind, und inwieweit die Arbeiterflucht im Osten auf die rapide Indust
auf die Ausdehnung des Zuckerrübenbaues, auf den Anreiz der industrielle
und des städtischen Lebens, auf die Verlegung und Konzentration der K
größeren Städte und auf die vielfach unlauteren Mittel der gewerbsmä
und Gesindevermittler zurückzuführen ist. Es bleibt die bedauerliche Th
daß ein Teil der östlichen Großgrundbesitzer nicht mehr ohne den Zuzu
Arbeitskräfte existieren zu können scheint, und damit seine historische
Aufgabe im Osten, ein Bollwerk gegen die herandrängende slavische und
zu sein, allein nicht mehr erfüllen kann. Diese Aufgabe wird unter
Wirtschaftsverhältnissen nur ein kräftiger und geschlossener, neben der
Teilen des Großgrundbesitzes bestehender Bauernstand aus rein deutsc
übernehmen können, und es ist deshalb dringend zu wünschen, daß die S
Ostens vom Staate selbst in noch größerem Umfange als bisher durch
Die bäuerliche Besiedelung des Ostens ist nicht nur eine preußische Ar
ist vielmehr im weitesten Sinne eine berechtigte Forderung des gesamte
und politisch geeinten deutschen Volkes. Auch liegt die Kolonisation
Interesse des lebensfähigen Großgrundbesitzes selbst, der seit Jahren im
der steigenden Ersetzung inländischer Arbeiter durch ausländische den Ast
dem er sitzt, und der die Grundlage seiner wirtschaftlichen und politischen

Allerdings wird eine plötzliche Absperrung der ausländischen Arbeiter nicht zu empfehlen sein, dieselbe wird nur mit fortschreitender Kolonisation nnd besserer Gestaltung der allgemeinen Lage der Landwirtschaft, vielleicht durch die Zulassung einer von Jahr zu Jahr geringer bemessenen Zahl von Arbeitern erfolgen können. Die Befürchtungen, welche sich an die Zulassung fremder Arbeiter knüpfen, können zum Teil durch eine schärfere Kontrole über den regelmäßigen Abzug der Arbeiter zur Verhütung einer Seßhaftmachung beseitigt werden. Auch müßte im Falle der Absperrung der russisch- und galizisch-polnischen Arbeiter folgerichtig auch der Industrie verboten werden, die bisher rein deutschen Bezirke des Westens durch polnische Arbeiter aus dem Osten in nationaler Hinsicht zu gefährden.

Soll aber die Bauernansiedelung sowie der bereits im großen Umfange vorhandene bäuerliche Besitz und der ihnen zur Seite stehende Großgrundbesitz, der aus politischen und technischen Gründen in gewissem Umfange nicht entbehrt werden kann, in dem weiten, industrie- und volksarmen Osten dauernd lebens- und existenzfähig sein, so ist ein stärkerer Anschluß des Ostens an die konsumkräftigen Gebiete der Mitte und des Westens unbedingt erforderlich, dies wird aber nur durch eine weitsichtige Eisenbahn-, Binnenschiffahrts- und vor allem Tarifpolitik erreicht werden können. Auch die Bestrebungen, im Osten durch Förderung der Industrie ein Absatzgebiet für die Landwirtschaft zu schaffen, müssen von diesem Standpunkt aus befürwortet werden, soweit die Industrie sich den natürlichen Verhältnissen des Ostens anpaßt und sich in erster Linie auf der landwirtschaftlichen Produktion, ähnlich wie in Dänemark, aufbaut. Endlich kann die weite Perspektive, welche der Spiritus-Industrie für Beleuchtung an Stelle von Petroleum und Gas und für Kraferzeugung an Stelle der Steinkohle eröffnet ist, dem Osten wie überhaupt der gesamten nationalen Produktion eine neue, noch ungeahnte Zukunft bringen, wenn eine energische Wirtschaftspolitik diese Entwickelung noch mehr als bisher fördern wollte.

Aber nicht nur in politischer, sondern auch in sozialer Hinsicht ist die Kolonisation des Ostens freudig zu begrüßen, da sie eine Vermehrung der selbständigen Landwirte auf deutscher Scholle zur Folge hat, deren soziales, politisches und militärisches Gewicht bei der weiter zunehmenden Industrieentwickelung mehr denn je in die Wagschale fällt. Und hierin liegt die große Bedeutung der landwirtschaftlichen Entwickelung für die moderne Volkswirtschaft, daß sie im Gegensatz zur Industrie durch Erhaltung und Vermehrung des bäuerlichen Betriebes, welcher zugleich infolge der Eigenart der landwirtschaftlichen, mehr organisch und weniger mechanisch und arbeitsteilig gestalteten Produktionsweise, relativ ebenso leistungsfähig ist wie der Großbetrieb, einen wichtigen Stand der wirtschaftlich selbständigen Männer und Familien in Deutschland nicht nur bewahrt, sondern auch, ohne technische Bedenken mit Rücksicht auf die Produktion, den staatlichen Eingriff zur Förderung dieser Entwickelung gestattet.

Dies führt zu dem schwerwiegendsten Punkt in der Entwickelung der deutschen Industrie, zu der Abnahme der wirtschaftlich selbständigen Existenzen und der absoluten und relativen Zunahme, sowie der räumlichen Konzentration der abhängigen Elemente, der Arbeitermassen, was sowohl in sozialer als politischer Hinsicht von der größten

Tragweite ist. Soweit dies in der rein technischen Entwickelung, also in der vermehrten und zugleich billigeren Produktion begründet ist, wird di trotz ihrer bedenklichen Schattenseiten in dem tragischen und erbarmungsl weiter Volksschichten nicht oder nur wenig geändert, wohl aber für di Hinsicht gemildert werden können. Klingt doch die Vernichtung des Klein die Technik wie ein Hohn auf die Lehre von den ideellen und ethi des Staates, und grenzt der Gleichmut, mit welchem sich die Generation de über den Untergang der mit der veralteten Technik oder der gewerblich verknüpften Menschen hinwegsetzt, fast an Cynismus! Ist es nicht leicht i nicht ferner Zeit ein neuer Umschwung auf technischem Gebiete die heute Arbeiterklasse verschiedener Industriezweige zu demselben Schicksal verd Tausende und Abertausende Existenzen des Kleingewerbes bereits verurteil jetzt das Schuhmachergewerbe, weiter verurteilt werden? Und ist es Standpunkt nicht beschämend, wenn als einziger Trost für den Unter soliden Handwerks- und Mittelstandes die größere Beweglichkeit und neuen Fabrikarbeiters hingestellt werden muß, der bei niedergehender Ko Industriezweiges mit Frau und Kindern heimat- und wohnungslos w Steinkohlen von einer Grenze des Reiches bis zur anderen befördert Aber auch dieser Trost versagt, wenn bei allgemeiner Krisis der Arbeit Reiche Arbeit findet.

Etwas anders ist es aber, soweit die Entwickelung zum Großbe Macht des in einer Hand konzentrierten Kapitals hervorgerufen ist, das technische Fortschritte und Verbilligung der Produktion als durch rück nutzung und Beherrschung des Marktes und durch andere oft zweifelhaf Klein- und Mittelbetrieb zu verdrängen sucht. Es kann wohl schwer lichen Erhaltung eines Kleinbetriebes das Wort geredet werden, de genossenschaftliche Hilfe technisch nicht mehr leistungsfähig ist. Wohl aber die Mittelbetriebe in jeder Weise zu stärken. Auch mit Rücksicht auf die von Absatzkrisen ist ein zahlreicher Mittelbetrieb in der Industrie von gro da derselbe eine Krisis besser aushalten kann und auch dem Arbeiter i eine sicherere Existenz bietet als die Großindustrie, deren einseitiges kapitalist und deren immer engere Verbindung mit den Banken und Börsen zur Ueb Bedarfs, zur Ueberproduktion, zur Ueberspannung des Kredits und und damit zu fast regelmäßig wiederkehrenden Krisen führt, die bei d Verwendung des Aktienkapitals für immer weitere Kreise der Gesamtbe hängnisvoll werden. „Die ganze Frage der Regelmäßigkeit und Unrege Arbeit ist," wie Schmoller in seinem Grundriß sagt „in ihrem letzten Ke der Technik, sondern von der sozialen Ordnung der Volkswirtsch

Allerdings muß man offen bekennen, niemand hat bisher den St für die Lösung dieser sozialen Frage gefunden. Auch der deutschen Dic der Genius erstehen, der unserem Volke das eigentliche soziale Drama o der Gegenwart mit einem glückverheißenden Seherblick schenkt. Sowohl d von Björnsons „Ueber unsere Kraft" wie noch mehr Gerhart Ha

„Weber“ versagen völlig, wenn der sehnsüchtig wartende Zuschauer am Schlusse fragt: „Was nun?“

Als eine gemeinsame Entwickelung der Landwirtschaft und Industrie ist noch der Zusammenschluß vieler Betriebe zur Regelung der Produktion und des Absatzes hervorzuheben. Hierher gehören die industriellen Kartelle, Syndikate und Trusts und die großen genossenschaftlichen Verbände der Landwirtschaft, insbesondere auf dem Gebiet der Zucker- und Spiritusindustrie und der Getreide-, Vieh-, Butter-, Milch- und Eierverwertung.

Diesem Zusammenschluß der Produzenten in Landwirtschaft und Industrie liegt neben der Regelung der Produktion die Absicht zu Grunde, die Macht des Handels auf dem Gebiet der Preisbildung zu brechen und durch den direkten Verkehr mit den Konsumenten und Lieferanten, die ihrerseits gleichfalls durch Zusammenschluß, wie durch Konsumvereine, einen Teil des Handels auszuschalten suchen, den Preiszuschlag des Zwischenhandels für sich oder zu gleichen Teilen mit den Konsumenten und Lieferanten zu gewinnen.

Für die Landwirtschaft mit ihrem vorherrschenden Klein- und Mittelbetrieb liegt in diesem Zusammenschluß zweifellos das einzige Mittel, ein größeres Kapital zusammenzubringen, das der Macht des Großkapitals im Handel und in der Industrie ein Paroli bieten kann. Die Erkenntnis bricht sich in der landwirtschaftlichen Bevölkerung immer mehr Bahn, daß die Landwirtschaft von der modernen Zeit, d. h. von dem Kapital des Handels und der Industrie und einer auf die Interessen dieses Kapitals zugeschnittenen Gesetzgebung verschlungen werden wird, wenn sie nicht mit der nun einmal glücklicher- oder unglücklicherweise bestehenden kapitalistischen Betriebsweise vorwärts gehen will und die Gesetzgebung für ihre Interessen zu gestalten sucht.

Diese Thatsache ist von weittragender Bedeutung. Man kann im Zweifel sein, ob für die Beurteilung der Erhaltung und Stärkung des Bauernstandes das rein wirtschaftliche oder Produktionsinteresse für die Ernährung der Bevölkerung oder der soziale Gesichtspunkt mit Rücksicht auf die Volkskraft entscheidend ist. Daß die kapitalistische Betriebsweise, welche eine erhöhte geistige Anspannung erfordert und den Besitzwechsel fördert, die seelische und physische Quelle, welche das deutsche Volk noch in seinem Bauernstande besitzt, nicht so bewahrt wie die früher überwiegende Naturalwirtschaft, ist nach den Untersuchungen von Hansen und Ammon wohl nicht zu leugnen. Immerhin wird im Zeitalter der Eisenbahnen und der Freizügigkeit und angesichts der starken Bevölkerung der soziale Standpunkt, der früher fast ausschließlich für die Pflege des Bauernstandes geltend gemacht wurde, allein schwerlich aufrecht erhalten werden können. Es wird deshalb versucht, beide wichtigen Interessen zu verschmelzen und der obigen Gefahr durch eine Agrargesetzgebung und Kreditorganisation vorzubeugen, welche der mobilisierenden und auflösenden Tendenz des Kapitals entgegenwirken und die Erhaltung des Besitzes in der Familie und des gesamten Bauernlandes im Bauernstande am besten sichern.

Also der Kampf des unbeweglichen Kapitals oder des deutschen Bauernstandes gegen das bewegliche Kapital und der politische Einfluß des einen Kapitals gegen den des anderen, sowie der wirtschaftliche und politische Kampf der Arbeitermassen gegen das

gesamte Kapital scheinen die Devise der Zukunft und mehr ausschlaggebend zu sein, als die nummerische Stärke der Bevölkerung in Landwirtschaft, Industrie und Handel. Und diese Devise wird und muß, so paradox es klingen mag, und wenn die mehr als tausendjährige Kultur des deutschen Volkes nicht zu Grunde gehen soll, zur Versöhnung und Einigung der wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze auf einer mittleren Linie führen, welche in der Erkenntnis der solidarischen Interessengemeinschaft aller inländischen Produktionszweige, sowohl der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, und in einer Wirtschaftspolitik gipfelt, die diesem Gedanken Rechnung trägt.

Allerdings muß man sich bei solcher Auffassung der deutschen Wirtschaftspolitik die Frage vorlegen, ob Deutschland in absehbarer Zeit noch den jährlichen Zuwachs der Bevölkerung im Inlande wird beschäftigen können, und ob es für das Gesamtwohl des Reiches nicht vorteilhafter ist, einen Teil des Ueberschusses durch eine weitsichtige Kolonialpolitik ins Ausland zu lenken, statt für den gesamten Bevölkerungszuwachs in einer auf unsicherem Export beruhenden Industrie eine entsprechend unsichere Existenz zu schaffen. Für die Beantwortung dieser Frage wird in Betracht kommen, daß für den dauernden Bestand des Reiches nicht die nummerische Stärke seiner Bevölkerung, sondern in erster Linie die gesunde und kräftige Entwickelung seiner einzelnen Glieder maßgebend ist. Und sollte gar die Unterbringung des jährlichen Zuwachses der Bevölkerung in Zukunft nur durch die Opferung der bäuerlichen Bevölkerung möglich sein, so ist die Frage, um es drastisch auszudrücken, ob Deutschland durch 1000 neue Industrie-Arbeiterfamilien, welche die kapitalistische Großindustrie jeden Augenblick arbeits- und brotlos auf die Straße werfen kann, glücklicher wird, oder durch die Erhaltung von etwa 1000 Bauernfamilien, die ganz oder zum Teil für die Gewinnung der 1000 Arbeiterfamilien geopfert werden müßten.

Oder mit anderen Worten, die deutsche Wirtschaftspolitik darf nicht im englischen Kielwasser segeln. Die großen englischen Nationalökonomen, die man auch die klassischen nennt, wie Adam Smith, Robert Malthus, John Stuart Mill, selbst David Ricardo und wie sie alle heißen, die sämtlich vor dem großen und radikalen Umschwunge der englischen Wirtschaftspolitik geboren sind und gelehrt haben, würden sich noch im Grabe umdrehen, wenn sie sähen, was aus dem hoch gesitteten und geachteten englischen Volk, einem früheren Volk der Dichter und Denker, trotz aller Pracht schließlich geworden ist, und was gewisse Volksbeglücker in Deutschland unter angeblicher Berufung auf ihre Lehren sich aus den Fingern gesogen haben.

Nach allem diesen wird für Deutschland eine mittlere, aber zielbewußte Politik geboten sein, welche die Landwirtschaft und Industrie in gleichem Maße und nicht die eine auf Kosten der anderen zu fördern sucht, daneben aber durch eine fürsorgliche Auswanderungspolitik ein Ventil offen hält, durch das erforderlichenfalls ein Teil des Volksüberschusses abfließen kann, soweit nicht bei steigendem Wohlstand und wirtschaftlicher Einsicht der Arbeiterfamilien eine geringere Zunahme der Bevölkerung eintreten wird. Auch in politischer Hinsicht ist eine möglichst hohe Volkszahl nicht mehr ein so maßgebender Faktor wie früher, da das Deutsche Reich den europäischen Kulturstaaten an Volkszahl bereits weit überlegen ist und den übrigen Riesenstaaten der Erde, wie Rußland, den Vereinigten Staaten, China ꝛc. niemals in der Quantität, sondern

nur in der Qualität seiner Bevölkerung und in der Tüchtigkeit seines Heeres und seiner Marine wird gewachsen und überlegen sein können, wie dies Adolf Wagner in seiner „Grundlegung" und in seinem „Agrar- und Industriestaat" treffend dargelegt hat.

Die Qualität des Volkes und des Heeres wächst nicht im Verhältnis zur Kopfzahl, sondern hängt davon ab, welcher Schatz von unverdorbener physischer und geistiger Kraft, von sittlicher und geistiger Schulung, von Heimat- und Familiensinn, Pflichtgefühl und Religiosität im Volke und in der Volksseele lebendig geblieben und mit in die neue Wirtschaftsära hinüber gerettet ist und in derselben erhalten werden kann.

Diese Imponderabilien eines Volkes, deren treueste Hüterin von jeher ein kräftiger Bauernstand, eine gebildete, fest angesessene und traditionelle Grundaristokratie, ein starker gewerblicher Mittelstand in Stadt und Land und ein solider Beamten- und Gelehrtenstand gewesen sind, kann keine Bevölkerungs-, Berufs- und Betriebsstatistik und keine Steuer-Veranlagung erfassen, sie werden aber ausschlaggebend sein für den Bestand des Staates, wenn derselbe einmal durch große politische Ereignisse in seinen Grundfesten erschüttert werden sollte, und glücklich die Nation, die dann die kostbarsten Güter eines Volkes nicht verscherzt hat.

Bismarck-Aussprüche.

Im Verfall der Landwirtschaft sehe ich eine der größten Gefahren für unseren staatlichen Verband.

Ich lerne vom Leben, ich lerne, so lange ich lebe, ich lerne noch heute.
(14. Februar 1885.)

Die Popularität einer Sache macht mich oft zweifelhaft und nötigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu häufig gefunden, daß man auf Akklamation stößt, wenn man auf unrichtigem Wege ist.
(1882.)

Der Staatsmann gleicht einem Wanderer im Walde, der die Richtung eines Marsches kennt, aber nicht den Punkt, aus dem er aus dem Walde herausstreten wird. Ebenso wie er muß der Staatsmann die gangbaren Wege einschlagen, wenn er sich nicht verirren soll.
(1890.)

Aus „Geistige Waffen". Ein Aphorismenlexikon, zusammengestellt von C. Schaible.

Wie müssen wir mit den Chinesen verkehren

Von

Karl Canera.

Es besteht ein großer Unterschied zwischen dem Verkehr der Regierur Staaten unter einander und den einzelnen Angehörigen diese einander. Für den diplomatischen Verkehr lassen sich allgemeine Regeln dieser unterliegt für alle Regierungen, seien es Ost- oder Weſtländ jeweiligen Verhältnissen, und diese können sich durch mancherlei Ums Wechsel der Persönlichkeiten, über Nacht ändern. Wir selbst haben es mit dem Auftreten Bismarcks eine völlig veränderte Art des diplom zwischen den Regierungen sozusagen im Handumdrehen geltend machte. mit ihren Kniffen, Heimlichthuereien, ihrer Unehrlichkeit und Hinterli aus dem Sattel gehoben, und ein neuer, weit offenerer und klarerer V Die chinesischen Diplomaten aber stehen zur Zeit noch auf dem machiavellistischen politischen Denkweise, welche auf nichts Rücksicht nin was ihnen im gegebenen Augenblick klug und vorteilhaft erscheint.

So muß man auch dem chinesischen Diplomaten dauernd mit größter

Der Verkehr der Angehörigen verschiedener Völker unter einan liegt weniger jenen Schwankungen, welche durch Zeit- und Person gerufen werden. Die Art desselben ist mehr in den langjährigen Sitten der einzelnen Völker begründet, und diejenigen Vertreter von Staaten Verkehr stets den größten Vorteil ziehen, welche es besser wie die anderen v jenen Eigenheiten der Völker, mit denen sie verkehren, zu rechnen und de zu berücksichtigen. Es bedarf daher für solchen Verkehr eines eingehend Studiums der Lebensgewohnheiten, Denkweise und Vorurteile der Völke in erfolgreichen Verkehr treten will. Den Chinesen gegenüber sind aber n Verlangenden. Ihnen wäre es jedenfalls am liebsten, wenn sich alle Mond oder auf den Mars zurückziehen wollten. Sie brauchen uns nic nicht gerufen und dulden unseren Verkehr mit ihnen nur, weil sie aber wollen mit ihnen verkehren, weil wir neue Absatzgebiete für unsere

*) Wir geben den interessanten Darlegungen des verehrten Weltreisend glauben dem scharfen Beobachter fremdländischer Verhältnisse, der seit länge China besucht, getrost die Verantwortung für seine Beurteilungen und Hinw in Bezug auf die Wirksamkeit der Missionare der verschiedenen Religionsgesell Einwirkung auf die Chinesen, überlassen zu können.

gebrauchen, damit wir nicht in unserem Fett ersticken; weil wir neue Erwerbsquellen für einen Teil des Ueberschusses unseres Bevölkerungszuwachses suchen, kurz weil wir uns ausdehnen müssen.

Unsere Aufgabe ist es also, uns um die chinesischen Eigentümlichkeiten des Näheren zu kümmern, ihre Sitten und Gebräuche zu studieren, und uns, soweit es angänglich, an diese anzupassen, um uns dadurch den Verkehr mit ihnen möglichst ersprießlich zu gestalten. Mit Hilfe der bloßen Macht allein kann man wohl einem Volk einen Verkehr aufzwingen, aber ihn nicht auf die Dauer so befestigen, daß er anhaltend thatsächlich Nutzen gewährt.

Bei der europäischen Konkurrenz in China erfahren die Engländer immer deutlicher, wie sehr sie gegen uns Deutsche im Nachteil sind, weil sie in Beziehung auf diese Anpassung im Verkehr so viele Unterlassungssünden begangen haben und noch begehen.

Der erste Grundsatz für einen gedeihlichen, gegenseitigen Verkehr im Osten müßte lauten: „Achte die Anschauungen des anderen, insbesondere in politischer und religiöser Beziehung!“ Diese muß man daher zunächst kennen zu lernen suchen.

Seit Jahrtausenden hat sich in China die autokratische Monarchie unangetastet erhalten. Die Ueberzeugung, daß der Kaiser vollständig uneingeschränkter Selbstherrscher sein und bleiben muß, ist den Chinesen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß es nicht denkbar wäre, dort je eine Revolution im republikanischen Sinne zu erleben. Die chinesische Denkweise kann wohl einen Kampf gegen die Person eines Kaisers oder noch eher einen solchen gegen eine Dynastie, welche fremd ist wie die jetzige, verstehen und versuchen, nie aber wird sie sich gegen das System selbst wenden, denn dieses ist durch uralte Ueberlieferung geheiligt. Dieses System beruht im wesentlichen auf der Art und Weise der Unantastbarkeit ihres Familienlebens. In der Familie ist der Hausherr das wahre Familienoberhaupt mit beinahe uneingeschränkter Machtvollkommenheit. Dafür übernimmt er auch eine große Verantwortung nicht nur gegen sich selbst, sondern ebenso gegenüber seinen Familienangehörigen. Ein Vater wird mit und durch seinen Sohn geehrt, hochgestellt, ja sogar geadelt, wenn z. B. der Sohn das „große Examen“ bestanden hat. Der Vater soll dafür belohnt werden, daß er einen so vorzüglichen Sohn erzeugt und erzogen hat. Umgekehrt wird er mitbestraft, wenn ein Familienmitglied ein Verbrechen begeht. Die ganze Familie nimmt also am Gedeihen oder Mißraten ihrer einzelnen Glieder Anteil. Dagegen erlangen diese nie eine volle Selbständigkeit, so lange der Vater lebt. Durch diese Unterordnung unter das Familienhaupt wird das Abhängigkeitsgefühl dem Chinesen schon in der Kinderstube anerzogen und in der öffentlichen Erziehung immer mehr, auch in Bezug auf sein politisches Denken, ausgebildet. Ein weiteres Gesetz vermehrt und vertieft dieses Abhängigkeitsgefühl noch, nämlich der Umstand, daß kein Chinese Eigentümer von Grund und Boden werden kann. Das ganze Land gehört dem Kaiser und wird durch ihn, d. h. durch die Landesbehörden als seinen Vertretern, an die, welche Land bebauen wollen, nur verpachtet. Dabei herrscht noch die besondere Beschränkung, daß niemand mehr als etwa 380 Ar nach unserem Maß pachten darf. Wenn man diese Verhältnisse stets gekannt und gehörig beachtet hätte, wären manche der entstandenen Schwierigkeiten vermieden und manche unberechtigte Klage über chinesische Unzuverlässigkeit, chinesische Betrügerei und die aus diesen entstehende

Mißstimmung vermieden worden. Denken wir an besondere Fälle! Ein Europäer schließt mit einem Chinesen irgend einen Vertrag ab, z. B. zur Lieferung von Transportmaterial zur Fortsetzung seiner Reise. Der betreffende Chinese aber ist noch nicht selbständig, weil sein Vater noch lebt. Letzterer aber hat über die Transportmittel schon anders verfügt, oder will sie dem Europäer nicht gewähren, so bleibt der Führer mit seinen Tieren trotz aller Abmachung am nächsten Morgen aus; der Europäer kann nicht weiter reisen. Es erhebt sich natürlich ein heftiger Unmut über wortbrüchige Chinesen u. s. w. Hätte der Europäer den Chinesen gefragt: „Hast Du noch einen Vater oder bist Du selbst Chef?“ so wäre der bestimmte Bescheid erfolgt: „Ich habe noch einen Vater.“ Darauf gehört sich dann das Geheiß: „Gut, so sende mir Deinen Vater, damit ich mit diesem verhandle.“ Bei solchem Verfahren wäre wahrscheinlich alles glatt gegangen.

Man macht zum Zwecke eines Eisenbahnbaues die Abtretung von Land mit dem nächsten Ortsvorsteher ab. Der Mann sagt zu und kann mit dieser Zusage im Grunde nur meinen, daß von seiner Seite kein Hindernis vorliege. Man beginnt nun Vermessungen. Der Taotai des Kreises aber tritt mit seinem Verbot dazwischen. Alle Mühe war umsonst.

Warum hat sich der Europäer nicht an den Taotai oder schließlich an den Vizekönig gewendet! Man muß doch wissen, daß alles Land kaiserliches Eigentum ist, also jede höhere Behörde bei solchen Landpachtungen mitzureden hat.

Wir können aber daran nichts ändern, und wer meint, er würde in einfachen geschäftlichen Dingen mit europäischer Fixigkeit und Schneidigkeit allein durchdringen und Jahrtausende alte Gebräuche ändern können, erfährt zu seinem Nachteil, daß er dies nicht kann.

Wenn wir die Herren würden, z. B. nach kriegerischen Erfolgen, dann könnten wir befehlen und einem Volk unser System aufzwingen. Wo dies nicht der Fall ist, müssen wir uns verständig in die Lage fügen. Ist es nicht überall so? Wer da glaubt, im Innern Rußlands ohne jede Bestechung etwas erreichen zu können, oder wer da meint, in manchen Ländern Amerikas noch einen klaren Prozeß dann zu gewinnen, wenn er sich nur auf sein gutes Recht verläßt und diesem nicht mit Geldgeschenken nachhilft, der wird seine trüben Erfahrungen machen. Wenn ein Chinese gegen einen Engländer bei englischen Gerichten prozessiert, so kann er ebenfalls getrost seine Ansprüche auf seine Urenkel vererben, denn er erlebt wahrscheinlich den Ausgang des Prozesses nicht.

Also man nehme zuerst auf die einmal bestehenden Verhältnisse des betreffenden Landes Rücksicht, sonst erleidet man unnachsichtlich nur Nachteile.

Wie viel auch wurde und wird damit verdorben, daß manche Herren, besonders Engländer, mit unglaublichem Dünkel den chinesischen Beamten gegenübertreten. Ob die chinesische oder die europäische Kultur höher stehe, ob jeder europäisch gebildete Mensch über einem chinesischen Gebildeten steht oder nicht steht; ob das englische System in Indien, jeden Europäer dem Eingeborenen gegenüber als höheres Wesen hinzustellen und z. B. alle Militärposten der Eingeborenen zum Salutieren vor Europäern in Civil, auch wenn sie nicht Offiziere sind, zu zwingen, ob das das Richtige ist, darüber läßt sich gewiß streiten.

Hochmütig gegen chinesische Beamte aufzutreten, wie es oft genug geschieht, ist sicher thöricht, denn der chinesische Beamte gilt in seinem Land als Verkörperung des

höchsten Wissens, der feinsten Bildung und des kaiserlichen Ansehens. Er erreicht ja seine Stelle auch nur, wenn er eine Menge von Beweisen einer gewissen Befähigung gegeben hat. Vererbte Rechte, vererbten Adel, mit Ausnahme der kaiserlichen Prinzen, giebt es in China nicht. Stellung, Ansehen, Würde und Macht werden nur durch sehr schwierige und strenge Prüfungen erlangt. Diese Prüfungen wiederholen sich in langer Reihe. Keine Beförderung findet ohne Prüfung statt. Die Beamten sind also in ihrem Amt immerhin Männer von besonderem Verdienst. Aristokraten sind nur die Beamten und Gelehrten; sogar ein kaiserlicher Prinz hat, wenn er nicht selbst ein öffentliches Amt bekleidet, kaum Ansehen, gegenüber einem dieser so vielfach geprüften Beamten oder Gelehrten. Es ist gewiß weder würdig noch angemessen, devot gegen hohe chinesische Beamte sich zu benehmen, wie es die Chinesen selbst thun, aber die Formen, welche uns von der Heimat her vertraut sind, z. B. ein freundlicher Gruß, ein höfliches Wort, achtungsvolles Betragen, das wir im Verkehr mit älteren Männern verlangen, müssen wir auch für die Vertreter von Bildung, Gelehrsamkeit und kaiserlichem Ansehen iu China wahren, wie wir dies bei uns thun.

Wenn aber ein Amerikaner oder ein Europäer vor einen Mandarin tritt, ihn mit dem Anspruch sogenannter „republikanischer Gleichberechtigung", in Wahrheit aber oft in der formlosen Kordialität der Halbbildung, behandelt und doch zugleich etwas von dem hohen Beamten erreichen will, so darf es nicht wunder nehmen und man es dem Chinesen gewiß nicht verübeln, wenn er sich kühl ablehnend verhält. Dann wird über die chinesische Widerwilligkeit geschimpft, während die Ursache dieser das Betragen des Europäers war. Man muß es verstehen, diesen Leuten, ohne sich dabei jedoch das Geringste zu vergeben, höflich, würdevoll und ehrlich entgegen zu treten, dann zeigen sie auch das gleiche Wesen, und man kommt gut mit ihnen aus.

Ich habe bei meinen vielen Besuchen Chinas aus eigener Beobachtung es kennen gelernt, wie ungebildet und grob sich viele Europäer, besonders Engländer, gegen die Chinesen betragen. Man kann übrigens auch als Europäer englische Ungezogenheit und Rücksichtslosigkeit dort draußen überall reichlich erfahren. Daß die Chinesen in uns vielfach nur halbgebildete, rohe Barbaren sehen, verdanken wir zumeist dem Auftreten unserer Vettern jenseits des Kanals.

Freilich darf man sich auch den Chinesen gegenüber nie etwas vergeben. Der Chinese ist hochmütig, sehr hochmütig, denn er hält sein Volk für das älteste und erste Kulturvolk der Erde. Er erkennt an uns nur die überlegene technische Kultur an, keineswegs aber eine höhere moralische und ethische. Diese Auffassung beruht in seinem Wesen, seiner ganzen Lebens- und Kulturauffassung. Es fehlt dem Chinesen jede Art von aggressivem, strammerem Wesen, das sich bei uns in der Erziehung für unsere Streitmacht und Kampfmittel unwillkürlich ausbildet. „Je gebildeter ein Volk, desto weniger hat es Sinn für kriegerischen Ruhm und kriegerische Erfolge" ist chinesische Meinung. Daher fehlt ihnen jede Wertschätzung soldatischer Eigenschaft und Leistung. Die Krieger erscheinen ihnen weniger als Helden, denn als Raubbeine und ungebildete Händelsucher. Da bei ihnen als ein Höchstes, Erstrebenswertestes eine gewisse geistige Arbeit gilt, Offiziere aber bisher keinerlei Wissenschaften trieben, so genießen sie auch keinerlei Ansehen. Im Gegenteil! Sie galten und gelten als Faulenzer, als Parasiten. Nun müssen die

Chinesen gezwungenerweise unsere militärische Ueberlegenheit anerkennen
diesem Vorzuge sehen sie eine Unterlegenheit unserer Kultur.

Auch ihre Rechtsanschauung ist eine andere als die unsrige. Si
der Staat und der menschliche Körper sind ähnliche Wesen. Den Kö
Magen, den Staat der Kaiser. Am Körper und am Staat giebt es kra
sind dies im Staatsleben die Verbrecher. Man muß gegen diese in ve
vorgehen, ebenso wie man Krankheiten des Körpers verschieden beh
Körperleiden heilt man durch leichte Mittel, etwa nur durch Massieren.
heiten im Staatskörper, also leichtere Verbrecher, durch leichte Strafen.
Staatsleben sich versündigt, muß eben so aus diesem ausgeschnitten oder v
wie ein schwärender Körperteil, der den ganzen Körper durch Vergiftu
zerstören könnte. Als solche Geschwüre am Staatskörper betrachten sie z. B
Empörer, und diese werden demgemäß ausgeschnitten, vernichtet. Die Chines
Streben, die Staatsautorität zu schützen, sogar so weit, daß sie selb
vernichten, d. h. hinrichten, welche im bloßen Verdacht stehen, sich gegen
Einrichtungen auflehnen zu wollen. Sie sahen bisher jeden Neuerer als ein
und Empörer an. Man lasse sie daher mit europäischen politischen Neuerun
Seite aus in Ruhe. Warum ihnen unsere Einrichtungen aufzwingen w
sich selbst zurechtfinden. Mögen sie ihre staatlichen Einrichtungen treffen
bei ihrem Verkehr mit uns müssen wir uns ihrer Anschauung nun einm
wir etwas von ihnen erreichen wollen, andererseits aber von Staats we
und nach unserer Art gegen sie vorgehen, wenn wir im Recht sind, i
fehlen, oder von ihnen etwas verlangen zu dürfen.

Noch wichtiger ist es, sie in Bezug auf ihre religiöse Auffassung zu
geht es uns an, was ein in seiner Weise immerhin gebildetes Volk mit se
jährigen Kultur wie dieses glaubt?!

In China bestehen bekanntlich vier verschiedene Religionsgeme
dem vielfach eingeführten Islam. Die Beamten, Gelehrten und Gebild
bekannt, der Morallehre des Philosophen Konfu-tse an. Diese will n
cendentalen Dingen wissen, weil, wie sie sagt, „man doch nicht genau w
es jenseits aussieht, und was wahr ist.“ Ihre ganze Morallehre gipfel
„Thue Das, was Du willst, das andere Dir gegenüber und im allgemein

Eine solche Lehre ist so verständig, daß wir gewiß keinerlei Ursa
dieselbe vorzugehen und an ihrer Stelle den Leuten eine uns noch
aufzuzwingen, deren idealen Geist und Wesen sie nicht verstehen, weil ihre
ihnen für diese durchaus keinen Boden bietet.

Das Volk, das mehr des Sinnlichen und Mystischen für sein religi
bedarf, nahm die Lehre des Gelehrten Lao, den sogenannten Taoismus
Lehre gab es zuerst nur Vergöttlichungen von idealen und abstrakten
wurden Götter der Freude, des Leides, des Friedens, des Krieges u. s.
Bald bildeten sich Götter realerer Auffassung heraus, schließlich erfüllt
phantasie mit einem Heer von Geistern und Genien. Der Buddhismu
das Land kam, eroberte mit seiner weicheren Art, seiner Nächstenliebe

klärung, aber auch seiner Verdammung alles Kastenwesens, bald den ganzen Osten. Der echte Buddhismus kennt keinen personifizierten Gott, nicht, weil er nichts von einem Gott weiß, sondern weil es ihm als Anmaßung gilt, wenn ein Geschöpf sich von dem Schöpfer ein Bild nach seiner eigenen Art macht. „Eine Maus kann nicht sagen, der Gott, der sie geschaffen, sähe aus wie eine große Maus. Also kann auch kein Mensch wagen, zu behaupten, sein Schöpfer sei menschenähnlich.“

Die reinen Lehren Buddhas waren der gedankenlosen Masse zu hoch, die buddhistischen Priester schufen ihr nach und nach rituelle Formen, die denen anderer erstarrter Religionen ähneln. Die Buddhisten kennen Himmel, Hölle und Fegefeuer, sie beten knieend mit gefaltenen Händen, sie zünden Kerzen zu Gunsten der armen Seelen im Fegfeuer an, sie opfern Weihrauch, sprengen geweihtes Wasser aus, klingeln mit dreiteiligen Glöckchen, haben Wechselgebete, die den Litaneien ähneln, ihre Priester sind Cölibatäre, wohnen in Klöstern, betteln um Almosen und tragen bei ihren Amtshandlungen prächtige Gewänder; sie glauben an die unbefleckte Empfängnis der Mutter Buddhas, ihre Engel werden mit Flügeln, ihre Heiligen mit Heiligenscheinen dargestellt u. s. f.

Zwischen den drei Religionsgemeinschaften hat immer Friede geherrscht. Endlich entstand eine vierte Religion, die eigentliche Volksreligion, welche sich aus den drei genannten zusammensetzt und eine Mischung von Götterglauben, höheren philosophischen Lehren und dunklem Aberglauben darstellt. Kaum je haben chinesische Priester oder Laien eine Propaganda versucht und ihren Glauben anderen Menschen beizubringen unternommen. Sie sind dazu zu tolerant, sie halten ein solches Aufdrängen für nicht gebildet. Die christliche Mission aber hat vielfach Unfrieden und Haß in Familien und Gemeinden getragen. Die Chinesen wollen vom Christentum überhaupt nichts wissen, weil sie in ihm eine Religion der Unwahrheit und des Hasses sehen. Sie sagen: „Euere Religion lehrt Verzeihung, rächt aber jeden Widerstand gegen Missionäre, die wir nie gerufen haben, mit Gewehr- und Kanonenschüssen, mit Mord und Todschlag. Euere Religion lehrt Sanftmut, und doch habt Ihr die barbarische Sitte des Duells erfunden, die wir garnicht kennen. Euere Religion rief von jeher die blutigsten Religionskriege unter ihren Bekennern hervor. Ihr habt die Kämpfe zwischen Arianern und Nestorianern, zwischen Katholiken und Protestanten erlebt, und kein Krieg war so blutig und schrecklich in seinen Folgen als der dreißigjährige Religionskrieg in Deutschland. Wo wir mit dem Christentum in engere Berührung kamen, so im Taiping-Aufstand,*) kostete uns der Kampf über zwei Millionen Menschen und brachte riesigen Schaden über unser Reich. Wir wollen daher an Stelle unserer alten Religionen, welche uns Jahrtausende hindurch den religiösen Frieden erhalten haben, keine neue Religion einführen, welche uns Haß und Krieg bringt.“

Daß die Chinesen darin recht zu haben scheinen, beweist ihnen das Auftreten vieler Missionare. Leider giebt es ja im ganzen Osten keine einheitliche christliche Kirche, sondern nur sich gegenseitig bekämpfende konfessionelle Missionen. In Kanton, in

*) Der Führer der Taiping, Namens Sintsuen, hatte durch den Missionar Gützlaff das Christentum kennen gelernt, ließ Tausende von alten und neuen Testamenten drucken, unterstützte überall die Ausbreitung das Christentums, erklärte sich für den jüngeren Bruder Christi, rief das Himmelskönigreich aus und bewirkte den blutigen Taipingkrieg.

Shanghai 2c. 2c. stehen prunkhafte katholische Dome. In diesen lel Missionar die Verehrung der Heiligen, die sieben Sakramente u. s. f die englischen Kirchen, und in diesen lehren Reverends, das alles sei n keine Heiligen, es gäbe nur zwei Sakramente u. s. f.

Dominikaner, Jesuiten, Methodisten, Baseler, Leipziger, mormo reformierte, lutherische, baptistische und andere Missionare walten in Orten, und jeder lehrt etwas Anderes und versucht den Chinesen klar zu n irre. Endlich ziehen durch die Mandschurei die russischen Popen einhe gewändern, Heiligenbildern 2c. und behaupten, sie allein verkündeten das alle anderen seien überhaupt keine wahren Christen. Was sollen di nun glauben?

Die fortwährenden Streitigkeiten und Eifersüchteleien der Missio ebenso beschämend für das Christentum, wie zu Jerusalem das strei christlicher Priester in der Grabeskirche; doch steht der Chinese an über dem Araber und Türken. Im Osten schadet der Ausbreitung dankens die Uneinigkeit der Priester christlicher Konfessionen noch m Es erscheint daher richtig, vorläufig die Chinesen mit unserem Konfessi zu lassen, ebenso wie wir nicht wünschen, von buddhistischen Missionar priestern behelligt zu werden. Es darf uns nichts angehen, wie die Jenseits denken, wir wollen ja nur einen irdischen Verkehr mit ihnen vor allem mit ihnen Handelsgeschäfte treiben und bei ihnen Absa schüssigen Industrieartikel, Maschinen u. s. w. finden.

Im Handelsverkehr muß man die Chinesen so nehmen, wie sie vollwertige, durchaus ehrliche und verlässige Geschäftsleute. Es g verlässigen Kaufmann auf der Erde wie den chinesischen. Das Ur aber wahr. Diese Zuverlässigkeit hat vor allem ihren Grund in der gehörigkeit der Chinesen. Unter dem chinesischen Gesetz kann eigentl Bankerott machen. Nicht er allein, sondern seine ganze Familie muß und Gut für die Verluste aufkommen, die der Kaufmann Gläubigern Fall werden sogar sämtliche Verwandten herangezogen. Außerdem ar geschäftlich fast nur in Ringen zusammen, unterstützen einander und haftbar. Im Hinblick auf ihre Zuverlässigkeit sind auch die Kassierer Banken und größeren Geschäfte im Osten Chinesen. Der chinesische für ehrlos, in das neue Jahr mit Schulden zu treten. Daher löst er wechsel seine Verpflichtungen ein. In Europa sind Kaufleute mit d doch nicht die durchschnittlichen. Im Verkehr mit chinesischen Kaufleute ebenfalls ehrlich, vertrauensvoll und pünktlich sein. Die Chinesen ha ihr Versprechen, daher müssen die mit ihnen verkehrenden Kaufleu lässig zeigen. Vor der Abmachung des Geschäftes vorsichtig, halte abgeschlossen, genau an die Verabredungen. Dem Japaner gegenüber, der Kaufmann durchaus nicht zuverlässig ist, müssen dagegen ganz andere Maß werden. Diese Erfahrung lehrt wiederum, daß man in erster Li der Völker studieren muß, ehe man in näheren Verkehr, besonders mit de

Die Beobachtung chinesischen Wesens ergiebt also für den Verkehr mit den Söhnen des Reiches der Mitte etwa die folgenden Erfahrungen und Lehren: „Man möge ihnen mit dem Ausdruck der Achtung und Freundlichkeit, aber mit Würde entgegentreten. Man lasse sie in Ruhe mit Versuchen, sie in politischer und religiöser Beziehung zu europäisieren; man schätze sie als verlässige Kaufleute, die sie sind, man treibe ehrlich mit ihnen Handel und lasse sie sonst ihre eigenen Wege gehen, bis sie sich selbst zu einer höheren Kultur zurecht finden. Dagegen trete man jedem Ausbruch chinesischen Hochmutes mit Ernst und Nachdruck entgegen."

Wenn die europäischen Völker diese Erfahrungen nicht benutzen und diese Lehren nicht befolgen und fortfahren, gegen die Starrheit chinesischer Religionen und Einrichtungen vorzugehen, dann öffnen sie nur der gelben Rasse die Augen über das, was sie leisten kann, wenn sie einig ist, dann erdrückt schließlich ihre Zahl alles, dann beschwören wir selbst die gelbe Gefahr herauf.

Distichen.

Die schlimmste Partei.

Schlimm ist manche Partei, doch erscheint von allen als schlimmste
Die der Philister; ihr sei ewige Fehde gelobt!
Freiheit hat sie gepachtet und Recht, als Feinde der Freiheit
Gelten ihr alle, die nicht ducken sich ihrem Gebeiß.

Gewisse Volksmänner.

Aehnlich wie vor Zeiten einmal ein Beherrscher der Franken
Sagte: „Der Staat bin ich!", achten sie sich für das Volk!

An den deutschen Sprachverein.

Immer nach reinlicher Form vergeblich werden wir streben,
Wenn sie nicht reinlicher Sinn bildet von innen heraus.

Hohe Verantwortlichkeit.

Wer da waltet der Sprache, bedenk' sichs wohl, daß ein Teil ihm
Von dem Vermögen des Volks ist in die Hände gelegt.

Dem Verständigen zur Ermunterung.

Ruhig wandele hin durch alles Gekümmel! Athene
Ist dir zur Seite und führt dich auf den richtigen Pfad.

Johannes Trojan.

Geschmack und Mode.

Von

Hans Schliepmann.

Aus Paris kommt die Nachricht: Das Problem der Straßenschleppe ist endlich gelöst! Rund um den Rock laufen 8—10 dekorativ wirkende, goldene oder seidene Schnüre vom Rocksaum bis zu einzelnen Ringen am Gurt, über denen sie sich zu einer Zugschnur vereinigen. Ein Anziehen dieser Schnur kippt den Rock nach außen und oben auf, sodaß das farbige Seidenfutter in breitem Bausch sichtbar wird.

Stände diese Offenbarung nicht in einer ernsten Zeitschrift, sondern in einem Modejournal: wie läge die Sache alsdann? In Paris hätte irgend eine, sagen wir milde, „Mondaine" die Idee ausgeheckt. Der „Farbenschrei" des Futters, die „neue Linie" des Bausches hätte ein kleines Delirium erzeugt. Mit der üblichen reservatio mentalis hätte die Modeberichterstatterin für Deutschland die neue Sensation „leider berichten müssen"; unsere Damen außerhalb der Gesellschaft hätten sie aufgegriffen; sechs Monate hätte sich die gute Gesellschaft entrüstet, dann hätte der fortgeschrittene Flügel unserer edlen Weiblichkeit die Idee nicht so übel gefunden, und in anderthalb Jahren würde jede Ladnerin sich das Geld zu einem sichtbaren farbigen Seidenfutter nebst Schürzgarnitur abhungern müssen, denn die Sache ist eben — Mode geworden! — —

Man fürchte nicht, daß ich an diese trübselige, aber leichte und wahrhafte Prophezeiung eine neue Jeremiade über die Narrheit der Mode zu den vielen anderen anstimmen werde. Sie bliebe nutzlos gleich allen früheren, wenigstens, so lange sie wie jene, selbst die noch unvergeßliche Friedrich Vischers, lediglich die Thorheit der Nachahmung und die „Häßlichkeit" der Modeerfindungen geißelte. Denn „schön ist häßlich, häßlich schön" ist das eigentliche Prinzip der Mode, unter dem sie von einem Extrem in das andere stürzt; und gegen die Massensuggestion nützt die Erklärung eines einzelnen Geschmacksurteils gar nichts. Der Wandel im Modegeschmack ist eine innere Notwendigkeit, denn alle Reize stumpfen zuletzt in Uebermüdung ab und verlangen eine Auslösung durch entgegengesetzte Erregungen. So ist die Mode das Ergebnis eines psychologischen Grundgesetzes.

Aber doch nicht ganz! Dies anzudeuten, wählte ich mein einleitendes Beispiel. Wir müssen — und das wird gemeinhin in allen Betrachtungen zusammengeworfen — noch sehr scharf zwischen Wandel im Geschmack und Mode

unterscheiden. Letztere ist eben nicht allein Ausdruck des Geschmackes, sondern weit mehr noch blinder Nachahmungstrieb und Sucht zu scheinen, als vornehm und modern zu gelten. Und wenn auch der Nachahmungstrieb in der menschlichen Entwickelung eine gewaltige Rolle spielt — aber nur in der frühen! — so ist die Sucht zu scheinen doch ein Trieb der Ohnmacht und des — menschlichen Ausschusses; von irgendwelchem Wert für die allgemeine Weiterentwickelung der Menschheit kann daher diese Seite der Mode sicherlich nicht sein.

Wohl aber bedeutet für jene Entwickelung der Geschmack sehr viel; es wird daher eine sehr wesentliche Aufgabe sein, die Mode zum Geschmack hinaufzuläutern. Und was hier zu thun bleibt, möchte ich einmal der Betrachtung unterziehen.

Aber, wird man mir einwerfen, was nützt uns der Geschmack, diese unfaßbare Luxusempfindung, die nicht einmal bei zwei Personen dieselbe ist und die schließlich nur zu phäakischem Genießen führt? Unsere Zeit hat wichtigere Aufgaben zu lösen, als uns zu weichlichen Aesthetikern zu machen! —

Ach, sie hat keine größere zu lösen, als uns zu Persönlichkeiten zu machen, zu Menschen, die in sich selbst Genüge finden, Befriedigung und Freude! Darnach würde so gar vieles Andere ganz von selbst kommen!

Noch giebt es keine höhere Lebensweisheit als Goethes

Wirke! Nur in seinen Werken
Kann der Mensch sich selbst bemerken!

Unter wie viel mißleitetem Wirkungsbedürfnis aber seufzen wir! In Geldmachen, in Gründungen, in Unterjochungsdrang, in Frauenbethören, in Ruhmsucht bethätigt sich der starke Wille, dem ein wahrhaftes Ziel fehlt, oft genug, und im Genuß verschmachtet er vor Begierde. Nur der religiös und der ästhetisch fühlende Mensch aber gelangt zu stetiger Freudigkeit, die alles Edlen Wiege, die all sein übriges Handeln durchdringt. Beide aber gestalten, jener in sich die Ahnung des Göttlichen aus der Welt der Erscheinungen, dieser eine Welt im eigenen Innern, ein Teilbild der großen; in ihren Gipfelungen fließen sie in eins zusammen; aber auch der Neger, der seinen Fetisch mit grellen Farben bemalt und mit bunten Glasperlen schmückt, hat das gesteigerte Gefühl seines Selbstes in jenem Wirken, das, ohne anderer zu bedürfen, glücklich macht.

Darin aber liegt der Wert ästhetischer Bethätigung, sobald sie von Eitelkeit rein ist: sie bedarf nicht der anderen! Sie stellt die Persönlichkeit auf sich selbst, giebt Freiheit ihr selbst und läßt sie den Mitmenschen. Die brutalste Gesellschaft noch müßte daher die ästhetischen Menschen besonders schätzen: sie sind die ruhigsten, zufriedensten Bürger; — stört ihnen nur ihre Kreise nicht! — Weichlich aber, weibisch wären solche Menschen dann notwendigerweise? —

Waren sie weibisch, die herrlichsten aller „ästhetischen Menschen", die Michel Angelo, Dürer, Bach, Shakespeare, Beethoven? — Es liegt also nicht am Schönheits-

kult, daß seine Anhänger oft „weiblich“ erscheinen; dies ist vielme
zuführen, daß in diesen Kult so viele Unberufene eindringe
Schönheit, sondern sich selbst und ihre Eitelkeit suchen. Nicht E
Persönlichkeit, sondern einerseits Genußkitzel, andererseits Bespieg
erstreben sie. Wenn wir nur lebhafter empfänden, daß Sch
Wirken, ja, eine Arbeit ist, ein Aufgehen im Höheren, nicht ei
das liebe Ich sich nun zu dem Neuen in so herrlicher Pose zu
würde der Premierenfex und der Dekadent, der Ruhmjäger un
bald genug recht tief in der Staffel ästhetischer Entwickelung ste
Gerade der männliche Geist aber würde, vom Schönheitsempfinde
sein Harmoniebedürfnis in seinem Thun zur Geltung bringen, e
allem Gewaltsamen und Rohen abgewandte Kultur herbeiführen

Ein solcher Mensch — ich nannte ihn, den weitesten Sinn u
ästhetischen — gelangt zu einem ganz persönlichen Verhältnis
Natur; es spricht sich aus in seinem Geschmack, der ja nich
persönliche Stellungnahme zu den Dingen in Lust und Unlust.
nicht erforderlich, daß der ästhetische Mensch selber künstlerisch schaff
Genießen ist Nachschaffen, unbewußt aus dem eigenen Ich hera
wahrhaft ästhetischen Menschen entsteht das Kunstwerk vollständig
himmelweit von dem Urbild verschieden, immer aber die Persönli
Selbstvergessen erfüllend. Jeder hat also seinen eigenen Geschmac
ihn vielmehr haben! Und so kann dieser sich nur wandeln, wenn d
selbst sich wandelt.

Solch Wandel erfolgt ja nun beständig; aber er kann doch n
sein, daß der Geschmack sich in jeder „Saison“ vollständig „umkrem
Leutchen um uns herum auch eben Lust am Umkrempeln haben.

Hier nun liegt das Entscheidende. Weil der Geschmack ein
Persönlichkeitsausdruck ist, so muß jeder einzelne, dem sein eigenes
und nicht nur Eitelkeit und Spiel ist, zum mindesten an sei
glauben und nur ihm gemäß urteilen und wirken.

Er muß? — Sagen wir lieber: er müßte! Denn erzwingen
nichts; es handelt sich nicht um ein schlechterdings Erziehbares, sond
frei Gewachsenes. Der anerzogene Geschmack ist eben keiner, so l
Persönlichkeit durchdringt, er ist ein Urteilen nach Vorbildern, nicht
Bedürfnissen. Nur weil wir uns dieses Unterschiedes nicht bewußt sin
aber doch instinktiv fühlen, daß wir ein eigenes Geschmacksurteil h
um als etwas gelten zu können, begnügen wir uns mit dem Geschm
der Mode, die uns unter der Schutzmarke „Vornehmheit“ die leerste
platter Allerweltsgeister aufdringt. Nicht nur in der Kleidung, sonde
Kunst. Die Seele aber fehlt, und das merken wir nicht einmal! I

geschmack bedarf der anderen, ist nur der anderen wegen da. Für diese schmücken wir uns alsdann, sei es, um ihnen zu gefallen oder um sie neidisch zu machen oder um als ihresgleichen oder womöglich, um mehr als sie zu gelten, oder mindestens, um uns selbst über alles andere zu gefallen. Das Kind aber, das still seine Puppe ebenso gern mit bunten Lappen putzt wie sich selbst, hat mehr gesunden Geschmack, mehr spezifisch ästhetische Empfindung und eigentliche Kunstfreude, als jene anderen, die nicht glauben können, daß Putzfreude ganz ohne eigentliche Eitelkeit und ohne Rücksicht auf das Gesehenwerden zu bestehen vermag, als ein erstes Aufdämmern spezifisch ästhetischer Schaffenslust.

Diese nun durch Erziehung hervorzurufen, scheint mir nicht möglich; aber sie ist fast allen Menschen angeboren als Schaffenstrieb in Verbindung mit Empfindlichkeit gegen Sinnenreize. Die Erziehung kann diese Anlage höchstens schützen und nähren, und letzteres auch nur mit Vorsicht, wie denn alle Erziehung viel mehr auf unverfälschte Erhaltung des Angeborenen als auf Einimpfung von Fremdem ausgehen sollte. Hindernisse der Entfaltung hinwegräumen, Nährboden zur Verfügung stellen, nicht ihn octroyieren: weiter sollten wir dem Herrgott nicht ins Handwerk pfuschen; wir bringen doch anders keine Menschen, sondern nur Automaten hervor. Gerade dies Gebiet der Mode, mein Eingangsbeispiel, beweist es ja!

Nur zweierlei bedürfen wir, um zu wirklichem Geschmack zu kommen: Wahrnehmenlernen und innere Ehrlichkeit. Das ist freilich viel mehr verlangt, als man gemeinhin glaubt!

Nichts ist bei unserer gesegneten Erziehung verwahrloster geblieben als die Schulung unserer Sinne. Man spähe nur einmal herum, selbst bei unseren „gebildeten" Bekannten: wer unterscheidet denn feine von groben Farbenaccorden, elegante von groben Umrißlinien, harmonische von unharmonischen Verhältnissen? wer weiß die Seele eines Klavierstückes wiederzugeben, wer fühlt den ganzen Gehalt Goethescher Rhythmen? Wie unter Halbblinden fühlt sich der Sehende fast überall. Einfältig wie der Fisch nach der Kunstfliege schnappt die Menge nach dem plumpsten Surrogat, weil sie die Unterschiede nicht wahrnimmt. Das ist, nebenbei bemerkt, nicht etwa nur ein Kulturmangel, sondern ein geradezu furchtbarster, wirtschaftlicher Notstand; denn wenn das Volk sehen gelernt hätte, dann würden die Plunderbazare nicht mehr florieren und dem gesunden Handwerk die Kundschaft entziehen.

Aber dies nicht sehen und unterscheiden können, greift in viel höhere Kreise über; es geht bis zu den Kunsttreibenden selbst hinauf. In unserem aufreibenden Großstadttreiben, das ja die Kleinstadtkultur unterdrückt hat — und wegen deren Philisterei auch nicht ohne Verschuldung — haben wir immer nur einen hastigen Blick für jedes Ding; rastlos treibt es uns weiter. Warum brauchten die Stilwandelungen bei den Vorfahren so weite Zeiträume, während wir sie in wenigen

Jahrzehnten nachgehaspelt haben? Weil jene eindrangen, wir an
blieben. Jedem Schnörkel widmeten jene noch liebevolles (
müssen gleich eine grundstürzende Umänderung des ganzen Aufb
bekommen, damit unsere Oberflächenbetrachtung nicht meint, es sei
dagewesen, also langweilig; und ein zweiter Blick giebt uns nich
erste, weil wir über aller Unrast und Oberflächlichkeit die Sache
„erledigt" haben, nichts in anderer Weise erledigen können. Di
Hungers nach immer neuen, grob in die Augen fallenden Unte
hautes nouveautés und latest novelties auf allen Gebieten, i
eine Ueberreizung der Nerven und damit eine Gier nach noch schä
Kost; das verlogenste Surrogat für Kunstgenuß tritt auf: die Se
„Kunstinteresse" ist dann nur noch das Mäntelchen; gälte es nicht
die Bildung, man würde einen Stierkampf oder eine einfache Hi
Premierenvorstellung, der gebildeten Form für diese, jeden Cancan ein
jeden Riesenfederhut einem Michel Angelo ohne Blödigkeit vorzieh

Ja, wären diese Sensationslüsternen nur ehrlich! Möglich
Künstlern dabei schlecht ginge, denn deren meiste Werke werden, sei
der Sensation, des Prahlens und Scheinens wegen gekauft; der K
es besser, denn es schiede sich ehrlich Geschmack von Ungeschmack,
schmack bliebe neben deinem in guter Ruh! Man würde endlich ehrli
als ehrlichen Ausdruck einer festen Persönlichkeit achten lernen.
geschmack wagt es, den einzelnen Zischer im Theater mit dem Haß
instinktes zu verfolgen; ihm ist's ja nicht um Kunst, sondern um di
sein „Kunsturteil" zu thun. Steht der Mann nicht unendlich höher
haßt, aber Mozart voll durchdringt, weil eben seine Persönlichkeit
Raum hat, als der Biedermann, der für beide so sehr zu schwä
daß er sie — verwechselt? Diesen aber belächelt die Gesellschaft h
würde sie mit Empörung als Störenfried behandeln; er wagt ja
meinung zu haben. Geschmack ist eben nur Sondermeinung. Da
alters her: de gustibus non est disputandum. Darum ist er
kenntnis. Und die Bekenner sind schon seit ältesten Zeiten ung
wesen. Aber die wenigen confessores haben dem Christentu
geholfen, nicht die Millionen Nebenläufer, und so kann ein M
Zaghaften das Rückgrat stählen. Darauf aber kommt es zuletzt ei
sehen es ja wieder augenblicklich. Denn, es ist nicht zu übersehe
weise sind die Anfänge einer freieren, individuellen Geschmacksbildu
in der Frauenkleidung unverkennbar. Noch spielt die Sensation ei
dabei, die Sucht nach dem „Aparten" löst die Nachäfferei ab; aber
ist doch schon viele wirkliche Ueberzeugung vorhanden, die z. B. im
die Schnürbrust auf trefflichem Wege ist.

Die Frau aber, die zu selbständigem Urteil auch noch individuellen Schönheitssinn besitzt und so ihre Ueberzeugung reizvoll zu verkörpern versteht, macht hundert schwächere fest und sehend. Bald genug bleibt dieser Gewinn an eigentlicher „Bildung“ dann nicht mehr auf das Gebiet der Kleidung beschränkt. Er muß unserer ganzen Kultur, ja, unserem wirtschaftlichen Leben zum Segen gedeihen, insofern der verfeinerte Geschmack sich von der Fabrikware wieder der Handarbeit zuwenden und so die Macht der proletarisierenden Maschine zu Gunsten des zum Kunsthandwerker entwickelten Meisters beschränken wird.

Die wesentlichste Frucht solcher Entwickelung zu persönlich selbstständigem Geschmack aber wird der nationale Geschmack sein, der allein uns auch im Ausland Achtung und — Käufer verschafft. Denn nationale Tracht, nationaler Stil werden nicht durch Dekrete, nicht durch Deutschtümelei erreicht. Die Seelenschwingungen jedes selbständigen Volksgliedes treten zusammen zu einem großen Accord, ganz von selbst; denn was in vielen gleichmäßig tönt, wird mächtiger Klang, der den abweichenden Einzelton verschlingt; sind die Einzeltöne zersplittert, verworren, so giebt es nur ein Geräusch, den internationalen Mischmasch, der unserer geschmacklosen Zeit eigentlicher „Stil“ ist; je klarer der Einzelne sich zur Selbständigkeit herauslöst, desto heller tönt der Gesamtaccord, das nationale Fühlen. Wir sind Deutsche ganz von selbst. Suchen wir nur, wir selbst zu sein: bald genug wären wir deutsch in Tracht und Kunst und Leben!

Lachende Armut.

Es ist auf Erden nichts so hold
Und nichts so fein gemacht,
Bestünd' es auch aus reinstem Gold,
Als Armut, wenn sie lacht.

So lieblich ist nichts auf der Welt,
So reizend anzusehn;
Mit Thau bedeckt eine Blum' im Feld
Ist einzig vielleicht so schön.

Das ist ein Lachen, das nie entweicht
Aus alter Erinnerung.
Wie wenig drückend, wie gar so leicht
Ist arm sein, aber jung!

Doch wehe, wenn im Alter dir
Entschwunden Stern und Glück,
Wenn dann es pocht an deine Thür,
Und die Armut kehrt zurück.

Sie blieb zwar sonst die alte noch,
Seit sie von dir entfernt,
Es fehlt ihr aber das Beste doch:
Zu lachen hat sie verlernt.

Johannes Trojan.

Wilhelm Bode, Goethes Lebenskunst.*)

Besprochen von

Hermann von Blomberg.

Dieses Werk ist entstanden an der Stätte, da Goethe bei Lebzeiten wandelt Der Verfasser, der sich die Aufgabe gestellt hat, uns den ga Goethe lebendig in die Seele zu pflanzen, ist liebevoll den Spuren des künstlers nachgegangen. Allenthalben spüren wir jene Pietät, die Goethe der Mensch auf den Pfaden alltäglicher Gewohnheit begegnet, des Dichters eigene Worte mahnt: „Ueberall lernt man von dem, den

Wir werden in den von der plätschernden Ilm umsäumten Gart leitet, wo „Alles so still ist rings umher." Dort hat Goethes innigstes sich in der Natur allein zu sein, ein tiefstes Genügen erfahren. Wir ken erfüllten Ort schon aus der wunderbar anschaulichen Schilderung Eckerm getreuen, der dort mit seinem greisen Meister lustwandelte.

Was das moderne Luxusbedürfnis nur zu gern übersieht, das ist die des Geistes so notwendige höchste Einfachheit der Umgebung. Ein Zeugn dieses schmucklose Parkhäuschen, das sieben Jahre hindurch des Dichters war, wo er tagsüber Besuche des Hofes und der Gesellschaft empfing und losen Nächten auf seine Art Zwiesprache hielt mit dem Geist der Ewig stürmische Seele in andachtsvolle Ruhe versenkte.

Hier im grünen Winkel vergaß er der zahlreichen Aergernisse und ihm von Unverstand und Neid bereitet wurden. Er badete in den murm der Ilm „die Ekelverhältnisse" der kleinlichen Menschenwelt ab.

Auch das von ihm in Weimar selbst innegehabte „Stadthaus" zeug genügsamen Anspruchslosigkeit in den täglich bewohnten Räumen; aber klassisch stilisierten vornehmen Teile dieses Heims — obschon alles gerä untrüglichster Gediegenheit sein mußte, was ihn umgab — von einem stilvoll bis zu den reichen Kunstschätzen, die sein vornehmer Kunstsinn erwor um ihn nicht jener Luxus ausbreiten, der, wie Goethe meinte, „faul und u „Unordentlich-ordentlich ist für mich das Rechte; es läßt meiner Natur thätig zu sein und aus mir selber zu schaffen." Hier vermochte es Goetl um sich zu ziehen, in welchen außer Liebe und Freundschaft, Kunst u nichts hereinkam."

---

*) 2. Auflage. 367 S. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Geh. M. 2.

Im Vorbeigehen läßt der Autor einige nicht uninteressante Aeußerungen über Goethes Vermögenslage fallen, sowie einige Angaben über von Verlegern an ihn gezahlte Honorare.

Mancherlei wertvolle Aeußerungen über des Dichters Persönlichkeit und den Empfang, den er Fremden angedeihen ließ, gewähren uns Einblicke in die Verschiedenheit der Eindrücke, die sein Wesen bei seinen Besuchern hervorrief, so bei Platen, Carus, Grillparzer, Felix Mendelssohn und anderen. Alles in allem — Goethe konnte gleich anderen Sterblichen höchst wandelbar sich geben, wobei für Zu- und Abneigung wohl mehr innere als äußere Gründe in jedem Falle sein Verhalten bestimmt haben werden. Während er die ihm irgendwie Unbequemen mit „stummen Audienzen zur Verzweiflung brachte" und seine großen „in die Tiefe gerichteten Augen" den ungebetenen Gast zu vernichten drohten, hatte er doch für die große Mehrzahl ihm willkommener Menschen — und Goethes „Salve" galt auch der simpelsten Redlichkeit — jene bezaubernd liebenswürdige Herzensgüte, die auch dem Einfachsten im Geiste das pochende Herz bald beruhigte und ihm hohes Vertrauen zu dem liebevollen Meister einflößte, dem „nichts Menschliches fremd war"; der es wie kein Zweiter verstanden hat, mit seiner Person hinter solcher edlen Hilfsbereitschaft zurückzutreten.

Weiter betrachtet das Buch Goethes Verhältnis sowohl zu den Höherstehenden als auch zu Untergebenen. Die liberale Kritik hat es für nötig befunden, immer wieder auf der Dichter-Exzellenz „Devotion" gegenüber Fürsten und Herren als einer Goethe eigenen Schwäche hinzuweisen, während doch seine gerechte Natur nur bestrebt war, jedem das zu geben, worauf seine Stellung Anspruch machen durfte. Wie er im Herzen dachte, deuten uns seine selbstgewissen Worte an: „Ich hatte vor einer bloßen Fürstlichkeit als solcher, wo nicht zugleich ein tüchtiger Menschenverstand dahinter steckte, nie viel Respekt. Ja, es war mir so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht sonderlich merkwürdig gefunden haben würde." Sein Verhältnis zu Karl August giebt diesen Worten den schönsten Wahrheitsgehalt. Und was anderseits Goethes Verhältnis zu seinen Untergebenen betrifft, so zeichnet es sich am charakteristischsten in seinen Worten: „Ich habe jeden Untergebenen frei in gemessenem Kreis sich bewegen lassen, damit er auch fühle, daß er ein Mensch sei; es kommt alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht." Das sind goldene Worte, nicht nur für die damalige, sondern für alle Zeiten beherzigenswert.

Wie er selber ein Vorbild des Fleißes und eiserner unentwegter Pflichttreue war, so fand man ihn auch immer bereit, da selber energisch eine Sache anzupacken, wo andere mit trotziger oder schüchterner Schwerfälligkeit das Ihre nicht prompt erfüllten. Er wollte mit seinem Beispiel zünden. Gewiß — er hat nie Unbilliges von seinen Mithelfern verlangt, das bezeugt am besten die langjährige Treue seiner Diener und das ideale Verhältnis des in pietätvoller Dankbarkeit zu ihm haltenden tüchtigen Joh. Peter Eckermann. Ein menschlicher Mensch, ein männlicher Mann war Goethe auch in dem Sinne.

Goethe, obwohl er auf eine gute wohlbesetzte Tafel etwas hielt, war für seine Person der mäßigsten einer. Auch mußte eine „allgemeine, lebendige, nie stockende Unter-

haltung" oder eine „anmutige Tafelmusik" wie mehrstimmige Gesäng
eines opulenten Mahles vergeistigen.

„Nicht wenige seiner besten Zeitgenossen fühlten sich von der persönlich
mit ihm emporgehoben und gefördert; einigen half er, drei, vier, ja fünf
darüber hinaus als ihr guter Genosse das Leben leichter zu tragen
Egoist gewesen, als den ihn seine grundsätzlichen Gegner so gern vers
ihn nicht so viele tüchtige Männer mit dankbarer Liebe geliebt." Auch n
allmählich erkalten mußte, hat es seine objektive, den inneren Wert ein
ruhig abwägende Natur nie über sich vermocht, lieblos zu verurteilen.

Wir können nur ahnen, wie weh ihm ums Herz gewesen sein m
der Mann, mit dem ihn seit seiner Straßburger Studienzeit so vielfa
knüpften, nicht in seiner Liebe beharrte. Dieses Verhältnis war eines jene
nagenden Kümmernisse, an denen Goethes Leben so reich war. Es l
tapferen Mannes Art, mit lauten Klagen sein Innerstes bloß zu legen, d
Herz in der Brust, ausdauernden Mutes".

„Wir verstehen, daß Goethe eine dämonische Gewalt über viele F
als Jüngling bezauberte er sie durch seinen Geist, seine Liebenswürd
Schönheit, und bald schien auch sein Dichterruhm jedem weiblichen We
geben, ihn anzuschwärmen."

Goethe, dessen Gestalt wir uns kaum anders als in steter F
Gesundheit zu denken vermögen, war doch keineswegs von besonders robus
Schon aus seinen Mitteilungen in „Wahrheit und Dichtung" wissen wir
Monaten schwersten körperlichen Leidens und Duldens. Wir erfahre
seinen zu allerhand Beschwerden neigenden Körper zu „erstarken" sucht
und vernunftgemäße Gesundheitspflege und eine entsprechende Lebenswe
„beständige geistige und leibliche überfeine Empfindlichkeit" kräftig in
Seine unerschöpfliche Persönlichkeit machte ihn zum glänzendsten
„über den man die ganze übrige Gesellschaft vergessen konnte". Wer
„begeisterten Goethe" übertönen wollen oder können, wenn er seinen einzi
klangvoller Rede spendete oder „die Schöpfungen verwandter Geister
Goetheschem Leben erfüllte". „Es drückte sich in seinen Zügen bei aller
Güte und Wohlwollen aus", schreibt der sein Leben ganz mit Goethe a
Heinrich Voß, und wir verstehen es, warum auch der gescheite Eckerman
standslos von Goethe etwas ausreden ließ oder mit stummer Bewun
wenn der große Lehrer in einer jener „wunderbar sanften Stimmunge
Fülle seiner Seele spendete.

Viel liebte er, darum hat er auch viel gelitten, und viele haben
Sein feinsinniger Geist aber duldete wie an anderen, so auch an sich k
Sein Leben sollte außen und innen von Klarheit erfüllt und von Wahrhei
das war ihm von frühester Jugend natürliches Herzensbedürfnis. D
wieder gut zu machen, wo er glaubte, anderen wehe gethan zu haben.
sich in den meisten Fällen bewußt geworden sein, daß er nicht ander
können, aber auch die, so seinetwegen litten, sollten unverbittert seine

wieder froh gedenken können. Nirgends offenbart sich diese köstliche Einfachheit in Goethes Charakter sprechender und menschlich schöner, als in der lautlosen Art, wie er noch einmal wieder die ehemaligen Geliebten aufsuchte, nur in der Absicht, ihnen mit sich den ausgleichenden Frieden zu bringen. Dann erst war er selber zufrieden.

Die Zeit war ihm das kostbarste Element, wie er wußte sie wohl keiner zu nutzen, wahrhaft auszubeuten. Jede, auch die kleinste Thätigkeit, wurde planvoll in peinlichster Ordnung geregelt; so nur wurde es dem Vielbelasteten möglich, die Fülle überwältigender Arbeit gleichmäßig abzuwickeln und dennoch sein Leben zu umgeben mit allem, was gut und schön genannt zu werden verdient. Sein Lebenlang strebte Goethe nach Belehrung und Erweiterung seines Wissens. „Oft wunderten sich seine Gäste, daß ihm nichts langweilig schiene.“ Es war ihm Bedürfnis, im belehrenden Sichgeben sich selbst über die eigene Klarheit zu dieser oder jener Materie Rechenschaft abzulegen. „Es giebt nichts Unbedeutendes in der Welt!“ war sein grundsätzlicher Glaube, der ihm auf der schönen Gotteserde auch das Kleinste und Geringfügigste mit eifriger Liebe umfassen ließ. Rührend ist es, wie noch der alte Herr auf „die Gassen acht giebt und zu den Sternen sieht.“

In diesem seelenvollen Allerfassen wurzeln im letzten Grunde auch Goethes naturwissenschaftliche Entdeckungen. Der Respekt vor der Natur war es, der Goethes ganzes Wesen bis ins Innerste durchtränkte.

Goethes Natur war von Herzen demütig und tief von dem unwandelbaren Glauben durchdrungen, daß eine Lösung jener ewigen Daseins-Rätsel nicht unserer irdischen Lebensarbeit als Aufgabe eingeflochten ist. „Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt, der täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist thätig und nützlich in dieser.“

Auf die energische Ausbildung dessen, was entwickelungsfähig im einzelnen Menschen ist, kam es ihm vor allem an; unter Hingabe an die erkannten Pflichten um die persönliche Fortbildung strebend bemüht bleiben, das schien ihm der Erdenkinder höchstes Glück in sich zu begreifen, das däuchte ihn Lohnes genug und — auch als Zweck gedacht — des Lebens wert.

Die geheime Sehnsucht des Menschenkindes nach einer überirdischen Dauer des Lebens jenseits vom Erdenwallen erfüllte auch wohl Goethe, denn sie ist bewußt oder unbewußt in allen Menschen der „ruhende Pol“ in der Flucht der sich jagenden Erscheinungen. Jeder edle Gedanke, jedes erhabene Hoffen fand ein tönendes Echo in der Brust dieses gesunden Menschen, den ein Geist der Billigkeit auch diesen Fragen gegenüber erfüllte, und der so viele Wohnungen in seines Allvaters Hause wußte. Aber wenig schien ihm dieser heilige Glaube geeignet, Gegenstand lauter Erörterung zu sein, und scharf wies er einst Eckermann gegenüber die anmaßenden Prätensionen jener Frömmler von sich, bei deren „Gottseligkeit“ ihm, dem einfach Frommen, „bange“ wurde.

Ergebung in das Unerforschliche des ewigen Allwillens, eine stete Arbeitsfreudigkeit, als ob sie kein Tod zu enden vermöchte, und dennoch die immerwährende harmonische Bereitung aller Seelenkräfte, bis zu einer Rückkehr in den „Aether“, darauf hin zielte seine innere Arbeit. Aber weder für sich noch für andere hat Goethe müßige Betrachtungen als heilkräftig gepriesen.

Goethe wußte, wie wandelbar die Geschehnisse von dieser Welt sind; allem Starren, unbeweglich Verharrenden in dem, was Menschen verehren, konnte seine bewegliche Natur keine Andacht zollen. Nichtsdestoweniger — für die Ethik des lebendigen Christenglaubens und ihren humanen Schöpfer hat er herrliche Worte tiefen Verstehens gefunden, und von sich durfte er sagen, was jedes wahrhaft Frommen aufrichtiges Bekenntnis werden sollte: „Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und anderen gemeint, und bei allem irdischen Treiben stets auf das Höchste geblickt."

Können wir uns aber noch wundern, daß er, der — Lessing gleich — „die ganze Ewigkeit" sein eigen nannte, vielleicht nicht immer jenen richtigen Blick hatte für die wachsende Bedeutung dessen, was sich draußen in der von Waffenklirren erfüllten Welt allmählich vorbereitete?

Er zog sich in seine geweihte Stille zurück, gerade, weil er ein Künstler war, „deren wir auch in der höchsten Not nimmer entbehren können."

Seine geistige Universalität führte diesen großen Menschen immer sicher zu dem, was seiner leiderfüllten Seele zum Labsal wurde. Er vermochte ganz in den Werken kongenialer Geister aufzugehen und vergaß über dem andächtigen Genießen eines Molière, Byron, Shakespeare oder besonders seiner Lieblingslektüre — der Alten — den temporären Schmerz. Trost im erhöhten Maße brachten ihm für jedes Leid auch seine naturwissenschaftlichen Studien; „ihnen dankte er es, daß er mehr als über Jahrhunderte sich zu blicken gewöhnte."

Oft kommt Goethe in diesem Buche selbst zu Wort, und der Autor knüpft nur leise ein geistiges Band zwischen die seelenvollen Bekenntnisse; so webt sich alles zum Ganzen und aus allem sieht uns ein Mensch an, der Goethe gleich ist und den wir lieb haben, denn „wir lernen von ihm."

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

14. Januar. Eröffnung der französischen Kammer. — 15. Wiederwahl des Abgeordneten Wolff in den Reichsrat. — 17. Eröffnung des schwedischen Reichstages. — Konzessionierung der Anatolischen Eisenbahngesellschaft zum Bau der Bagdadbahn. — 18. Aufhebung des Kriegszustandes im Amurgebiet. — Erschießung Scheepers in Graafreinet. — 20. Erfolge der Aufständischen in Panama. — 20. Dementierung der Nachricht von der bevorstehenden Ernennung eines Thronfolgers in Serbien. — Demonstrationen der Polen vor dem russischen Konsulat in Lemberg. — 24. Unterzeichnung des Vertrages über den Verkauf der dänisch-westindischen Inseln an die Vereinigten Staaten. — Abreise des Prinzen von Wales von Berlin. — 25. Yuantschikai wird mit der Reorganisation der chinesischen Armee betraut. — 26. Eintreffen einer nach Rabat (Marocco) bestimmten österreichischen Mission in Tanger. — 27. Kaiser Wilhelm schenkt der Stadt Rom eine Goethestatue. — 28. Eintreffen des französischen Gesandten in Tanger zur Weiterreise nach Rabat. — 29. Rückreise des Prinzen von Wales nach England. — 30. Anträge der englischen Regierung auf Veränderung der parlamentarischen Geschäftsordnung. — 31. Rückkehr des italienischen Geschwaders aus China. — Ende Januar. Versuch einer niederländischen Vermittlung zwischen England und den Buren. — 1. Februar. Empfang der Damen des diplomatischen Korps durch die Kaiserin-Witwe von China. — 4. Angebliche Verhandlungen über Tripolis zwischen Frankreich, Italien und der Türkei. — 5. Die französische Kammer nimmt für die Grubenarbeiter den achtstündigen Arbeitstag an. — Abreise des Erzherzogs Franz Ferdinand nach Petersburg. — 6. Schluß der Session des italienischen Parlaments. — Ermordung des bulgarischen Unterrichtsministers Kantschew. — 7. Nachricht von Aufständen im mittleren Arabien. 10. England erklärt, daß es Weihaiwei zu einem offenen Platze bestimmt habe. — 12. Veröffentlichung des „Reichsanzeigers" in Anlaß des spanisch-amerikanischen Konflikts von 1898. — Veröffentlichung des englisch-japanischen Offensiv- und Defensivbündnisses zur Aufrechterhaltung der Integrität Chinas.

Die Einheitlichkeit in der formalen Ausbildung unseres politischen Lebens, wie sie in dem Schematismus der parlamentarischen Ordnungen zum Ausdruck kommt, die heute von allen Nationen Europas, mit Ausnahme der Russen und der Türken, so gut oder so schlecht es eben gehen will, gehandhabt werden, läßt die Thatsache noch augenscheinlicher hervortreten, daß es, recht betrachtet, überall dieselben Probleme sind, die im Vordergrunde des Interesses stehen. Alle Parlamente haben um die Mitte Januar ihre Arbeiten wieder aufgenommen und werden um die Zeit der Ostern mit mehr oder minder gutem Gewissen auseinandergehen, je nachdem sie ihre Aufgaben gefördert haben. Die Vorbereitung zu möglichst günstigen Abschlüssen, wenn der Augenblick der Erneuerung der handelspolitischen Verträge herankommt, die Sorgen der Landwirtschaft wie der Industrie und das Bestreben, beiden gerecht zu werden, nationale Eifersuchtsfragen die hier mehr, dort weniger aktuell erscheinen, aber überall vorhanden sind, die stürmischen Forderungen

und die gehässige Kritik der nach Einfluß und Macht ringenden sozial
das alles giebt den Rahmen für die das Gesamtinteresse der Staaten,
Interessen der politischen Parteien umfassenden Verhandlungen. In der
geschlossenen Staaten, die zu eigenem Recht und aus eigener Kraft
dabei Form und Würde noch am besten gewahrt, schon weil eine
Parlamenten stehende Zentralgewalt für beides eintritt und es wo nöti
kann. Wo aber diese Voraussetzung eines gedeihlichen parlamentaris
oder nur unvollkommen wirkt, und das ist heute in den meisten klein
Fall, schreitet die Verwilderung des Parlamentarismus zur Zügell
und geht das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit jedes Ei
Parlamentes als ein Ganzes immer mehr verloren. Bei Ausschreitu
30. Januar in der belgischen Kammer stattfanden, bleibt von der Wür
tarismus nichts mehr übrig, und genau so möchten wir auch das Treib
seit Jahr und Tag in den Parlamenten der kleinen Balkanstaaten sich

Fast in noch schlimmerem Lichte erscheint uns der am 25. Januar
in Christiania gestellte, zum Glück aussichtslose Antrag auf eine Neutralis
und Norwegens. Neutralisierung bedeutet einen Verzicht auf politische
an einen Verzicht auf politische Ehre streift, und nur zu leicht zu ein
kann. Schon daß man sich in Schweden bei Einführung der allgem
auf eine Dienstzeit von 8 Monaten beschränkte, erschien uns im hohen
und hat die Bündnisfähigkeit dieses Staates, der doch auf eine stol
zurückblicken kann, nicht gesteigert, sondern gemindert. Mit der Neu
Schweden-Norwegen als politischer Faktor aus der Welt zu streichen,
dann mit Sicherheit ein Zeitpunkt vorhersehen, an welchem die auf eine tr
der Neutralität bauende Nation in banausischem Materialismus und z
lismus zu Grunde gehen müßte. Wir denken aber von den politis
Anlagen der schwedisch-norwegischen Rasse sehr hoch und hoffen immer n
kommt, an dem sie den von Norwegen ausgehenden Krankheitsprozeß gl
wird. Aber verkennen läßt sich nicht, daß in den großen nationalen
sehr ernsten Pflichten, welche ihnen die Behauptung ihrer Stellung auf
Erscheinungen eines zersetzenden Geistes sich geltend machen. In Oester
nach wie vor der Hader der Nationalitäten eine ruhige, den Traditi
entsprechende Entwickelung nicht aufkommen. Die Zuchtlosigkeit der
der unduldsame Ehrgeiz der Ungarn, der sich gegen das unerläßliche
Deutschen auf der Grundlage der Gleichberechtigung sträubt, endlich
die Deutsch-Oesterreicher dadurch begehen, daß sie sich nicht zu einer dyn
konstituieren und damit auch die ihnen gebührende leitende Stellung in
Reichshälfte zurückgewinnen, das alles bedingt die gegenwärtigen, ganz
hältnisse und schließt für die Zukunft die größten Gefahren in sich. W
bedenklichsten Fehler der Deutsch-Oesterreicher schon in dem Aufkom
namens „alldeutsche“; denn entweder besagt er nichts, oder er sagt mel
Oesterreicher sagen darf; in dem einen Fall wirkt er aufreizend und he
Dynastie gegenüber, in dem andern giebt seine Unklarheit den ande

den erwünschten Vorwand zu haltlosen Verdächtigungen. Jetzt, da durch die Wiederwahl von Wolff zudem noch ein Zwiespalt in die Partei hineingetragen ist, droht die Verwirrung und damit auch die faktische Macht der Partei nicht nur, sondern auch die des Deutschtums in Oesterreich immer mehr zusammen zu brechen. Wie kann unter diesen Umständen ein österreichischer Staatsmann mit den Deutschen erfolgreich Politik machen?

In Frankreich, wo die Kammer am 14. Januar wieder zusammentrat, um im April ihrer unbekannten Nachfolgerin Raum zu geben, gebietet die Regierung doch über eine sichere Majorität von etwa 100 Stimmen, und in allen augenfälligen Fragen des nationalen Interesses nach außen hin pflegt regelmäßig diese Majorität stark anzuschwellen. Die merkwürdige Zusammensetzung des Ministeriums und der Kammermajorität mit überwiegend radikalen und sozialistischen Elementen hat aber unverkennbar dem gesamten Staatsleben eine starke Wendung nach links gegeben und die konservativen Elemente in die Opposition gedrängt. Wir denken dabei neben der weiteren Durchführung des gegen die Kongregationen gerichteten Gesetzes, das in einem als Hort des Katholizismus auftretenden Staate doch eine ganz andere Bedeutung bekommt als etwa in Deutschland, vornehmlich an das Bemühen des Kriegsministers André, die Armee, speziell das Offizierkorps zu demokratisieren, und an die unverkennbare Begünstigung der sozialistischen Arbeiterorganisationen. Die zu Anfang Februar erfolgte Annahme des vorläufig neunstündigen, nach 4 Jahren achtstündigen Arbeitstages für die Grubenarbeiter ist einer der bedenklichsten Schritte nach dieser Richtung hin, wenn man weiß, daß damit die Festsetzung eines Tagelohns verbunden ist, der die Grubenindustrie zu einem nicht mehr lohnenden Geschäft machen muß. Das alles ist in der französischen Kammer von Aynard in überzeugender Weise nachgewiesen worden und hätte wohl auch seine Wirkung nicht verfehlt, wenn man nicht unmittelbar vor den Wahlen stände. Es kommt der regierenden Gruppe darauf an, sich große Verdienste um die Masse der sozialistischen Wähler zu erwerben, die nun einmal im heutigen Frankreich unter dem Bann der radikalen und sozialistischen Schlagworte steht, und wenn nicht ganz unerwartete Wandlungen eintreten, wird dieses Manöver gewiß nicht ohne Erfolg bleiben. Jedenfalls hat das Ministerium Waldeck-Rousseau-Millerand der Welt das lehrreiche Beispiel eines sozialistischen Ministers in Funktion geboten und wieder einmal die alte Wahrheit bestätigt, daß Kompromisse, die in der Praxis des politischen Lebens zwischen relativ gemäßigten und extremen Elementen geschlossen werden, zum Vorteil der letzteren ausfallen. Herr Millerand ist immer derjenige Minister gewesen, mit dessen besonderem Parteistandpunkte alle übrigen gerechnet haben, und ganz Frankreich wird an den Folgen noch lange zu tragen haben.

Eine verwandte Entwickelung hat sich auch auf englischem Boden vollzogen, wenn auch im inneren Leben des Staates die Folgen weniger fühlbar sind. Die Kombination Salisbury-Chamberlain ist sogar vielleicht noch unnatürlicher als die Verbindung Rousseau-Millerand. Aber der wesentliche Unterschied liegt darin, daß der radikale Ehrgeiz Chamberlains nach außen hin abgelenkt worden ist, und daß infolgedessen die Gesetzgebungsarbeit nach innen hinein überhaupt ins Stocken geraten ist; wo sie aber sporadisch sich trotzdem geltend macht, wird sie rücksichtlos in den Dienst des auf die Wirkung nach außen berechneten Imperialismus gestellt. Man darf nie vergessen, daß Chamberlain seine Laufbahn als spekulierender Fabrikherr begonnen hat, und wird seine

auswärtige Politik vielleicht am besten beurteilen, wenn man in ih
Spekulation im größten Stile erkennt. Es läßt sich in dieser Hinsi
Aehnlichkeit zwischen ihm und dem russischen Finanzminister Witte nicht
sein va banque-Spiel bisher immer noch geglückt ist. Denkbar ist es je
wie dem anderen das Glück auch weiter treu bleibt, und daß sie da
scheidenden Augenblick, der die Wendung gebracht hätte, abzubrechen wiss
ist möglich, aber möglich und auch wahrscheinlicher ist das Gegen
bedeutet die von der englischen Regierung vorgeschlagene Aenderung der G
die in Zukunft jede Obstruktion unmöglich machen soll, für Chamberlain
seiner politischen Vergangenheit. Aber wir zweifeln nicht daran, daß
genommen wird und können nur wünschen, daß auch auf dem Kontinent
der Parlamente gleiche Machtbefugnisse übertragen werden wi
Dort richtet sich die neue Geschäftsordnung des Parlaments heute gegen
Obstruktionsversuche der Iren, wie denn die irische Frage aufs neue lek
beginnt und schon jetzt Formen angenommen hat, die eine direkte Gefa
bedeuten, wenn wir der letzten Rede Salisburys im Piccadilly Club
Er hat das irische Homerule sogar die größte Gefahr genannt, die G
könne, und wenn Homerule zu einem politisch ganz selbständigen Irla
hat er bestimmt recht. Darin aber liegt vielleicht die Uebertreibung, s
den Eindruck gewinnen kann, als handele es sich darum, einem hö
Gegner, der mehr als alle übrigen die südafrikanische Politik des Minist
einen empfindlichen Schlag zu versetzen, der als Einleitung zu härt
wahrscheinlich zu einem Ausnahmegesetz gegen Irland dienen soll.

Was sonst an Debatten über innere Fragen in England vorge
wie die so oft wiederholte Verhandlung über die Freigebung der Ehe
der verstorbenen Frau, durchweg den Eindruck des nebensächlichen u
Alles Interesse wird durch den südafrikanischen Krieg absorbiert und
die große Frage, ob es nicht endlich Frieden werden wolle.

Es ist wohl nicht genügend beachtet worden, daß die erste Kamm
Anstoß zum Vorgehen der niederländischen Regierung gegeben hat.
sprach die Kammer ihr Bedauern darüber aus, daß die Regierung Ih
Königin keine Schritte gethan habe, um den Krieg in Südafrika seinen
führen. Da nun zudem allbekannt ist, wie lebhaften Anteil die Königin
Schicksal der Buren nimmt, so ist es wohl verständlich, wenn der
Kuyper nach einem äußeren Anlaß zu einer vorsichtigen Vermitte
Vielleicht fand er ihn in der vielbemerkten Rede Lord Roseberys, di
wendigkeit einer Unterwerfung der Buren unter die englische Oberho
betonte, aber ebenso entschieden hervorhob, daß Verhandlungen mit
Buren angeknüpft werden müßten. Rosebery hatte gemeint, man werd
der Buren nach lokaler Autonomie weitgehende Zugeständnisse mache
war die öffentliche Meinung gerade um jene Zeit durch die Hinrichtung
gradig erregt, und das hatte auch im englischen Parlament lauten A
Auch gingen Gerüchte von neuen Mißerfolgen der Engländer um. Es h

Carrington, der wider alles Völkerrecht durch das neutrale portugiesische Gebiet marschiert war, um den Buren in den Rücken zu fallen, sei gefangen genommen worden, kurz, der Augenblick schien günstig. Möglicherweise hat Kuyper zudem von England aus durch Mitglieder der Opposition Aufmunterung gefunden. Wie dem auch sei, in der letzten Januarwoche fuhr er nach England, und am 29. teilte Balfour dem Parlament mit, daß eine niederländische Friedensnote eingelaufen sei. Sie ist mit der höflich ablehnenden Entgegnung des englischen Kabinetts am 5. Februar veröffentlicht worden. Der Eindruck, den wir aus diesen Aktenstücken gewinnen, ist nicht der voller Hoffnungslosigkeit. Das Wesentliche liegt darin, daß die englische Regierung unter allen Umständen auf Anerkennung der englischen Flagge besteht, es aber nicht ablehnt, in Afrika mit den Führern der Buren über die Bedingungen ihrer Unterwerfung in Verhandlung zu treten. Es wird nun alles darauf ankommen, ob die Buren noch Vertrauen zu englischen Unterhändlern fassen können. Mit Lord Milner zu verhandeln werden sie schwerlich bereit sein. Dann käme die Frage nach den Grenzen der Autonomie, die England ihnen zu lassen hätte, die Frage des Kaffernstimmrechts und der Amnestie für die Mitkämpfer aus den Reihen der Kapkolonie. Daß, sobald der König von England als der Landesherr anerkannt wird, von Kriegskosten, welche die Buren auf sich zu nehmen hätten, keine Rede sein kann, liegt auf der Hand, vielmehr werden die Buren in solchem Fall nicht nur die Rückgabe ihres Privateigentums an Grund und Boden erwarten, sondern auch Hilfe, um sich in dem gänzlich ruinierten Lande wieder wirtschaftlich einrichten zu können. Endlich muß als conditio sine qua non die sofortige Freigebung der in englischer Gefangenschaft lebenden Burenkrieger gewährt werden. Daß die Buren in diesen Forderungen ein Minimum erblicken, ist aber wohl verständlich, da sie gewiß im stande sind, ihren Widerstand noch Jahr und Tag fortzusetzen, und das könnte für die sehr kriegsmüden englischen Steuerzahler zu den bereits aufgebrauchten Milliarden leicht eine neue bedeuten. Die außerordentliche Schärfe der englischen Etatsdebatte wird dem Ministerium nach dieser Richtung hin gezeigt haben, daß es auf neue Nachtragskredite doch nicht ins Endlose rechnen kann.

Obgleich nun bisher keine offiziellen Mitteilungen an die Oeffentlichkeit gedrungen sind, scheint der Auftrag, mit den Führern der Buren in Verhandlung zu treten, doch bereits an Lord Kitchener abgegangen zu sein. Wir glauben aber nicht, daß de Wet und Botha ohne Steijn und Schalk Burger bindende Verpflichtungen auf sich nehmen werden. Schalk Burger aber ist wieder an Krüger gebunden, und das giebt einen circulus vitiosus, der von Afrika zu dem in Europa weilenden Präsidenten Krüger zurückführt.

Der einzig sichere Weg für England wäre, wenn es dem Beispiel folgen wollte, das Deutschland gab, als es zur Feststellung des Friedens jene Nationalversammlung nach Bordeaux berief, welche als gesetzliche Vertretung des französischen Volkes die Verantwortung für Annahme der deutschen Bedingungen zu tragen stark genug war! Aber nichts spricht dafür, daß das Ministerium Salisbury-Chamberlain Neigung hätte, solche Wege zu gehen.

Militärisch liegen jetzt (Mitte Februar) die Dinge so, daß Burenstreitkräfte in größerer Zahl im Nordwesten der Kapkolonie stehen; daß Delarey südlich von Mafeking mit mehreren tausend Mann nach Westen durchzubrechen sucht, während Smuts, der

keineswegs sein Kommando verloren hat, wie ein kürzlich veröffentlichter Br
machte, mit 2—3000 Mann von Clan William und Calvinia aus nach N

Der ganze Nordwesten ist, mit Ausnahme der Garnisonen in l
schaften, in Händen der Buren, und noch kürzlich ist ihnen, wie wir aus zuve
Quelle wissen, gelungen, ein Remontedepot mit 3000 Pferden in Griquat
Das klingt freilich anders als die offiziellen Berichte, die das englische K
publiziert, und wir werden trotz der zahlreichen kleinen Erfolge Kitche
der Vorstellung bestärkt, daß England alle Ursache hat, nicht durch int
halten den Bogen zu überspannen. Nehmen wir hinzu, daß der von Kit
Stil angelegte Plan, de Wet zu umzingeln, abermals gescheitert ist, so k
gezweifelt werden, daß die Widerstandskraft der Buren noch lange ni
Das sollte in London doch zur Mäßigung führen. Wir stehen gerade j
da die Natur zur Bestellung der Felder in Südafrika ruft. Für ein Volk
wie die Buren es sind, bedeutet das eine Mahnung zum Frieden. Sie werden
sein, als wenn diese Wochen ungenutzt hingegangen sind; an England ist
erlösende Wort zu sprechen, das all dem Jammer dieses ungerechten K
machen kann.

Man sollte aber meinen, daß auch andere Gründe die Leiter der
zu solchen Erwägungen führen müßten. Seit dem Dezember des vorige
sich ein blutiger Kampf zwischen Britisch-Indien und den Waziri im Hin
zu Anfang Februar betrugen die englischen Verluste schon gegen 1000 M
mehr als in allen früheren Kriegen, die gegen dieses tapfere Bergvolk
Dazu kommen Nachrichten von aufständischen Bewegungen aus Kabu
Der Hadda Mullah tritt wieder mit seinen aufreizenden Predigten in d
und es kann heute kaum mehr zweifelhaft sein, daß in dem Wetteifer um d
Einfluß in Afghanistan Rußland das Spiel gewonnen hat. In Peter
außerordentliche afghanische Gesandtschaft erwartet, und in der Mandschu
auch ohne daß der vielumstrittene Vertrag vom Chinesen unterzeichnet w
so fest eingerichtet, daß ein Zurückweichen so gut wie ausgeschlossen ist.
England und Japan gegen die weitere Ausdehnung der Privilegien der Rus
Bank protestiert, und auch die Vereinigten Staaten haben sich diesem Prot
was zu einem weiteren Aufschub der endgiltigen Regelung der Vertr
geführt hatte. An der Thatsache, daß Rußland in der Stellung des be
ist, ändert das aber gar nichts. England ist in Südafrika gebunden
Parlament ziemlich geräuschvoll auf Räumung der Mandschurei und
ständigung in der koreanischen Frage drang, kann wegen arger finanz
keiten nicht an gefährliche Unternehmungen denken, so lange England in
Haltung verharrt, und endlich die Hand der Vereinigten Staaten reich
Tragweite der Geschütze ihrer Panzerschiffe hinaus. Der russische Ha
hinein aber ist Landhandel und kann Blockaden seiner Häfen am Stillen
Ruhe tragen.

In China ist inzwischen allerlei Bedeutsames geschehen, seit am
Kaiser im Tempel des Himmels seine Dankopfer für die glückliche Rück

Carrington, der wider alles Völk...
war, um den Buren in d...
Augenblick schien
Mitglieder der ...
woche fuhr er ...
ländische Fri...
englischen ...
Aktenstück
darin, ...
Flagg...
Bedi...
ank
...

... der chinesischen Armee (vorläufig ... Beachtung verdient, japanische Offiziere ... eine chinesische Marineschule eröffnet, für ... Instruktor herbeigelassen hat. Am 1. Februar ... der Gesandten vorausgegangen war, auch ... mit ihren Kindern empfangen und, wohl traktiert ... wird in Peking ein russisches Bistum gegründet ... eröffnet werden. Kurz, die europäische Kultur hält in ... ihren Einzug in das Reich der Mitte. Auch für Vorder-... beginnen. Ein Irade des Sultans hat endlich der langen ... der geplanten Bagdadbahn ein Ende gemacht. Sie wird ... Gesellschaft gebaut werden, und trotz der entschiedenen Feind-... offizielle Kundgebung des russischen Finanzministers Witte dem ... mit deutschem und französischem Kapital; der Bau ... Leitung aber bleiben der Deutschen Bank. Bekanntlich ... gleichsam als Gegengewicht schon vorher Privilegien zum Eisenbahnbau ... gesichert, aber man darf wohl annehmen, daß es mit der Aus-... Pläne noch gute Weile hat, da gerade jetzt die finanziellen Bedrängnisse ... seines scheinbar glänzenden Budgets sich nur als sehr ernste bezeichnen ... bleibt, daß wir unsererseits die Zeit nützen, sobald von der ... unerläßlichen pekuniären Bürgschaften geboten sind. Damit aber scheint es, ... Interesses, das der Sultan aus militärischen wie aus wirtschaftlichen ... dem Unternehmen entgegenbringt, noch recht übel zu stehen.

Die von der „Times" veröffentlichten Ularschen Enthüllungen über die Uchtomskischen Intriguen vor Ausbruch des Aufstandes in Peking haben sich als Fälschung erwiesen. Fürst Uchtomski ist zu der Zeit, aus der die veröffentlichten Briefe stammen, garnicht in Peking gewesen. So bleibt die ganze Affäre nur als groteskes Beispiel dafür bestehen, bis zu welcher Schamlosigkeit sich ein gewissenloses Politikastern steigern kann.

Sehr merkwürdig ist die von England aufgebrachte Kampagne über die von den Mächten vor Ausbruch des kubanischen Krieges eingehaltene Politik. Der Ausgang ist ein für England ungemein beschämender, durch den nicht nur die politische Haltung des Kabinetts Salisbury im Jahre 1898, sondern auch der englische Unterstaatssekretär Lord Cranborne in empfindlichster Weise bloßgestellt worden ist.

Unzweideutige Ausführungen der englisch-amerikanischen Presse und zum mindesten vieldeutige Erklärungen Lord Cranbornes, die in die Oeffentlichkeit geworfen wurden, als die Reise des Prinzen Heinrich nach New York bekannt ward, mußten in Amerika die Vorstellung erwecken, als habe Deutschland sich um eine Intervention der Mächte in dem spanisch-amerikanischen Konflikt bemüht, und erst die den Vereinigten Staaten freundliche Haltung Englands diese gefährlichen Absichten lahm gelegt. In Wirklichkeit haben nun die Dinge sich genau umgekehrt verhalten, und die Publikation der Depeschen, im „Reichsanzeiger", die damals gewechselt worden sind, hat klärlich gezeigt, daß es der direkte Widerspruch Kaiser Wilhelms gewesen ist, der die vom englischen Botschafter Pauncefoote beantragte Intervention der europäischen Mächte unmöglich gemacht hat.

Vielleicht steht es mit der peinlichen Verlegenheit in Zusammenhar
Dinge in London erregten, daß ein am 30. Januar abgeschlossener
Defensiv-Traktat zwischen England und Japan schon am 12. Februa
worden ist. Er hat durch seine ungewöhnliche aktuelle Bedeutung die
von diesen Rekriminationen sofort abgelenkt. Auch ist es in der That ei
größter Tragweite. Das englisch-japanische Bündnis ist geschlossen zur Au
der territorialen Integrität Chinas auf der Basis der „offenen T
status quo, d. h., da die Mandschurei von China nicht an Rußland abge
vielbesprochene Mandschureivertrag nicht rechtskräftig geworden ist, auch
der Mandschurei bei China. Der casus foederis tritt ein, sobald eine
mit mehr als einer Macht wegen Chinas oder Koreas in Krieg gerät, u
soll eine vorläufige Dauer von fünf Jahren haben.

Nun liegt auf der Hand, daß diese Vereinbarungen ihre Spitze
richten, das entweder seinen Absichten auf die Mandschurei zu entsagen
Krieges mit Japan gewärtig sein muß. Sollte, was nicht wahrsch
Alliance Franco-Russe auch auf Ostasien Bezug haben, und Fran
russisch-chinesischen Krieg eingreifen wollen, so ist England verpflichtet,
Japans zu kämpfen, während andererseits sich annehmen läßt, daß, wen
Persischen Golf, oder wo sonst seine Interessen mit den russischen ausein
einen Krieg geraten sollte, Japan die Gelegenheit nutzen wird, um sei
Orient dort herzustellen, wo er von Rußland verdrängt worden ist.

Im englischen Parlament hat die Opposition darauf hingewiesen, d
Bündnis England in Abhängigkeit von der Politik Japans geraten sei, u
ist nichts unwahrscheinlicher, als daß Japan jene 5 Jahre, die ihm da
stärksten Seemacht der Welt sichern, ungenutzt vorüber ziehen lassen soll
oben die große Stellung gezeichnet, die Rußland im nordöstlichen
Damit ist aber die Lage gegeben, wie sie vor Abschluß des englisch-jap
nisses bestand. Heute liegt bereits alles anders. Rußland ist verwundb
und wird mit äußerster Sorgfalt jeden Schritt vermeiden müssen, der ei
neuen Alliierten die Möglichkeit giebt, das Programm vom 30. Januar z
zu bringen.

Fragt man nach dem Wert, den der englisch-japanische Vertrag f
bedeutet er nach allen Seiten hin eine politische Entlastung für Deutsc
den Dreibund als Ganzes. Sowohl die englisch-japanische wie die russisd
sind für einen längeren Zeitraum an das ostasiatische Problem gebunden.
Interessen und seine politische Stellung in China aber liegen nicht nur
Konfliktsfeldes, sondern gehören zu denjenigen Fragen der ostasiatischen
von beiden Teilen als zu Recht bestehend anerkannt worden.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

VI.

Die Zolltariffrage im Januar.

Wenn bereits zu Beginn des neuen Jahres das Vorwalten eines starken Pessimismus festgestellt werden mußte, so ist das im Laufe des Januar eher schlimmer als besser geworden. Wenn diese Zeilen in die Hände der Leser kommen, wird vielleicht schon eine wichtige Entscheidung gefallen sein; der Rückblick auf den Januar aber kann nur die Thatsache verzeichnen, daß die weitesten Kreise, die am politischen Leben interessiert sind, von der Ueberzeugung, die Zollvorlage könne nun und nimmer zu stande kommen, tief durchdrungen sind. Diese Erfahrung kann man überall machen, gleichviel welche Empfindungen diese Ueberzeugung an ihrem Träger auslöst, sei es Niedergeschlagenheit, sei es Triumphgefühl. Dennoch wird man der horazischen Mahnung eingedenk bleiben müssen, daß man in solchen schwierigen Sachen das Gleichgewicht des Geistes bewahren soll. Es ist allerdings diese Zolltarifvorlage eine res ardua, aber noch berechtigt nichts dazu, sie verloren zu geben.

Der Hergang der Verhandlungen im letzten Monat läßt sich mit kurzen Worten zusammenfassen. Die Zolltarifkommission des Reichstages nahm alsbald nach dem Wiederzusammentritt des hohen Hauses ihre Arbeiten auf, aber sie kam in den ersten Sitzungen nicht weit, da die Tarifgegner sofort mit energischen Obstruktionsversuchen einsetzten. Mehrere Tage hindurch wurde von sozialdemokratischer Seite Antrag auf Antrag gehäuft, um das Fortschreiten der Beratungen zu hindern. Da änderte sich plötzlich das Bild. Es wurden wirklich die ersten Paragraphen des Zolltarifgesetzes erledigt, und man kam an die Bestimmungen des Gesetzes, in denen die Regierungsvorlage die agrarischen Wünsche nach Ansicht der Mehrheit nicht genügend berücksichtigt hatte. Und nun folgte ein Abänderungsantrag auf den andern, aber — von der rechten Seite! Die Linke konnte hohnlachend die Hände in die Taschen stecken und zusehen, wie die Regierung sich gegen die Rechte wehrte; sie brauchte nicht einen Finger zu rühren, da die Gegner viel besser ihre Geschäfte besorgten, als sie es selbst jemals hätte thun können. Denn was von der agrarischen Opposition jetzt betrieben wurde, war nichts Anderes als die Unbrauchbarmachung der Vorlage für ihren Zweck; hatten diese Bestrebungen Erfolg, so blieb der Regierung nichts Anderes übrig, als die künftige Zoll- und Handelspolitik nach den Wünschen der Linken einzurichten.

Die Frage liegt sehr nahe, wie es nur möglich ist, daß eine solche Taktik von den Mehrheitsparteien, d. h. von den der Vorlage in ihren allgemeinen Grundzügen und

Zielen zustimmenden Parteien befolgt werden konnte. Es giebt man dafür. Zunächst sprach wohl dabei eine Ueberzeugung mit, die sich lei mannigfacher politischer Erfahrungen herausgebildet hat, nämlich die Uel der selbstverständlichen Nachgiebigkeit der Regierung gegenüber einem parlamentarischen Willen. Man hat sich vollständig daran gewöhnt, Vorlagen aus der Hand der Regierung in dem Sinne entgegenzunehmei lamentarische Arbeit daran auf dem Grundsatz des gegenseitigen Aufschlc handelns beruht. Es gilt als völlig selbstverständlich, daß, wenn die Regie das Parlament 7 M. sagen muß, weil beide Teile 6 M. meinen. Oder (Die Mehrheitsparteien glauben, auch bei der Zolltarifvorlage unbedenklich dem zu können, weil sie unter dem Eindruck stehen, daß ihnen keine besondere daraus erwächst. Sie sagen sich: wenn wir die Vorlage nicht nach ur gestalten, so ist die Obstruktion da; früher zu stande kommt die Vorla nicht. Ferner aber glauben sie auch nicht daran, daß die Regierung Ern sich der Linken in die Arme werfen könnte; die Regierung hat ja doch v Landwirtschaft zu helfen.

Allen diesen Erwägungen liegt überdies eine falsche Auffassung d vorlage zu Grunde. Der Zolltarif wird beinahe wie eines der Mittel denen der Not der Landwirtschaft gesteuert werden soll. Daraus wird Recht der Vertreter der Landwirtschaft abgeleitet, den Entwurf so zu dieser Zweck in der Hauptsache — und zwar durch die Einwirkung au preise — erreicht wird. Der Zolltarif ist aber in Wirklichkeit nicht dc Werkzeug der Handelspolitik, mit dessen Hilfe der Ein- und Ausfuhrha der wirtschaftlichen Gesamtinteressen des Deutschen Reiches beeinflußt wei frühere deutsche Handelspolitik in der Aera Caprivi hatte den Fehler beg anzunehmen, daß das Interesse des gesamten Handels in der Haupt Lage der Industrie allein bedingt sei, und da das Interesse der Ausfuhr Erzeugnissen sich damals hauptsächlich auf Länder erstreckte, die ihrerseit treideausfuhr nach Deutschland den Hauptwert legten, so stellte sich die der politik unbedenklich auf den Boden dieser Auffassungen und erklärte rur die deutsche Landwirtschaft das Opfer bringen müsse, um der Ausfu Handelsverträge zu verschaffen, deren sie bedürfe. Das Fehlerhafte die die jetzige Regierung vollkommen eingesehen. Sie erkennt an, daß Industr ihre Interessen nicht auf Kosten der Landwirtschaft verfolgen dürfen, da Landwirtschaft einen so hohen Zollschutz braucht, wie er irgend mit der essen des Landes und mit der Fortführung einer auf Verträgen beruhe politik vereinbar ist. Aber der Zweck des Abschlusses vorteilhafter H steht doch immer im Vordergrunde, und nur innerhalb dieses Zwecke Landwirtschaft gethan werden, was zur Anerkennung ihrer gleichberechtigt n und Handel stehenden Interessen geschehen kann. Die Regierung kann un ständen nicht zugeben, daß die Einleitung einer solchen Politik — diese eben die Aufstellung eines autonomen Zolltarifs — ganz ausschließlich unter punkt betrachtet wird, als ob das alles nur geschehe, um die Schäden

schaft zu heilen, und nicht um Handelsverträge zu schließen. Diesem Vorhalt gegenüber pflegen sich die Agrarier in die Brust zu werfen und es der Regierung als ein Zeichen der Schwäche auszulegen, daß sie Handelsverträge à tout prix abschließen wolle. „Wir wollen den Zollkrieg nicht, aber wir fürchten ihn auch nicht," — schrieb dieser Tage die „Kreuz-Zeitung". Auch dieser Vorwurf trifft an dem Ziel vorbei. Die Regierung will nicht Handelsverträge à tout prix; sie wird keine solchen Verträge abschließen, falls das Ausland auf Bedingungen besteht, die mit den wirtschaftlichen Gesamtinteressen Deutschlands nicht verträglich sind. Sie muß aber denjenigen Bestrebungen im eigenen Lande entgegentreten, die durch ungenügende Rücksichtnahme auf den Zweck eines autonomen Tarifs einem einzelnen, wenn auch noch so wichtigen, Erwerbszweige eine einseitige Berücksichtigung verschaffen wollen. Das ist doch ein Unterschied.

Wie sehr von landwirtschaftlicher Seite der Zolltarif als ein für sich bestehendes Schutzmittel für die heimische Produktion angesehen wird, ist schon früher einmal an dieser Stelle angedeutet worden, als darauf hingewiesen wurde, daß die agrarischen Wortführer über unparitätische Behandlung von Industrie und Landwirtschaft im Zolltarif klagten. Betrachtet man den Tarif als Unterlage für eine zweckmäßige Vertragspolitik, so ergiebt sich ganz von selbst, daß die hohen Industriezölle als ein weise gewähltes Mittel zur Entlastung der Landwirtschaft anzusehen sind. Man kann Handelsverträge nicht schließen, ohne die Zugeständnisse des anderen Teils entsprechend zu bezahlen. Auch die Industrie wird die zu erlangenden Vorteile bezahlen müssen; der neue Tarif setzt sie in den Stand, diese Vorteile mit Herabsetzung der eigenen Zölle zu bezahlen, und nicht, wie bei den Caprivischen Handelsverträgen, aus der Tasche der Landwirtschaft. Betrachtet man aber freilich den Zolltarif als ein fix und fertig hinzustellendes Absperrmittel für die unbequeme ausländische Einfuhr, so muß allerdings die Landwirtschaft der Industrie gegenüber auf den Standpunkt des kleinen Jungen geraten, der sich ärgert, daß der große Bruder das größere Stück Kuchen bekommen soll.

Angesichts solcher falschen Auffassungen, die, wenn sie festgehalten werden, mit Notwendigkeit zu einem vollständigen Fiasco der ganzen neuen Handelspolitik führen müssen, ist es nun schon von der Weihnachtszeit an in vielen politischen Kreisen tief beklagt worden, daß die Regierung nicht sofort eine Erklärung abgab, die den agrarischen Hoffnungen von vornherein jede Unterlage nahm und haarscharf den Charakter der Vorlage feststellte. Vielleicht wäre schon damals eine Mahnung in diesem Sinne ganz am Platze gewesen; der Reichskanzler hielt es aber für richtiger, wenigstens erst den Beginn der Kommissionsverhandlungen abzuwarten. Inzwischen begann ein starkes Drängen nach einer solchen Erklärung gerade aus Kreisen heraus, deren grundsätzlich antiagrarische Tendenzen die Regierung sich doch nicht zu eigen machen konnte, ohne sich Mißverständnissen auszusetzen. Dieses Drängen sündigte nach der entgegengesetzten Seite hin wider die Agrarier: die Regierung sollte sich durchaus in dem Sinne festlegen, daß sie unter keinen Umständen gewillt sei, über die im Zolltarifgesetz enthaltenen Mindestzollsätze für Getreide hinaus zu gehen.

Nun kann man ja überhaupt bestreiten, daß es zweckmäßig war, Minimalzölle für die Hauptgetreidearten gesetzlich festzulegen. Eine solche öffentliche Bindung der Regierung, die im Begriffe steht, mit fremden Staaten in Verhandlung zu treten, kann

nur als Notmittel gutgeheißen werden. Leider aber lagen bei der Auff
tarifs die Verhältnisse so, daß, wenn die verbündeten Regierungen nicht z
gewaltigen Schwierigkeiten noch turmhohe andere häufen wollten, sie
mußten, einerseits den Agrariern eine gewisse Gewähr für Erfül
Wünsche, andererseits den Gegnern einen bestimmten Maßstab dafü
agrarisch sein wolle, zu geben. Nachdem nun aber die Minimalzölle ei
im Zolltarifgesetz erhalten haben, hat eine Erklärung der Regierung,
ständen darüber hinausgehen zu wollen, doch sehr ihre Bedenken. Da
sich sagen: „Wenn die deutsche Handelspolitik in so apodiktischer Form sich
Grenze der Getreidezollsätze auch nur um ein Kleines hinaufrücken z
daraus, daß sie es von vornherein aufgiebt, bei den Handelsvertragsver
Umständen mehr zu erreichen. Sie muß davon durchdrungen sein, d
Sätzen keine Handelsverträge abschließen kann; wir haben also von vorn
Spiel, wenn wir festbleiben.“ Es würde also der Nachteil, der ohnehin
der Minimalzölle liegt, noch verschärft werden. Parteien können
Stellung einnehmen; sie bringen damit die Wünsche bestimmter
Gehör, und die Sache hat weiter keine Bedeutung. Die Regierung
Veranlassung, sich die verantwortungsvolle Pflicht, mit dem Ausland
durch Wünsche der Parteien erschweren zu lassen und ihr Gebundensein
handlungen irgendwie weiter zu treiben, als es parlamentarische Notwe
Sie durfte das namentlich so lange nicht thun, als die Aussichten auf e
der Mehrheitsparteien im Sinne der Vorlage noch nicht ganz geschwu
mußte doch mindestens erst der Versuch gemacht werden, wie weit polit
das Gefühl der Verantwortung im stande sein würden, den Partei
Bewußtsein zu bringen und sie im eigenen Interesse zur Unterstützun
bewegen. Dazu bedurfte es freilich einer gewissen Zeit, denn die wilde
der Zeit zwischen der ersten Veröffentlichung des Entwurfes und
parlamentarischen Beratungen getrieben worden war, hatte die Stellung
ihren Wählern gegenüber zu einem großen Teil erschwert, und außerde
Parlamentarier den Standpunkt, daß sie ihre Stellung erst dann
könnten, wenn die entscheidende Frage der Getreidezölle in der K
genügend geklärt worden sei.

Aus allen diesen Momenten erklärt sich die Zurückhaltung, die v
während des ganzen Januars beobachtet worden ist. Die Erwartun
Bezug auf die Haltung der Mehrheitsparteien gehegt wurden, sind nu
täuscht worden. Die Konservativen und Freikonservativen hatten sich
Frage so sehr vor den agrarischen Karren spannen lassen, daß sie sich
der Bundesführer, die fortgesetzt die Peitsche ihrer extremen Forderunge
entziehen konnten. Und da die agrarische Kampfstimmung auch in
Wählerkreise eingedrungen war, auch ein Teil der nationalliberalen
einer kleinen „Verbesserung“ der Vorlage im agrarischen Sinne sympat
auch in den Reihen dieser Partei Schwankungen und Meinungsverschied
geschlossene Unterstützung der Regierung unmöglich machten. Am me

zeigte sich die Eigentümlichkeit der Lage in der Haltung des Zentrums. Für die Zentrumspartei, die die verschiedensten politischen Bekenntnisse vom konservativen Agrariertum bis zur radikalen Demokratie in sich birgt und die dabei stets die Stellung einer ausschlaggebenden Partei wahren will, ist in allen Fragen, die nichts mit der Konfession zu thun haben, die Taktik geboten, daß man sich so lange als möglich abwartend verhält — möglichst sogar unter Hervorkehrung starker Bedenken und oppositioneller Neigungen —, um dann zuletzt unter Durchdrückung einiger Abschwächungen auf die Seite der Regierung zu treten. Diese bewährte Taktik muß aber in einem so verzwickten Falle, wie er beim Zolltarif vorliegt, vollständig versagen. Jede auch nur vorläufige Stellungnahme nach einer Seite hin bedeutet eine Bindung der Partei, die sehr leicht zum schnellen Scheitern der ganzen Vorlage führen könnte, und — was für die Zentrumstaktiker noch viel schlimmer ist — die Verantwortung dafür würde auf die Partei fallen. Das Zentrum befindet sich daher in der peinlichsten Lage und vermag einstweilen nichts Anderes zu thun, als zwar eine allgemeine Geneigtheit zu bekunden, die Vorlage durchbringen zu helfen und eine Verständigung im Sinne einer mäßigen Verbesserung des Landwirtschaftsschutzes herbeizuführen, im übrigen aber möglichst unklar zu lassen, wie weit man darin zu gehen gedenkt.

So sind in den ersten Wochen nach dem Zusammentritt des Reichstages im neuen Jahre die Parteien und die Regierung um einander herumgegangen, indem jeder wartete, daß der andere den ersten Schritt thue. Sie schienen, wie ihnen Herrn Richters „Freisinnige Zeitung“ höhnend vorhielt, nach der alten Scherzredensart zu handeln: „Hannemann, geh' Du voran!“

Bei diesem Spiel der Parteien mußten sich die Dinge allgemach so entwickeln, daß die Vorlage in der Kommission auf das ernsteste gefährdet wurde. Die Regierung mußte sich nun doch entschließen, aus ihrer Zurückhaltung mehr herauszutreten, da jedes Fortschreiten auf dem bis dahin eingeschlagenen Wege die zur Verständigung geneigten Elemente nicht stärken, sondern schwächen mußte. Der notwendige Entschluß der Regierung ist dann in erfreulicher Steigerung ausgeführt worden. Zuerst ernste Warnungen des Staatssekretärs Grafen Posadowsky in der Kommission, dann das schon etwas schwerere Geschütz einer offiziösen Note in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ und endlich eine jedes Mißverständnis beseitigende, klärende Rede des Reichskanzlers selbst beim Festmahl des Deutschen Landwirtschaftsrates am 7. Februar.

Die Aufgabe aller dieser Kundgebungen war, die sogenannten Mehrheitsparteien nicht in Zweifel darüber zu lassen, daß die sorgfältig abgewogenen Feststellungen der Regierungsvorlage nicht geeignet seien, willkürlichen Aenderungen in agrarischer Richtung unterzogen zu werden; zugleich aber mußten die Regierungsorgane auch bei Abgabe solcher Erklärungen jede Wendung vermeiden, die sie über das in der Regierungsvorlage schon enthaltene Maß hinaus binden konnte. Man muß anerkennen, daß diese schwierige Aufgabe gelöst worden ist. Ueberlegt man sich das genau, so braucht man sich nicht weiter den Kopf zu zerbrechen, ob die von einem Teil der Zentrumspresse erhobene Forderung, die Regierung solle sich *noch* genauer und bündiger ausdrücken, auf Arglist oder Verlegenheit zurückzuführen ist. Das letztere ist das wahrscheinlichere. Denn nichts kann die „ausschlaggebende“ Partei in den Zustand größerer Hilflosigkeit versetzen, als wenn die

Regierung selbst zwischen der Opposition von rechts und links hindur
auf die patriotische Einsicht der gemäßigten Konservativen und Natio
festem Schritte die Führung nimmt.

Nun darf man freilich den Gewinn aus solcher Lage vorerst
Man darf nicht vergessen, wie viele Klippen trotz alledem noch zu über
man kann hier nicht mit genügender Sicherheit auf den Erfolg ein
rechnen, wie sie unter Umständen der Appell an den Volkswillen darstelle
wir wollen uns doch nicht täuschen: unpopulär ist der Zolltarif. D
gegen die Vorlage, denn das Verständige und Notwendige ist sehr h
Unpopulär war auch die preußische Heeresorganisation in der Kons
Thaten, die daraus entsprangen, auch dem Verstande der Massen einle
was damit gewonnen war. In der Zollfrage findet gleichfalls doktri
einen dankbaren Nährboden in dem plumpen Alltagsverstande der Ma
gestellten Rechnungen über „Brotverteuerung“ um so begieriger aufnin
und gewissenloser sie verfertigt sind. Falls aber eine vernünftige Zol
politik uns wirtschaftlichen Vorteil bringt, wird niemand von den jetzig
geben, daß diese Vorteile im Zusammenhang mit den zweckmäßigen T
stehen; wir haben eben keine Ereignisse zu erwarten, die, wie die Thate
1870, einst dem König Wilhelm und seinem großen Staatsmann vor
bestritten recht gaben. Die komplizierten Vorgänge unseres Wirtschaftsle
dazu nicht. Dem Konsumenten wird beispielsweise eingeredet, daß e
Lebensmittel, das er jetzt mit 25 Pf. bezahlt, künftig mit 30 Pfg. werde
Diesen Nachteil versteht jeder zu würdigen. Aber bei der künstlichen V
Verhältnisse macht ihm niemand klar, daß nur durch diese Verteuerung -
daß sie einträte! — die Möglichkeit gegeben ist, seine Einnahmeverhältni
Höhe zu halten oder auch zu verbessern. Wenn die Löhne gedrückt werde
jeder Mark nur 75 Pf. gezahlt werden, so bedeutet die Beibehaltu
Lebensmittelpreise für die wirtschaftliche Lage des einzelnen bereits einer

Wir würden es als einen schweren Schaden ansehen müssen, wen
so gestalten sollten, daß der Zolltarif noch vor der Zeit zum Angelpun
bewegung würde. Jedenfalls muß jeder einsichtige Politiker, der in de
das Seinige thun, um die baldige Erledigung der Zolltarifvorlage du
die neuesten Kompromißversuche, die zu der Zeit, wo diese Zeilen geschri
eben an die Oeffentlichkeit getreten sind, zu dem gewünschten Ziel führe
einer späteren Betrachtung vorbehalten bleiben.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

Paul Dehn.

Das Werden des größerbritischen Zollbundes. — Deutsches Kapital im Auslande. — Die Bagdadbahn. — Zur Amerikafahrt des Prinzen Heinrich.

Schon vor zwanzig Jahren erhoben sich in England einzelne Stimmen zu Gunsten eines größerbritischen Zollbundes zwischen Großbritannien und allen seinen Besitzungen. „Wir sollten unser Getreide," so äußerte im Jahre 1881 Stavely Hill, „unsere Brotfrüchte und alles, was in den verschiedenen Kolonialklimaten gedeiht, nur von unseren Kolonieen beziehen und sie sollten ausschließlich von England, ihrem Mutterlande, ihren ganzen Bedarf an Industriewaren decken." Dieser Gedanke fand Anklang, als die nordamerikanische Republik und mit ihr die meisten Kulturstaaten sich immer mehr von schutzzöllnerischen Grundsätzen leiten und wiederholt Zollerhöhungen in Kraft treten ließen. Auf der Londoner Kolonialkonferenz von 1887 regte der Premierminister von Queensland die Bildung eines größerbritischen Zollverbandes an. Alle Teile des britischen Reiches sollten sich gegenseitig durch Vorzugszölle begünstigen. Damals machte auch der Südafrikaner Hofmeyr den Vorschlag, von der gesamten ausländischen Einfuhr in Großbritannien wie in den Kolonieen einen Zuschlagszoll zu erheben. Beide Vorschläge waren nur zu verwirklichen, wenn England seine freihändlerische Politik aufgab. Ende 1890 traten die größerbritischen Zollvereinsbestrebungen aufs neue hervor. In Beantwortung einer Umfrage des Londoner Kolonialamtes verlangten die Kolonialregierungen zunächst das Recht selbständiger Zollpolitik, da sie nicht an Verträge gebunden sein wollten, denen sie nicht ausdrücklich zugestimmt hatten. Vor allem sollten die Meistbegünstigungsverträge Englands mit Belgien und Deutschland gekündigt werden, weil auf Grund dieser Verträge die Kolonieen verhindert wurden, die Einfuhr der fremden Staaten ungünstiger zu behandeln als die englische Einfuhr. In England fanden diese Bestrebungen, obwohl sie mit den freihändlerischen Ueberlieferungen in schroffem Widerspruch standen, vielfache Zustimmung, auch in freihändlerischen Kreisen. Eine kleine Abweichung von der Linie des Freihandels zu Gunsten eines großen englischen Zollbundes erachtete die „Times" für zulässig. Der Freihandel bleibe zwar für den Verbraucher ohne Frage das Beste, doch könne das Interesse des Verbrauchers nicht immer allein berücksichtigt werden. Mitte 1894 vereinigten sich die Vertreter der englischen Kolonieen in Ottawa (Kanada) zu einer interkontinentalen Konferenz und befürworteten Zollermäßigungen zwischen Großbritannien und seinen Kolonieen zur Schaffung vorteilhafter Bedingungen im gegenseitigen Verkehr.

Ernsthaft zu nehmen war der größerbritische Zollbundsgedanke, als Joseph Chamberlain Kolonialminister wurde und sich vorsetzte, diesen Gedanken mit Hülfe des Imperialismus zu verwirklichen. Bei seinem Amtsantritt hatte er den Gouverneuren der Kolonieen mitgeteilt, es sei das Ziel der Regierung, dem Mutterlande mehr als bisher den ihm zukommenden Handelsverkehr mit den Kolonieen zu sichern. Chamberlain machte 1896 selbst eine Reise nach Kanada, wo die hochschutzzöllnerische Politik der nordamerikanischen Republik zu Abwehrmaßregeln drängte, und verkündete sodann auf einem Festessen des Londoner Kanadaklubs als das Endziel seines handelspolitischen Programms die Herstellung eines zollgeeinten britischen Handelsgebietes, die handelspolitische Verschmelzung Großbritanniens mit seinen Kolonieen in allen Weltteilen nach dem Beispiel des zollgeeinten Deutschlands. Wie Chamberlain Mitte 1896 bei Eröffnung des Handelskammerkongresses andeutete, hoffte er zu diesem Ziele zu gelangen durch Freihandel innerhalb des Reiches, durch Zölle gegen das Ausland, die jede Kolonie nach ihrem Ermessen auferlegen könne, wogegen Großbritannien die Massenerzeugnisse der Kolonieen (Korn, Fleisch, Zucker, Wolle) bei der Einfuhr aus dem Auslande mit Zöllen zu belegen habe. Chamberlain machte kein Hehl daraus, daß sein Ziel ohne Abweichung von den „erhabenen Grundsätzen des Freihandels“ nicht zu erreichen sei. Bald wurde der erste Schritt gethan. Nachdem Kanada im Frühjahr 1897 einen neuen Zolltarif fertig gestellt hatte mit Zollermäßigungen für solche Länder, die kanadische Erzeugnisse frei einlassen, also allein für englische Erzeugnisse, kündigte England die Handelsverträge mit Deutschland und Belgien und befreite dadurch die Kolonieen von ihrer Meistbegünstigungspflicht. Kanada und später Barbados ließen dann Vorzugszölle zu Gunsten englischer Waren in Kraft treten und wurden in das seit 1898 wiederholt verlängerte Handelsvertragsprovisorium Englands mit Deutschland u. s. w. nicht mehr aufgenommen.

Längere Zeit blieb dieser erste Schritt zum größerbritischen Zollbund der einzige. Auf dem Festlande meinten die Optimisten, Chamberlain habe sein Ziel aufgegeben. Noch im Oktober 1900 glaubten freihändlerische Blätter wie die „Nat.-Ztg.“, die Pläne Chamberlains als freie Kombinationen „der deutschen Handelspolitiker agrarkonservativen Schlages“, als „handelspolitische Angstmeierei“ abthun und behaupten zu können, daß mit solchen Bestrebungen sich deutsche Blätter ungleich mehr beschäftigten, „als sämtliche Unterthanen ihrer britischen Majestät zusammen“. Auch Professor Dietzel-Bonn erklärte in seiner Schrift „Die Theorie von den drei Weltreichen“ im Frühjahr 1900 die Chamberlainschen Pläne für aussichtslos. In der Hauptsache wurde die öffentliche Aufmerksamkeit davon abgelenkt durch den südafrikanischen Krieg, der in seinem Verlauf zunächst die Machtstellung Großbritanniens erschütterte. Vielleicht wäre dieser Krieg vermieden, sicherlich aber aufgeschoben worden, wenn Chamberlain in seiner früheren Zeit nicht Waffen- und Munitionsfabrikant, sondern etwa Baumwollindustrieller gewesen wäre und das überwiegende Bedürfnis friedlicher Zustände für das englische Erwerbsleben unmittelbarer hätte würdigen können. Aber selbst inmitten dieses Krieges behielt Chamberlain sein älteres und höheres Ziel im Auge. Die Einigung Australiens begünstigte er als eine Etappe zu dem größerbritischen Zollbund, und in stetem Hinblick auf diesen betrieb er die Neuregelung der südafrikanischen Verhältnisse.

Die Einigung Australiens war eine Vorbedingung des größerbritischen Zollbundes,

sie besteht seit 1. Januar 1901. Schon im Frühjahr 1900 erklärte der australische Delegierte Fysh, Kanada habe dem Mutterlande einen Vorzugstarif bewilligt und dasselbe werde das vereinigte Australien thun. Anfang 1901 meinte Barton, der Premierminister des geeinigten Australiens, die Frage eines Vorzugstarifs für britische Waren sei wert, gegebenen Falles erwogen zu werden. Er würde sich freuen, wenn es möglich sei, Gegenseitigkeit eintreten zu lassen. Von vornherein war man in Australien bereit, der englischen Einfuhr Vorzugszölle zu gewähren im Falle entsprechender Gegenzugeständnisse. Mitte April 1901 äußerte Bundes-Finanzminister Turner die Ansicht, daß ein Differentialtarif zu Gunsten des Mutterlandes recht und billig sei und ohne Schaden für die heimische Industrie zum Gedeihen Englands beitragen und schließlich zur Vereinigung des Reiches führen werde. Indessen haben die leitenden Kreise Australiens doch Anstand genommen, dem Vorbilde Kanadas zu folgen und Vorzugszölle für die englische Einfuhr zu bewilligen. Nur ein Drittel der australischen Ausfuhr geht nach England, zwei Drittel finden außerhalb Englands Absatz, vor allem auch in Deutschland, das nächst England Australiens bester Abnehmer ist. Deutschland würde, falls Australien der englischen Einfuhr Vorzugszölle eingeräumt hätte, die australischen Erzeugnisse, die es in Massen bezieht, namentlich Wolle, Hartholz, Borke, Sohlleder, Häute, Getreide u. s. w., alsbald mit Kampfzöllen belegt und seinen Bedarf anderweit gedeckt haben. Man will nunmehr in Australien auf einem Umwege zu dem gewünschten Ziele gelangen und zwar nicht Vorzugszölle für englische Waren einführen, wohl aber Vorzugszölle für alle Waren ohne Unterschied der Herkunft, die auf britischen Schiffen eintreffen. Der Gedanke ist nicht ganz neu. Mitte 1901 sollte in der Kolonie Straits Settlements die Einfuhr chinesischer Deckpassagiere auf nichtenglischen Schiffen verboten werden. Schon Mitte 1900 plante man in Australien ein Verbot der Küstenschiffahrt für alle nichtbritischen Schiffe. Nach dem australischen Zollgesetz vom 1. Oktober 1901 sollen alle nichtaustralischen Schiffe, die in den australischen Gewässern verkehren, den Schiffsproviant, den sie dort verbrauchen, verzollen. Einige, auch deutsche Schiffe sind daraufhin bereits beanstandet worden. So lange das Handelsvertragsprovisorium zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien nebst Kolonieen mit der Meistbegünstigung besteht, kann Australien keinesfalls daran denken, fremde Waren, wenn sie auf nichtbritischen Schiffen ankommen, mit höheren Zöllen zu belegen, da nach dem deutsch-englischen Handelsvertrage wie nach allen Meistbegünstigungsverträgen, falls nicht besondere Vorbehalte gemacht worden sind, die Schiffe der Vertragsstaaten in jeder Hinsicht auf demselben Fuß wie die einheimischen Schiffe und die Waren die diese Schiffe bringen, nach dem Meistbegünstigungsrecht behandelt werden müssen. Am 31. Dezember 1903 läuft das deutsch-englische Handelsprovisorium ab, und Australien wäre dann in der Lage, die geplanten Vorzugszölle zu Gunsten von Waren, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft, wenn sie auf britischen Schiffen eintreffen, einzuführen. Diese Vorzugszölle richten sich nicht gegen fremde Waren, wohl aber gegen die fremde Schiffahrt, und sind geeignet, die nichtenglische Schiffahrt, vor allem auch die deutsche, die sich im Verkehr mit Australien erfreulich entwickelt hat, auf das Empfindlichste zu schädigen. Ein derartiges Vorgehen Australiens ist zwar nicht gleichbedeutend mit einem neuen Schritt geradewegs zum größerbritischen Zollbund, wäre aber immerhin ein kleiner Fortschritt in der Richtung zu diesem Ziel. Bei der Wichtigkeit, die alle Mächte der nationalen Schiffahrt beimessen,

und mit Rücksicht auf die Opfer, die sie zu ihrer Hebung bringen, kann es indessen nicht zweifelhaft sein, daß das geplante Vorgehen Australiens zu Gunsten der britischen und zum Schaden aller nichtbritischen Schiffahrt entsprechende Gegenmaßregeln der betreffenden beteiligten Staaten hervorrufen wird und zwar voraussichtlich die nämlichen Gegenmaßregeln, die ergriffen worden wären, wenn Australien Vorzugszölle zu Gunsten der englischen Einfuhr beschlossen hätte.

Schwieriger schien es, die südafrikanischen Kolonieen für den Anschluß an den größerbritischen Zollbund zu gewinnen. Indessen hatte Chamberlain auch hier schon lange vorgearbeitet. Rhodesia, die Gründung des Cecil Rhodes, erhielt von Anfang an das Recht, eine selbständige Zollpolitik zu treiben mit der Bedingung, daß britischen Waren unter keinen denkbaren Umständen Schutzzölle auferlegt werden dürfen. Ob Rhodesia Schutzzölle gegen andere ausländische Waren einführen solle, wurde der Zukunft überlassen. Als Chamberlain im englischen Unterhause am 6. Mai 1898 diese Abmachung verteidigte, hob er die Notwendigkeit hervor, einen freundschaftlichen Verkehr zwischen den Gliedern des britischen Reiches herzustellen, ohne daß fremde Nationen sich daran beteiligten. Zwischen den verschiedenen Teilen des britischen Reiches solle vollkommene Freiheit herrschen. Chamberlain sah die Zeit gekommen, da es für die Kolonieen Englands Anlaß geben könnte, dem Mutterlande als Entgelt für alle empfangenen Vorteile einen Vorzug zu gewähren. Im Herbst 1900 begann die Agitation von Cecil Rhodes und Genossen auch in der Kapkolonie. Mitte Oktober ließen sie in der Südafrika-Liga die Verdienste Englands um die Kapkolonie und zugleich die Vorteile hervorheben, die die Kolonie durch Angliederung der Burenrepubliken erfahren werde. Dagegen erachteten es diese Agitatoren als billig und gerecht, wenn Südafrika zum Schutz der englischen Einfuhr die Erzeugnisse anderer Länder mit Zöllen belege. Als Losung wurde ausgegeben „Zoll auf alle Waren mit Ausnahme englischer". Kurz vorher hatten englische Blätter berichtet, daß Kolonialminister Chamberlain beabsichtige, die englische Einfuhr in Britisch-Südafrika durch Einführung eines „mäßigen" Differentialzolles auf Waren nichtbritischen Ursprungs zu begünstigen. Man gedachte demnach, die nichtbritische Einfuhr durch besondere Zollzuschläge zurückzudrängen. Südafrika ist für Deutschland ein wichtiges Ausfuhrgebiet, es bezog im Jahre 1898 für mindestens 35 Mill. Mk. deutsche Waren. Der Zentralverband Deutscher Industrieller lenkte die Aufmerksamkeit des Reichskanzlers auf die Absicht der englischen Regierung, bei der Verzollung der Waren in Südafrika das Ausland ungünstiger zu stellen als das Mutterland, und der Verein lothringisch-luxemburgischer Stahlindustrieller bat den Reichskanzler, die Einverleibung der Burenrepubliken nur dann anzuerkennen, wenn England Bürgschaften dafür gebe, daß in Südafrika eine differentielle Behandlung der eingehenden Waren weder bei der Verzollung noch bei der Verfrachtung stattfinden würde. Wenn England die Annexion der Burenrepubliken aufrecht erhält, so kann es ihre Meistbegünstigungsverträge mit Deutschland und den anderen Ländern für hinfällig erklären und die südafrikanische Zollunion in die Wege leiten.

Im Herbst 1901 verhandelte auf Veranlassung Chamberlains Gouverneur Milner in Kapstadt mit dem Ministerium von Natal über die Grundbedingungen einer südafrikanischen Zollunion. Der Premierminister von Natal sprach sich dabei zu Gunsten von Vorzugszöllen für englische Waren aus, allerdings unter der Voraussetzung, daß

England Gegenseitigkeit bewillige. Nach seiner Ansicht ermutigt der gegenwärtige Freihandel in Südafrika lediglich die auswärtige Konkurrenz. Inzwischen waren englische Blätter bemüht, für die Chamberlainschen Bestrebungen gegenüber Südafrika Stimmung zu machen. So ließ sich Ende Februar 1902 der Londoner „Daily Expreß" aus Berlin berichten, daß man in deutschen Handelskreisen sehnsüchtig den Abschluß des Friedens in Südafrika erwarte, um die südafrikanischen Kolonieen für den deutschen Handel zu gewinnen. Gleichzeitig wurden die englischen Kaufleute ermahnt, die deutsche Konkurrenz scharf zu überwachen. Die Deutschen würden nichts unversucht lassen, so versicherte der Berichterstatter, den Engländern die Früchte des Krieges zu entreißen. Den Engländern mögen die Goldminen bleiben, Deutschland wolle jedenfalls den Handel besitzen. Ganz Südafrika werde mit deutschen Erzeugnissen überschwemmt werden. Deutsche Finanzleute sollten geneigt sein, Geldmittel herzugeben, damit die Burenfarmen und die Kaufläden wieder eingerichtet werden könnten, und in Südafrika werde eine Handelsvendetta erstehen die alles unter deutschen Einfluß bringe. Das Londoner Blatt behauptete schließlich, daß fast jeder auswanderungslustige Deutsche seine Augen auf Südafrika gerichtet habe und dorthin auswandern wolle. Die deutsche Einwanderung nach Südafrika werde noch größer werden als die deutsche Einwanderung nach Amerika um die Mitte des vorigen Jahrhunderts u. s. w. Thatsächlich ist nichts von dem, was das englische Blatt versichert, richtig. Deutschland will durchaus nicht den ganzen Handel Südafrikas an sich reißen, deutsche Finanzleute denken vorläufig nicht daran, den Buren zu helfen, die angebliche Handelsvendetta gegen die Engländer ist eine Phantasie, und ohne jede thatsächliche Unterlage ist die Behauptung, daß eine deutsche Massenauswanderung nach Südafrika bevorstehe. Vielmehr macht sich eine Abwanderung der Deutschen aus Südafrika bemerkbar. Die Beziehungen zwischen den Deutschen und Engländern in Südafrika sind außerordentlich kühl, die Engländer gebärden sich als die Herren, und die deutschen Firmen sehen sich zurückgedrängt oder verschwinden ganz. Die Aussichten für das deutsche Geschäft nach Beendigung des Krieges sind also nicht annähernd so günstig, wie man in deutschen Interessentenkreisen annahm, und nicht unmöglich ist es, daß diese Aussichten gänzlich durchkreuzt werden, wenn Chamberlain in die Lage kommt, bei der Pazifizierung Südafrikas unter Berufung auf Englands Ansprüche als paramount power auf südafrikanischem Boden seine größerbritischen Zollverbandspläne aufzunehmen und wieder einen Schritt vorwärts zu bringen. Angeblich führen die Engländer den Krieg um „gleiches Recht für alle weißen Rassen in Südafrika". In Wirklichkeit benutzen sie ihn, um alle ausländischen Kaufleute und Waren aus Südafrika zu verdrängen und allen Nichtengländern jede Erwerbsthätigkeit so gut wie unmöglich zu machen. Als die Engländer diesen grausamen Krieg begannen, gab es auch in Deutschland überkluge Geschäftsleute, die mit größtem Nachdruck versicherten, daß gerade im Interesse der deutschen Ausfuhr die Annexion der Burenrepubliken durch die Engländer zu wünschen sei. England werde auch dort wie überall und immer die Grenzen seiner Kolonieen dem Handel aller Nationen offen halten. Seither sind diese Verehrer des englischen Freihandels allerdings verstummt.

Anfangs hegte man in den Kolonieen die naheliegende Meinung, daß Englands Gegenleistung für die Vorzugszölle zu Gunsten der englischen Einfuhr ebenfalls in Vor-

zugszöllen bestehen müßten und zwar in Vorzugszöllen Englands zu fuhr aus den britischen Kolonieen. England hätte in der Hauptsache und Rohstoffe Zölle erst einführen müssen, wenn auch nur gegenüber Einfuhr. Dafür wäre eine parlamentarische Mehrheit aber doch kau wesen. Man scheut in England davor zurück, das ganze Zollsystem zu besondere Eingangszölle auf Lebensmittel und Rohstoffe zu legen, w solche nichtbritischer Herkunft. Die englischen Freihändler würden sich auch sozialpolitische Bedenken lassen sich geltend machen. Vor allem einen Zollkrieg mit Nordamerika vermeiden, der unbedingt ausbre England Erzeugnisse der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit belegt. Der englische Markt ist der wichtigste für die Vereinigten S ihnen verschlossen werden, so würde man in Washington keinen Augen geltungsmaßregeln zu ergreifen und einen Zollkrieg zu eröffnen, den ganz abgesehen von politischen Bedenken, auch aus wirtschaftlichen G hervorrufen wollen. Ein Zollkrieg mit Nordamerika würde dem größeren Schaden zu fügen, als der Nutzen wäre, den es von einem gr bund zu erwarten hat.

So war man in England bemüht, den Kolonieen Gegenzugestän Gebieten zu gewähren. Kanada erhielt eine neue Reichstelegraphenli quer durch das Stille Meer nach Australien hin verlängert werden so man den Kolonieen auf dem reichen Londoner Geldmarkt Anlehen dingungen in Aussicht, auch für städtische und industrielle Zwecke, fe Schiffahrtsverbindungen und Eisenbahnbauten. Von großem Wert Kolonieen nach verschiedenen Richtungen hin ist selbstverständlich die en Ehedem, als England noch allein Welt- und Kolonialpolitik trieb, empf Kolonieen kein Bedürfnis nach Schutz und Hilfe durch die englische Fl da fast alle Mächte sich an der Welt- und Kolonialpolitik beteiligen oder Aspirationen britischer Kolonieen zuweilen kreuzen. Da ist d Kolonieen der Wert der englischen Flotte zum Bewußtsein gekomme darin ein gewichtiges Gegenzugeständnis für die Vergünstigungen, di Einfuhr gewährt haben oder gewähren wollen.

Noch stehen dem größerbritischen Zollbund große Schwierigkei sie erscheinen nicht mehr unüberwindlich, und in greifbare Nähe ist Ziel gerückt worden, das man noch vor einem Jahrzehnt für Chamberlain allein hätte das nicht zu stande bringen können, wenn und politische Konjunkturen seinen Bestrebungen sehr zu statten gekomm gemeinen die schutzzöllnerische Politik der meisten Kulturstaaten, die Erzeugnissen mehr und mehr verschlossen, insbesondere die schutzzöllneris amerikas, die nebenbei Kanada näher an England drängten, sodann d schwung Deutschlands im Schutze einer nationalen Handelspolitik, ferne Bewegung in England, die einen politischen und militärischen Zusc britanniens mit seinen Kolonieen schaffen will und einzelnen Kolonie große Vorteile dafür verheißt, nicht zuletzt der südafrikanische Krieg, d

sition in den Kolonieen doch als eine gemeinsame Sache betrachtet wird und den größerbritischen Reichsgedanken in politischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht gekräftigt hat. So bewegt sich die Entwickelung des Verhältnisses zwischen England und seinen Kolonieen mehr und mehr in der Richtung zu den wirtschaftlichen Zielen der Chamberlainschen Politik, für die man zur Beschwichtigung der englischen Freihändler eine neue blendende Etikette gefunden hat. Unbedingter Freihandel zwischen allen Teilen des britischen Reiches! Man verschließt sich die Augen vor der schutzzöllnerischen Konsequenz dieses Satzes, vor dem schutzzöllnerischen Charakter des angestrebten größerbritischen Zollbundes und man will sich nicht gestehen, daß dieser größerbritische Zollbund der eigenen Schwäche Großbritanniens entspringt, das sich auf dem Geldmarkt zurückgedrängt sieht und mit Hilfe des Schutzzolles sich stärken und seine Stellung behaupten will.

Bei der Beratung des Handelsvertragsprovisoriums mit England am 16. Juni 1899 im Reichstage hatte Graf Posadowsky die größerbritischen Zollbestrebungen noch sehr kühl behandelt und ihre Durchführbarkeit bezweifelt. Die britischen Kolonieen, sagte er, würden es sich überlegen, die deutsche Einfuhr ungünstiger zu behandeln, da sie mehr nach Deutschland senden, als von dort beziehen. Sollten sie dennoch dem Deutschen Reich die Meistbegünstigung nehmen, so würde der Schaden unzweifelhaft auf seiten der britischen Kolonieen liegen, da Deutschland die meisten britischen Kolonialerzeugnisse sich auch anderweit beschaffen könne. Das ist ganz richtig. Allein man muß doch die größerbritischen Zollverbandsbestrebungen ernsthaft ins Auge fassen, nachdem sie in Kanada feste Gestalt angenommen haben und in Südafrika wie in Australien greifbar hervortreten. Chamberlain weiß, was England notthut, diesem Hauptinteressenten der größerbritischen Zollbundsbestrebungen, diesem Industriestaat, nach Peez einem gewaltigen Komplex von Fabriken vergleichbar, der genötigt ist, bei Strafe des Hungers immerwährend fortzuarbeiten, in Gang zu bleiben und seine Ausfuhr zu vergrößern. Aufgabe britischer Staatskunst ist es, für diese unverhältnismäßig herangewachsene Riesenanlage Absatz zu schaffen. Für ihren ungeheuren Ueberfluß an Textilstoffen, Metallwaren u. s. w. müssen die Engländer Abnehmer finden, stoßen aber in allen Staaten auf immer höhere Zollschranken und wollen sich nun einen ausreichenden Markt sichern innerhalb eines größerbritischen Zollgebietes, indem sie die fremde Konkurrenz verdrängen. Ob diese Politik vorteilhaft auch für die britischen Kolonieen sein wird, ist eine Frage, die von den anderen Mächten nicht hervorgekehrt werden kann. Das zu entscheiden, ist Sache der Kolonieen selbst. Für die anderen Mächte ergiebt sich zunächst die Notwendigkeit, gegenüber der größerbritischen Zollbundsgefahr Vorbesprechungen einzuleiten, um ihr gemeinsam und wirksam zu begegnen. Alle Mächte werden durch die größerbritische Zollbundspolitik mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen, und zwar in erster Reihe nicht etwa Deutschland, das die englischen Handelspolitiker vor allem im Auge haben, sondern die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die nächst England nicht nur im Handel mit Kanada, sondern auch mit Australien und Südafrika meistbeteiligt sind, in Kanada mit 450 Millionen Mark Einfuhr, in Australien mit 88 Millionen Mark und in Südafrika mit 40 Millionen Mark. Deutschlands Ausfuhr nach diesen Ländern ist ebenfalls erheblich, nach Kanada 34 Millionen Mark, nach Australien 40 Millionen Mark und nach Südafrika 35 Millionen Mark. Nennenswert ist ferner der Ausfuhrhandel Frankreichs nach

Kanada und Australien, und beteiligt sind außerdem Belgien, die S
Holland u. s. w. Gelingt es den englischen Politikern, ihrer Einfuhr au
und Südafrika irgend welchen Vorsprung zu sichern, sei es nun durch d
zugszölle für die Waren oder durch differentielle Flaggenzölle, so liegt es
Staaten, die sich dadurch betroffen fühlen, eine Verständigung anzubah
die zweckmäßigsten Gegenmaßregeln, die dann, wenn sie gemeinsam e
nicht ohne Wirkung bleiben können. Von ausschlaggebender Bedeutung
Verhalten der nordamerikanischen Republik sein. Nicht ausgeschlossen ist
daß die englischen Politiker noch in letzter Stunde ihre größerbritis
bestrebungen zurückstellen, sobald sie sehen, daß unter den Mächten, auf
nehmen müssen, ein Einvernehmen besteht, diesen Bestrebungen nachdr
zutreten und äußersten Falles die Abwehrmaßregeln auf England selbst

Am 5. März wird der Ausschuß der Vereinigten Reichshandelsliga
öffentliche Besprechung über die größerbritischen Zollbundsbestrebungen v
seine Bestrebungen nach einer Entwickung des Handels zwischen allen Teil
Reiches auf Grundlage einer Bevorzugung in den Vordergrund zu rücke

* * *

Als den „schlimmsten Feind unserer wirtschaftlichen Produktion"
Ping'en von der Zentrumspartei Anfang Januar das deutsche Ka
soweit es im Auslande produktiv angelegt ist. Deutsches Geld und deu
errichten, sagte er, im Auslande Fabriken und Anlagen aller Art.
nehmer erwerben unübersehbare Strecken fruchtbarsten Bodens im Ausla
ihre Erträgnisse auf unsere Märkte. In solcher Allgemeinheit und Bestir
Auffassung nicht zutreffend. Will man zu einem richtigen Urteil gelange
zunächst unterscheiden zwischen deutschen Kapitalien, die im Auslande a
den Eigentümern Zinsen und Gewinn bringen und ihnen nicht verlo
zwischen deutschen Kapitalien, die mit ihren Eigentümern ausgewande
Auslande bleiben. Sodann sind für die Nützlichkeit und Schädlichkeit
deutschen Kapitalien von Einfluß die Verhältnisse der betreffenden A

Vorteilhaft für das Heimatland sind, vorausgesetzt, daß ein hinreic
überfluß vorhanden ist, Anlagen in guten fremden Werten, in Schuld
fremder Staaten, in Eisenbahnen und anderen Aktiengesellschaften.
erfolgt nur, wenn Zinsen und Gewinn höher sind als bei gleichen inlän
Leider haben die deutschen Banken bei derartigen Anlagen in vielen Fä
winnsucht als Vorsicht bekundet. Durch die massenhafte Einfuhr argen
giesischer, griechischer, serbischer und anderer Werte sind die deutschen
deutsche Volksvermögen in bedenklichem Grade geschädigt worden. Und n
Unterlassungssünde haben sich die deutschen Banken fast ohne Ausnah
kommen lassen. Fast niemals haben sie sich um die Verwendung der deut
deren Ausfuhr sie vermittelten, gekümmert, während die Engländer und
darauf hielten, daß die betreffenden anleihebedürftigen Staaten sich verpfl
Verwendung der Anleihen zu Eisenbahnbauten oder sonstigen Unternehm
gehörigen des betreffenden Gläubigerstaates zu bevorzugen. So konnte do

geschehen, daß in Serbien französische Unternehmer Eisenbahnen bauten mit Kapitalien, die auf dem deutschen Geldmarkt beschafft worden waren. In Zukunft müssen die deutschen Banken, falls die Anlage deutschen Kapitals in fremden Staatsschuldverschreibungen nicht ernstlich beanstandet werden soll, größere Vorsicht bekunden und einen weiteren Blick bei der Wahrnehmung nationaler Interessen.

Dazu kommen dann Kapitalsanlagen, Verkehrsunternehmungen und öffentliche Anstalten in Grund und Boden, soweit die Eigentümer in Deutschland wohnen geblieben sind. Auch diese Kapitalsanlagen erweisen sich in der Regel vorteilhaft für das Heimatland. Thatsächlich sind im Auslande beträchtliche Kapitalien in Verkehrsunternehmungen und öffentlichen Anstalten angelegt worden, zum kleineren Teil auch in Landbesitz. Aber mit ihren Erzeugnissen machen diese Unternehmungen durchaus nicht immer der deutschen Arbeit Konkurrenz. Wenn deutsche Unternehmer im Auslande mit deutschem Kapital, womöglich auch mit deutschen Kräften, mit deutschen Maschinen und sonstigem Bedarf Eisenbahnen oder Straßenbahnen bauen, Gasanstalten oder Elektrizitätswerke errichten, wenn sie in tropischen Gegenden Grund und Boden ankaufen, um Baumwolle oder Kaffee oder Südfrüchte zu erzeugen, so konkurrieren sie keineswegs gegen die deutsche Arbeit, befruchten sie vielmehr durch Bezug von deutschen Maschinen und anderen Erzeugnissen, wie durch Beschäftigung von deutschen Kräften meist unter günstigeren Verhältnissen und vermehren auch das deutsche Volksvermögen um den Gründungsgewinn und, von ungünstigen Unternehmungen abgesehen, auch um die höheren Kapitalszinsen, die sie in der Heimat verbrauchen. Außerdem heben solche Unternehmungen auch das Ansehen und der Einfluß der Deutschen im Auslande und schaffen dem Deutschen Reiche Stützpunkte, die unter Umständen von politischem Wert sein können. Auf derartige Unternehmungen trifft unbedingt nicht zu, was der Abg. Pingen allgemein von deutschen Kapitalsanlagen im Auslande behauptete.

Nun giebt es allerdings im Auslande noch andere Unternehmungen deutscher Kapitalisten, in der Hauptsache Fabriken verschiedener Art, und diese mag der Abg. Pingen im Auge gehabt haben, als er die deutschen Kapitalsanlagen im Ausland für „den schlimmsten Feind unserer wirtschaftlichen Produktion“ erklärte. Indessen trifft dieser Ausspruch nicht immer auf das in ausländischen Fabriken angelegte deutsche Kapital zu. Wenn die Wollwarenfabrikanten in Gera oder die Seidenweber in Krefeld oder andere Industrielle wahrnehmen, daß ihre Ausfuhr nach Nordamerika oder nach Rußland zurückgeht und schließlich ganz ins Stocken gerät, weil die Einfuhrzölle von nordamerikanischer oder russischer Seite übermäßig erhöht wurden, wenn ihnen jede Möglichkeit der Ausfuhr durch die hohen Zollschranken der ausländischen Märkte genommen wird, sollen sie da unthätig bleiben und sich das ganze Geschäft aus der Hand gehen lassen? In der Regel begnügen sie sich damit, ihren Absatz im Inlande zu erweitern oder fremde Märkte heranzuziehen. Aber zuweilen erscheint es ihnen lohnend, Zweigfabriken in den betreffenden fremden Staaten anzulegen, um von dem Geschäft zu retten, was zu retten ist. Solche Zweigfabriken sind im allgemeinen nicht vorteilhaft für das Mutterland, sie stärken die Industrie des fremden Staates, sie machen sie leistungs- und konkurrenzfähig, auch wenn einmal die Zölle wieder ermäßigt werden sollten, sie locken nicht selten tüchtige heimische Arbeitskräfte hinaus, die nicht mehr ins Mutterland zurückkehren. Allein es bleibt ihnen

immerhin ein Unternehmergewinn, den sie im Inlande verzehren, und die gewinn ist immerhin besser als nichts. Derartige Fälle sind seit Jahrz Zahl vorgekommen. Als Deutschland seine Eisenzölle erhöhte, ließen dustrielle in Deutschland nieder und trugen nicht nur zur Hebung der industrie erheblich bei, sondern sie wiesen auf die Wege, wie man dur englische Konkurrenz abhalten konnte. Einer dieser Engländer Namens eigentliche Provokator der deutschen Schutzzollbewegung am Niederrhein und er hat ein Seitenstück in dem Engländer Skene, der in Oesterreich rischen Gedanken lebendig machte. Auch die Deutschen bekunden gleg bene ibi patria. In den achtziger Jahren hörte ich im Niederösterreic verein zu Wien, wie ein österreichischer Großindustrieller reichsdeutscher H Hardt in breiter westfälischer Mundart vor dem Bau der Tauernbahn nur dem deutschen Handel zu gute kommen werde, der dem österre gefährlich und überlegen sei! In Oesterreich haben viele deutsche Fa geschäfte gegründet, als ihre Ausfuhr dorthin durch Zollerhöhungen Vor allem ist der Aufschwung der Lodzer Industrie wesentlich auf de deutsche Kapitalien zurückzuführen. Auch in Nordamerika haben deut zum Aufblühen einzelner Industriezweige erheblich beigetragen. D befanden sich zumeist in einer Zwangslage und sie wählten, vom deut aus betrachtet, das kleinere Uebel, sie gründeten im Auslande Zweigfab der heimischen Arbeit Konkurrenz, genau betrachtet ihrer eigenen Arb Auslande keinen Absatz mehr fanden, sie bereicherten aber doch schließl Volksvermögen, soweit sie in Deutschland wohnen blieben oder n zurückkehrten. Mit diesen Thatsachen muß man sich abfinden, sie war Lage der Dinge nicht zu ändern. Wenn deutsche Unternehmer nicht nad Nordamerika gegangen wären, hätten Engländer das Geschäft gemacht. das deutsche Volksvermögen in solchen Fällen nur dann, wenn der b nehmer im Auslande verbleibt, was ja häufig genug vorgekommen sein werden heimischen Interessen unzweifelhaft da, wenn auch oft nur in wo deutsches Kapital ohne Not im Auslande Fabriken errichtet, d Erzeugnisse auf dem Weltmarkt konkurrieren. Das ist wiederholt ges Kapitalisten haben Zuckerfabriken in Ungarn und Rumänien gegründet, industrielle Webereien in Italien u. s. w. Von diesen Unternehmungen was der Abg. Pingen zu allgemein geäußert hat.

Vielleicht läßt sich ein Fachmann herbei, die Frage nach dem Nut nationaler Kapitalsanlagen im Auslande eingehend und unbefangen unter Anführung der vorliegenden Thatsachen und Erfahrungen. Wie sind auch die Verhältnisse der betreffenden Auslandsstaaten dabei von Deutschland Kiautschou besetzte, äußerte Freiherr von Richthofen, d Chinakenner, bemerkenswerte Bedenken über die zunehmende Mitwirk der Erschließung Chinas. Wenn Chinas Kräfte entwickelt werden d Eisenbahnen und anderen Verkehrsmitteln, durch die Förderung der B die Einführung der Industrie, durch die Heranbildung der Arbeiter, d

des Ausfuhrhandels, dann erachtete es Richthofen für fraglich, ob nicht China die größeren Vorteile davon habe, ob Europa nicht geschädigt, ob es nicht durch das Erstehen des neuen gewaltigen Konkurrenten gefährdet werde. Von Europa drängt man den Chinesen die europäischen Errungenschaften durch Telegraph und Eisenbahn auf, man ruht nicht, bis die schlummernden Riesenschätze an natürlichen Hilfsquellen und menschlicher Arbeitskraft entwickelt worden sind. Aber man ist unbekümmert darum, ob nicht dadurch Europas hohe materielle Macht herabgesetzt wird, ob nicht der Koloß, dem man das durch westliches Genie sinnreich erdachte Spielzeug in die Hand drückt, es so zu gebrauchen lernt, daß den Erfindern selbst schwerste Schädigung droht. Der industrielle Fortschritt Chinas sei nicht mehr zu hindern, sei unabweisbares Verhängnis für Europa. Jede Kohlengrube, die geöffnet wird, jede Fabrik, die daraufhin für die Chinesen angelegt wird, jede Eisenbahn, die man ihnen aufzwängt, ist ein Teil dieses Selbstmordprozesses. Er wird gefördert, wenn man bestrebt ist, die Wehrfähigkeit von China zu erhöhen. Indessen fügt Freiherr von Richthofen mit Betonung hinzu: „So lange die fremden Mächte hiervon abstehen und es selbst übernehmen, von ihren festen Plätzen an den Küsten aus das Land zu schützen, werden sie die Fäden der Erstarkung des Reiches der Mitte in ihrer Hand behalten."

Abgesehen von einzelnen Ausnahmefällen sind die Vorteile nationaler Kapitalsanlagen im Auslande weitaus größer als die Nachteile. Darnach wird bereits in der Praxis seit geraumer Zeit verfahren: Von den unmittelbaren Interessenten durch Einleitung neuer Kapitalsanlagen der verschiedensten Art im Auslande und durch die Regierungen, die diese Bestrebungen fördern und gerade auch die daraus entstehenden nationalen Interessenpunkte im Auslande bereitwillig schützen. Nach dieser Richtung hin werden sich die Dinge auch weiter entwickeln und erst im sozialdemokratischen Zukunftsstaat dürfte man dazu kommen, mit dem Kapital überhaupt auch die ausländischen Kapitalsanlagen zu beseitigen, wenn nicht etwa die Zukunftsstaatspolitiker rechtzeitig verständig werden und anstatt theoretische Konsequenzen praktische Zweckmäßigkeit walten lassen.

* * *

Nach langwierigen Verhandlungen, bei denen wie üblich wahrscheinlich die Höhe des an die türkischen Beamten zu zahlenden Backschischs eine große Rolle gespielt haben mag, hat der Sultan durch Iraden die Konzession der Bagdadbahn an die unter deutscher Führung stehende Gesellschaft mit dem französischen Namen „Société des chemins de fer d'Anatolie" Mitte Januar auf 99 Jahre endgiltig erteilt. Die Bahn wird nicht von Angora aus, wie ursprünglich geplant, sondern von der anderen Endstation der anatolischen Bahn, von Konia aus, weiter geführt werden, zunächst nach Adena, wo bereits eine Bahn nach Mersina am Mittelmeer abzweigt, sodann an den Euphrat bei Nisib und Biredjik, weiter über Wardin nach Mossul, der Stadt des Musselins, am Tigris und von da entlang dem rechten Ufer über den Grenzort Hanekin, Zweigstation für den Wallfahrtsort Kerbela, nach Bagdad-Basra und Kadhina am Ostende des Golfs von Koweit. Die Bahn wird von Konia bis Kadhina 2400 km lang werden, einschließlich der bereits fertigen Strecke von Konstantinopel nach Konia 3000 km. Es handelt sich also um ein Verkehrsunternehmen großen Stils, dessen Gesamtkosten auf

600 Millionen Fr., also 300000 Fr. für den Kilometer, geschätzt werden
der Goltz, dieser hervorragende Kenner des Landes, zweifelt zwar nicht
dem Geschick und der Zähigkeit der deutschen Konzessionäre gelingen wird, i
technischen, wirtschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten glücklich zu üb
aber doch, daß der Weg bis dahin noch steil und lang ist, und meint, r
des Naturreichtums jener Gegenden keine allzu sanguinischen Hoffnungen
Aufblühen setzen dürfen.

Das größte Hemmnis für den Baubeginn liegt in der Zinsbür
türkische Regierung zu gewähren hat. Vereinbart wurde nun allerding
Bürgschaft von jährlich 16500 Fr. für den Kilometer, so daß die Eisen
kein Wagnis auf sich nimmt. Indessen wird die türkische Regierung dad
jährlichen Bürgschaftsleistung von 40 Millionen Fr. belastet. Wenn al
Betrag nur allmählich fällig wird und annähernd zur Hälfte durch die Bet
gedeckt werden dürfte, so entsteht doch die Frage: Wer bürgt für di
Welche Unterpfänder kann die türkische Regierung geben als ausreichende
die pünktliche Zahlung ihrer Verpflichtungen? Bereits sind die regelmäßigen Z
der Türkei, wie Freiherr von der Goltz hervorhebt, so vollständig in Anspr
daß ihnen keine neue Last mehr aufgebürdet werden kann. Es han
darum, Einnahmequellen zu ermitteln, die bis jetzt verschlossen gebliebe
herr von der Goltz irrt indessen, wenn er glaubt, daß neue Einnahn
dem Abschluß neuer Handelsverträge mit der Türkei durch 2
Zolleinnahmen flüssig gemacht werden könnten. Wohl würde die Türkei il
beträchtlich vermehren, wenn es ihr endlich gelingen sollte, ihren alten Zoll
Wertzoll von 8 Prozent entsprechend zu erhöhen. Aber seit Jahrzehnten zö
mit ihrer Zustimmung, die notwendig ist, weil der Zolltarif auf den alten
beruht, die nicht einseitig von der Türkei beseitigt werden können. Kom
die Verhandlungen endlich zu einem glücklichen Abschluß, und ist es der
ihre Zölle zu erhöhen, dann tritt Artikel 8 des Ausgleiches der türkischen
ihren Gläubigern vom Jahre 1881 in Kraft, wonach der Mehrertrag aus
Zöllen infolge einer Aenderung der Zollsätze durch Revision der Hande
älteren Gläubigern zu überweisen ist. Ueber diese Bestimmung müßte
werden, und das könnte sehr wohl geschehen, denn die Anleihen, die mit de
Abdul Aziz unter wucherischen Bedingungen abgeschlossen wurden, werd
anderen Einnahmequellen ausreichend verzinst. So lange diese Schwierigke
ist, kann mit den Bahnbauten nicht begonnen werden.

Nach Vollendung der Bahn werden auch die Engländer unmit
daraus ziehen. Das „indische Felleisen", das wöchentlich in jeder Ri
England und Indien verkehrt und angeblich acht Eisenbahnwagen fülle
englisch-indische Personenverkehr, der in den achtziger Jahren auf 35 000 P
geschätzt wurde, werden nicht mehr ihren Weg über Brindisi und den Su
der nahezu über 15 Tage beansprucht, sondern die Bagdadbahn benutzen, d
die weite Fahrt in 10 bis 11 Tagen zurückzulegen, also 4 bis 5 Tage z

* * *

Die Amerikafahrt des Prinzen Heinrich übt auch in wirtschaftspolitischer Hinsicht ihre Rückwirkungen. Hüben und drüben erweckt sie freundlichere Stimmungen. Der Zollkrieg, der unvermeidlich zu sein schien, rückt in die Ferne, und vielleicht kommt es zu einer Verständigung. Dazu drängen nicht nur die unmittelbaren Interessen der beiden Reiche, sondern auch andere Umstände, vor allem die näherrückende Verwirklichung der größerbritischen Zollbundbestrebungen, die von dem Deutschen Reiche wie von der nordamerikanischen Republik peinlich empfunden werden müssen. Die nordamerikanische Gefahr besteht allerdings nach wie vor für das europäische Festland, sie wird durch die erstaunliche Entwickelung der nordamerikanischen Trusts in unberechenbarer Weise verschärft, und ihre Abwehr bleibt nach wie vor ein wichtiges und schwieriges Problem. Allein dieses Problem wird ein wenig zurückgestellt. In der That sollte man vorläufig alles unterlassen, was geeignet wäre, das geniale Vorgehen des Kaisers gegenüber den Vereinigten Staaten zu stören, und in Bezug auf Amerika große Zurückhaltung üben. Von dem Geschäftsführer eines Berliner Industriellen-Vereins waren Besprechungen mit österreichischen Industriellen über die nordamerikanische Gefahr in Anregung gebracht worden. Sollten diese Besprechungen wirklich zu stande kommen, was aus verschiedenen Gründen noch zweifelhaft erscheint, so würde ihre Hinausschiebung einem richtigen Gefühl entsprechen.

Deutschtum im Auslande.

Von

Paul Dehn.

Deutsche Arbeit im Auslande. — Deutsch-evangelische Missionen. — Deutsches Schulwesen im Auslande. — Ungarn. — England. — Italien. — Griechenland. — Nordamerika. — Deutsche Schutzgebiete. — Burenstaaten.

Deutsche Arbeit im Auslande. Nachgerade wird es Zeit, daß eine Vereinigung deutsch-nationalgesinnter Männer zusammenstellt, was deutsche Arbeit, deutsche Gelehrte und Techniker, deutsche Beamte und Offiziere im Auslande geleistet haben. Deutsche Bescheidenheit und deutsche Zerfahrenheit haben es bisher noch nicht zu einem Werk gebracht, das hervorragend geeignet wäre, das Ansehen der Deutschen im Auslande zu heben und das Nationalgefühl aller Deutschen zu kräftigen. Es ist im hohen Grade bezeichnend, daß ein Schweizer den ersten Versuch gemacht hat, auf einem bestimmten Gebiet diese Lücke auszufüllen. In einer Abhandlung über die kulturfördernde Arbeit des deutschen Heerwesens im Auslande tadelt der eidgenössische Hauptmann R. Günther die deutsche Gewohnheit, die Kulturarbeit des eigenen Heeres zu verkennen. Alle kolonisierenden Staaten, ob groß oder klein, ebenso die festländischen Mächte haben, wie Günther hervorhebt, schon im 18. Jahrhundert eifrig darnach getrachtet, deutsche Kräfte, namentlich deutsche Offiziere, zu gewinnen. Venedig und Portugal machten den Anfang. Seit 1726 wirkten preußische Reformatoren mit dem Exerzierreglement diesseits und jenseits des Weltmeeres, in Portugal Wilhelm von Schaumburg, der spätere Lehrer Scharnhorsts, in Spanien Alvensleben, in Neapel Salis, in Rußland Münnich, Schomburg, Manstein, Bruce u. a. In der Schweiz stand das preußische Vorbild in höchstem Ansehen. Bern übertrug dem General Lentulus die Reorganisation seines Heeres, ein anderer friderizianischer Offizier, Rittmeister von Orelli, reformierte das Heerwesen in Zürich und in Neapel. Der Schöpfer der berühmten schweizerischen Scharfschützen kannte, sagt Hauptmann Günther, nur ein Beispiel, das preußische. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verdanken dem General von Steuben die erste Organisation ihres Heeres, sein Reglement von 1778 galt über 80 Jahre als amtliche Instruktion. Der Franzose Gribauval, der von 1764 bis 1789 das französische Geschützwesen reorganisierte, hatte vorher 12 Jahre seine Wissenschaft in Berlin erlernt. Im Koalitionskriege erhielten die Offiziere des französischen Revolutionsheeres eine Anleitung, die der französische Kriegsminister ehrlich als geistiges Eigentum Friedrichs des Großen bezeichnete. Was der Fähnrich Pirsch von Potsdam nach Versailles brachte und dort als Major lehrte, behielt von 1791 bis 1830 amtliche Geltung, ward auch in kleinen deutschen Staaten als höchste

militärische Weisheit französischer Herkunft gepriesen, war aber in Wirklichkeit, wie Günther feststellt, bis auf den letzten Buchstaben geistiges Eigentum Friedrichs des Großen. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts waren deutsche Offiziere in der Türkei thätig, vor allem Moltke, dann Grach, Malinowsky, Wendt, Bluhm, Strecker, Drygalski, Grunewald, Rüstow, Kamphövener, von Hobe u. a. und nicht zuletzt Colmar von der Goltz, der Schöpfer des militärischen Unterrichtswesens in der Türkei. In Rumänien war es kein Geringerer als König Karl selbst, der sein Heer nach deutschem Muster reorganisierte, zum Teil unter Mitwirkung deutscher Offiziere. In dem Buche „Aus dem Leben König Karls von Rumänien“ (4. Band, Seite 414) wird erzählt, wie König Karl ein besonderes Interesse für das neue Befestigungssystem des preußischen Majors Schumann gewann, als dessen Vorschläge in Deutschland noch geringe Beachtung fanden. Während eines Besuches in Berlin wurde König Karl, als er gerade mit dem Major Schumann arbeitete, von dem damaligen Prinzen Wilhelm überrascht. Dadurch erhielt Prinz Wilhelm Kenntnis von dem System Schumann und führte es nach seiner Thronbesteigung in Deutschland ein. Leider starb Schumann schon Ende 1889. In Rumänien wurden die befestigten Linien Focschani-Namaloasa-Galaz nach dem System Schumann ausgeführt. Hervorragende Verdienste um die Organisation des chilenischen Heeres erwarb sich bekanntlich Oberst Körner. In Japan hat man die Grundzüge des Heerwesens von den Deutschen übernommen.

Deutsch-evangelische Missionen. Im Dienste von 23 Missionsgesellschaften stehen 884 Missionare und 103 Missionsschwestern, davon gehören 200 Missionare der Brüdergemeinde an und mehr als je 100 der Basler Gesellschaft, der Rheinischen und Berlin I. Nur im Kongobecken und den afrikanischen Gebieten nördlich vom Sudan, ferner in Arabien, Birma, Siam und Korea ist die Mission nicht vertreten. In den übrigen Gebieten der Erde bestehen 565 Hauptstationen mit 384 000 getauften Heidenchristen. Dem Schulwesen wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In 1819 deutschen Missionsschulen erhielten über 90 000 Schüler Unterricht. Der Aufwand belief sich auf 7 Mill. M. (P. Döhler im Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz.)

Deutsches Schulwesen im Auslande. Als Lehrziel der deutschen Auslandsschulen stellt Pastor Kaufmann in Alexandrien im Januarheft der neuen Zeitschrift „Deutsch-Evangelisch“ (Marburg bei Elwert) ein Doppeltes auf, einerseits die Schüler zur Ergreifung eines Lebensberufes am Orte zu befähigen, andererseits sie für den Uebergang in die höheren Lehranstalten der Heimat vorzubereiten. In dieser zweifachen Aufgabe erblickt Kaufmann das Eigenartige jeder deutschen Auslandsschule, das sie von den Heimatschulen mit ihren einfacheren Verhältnissen unterscheidet. In seinem sehr beachtenswerten Aufsatz verlangt auch er einen behördlichen Rückhalt für die deutschen Auslandsschulen in Gestalt eines Reichsschulamtes. Zu diesem Zweck könnten dem Auswärtigen Amt ein oder zwei im Auslandsdienste bewährte Schulmänner als Beamte beigegeben werden. Aufgabe dieser Behörde wäre die Prüfung und Genehmigung der Lehrpläne, die Vermittlung bei Anstellung der Lehrer, die bis jetzt reine Privatsache ist, die zeitweise Besichtigung der Auslandsschulen und, was ebenfalls sehr wünschenswert wäre, die Verteilung der Reichszuschüsse nach folgerichtigen Grundsätzen. Diese Verteilung ist gegenwärtig auch beim besten Willen der

maßgebenden Faktoren schwer durchführbar. Mit dieser Frage hängt Auffassung das Verlangen nach Berechtigung zum Einjährigen-Zeugnis schulen eng zusammen. Bisher haben nur die beiden deutschen Schu nopel und Brüssel diese Berechtigung erlangt. Diese Berechtigung lieg Eltern, die sich aus begreiflichen Gründen nicht gern von ihren Kindern aber auch im Interesse des Reiches, da die Aussicht, als Gemeiner manchen jungen Deutschen im Auslande verleitet, sich überhaupt nicht zu stellen und seine Staatsangehörigkeit aufzugeben. Da die jung Auslande zumeist in sprachlicher Hinsicht eine bessere Ausbildung erha sich für geeignete Schulen der Ausweg, den Pastor Kaufmann vorschl dieser Schulen durch einen Spezialkommissar, oder durch den Konsul, der geltenden Vorschriften abhalten zu lassen, und ihre Ergebnisse dem Entscheidung einzusenden. Diesen Weg hat bereits die deutsche Schu mit Erfolg betreten. In Konstantinopel hofft man die hochangesehen in eine Ober-Realschule umwandeln zu können. An der Hebung der de schulen muß unausgesetzt gearbeitet werden und ihr Streben nach einen ist wohlwollend und nachdrücklich zu unterstützen.

Die deutsche Schule in Tsingtau hat ein neues Schulhaus e Schülerzahl auf 29 (17 Knaben und 12 Mädchen) in drei Kl Der Lehrplan entspricht ungefähr dem einer Mittelschule. Angestrebt Erteilung des Berechtigungsscheines zum einjährig-freiwilligen Dien Umgestaltung der Schule zu einem Realgymnasium oder gleichberechtigte im Interesse der Kolonie wie auch aus nationalen Rücksichten zur Fö Wesens und deutscher Bildung in Ostasien. — Apia. Die deutsche 5000 M. jährlich unterstützt. Außerdem sollen noch 5500 M. aufgew intelligente Mischlinge zur Erteilung des deutschen Sprachunterrichts Genua. Unter Leitung des Herrn von Hassel hat die deutsche Jahresfrist ihre Kinderzahl verdoppelt, zählt jetzt 60 Schüler in vier Etat von 18000 Lire und hat die konkurrierende „Schweizerschule" eingeh Die deutsche Schule zählt 35 Kinder, darunter 22 deutsche, 13 italieni 2 französische, und 1 armenisches. Die Schule erhält vom Reich 130 Brasilien. Die deutsche Schule des Hilfsvereins in Porto Aleg unter der Leitung des Direktors Chr. Kleikamp vortrefflich und zählt 200 Kinder in sieben Klassen. — In Rio Grande do Sul hat sich ein verein gebildet. — Mexiko. Nach siebenjährigem Bestehen erhält di in Mexiko, die unter Leitung von Professor Heck steht, einen Zuschuß a von 4000 M. jährlich. — Korea. In Söul wurde 1899 eine deutsche die unter Leitung des Herrn Bolljahn steht, aber anscheinend hauptsächl besucht wird. Herr Eckert, der vom König zur Ausbildung einer M europäischem Muster berufen wurde, hat zu diesem Zweck für etwa Musikschule eingerichtet. — Japan. Anfang Dezember 1901 bram Schule für deutsche Sprache nieder, die unter japanischer Leitung stan 1300 Schüler zählte. Diese Schule wurde im Jahre 1883 als Priva

waren. Nicht zuletzt haben deutsche Kaufleute, überwiegend Hamburger und Bremer, dazu verholfen. In Handel und Industrie gingen sie bahnbrechend voran. An der Ausfuhr von Patras in Wein und Korinthen sind überwiegend deutsche Häuser beteiligt. Anläßlich eines Festessens zu Kaisers Geburtstag hielt der deutsche Konsul in Patras eine Rede und wies auf die Entwickelung der deutschen Kolonie in Patras und auf die Verdienste der deutschen Kaufleute hin. Die deutsche Kolonie war in den vergangenen Jahren ziemlich zusammengeschmolzen, beginnt aber nun wieder zu wachsen. Deutsche und Schweizer zeichnen sich in Patras durch gutes Einvernehmen und friedliches Zusammenleben aus.

Nordamerika. Schon in der Frühzeit des nordamerikanischen Puritaner- und Quäkertums, im 17. Jahrhundert, begann deutsches Wesen in Nordamerika festen Fuß zu fassen. Zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts, während des klassischen Zeitalters der deutschen Litteratur, wurden fruchtbare Anregungen hinübergetragen und zwar durch junge Amerikaner. Im Jahre 1819 sah sich auch Goethe veranlaßt, der Bibliothek der Harvard-Universität einige dreißig Bände seiner Schriften zu übersenden „in Anerkennung der Verdienste, die sich diese Universität seit einer langen Reihe von Jahren um die Pflege gründlicher und anmutiger Bildung in Neu-England erworben hat". Weitaus am stärksten waren die Rückwirkungen deutscher Kultur in Nordamerika durch die Einwanderung der sog. Achtundvierziger. Unter ihnen befanden sich auch Gebildete in großer Zahl, Aerzte, Juristen, Theologen, Schriftsteller, Gelehrte, Leute von Talent und Charakter, die auf das nordamerikanische Staatswesen einen tiefgehenden Einfluß ausüben mußten, die besonders bei der Ausbreitung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen, und bei der Verfeinerung des gesellschaftlichen Tones mitwirkten. Andererseits haben die Millionen Deutscher, die später hinübergingen, dazu beigetragen, dem amerikanischen Volk neue Lebenskraft zuzuführen. In der Münchener Ortsgruppe des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande hielt Ende 1901 Professor Kuno Francke von der Harvard-Universität einen Vortrag über deutsche Kulturarbeit in den Vereinigten Staaten. Von den Deutsch-Amerikanern sagte er, daß sie sich in der großen Mehrzahl ihrer Doppelaufgabe, gute Amerikaner und gute Deutsche zu sein, wohl bewußt sind, doch müßten sie mit der Zeit immer bessere Amerikaner und immer bessere Deutsche werden. Leider beschränkten sie sich vielfach auf deutschen Verkehr und sonderten sich in viele kleine landsmannschaftliche Vereine von dem großen Strome amerikanischen Lebens ab. So nährten sie manche Vorurteile über ihre amerikanischen Mitbürger. Am grundlosesten sei das Gerede von dem Mangel an Idealismus im amerikanischen Leben. Schuld daran sei hauptsächlich die vernunftwidrige Temperenzlerei. Im großen und ganzen wirke die nordamerikanische Kirche nicht im Sinne eines sogenannten Muckertums. Die Mäßigkeitsbewegung sei in ihrem Kern berechtigt und habe insbesondere dem nordamerikanischen Studenten eine geistige und körperliche Gesundheit, eine Frische und Unschuld der Lebensauffassung, eine Empfänglichkeit für ideale Bestrebungen und eine Feinheit der gesellschaftlichen Form gebracht, die ihn vielfach vorteilhaft von dem deutschen Studenten unterscheide. Aber auch noch bessere Deutsche sollen die Deutschamerikaner werden, und zur Stärkung ihres nationalen Bewußtseins will das Germanische Museum an der Harvard-Universität beitragen. Zunächst ist es berufen, ein Symbol germanischer Größe zu werden.

deutschen Kaiser „aufzufordern", mit aller Macht der Englandfresserei in Deutschland Einhalt zu gebieten. Diese naturalisierten Engländer deutscher Herkunft bekundeten echte Renegatenart, da sie gegen ihr früheres Vaterland eine gehässige und illoyale Agitation einzuleiten gedachten. Wie aus der Entlarvung einiger Leute, die sich an die Spitze gestellt hatten, zu ersehen war, standen die Deutschen der ganzen Agitation fern. Von vornherein hatten diese naturalisierten Engländer gar kein Recht, eine Versammlung von Deutschen einzuberufen und gegen die öffentliche Meinung in Deutschland auszuspielen. Thatsächlich kam die Versammlung nicht zu stande, und im Sande verlief der Uebereifer von Leuten, die früher einmal in Deutschland gelebt hatten, aber nun einmal die Geschmeidigkeit besitzen, ihre Nationalität nach Maßgabe ihrer Interessen zu wechseln. Im großen und ganzen billigen die Deutschen in England die Haltung der öffentlichen Meinung in Deutschland gegenüber dem englischen Raubzug gegen die Burenrepubliken. Wäre es gelungen, eine große deutsche Volksversammlung in London einzuberufen im Sinne der erwähnten Anglo-Germans und Beschlüsse gegen die öffentliche Meinung in Deutschland und zu Gunsten der englischen Kriegspolitik zu erwirken, so würde die deutsche Kolonie in England auf lange Zeit die Achtung aller ehrenwerten Engländer verloren haben aus dem einfachen Grunde, weil ein Engländer es für entwürdigend und verächtlich hält, wenn irgendwo auf der Erde eine größere englische Kolonie protestieren wollte gegen die Politik der englischen Regierung oder gegen die öffentliche Meinung Englands, sei es selbst mit Recht. Treu der eigenen Nation sein und unter allen Umständen zu ihr halten, das ist einer der obersten Grundsätze der Engländer und sie verlangen dessen Anerkennung von jedem politisch reifen Volk.

In Kapstadt haben 76 „deutsche Einwohner" eine Erklärung beschlossen und darin die in Europa gegen das britische Heer, namentlich auch wegen der Behandlung der Burenfrauen, erhobenen Vorwürfe als unbegründet zurückgewiesen. Unter den früheren deutschen Konsuln in Kapstadt sollen 2000 Deutsche als Reichsangehörige eingetragen gewesen sein. Die Zahl der Deutschen in Kapstadt ist sehr erheblich größer. Vermutlich haben sich die 76 deutschen Verehrer des englischen Heeres in Kapstadt längst naturalisieren lassen oder aber sie stehen in dem Dienst der Goldmineninteressenten und lassen sich noch naturalisieren. Derartige Leute können nicht als Deutsche angesehen werden, auch wenn sie sich als solche gelegentlich noch ausgeben.

Italien. Erfreulich ist das Lebendigwerden des nationalen Bewußtseins unter den Deutschen im Auslande. Das bezeugt eine öffentliche Erklärung der deutschen Kolonie in Florenz gegen die Behauptung polnischer Frauen, daß polnische Kinder in preußischen Schulen auf das Aergste mißhandelt worden seien. Die deutsche Kolonie erklärt diese Behauptung für ein Lügengewebe und für eine dreiste Spekulation auf das Mitleid der Italiener. Die Erklärung der deutschen Kolonie wird in Florenz wie in ganz Italien auch auf jene Kreise wirken, die geneigt waren, den polnischen Behauptungen Glauben zu schenken, und die Meinung zerstören, als ob die Deutschen noch immer nicht dazu gekommen seien, mögen sie nun im Vaterlande wohnen oder im Auslande, wo es sich um nationale Fragen handelt, fest zusammen zu halten.

Griechenland. Lange Zeit galt Patras im ganzen Orient als derjenige Platz, wo Solidität, Pünktlichkeit und richtiges kaufmännisches Gebaren am meisten zu finden

waren. Nicht zuletzt haben deutsche Kaufleute, überwiegend Hamburger und Bremer, dazu verholfen. In Handel und Industrie gingen sie bahnbrechend voran. An der Ausfuhr von Patras in Wein und Korinthen sind überwiegend deutsche Häuser beteiligt. Anläßlich eines Festessens zu Kaisers Geburtstag hielt der deutsche Konsul in Patras eine Rede und wies auf die Entwickelung der deutschen Kolonie in Patras und auf die Verdienste der deutschen Kaufleute hin. Die deutsche Kolonie war in den vergangenen Jahren ziemlich zusammengeschmolzen, beginnt aber nun wieder zu wachsen. Deutsche und Schweizer zeichnen sich in Patras durch gutes Einvernehmen und friedliches Zusammenleben aus.

Nordamerika. Schon in der Frühzeit des nordamerikanischen Puritaner- und Quäkertums, im 17. Jahrhundert, begann deutsches Wesen in Nordamerika festen Fuß zu fassen. Zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts, während des klassischen Zeitalters der deutschen Litteratur, wurden fruchtbare Anregungen hinübergetragen und zwar durch junge Amerikaner. Im Jahre 1819 sah sich auch Goethe veranlaßt, der Bibliothek der Harvard-Universität einige dreißig Bände seiner Schriften zu übersenden „in Anerkennung der Verdienste, die sich diese Universität seit einer langen Reihe von Jahren um die Pflege gründlicher und anmutiger Bildung in Neu-England erworben hat". Weitaus am stärksten waren die Rückwirkungen deutscher Kultur in Nordamerika durch die Einwanderung der sog. Achtundvierziger. Unter ihnen befanden sich auch Gebildete in großer Zahl, Aerzte, Juristen, Theologen, Schriftsteller, Gelehrte, Leute von Talent und Charakter, die auf das nordamerikanische Staatswesen einen tiefgehenden Einfluß ausüben mußten, die besonders bei der Ausbreitung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen, und bei der Verfeinerung des gesellschaftlichen Tones mitwirkten. Andererseits haben die Millionen Deutscher, die später hinübergingen, dazu beigetragen, dem amerikanischen Volk neue Lebenskraft zuzuführen. In der Münchener Ortsgruppe des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande hielt Ende 1901 Professor Kuno Francke von der Harvard-Universität einen Vortrag über deutsche Kulturarbeit in den Vereinigten Staaten. Von den Deutsch-Amerikanern sagte er, daß sie sich in der großen Mehrzahl ihrer Doppelaufgabe, gute Amerikaner und gute Deutsche zu sein, wohl bewußt sind, doch müßten sie mit der Zeit immer bessere Amerikaner und immer bessere Deutsche werden. Leider beschränkten sie sich vielfach auf deutschen Verkehr und sonderten sich in viele kleine landsmannschaftliche Vereine von dem großen Strome amerikanischen Lebens ab. So nährten sie manche Vorurteile über ihre amerikanischen Mitbürger. Am grundlosesten sei das Gerede von dem Mangel an Idealismus im amerikanischen Leben. Schuld daran sei hauptsächlich die vernunftwidrige Temperenzlerei. Im großen und ganzen wirke die nordamerikanische Kirche nicht im Sinne eines sogenannten Muckertums. Die Mäßigkeitsbewegung sei in ihrem Kern berechtigt und habe insbesondere dem nordamerikanischen Studenten eine geistige und körperliche Gesundheit, eine Frische und Unschuld der Lebensauffassung, eine Empfänglichkeit für ideale Bestrebungen und eine Feinheit der gesellschaftlichen Form gebracht, die ihn vielfach vorteilhaft von dem deutschen Studenten unterscheide. Aber auch noch bessere Deutsche sollen die Deutschamerikaner werden, und zur Stärkung ihres nationalen Bewußtseins will das Germanische Museum an der Harvard-Universität beitragen. Zunächst ist es berufen, ein Symbol germanischer Größe zu werden.

Gleichzeitig wird es an der Bereicherung des amerikanischen Lebens mitarbeiten. Durch seine Verbindung mit einer großen Universität (1901: 5000 Studenten) wird es seine Wirkungen weithin erstrecken, den Geschmack, den geschichtlichen Sinn und das Verständnis für geistige Errungenschaften fördern und anderwärts zu ähnlichen Unternehmungen anregen. Einige deutsche Professoren von der Harvard-Universität gaben die Anregung zu diesem Plan, und sie gingen dabei von der Ueberzeugung aus, daß die Stellung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten wie die nordamerikanische Bildung überhaupt die Errichtung eines solchen weithin leuchtenden Denkmals germanischer Geschichte erfordern. Auch der deutsche Botschafter von Holleben in Washington wies auf die Bedeutung des Unternehmens hin und sprach ihm die Sympathieen der Reichsregierung aus. In erster Reihe sind es die Deutschamerikaner, die sich dafür einsetzen, aber sie finden in Nordamerika auch anderweite Unterstützung. In den Vorstand des Museums sind auch Präsident Roosevelt, Botschafter White u. a. eingetreten. Außerdem hoffen sie auch, in der alten Heimat Mitarbeit für das Unternehmen zu finden, das ein neues Band zwischen den Völkern germanischer Rasse diesseits und jenseits des Meeres bilden soll. Das Museum wird in einem Landesteil von vorwiegend angloamerikanischer Bildung errichtet werden, weil es nur dort seine Bestimmung, ein Bindeglied zwischen deutscher und amerikanischer Kultur zu sein, in ihrem ganzen Umfange erfüllen kann. Die Harvard-Universität ist seit ihren Gründungstagen die eigentliche Führerin im geistigen und wissenschaftlichen Leben Nordamerikas gewesen und wesentlich nach deutschem Vorbild organisiert worden. Dort kann das Museum dazu beitragen, den Sinn des nordamerikanischen Volkes wie der europäischen Nationen auf die gemeinsamen Aufgaben des Kulturlebens zu richten.

Mancherlei Anzeichen deuten leider darauf hin, daß das Deutschtum in Nordamerika infolge der nationalen Gleichgiltigkeit der deutschen Auswanderer und ihrer Abkömmlinge zurückgeht. Ob die nationalen Bestrebungen der deutschen Vereine diese Entnationalisierung des Deutschtums werden aufhalten können, ist abzuwarten, bleibt aber immerhin zu hoffen. Eine gewisse Ermutigung finden die Bemühungen dieser Vereine um die Erhaltung der deutschen Art und Sprache in der Erkenntnis nordamerikanischer Kreise, die deutsche Sprache zu erlernen. Bei den Besuchern der Abendschule in Cincinnati veranstaltete der dortige Schulrat eine Umfrage über das Bedürfnis nach Kenntnis der deutschen Sprache. Aus der Antwort ergab sich, daß nicht weniger als 80 Prozent dieser Abendschulen, die überwiegend von Angehörigen der niederen Volksklassen nordamerikanischer Herkunft besucht werden, das Deutsche zu erlernen wünschten. Auch Aerzte, Anwälte, Ingenieure und andere Angehörigen der gebildeten Klassen suchen sich mit der deutschen Sprache vertrauter zu machen. Vielleicht werden durch diese Wertschätzung der deutschen Sprache von nordamerikanischer Seite jene Eltern stutzig gemacht und eines Besseren belehrt, die ihre Kinder in nordamerikanische Schulen schicken und ihnen den Unterricht in der Muttersprache geradezu entziehen, auch da, wo wie in New York, Chicago u. s. w. deutsche Schulen vorhanden sind.

Der Musikverein von Milwaukee, 1850 gegründet, hat durch Oskar Burkhardt einen Rückblick auf seine halbjahrhundertjährige Thätigkeit veröffentlicht. Als dieser Verein im Jahre 1900 seine Jubelfeier beging, hob Karl Schurz seine Verdienste um die Erhaltung des Deutschtums hervor, das er als eine unumgängliche Notwendigkeit für

die nordamerikanische Kultur bezeichnete. Aus der Beibehaltung und Pflege der deutschen Muttersprache, sagte Karl Schurz, blühen die anregenden Inspirationen, die das Deutschtum in Nordamerika zu seiner eigenartigen Mission befähigt.

Deutsche Schutzgebiete. Seit Neujahr erscheint unter dem Titel „Die deutschen Kolonien" in Gütersloh eine Monatsschrift für die sittliche und soziale Hebung der Eingeborenen in den Schutzgebieten, herausgegeben vom Pastor Gustav Müller in Groppendorf bei Magdeburg. Die neue Zeitschrift trägt das Motto: „Kolonialpolitik ist in der Hauptsache Eingeborenenpolitik" und will fortlaufend darüber berichten, was in den deutschen Schutzgebieten wie überhaupt in den überseeischen Gebieten der Kulturstaaten zur sittlichen und sozialen Hebung der Eingeborenen geschieht. In einem einleitenden Aufsatz wirft der Herausgeber einige wichtige Fragen auf: Wie gelangen wir dazu, daß die Eingeborenen der Schutzgebiete unsere Herrschaft bereitwillig anerkennen, daß sie volles Vertrauen zu unserem Regiment gewinnen? Wie werden die Kolonieen am ehesten und im weitesten Umfange für uns nutzbringend, so daß sie uns nicht nur nichts mehr kosten, sondern uns vielmehr einen Gewinn abwerfen? Und wenn der größte Reichtum Deutsch-Ostafrikas in der unerschöpflichen Arbeitskraft seiner Bewohner besteht — wie heben wir diesen größten Reichtum unserer Besitzungen? Wie gelangen wir dazu, daß die Eingeborenen ihre Arbeitskraft in den Dienst der europäischen Unternehmungen und ihrer Anlagen stellen? Pastor Müller verlangt vor allem, daß die Menschenrechte der Eingeborenen geachtet und beobachtet werden, da erziele die Kolonialpolitik die erfreulichsten Erfolge. Als nächste Forderung stellt er die Aufhebung der Sklaverei und die Beschränkung des Spirituosenhandels auf. Dagegen wendet er sich gegen den Vorschlag von Dr. Karl Peters, für die Neger einen Arbeitszwang einzuführen, ähnlich wie in Europa jeder Mann zur Ableistung der Heerespflicht angehalten wird, welchen Vorschlag bereits Major Boshart Ende 1896 gemacht hat. Inzwischen ist von dem Kolonialrat die Einführung eines Arbeitszwanges als undurchführbar bezeichnet worden.

Burenstaaten. An dieser Stelle (1901, Heft 2, Seite 296) wurde bereits auf die deutsche Schule in Johannesburg hingewiesen, die bei Beginn des unseligen Krieges 300 Schüler zählte, von der Reichsregierung wie von der Transvaalregierung unterstützt wurde und nun durch den Krieg in ihrem Bestande gefährdet erscheint. Direktor G. Weidner befindet sich schon seit geraumer Zeit in Deutschland, um Interesse für diese deutsche Schule zu erwecken, und es haben sich Hilfsausschüsse in Eisenach, Gotha, Erfurt, Hannover, Straßburg, München, Breslau, Dresden, Leipzig und Bremen gebildet, um freiwillige Beiträge zur Erhaltung dieses wichtigen Stützpunktes für das Deutschtum in Südafrika aufzubringen. Niemand, der deutsch empfindet, kann darüber im Zweifel sein, was die deutsche Schule in Johannesburg bedeutet. Ginge es nach den Wünschen der Engländer, so bliebe sie gesperrt und würde niemals wieder eröffnet werden. Gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist die Erhaltung der deutschen Schule in Johannesburg eine nationale Pflicht, die jeder gute Deutsche mit bethätigen muß. Die Wiederaufrichtung der deutschen Schule in Johannesburg hat neben ihrem nationalen Wert auch politische Bedeutung. Der Vorsitzende des Deutschen Schulvereins Professor Dr. Alois Brand, Berlin, Kaiserin Augustastraße 73, nimmt Zuwendungen entgegen.

Litterarische Monatsberichte.

Von

Carl Busse.

VI.

Noch einmal: Gustav Frenssen. — Ossip Schubin, Marska. — Thomas Mann, Buddenbrooks. Verfall einer Familie. — Isolde Kurz, Unsere Carlotta. — L. von Strauß-Torney, Bauernstolz. — Hermann Bang, Das weiße Haus.

Aus dem Leserkreise der „Deutschen Monatsschrift" sind mir einige anonyme und nicht-anonyme Zuschriften zugegangen, die sich alle mit meinem letzten kritischen Artikel und insbesondere mit Gustav Frenssen beschäftigen. Sie berichtigen und sie fragen. Zu beidem möcht ich hier Stellung nehmen. Nicht nur deshalb, weil der dithmarsische Poet auf lange Jahre hinaus die Herzen des deutschen Volkes erfüllen wird; auch nicht deshalb, weil ich mich des Wiederhalles freue und weil ich glaube, daß viele im stillen denken und fragen, was wenige in Briefen aussprachen. Sondern vor allem: weil ein ganz seltsames Problem dabei berührt wird.

Ich hatte in meinem letzten Berichte von einem „ganz unbekannten" Dichter geredet, der plötzlich als Stern erster Ordnung am litterarischen Himmel erschienen sei. Ich durfte das thun, denn ich glaube nicht nur selbst alles Besondere, was in der deutschen Dichtung kreucht und fleucht, zu kennen, sondern ich fragte auch bei vielen litterarischen Freunden herum, ohne daß ein einziger den Namen Gustav Frenssen je gehört hätte. Da künden mir Zuschriften aus dem Publikum, daß dieser Gustav Frenssen „längst" vielen ein vertrauter Freund sei, daß er bereits zwei Romane vor dem „Jörn Uhl" geschrieben habe, daß besonders sein Buch „Die drei Getreuen" sich einen Ehrenplatz in zahlreichen Häusern errungen hätte. Das ist unzweifelhaft auch richtig. Die drei Bücher des Dichters sind in jetzt wohl über zehntausend Exemplaren verbreitet, ohne daß die „maßgebende" Kritik eine Hand gerührt, ohne daß sie von dem Dasein dieser Bücher überhaupt gewußt hätte.

Hier liegt das Seltsame, was zu denken giebt. Die außerordentlich geringe Meinung, die Eduard Hanslick, das kritische Orakel so vieler Tausende, über die Wirksamkeit von Kritiken hegt, scheint hier eine Bestätigung zu finden. In hunderten von Blättern, in glänzenden Artikeln werden moderne Romane angepriesen — niemand kauft sie. Keine Hand rührt sich für ein anderes Buch, das den Namen eines homo novus trägt — und zehntausend Menschen legen ihr gutes Geld dafür auf den Tisch. Es ist garnicht anders denkbar, als daß diejenigen, die durch Zufall, aus der Leihbibliothek vielleicht, dieses gute, nirgends genannte Werk gelesen haben, in herzlicher

Freude es weiter empfehlen. Und so trägt sich eine Weisheit von Mund zu Mund, von der die Fachleute noch garnichts wissen. Man hat mir gesagt, für Frenssen speziell hätten sich ein paar Hamburger Buchhändler eingesetzt, während in der Reichshauptstadt alles still blieb. Ehre den Wackern, die sich so in des Dichters Dienst stellen und durch eine so ideelle Auffassung ihres Berufes an Dichtungs- und Volksgesundung treu mitarbeiten! Klar ergiebt sich jedenfalls das Eine: alles Große und Lebendige setzt sich auch ohne die Beihilfe der Kritik, ja gegen jede Kritik durch. Das Publikum zwar kann man wohl nicht gering genug schätzen, aber nicht hoch genug schätzen kann man das Volk, d. h.: die überall verstreuten Individuen, die unsere historisch gewachsene Art, unsere Kräfte, Fähigkeiten, die Summe der in Jahrhunderten entwickelten spezifisch deutschen Eigenschaften stärker oder schwächer in sich verkörpern, die immer, seien sie hoch oder niedrig gestellt, den Volkskern, oder im Gegensatz zum „Publikum" schlechthin das „Volk" repräsentieren.

Es ist ferner die Frage gethan worden, wie das Schweigen der zünftigen Kritik im Falle Frenssen zu erklären sei. Denn wenn auch der „Jörn Uhl" noch nicht lange erschienen wäre, so gäbe es doch seit Jahren „Die drei Getreuen". Nun, so dankbar ich dem Zufall bin, daß gerade ich den ersten kräftigen Trompetenstoß für den dithmarsischen Meister ins Land schicken konnte — es war eben doch Zufall, nicht Verdienst. Diejenigen Kritiker, die etwas weiter gehört werden, sind gewöhnlich so überlastet, daß sie garnicht zur Lektüre von Werken unbekannter Autoren kommen. Ein Zufall war es, daß ich eine Seite des „Jörn Uhl" aufschlug und, von der grandiosen Kraft der Sprache gepackt, weiterlas. Kein Zweifel, daß es nur eine Frage von Stunden, Tagen, Wochen war, daß ein anderer hinter den Roman kam, denn der „Jörn Uhl" bricht jeden Widerstand.

Ganz anders steht es mit den „Drei Getreuen". Zwar schrieb mir eine „Abonnentin der Deutschen Monatsschrift", daß dieses Werk sich mit dem „Jörn Uhl" wohl messen könne. Aber — und dies sei die Antwort auf bezügliche Anfragen — dem ist doch nicht so. Die „Drei Getreuen" sind ein schöner Roman, der „Jörn Uhl" ist ein Lebensbuch. Den „Drei Getreuen" fehlt in der ersten Hälfte die Helligkeit, die den „Jörn Uhl" von Anfang auszeichnet. Die „Drei Getreuen" haben noch manches Romanhafte, sind lange nicht so schwer, so wuchtig, so tief wie der „Jörn Uhl". Man soll sie lesen, denn sie verdienen es wahrlich, aber man soll sie lesen gleichsam als Vorbereitung auf das nachfolgende Meisterwerk. Nimmt man sie nach diesem vor, so wird man trotz herrlicher Szenen, bei denen man tief atmet, doch leise enttäuscht sein. Nach des Dichters eigenen Worten sind seine drei Bücher — das erste „Die Landgräfin", kommt weniger in Betracht — drei gleich große Schritte aus Wolkenhöhen zu den Wohnungen der Menschen. Der „Jörn Uhl" ist also um solch einen Riesenschritt den „Drei Getreuen" voraus.

In Düsseldorf erscheint eine nur einem kleinen Kreise zugängliche Kunstzeitschrift, der Gustav Frenssen eine kurze Selbstbiographie geschickt hat. Man wird mir Dank wissen, wenn ich sie hier mitteile. Sie lautet: „Gern erzähle ich Ihnen, daß ich in Barlt in Dithmarschen, südlich von Meldorf, als Sohn eines Tischlers geboren bin. Vater und Mutter sind beide aus alt eingesessenen Dithmarschengeschlechtern. Unter den Vorfahren sind Arbeiter, Dorfhandwerker, Pastoren und Landvögte gewesen, aber keine Bauern. Es sitzt also eine jahrhundertlange Sehnsucht in uns nach ‚Bauer spielen';

und es ist nicht unmöglich, daß ich aus dieser Sehnsucht heraus erzähle. Denn alle Poesie kommt aus Not und Sehnsucht. — Meine Kindheit hat 13 Jahre gedauert und ist frei und lustig gewesen, von wackern Eltern behütet. Mutter war immer in Sorgen, Vater war immer voll Hoffnung. — Nachher habe ich 13 Jahre lang um das Pfarramt freien müssen, mir nicht zur Freude, denn ich bin ein harmloser, unwissenschaftlicher Mensch. Ich bin immer voll Verwunderung, wie weiland Adam auch gewesen ist. Endlich habe ich es erreicht. — Nun bin ich schon 13 Jahre im Pfarramt. In Hemme, in Norderdithmarschen, wohne ich unter einem uralten Strohdach. Und in diesen 13 Jahren habe ich wieder freien müssen, zuerst um ein Weib, — das ist rasch und wohl gelungen; aber Kinder haben wir nicht; — dann um Lösung von den vielen Studienschulden — das ist ein schweres Stück Arbeit gewesen; — dann endlich um eine Weltanschauung, davon ist in „Jörn Uhl" zu lesen. — Nun bin ich 39 Jahre alt."

Auch in dieser kurzen Selbstbiographie lebt etwas von der großzügigen körnigen Art des Dichters. Vielleicht nimmt dieser oder jener ihretwegen das Buch zur Hand. Und für denjenigen, der noch immer zweifelt, will ich hier noch etwas hersetzen. Aus dem nächsten Freundeskreise des Braunschweiger Alten ward mir geschrieben, daß Wilhelm Raabe den „Jörn Uhl" gelesen und ihn immer von neuem als „ganz vortreffliches Buch" seinen Freunden empfohlen habe. Es freut, aus solchem Munde sein eigenes Urteil bestätigt zu hören.

Alle andern Bücher, die man nach und neben einer so unvergleichlichen Dichtung durchsieht, haben einen schweren Stand. Der Alltag, der auf große Feste folgt, schmeckt keinem. Und gerade das ist ja das Kriterium eines Meisterwerkes, daß man sich nicht vorstellen kann, wie es, selbst vom eignen Schöpfer, jemals übertroffen werden könnte. Gustav Frenssen wird über den „Jörn Uhl" nicht hinauskommen, weil das Buch in seiner Art nicht mehr zu überfliegen ist. Ich will versuchen, die Erinnerung daran vollständig zu verbannen, ehe ich von anderen Erzählern rede. Und ich möchte mit einem in seiner Richtung völlig entgegengesetzten Werke, das jeden Gedanken an den „Jörn Uhl" ausschließt, beginnen.

Dieses Werk ist „Marska", eine Erzählung von Ossip Schubin (Stuttgart, J. Engelhorn 1902). Man kann unmöglich mehr an Handlung, oder sagen wir besser: an Begebenheiten verlangen, als was auf diesen 156 Seiten zusammengepreßt ist. Man vergegenwärtige sich Folgendes: der kleinen Marska ist die Mutter gestorben, auf Gemeindekosten wird die Waise erzogen, dient dann in einem Bauernhause als Gänsemagd und wird eine große Schönheit. Um auf eine Hochzeit gehen zu können, wo sie einen jungen Bauern wiedersehen will, giebt sie sich, ein halbes Kind, dem „schwarzen Fuhrmann" für ein neues Kleid hin. Natürlich stört dieser schwarze Fuhrmann ein sich entwickelndes Liebesidyll. Da läuft Marska in die Welt, irrt herum, bis sie ein verlassenes Hüttlein findet, und flüchtet vor einem furchtbaren Gewitter dort hinein. Plötzlich rollt ein Wagen heran, ein greller Blitz — und als Marska die Hütte verläßt, liegt der schwarze Fuhrmann tot neben seinen toten Pferden. Es giebt keinen Zeugen ihrer Schmach mehr. Doch sie jubelt zu früh. In dem neuen Dienst, den sie antritt, erkennt sie bald, daß ihr Vergehen nicht ohne Folgen geblieben ist. Sie läuft wieder fort. Unter einer alten Weide gebärt sie ein Kind. Sie erdrosselt es und wirft es in den Sumpf. Drei Jahre

vergehen. Sie ist ein ernstes, braves, schönes Mädchen geworden. Da führt ihr der Zufall den jungen Bauern in den Weg, der sie liebte und der ihr treu blieb. Die Hochzeit wird vorbereitet; Marska leidet furchtbar unter ihrer Schuld. Am Tag vor der Hochzeit wird sie von einer irrsinnigen Kindesmörderin, die alles ahnt oder alles weiß, dazu gezwungen, am Sumpf mit ihr Blumen zu pflücken. Sie kommen zu der Stelle, wo die kleine Leiche ruht. Mit einem Schrei wirft sich Marska hin. „Langsam . . . langsam schloß sich das Moor über ihr."

Ich habe dabei noch nicht erwähnt, daß sich ein Knecht Marskas wegen aufhängt. Wie gesagt, mehr kann man für sein Geld nicht verlangen. Kraß, effektvoll und spannend sind diese Morithaten auch erzählt. Es ist eine Art gruseliger Freude für Ossip Schubin, wenn sie die Fratze des vom Blitz erschlagenen schwarzen Fuhrmanns, die Erdrosselung und Versenkung des Kindes, das Gesicht des erhängten Knechtes, dem die Zunge blau zum Munde herausstarrt, schildern kann. Ich wette zehn gegen eins, daß sie selbst und alles, was weiblich ist, das Gefühl einer realistischen Kraft davor hat. Aber das ist nichts als eine gräßliche Blenderei.

Im übrigen ist das Buch zwar oberflächlich, aber äußerlich glänzend geschrieben, so glänzend, daß man den Wunsch nicht los wird, der Ossip Schubin vom ersten Werk ihrer Feder an begleitet hat: sie möchte einmal alles zusammenfassen, was an wirklichem Können in ihr ist, der angeborenen Effekthascherei, dem Kraß-Theatralischen entsagen und in höchster künstlerischer Ehrlichkeit arbeiten. Aber sie „arbeitet" immer auf Phantasierossen bei Zirkusmusik und scheint zufrieden, wenn die Masse klatscht. Oder fürchtet sie, daß, wenn sie auf das rasende Tempo und das ganze Brimborium verzichtet, vielleicht nichts besondres mehr übrig bleibt?

Man kommt von unsolidem Flitterglanz in die solideste Bürgerlichkeit, wenn man zu Thomas Manns weitschichtigem Roman „Buddenbrooks, Verfall einer Familie" übergeht. Vor der Raumverschwendung, mit der alte Häuser gebaut sind, schüttelt man heutzutage staunend den Kopf; ähnliche Verwunderung erregt dieses Buch, das auf über elfhundert Seiten, in zwei gewichtigen Bänden, von dem Glanz und dem Untergang der alten Lübeckschen Patrizierfamilie der Buddenbrooks erzählt. Vier Generationen erleben wir und sehen wir sterben; nichts Außergewöhnliches begiebt sich; wir empfinden das langsame Heruntergleiten der Familie, ohne doch recht sagen zu können, worin es besteht. Und eine zahllose Menge sich abwechselnder Nebenfiguren tritt hervor, breitet sich vor uns aus und verschwindet, wenn ihre Zeit gekommen ist. Fast eine jede ist dabei in ihren Ecken und Kanten, ihren Schicksalen und Eigentümlichkeiten glänzend erfaßt; sie zog an einem scharfen Auge vorüber, dem nichts entgeht, das jede gute und jede lächerliche Sonderart sofort aufnimmt. Und alles gruppiert sich um einen Mittelpunkt, der es lose zwar, aber sicher zusammenhält. Die Generationen wechseln: es bleibt die Firma, es bleibt der Name, für den sie ringen und kämpfen, zusammenhalten und erwerben: der Name Buddenbrook, der doch schließlich mit immer schwächerem Glanze leuchtet und mit einem scheuen, schwächlichen Knaben endlich erlischt.

Es giebt so außerordentlich Vieles, was man an diesem Romane rühmen muß. Manches ist schon gesagt; anderes will noch gesagt werden. Er ist solide und voll von künstlerischer Ehrlichkeit vom ersten bis zum letzten Wort. Er verschmäht alle Mittel

gewöhnlicher Spannung, er geht starken äußeren Konflikten eher aus daß er sie aufsucht. Er ist fein, ohne blaß; kräftig, ohne plump zu seines großen Umfanges, trotz seines Verzichtes auf alle außergewöhn fast niemals langweilig — ein Beweis seltener Kraft. In dieser Art kön von dem Roman zu reden, könnte die Objektivität der Anschauung rü bewundernswerte Energie hervorheben, mit der ein Dichter ein so un gleichmäßig durchhält, und könnte der vielen Feinheiten gedenken, d zweiten Seite den aufmerksamen Leser erfreuen.

Keine Frage also, daß die „Buddenbrooks" zu denjenigen Büche weit über die übliche Romanlitteratur erheben. Und fast noch stärker wirken sie als glänzendes Kulturbild voll überzeugender Kraft. Ich zu nennen, das die Kreise der hanseatischen Kaufmannschaft, der selbstb familien, der reichen Handelsherren und Senatoren so getreu wiederspr und Wirken, ihr äußeres und inneres Wesen so prächtig auffängt — ohne Haß und ohne Liebe.

Ohne Haß und ohne Liebe — vielleicht stutzt dieser und jener b Sie verlangen wohl eine gewisse Einschränkung, denn Thomas Mann Menschenkind und kein photographischer Apparat. Schon in der W der Personen, der Schreibweise bethätigt sich ja selbstverständlich t Doch man versteht es vielleicht, wenn ich sage, daß ich in diesem gut zählten Buche in ewiger Sehnsucht auf ein Wort, eine Stelle, ein habe, durch die sich der Dichter mir menschlich näherte, wo sein heiße Zorn einmal über die ganze „Objektivität" siegte, wo der Poet, der A dem Künstler durchginge. Detlev von Liliencron hat einmal so schön daß er in jedem großen Dichtwerk Stellen finde, in denen die ganz oder der ganz persönliche Haß des Schöpfers hervorbreche, und daß besonders lieb habe. Da ist dann eben das allbezwingende Temper werfe nicht ein, daß die berühmte Objektivität dabei zum Teufel äußerliche, von Spielhagen geforderte Objektivität allerdings; nicht aber Objektivität, die Wilhelm Raabe trotz aller Quersprünge und Randbe die im Jörn Uhl lebt, trotzdem hier Liebe und Zorn gar herrlich und und gestalten. Wie steht oben in Gustav Frenssens Selbstbiograph kommt aus Not und Sehnsucht." Aber das Buch Thomas Manns ist und Sehnsucht geboren, oder die Not und die Sehnsucht war zu klein.

Deshalb kann dieser Roman nicht hinreißen, deshalb läßt er i kalt, deshalb sinkt er, auf den so viel bedeutende gestaltende Kraft gen einen ersten Platz einnehmen könnte, doch vor andern Büchern zurück. in diesem Buche und wir hassen nicht. Man sage mir eine einzige Fi Thomas Manns Herz geweitet hat, als müsse er sie, die sein Reinstes segnen! Man suche mir eine, vor der sein Zorn sich aufreckt, in der ihn selbst gequält hat! Hunderte von Personen sind da, alle gleich sach wunderungswürdigen, ungeheuren Sachlichkeit behandelt. Nur hier un einen Augenblick ein menschlich wärmeres Interesse mit dem künstlerisch

zu gehen. Etwa gerade, wie mich bedünken will, in der Zeichnung des jungen Grafen Kai Mölln. Das berührt eigenartig in diesem Kaufmanns- und Bürgerroman, aber man erinnert sich, daß in Freytags Kaufmannsromann „Soll und Haben" uns die adligen Gegenspieler zum Teil auch lieber sind. Uebrigens bleibt Graf Mölln eine garnicht hervortretende Nebenfigur. Und wieder scheint es, als ob sich hier und da etwas aufbäumt in Thomas Mann gegen die zahlungsfähige Moral und die steife Wohlanständigkeit der Kreise, die er schildert. Doch nicht ein großer Haß wird daraus, sondern ein kleiner Aerger, der kaum ausreicht, einen Nebensatz zu färben. Ein herrlicher Dichterzorn würde diesen oder jenen Typus in seiner ganzen würdigen Menschlichkeit hinstellen, und das Konterfei könnte zum Strafgericht werden. Thomas Manns Aerger karikiert dann höchstens leise oder äußert sich in einem Wort ironischer Ueberlegenheit. Alles in allem: zu der großen Anschauungs- und Gestaltungskraft, die den Roman ausgezeichnet, tritt leider nicht eine entsprechend große Gefühlskraft, die alles durchdringt und die das Buch und uns mit hebt. Und das ist ein Mangel, den nichts einbringen, ein Mangel, der auch allein nur erklären kann, wie ein Dichter ein so umfangreiches Werk ohne zwingende Not nur aus künstlerischem Bethätigungsdrang zu schaffen vermag.

Trotzdem sei denkenden Lesern der Roman, den S. Fischer in Berlin verlegt hat, empfohlen. Strömt die Wärme hohen Menschentumes nicht auf uns über, so erzwingt sicheres Künstlertum in Anlage und Durchführung unsere bewundernde Achtung. Wie das Zeitmilieu besonders am Anfang gegeben ist, wie die Generationen auseinandergehalten sind, wie die verschiedenen Sterbeszenen, denen wir beiwohnen, immer eigentümlich geschildert werden, wie der materielle Grundzug dieser Lübecker Patrizier, die Freude am „deftigen" Essen, die Beefsteakfreude, durchgehalten ist — wir speisen Seiten, ja Kapitel lang alle Gerichte mit —, wie sorgfältig jede Figur bis zur geringsten ausgemalt wird und wie schließlich, nicht etwa aus Schuld, sondern teils durch widrige Zufälle, teils gleichsam nach dem ehernen Gesetze des Auf- und Abstiegs die Buddenbrooks hinabgleiten — — das wird jeden feineren Leser interessieren und er wird ein verständiges, etwas nüchternes, aber solides und doch feines Buch aus der Hand legen. Allerdings vielleicht, um es niemals wieder aufzunehmen.

Ein andere Welt thut in ihren sparsamen Schöpfungen Isolde Kurz auf. Ein kühner Vergleich will in Lübeck ein nordisches Florenz sehn; Isolde Kurz hält sich lieber an das richtige Florenz. Gegenüber den schweren Niederdeutschen mit ihrer Verschlossenheit des Wesens, der Verhaltenheit der Gefühle, die sich äußerlich nicht frei ausdrücken, bevorzugt sie die einfachen Naturen des Südens, bei denen jede Erregung mit starker Unmittelbarkeit den Weg zur Gebärde findet. Doch auch sie erzählt mit großer künstlerischer Ruhe; wie ein plastisches Bildwerk muß sich die Heldin vor uns erheben; ja, ich hatte den Eindruck, als wäre sie von Anfang an nach antiken Statuen geschaffen oder mit allen Mitteln sicherer Kunst ihnen genähert. Es liegt nicht in der Art von Isolde Kurz, stärker aus sich herauszugehen. Wie sie sich vor der Welt und allem Fremden verschließt, so verschließt sie sich gleichsam auch in ihrer Dichtung. Sie verschwindet völlig hinter dem Werk ihrer Kunst. Es ist immer ein voller, sicherer, untadelhafter Anschlag da, ein vornehmes, starkes und selbstbewußtes Weiterführen und Vollenden, aber selbst in ihren schönen Gedichten fehlt jeder Schrei aus Not und Sehnsucht, jedes ungestüme Aussich-

herausgehen. Es ist, als ob die Unmittelbarkeit des Empfindens, gleich
Scham heraus, vorher gedämpft und abgeschwächt, jedes Gefühl obj
einmal klang ein tieferer Ton, ein zitternder, verhaltener Schrei, da s
Gedicht, das bleiben wird: „Die erste Nacht", die erste Nacht im Grab
Schlußstrophe:

„Die Stunden schleichen — schläfst Du bis zum Tag?
Horchst Du wie ich auf jeden Glockenschlag?
„Wie kann ich ruhn und schlummern kurze Frist,
Wenn Du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist?"

Die neueste Erzählung von Isolde Kurz „Unsere Carlotta" (
Seemann Nachfolger) zeigt die vertrauten, oben vermerkten Züge. Ein „
Urtrieb", ein herrliches „Bronzeweib" steigt wie eine „antike Kolossal
auf. „Italien", sagt eine Person des Buches und mit ihr wohl Isold
bleibt das Land der großen Menschheitstypen, die ewigen Urbilder wa
wieder nach . . . Was sonst des Dichters Aufgabe ist, das thut hier
sie vereinfacht die Gestalten. Zum Beispiel: Verliebte, Eifersüchtige, Ra
in jedem Land; aber die Liebe, die Rache, oder nehmen Sie welchen Inst
ganz in einer Person verkörpert wie in der antiken Tragödie, das finde
noch in Italien."

Nun kennt man zwar diese italienischen Geschichten zur Genüg
Carlotta" hat rein stofflich auch nichts Außergewöhnliches an sich. Das
mädchen, der schöne Koloß, liebt einen Don Juan, aber hält sich rechtlic
daß er sie nie heiraten wird. Sie hat eine tiefe ungestüme Sehnsucht
deshalb verlobt sie sich mit einem Krämer, und, um sich selbst den Rückz
giebt sie sich dem Ungeliebten schon vor der Hochzeit hin. Aber
Ehrenmann sich sacht von ihr zurück. Als sie erkennt, daß sie be
sie dem nie Geliebten das Messer ins Herz. Diese Geschichte läßt Isold
dritten Person erzählen. Das steigert die Wirkung gewiß nicht, aber es
Gelegenheit, auch von Leidenschaften mit Ruhe zu reden und das Gr
Immer und überall sieht man das Bestreben, mit Ausschaltung alles Ne
die großen Grundzüge zurückzugehen und das Individuum zum Typus
zu erhöhen. Fast zu oft und fast zu absichtlich wird an die antiken
Statuen erinnert, das Kolossale, Einfache, Mächtige, Unbewegliche betont.
bewegen sich in dieser Linie. „Wie das Verhängnis" fährt Carlotta zur
Unwürdigen aus, und noch in der letzten Zeile wird sie als eine Gest
„wie aus den Blättern des Alten Testaments herausgestiegen".

Neben dem Büchlein der überall mit Hochachtung genannten Di
man bei ihrer geringen Produktion sehr wohl alles lesen kann und
Bändchen Dorfgeschichten Gehör, das Lulu von Strauß und Torn
des bekannten Liederdichters, im gleichen Verlage herausgab. Sie hat sich
Kreisen durch einige schöne Gedichte Freunde erworben; sie bethätigt sich
Erzählerin, die sentimentale Klippen meist mit Glück vermeidet und der h
vor der sanftsüßen schon jetzt gern den Vorzug giebt. Aber man

„Bauernstolz“ betitelten Dorfgeschichten aus dem Weserlande doch an, daß Lulu von Strauß mit Versen anfing. In der Erfindung der Fabel hat sie — im Gegensatz zum geborenen Erzähler — nicht viel Glück, dagegen ist alles ausgezeichnet, was Zustandsschilderung ist. So gefallen mir am besten die ganz kleinen Skizzen; am wenigsten etwa Erzählungen wie „Hinter Schloß und Riegel“ und „Wasser“. Es ist überraschend und doch auch wieder ganz verständlich, daß diese Dichterin, so lange sie ganz auf Heimatsboden steht und ihre Bauern reden läßt, einen kräftigen Realismus, eine gesunde Herbheit und selbst Ansätze zu eigentümlicher Art besitzt und daß sie sofort in unglückliche Halbheit und schlecht verdeckte Sentimentalität verfällt, wenn sie vom Acker läßt, um uns etwa ins Zuchthaus zu führen. Die drei ersten Erzählungen wird man mit Vergnügen lesen. Lulu von Strauß liebt ihre Bauern, ihre harte Art, ihren Stolz, ihre Bräuche. Der so ganz unromantische Schluß von „Um den Hof“ ist sehr fein, und auch in der Titelnovelle wird man durch die Art, wie die Erzählerin den konventionellen Bahnen ausweicht, angenehm berührt. Man wird sich allerdings fragen müssen, inwieweit das „Platt“ zu dem Eindruck erdkräftiger Art beiträgt.

Wir wollen das Buch als ein Versprechen nehmen. Der Schlag, der da im Weserlande sitzt, entwickelt sich schwer und langsam, aber geht ruckweise vorwärts. Und so besteht die Hoffnung, daß diesen ersten kräftigen Ansätzen noch volle Akkorde folgen.

Den Deutschen sei zum Schlusse ein Däne angereiht, bei dem man in guter Gesellschaft ist. Dieser Däne, Hermann Bang, hat allerdings seinem neuen Buche ein Motto von Georg Hirschfeld vorangestellt, dem sanften sentimentalen Schwächling; es ist ferner nicht angegeben, wer dies Buch übersetzt hat, so daß man zweifelhaft werden kann, ob Bang es nicht selbst etwa in deutscher Sprache schrieb. Aber dieses Deutsch ist andrerseits wieder so vortrefflich, daß ein Ausländer es niemals so bei der Hand hätte. Wie dem auch sei: der kleine Roman „Das weiße Haus“, ist aus einer Dichtersehnsucht geboren, und in Dichterworte gekleidet. Es ist gar kein Roman, es ist ein feines schönes Gedicht, in dem die Tage der Kindheit zurückkehren, in dem durch helle Stuben die leichten Schritte der Mutter klingen, in dem vergessene alte Lieder wieder aufleben.

Aber man muß dabei nicht an die sogenannten „Gedichte in Prosa“ denken, denn damit thäte man dem Buche unrecht. Dieser übliche poetische Mischmasch, diese Stilverwirrung ist ja immer ein Zeichen der Schwäche. Wenn die Kraft zur festen Versbindung nicht ausreicht, läßt man das Formlose als lyrische Prosa laufen. Das thut Bang nicht. Aus aller feinen lyrischen Stimmung heben sich die Personen in sicherer Begrenzung hervor, ob sie auch heimlich und leise wandeln wie in einem schönen Gedicht. Eine traurig süße Melodie klingt durch das ganze Buch, sie löst sich am Schlusse nicht, sie bricht still ab und könnte ebensogut noch eine Weile weiterklingen. Man sieht schon daraus, wie wenig dieser Roman eben ein Roman ist. In der dämmernden Beleuchtung der Erinnerung steht das weiße Haus, es ist uns allen bekannt und es bleibt doch ein Rätsel. Es ist alles schon zu lange her, als daß man es genau wissen könnte ... Wie fein ist die Mutter gezeichnet! Und doch müssen wir das Tiefste in ihr erraten. Ist sie nicht glücklich, weil ihr Herz an einem hängt, der ihr für immer verloren ist? Auch das wird nicht gesagt. Man kann sich dies oder das selber dazu träumen. Und der Vater scheint eine Last zu tragen und scheint die Mutter sehr lieb zu haben und

betrübt zu sein, als hätte sie ein reicheres Glück durch ihn versäumt, aber a
Dämmerung. Es ist alles gleichsam mit Kinderaugen gesehen und auf
alle Kombinationen, die der Erwachsene in der Erinnerung an dies oder
fortgelassen. So meint man am Schlusse, es müßte immer noch etwa
Lösung, ein Erklären, aber wie gesagt: die Melodie bricht kurz ab, und m
Augen sinnt man dem Ganzen nach.

Eine Empfindung, die mich beschlich, will ich nicht verhehlen. Ich
einen ganz leisen Widerspruch zwischen der Kindheits- und Mutterseh
wie die Mutter hier geschildert ist. Gleichsam als ob man so über
nicht schreibe. Aber schon diese Worte sind wohl zu laut und zu gr
leise Empfindung.

Es wird Sonntag-Nachmittage geben, wo man gern diese Se
Etwa wenn draußen lautlos der Schnee fällt, oder wenn im stillen Garten
blühen. Es muß Friede ringsum sein, und man muß voll Sehnsucht n
Haus der Kindheit schauen. Das Buch, das man hält, wird dann bald
es hat uns etwas von seinem Besten abgegeben: man dichtet und träumt

Dem deutschen Künstler.

Sei, was du bist, ein deutscher Mann,
Und laß dir deinen Wert nicht schmälern;
Und wer nicht anders deutsch sein kann,
Der sei es selbst mit deutschen Fehlern.

Erhalt's!

Was andre einst errungen haben,
Nimms willig hin als ihre Gaben.
Erhalts der Welt und sorge du,
Daß noch was Bessres kommt hinzu.

Erbau' dich!

Zergliedre, wer zergliedern will,
Ein feines Rechenexempel —
Vor wahrer Kunst erbau' dich still,
Sie trägt der Gottheit Stempel.

Blühendes

Rote Wangen, weißes
Wer so kommt, er sei w
Hat er doch ein Rosenp
In den Winter mitgenon

Eine moderne

Welch' ein Bild! Mich fa
Bald verwest das Angesi
Blaue Augen möcht' ich
Aber blaue Lippen nicht

Die wahrhaft Jungen.

Ja, lerntet ihr die „Alten" besser kennen,
Ihr würdet sie, — nicht euch, — die „Jungen" n

Aus: Land für Künstlerhand. Ein- und Ausfälle von
Frankfurt a. Main. Verlag von Heinrich Keller.

Vom deutschen Theater.

Von

Fritz Lienhard.

Vernüchterung des modernen dramatischen Schaffens. — Sudermanns „Es lebe das Leben!“ — Lucians Satiren. — Henry Pierson †.

Ein Ueberblick über den deutschen Bühnenspielplan des verflossenen Jahres regt zu bedeutsamen Erwägungen an. An der Spitze der Aufführungsziffern steht Otto Ernst mit seinem „Flachsmann“ (951 Vorstellungen). Dann folgt Sudermanns „Johannisfeuer“ (727), Hartlebens „Rosenmontag“ (715), die „Dame von Maxim“ (400), der erste Teil von „Ueber unsere Kraft“ (400), Blumenthals Lustspiel „Die strengen Herren“ (388). Damit können wir bereits aufhören. Denn auch die nächstfolgenden Stücke in dieser statistischen Reihe bestätigen nur das, was wir mit dieser Aufzählung sagen wollen.

Wir wollen mit dieser Aufzählung sagen, daß das deutsche Drama hohen Stils weggefegt ist von unserer Schaubühne. Wir wollen sagen, daß statt seiner überall und unbeschränkt das bürgerliche Theaterstück herrscht. Ich sage nicht Drama, sondern Theaterstück; und ich benutze den überlieferten Ausdruck bürgerlich, der einen Gegensatz bildet zum historischen Drama, zum poetischen Drama. Man hat jenes bürgerliche Theaterstück auch gekennzeichnet als Stubendrama, als Vierwändedrama (im Gegensatz zur Farbenfreude der Landschaft und ihrer bunten Geschehnisse, ihres mannigfaltigen Szenenwechsels), als Problemdrama, als vernünftelndes Drama. Als Vater dieses bürgerlichen Rührstückes oder Tendenzstückes kann man bereits einen französischen Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts, Diderot, namhaft machen, einen Mann von Verdiensten, was Verstand und Aufklärung betrifft, einen Mann von Beschränktheit, was höhere und echte Poesie anbelangt, von poetischer Beschränktheit, sage ich, wie sein ganzes Zeitalter, das zwar einen Voltaire zeitigen und das überhaupt scharf „umwerten“ und kritisch zersetzen konnte, das aber zur Leuchtkraft plastischer Dichtung nicht genug Sammlung der Gemütskräfte besaß. Bei uns in Deutschland hat der tüchtige Iffland, bedeutend als Theatermann, mittelmäßig als Dichtersmann, diese Art von behaglichem Plauderstück, das nicht mehr den Aufschwung entfesselter Dichterkraft kennt, mit Erfolg gepflegt; sodann, nach trivialerer Seite hin, der bühnengewandte Kotzebue. Von Einfluß auf die Technik dieses Gegenwartstückes wurde der fleißige Franzose Scribe, der für die Kompositionsart der Dumas, Augier, Sardou bereits bezeichnend ist. Auch die erfolgreiche Charlotte Birch-Pfeiffer liegt in dieser Entwickelungslinie. Und nun — ja, nun komme ich zu einem Punkt, in dem ich von den meisten zeitgenössischen Beurteilern abweiche. Ich erkenne Ibsens Gesamt-Bedeutung, ich unterschätze nicht seinen Einfluß

auf die moderne deutsche Dramatik. Aber selbst beim neuesten Erforscher der hier wirkenden Zusammenhänge, bei Lamprecht in seinem Ergänzungsband zur Deutschen Geschichte, worin er dem Gewebe der jetzigen litterarischen Strömungen methodisch nachgeht, vermisse ich eine Aufdeckung der Verbindungslinie zwischen Ibsen und jenem bürgerlichen Drama, das vom moralisierenden Aufklärungsbürger Diderot ausging, just in der Zeit ausging, als das Königtum des Absolutismus seinem Untergang entgegentrieb, als eine Epoche verhängnisvoll abgeschlossen wurde und das Bürgertum der Neuzeit zu entscheidendem Worte kam. Ibsens Technik, sage ich, mit dem Schwerpunkt auf dem Dialog, Ibsens langsam-kluges Entwickeln der Handlung, Ibsens Problem-Stellung: — ist dem eigentlichen Kern und Wesen nach nur ein Höhepunkt des bürgerlichen Dramas, vertieft durch modernen Gehalt.

Wenn wir aber das bürgerliche Drama selber mit der großen Poesie aller Zeiten und Völker vergleichen — wie müssen wir schließen? Wir müssen schließen: Hier liegt eine folgerichtige und bewußte Vernüchterung der dramatischen Poesie vor. Eine Vernüchterung, bei der unser Drama zwar an plastischer Deutlichkeit, modernem Erörterungsgehalt und sorgfältig mathematischem Dialog gewonnen hat, bei der aber in gleichem Maße die Leidenschaft, die Flugkraft, die wundervollen Horizonte sprachgewaltiger und fremdschöner Poesie verdufteten und entwichen.

So stellt sich mir diese Entwicklung dar. Keine Aufwärtsentwicklung, was die Hauptsache anbelangt, die seelische und poetische Schwungkraft! Unsere beiden Klassiker, dann noch Kleist und Grillparzer, Hebbel und Ludwig stehen vereinzelt in dieser unaufhaltsamen Entwickelungsreihe. Wenn wir nicht — wie viele wollen — Richard Wagner als einen Höhepunkt des Dramas hohen Stils annehmen, so ist niemand zu verzeichnen, niemand, der die Traditionen des Dramas großer Form in Europa weitgeführt und fortentwickelt hat. Ich unterschätze nicht die feine Ausbildung des bürgerlichen Dramas. Aber daß wir, wie ich oben nachzuweisen suchte, derart überwuchert sind mit diesen einseitigen Problemen, mit dem fast ausschließlichen Tendenz- und Problemstück: das ist einer Nation der Dichter und Denker nicht würdig.

Von hier aus treten wir nun bei Sudermann ein. Ueber die Wurzeln seines Schaffens ist mit Obigem bereits unser Urteil ausgesprocheu. Mit seinem hervorragenden theatralischen Talent steht er etwa in der Mitte zwischen dem herberen und tieferen Gesellschaftskritiker Ibsen und den glätteren und amüsanteren Franzosen. Die ganz spezielle Technik Ibsens, dessen eigenartiges und hierin meisterhaftes rückschauendes Entwickeln der Handlung auf einem schmalen Plätzchen unmittelbar vor der Katastrophe, macht er nicht in dieser streng-bedächtigen Geschlossenheit mit; dazu hat er zuviel Theater-Unruhe. Hierin neigt er mehr zu dem breiteren Plauderton der Franzosen, die ja im übrigen, dem Prinzip nach, gleichfalls möglichst knapp auf den einen Ort und in möglichst knappe Zeit die Handlung zusammendrängen, um eine nahe, intimere, lebenswahrscheinliche Wirkung zu erzielen, um ihre Theaterfiguren vernünftig und glaubhaft zu machen. Auch inhaltlich neigt Sudermann zu den höflichen Boulevard-Dramatikern: von der „Ehre“ an bis zum „Johannisfeuer“ zieht er einen gewissen Kompromiß der konsequenten Katastrophe vor. Das liegt wiederum tiefer. Seine gesamte Behandlungsweise hat den rauhen Naturalismus und den rauhen Ernst sittlicher Forderung gleicherweise

vermieden zu Gunsten eines Salontones, der die Tragik abschleift, aber Pikanterien nicht verschmäht. Er verletzt nicht durch Unbarmherzigkeit, er reißt nicht hin in leidenschaftlichem Schwung des tragischen Genies, der durch eine Welt voll Seelen wandelt: er versöhnt nicht durch wahrhaft reine Herzensheiterkeit: er verletzt vielmehr durch eine unbestimmte Verlogenheit, durch das Darüber-hinweg-plaudern, die dem Gesellschaftsmann eigen sind. Es liegt wie ein feiner Patchouliduft über Sudermanns Gestalten. Er lebt, alles in allem, in der Welt der poetisch verbrämten Vernunft.

Wenn nun Sudermann über ein neues Stück die stolzen Worte der Kraft schreibt: „Es lebe das Leben!“ — wer giebt sich Erwartungen hin? Der poesiedurstige und lebensdurstige Kenner seiner Dramen von vornherein nicht. Wie herausfordernd dieser Ruf! Wenn uns heute ein genialer Lebenskünder quer durch alle Gesellschaftsfloskeln hindurch, mit der Geistersprache der Poesie und gleichwohl in festerem Erdgewand, hinein und hinanrisse in die flutende Lichtkraft wahren Lebens! Wie wäre das ein Aufatmen! Und was für ein Hinausjubeln! Wissen wir denn, wir im Alltag, wir in den vollen Städten mit den vielen Staatsbürgern, Vorgesetzten, Kollegen und Rücksichtnahmen: — wissen wir denn noch, was volles und großes „Leben“ ist?! Wo können wir denn je „leben“?! In der Gesellschaft nicht, im Staate nicht, im Raume nicht: aber in unserem Seelenbereich vermögen wir so zu leben! Und mit der Sprache der Seele zu dem Tiefsten und Stärksten in uns zu sprechen und in unserem Willen und Gemüt eine jubelnde Antwort zu wecken: das nenne ich Dichterpflicht! So giebt uns der Dichter in seinen Gestalten und Worten Leben von seinem Leben, so giebt er uns Licht, so befördert er unser Wachstum! . . .

Sudermann, — wir sind wieder bei Hermann Sudermann — erzählt uns in fünf sorgsam gearbeiteten Akten, die dem Theatertalent des Verfassers wieder alle Ehre machen, als Gesellschaftsmensch das Schicksal von Gesellschaftsmenschen, in der Sprechweise und im Bezirk der Gesellschaft. Die Gattin eines konservativen Adeligen hat sich vor 15 Jahren mit dem Freunde des Hauses sträflich vergessen; inzwischen ist die sündige Liebe der Beiden bei ihm zur Freundschaft abgetönt worden, der auch sie sich fügt, obwohl ihr Herz dauernd nur dem Einen, dem Freunde, gehört. Und nun, unter allerhand Verwicklungen gesellschaftlicher und politischer Natur, droht jenes Vergehen spät an die Oeffentlichkeit zu kommen; auch der Gatte erfährt davon. Und damit ist die Fragestellung und die Erörterung in vollem Gange: was thut jetzt der Gatte? wie benimmt sich der Freund? wie löst sich der Knoten? Kurz, man sieht ordentlich die Herren auf der Bühne beisammen stehen und den Zeigefinger der Rechten bald nachdenklich an die Stirn, bald räsonnierend an den linken Daumen legen. Sudermann, der Problemdramatiker, vertieft sich hier. Ein gewöhnliches Duell wird verworfen, ein amerikanisches gleichfalls; der Sohn des Uebelthäters fällt ahnungslos seinem Vater selbst das Urteil, als ihm der Fall, scheinbar abstrakt, vorgetragen wird: der Verbrecher muß sich anstandshalber erschießen. Aber die Frau erfährt davon, sie kommt dieser That zuvor, sie vergiftet sich selbst. Und plötzlich nun — muß er, der Freund, leben bleiben! Wie, wieso, warum? Ist er denn entsühnt? Hätte sein Selbstmord etwas gesühnt? Sühnt überhaupt Selbstmord? Er muß nun leben, sagt der Verfasser. Der Vorhang fällt: wir sind aus dem dramatischen Räsonnement entlassen, dessen lebenswahre und geschickt

ineinandergearbeitete Einzelheiten hier weiter nicht dargelegt werden können. Bemerkt sei nur der höchst Sudermannsche Zug: der Sozialdemokrat, der die einzig kompromittierenden Briefe besitzt, giebt sie in einer Regung von Edelmut dem Missethäter zurück, so daß ein öffentlicher Skandal, Gott sei Dank, nicht weiter zu befürchten ist. Nur die Privattragödie zwischen den Dreien spielt noch weiter; aber auch diese wird durch den Selbstmord der Gattin, die, wieder um die Welt zu täuschen, während eines Mahles Gift nimmt, erledigt. Die beiden Männer leben weiter zu Nutzen der konservativen Partei. Niemand weiß von der Verfehlung. Mag es nun bewußte satirische Absicht des liberalen Dichters sein, daß er das Vertuschen vor der Welt eine so entscheidende Rolle in diesen als dekadent gezeichneten, aber gleichwohl vielfach willenszähen, von der bedeutenden Frau überragten Kreisen spielen läßt: wo ist hier jenes sieghafte, befreiende L e b e n, dem wir aufatmend zujubeln möchten?

Wir wollen indes nicht die Räsonneure dieses Sittenstückes durch eigenes Erörtern nachträglich vermehren. Die fesselnde Darstellung, die Führung des Dialogs, der intime Reiz des Salon- und Parteilebens exklusiver Adelskreise wird das Publikum eine gute Zeitspanne hindurch fesseln. Aber freimachende Poesie? ....

Im Berliner Theater hat Lindau, nicht als erster freilich, mit Erfolg den Versuch unternommen, die satirischen Dialoge des späten Griechen (Asiaten) L u c i a n szenisch darzustellen. Man konnte, in umständlicher Szenerie, gelegentlich von stimmungfördernder Musik begleitet, „Timon, den Menschenfeind," „Die Fahrt über den Styx," und den „Hahn," alle drei leise modernisiert, mit Behagen anhören. Es ist ein anmutiges Experiment von freilich nicht mehr als spielerischem Wert. Lucian, der Spätgrieche, († 200 n. Chr.) ist Sohn einer Verfallszeit. Die hehren Götter waren aus den Herzen entthront und mußten zu Späßen herhalten; ein neuer Glaube war noch nicht sieghaft in das Gefühl eingedrungen. So gediehen Spott und Satire, gedämpft durch eine allgemeine Moral, die nicht viel besagen wollte. Gelegentlich wird nun hier, z. B. in der Unterwelt, durch den Gegensatz der stimmungsvoll düsteren Szenerie — Totenschiff, dessen weißer Bug als ein riesiges Gerippe nebst Riesen-Totenschädel in das Düster ragt, blaudunkles Geklüft, Ankunft der spinnwebgrauen Schatten — und der faulen Späße der Sprechenden eine groteske Lustigkeit erzielt, die aber, genau betrachtet, doch nur Offenbachscher Art ist. Ein Dichter von plastischer Kraft und Phantasie, vor allem aber von sittlicher Hoheit, könnte freilich in dieser Schauweise grauenhaft-humoristische Nachtbilder großen Stils schaffen. Lukianos ist oft geistreich, auch wohl witzig und von souveräner Ueberlegenheit: aber, vor der Bühne betrachtet, bleibt das doch nur modern drapierter Dialog, ohne Tiefe, ohne Poesie. Einen „Unüberwindbaren" nennt ihn ein Tageskritiker, weil sein Witz weder vor Göttern noch Unterwelt Halt macht? Ach ja, solche Dekadenz-Erscheinungen eines blasierten Zeitalters, deren Organe der Erfurcht vor Göttlichem und Ewigem abgenutzt und aufgebraucht sind, sind in der That unüberwindbar. Aber wir beneiden sie nicht darum ... —

Noch etwas! Dieser Tage wurde der Intendanturdirektor der Königlichen Bühne, Geheimrat P i e r s o n, durch einen Herzschlag jählings seiner Thätigkeit entrissen. Das bedeutet mehr als den bloßen Abschluß eines Menschenlebens. Wir erleben das nicht ganz reine Schauspiel, daß sich die Tagespresse bei dieser Gelegenheit, versteckt oder offen

über das „System Pierson“ absprechend äußert, sozusagen an der offenen Bahre des Verstorbenen. Dies System bestand darin, daß unter Piersons geschäftskundiger Leitung zunächst das frühere Defizit gedeckt wurde, daß aber dann der Kassenstandpunkt allerdings mehr in den Vordergrund trat und einen Zwiespalt erzeugte zwischen den kaiserlichen Forderungen eines stolzen Idealismus (vgl. des Kaisers Rede vom 11. Juni 1898!) und dem thatsächlichen Spielplan besonders des Schauspielhauses, wo leichte Lustspielware in nicht erfreulicher Weise die Bretter beherrschte. Wieweit hierbei mangelnde Einsicht einzelner Persönlichkeiten, Rücksicht auf die Kasse, auf den Hof und Sonstiges mitsprechen mochten, geht uns hier nichts an. Nur Eins möchten wir aussprechen, und zwar in Anknüpfung an die oben bedauerte Vorherrschaft des bürgerlichen und sozialen Dramas. Wenn wirklich, wie zu hoffen steht, nach und nach eine nationalere und frischere Dichtung die Zeiten des „fin du siècle“ ablöst, so müßte gerade die Königliche Bühne hier hilfreich und anregend mitwirken. Denn wir haben, seit nun auch Barnay das „Berliner Theater“ verlassen hat, für das nationale, historische und historisch-poetische Drama in Berlin keine bedeutsame Stätte mehr. Eine Theaterleitung kann zwar keine Talente aus dem Boden stampfen; wohl aber kann manches unentwickelte Talent selbst durch eine nicht ganz erfolgreiche Aufführung neuen Schaffensmut und Klärung finden. Und die Entwickelungslinie Kleist-Hebbel-Ludwig oder Schiller-Grillparzer wird doch wenigstens versuchsweise wachgehalten durch Anregung und Ermunterung jüngerer Talente.

Diktat Bismarcks über die Bundesverfassung.

„An dem vor dem Kriege verkündeten Programm, daß Bundesgesetze durch Uebereinstimmung der Majorität des Bundestages mit der Volksvertretung entstehen, halten wir fest.

Je mehr man an die früheren Formen anknüpft, desto leichter wird sich die Sache machen, während das Bestreben, eine vollendete Minerva aus dem Kopfe des Präsidiums entspringen zu lassen, die Sache in den Sand der Professorenstreitigkeiten führen würde.“

(Aus „Fürst und Fürstin Bismarck“. Von Robert von Keudell.)

Aus einem Brief an den Grafen Usedom.

„Es gehört nach meiner Auffassung zu den vornehmsten Aufgaben der Diplomatie, künftige politische Bedürfnisse des eigenen Landes niemals aus den Augen zu verlieren, künftige Bündnisse nicht als Unmöglichkeiten zu behandeln oder eigenmächtig zu solchen zu machen.“ (10. Dezember 1868.)

(Aus „Fürst und Fürstin Bismarck“. Von Robert von Keudell.)

Bismarck zu Keudell und Abeken.

„Wenn ich es noch erlebe, daß in Kiel ein preußischer Oberpräsident sitzt, will ich mich auch nie mehr über den Dienst ärgern.“

„Faust klagt über zwei Seelen in seiner Brust. Ich beherberge aber eine ganze Menge, die sich zanken; es geht da zu wie in einer Republik ... Das meiste, was sie sagen, teile ich mit; es sind da aber auch ganze Provinzen, in die ich nie werde einen anderen Menschen hineinsehen lassen ....“ (Gastein, 16. August 1864.)

(Aus „Fürst und Fürstin Bismarck“. Von Robert von Keudell.)

Musikalische Rundschau.

Von

Leopold Schmidt.

IV.

In der zweiten Hälfte des Januar lenkte neben den Veranstaltungen des Konzertsaales auch wieder einmal das Theater das Interesse der musikalischen Kreise auf sich. Die Königliche Oper, die bis dahin in beschaulicher Ruhe das alte Repertoire gepflegt hatte, entwickelte eine ungewohnte Thätigkeit: zwei neue Werke erlebten kurz hintereinander ihre Erstaufführung, und eine ältere Oper erschien in neuer Besetzung und Ausstattung. Die eine der Novitäten, Alfred Sormanns „Sibylle von Tivoli", ist hier schon kurz erwähnt worden. Die Partitur hat viele Jahre lang im Archiv des Opernhauses geruht, und man that unrecht, sie jetzt ans Licht zu ziehen, wo der Geschmack, wohl auch der des Komponisten, sich geändert hat, wo niemand mehr an den Effekten, denen Mascagnis „Cavalleria" einst ihre Erfolge verdankte, rechte Freude empfindet. Der Stoff, einer bekannten Novelle von Richard Voß entnommen, ist ohne Geschick auf die Bühne gebracht, und schon die Wahl des Textbuches beweist, daß der Komponist kein geborener Dramatiker ist. Sormann hat mancherlei gelernt, er ist ein begabter und tüchtiger Musiker; aber auf dem Theater wird er sich schwerlich durchsetzen können.

Die zweite Novität war Wilhelm Kienzls „Heilmar". Auch diese Oper ist nicht neu; sie ist bereits vor zehn Jahren in Graz aufgeführt, aber der Komponist, der zugleich der Verfasser seiner Texte ist, hat sie inzwischen mehrmals umgearbeitet und wollte nun noch einmal sein Glück an entscheidender Stelle versuchen.

Man muß es Kienzl lassen, daß er seine Stoffe geschickt zu wählen versteht. Schon das der Entstehung nach spätere Werk, das wir aber zuerst kennen lernten — sein „Evangelimann" — wirkte durch die dem Leben abgelauschte, teilweise packende Handlung. Auch in „Heilmar" haben wir es mit einer Erlösungsidee zu thun; Kienzl steht, wie alle Modernen, in diesem Punkte unter dem unverkennbaren Einfluß Wagners und dessen Parsifal. Aber während im „Evangelimann" der Held bekümmerten Gemütern priesterliche Tröstung bringt, bemüht sich Heilmar um das leibliche Wohl seiner Mitmenschen. Ihn drängt es, den Leiden unverschuldeter Krankheit entgegenzutreten; im innigen Umgang mit der Natur erstarkt, und von visionären Eindrücken beherrscht, gewinnt er den Glauben an seine Heilkraft und zieht aus, Elende zu retten, Sieche und Sterbende wieder aufzurichten. Mit der Darstellung seiner Heilthaten, die Heilmar bald in den Ruf eines Wohlthäters der Menschheit setzen, berührt der Dichter ein hochmodernes Problem, und sicherlich hat der Gedanke, die Theorie der Hypnose und Suggestion auf die Bühne zu bringen, dem Stücke seine stärkste Anziehungskraft verliehen.

Der Träumer, der an sich glaubt und diesen Glauben auf andere zu übertragen vermag, der arme Schäfer, der halb Narr, halb Uebermensch wie ein Prophet, wie ein Christus auf Erden wandelt, ist in der Zeichnung wohl gelungen, wenn solche Gestalten auf der Bühne auch immer ihr Bedenkliches haben. Ein hübscher Zug ist auch die Einführung der Gegenfigur des marktschreierischen Charlatans, des echten „Medizinmannes". Wie jede Wunderkraft ist auch die segenbringende Fähigkeit Heilmars an eine Bedingung gebunden: er muß dem irdischen Glücke, dem Wohlleben und der Liebe entsagen. Damit ist der tragische Konflikt gegeben. Ein Mädchen, das durch ihn Heilung von schwerem Leiden erfahren, schenkt ihrem Retter ihr Herz, und Heilmar unterliegt der Versuchung. In fesselnder Weise schildert der zweite Aktschluß, wie den Arzt seine Macht verläßt gerade in dem Augenblick, wo er an das Sterbelager der Mutter seiner Geliebten gerufen wird. Hier könnte die Oper zu Ende sein. Kienzl hat einen versöhnlicheren Abschluß vorgezogen. Er läßt seinen Helden noch einmal die verlorene Macht wiedergewinnen, und zwar durch das Mädchen selbst, dem er sie geopfert, und die sich nun für ihn opfert und sie ihm sterbend zurückgiebt. Auch hierin liegt ein feiner poetischer Gedanke, aber dieses Nehmen und Geben, dies Aufheben der tragischen Schuld hat wenig Ueberzeugendes, und wenn wir Heilmar mit neuer Heilkraft ausgerüstet übers Meer zu fernen Inseln fahren sehen, ist unsere innere Teilnahme an seinen Schicksalen merklich erlahmt. Nächst dieser Abschwächung ist der Dichtung noch ein anderer Vorwurf zu machen. In der Figur der Maja tritt dem Helden keine ebenbürtig ausgeprägte Persönlichkeit entgegen. Es ist eine verschwommene Mädchengestalt, mit der wir nicht mitfühlen, und da die psychologische Entwicklung vollkommen übersprungen wird, verstehen wir auch nicht recht die Wandlung in Heilmars Denken und Handeln.

Die Musik, die Kienzl zu dieser Handlung geschrieben, bringt nichts Ueberraschendes. Sie bestätigt nur aufs neue, daß Kienzl ein sehr geschickter und geschmackvoller Tonsetzer ist, der die Wirkung aller Mittel kennt und sie mit sicherem Instinkte ausnutzt. Wie er diese Mittel von den Modernen, namentlich was den Orchestersatz betrifft, übernommen hat, so ist auch seine Melodie keine ureigene, wurzelt vielmehr in wohlbekannten Meisterwerken, vor allem in denen Wagners. Etwas Persönliches tritt am ehesten dort hervor, wo Kienzl einen harmlos-gemütlichen Ton anschlägt, bei der Schilderung des Volkslebens, oder wo eine weiche, innige Stimmung zum Ausdruck gelangt. In solchen Fällen wird allerdings die Grenze des Banalen, andererseits des Sentimentalen nicht immer sorgsam genug vermieden, und es zeigt sich, daß die eigentliche Natur des Musikers erheblich hinter der spekulativen Veranlagung des Denkers zurückbleibt. Sehr wohlthuend berührt die Fähigkeit Kienzls, gut aufgebaute und wohlklingende Ensembles zu schreiben. Seine Musik steigt zwar nirgends in die Tiefe (wie es das Sujet wohl geboten hätte), aber sie ist sympathisch, stützt wirkungsvoll die an sich interessante Handlung und wird allen Bedingungen der Bühne gerecht. So machte das Werk einen günstigen Eindruck, um so mehr, als die von Dr. Muck vorbereitete Aufführung bis in alle Einzelheiten vortrefflich ging und von dem neuen Regisseur des Opernhauses, Herrn Dröscher, stimmungsvoll inszeniert war. Von den Hauptdarstellern sind die Damen Hiedler (Maja) und Goetze (Mutter), besonders aber Herr Hoffmann, der den Heilmar aufs Liebevollste ausgearbeitet hatte, hervorzuheben.

Neben diesen neuen Werken brachte die Hofoper Bizets unvergängliches „Carmen“ in neuem Gewande. Zwei Hauptrollen waren neu besetzt: Don José und Micaéla. Den José sang zum erstenmale Ernst Kraus. Unser Heldensänger ging in Gestalt und Stimmklang in etwas über den Rahmen der lyrischen Partie hinaus; andererseits gab er der Figur mehr glaubhafte Männlichkeit, als ihr sonst von Tenoristen verliehen wird. Das interessierte wohl, entspricht aber doch nicht ganz der in der Dichtung motivierten Anlage des Charakters, so wenig wie die weichen, elegischen Accente des Fräulein Destinn dem Bilde der Carmen zu größerer Echtheit verhalfen. Ganz am Platze war Frau Herzog als Micaéla. Sie erhob durch ihren meisterhaften Gesang die Rolle erst zu ihrer wahren musikalischen und dramatischen Bedeutung. Die Neustudierung hatte Herrn Dr. Muck, dem feinsinnigen, gewissenhaften und in allen Sätteln festen Kapellmeister, Gelegenheit gegeben, alle Nachlässigkeiten zu beseitigen, die sich im Laufe der Zeit eingeschlichen, und ein tadelloses Ensemble herzustellen. Für den äußeren Erfolg beim Publikum sorgte auch nicht wenig die glänzende Ausstattung der Dekorationen und Kostüme, die man an die Renovierung des Werkes gewendet hatte. Eine ganze Reihe älterer Repertoirestücke sollten in ähnlicher Weise vorgenommen werden. Das wäre für eine erste Opernbühne zu einer Zeit, in der wirklich wertvolle neue Schöpfungen so dünn gesät sind, eine dankbare und rühmenswerte Aufgabe, zumal wenn dabei besonders die Regie, mehr als es bisher geschehen, sich ihrer Pflichten erinnern und mit unhaltbaren Traditionen entschlossen brechen wollte.

Uns vom Theater zu den Ereignissen der Konzertsäle wendend, finden wir wiederum in den Strauß-Konzerten bei Kroll den ergiebigsten Stoff zur Besprechung. Diese Abende, die der kühne musikalische Neuerer und unerschrockene Idealist mit dem Berliner Tonkünstlerorchester veranstaltet, sind gewiß nicht die Gipfelpunkte, weder was die Ausführung, noch was die Natur der vorgeführten Werke betrifft; aber sie interessieren doch durch das viele Neue, das sie bieten, jetzt unleugbar am meisten. Vollendetere Orchesterleistungen treffen wir wohl wo anders, und bis jetzt ist bei dem Unternehmen noch nichts zu Tage gefördert, das eine dauernde Bereicherung der Litteratur bedeutete. Indessen man hofft und versucht sein Glück stets aufs neue.

Je ausschließlicher die Programme Richard Strauß' der Sammelplatz von Novitäten sind, je entschlossener scheinen Nikisch und Weingartner, im wesentlichen an den bewährten Schätzen unserer Großmeister festzuhalten. Von modernen Werken brachten in ihren letzten Konzerten Nikisch nur Strauß' vielbesprochene symphonische Dichtung „Also sprach Zarathustra“ und die Suite op. 55 von Tschaikowsky zur Aufführung, Weingartner Berlioz' dramatische Symphonie „Romeo und Julia“, die sonst nur selten in ihrem ganzen Umfange zu Gehör kommt. Die jüngsten beiden Strauß-Abende machten uns dagegen mit einer ganzen Reihe von Neuerscheinungen bekannt.

Als die wichtigste von ihnen möchte ich eine Szene aus Ludwig Thuilles Oper „Gugeline“ voranstellen. Sie füllt den dritten Akt des Werkes und stellt sich als ein großes, weitausgesponnenes Liebesduett dar. Soweit man nach einem Bruchstück urteilen kann, scheint der dramatische Gehalt der Oper kein beträchtlicher zu sein; das Lyrische waltet einseitig vor, und das prägt auch der Musik den Charakter auf. Sie ist zart und sinnig, meisterlich in der Form und von jenen hellen, leuchtenden Farben, die wir vom

„Lobetanz" her bei Thuille kennen. Mit seinen Tönen gelingt es dem Musiker, selbst die Dichtung Bierbaums zu vertiefen, die durchaus nicht immer den Eindruck des Echten, Ungekünstelten macht. Das jetzt von den Neuen so bevorzugte Lied mit Orchester war durch den Dresdner Walter Rabl vertreten, dessen „Sturmlieder", von Emmy Destinn schwungvoll vorgetragen, nicht ohne Wirkung blieben. Konnte die Konzertouverture „Cockaigne" des Engländers Edward Elgar noch Interesse erwecken durch fließende Arbeit und geschickte Instrumentation, sowie durch die Verwendung englischer Volksthemen, so gehört dagegen die Ode Mascagnis „Leopardiano" zu jenen Werken, die besser fortgeblieben wären. Es ist nicht erfreulich zu sehen, wie wenig der Komponist der „Cavalleria" die einst auf ihn gesetzten Hoffnungen zu erfüllen vermag. Mangel an Erfindung und Mangel an technischem Können halten sich in dieser das Vokale und Instrumentale stillos vermischenden Arbeit das Gleichgewicht.

Am letzten dieser Abende dirigierte Georg Schumann, der unlängst mit seinem Chore der Singakademie eine lebendige Aufführung von Händels „Acis und Galatea" bewerkstelligt hatte, eine Orchester-Humoreske seiner Komposition, die die beabsichtigte herzhafte Wirkung nicht verfehlte. Mit viel Kunst und behaglichem Witze ist hier in einer Reihe Variationen und einer Doppel-Fuge ein „lustiges Thema" hin- und hergewendet, das in seiner burschikosen, kommersbuchartigen Fröhlichkeit den Komponisten zu allerhand witzigen, zum Teil recht feinen Einfällen verleitet hat. Der Eindruck war ein um so lebhafterer, als die voraufgehenden Novitäten an die Aufmerksamkeit der Hörer ungewöhnliche Anforderungen gestellt hatten. Paul Ertls „Liebesszene", aus einer „Harald-Symphonie" (im Anschluß an die Uhlandsche Ballade) zeichnet sich hauptsächlich durch wohlklingende und eigenartige Instrumentierung aus; im Zusammenhang mit den anderen Sätzen würde man wohl mehr Verständnis und damit mehr Interesse für die motivische Arbeit und die Intentionen des Verfassers gewonnen haben. Ein etwas bizarres, aber nicht reizloses Stimmungsbild bietet Leo Blech in seiner Barcarole „Trost in der Natur". Am sprödesten giebt sich das neue Klavierkonzert von Otto Neitzel, das der Komponist mit glänzender Bravour selber vortrug. In seinem Solopart feiert die virtuose Technik wahre Orgien, doch in einer von allem Herkommen abweichenden Weise. Dies sich übersprudelnde Figurenwerk, diese krause und wirre Harmonik ist nicht leicht zu verfolgen; man fühlt sich davon beim ersten Hören wenig angezogen, wenn man auch das Walten eines regen und eigenartigen Geistes spürt. Der Beifall galt denn auch mehr dem Pianisten als seinem Werke.

Während so die Ausbeute auf symphonischem und instrumentalem Gebiete zwar keine bedeutende, aber doch eine ziemlich große war, erschien die vokale Musik durch ein einziges neues Chorwerk von Anton Urspruch bereichert. Professor Siegfried Ochs erwarb sich in einer mit seinem Philharmonischen Chore veranstalteten, im Hinblick auf die Schwierigkeiten wahrhaft glänzenden Aufführung das Verdienst, des Frankfurter Komponisten „Frühlingsfeier" zu unserer Kenntnis gebracht zu haben. Auch Urspruch ist keiner von den Pfadfindern, keine genial veranlagte Eigennatur; was aber künstlerischer Ernst und technische Kenntnisse aus einer Begabung zu machen vermögen, das zeigen seine reiferen Arbeiten, und deshalb gehört die „Frühlingsfeier" jedenfalls zu den bemerkenswerten Neuerscheinungen. Die textlich zu Grunde liegende Ode Klopstocks hat es mit ihrer bilder-

reichen Sprache verschuldet, daß der Komponist sich fast nur illustrierend verhalten und vorwiegend zu tonmalerischen Wirkungen greifen mußte. Wie in dieser Hinsicht der Chor verwendet wird, ist wohl das Interessanteste an dem ganzen Werke, das vielleicht einmal einer der Ausgangspunkte für eine neue Behandlung des Chorsatzes werden kann. Urspruch stellt an die Technik Anforderungen, die bisher nur auf das Gebiet des Sologesanges verwiesen worden sind.

Soll ich aus der stets noch wachsenden Zahl der Solistenkonzerte hier einiges Wichtige herausgreifen, so möchte ich diesmal besonders auf die Franzosen hinweisen, die gerade in den letztvergangenen Wochen so erfolgreich das Podium betraten. Edouard Risler spielte mit und ohne Orchester. Ist er auch als Musiker etwas kühl, mitunter etwas weichlich in der Auffassung, kurz nicht gerade der Interessantesten einer, als kundiger Behandler seines Instruments, dem er einen wundervoll singenden Ton und die feinsten dynamischen Abschattierungen entlockt, steht er fast unerreicht da. An einem seiner Abende verband er sich mit dem trefflichen Geiger Henri Marteau zu einem Sonaten-Vortrag; ein anderes Mal unterstützte er die berühmte Pariser Société de Musique de chambre pour Instruments à vent. Man hatte in den Konzerten dieser von Taffanel gegründeten Künstlergenossenschaft, die den Zweck hat, die einst so hoch entwickelte, jetzt aber vernachlässigte Kammermusik für Blasinstrumente (mit und ohne Klavier) zu pflegen, Gelegenheit, sich von den guten Traditionen der französischen Bläserschule und der fortgeschrittenen Instrumentenbaukunst unseres Nachbarlandes zu überzeugen. Ein zweiter glänzender Vertreter der französischen Klavierkunst ist Raoul Pugno. Sein erstes Auftreten im vergangenen Winter war ein Ereignis. Noch vielmehr als bei Risler, der sich von deutschem Wesen nicht wenig beeinflußt zeigt, finden wir bei Pugno spezifisch gallische Eigenschaften ausgeprägt. Von außerordentlicher Schönheit ist der Ton dieses Pianisten, und seine Technik, die so sicher und elegant und dabei von staunenswerter Geläufigkeit ist, wird, von einem hinreißenden Temperamente beherrscht, selbst zu einem künstlerischen Ausdrucksmittel. Man kann über die Auffassung Pugnos zuweilen streiten und wird doch geneigt sein, ihm im Momente recht zu geben, so sympathisch, so lebendig empfunden ist die Art seines Musizierens. Auch unter den Geigern waren die bedeutendsten französischer Herkunft: der elegante Jacques Thibaud, ein feiner und kluger Kopf, der Innerlichkeit und Zurückhaltung wohl zu vereinigen weiß, und Meister Sauret, den wir längere Zeit in deutschen Konzertsälen vermissen mußten.

Die freundlicheren Beziehungen beider Nationen, die anderwärts vielleicht nur offiziell gepflegt werden, gestalten sich, wie es scheint, in der Musik zu recht natürlichen. Um vollständig zu sein, dürfen wir auch die Sänger des Montmartre-Viertels nicht übergehen, die uns im Gefolge der Yvette Guilbert ihren Besuch abgestattet haben. Als Musikanten haben sie, wie übrigens Yvette selber, samt und sonders nichts zu besagen; aber ihre eigentümliche Vortragskunst hat doch der volkstümlichen musikalischen Lyrik eine ganz bestimmte Nüance gegeben. Die besseren der Chansons, die in den Pariser Cabarets gesungen werden, weisen eine eigene, ungemein grazieuse Mischung von Ernst und Frivolität und oft recht witzige kompositorische Einfälle auf. Das ist eine viel echtere und behaglichere Kunst als die entweder sentimentalen oder zotigen Lieder der deutschen Singspielhallen.

Von heimischen Künstlern müssen wir uns begnügen, diesmal die klangvollsten Namen zu nennen, zumal Neues über keinen von ihnen zu sagen ist. Ferruccio Busoni erntete die größte Anerkennung mit seinem Chopin-Abend; aber auch in zwei anderen Konzerten riß er, namentlich mit Alkan und Liszt, die Hörer durch seine ans Märchenhafte grenzende Virtuosität zu begeisterten Beifallskundgebungen hin. Gabriele Wietrowetz fesselt stets durch ihre markige Persönlichkeit, die sich in Ton und Bogenführung ausspricht und ihrem Spiel einen gewissen herben Reiz verleiht. Sie zeigte auch in ihrem diesjährigen Konzerte, daß weit über der Virtuosin in ihr noch die ernste, tiefempfindende Musikerin steht, zu der sie sich unter Joachims Leitung ausgebildet hat. Erfolgreich verliefen ferner die Konzerte des geistvollen Pianisten José Vianna da Motta, des Violinvirtuosen Bronislaw Hubermann, die Liederabende Reimunds von Zur-Mühlen und der Mezzosopranistin Lula Gmeiner. Wenn sich zwei Individualitäten wie Wilma Normann-Neruda und Friedrich Gernsheim zusammenthun, dann verliert selbst ein „Sonaten-Abend" sein Schreckhaftes und kann zur Quelle des Genusses werden. Im allgemeinen aber wird mit der einst aus dem Konzertsaal verpönten Sonate jetzt ein an Mißbrauch grenzender Kultus getrieben, ein Zeichen mehr, wie geflissentlich unsere Zeit sich von allem harmlosen Musizieren mehr und mehr abwendet. Wie ein Nachklang aus längst vergangenen Tagen berührte dagegen das Konzert des Harfenvirtuosen Holy. Wir kennen die Harfe fast nur noch als Orchesterinstrument; einst war sie aber viel in der Familie und im Konzertsaal verbreitet und vertrat dort die Stelle des Klaviers. Ein Meister wie Spohr hat wertvolle Kammermusik geschrieben, in der noch die Harfe Verwendung findet.

Aus Bismarcks Rede vom 28. Mai 1869 im Norddeutschen Reichstage.

„Wir haben unverrückt unser nationales Ziel im Auge behalten. Wir haben nicht rechts noch links gesehen, ob wir jemandem wehe thaten in seiner innersten Ueberzeugung. Meine Herren, aus diesem Geiste haben wir unsere Kraft, unsern Mut, unsere Macht geschöpft, zu handeln, wie wir gethan. —

„Im Begriff, diesen Reichstag seinem Schlusse entgegenzuführen, möchte ich Sie bitten: durchdringen Sie sich vollständig mit dem Geiste, der die Bundesverfassung geschaffen hat, hinterlassen Sie ihn ungeschwächt Ihren Nachfolgern, geben Sie durch ihr letztes wichtiges Votum dem deutschen Volke ein verheißungsvolles Pfand seiner Zukunft, beweisen sie ihm durch Ihre Abstimmung, daß da, wo es auf die geheiligte Sache unserer nationalen Einheit ankommt, der Deutsche seinen alten Nationalfehlern zu entsagen weiß, beweisen Sie es, indem Sie den Platz vergessen, den Sie in der Hitze des Kampfes als Partei, als Einzelner, eingenommen haben, indem Sie über Ihre augenblicklichen Gegner hinweg Ihren Blick auf das Große und Ganze erheben und diesem großen Ganzen einen Dienst erweisen, welcher für die deutsche Zukunft das Pfand bilden wird, daß die Neubildung unserer Verfassung frei sein werde von einem großen Teil der Schlacken, welche den alten Guß spröde, brüchig gemacht und zerrissen haben."

Ein Wort der Abwehr.

Der „Kreuz-Zeitung“ und der „Kölnischen Volkszeitung“ gewidmet von

Rudolph Sohm.

Im Februarheft dieser Zeitschrift habe ich einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem ich das Uebergewicht des Zentrums und die unverhältnismäßige Uebermacht der agrarischen Interessen durch das Dasein der Sozialdemokratie erkläre. Ich führe aus, daß die Trennung der Arbeiterbewegung von der Sozialdemokratie das Mittel ist, um die Herrschaft des Zentrums und die politische Vormachtstellung des Großgrundbesitzes zu brechen.

Diese meine Darlegung hat die „Kölnische Volkszeitung“ (vom 19. Februar) zu einem Schmähartikel veranlaßt, und die „Kreuz-Zeitung“ (vom 20. Februar) hat sich die Ausführungen des katholischen Blattes angeeignet.

Die „Kölnische Volkszeitung“ redet so, und die „Kreuz-Zeitung“ schließt sich ihr an, als ob sie glaubte, daß die Hauptsache in der sozialdemokratischen Bewegung der republikanische und der atheistische Gedanke sei. Jedermann weiß aber, daß von den Millionen sozialdemokratischer Wähler nur wenige überzeugte Republikaner und noch weniger überzeugte Atheisten sind. Hätte die Sozialdemokratie diese beiden Gedanken wirklich zu ihrem Hauptinhalte, so würde sie garnichts für unser deutsches Volk bedeuten. Jedermann weiß, daß die *Kraft* der Sozialdemokratie *ganz allein* in dem Streben der niederen Menge nach einer besseren Lebenshaltung, an erster Stelle in dem Aufstreben der Arbeiterschaft beruht. Die Arbeiterinteressen haben aber in Wahrheit nicht den geringsten inneren Zusammenhang mit den eigentümlich sozialdemokratischen Ideen. Im Gegenteil! Nicht die Republik, sondern das Königtum ist der geborene Bundesgenosse der Niederen. Und nicht der Atheismus, sondern gerade das Christentum ist die gewaltige Großmacht, die unwiderstehlich dem sozialen Gedanken immer weitere Bahn schafft. Das liegt so klar vor jedermanns Auge, daß auch der Blödeste es begreifen muß. Das Bündnis zwischen Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie ist ein naturwidriges. Darum ist ganz zweifellos, daß dieses Bündnis eines Tages aufhören wird. Denn die Wahrheit siegt. Das ist das allergewisseste in der Weltgeschichte. Ich habe in meinem Aufsatz ausgeführt, daß das Bündnis von Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung eine Folge der *Ungerechtigkeit* sei, welche die herrschenden Klassen (nicht ohne Mitschuld der Arbeiter) gegen die Arbeiterbewegung geübt haben. Das Mittel, welches ich für die Trennung der Arbeiterbewegung von der Sozialdemokratie vorschlage, ist: *Gerechtigkeit*. Ich sage: Den Arbeitern muß in ihrem Kampf für ihre wirtschaftlichen Interessen Sonne und Wind ganz ebenso zugeteilt sein wie ihren Gegnern. Dazu gehört auch, daß man die sozialdemokratische Theorie, so lange sie bloße Lehre ist — und das ist sie — von Staats wegen gerade so freiläßt wie jede andere Lehre. Die „Kölnische Volkszeitung“ und

mit ihr die „Kreuz-Zeitung“ meint, den sozialdemokratischen Führern komme es nicht auf die Lehre, sondern auf die Macht an. Aber worin ruht ihre Macht, wenn nicht in der Lehre, d. h. in den Ueberzeugungen der Volksmassen?! Die sozialdemokratische Lehre wird aber nur vergehen, wenn man sie frei läßt.

Es kommt darauf an, daß die sozialdemokratisch beeinflußte Volksmenge den nationalen Staat nicht als ihren Gegner, sondern als die Grundlage ihres Daseins und Gedeihens begreifen lernt. Das ist augenblicklich eine Lebensfrage für uns, die Frage, von deren Lösung unsere ganze innere und zum Schluß auch unsere außenpolitische Entwickelung abhängt. Ein solches Umdenken der Menge, aus dem eine nationale Arbeiterpartei (an Stelle der Sozialdemokratie) sich langsam, aber mit Naturgewalt entwickeln wird, kann nur durch gerechte Handhabung der Staatsgewalt, kann nur dann erreicht werden, wenn die Menge praktisch wahrnimmt, daß die Gewalt des nationalen Staates ihr gerade so dient wie jedem andern.

„Kreuz-Zeitung“ und „Kölnische Volkszeitung“ spotten über das von mir vorgeschlagene Heilmittel. Meine Ueberzeugung ist, daß Gerechtigkeit ein Reich erhöht. Diesen Glauben werde ich nur mit meinem Leben aufgeben. „Kreuz-Zeitung“ und „Kölnische Volkszeitung“ erklären das für „Phantasterei“. Das ist jedenfalls ein nicht unerheblicher Beitrag zur Charakteristik der beiden Blätter.

Litate aus neuen Büchern:

Ich weiß, irgendwie und irgendwo sind wir alle Schablonen. Das ist ganz unvermeidbar im Massenleben. Wir können eben nicht überall selbst urteilsfähig sein. Ist unser sittlicher Kern dabei gesund, so sagen wir das auch ruhig und thun nie, als ob wir alles begriffen und alles von uns selber hätten. Wo aber jenes eigentümliche Verwischen und Verschwimmen in den Seelen beginnt, jenes Durcheinanderfließen von Eigenem und Fremdem, jener eigentümliche Selbstbetrug, der uns, was wir dreimal nachgesagt, beim vierten Male als eigenes Erlebnis empfinden läßt, jene Unwahrhaftigkeit, die mit halbverstandenen Schlagworten und viertelverstandenen Grundsätzen hantiert und dies Ragout mit Tagesredensarten garniert und dabei thut, als sei das alles der glatte Ausdruck eigensten Denkens und Empfindens — kurz wenn die Schablonisierung jene tiefe Unsittlichkeit des Geistes erzeugt, die Eigenes und Fremdes nicht mehr zu sondern vermag, Schein für Wirklichkeit ausgiebt, Gesellschaftsregel für persönliches Leben nimmt und Gut und Böse aus dem Munde der Leute statt aus der eigenen Seele schöpft, dann ist es endgiltig um Persönlichkeit, Charakter, Eigenart geschehen. Da wurde die Masse die Mörderin der Individualität.

(Aus „Im Kampf um Gott und um das eigene Ich.“ Ernsthafte Plaudereien von Karl König. 2. Aufl. Freiburg i. B. und Leipzig. Paul Waetzel, Verlagsbuchhandlung.

Bücherschau.

Richard Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie. 4. Aufl. 1902. Leipzig, Veit u. Co. XII, 582 S. Geh. M. 7.50, gbd. M. 8.50.

Für keine Wissenschaft hat die gründliche Kenntnis ihrer Geschichte eine so große Bedeutung wie für die Philosophie. Nirgends giebt es so lehrreiche Irrtümer, nirgends ist das Neue, mag es sich auch selbst als das Ganze erscheinen und sich feindlich gegen das Bestehende gebärden, so sehr nur eine Ergänzung und Fortbildung des Alten wie auf dem Gebiete der Philosophie. Dabei sind Zeitstimmung, Volksgeist und Individualität des Denkers, Gemüt, Wille und Phantasie von weit stärkerem Einfluß auf die Gestaltung der Philosophie als auf die irgend einer anderen Wissenschaft. Wenn ein System den geistigen Gehalt einer Epoche, einer Nation, einer großen Persönlichkeit zu klassischem Ausdruck bringt, wenn es durch bedeutende und originelle Konzeptionen, verfeinernde oder vereinfachende Auffassung, weite Ausblicke, tiefe Einblicke der Lösung des Welträtsels näher führt oder ihm von einer neuen Seite aus beizukommen sucht, so hat es mehr geleistet, als durch Aufstellung einer Anzahl unbestreitbar richtiger Sätze. Die Geschichte der Philosophie ist die Philosophie der Menschheit, und der Historiker der Philosophie sieht in jedem neuen System einen neuen Stein, der die Pyramide des Wissens in die Höhe führen hilft. Muß es darum nicht interessant sein, diese Bausteine nach Form und Qualität näher kennen zu lernen? Falckenbergs Geschichte der Philosophie, in ihrer 3. und 4. Auflage den Professoren Eucken-Jena und Volkelt-Leipzig gewidmet, führt uns in 16 Kapiteln das geistige Ringen der Menschheit von Nicolaus Cusanus bis zur Gegenwart vor Augen. Das 1. Kapitel entwickelt die philosophischen Bestrebungen von Nicolaus Cusanus bis Cartesius. Bako, Hobbes, Herbert von Cherbury u. a. finden hier ihre Würdigung. Das 2. und 3. Kapitel bringen die Philosophie des Cartesius und ihre Umbildung in den Niederlanden und in Frankreich (Geulinx, Spinoza, Paskal, Malebranche, Bayle). Das 4. Kapitel handelt über Locke, das 5. über die englische Philosophie des 18. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung Berkeleys und Humes. Im 6., 7. und 8. Abschnitt hören wir von der französischen und deutschen Aufklärung mit besonderer Darstellung der Philosophie Leibniz'. Das 9., 10. und 11. Kapitel machen uns eingehend mit Kant, Fichte und Schelling bekannt. Das 12. Kapitel bringt Schellings Mitarbeiter, besonders Krause, Baader und Schleiermacher. Das 13. Kapitel entwickelt die Hegelsche Philosophie, das 14. die Systeme Fries', Herbarts und Schopenhauers, das 15. die außerdeutschen Bestrebungen und das 16. in gedrängter Zusammenfassung die deutsche Philosophie seit Hegels Tode. Trendelenburg, Fechner, Lotze, Hartmann u. a. finden hier ihre Behandlung. Eine Erklärung der wichtigsten philosophischen Kunstausdrücke bildet den Schluß des Werkes. Falckenbergs Geschichte der Philosophie, die innerhalb 15 Jahren in 4 Auflagen erschienen ist, bedarf keiner Empfehlung; sie gehört zu den klassischen Werken unserer Litteratur. Wenn wir auch manchmal, zumal in der neuesten Zeit, noch etwas Genaueres über einzelne Philosophen, z. B. R. Eucken, erfahren möchten, so bleibt doch Falckenbergs Buch ein Buch von eminentem Werte. Es ist ebenso unentbehrlich für Lernende wie für Lehrende, gleichsam ein standard—work auf geschichtsphilosophischem Gebiet.

Fermersleben. Otto Siebert.

Schiller von Ludwig Bellermann. (Dichter und Darsteller. Band VII. Herausgegeben von Dr. Rudolf Lothar.) Mit 115 Abbildungen. Leipzig, Berlin und Wien. E. A. Seemann und Gesellschaft für graphische Industrie, 1901. VII, 259 S. Geh. M. 4.—, gbd. M. 5.—

Der von der Moderne „überwundene" Schiller findet immer neue Biographen, doch wohl ein Zeichen, daß es mit seiner Zeit noch nicht so ganz vorbei ist, wie die „Fortgeschrittenen" glauben machen möchten. Wychgram, Harnack, v. Gottschall (bei Reclam) haben in neuester Zeit das Leben des Dichters neu darzustellen versucht, drei große Biographieen harren noch der Vollendung (Minor, Brahm, Weltrich), und nun kommt der um Schiller auch sonst verdiente Ludwig Bellermann als neuester Biograph hinzu. Das vorliegende Schillerbuch reiht sich den übrigen

Bänden dieser Sammlung würdig an. Auf beschränktem Raum (252 Seiten, die noch mit 115 größeren und kleineren Bildern bedeckt sind) wird das eigentlich Biographische ziemlich ausführlich geboten, die treibenden Kräfte in Schillers Leben und Dichten, sein positiver Idealismus, die Kühnheit seines Geistes und Willens, werden kräftig hervorgehoben und auch die einzelnen Werke im Zusammenhang mit seiner Entwickelung betrachtet. Das Buch ist mit Wärme und der Frische persönlicher Teilnahme geschrieben. Mit Recht hebt Bellermann den Wert der Schillerschen Briefe hervor und belebt die Darstellung durch zahlreiche Anführungen aus zeitgenössischen Berichten, Tagebüchern, Briefen u. s. w. Nächst dem veralteten und doch immer noch jugendlichen Palleske und Wychgrams umfangreicherer, aber auch teurerer Schillerbiographie wird Bellermanns Buch das für die weitesten Kreise empfehlenswerteste sein. Aber eins! Es giebt heut in der That eine „Schillerfrage", und kein Freund des Dichters sollte ihr ausweichen; denn gerade das tiefere Eingehen auf die angezweifelten Werte in Schillers Dichtung muß zu einer vertieften Auffassung seiner Persönlichkeit, seiner menschlichen Entwickelung und seines dichterischen Schaffens führen und es ins hellste Licht setzen, was Schiller für unsere Zeit, was er für das neue Deutschtum bedeutet und an anregenden Lebenskräften besitzt. Die Schätze seiner ethischen und ästhetischen Anschauungen sind noch zu heben und in Umlauf zu setzen, der unverwüstliche Kern seiner dramatischen und tragischen Größe müßte gerade dem heutigen Geschlechte aus seinem Leben und Wesen neu aufgedeckt werden.

Die Schillerbiographie, die zugleich schillerwürdig, volkstümlich und modern im besten Sinne wäre, ein Werk für die Jugend unseres Volkes und für die Erwachsenen, nicht bloß für die Litteraturmenschen, dieses für unsere Zeit und nach den Bedürfnissen unserer Zeit und unseres Volkes von heute berechnete Buch soll erst noch geschrieben werden.

Worms. Karl Berger.

Deutsche Geschichte von **Karl Lamprecht.** Erster Ergänzungsband. (Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. 1. Band: Tonkunst — Bildende Kunst — Dichtung — Weltanschauung.) Berlin 1902, R. Gaertner (Hermann Heyfelder). 8°; XXIII, 471 S. Preis 6 M. —

Vom vorchristlichen Handel mit dem Zinne der Briten und dem Bernstein der Friesen bis zum Westfälischen Frieden hatte uns Karl Lamprecht die Entwicklung der deutschen Geschichte in sechs Bänden (die 2. Hälfte des V. Bandes ward im Juli 1895 abgeschlossen) vor Augen geführt; nun lesen wir in einem siebenten Band auf einmal von Richard Wagner, Max Liebermann, Detlev v. Liliencron und Friedrich Nietzsche — wie reimt sich das zusammen? Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, Lamprecht dürfte es im Laufe der Jahre ähnlich ergangen sein, wie meinem ehemaligen Geschichtslehrer Horst Kohl, der sich von Amalasuntha und Athalarich mit einem kühnen Sprunge zu Bismarck gewandt hat. Nicht daß ich damit etwa sagen wollte, Lamprecht wolle sich ganz und gar von dem meisterhaft beherrschten Mittelalter und seinen Stoffen abkehren: daran würde ihn schon sein Lehrauftrag hindern; aber die größere Liebe in ihm neigt sich wohl bereits der Neuzeit und ihren Fragen zu. Es wäre ja auch jammerschade, wenn sich ein Gelehrter von seinem Weitblick, seiner Bedeutung ganz und gar der Mitarbeit an der Lösung der Rätsel verschließen wollte, die uns die Gegenwart tagtäglich aufgiebt; vielmehr ist unser Volk den Professoren nur von Herzen dankbar, wenn sie zu schwierigen Problemen (Flottenvorlage, Mittellandkanal, Zolltarif) in ihrer Weise und von ihrem Standpunkt aus Stellung nehmen. Deshalb hält Lamprecht schon seit mehreren Jahren sehr lebhaft besuchte Vorlesungen, die dem kulturgeschichtlichen Verstehen der neuesten Zeit gewidmet sind; deshalb hat er jetzt lieber die letzten 50 oder 30 Jahre vorgenommen und zergliedert, als daß er sich mit der noch gähnenden Lücke von zwei Jahrhunderten abgeplagt hätte. Es reizte ihn, das Zeitalter der „Reizsamkeit" — so nennt Lamprecht unsere gegenwärtige Nervosität in Musik, bildender Kunst, Dichtung und Philosophie, Wissenschaft und Gesellschaft — bis ins feinste Fäserchen bloszulegen; und von den Ergebnissen dieser eingehenden Untersuchung beut der vorliegende 1. Ergänzungsband die im obenstehenden Untertitel namhaft gemachte erste Hälfte dar. Aber auch sonst hat sich die ursprünglich auf 7 Bände zugeschnittene Einteilung etwas verschoben. Nach der nunmehr giltigen Anordnung bedeuten die fertigen 6 Bände erst

die Hälfte des Ganzen: Band 1—4 (= I. Abteilung) enthalten die deutsche Urzeit und das Mittelalter, d. h. die Zeitalter des symbolischen, typischen und konventionellen Seelenlebens; Band 5—8 (= II. Abteilung) umfassen die neuere Zeit oder das Zeitalter des individuellen Seelenlebens; Band 9—12 endlich (= III. Abteilung) werden die neueste Zeit, d. h. das Zeitalter des subjektiven Seelenlebens bringen, während der Gegenwart die beiden Ergänzungsbände vorbehalten sind. Das alles mag auf den ersten Blick ziemlich bedeutungslos erscheinen oder manchem recht äußerlich vorkommen; doch der Verfasser legt besonderen Wert auf die Feststellung dieser Gliederung. Weshalb? Er ist der Zuversicht, daß sich die von ihm aus der deutschen Geschichte geschöpfte Stufenfolge eines symbolischen, typischen, konventionellen, individuellen und subjektivistischen Seelenlebens auch für alle andern, selbst für die ostasiatischen und altamerikanischen Kulturen als maßgebend und richtig herausstellen werde; damit wäre über die geschichtlichen Gesetzmäßigkeiten Kurt Breysigs („Zukunft" vom 18. und 25. Januar 1902) hinaus das erste wirkliche historische Gesetz gefunden. Doch das ist vorderhand nur ein persönlicher Glaubenssatz, den man sich nicht ohne weiteres anzueignen braucht — vielleicht entschließt sich der verehrte Meister, auf Grund der in meiner „Weltgeschichte" mühsam zusammengetragenen Stoffmassen ein Universalgemälde zu entwerfen, das seine Theorie in die Praxis übersetzt? — Daß der jetzt ausgegebene Band „in vieler Hinsicht ein Wagnis bedeutet", hat der Verfasser zwar selbst deutlich gefühlt; aber wer Lamprecht nur einigermaßen kennt, weiß auch, daß er sich nicht, wie so mancher fürsichtigere Fachgenosse, scheut, die schwierigsten und schlüpfrigsten Gegenstände zu packen, falls er sich von einer ernsthaften Beschäftigung mit ihnen eine Förderung der Allgemeinheit verspricht. Wer sonst unter den lebenden Historikern, namentlich aus der herrschenden „politischen" Richtung würde es, Hand auf's Herz, nur der Mühe für wert erachten, sich über den Entwicklungsgang der deutschen Musik auch nach der technischen Seite hin klar zu werden? Dabei ist L. nicht einmal das, was man im strengen Wortsinne „musikalisch" nennt. Oder: jeden geschlagnen Sonntag im Städtischen Museum den Idealismus und Impressionismus unsrer modernen Malerei und Bildnerei kennen zu lernen? Das der Bücherei gesetzte Budget durch Ankäufe der „Werke" von Otto Julius Bierbaum, Stephan George und Hugo von Hofmannsthal (vgl. die köstliche Zeichnung dieser „Ueberdichter", S. 224) zu beschweren? Mögen sich auch gerade in diesen den Künsten und der künstlerischen Weltanschauung (vulgo Philosophie, der damit der Charakter einer Wissenschaft sozusagen abgesprochen wird) gewidmeten Erörterungen, die ihrer ganzen Natur nach subjektiv sein müssen, einzelne schiefe Urteile, ja Entgleisungen finden — bewundernswert bleibt auf alle Fälle dieser allererste Versuch einer auf der vertrauenerweckenden Grundlage historischer Erkenntnis aufgebauten und in den festen Rahmen historischer Anschauung gespannten Meisterung aller Schwingungen, Saiten und Regungen im Seelenleben der jüngsten deutschen Vergangenheit und Gegenwart.

Leipzig. H. F. Helmolt.

Volks- und Seewirtschaft. Reden und Aufsätze von Prof. Dr. E. von Halle. 2 Bände 5.50 M., geb. 7 M. Berlin 1902. Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Die Sammlung von Reden und Aufsätzen, die, entstanden in den Jahren 1877 bis 1900, zum Teil schon an die Oeffentlichkeit gedrungen sind, zum andern aber hier zum ersten Mal publiziert werden, zerfällt in zwei Abteilungen. Die erste, die den Untertitel „Die deutsche Volkswirtschaft an der Jahrhundertwende" führt, bringt Abhandlungen über den Stand der deutschen Volkswirtschaftslehre an der Scheide zweier Jahrhunderte, über die Seeinteressen unseres Vaterlandes, über Deutschlands wirtschaftliche Entwickelung, wie sie in fremder und heimischer Beleuchtung erscheint, und einen alle Gebiete unseres öffentlichen Lebens umspannenden Ueberblick über die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands. „Weltwirtschaftliche Aufgaben und weltpolitische Ziele" ist die zweite Abteilung genannt. Sie enthält als besonders wertvolle Gaben drei Aufsätze über die volks- und seewirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland, dem als Seitenstück der Artikel „England als Beschützer Hollands" dienen kann, dann die wirtschaftliche Entfaltung Mexikos und der Weltmarkt, endlich den gedankenreichen Essay „Weltmachtspolitik und Sozialreform". Kleinere Aufsätze behandeln die deutschen

Kapitalinteressen in der ostasiatischen Inselwelt und die politische Lage, Englands Weltmachtstellung auf dem Meere, die Bedeutung des nordamerikanischen Imperialismus und die Verteilung der Industrie auf die klimatischen Zonen. Man sieht, es ist ein sehr reichhaltiger und vielseitiger Inhalt, den die beiden Bände bergen. Aber die einzelnen Teile werden nicht nur zusammengehalten durch das Band einer gemeinsamen Grundanschauung, sondern sie ergeben in ihrer Gesamtheit auch ein treues Bild von den Aufgaben und Zielen, die das zu wirtschaftlicher Blüte und innerer Festigkeit gelangte Deutsche Reich nun, Dank der Expansionskraft, die jedem gesunden und starken Volke innewohnt, auf dem Weltmarkt und in der Weltpolitik zu verfolgen hat, wenn es in der vordersten Reihe der Mächte bleiben will. Den leitenden Gesichtspunkt des Verfassers drückt folgende Stelle des Vorworts aus: „Das Deutsche Reich muß eine große, innerlich starke, wohl ausgeglichene Nation mit ruhig gegründetem Kraftbewußtsein bleiben; es muß sich seines eigenen Wesens, seines Leistungsvermögens bewußt sein und abzumessen lernen, wie es sich in der Gesamtbethätigung seines materiellen und geistigen Daseins, seiner natürlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Kräfte gegenüber den andern großen, aufstrebenden Mitbewerbern um die Erdbeherrschung in der Zukunft zu verhalten hat." Hierüber unterrichten uns die Reden und Aufsätze Ernst von Halles in ebenso gründlich wissenschaftlicher Weise wie anmutig-edler Form. Wir begegnen überall reichstem Wissen und umfassender Erfahrung, einem weiten, auf das Wesentliche gerichteten Blick und einer wohlthuenden Kraft nationaler Empfindung. Das Werk ist dem Staatssekretär des Reichsmarineamts, Admiral von Tirpitz, gewidmet, dem Manne, der die Bedeutung unserer Seemacht für unsere weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Aufgaben so kraftvoll und erfolgreich vertritt.

Ernst Francke.

Alltagsgeschichten. Skizzen von **Gotthard Kurland.** Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Eine feine Feder und eine feine Poetennatur offenbaren sich in diesen „Alltagsgeschichten", die meist in den höheren Beamten- und Offizierkreisen spielen. An Handlung enthalten diese Skizzen so gut wie nichts; man merkt, irgend eine Frage, eine Beobachtung in unserem sozialen oder geselligen Leben hat den Verfasser nicht losgelassen, er hat ihr nachgegrübelt und hat sie schließlich in das Gewand eines kleinen Geschichtchens gekleidet, wobei freilich zuweilen das lehrhafte Element stark durchschimmert.

Fragen wie jene in „Begnadigt": warum verschließt die Gesellschaft dem Verbrecher, dessen That durch Strafe gesühnt ist, dennoch ihre Pforten, sodaß ihm nichts als die Auswanderung in einen fremden Erdteil übrig bleibt? sind nicht neu, solche wie in „Geheimratstochter": warum muß ein alter müder Vater sich totarbeiten, um eine Existenz für seine Tochter zu schaffen, die, jung und thatkräftig, selbst schwer unter dem aufgezwungenen Müßiggang leidet? haben ihre Lösung vielfach durch die Frauenbewegung gefunden. Dort, wo der Verfasser eine satirische Behandlung anstrebt, vgl. „Im Dienst der Menschheit" — die Wohlthätigkeitsbestrebungen unbeschäftigter und gutsituierter Damen — wird die Schilderung fast zur Karikatur. Immerhin bleibt viel, sehr viel zurück, woran man seine helle Freude haben kann: eine graziöse und individuell gefärbte Art der Schilderung, ein Zusammentragen kleiner, Stimmung gebender Elemente, eine schöne Wärme des Gemüts und zuweilen ein glücklicher Spürsinn für ein Motiv, das bei aller Einfachheit seine Wirkung in sich trägt. Skizzen wie „Ausrangiert", „Ein Hindernis" und vor allem das ergreifende „Auf Abbruch" sind Kunstwerke, die einen guten Platz in der Jahreslitteratur beanspruchen dürfen.

C. E—K.

Neuerschienene Bücher für die Bücherschau bitten wir an die Verlagsbuchhandlung einsenden zu wollen. Besprechungen behält sich die Redaktion vor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Julius Bohmeyer, Berlin-Charlottenburg.

Weltberühmte deutsche Kunstblätter.

W. von Kaulbachs Wandgemälde

im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin.

Babelturm.

Homer und die Griechen.

Zerstörung von Jerusalem.

Hunnenschlacht.

Kreuzfahrer vor Jerusalem.

Zeitalter der Reformation.

Meisterhafte Kupferstiche

grossen Formats (Stichgrösse 53 : 60 cm, Papiergrösse 81 : 100 cm)
weiss Mk. 36.—, gerahmt Mk. 50.— bis Mk. 70.—
chines. „ 45.—, „ „ 60.— „ „ 80.—

kleinen Formats (Stichgrösse $20^1/_2 : 24^1/_2$ cm, Papiergr. 38 : 51 cm)
weiss Mk. 3.—, gerahmt Mk. 7.50 bis Mk. 20.—.

Mk. 20. **Kaulbach-Album.** Mk. 20.

Enthält obige sechs kleine meisterhafte Kupferstiche in eleganter Leinwandmappe.

In Kaulbachs Wandgemälden ist die gewaltige Idee verwirklicht: die Entwicklung des Menschengeschlechts, in welthistorischen Perioden aufgefasst, zur Darstellung zu bringen.

Alles, was die Menschheit je bewegt, in Religion, Staatsleben, Wissenschaft, Kunst und Industrie geht hier in mächtig lebendigen Bildern dem Auge des Beschauers vorüber.

Ein Gesamtbild der Kulturgeschichte der Menschheit, wie es der Buchstabe darzustellen nie lebendiger vermocht hat!

Ueber die anderen Teile der Wandgemälde

16 Blatt Zwischenbilder und 6 Blatt Fries

steht auf Wunsch genauer Prospekt zur Verfügung.

Alexander Duncker, Verlag, Berlin W. 35, Lützowstr. 43.

Einzelheft
30 Pfge.

Abonnement:
3 Mk. 25 Pfg.

Aufgabe der Zeitschrift ist die Verbreitung der Kenntnisse über unsere und fremde · Armeen · · · Marinen · · · Kolonieen · Länderkunde und überseeische Interessen, ferner Wasser-, Reit- und Jagdsport usw.

Reich illustrierte Aufsätze * Probehefte kostenfrei * Skizzen, Novellen, Romane

Boll & Pickardt, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW. 7, Georgenstr. 23.

3 2044 103 231 726